B 2 935 356

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

F. 28

Im neuen Reich.

Wochenschrift
für
das Leben des deutschen Volkes
in
Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Lang.

KÖNIGL. REGIERUNGS BIBLIOTHEK ZU CÖLN

Zehnter Jahrgang, 1880.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1880.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
I615
v.10:1

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Politische Umschau. A. Springer. 1.
Politische Randglossen. g. 76. 359. 393. 470. 752. 995.
Der Rechtsstaat. x. I, 30. II, 70.
Das Reichswehrrecht. x. I, 307. II, 387.
Der Bundesrath in der Reichsverfassung. x. 672.
Die Verwaltungsreform im preußischen Landtage. x. 143.
Der Anfang vom Ende. x. 492.
Raçenstreit oder Culturfrage? 184.
Die Wehrsteuer für das Reich. 445.
Die Reform der Agrargesetzgebung in Preußen. 689.
Aus dem deutschen Reichstage. M. 352. 426. 506. 627. 709. 787. 830.
Vom preußischen Landtage. x. 120. 239. 273. 877. 914. 957. 993. 1032.
Aus Berlin. x.
- Vertagung des Landtages. 361.
- Die Stellung des Staates im Kirchenstreite. Lasker's Absagemanifest. 598.

Die Denkschrift über den Untergang der Panzerfregatte „Großer Kurfürst" vor dem Reichstage. G. F. 405.
Zur socialen Lage Oberschlesiens. E. Witte. 245.
Directe Unterstützung oder Beschaffung von Arbeit? E. Witte. 335.
Aus Berlin. y.
- Weihnachten. Börse. Kunstgewerbe. Theater. 37.
- Hoffestlichkeiten. Vorlesungen. Die Fischereiausstellung. 79.
- Meyerheim-Ausstellung. Anselm Feuerbach. Erwerbungen des alten Museums. Theater. 159.
- Reichstag. Theater. Bildende Künste. Gemäldeausstellungen. 398.
- Enthüllung des Luisendenkmals. Goethedenkmal. 481.
- Geburtstag des Kaisers. Neue Oper. Fischereiausstellung. 519.
- Die Lucca. Bilder von Richter, Menzel, Böklin. Fischereiausstellung. 640.
- Neubauten und Verschönerungen der Stadt. Feuerbachausstellung. Die Lucca. 720.
- Die Fischereiausstellung. 799.
- Die internationale Hundeausstellung. Goethedenkmal. 880.
- Städtische Parkanlagen. 999.
- Otzen's Project zur Heiligenkreuzkirche auf dem „Johannestisch". Andere Kirchenbauten. Strack †. 1038.

Vom Rhein.
- Antijüdische Agitation. 797.

302

Digitized by Google

Aus Elsaß-Lothringen.
Die Zollverwaltungskosten. 556.
Aus Baden. H.
Vom Landtage. 148. 476.
Staatsexamen der Geistlichen. 277. 312.
Nach dem Landtage. 636.
Aus Schwaben.
Die nationale Partei in Württemberg. 917.
Aus Württemberg. g.
August Ludwig Reyscher. 716.
Aus München.
Vom Landtage. Parteiwesen. Das neue Militärseptennat. 197.
Vom Landtage. Militärkrisis. 433.
Ministerwechsel. 473.

Nachbarn und Fremdlande.

Aus Wien.
Das tschechische Memorandum. 39.
Enthüllungen. Das Unterrichts-Portefeuille. Herr von Haymerle. 200.
Die Ministerkrisis. Herr von Hübner und die reactionäre Partei. 315.
Der Krieg um den Unterricht. 395.
Verlobung des Kronprinzen. Der Reichsfinanzminister. Neue Zeitung. 515.
Budgetdebatte und antideutsche Bestrebungen. 679.
Aus der Schweiz.
Der Durchbruch im Gotthardtunnel. 438.
Die Frage der Landesvertheidigung in der Schweiz. 561.
Nochmals die Landesvertheidigung in der Schweiz. 755.
Demokratische Experimente. 61.
Was wird in Frankreich auf die Herrschaft der Commune folgen? 459.
Pariser Plaudereien. 139.
Aus Paris.
Victor Hugo. Sardou. Zwei neue Akademiker. Zola's Nana. 512.
Die Decrete gegen die Congregationen. 633.
Der Salon. 837.
Aus Paris.
Das Rennen von Longchamps. 1034.
Die englischen Wahlen. A. S. 624.
Eine parlamentarische Verfassung in Rußland. 416.
Aus New-York.
Das Lesseps-Bankett. 757.
Aus Argentinien.
Wirthschaftliche und politische Zustände. 759.

Geschichte und Biographie.

Fürst Metternich. A. Springer. 525.
Heinrich von Gagern. W. de Porta. 925.
Wolf Graf Baudissin. G. Freytag. I, 45. II, 85.
Niebuhr und Rist. J. Eyssenhardt. 6.
Samuel Henzi. L. Hirzel. 285.
Roger Ascham. R. Pauli. 23.
Alexei, der Sohn Peter's des Großen. Th. Schott. 655.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Deutschen Verfassungsgeschichte. G. Kaufmann. 205.
Zur Geschichte der sächsischen Artillerie. 270.
Der Banner der freiwilligen Sachsen im Jahre 1813. 236.
Aus dem böhmischen Feldzuge von 1866. W. L. 412.
Die Beendigung des Feldzuges in Westfrankreich. 565.
Göben und Faidherbe. 1013.
Von der Pariser Commune. 553.
Zur Literatur des jüngsten Orientkrieges. 485.
Berlin und Petersburg. W. L. 665.
Rußland unter Alexander II. und Deutschland. E. v. d. Brüggen. I, 125. II, 175. III, 219.
Das Ideal des Kaisers Nikolaus. 98.
Oesterreich und der Protestantismus. Chr. Meyer. 765.
Aus der Geschichte des Kirchenstaates. W. Lang. 725.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Goetheana. J. Schmidt. 939.
Zu Goethe's Leben und Werken. W. Stricker. 549.
Herder und Goethe in Straßburg. W. Lang. 975.
Herder's Briefe an Oberlin. M. Koch. 685.
Gleim und Schiller. F. Muncker. 592.
Christian Friedrich Weiße. F. Muncker. 870.
Joseph August von Törring. O. Brahm. 805.
Ein poetischer Brief der Karschin. W. Stricker. 748.
Ein Brief von Hebel. W. Stricker. 912.
Uhland's Schwäbische Kunde. A. Birlinger. 193.
Fritz Reuter zu Tübingen. K. R. 9.
Vier Briefe aus der Jugendzeit Philipp Jaffé's. S. Löwenfeld. 451.
Ebers' „Schwestern". E. Fritze. 111.
„Das goldene Kalb" von Rudolf von Gottschall. E. Fritze. 620.
Widmann's „Oenone". L. Hirzel. 497.
Franz von Holstein. H. A. Köstlin. 465.
Oesterreichs literarische Bestrebungen in Italien. F. Eyssenhardt. 595.
Das päpstliche Archiv. G. Winter. 823.
Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten. P. Lanzky. 784.
Ueber ein Gedicht Leopardi's. A. Gaspary. 670.
Die Zukunft des französischen Theaters. A. Bm. 743.
Das Oberammergauer Passionsspiel. D. 1028.
Ein neugriechischer Roman. W. Lang. 325.
Chinesische Erzählungen. 697.
Meisterwerke der Goldschmiedekunst. R. Bergau. 349.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe von der Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf. G. Buß. 965.
Eine Reise vor hundert Jahren. 371.
Die Insel Wolin. R. Hannke. 1005.
Das bedrohte Land Gottschee. Dr. Mupperg. I, 885. II, 943. III, 986.
Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. 118.
Corfu. H. Reimer. 845.
Griechische Culturbilder. W. Lang. 815.
Die athenischen Museen. L. v. Sybel. 14.
Die Götter des Parthenonfrieses. L. v. Sybel. 256.
Aus Rom.
Das Museo Tiberino. —r. 1037.

Verschiedenes.

Spinoza und Darwin. Th. Achelis. 581.
Idealismus und Positivismus. —s. 735.
Zur Orientirung über einige wissenschaftliche Bestrebungen der Gegenwart. 165.
Zur neueren kirchenrechtlichen Literatur. 950.
Zur preußischen Schulorthographie. 302.
Die höheren Schulen und die deutsche Literatur. 365.
Was die schwäbischen Bauern lesen. J. Lautenbacher. 539.
Die Juden in der deutschen Rechtsgeschichte. A. Rhamm. I, 645. II, 701.
Uebervölkerungsfragen. 775.
Zur Bevölkerungsfrage. 893.
Deportation und Strafknechtschaft in England. O. Mittelstädt. 210.
Die Freiheitsstrafen. O. Mittelstädt. 605.
Unser Geschütz im Reiche. I, 858. II, 902.
Von den Wirkungen in die Ferne. 750.

Literarische Kritiken.

W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen. L. H. 83.
H. Düntzer, Goethe's Leben. L. H. 203.
H. Grimm, Goethe. L. 803.
Lessing's Hamburgische Dramaturgie, erläutert von Fr. Schröter und R. Thiele. H. 43.
Max Koch, Das Quellenverhältniß von Wieland's Oberon. g. 564.

Zu Schiller's Räubern. sch. 601.
Frey, A. v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. L. H. 604.
Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880. L. H. 243.
S. Vögelin, Das alte Zürich. L. H. 244.
W. Leo, Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. g. 162.
F. Eberty, Lord Byron. E—e. 283.
K. Gutzkow, Die Paumgärtner von Hohenschwangau. E—e. 683.
B. Auerbach, Der Forstmeister. E—e. 42.
Paul Heyse, Verse aus Italien. E—e. 44.
H. Homberger, Italienische Novellen. E—e. 162.
H. Kruse, Der Verbannte. D. 82.
M. Ottesen, Inga. E—e. 123.
E. Engelmann, Volksmärchen. E—e. 364.
O. Rüdiger, Siegfried Bunstorp's Meisterstück. E—e. 401.
A. Beuthien, Halfblod. E—e. 403.
Chr. v. Husen, Nausikaa. E—e. 484.
J. L. Heiberg, Der Elfenhain. E—e. 724.
v. Wildenradt, Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. E—e. 763.
v. Wildenbruch, Der Meister von Tanagra. E—e. 803.
A. Giers, die Tochter Rolands. E—e. 840.
F. Dahn, Harald und Theano. E—e. 921.
L. Cuno, Bewegte Tage. E—e. 922.
H. Leo, Meine Jugendzeit. H. 602.
Franz Dingelstädt, Münchener Bilderbogen. L. 402.
B. Windscheid, C. G. v. Wächter. g. 562.
Th. Martin, Leben des Prinzen Albert. 4. Bd. g. 922.
H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. 5. Bd. L. 1004.
A. v. Reumont, Gino Capponi. W. L. 1041.
Opel, Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. g. 921.
A. Conze, Pergamon. g. 401.
K. Bartsch, Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. 404.
Th. Kaiser, Sophokles' König Oedipus. sch. 563.
Ein neues Journal zur modernen Philologie. sch. 524.
Waldersee, Sammlung musikalischer Vorträge. H. A. K. 444.
B. Erdmann, J. Kant's Kritik der Urtheilskraft. L. 961.
Fr. Schleiermacher's Reden über die Religion. L. 324.
O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. W. L. 320.
J. Duboc, Die Psychologie der Liebe. W. Bolin. 842.
K. Hase, Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts. g. 524.
R. Mariano, Christenthum, Katholicismus und Cultur. L. 522.
Baer-Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. g. 444.
Koch, Psychiatrische Winke für Laien. H. R. 761.
R. Heidenhain, Der thierische Magnetismus. g. 363.
Briefe A. v. Humboldt's an seinen Bruder Wilhelm. L. 960.
J. E. Wappäus, Carl Ritter's Briefwechsel mit Hausmann. H. 223.
Reden des Staatsministers Dr. Falk. g. 284.
Sociale Fragen und Antworten. E—e. 723.
H. Cohen, Ein Bekenntniß in der Judenfrage. 363.
E. v. Tröltsch, Die Dislocation der russischen Armee. 442.
Meyer's deutsches Jahrbuch. g. 884.
Die Publicistik der Gegenwart. 4. Heft. g. 961.
L. Steub, Aus Tirol. g. 884.
M. Schleich, Italische Apriltage. g. 844.
E. de Amicis, Spanien. L. 923.
W. Roßmann, Gastfahrten. g. 923.
Jähns, Atlas zur Geschichte des Kriegswesens. 762.
K. v. Spruner, Handatlas für die Ge-

Digitized by Google

schichte des Mittelalters und der neueren Zeit. g. 523.

Photographien von Urkunden aus siebenbürgisch-sächsischen Archiven. 644.

Peschel's Europäische Staatenkunde. —g. 1043.

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling. L. H. 1043.

Caro, Das Bündniß von Canterbury. g. 1044.

Notizen.

Zum Franzosenfeiertag in Schwaben. G. S. 364.

Zu dem Artikel: Fritz Reuter in Tübingen. 124.

Entgegnung. R. Mariano. 163.

Baudissin's Shakespeareübersetzung: Erklärung der deutschen Shakespearegesellschaft und Erwiderung von G. Freytag. 961.

Auszug aus dem Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft. 683.

Digitized by Google

Digitized by Google

Politische Umschau.

Der Boden zittert unter unsern Füßen. Wir sehen keiner bestimmten Gefahr in fest abgegrenzter Zeit scharf und klar entgegen, wir haben aber Alle die dumpfe Empfindung, daß über Nacht ganz unerwartet schwere Ereignisse hereinbrechen können, welche unsern Frieden und unsere Ruhe bedrohen. Es giebt für uns kein „bischen Herzegowina" mehr, seitdem das deutsche Reich besteht und als Großmacht die Empfindlichkeit für europäische Berührungen in erhöhtem Maße gesteigert besitzt. Die Fragen der äußern Politik, unsere Beziehungen zu den anderen Staaten haben jetzt eine ganz andere Wichtigkeit als zur Zeit des deutschen Bundes, welcher nur als träge Masse von allen Nachbarn angesehen wurde, niemand zu Nutzen aber niemand auch zu Schaden und daher unbehelligt blieb. Gegenwärtig wird zwar unsere Freundschaft auch wenig begehrt, dagegen die bitterste Feindschaft von den westlichen und östlichen Nachbarn gegen uns geschürt und gepflegt. Wie wir uns den Gegnern gegenüber zu verhalten haben, darüber herrscht vollkommene Klarheit. Dem einzelnen Feinde fühlen wir uns gewachsen, eine Coalition der Gegner haben wir guten Grund zu fürchten. Wir suchen daher die letztere so lange als möglich zu verhindern und bemühen uns durch Bündnisse zu stärken, die wir im schlimmsten Falle den feindlichen Allianzen entgegenstellen können. Der rasche Wechsel aber in unseren Bündnissen weist auf den unsichern, tief erschütterten Grund hin, auf welchem wir uns bewegen. An die Stelle Rußlands, noch vor wenigen Jahren unseres besten Alliirten, ist ziemlich unerwartet Oesterreich gerückt, von welchem wir uns bis vor kurzem nur der schlimmsten Anschläge gegen uns versahen. Wird das neue Bündniß sich dauerhafter gestalten als das alte, welches in Wahrheit nur eine Unterordnung unter russische Interessen bedeutete? Man sollte es glauben. Denn das deutsch-österreichische Bündniß ist der richtige Ausdruck für die engeren Wechselbeziehungen, auf welche Natur und Geschichte beide Reiche gewiesen hat. So lange Oesterreich seine europäische Machtstellung vorwiegend auf seine mittelbare Herrschaft in Deutschland stützte, dem Dualismus in der äußern Politik

Digitized by Google

huldigte, gab es nur Rivalitäten, einen bald offenen, bald geheimen Kampf, auf der einen Seite, sich die Dienstbarkeit der deutschen Staaten zu sichern, auf der andern, sich derselben zu entziehen. Die harte aber unbedingt nothwendige Auseinandersetzung 1866 und weiter die Schöpfung des deutschen Reiches haben das rechte Verhältniß erst hergestellt und die Möglichkeit einer dauernden, beiden Theilen gleich vortheilhaften Freundschaft geschaffen. Es ist bezeichnend, daß erst seit 1866 der österreichische Patriotismus, früherhin gerade von den besten und tüchtigsten Söhnen der österreichischen Länder seufzend als etwas Unmögliches und Unerreichbares hingestellt, sichtbar und stetig erstarkt, und daß in Deutschland seit 1870 alle maßgebenden Stimmen die offenste und ehrlichste Theilnahme an der Wohlfahrt des sich wieder zurückgegebenen Oesterreich äußern.

Das Bündniß mit Oesterreich macht die Fortdauer friedlicher Zustände in Europa wahrscheinlich. Vollkommene Sicherheit gewährt es nicht. Es könnte sogar der Fall eintreten, daß wir gerade durch die österreichische Allianz in einen orientalischen Krieg — und der Orient wird ohne Zweifel den nächsten Anlaß zu einem großen Kriege bieten — hineingezogen würden. In welcher Weise löst Oesterreich die in Bosnien übernommene Aufgabe? Das ist auch für uns Deutsche eine Lebensfrage geworden. Offenbar herrscht darüber in Wien selbst noch keine vollkommene Klarheit, sonst könnten wir uns die Vorgänge, die sich dort in parlamentarischen und in Regierungskreisen abspielen, nicht erklären. Seltsame Dinge gehen vor sich. In dem Augenblicke, wo Andrassy's Politik den vollen Sieg erringt, tritt dieser Staatsmann zurück. Daß sein Nachfolger, bei aller Anerkennung seiner Verdienste, kein Mann selbsteigener Initiative genannt werden kann, geben auch die Freunde desselben zu. Wer steht hinter dem Baron Haymerle? Ist er vorgeschoben, bis Andrassy wieder seine Zeit gekommen glaubt, oder ist er ein Werkzeug der bekannten Gegner Andrassy's? Weiter. Das deutsch-österreichische Bündniß wird in dem Augenblicke mit auffallendem Nachdrucke verkündigt, in welchem das Ministerium in einer antideutschen, feudal-klerikalen und slavischen Majorität im Abgeordnetenhause seine Stütze findet. Die Regierung legt ein Wehrgesetz vor mit der offenkundigen Absicht, die Mittel bereit zu haben, wenn es wegen der Haltung Oesterreichs in der orientalischen Frage zu einem Conflicte mit Rußland kommen sollte. Der ungarische Reichstag stimmt dem Gesetze zu. Das ist ganz begreiflich, denn die Occupation Bosniens durch österreichische Truppen, der Keil, welchen Oesterreich zwischen die zwei ehrgeizigsten und unruhigsten südslavischen Staaten getrieben hat, entspricht ganz und gar dem ungarischen Interesse. Weniger begreiflich ist schon der Widerstand, welchen die deutsche Partei im Wiener Abgeordnetenhause dem Gesetze entgegengestellt hat, da dasselbe doch bestimmt ist, Oesterreich in Ver-

Digitized by Google

bindung mit Deutschland in den Stand zu setzen, dem Vordringen des russischen Einflusses und der slavischen Propaganda im südöstlichen Europa erfolgreich zu begegnen. Vollends unverständlich erscheint aber das Vorgehen der slavischen Abgeordneten. Sie begeistern sich förmlich für das Wehrgesetz, und doch ist ihnen die ganze orientalische Politik der Regierung ein Gräuel. Eine ganz andere Ordnung der Dinge haben sie für die ehemals türkischen Provinzen im Sinne. Die Balkanhalbinsel gehört den Südslaven, die Vorherrschaft unter diesen den Serben. Wie die slavischen Wortführer überhaupt westeuropäische Zustände und Vorgänge zu kopiren lieben, so auch in diesem Falle. Serbien ist ihnen das südslavische Preußen oder, da der Name Preußen viel zu verhaßt ist, das slavische Sardinien. Von ihm soll die Befreiung der anderen Provinzen ausgehen, diese, selbständig geworden, sich als Bundesglieder dem serbischen Staate anschließen. Sie haben nichts dagegen, wenn der südslavische Staatenbund einmal in ein großserbisches Reich übergehen würde, sie hoffen wohl auch, daß die „Italia irredenta" auf diesem Boden ihr Gegenbild finde, wobei begreiflicherweise die österreichischen Grenzen nicht unverrückt blieben. Der Ausführung dieses Programmes — Traum wäre wohl die bessere Bezeichnung dafür — hat die grenzenlose Erbärmlichkeit Serbiens im Kriege wie im Frieden ein schweres Hinderniß bereitet und Oesterreich jetzt einen starken Riegel vorgeschoben. Damit ist aber Oesterreichs Aufgabe nicht erfüllt. Es muß auch dafür sorgen, daß namentlich in Bulgarien sich nicht ein Herd fortwährender Unruhen und Kämpfe bilde. Diesem Lande ist durch das Geschenk einer Verfassung die schlimmste Morgengabe dargebracht worden, die nur jemals eine feindliche Zaubermacht ersinnen konnte. Ebenso gut durfte man als Grundgesetz die permanente Anarchie ausrufen. Nur eine Persönlichkeit aus dem Holze eines Milosch geschnitzt, paßt für alle diese vom türkischen Joche befreiten Stämme. Ob der neue Fürst aus diesem Holze geschnitzt ist, ob es Oesterreich gelingen wird, vom Fürsten russische Rathgeber, vom bulgarischen und serbischen Stamme russische Agitationen fern zu halten, darüber wird uns schon die nahe Zukunft Auskunft geben. Von der Bildung einer antirussischen Partei in den neugeschaffenen Staaten hängt wesentlich der Erfolg der österreichischen Orientpolitik ab und damit auch das Schicksal des deutsch-österreichischen Bündnisses. Ihr Scheitern bedroht den befreundeten Staat an seiner empfindlichsten Stelle, gefährdet seine Macht, selbst seine Existenz. Dann muß das Bündniß in die Waffenbrüderschaft übergehen.

Entscheidend ist in allen diesen Dingen Rußlands Stellung. Sie zu berechnen, fehlen dem geschultesten Staatsmanne ebenso die Mittel, wie dem Laien. Der Deutschenhaß für sich weckt noch keine unmittelbare Kriegsgefahr. Bedenklich könnte er erst werden, wenn er als Ableiter des innern

Digitized by Google

Krankheitsprocesses, welcher den russischen Staatskörper durchzieht, benutzt würde. Noch hat die politische Gährung die weiteren Volkskreise nicht ergriffen, noch steht die Masse der Nation stumpf und starr der Agitation gegenüber. Erst wenn die Kirche auch in den Strudel der Bewegung gerissen werden sollte, droht die letztere zu einem gewaltigen Sturme sich zu steigern. Und schon vernimmt man, daß mannigfache Versuche gemacht werden, in den Dorfpopen die Unzufriedenheit zu schüren, sie für die phantastischen Pläne der radikalen Partei zu gewinnen. Bei der jämmerlichen socialen Lage, in welcher sich dieselben befinden, ihrer Gedankenarmuth, ihrem leicht zu weckenden Fanatismus, hat man einmal einen Gedanken in ihre Köpfe eingebohrt, bieten sie ein überaus wirksames Werkzeug der Revolution dar. Alles aber deutet darauf hin, daß wir am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts ähnliche convulsivische Zustände im russischen Staatskörper erleben werden, wie sie vor einem Jahrhunderte Frankreich erbeben machten. Die Naturbedingungen zu einer politischen Revolution sind alle vorhanden: Ein Hof, dessen Mitglieder mit nationalen Ideen spielen, ohne daß sie im Bewußtsein der Nation eine gesicherte Stellung behaupten, eine zahlreiche Klasse Halbgebildeter, die in der Politik nur aufregende, die blasirte Empfindung kitzelnde Abenteuer erblicken, eine Volksmasse endlich, an sich träge und gutmüthig, welche aber, einmal durch ein glücklich getroffenes Schlagwort in Bewegung gesetzt, zu rollen nicht aufhört, von der Wucht elementarer Leidenschaften fortgetrieben wird und zu diesem allen noch wirkliche tiefgreifende Uebelstände in der Verwaltung, eine berechtigte Unzufriedenheit mit dem Gange der Regierung. Wahrlich, wenn nicht eine weise und starke Hand rechtzeitig eingreift, kann das Nachbild der französischen Revolution ihr Original in wildem Grimme und in blutigen Gräueln noch weit übertreffen. Und unterdessen schickt sich die französische Republik an, das ihr so oft schon von kundiger Hand vorgeschriebene Programm buchstäblich zu erfüllen, bei äußerem Scheinglanze immer tiefer und tiefer zu fallen, immer mehr die Beute der radikalen Parteien zu werden und schließlich in einem kecken Staatsstreiche die ersehnte Rettung aus den Händen ewig zankender, immer nur persönliche Politik treibender Demagogen zu finden. Schwerlich werden sich diese inneren Wirren in zwei großen Reichen abwickeln, ohne den Versuch, die Nachbarstaaten in Mitleidenschaft zu ziehen und eines beispiellosen Glückes dürften wir uns rühmen, wenn uns vergönnt wäre, von gewaltsamen äußeren Störungen wenig berührt, unser Reich auszubauen und unseren Bedürfnissen entsprechend einzurichten.

An Ansätzen zu solchem Ausbaue ist bekanntlich das vergangene Jahr nicht arm gewesen. Der eigenthümlich nervöse Zug, die zitternde Erregung, welche das öffentliche Leben Europas charakterisiren, machte sich auch in der

Digitized by Google

Art, wie sie ins Werk gesetzt wurden, geltend: ruckweise, plötzlich und unerwartet, mit hastiger Eile, welche nicht immer eine gemüthliche Schonung des Vergangenen duldet. Ueber die Folgen der Umkehr auf wirthschaftlichem Gebiete muß uns die Erfahrung belehren. Aus den Verhandlungen im Reichstage lernten wir, zuerst daß das parlamentarische System nichts als eine Kette von Compromissen sei, sodann aber daß alles, was von wirthschaftlichen Systemen und Principien gesprochen wird, sich in der Praxis auf einen einzigen einfachen Grundsatz zurückführen läßt: Hau' nicht meinen Juden, so streichle ich deinen Juden. Und deshalb regte uns der Ausgang der Zolldebatten nicht in dem gefürchteten Maße auf. Wir sind in die Zwangslage versetzt, geduldig abwarten zu müssen, ob in Wahrheit die angeblich am meisten berechtigten Interessen siegreich geblieben sind. Der Umstand, daß in naher Zeit der Verkehr, der bisher nur zwischen den einzelnen Staaten und Völkern Europas geregelt wurde, zwischen den Welttheilen wird geordnet werden müssen, daß Amerika in unser Wirthschaftsleben in ungeahntem Umfange einzugreifen sich anschickt, hat auch nicht dazu beigetragen, unser Urtheil über die deutsche Zollreform definitiv zu gestalten. In ähnlicher Weise hat die Verschiebung der Parteien in unseren großen politischen Versammlungen die Kreise, welche dem Fractions- und Coteriewesen fern stehen, nicht nachhaltig ergriffen. Sie erscheint wenig bedeutend, ja geradezu nichtssagend gegenüber der Wandlung, die in unserem politischen Credo unaufhaltsam vor sich geht. Wir haben ein doppeltes Besitzthum aus unsrer Vergangenheit geerbt: die Freiheit der Bildung und die fest geschlossene Rechtsordnung. Beides wird angegriffen. Die Freiheit der Bildung soll beschnitten werden, weil sie angeblich die öffentliche Ordnung und den frommsittlichen Geist des Volkes bedroht. Die hergebrachte Ordnung der Dinge wird bekämpft, weil sie mit mannigfachen neuen Vorstellungen über die Welt und die persönlichen Menschenrechte vermeintlich in Widerspruche steht. Wir haben beides mit dem Aufgebote aller Kraft zu vertheidigen, so zu vertheidigen, daß nicht die Hälfte des Besitzes der andern zum Opfer fällt. Sonst gehen wir Zeiten des späten römischen Imperiums entgegen. Im Angesichte dieser Aufgabe treten die alten Parteinamen und die alten Parteiprogramme in den Hintergrund zurück. Bequem und gemächlich wird dadurch unser Leben allerdings nicht. Unser Pflichtenkreis ist mit dem Eintritte in die Reihe der Großstaaten und Großmächte Europas gewachsen, unsere Privatinteressen müssen sich eine vielfach noch ungewohnte, aber unbedingt nothwendige Unterordnung unter die öffentlichen Interessen gefallen lassen. Eine Zeit lang schien es, als ob uns die Herrlichkeit des neuen Reiches, der Sieg der nationalen Ideen eben so verhängnißvoll werden könnte, wie Italien, wo der große Staat zu einem wahren Giftbaum geworden ist, welcher alle die vortrefflichen Eigenschaften des reich begabten

Volkes zum Verdorren, alle Fehler desselben zu üppigster Blüthe bringt. Daß wir zu der Einsicht gekommen sind, zur Erhaltung des Staates gehöre nicht blos Tapferkeit, sondern auch maßhaltende Gesinnung, ist der größte Gewinn, den wir dem vergangenen Jahre verdanken. A. Springer.

Niebuhr und Rist.*)

Es ist häufig darüber Klage geführt worden, wie wenig eines der ausgezeichnetsten Bücher, die wir in unserer Sprache besitzen, gelesen wird; aber nie ist uns die Vortrefflichkeit der in den „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" enthaltenen Briefe des großen Geschichtsschreibers so klar geworden und so überwältigend vor die Erinnerung getreten, als bei der Lectüre des soeben erschienenen ersten Bandes der Memoiren eines Landsmannes und Zeitgenossen Niebuhrs. Wie völlig im Anfang dieses Jahrhunderts in einem großen Theile Deutschlands jedes Nationalgefühl verschwunden war, das erfährt man mit Staunen aus diesen Aufzeichnungen eines durchaus ehrenwerthen, fleißigen und geschäftserfahrenen Mannes, so daß wir unwillkürlich an das Wort erinnert werden, welches etwa zu derselben Zeit Ugo Foscolo seinen Landsleuten zurief: „ich fing an, das Bedürfniß nach Zurückgezogenheit und Ruhe zu empfinden und zugleich Mitleid mit meinem der Ruhe eben so bedürftigen Vaterlande. Jeder Versuch wäre vergeblich gewesen, und, selbst wenn die leidenschaftliche Liebe zur Unabhängigkeit mich getäuscht und mir eine gewisse Möglichkeit gezeigt hätte, so hätte ich wahnsinnig sein müssen, wenn ich nicht die vollständige Unmöglichkeit des Gelingens hätte einsehen wollen, selbst für den Fall, daß der Versuch im ersten Augenblicke geglückt wäre. Die heutigen Italiener sind so beschaffen, daß tausend Männer wie Lykurg und zehntausend wie Timoleon und hunderttausend wie Washington und eine Million spartanischer Krieger nichts erreichen könnten."

Nichts bezeichnet den Standpunct, von welchem aus diese Denkwürdigkeiten geschrieben sind, treffender als was der Verfasser aus dem Jahre 1800 erzählt: „Ganz anders erging es mir mit einem nicht weniger ausgezeichneten Manne, den ich während der Zeit seines Aufenthaltes in Kopenhagen oft im Schimmelmannschen Hause sah. Es war Niebuhr, mein Vorgänger (als Secretär des Grafen), für den der Graf stets noch eine gewissermaßen zärtliche Neigung, die Gräfin aber, bei aller Achtung, welche er ihr abrang, eine heimliche Scheu bewahrt hatte. Was mir von seiner umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit, seinem un-

*) Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Digitized by Google

fehlbaren Gedächtniß, und eben so scharfen als richtigen Urtheil zu Ohren gekommen war, ward von dem, was ich fand, vollkommen bestätigt, ja übertroffen ..... Ich meinte mit all seinem Wissen sei er doch in die höheren Regionen der Freiheit nicht eingedrungen, und sein großes, frommes Auge konnte mir weder Vertrauen noch Zuneigung abgewinnen. Ich bin Niebuhr aber seitdem wieder begegnet, als sich in mir der Trotz auf die allein seligmachende Kraft der ersten Grundsätze alles Wissens, bei ihm die erste jugendliche Herbheit der Vorurtheile gemildert, und wir uns beide durch vielseitigere Berührung mit der Welt abgerundet und innerlich ausgebildet hatten: da habe ich ihm denn volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mich oft der herrlichen Eigenschaften gefreut, welche die Natur in ein so reines Gefäß verschlossen hat; zugleich ist es mir aber auch klar geworden, daß Gott gütig gegen alle seine Kinder ist, und daß wir einander nicht zu beneiden Ursache haben, ragt auch der eine auf einzelnen Punkten neben den anderen hervor ..... Niebuhr ging 1806, von einem wohlverzeihlichen Gefühle höherer Bestimmung getrieben, plötzlich mit glänzenden Aussichten in preußische Dienste. Viele haben ihm das verdacht; ich konnte es nicht: denn ich beurtheilte die Lage unseres Staates wie er. Was Preußen bevorstand, ahnte keiner; er hat das harte Geschick wie ein Mann mit getragen und den kleinen Kitzel schwer gebüßt."

Also Niebuhr, dessen freier, hoher Geist über die beschränkten Ansichten des provinziellen Particularismus weit erhaben war, hatte damals Vorurtheile, derentwegen Rist ihn um das, worin er in einzelnen Punkten hervorragte, nicht beneidete! Der innere Trieb, der den genialen Mann aus Dänemark, „unserem Staate", wie es Rist nennt, nach dem einzigen Theile von Deutschland, wo der selbstbewußte politische Gedanke und die Zukunft Deutschlands eine Stätte hatten, hinlenkte, war ein „kleiner Kitzel!"

Noch ärger wird es im Folgenden: „Hat nachher das wunderliche Preußenthum unserer Tage sich seines Kopfes nicht nur, sondern auch seines Herzens bemeistert, und er die Mißbilligung vieler Freunde sich durch unbesonnenen Eifer zugezogen, so hat er das auch hinwiederum hart genug durch den innern Unmuth, der solche einseitige Bestrebungen zu begleiten pflegt, gebüßt. Was am meisten zu beklagen, ist, daß politisches Treiben ohne rechten Zweck, und man könnte sagen, ohne Beruf, ihn den ausschließlich gelehrten Arbeiten eine Zeit lang entfremdet, und die Welt um die schönen Hoffnungen gelehrter Meisterwerke betrogen zu haben scheint, die eine so ausgezeichnete Jugend fassen ließ; was er bis jetzt geliefert, ist nur als Studien zu betrachten."

In diesen Worten zeigt sich das eigentlich treibende Agens, welches alle Ansichten des Verfassers bestimmt: der bittere Haß gegen Preußen, als den Staat, der die Führung im Kampfe gegen die Unterdrückung übernommen

Digitized by Google

hatte, und von dem es deshalb einen Augenblick möglich schien, daß er dem Particularismus der einzelnen deutschen Staaten gefährlich werden könnte. Denn wenn er auch unter dem wunderlichen Preußenthum seiner Tage vermuthlich die Zeit der Demagogenriecherei versteht, was hat Niebuhr je damit zu thun gehabt? Seine politische Thätigkeit galt der Theilnahme an den Arbeiten, welche die Regeneration Preußens einleiteten und allein die Befreiung Deutschlands ermöglichten. Das sonderbarste aber enthält der letzte Passus, Niebuhr habe bis jetzt nur Studien geliefert. Und doch war die römische Geschichte längst erschienen! Den Vorwurf, daß dies kein abgeschlossenes Werk sei, können wir wohl auf sich beruhen lassen. Der Verfasser hat keine Ahnung davon, daß dieses unübertroffene Meisterwerk, so lange es historische Forschung auf der Welt geben wird, ein Markstein sein wird, der den Anfang einer neuen Straße bezeichnet, die in die schwierigsten Gebiete menschlichen Erkennens führt, und von welchem aus jeder wahre Historiker seinen Weg antreten wird.

Darüber, ob Rist mit Recht oder Unrecht behauptet, Niebuhr hätte besser gethan, sich ganz seinen gelehrten Studien zu widmen, wollen wir nicht mit ihm rechten. Seine körperliche Organisation machte ihn freilich nicht sehr geeignet für die Ertragung der Reibungen und unaufhörlichen Kämpfe, denen der praktische Staatsmann nun einmal ausgesetzt ist. Aber jedenfalls giebt es viele Leute, welche der Ansicht sind, daß sein genialer Blick und seine strenge Gewissenhaftigkeit ihn nur zum Segen Preußens in der Epoche nach den Freiheitskriegen an der innern Weiterentwickelung des Staates würden haben Theil nehmen lassen. Seine Studien aber hätten schwerlich dabei viel verloren: an einen Geist wie den seinen darf man nicht den gewöhnlichen Maßstab menschlichen Umfassungsvermögens und männlicher Arbeitskraft legen wollen. Charakteristisch ist übrigens, daß Niebuhr in seinen Kopenhagener Briefen mit keiner Silbe Rist erwähnt.

J. G. Rist war der Sohn eines Pfarrers in Niendorf bei Hamburg, und schildert in dem ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten seine Jugend- und Universitätsbildung, so wie die Zeit, in welcher er Privatsecretär des Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, und dann im diplomatischen Dienste Dänemarks in St. Petersburg, Madrid und London thätig war. Das einfache Leben in dem alten, durch die Festungswälle eingeengten Hamburg, und das Treiben in den drei Städten, in welche der Dienst ihn gerufen hatte, ist anschaulich und lebendig geschildert. Leider ist der eigentlich interessanteste Theil, die Schilderungen spanischen Lebens, durch die Sorglosigkeit bei der Drucklegung arg entstellt worden. „Es menestes arreas!“ zum Beispiel werden die spanischen Bauern dem Reisenden schwerlich zugerufen haben, als ein Gewittersturm ihn zu überraschen drohte, sondern es menester arrear: „ihr

müßt die Pferde antreiben". Eben so wenig wird Rist in Madrid gewohnt haben an der esquira de la de St. Mateo, sondern an der esquina (Ecke) de la calle de San Mateo, und was dergleichen mehr ist. Der Haß aber gegen Preußen bleibt stets derselbe und noch über das Grab wird dem preußischen Geschäftsträger Gualtieri, der in Aranjuez starb, die „preußische Fatuität" (S. 320) nachgeworfen, an der alle damals nach Spanien geschickten preußischen Diplomaten gelitten zu haben scheinen, da es auch von des Verfassers „Freunde" Scholtz (S. 324) heißt, er habe in Spanien „seinen Berliner Dünkel geltend machen" wollen. J. Eyssenhardt.

Fritz Reuter zu Tübingen

im October 1840.

Die bald nach Fritz Reuters Tode (am 12. Juli 1874) erschienenen Biographien des Dichters erzählen davon, wie derselbe nach erstandener siebenjähriger „Festungstid" im Herbst 1840 die Universität Heidelberg bezogen habe, um das unterbrochene Studium der Rechtswissenschaft nochmals aufzunehmen. Sie lassen aber, wenigstens so weit wir haben vergleichen können, die Thatsache unerwähnt, daß Reuter, ehe er nach Heidelberg gekommen ist, zuvor schon in Tübingen den allerdings hier vergeblichen Versuch gemacht hatte, das akademische Bürgerrecht wieder zu erlangen. Diese freilich nur kurze Episode in des Dichters Leben hat zuerst Karl Mayer in Stuttgart aus seinen eigenen persönlichen Erinnerungen heraus in drei vom Juli 1875 datirten Artikeln, welche durch die „Frankfurter Zeitung", später, im Sommer 1878, auch durch den Stuttgarter „Beobachter" veröffentlicht wurden, in sehr anziehender Weise geschildert. Er erzählt darin, wie in jenem Herbst 1840, etwa vierzehn Tage nach den Ferien, auf der Burschenschaftskneipe in Tübingen eines Abends ein „stattlicher, in Jahren schon ziemlich über das gewöhnliche Studentenalter vorgerückter junger Mann bei uns eintrat. Er stellte sich als Jenenser vor, war aus Mecklenburg, hieß Fritz Reuter und wollte in Tübingen Jura studiren. Seine Züge waren mehr derb als schön, aber sein Gesicht sprach sofort an durch den besondern Ausdruck von Herzensgüte, der es belebte; klare, freundliche Augen leuchteten unter der ziemlich tief herein umbuschten Stirn hervor und eine sonore Stimme gewann den Hörer. So ließ ich — als Kneipwart, neben welchem der Gast Platz genommen hatte — auch gleich die gebräuchliche vorsichtige Zurückhaltung fahren, welche wegen wandernder Stromer sonst wohl am Platze war. Eben so machte der

Digitized by Google

Ankömmling mich in der treuherzigsten Weise mit seiner Herkunft und seinen Schicksalen bekannt, nicht weil er gern davon gesprochen hätte, vielmehr weil ihn die Unfähigkeit jeden Rückhalts Alles aufrichtig herauszusagen zwang. So erfuhr ich nur immer das Letzte und das Andere kam dann, weil es mußte, von selber nach. Welche Aufregung Reuters Erscheinung und Geschichte in diesem Kreise hervorrief, kann man sich denken. Er erzählte, wir hingen an seinen Lippen. Manches trug er in seinem heimathlichen Platt vor. Die Hergänge und Personen wurden uns dadurch nur um so lebendiger." — „Eine Lust war's ihm zuzuhören, wie er in behaglicher Kleinmalerei seine Erlebnisse berichtete, und dann plötzlich durch das Aufblitzenlassen eines einzelnen Zuges, den er typischen Personen oder Vorgängen abgelauscht, seine Erzählung zu einem Gemälde der ganzen deutschen Jammerwelt und politisch trostlosen Periode erhob, daß einem lachend die Thränen über die Backen liefen. Wie Reuter gespannte Situationen prickelnd auszumalen, komische mit aller Kraft der Wahrheit darzustellen, Personen nach dem Leben zu zeichnen und aus ihrem Innersten heraus reden zu lassen vermochte, Deutschland hat es seither aus seinen Schriften erfahren; aber so oft ich zu dieser Quelle des Behagens zurückkehre, wie blaß erscheint mir all dieses Niedergeschriebene und Gedruckte gegen jene Schilderungen, die er damals im Kreise guter Gesellen hervorsprudelte, in noch frischester Erinnerung und im Uebermuthe der wieder gewonnenen Freiheit, da nun alle diese Plagen hinter ihm lagen. Gleich Leuten aus dem Volke konnte er nicht erzählen, ohne die Handelnden selber sprechen zu lassen, aber wie wußte der Schalk in Ausdruck und Geberde, in Mundart und Stimme die Personen, die er auftreten ließ, nachzuahmen. Gefesselt lauschte der Hörer solcher Kunst, aber daß es Kunst war, wir ahnten es nicht und er selbst wußte es am allerwenigsten. Nach der langen Abgeschlossenheit von jugendlich-munterer Umgebung schien er nicht enden zu können mit seinen Mittheilungen, und wir waren unersättlich, sie zu erfahren." Mayer berichtet dann von dem Einfluß, welchen die Anwesenheit Reuters auf das Leben und die Tageseintheilung seiner Commilitonen ausgeübt. „Vormittags Frühstück, Nachmittags Spaziergang — denn es war ein prächtiges Octoberwetter mit den warmen Beleuchtungen des Gebirges und dem milden Glanz der Thäler, wie sie an den schon kurz gewordenen Tagen der sogenannte alte Weibersommer bisweilen dieser Gegend gewährt, — und des Abends die Kneipe bis auf den letzten Platz gefüllt und erfüllt von Lachen, feierlich dahin brausenden Gesängen und der Freude lautestem Tumult. So lebten wir mit unserm liebenswürdigen Gaste in den Tag hinein, wie die Kinder. Daß es das ganze Semester so nicht fortgehen könne, sagte man sich wohl, aber ein Ende zu finden wußten wir nicht." Das Ende sei indessen doch gekommen und zwar plötzlich und mit Schrecken. Eines Tages sei nämlich Reuter zum

Digitized by Google

Universitätsamtmann citirt worden, der ihm eröffnet habe, die von ihm nachgesuchte Inscription ins akademische Bürgerrecht sei beanstandet, und er ersuche ihn, Tübingen zu verlassen. Diese harte Maßregel sei Reuter übrigens in der mildesten Form mitgetheilt und begründet worden, unter anderen mittelst Hinweisung auf den durch seine Ankunft gestifteten Schaden, „denn keiner von dieser Verbindung besuche mehr ein Colleg, keiner arbeite etwas". Zuletzt habe der Vergewaltigte sich gefügt, nachdem ihm bewiesen, daß die eventuelle Ausweisung nicht eine bloße Drohung sei. Mehr gebrochen, als gefaßt, habe er versprochen zu gehen.

Was Karl Mayer so aus seinen eigenen persönlichen Erinnerungen heraus ein volles Menschenalter später mitgetheilt hat, findet nun durch die darauf hin verglichenen amtlichen Acten theils seine ausdrückliche Bestätigung, theils eine Berichtigung. Bestätigt ist die vorübergehende Anwesenheit des Fritz Reuter in Tübingen und seine Absicht, zunächst dort das Studium der Rechtswissenschaft fortzusetzen; bestätigt ist ferner die Thatsache, daß Reuters Immatriculation in Tübingen auf Anstände gestoßen und er dadurch veranlaßt worden ist, Universität und Stadt wieder zu verlassen. Dagegen findet sich dafür, daß etwa ein schlimmer Einfluß des Humoristen auf die mitstudirende Jugend oder einen Theil derselben befürchtet, und deshalb die Aufnahme Reuters in das akademische Bürgerrecht verweigert worden wäre, in den Acten kein Anhalt, nach denen im Gegentheil die aus Rector und Universitätsamtmann bestehende Immatriculationscommission eher geneigt war Reuter zu halten, „welcher nach seinem Aeußern und seiner mündlichen Versicherung nach wirklich durch lange Gefangenschaft und reiferes Alter von seinen jugendlichen Verirrungen zurückgekommen zu sein scheint". Der Grund aber, warum gleichwohl von Seiten des Ministeriums „dem Reuter der vorläufige Aufenthalt in Tübingen und die provisorische Zulassung zu den Studien nicht hatte bewilligt werden können", war lediglich ein allgemeiner, der Mangel gewisser, durch den Bundesbeschluß vom 13. November 1834 einmal vorgeschriebener Papiere und Formalitäten, bis zu deren Beibringung mindestens noch einige Zeit hätte vergehen müssen. Es ist uns gestattet worden, in dem Nachstehenden den wesentlichen Inhalt aus den hierüber in Stuttgart und Tübingen erwachsenen Acten mitzutheilen und dem Auszuge aus denselben namentlich die hierauf bezügliche Eingabe des Fritz Reuter selbst voranzustellen, in welcher derselbe um Zulassung zum Besuche der Universität zu Tübingen gebeten hat und welche an und für sich schon ein allgemeineres geschichtliches, nicht bloß literarhistorisches Interesse beanspruchen kann:

Digitized by Google

Allerunterthänigste Bitte des Studiosus Reuter aus Stavenhagen in Mecklenburg um Zulassung zum Besuche der Universität zu Tübingen.

Einem Höchstpreislichem Königlichem Ministerium habe ich Folgendes ehrerbietigst vorzutragen:

ich bin der Sohn des Bürgermeisters Reuter zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin und bin Michaelis 1831 von der Schule mit dem Zeugniß der Reife auf die Landes-Universität Rostock abgegangen um Jurisprudenz zu studiren; nach einem halben Jahr ging ich nach Jena, woselbst ich bis zum Februar 1833 blieb und darauf mit einem günstigen Abgangs-Zeugniß nach Hause zurückkehrte. Bald jedoch wurde an meinen Vater die in Jena sogenannte Maaßregel gesandt, ohne daß ich wußte, weßhalb ich durch dieselbe zu bestrafen sei. Nachdem ich ein halbes Jahr zu Hause gewesen war, wurde ich auf der Durchreise durch Berlin zur Untersuchung wegen verbotener politischer Verbindungen gezogen und nach einem einjährigen Untersuchungs-Arrest auf die Festung Silberberg abgeführt, woselbst mir im Januar 1837 das Urtheil publicirt wurde, welches dahin lautete: daß ich wegen Theilnahme an der hochverrätherischen Verbindung Germania zu Jena zum Tode zu verurtheilen sei. Dies Erkenntniß wurde jedoch gleich bei der Bekanntmachung desselben in 30jährige, und durch die Gnade Sr. Majestät des höchstseligen Königs von Preußen in 8jährige Festungsstrafe verwandelt. Nachdem ich sieben Jahre hindurch auf verschiedenen preußischen Festungen und in der letzten Zeit auf der mecklenburgischen Festung Dömitz meine Strafe abgebüßt habe, bin ich jetzt nach langer Strafzeit durch die Amnestie Seiner Majestät des jetzt regierenden Königs von Preußen meiner Haft entlassen und habe den Entschluß gefaßt, das von mir früher ergriffene Studium der Rechte wieder fortzusetzen.

Unbekannt mit den Verhältnissen bin ich hieher nach Tübingen ohne andere Papiere, als mein Abgangszeugniß von der Schule und einen mecklenburgischen Regierungspaß mitzubringen. Ich bin jedoch erbötig diese meine Aussage durch Zeugnisse zu belegen, namentlich durch ein Zeugniß der mecklenburgischen Regierung, daß ich während der Zeit meiner Haft, so viel ihr bekannt, von den jugendlichen Verirrungen zurückgekommen sei, und daß ich auf der Landesuniversität Rostock unbedenklich würde aufgenommen sein.

Meine Untersuchungs-Acten weisen aus, daß ich dem Frankfurter Attentat durchaus fremd bin, wie dies denn auch bei allen Studirenden in Jena der Fall ist, und daß ich freiwillig schon im Januar 1833 aus jener verbotenen Verbindung ausgetreten bin.

Sollte nicht durch eine siebenjährige strenge Haft ein Verbrechen abgebüßt sein, das mehr in jugendlicher Uebereilung, als in vorbedachter Absichtlichkeit bestand; sollte diese Strafe, obgleich sie durch die Gnade Seiner Majestät des Königs von Preußen der Vergessenheit übergeben ist, stets störend eingreifen in die Verhältnisse meines späteren Lebens und namentlich in solche, durch welche ich mich befähigen will ein brauchbares Mitglied meines Vaterlandes zu werden? Ein Höchstpreisliches Königliches Ministerium, hoffe ich, wird allergnädigst geruhen meiner Bitte um Zulassung zum Besuche der hiesigen Universität zu willfahren, zumal ich mich der strengsten Beaufsichtigung unterziehen werde, da der Zweck meines Hierseins kein anderer ist, als durch den äußersten Fleiß die schönen verlorenen Jugendjahre zu ersetzen, und, wenn dies auch unmöglich ist, doch die Folgen solchen Verlustes, so viel als möglich ist, unschädlich zu machen.

ed by Googl

In der Hoffnung, daß Ein Höchstpreisliches Königliches Ministerium mir dieselbe Erlaubniß ertheilen wird, die meinen früheren Mitschuldigen bereits auf den preußischen und sächsischen Universitäten geworden ist, verharre ich als

Eines Höchstpreislichen Königlichen Ministerii

Tübingen den 24. October 1840. alleruntertthänigster

F. Reuter.

Die vorstehende „Bitte des Studirenden der Rechtswissenschaft Friedrich Reuter" wurde am 26. October 1840 von der akademischen Immatriculationscommission dem königlichen Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens mit der Anfrage vorgelegt, „ob der Bittsteller, welcher seinem Aeußern und seiner mündlichen Versicherung nach wirklich durch lange Gefangenschaft und reiferes Alter von seinen jugendlichen Verirrungen zurückgekommen zu sein scheint, unter der Bedingung der ungesäumten nachträglichen Beibringung der noch erforderlichen Zeugnisse, auf Wohlverhalten und mit Stellung unter besondere polizeiliche Aufsicht, auf der hiesigen Universität angenommen und ihm einstweilen der Aufenthalt dahier gestattet werden dürfe, oder ob derselbe, auch im Falle er jene Zeugnisse noch beibringen könnte, hier nicht zugelassen und daher sofort abgewiesen werden soll."

Die Entscheidung des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens erfolgte schon am 31. October 1840, also ziemlich umgehend, nicht ohne daß übrigens auch der Kanzler der Universität zuvor noch gutachtlich über den Fall vernommen worden wäre. Sie lautete dahin, „daß die Aufnahme des Bittstellers nur erfolgen könnte, wenn zuvor

1) nach Maßgabe des Art. IV Ziff. 3 der königlichen den Bundesbeschluß vom 13. November 1834 betreffenden Verordnung vom 26. December 1834 mit dem Regierungscommissar in Jena Rücksprache genommen, und

2) von Seiten des Bittstellers nach Art. VIII derselben Verordnung die bürgerliche Restitution von seiner, der großherzoglich mecklenburgischen Landesregierung, beigebracht worden sein würden.

„Bei der gänzlichen Ungewißheit darüber, ob diese Restitution erfolgen wird, kann jedoch dem Reuter der vorläufige Aufenthalt in Tübingen und die provisorische Zulassung zu den Studien nicht bewilligt werden."

Das Vorstehende sei dem Betheiligten unter dem Anfügen zu eröffnen, „daß es seine Sache gewesen wäre, sich vor seinem Abgange von Hause die erforderliche Begnadigung seiner Regierung auszuwirken."

Die Acten schließen mit der Bescheinigung dieser Eröffnung, wie auch der Zurückgabe des Passes und des Maturitätszeugnisses, durch F. Reuter am 2. November 1840. K. R.

Digitized by Google

Die athenischen Museen.

Die Sammlungen antiker Bildwerke in Athen haben in diesen Jahren so durchgreifende Veränderungen ihrer äußeren Verhältnisse, auch so manche bedeutende Bereicherung erfahren, daß ein Bericht über ihren gegenwärtigen Zustand den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein wird.

Manch einer freilich wird vielleicht zum ersten mal in seinem Leben von athenischen Museen reden hören. Man spricht von der Venus des Louvre, vom Laokoon des Vatican, den Niobiden der Uffizien; aber um welchen Werkes willen, das Weltruf genösse, hätte man Ursache, der athenischen Museen zu erwähnen? Würde der Hermes aus Olympia nach Athen geschafft, dann allerdings dürften die Uffizien, Vatican und Louvre neidisch werden. Und Athen — man weiß ja, Lord Elgin hat die Parthenonsculpturen entführt, und ihretwegen besucht man das British Museum. Man weiß auch, daß am Parthenon selbst, auch am Niketempel und Theseustempel, am Lysikratesdenkmal und am Thurme der Winde zur Architektur gehörende Sculpturen noch an ihrem Orte sind, obgleich beschwerlich zu betrachten. Aber Museumsstücke weiß man nicht in Athen.

Eigentlich klingt es unglaublich, daß man in Athen nach Antiken erst fragen soll. Eulen nach Athen. Aber es ist so. Jede Woche werfen die Dampfer aus Triest und Brindisi, aus Konstantinopel und Alexandria eine Touristenwelle über Athen; nach zwei bis zehn Tagen verrauscht sie, um einer andern Platz zu machen; denn in diesem Theile der Welt pulsirt der große Verkehr in achttägigen Pausen; wer auf seiner Orienttour Athen mehr als zwei Tage opfern will, muß einen Dampfer überschlagen. Viele, die sich da in die Museen führen lassen, betreten sie ohne Erwartung und verlassen sie ohne Befriedigung. Denn Renommee und Mode, die sonst den Führer und Erklärer machen, lassen hier im Stich. Manche hindert auch das Gestrüpp der Fragmente, daß sie den Wald der Schönheit nicht gewahr werden. Doch manche, die Verstand und Herz im Auge haben, sehen sich reich belohnt durch den Besuch.

Zu Zeiten und an Orten könnte man vor einer überwissenschaftlichen Museomanie ängstlich werden, die alles Lebende dem Leben entziehen möchte, um es zu museificiren. Aber das Alterthum ist ja gewiß todt und vorbei, und es gilt nur die letzten Trümmer zu retten vor unwiderruflicher Auflösung. Wiederum manche, die Athen vor der Zeit seiner Museen kannten, fanden die Existenz der zerstreuten oder in den Ruinen unter dem blauen Himmel gruppirten Bildwerke anziehender; und so viel ist gewiß, daß die zu Architekturen gehörenden Bildwerke, die noch an ihren Oertern sind, am

Digitized by Google

besten da bleiben, wie an Mutterbrust. Aber die Sammlung der zerstreuten Fragmente und ihre Unterbringung unter Dach und Fach war eine Nothwendigkeit, die auch längst anerkannt worden ist. Die Auflösung schritt in der ungeschützten Aufstellung sichtlich vor, und das eingehende Studium war möglichst erschwert durch die Sonnengluth und den stürmischen Wind zum Beispiel des Burgberges.

Das erste Centralmuseum im neuen Griechenland wurde 1829 in Aegina eröffnet, 1834 nach Athen verlegt und im Theseustempel installirt, einige Kategorien der Antiken in einem Häuschen hinter dem Erechtheion untergebracht. Nachdem der Theseustempel gefüllt war, nahm die hinzukommenden Sculpturen die Stoa des Hadrian, später auch der Thurm der Winde auf. Auch in der Ephorie der Alterthümer im Cultusministerium fanden sich manche interessante Stücke zusammen. Die auf der Akropolis gemachten Funde wurden theils unter den Propyläen und in der Pinakothek, theils im Häuschen hinter dem Erechtheion und einem unterirdischen Raume in dessen Nähe, endlich auch in einem Wachhause am Eingange zur Akropolis untergebracht; auch einige Funde aus der Stadt kamen auf die Burg. Die Sammlung der athenischen archäologischen Gesellschaft fand anfangs in der Universität, später im Warwákion Raum. Den ersten wissenschaftlichen Katalog veröffentlichte 1869 Reinhard Kekulé für das Theseion, mit einem Abrisse der Geschichte der athenischen Sammlungen im Vorworte; 1874 folgte Heinrich Heydemann mit der Beschreibung der Stoa des Hadrian, des Windethurmes, des Wächterhäuschens und der Ephorie der Alterthümer.

Alle die genannten Locale waren unzureichend, die meisten an sich dürftig, dazu überfüllt, und vieles gar nicht unter Dach. Es hat an Klagen und Wünschen, an Projecten nicht gefehlt. Heute sind die Zustände wesentlich gebessert, dank des Interesses wenigstens einiger der so oft wechselnden Minister, der sachverständigen Thätigkeit der Fachmänner, dank auch jener Großherzigkeit, die in so manchen Vermächtnissen für gemeinnützige Zwecke das neue Griechenland charakterisirt. Zwei neue Museen sind vor wenig Jahren eröffnet worden, das Akropolismuseum für die Funde des Burgberges und das Centralmuseum an der Patissiastraße; ersteres hat auch den alten Bestand des Wachhauses, letzteres hat die obengenannten kleineren Sammlungen fast ganz absorbirt; dahin gelangen auch die Funde aus den Provinzen, so weit sie nicht den aller Orten entstehenden Localmuseen verbleiben.

Eine Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der athenischen Museen und seiner Gruppirung in denselben beginnen wir füglich mit dem Akropolismuseum. Dieses ist südöstlich vom Parthenon in der Ecke des Burgplateaus aufgeführt. Man hat den Grund so tief ausgehoben, daß das flache Dach

Digitized by Google

des Gebäudes die Brustwehr der Umfassungsmauer kaum überragt; es ist so discret angebracht, daß es weder vom Thale aus bemerkt wird, noch dem Besucher der Burg sich aufdrängt, so lange er nicht hart davorsteht; die antiken Gebäude dominiren das ganze Plateau.

Das Museum hat einen einfachen Plan. Die Hauptachse geht von West nach Ost; sie scheidet zwei dos à dos zusammengelegte Fluchten von vier Zimmern nach Süden für die Sculpturen, fünf nach Norden, meist für die Inschriften; noch eins ist östlich vorgelegt; alle haben genügendes hohes Fensterlicht, ziemliche Höhe, übrigens schlichteste Einrichtung: lichtgraue Wände, Marmorrahmen der Thüren und Fenster, bloßen Erdboden und roh gelassene Wandbretter. Die beiden ersten Zimmer der Westseite geben noch Raum für ein zwischeneingeschobenes Vestibul mit einem Arbeitsraume dahinter ab; das Portal ist durch eine von zwei Pfeilern getragene Vorhalle geschützt. Im Vestibul stehen die zwei größten Statuen der Sammlung, die in Tracht und Haltung in einigen Theilen der Münchener Eirene nicht ganz fernstehende Frau mit dem Knaben vor sich, neuerdings auf Prokne gedeutet, die auf den Mord des Itys sinnt, eine andere Medea; und der, wie jene, bei den Propyläen gefundene Athenatorso, der Parthenos des Phidias verwandt. Im ersten Sculpturenzimmer findet man die Werke alterthümlichen (auch des nachgeahmt alterthümlichen) Stiles; jene merkwürdigen Proben altattischer Kunst: die zwei altsteif thronenden Athenen, der ehrliche Hermes, der das Kälbchen auf dem Nacken trägt, das feine Relief der wagenbesteigenden Figur, die vierseitige Basis mit Hephästos, Athena, Dionysos und Hermes; auf den Wandbrettern die wichtigen polychromirten Architekturstücke in Terracotta und Marmor, beim Parthenon gefunden. Im zweiten Zimmer zwei noch etwas alterthümlich streng gebildete Jünglingstorsen von parischem Marmor und einige archaische Köpfe verschiedener Perioden, eine Reihe Reliefs von auf der Burg einst aufgestellten Steinurkunden mit Darstellungen der athenischen Göttin und anderer auf den Inhalt der Urkunden Bezug habender verkörperter Ideale; auf den Wandbrettern noch viele Fragmente von Statuen, darunter Stücke von großer Schönheit, Fragmente der Parthenonsculpturen, die Bruchstücke der prachtvollen Firstblume des Parthenon.

Nun folgt der große von zwei Säulen getragene Saal der Parthenonsculpturen. Hier sind die nicht ganz unbedeutenden Originalstücke der Giebel und des Frieses, welche ihre Plätze am Tempel eingebüßt haben, aber nicht nach England gegangen sind, wie die Torsen des axtschwingenden Hephästos und der ihr Gespann lenkenden Selene aus dem Ostgiebel, das Vordertheil der poseidonischen Brust, die Reste einer hockenden und einer sitzenden Figur aus dem Westgiebel; aus dem Friese eine Göttergruppe und viele Theile der Procession, Opferthiere, Krugträger, Chor, Wagen und Reiter, dabei vorzüg-

lich, ja die besterhaltenen Stücke des Frieses überhaupt. Im folgenden vierten Zimmer erkennt man unter den Bruchstücken leicht die in ihrer Zertrümmerung noch imposanten Reste des Viergespanns der Athena, das einst, als die Venetianer es aus seiner Stelle im Westgiebel rückten, um es fort zu führen, von der Höhe des Tempels stürzte und zerschellte. Daß doch ein Zumbusch sie wieder zu einem Ganzen fügte. Sonst ist dies Zimmer vorzugsweise den Metopen des Parthenon angewiesen, deren mehrere, die besterhaltenen aus der Kentauromachie, hier stehen, nebst vielen Bruchstücken, zum Beispiel zwei Kentaurenköpfen. Außer diesen Originalen enthalten die beiden letztbesprochenen Räume aber noch die Abgüsse der in London befindlichen Parthenonsculpturen, von den Engländern zu einigem Ersatze der weggeführten Originale geschenkt; diese Vereinigung der Gypse mit den Originalen im nämlichen Raume ist für den flüchtigen Besucher ebenso nützlich, wie für den eindringender Studirenden. Die Abgüsse der Giebelfiguren und die des Frieses sind im Saale, die der Metopen im Metopenzimmer.

Es folgt der große nach Osten gelegene „Saal der Apteros Nike", so benannt nach den hier aufgestellten Platten der Balustrade des Athena-Niketempelchens, auf welchen jene zierlichen Siegesgöttinnen anmuthig thätig sich reihen, Trophäen errichtend, die Opferkuh herbeischleppend, eine, die berühmteste, die Sandale losnestelnd. Auch die Reste des Erechtheionfrieses sind hier zusammengestellt; von weißem Marmor waren die Figuren auf den Fries von schwarzem Steine aufgeheftet; von ihrem Grunde vandalisch losgebrochen sind sie jetzt eine zusammenhangslose und unerklärbare Serie im Einzelnen schöner Gruppen und Figuren. Unter den vielen anderen Stücken dieses Saales, meist Votivbildern, sei die westlich vom Parthenon auf dem Areal der Athena Ergane gefundene Platte erwähnt; die liebenswürdige Zeichnung zweier Mädchen, deren Geberde Spinnerinnen anzudeuten scheint, verdient in helleres Licht gestellt zu werden. Im letzten Sculpturensaale bemerkt man unter anderm die Blöcke vom agonistischen Weihgeschenke des Aterbos, mit Darstellung eines Männerchores und eines Waffentanzes in Friesrelief, und den Fußspuren einer größern Bronzestatue auf dem einen und denen zweier kleineren auf dem andern Blocke.

In den übrigen, nach Norden gelegenen Räumen sind die Inschriften ausgelegt, welche für die athenische Geschichte nach allen Richtungen dem Forscher die reichste Ausbeute gewähren; auch der flüchtige Besucher wird seinen Blick auf diesen Urkunden des antiken Lebens mit Interesse verweilen lassen. Da sind die auf Gebäude der Akropolis bezüglichen Bauurkunden und die Inventare der Tempelschätze. Da sind die mancherlei Weihinschriften, welche aus verschiedenster Veranlassung den Göttern der Burg als den bewährten Idealen jener Geschlechter Devotion bezeugen. Da sind die öffent-

d by Googl

lichen und privaten Urkunden, welche auf der Burg als in dem sichersten Archive deponirt worden waren. Ein eigenes Interesse erwecken diejenigen Inschriften, welche literarischer Ueberlieferung die urkundliche Bestätigung geben, wie die Unterwerfungsacte der euböischen Chalkidier, die vom attischen Bunde abgefallen, durch Perikles' Geschick auf dem Vertragswege nicht blos dem Bunde zurückgewonnen, sondern zur Unterthanenpflicht gebracht wurden. Oder jene Inschriften, deren Wortlaut aus literarischer Ueberlieferung vorher uns bekannt, auf den wiederentdeckten Steinen nun mit Augen gelesen werden kann, wie die von Herodot mitgetheilte Weihinschrift der Quadriga, welche die Athener nach einem Siege über die Böoter und die euböischen Chalkidier in früherer Zeit aufstellten; oder der Bundesvertrag mit Argos, Mantinea und Elis bei Thukydides.

Indem wir die auf dem Plateau zerstreut gelassenen Sculpturen und Inschriften (hierunter die Unterhälfte des Reliefs mit Hermes, den Dionysosknaben tragend, und die Weihinschriften des trojanischen Pferdes von Strongylion und der Athena Hygieia von Pyrrhos) übergehen, verweilen wir kurz im Vestibul der Propyläen und in der Vorhalle der Pinakothek, wo theils in Rahmen und Kalk, theils auf einigen der aus dem Gebälke der Propyläen herabgestürzten Riesensteinbalken und auf anderen Architekturstücken vielerlei Sculptur-, Inschriften- und tektonische Fragmente seit längerer Zeit zusammengestellt sind, oberflächlich classificirt, Köpfe, Torsen, Füße und so fort, nach einem auch sonst in den athenischen Sammlungen nothgedrungen befolgten Principe. In der Pinakothek bemerkt man zwei mit Inschriften bedeckte viereckige Pfeiler aufgemauert, die Tributlisten der dem attischen Seebunde angehörigen griechischen Staatsgemeinden.

Die Propyläentreppe hinunter, links durch das Thor in den äußern Vorhof, wo die Invaliden hausen, welche auf der Burg wie in den anderen staatlichen Sammlungen, auch bei einzelnen wichtigen Monumenten in Griechenland den Wächterdienst versehen. In dem alten Wachhäuschen, dessen früherer von Heydemann beschriebener Bestand in das Akropolismuseum übergesiedelt ist, hat man die bei den Ausgrabungen am Südabhange der Burg gemachten Funde aufgestellt; hervorzuheben sind die schönen Votivreliefs an Asklepios im Mittelgange; auf den Wandbrettern die Fragmente von Statuen und Inschriften. Draußen im Vorhofe an den Mauern ringsherum und in Reihen dazwischen viel anderes (ein paar Stücke, wie das eilende Mädchen links vor dem innern Burgthore, oder das Fragment eines bärtigen Kopfes vor dem jetzigen Wächterhause, fallen auch dem Eilenden auf), im untern Theile Mittelalterliches und Türkisches.

In der Unterstadt des alten Athens hatten die drei unter den Namen des Theseustempels, der Stoa des Hadrian und des Windethurmes bekannten

Ruinen das aus Aegina herverpflanzte Centralmuseum und seine Erweiterungen aufgenommen. Nachdem hierfür das neue Gebäude an der Patissiastraße in Gebrauch genommen werden konnte, sind in jenen provisorischen Localen nur kleine Restbestände geblieben. Das Theseion besitzt immer noch wichtige und schöne Stücke: zwei altattische Grabstelen, die berühmte des Aristion mit dessen Reliefbild; und die des Lyseas, an welcher erst neuerdings die Reste einstiger Bemalung erkannt worden sind, auf dem Schaft Lyseas in Lebensgröße, am Fuße ein kleiner Reiter. Dann einige Grabsteine schönen Stils mit den gemüthvollen Darstellungen, die uns weiterhin in größerer Zahl begegnen werden. Auch die im Fond des Raumes bewahrten alterthümlichen Inschriften, so wie die in Rahmen gesetzten, durch Boeckh's Untersuchungen berühmten Seeurkunden verdienen einen Blick. Daselbst sind endlich die Gypsabgüsse des nach dem British Museum überbrachten Frieses vom Apollontempel zu Phigaleia und andere Abgüsse athenischer Sculpturen. Außen beim Tempel steht noch die großartig entworfene Nike von Megara.

Die Stoa des Hadrian und der Thurm der Winde sind noch gründlicher ausgeleert; in jener sind zwar viele Trümmer zurückgeblieben, aber wenig hier zu erwähnendes, wie das große, schön gezeichnete, leider stark abgeblätterte Relief des wilden Stieres. In letzterm ist vollends höchstens das aus Salamis stammende Grabrelief des Silanion zu nennen, welcher als Krieger in Action, parirend, dargestellt ist.

Werthvolleres hat das Cultusministerium zurückbehalten. Im Bureau der Ephorie der Alterthümer selbst ist die Lenormantsche Statuette, zwar unfertig, aber die treueste Nachbildung der Athena Parthenos des Phidias. Auch die Bronze im polykletischen Kanon ist noch dort. Im Vorzimmer die von Conze herausgegebenen Thongefäße aus Melos, und die melischen Thonreliefs.

Die Antiquitäten, welche die fruchtbare Thätigkeit der athenischen archäologischen Gesellschaft zusammengebracht hat, bleiben, obwohl Staatsgut, zum großen Theile unter Verwaltung der Gesellschaft; doch ist schon Vieles in das Centralmuseum übergegangen. Das aus einem Vermächtnisse entstandene Lyceum Warwákion hat zu ebener Erde einen Flügel seines Hauses der Sammlung der archäologischen Gesellschaft eingeräumt, einen Corridor mit vier Zimmern nebst Bureau und Magazin, hauptsächlich für Inschriften; die dort bewahrte Peisistrideninschrift wird hoffentlich bald dies provisorische Local verlassen können. Mannigfaltig ist diese Sammlung im Warwákion, entsprechend ihrem Ursprunge aus vielfachen Funden und Ausgrabungen. Unter den Sculpturen ist das Hauptstück, der schönste Marmorkopf in Athen, der mit der Stirnbinde im ersten Zimmer gleich rechts in der Ecke, herrührend aus den Ausgrabungen der Gesellschaft am Südabhange der Burg.

Digitized by Google

Hier ist auch die größte Vasensammlung Athens, auch viele und manche schöne Terracotten; ferner Goldsachen, als Kränze; in Bronze Figuren und Geräthe, letztere auch aus allerlei anderm Material, Helme, Waffen, Spiegel und Spiegelkapseln, Striegeln, Schreibzeug, Flöten, Astragalen u. s. w. Und Münzen.*)

Ebenfalls unter Verwaltung der archäologischen Gesellschaft steht die Sammlung der Alterthümer aus Mykenä, aus Schliemanns Ausgrabungen, und aus Spata in Attika, wo die Gesellschaft zeit- und stilverwandte Funde gemacht hat. Hierzu wird in Kürze eine dritte gleichartige Sammlung sich gesellen, welche die vom deutschen archäologischen Institute in Menidhi, zwei Stunden nördlich von Athen, in einem den mykenäischen „Schatzhäusern" stilverwandten Grabe gefundenen Gegenstände umfassen wird; auf die dem Erscheinen nahe Publication dieses Monumentes und seines Inhaltes darf man gespannt sein. Seit jene Frühzeit der Länder des ägäischen Meeres zuerst in Schliemann's Ilion, dann in Mykenä uns vor die Augen getreten ist, kommt sie nach und nach an vielen Orten zu Tage; so in Spata, so in Menidhi; und weitere Entdeckungen werden nicht ausbleiben. Aber möchten doch diese Schädel ihren Mund öffnen, daß wir die Sprache der Männer hörten und ihren Namen, ihre Herkunft erführen, damit der vergebliche Zweifel mit der schwärmenden Romantik endlich der einfältigen Historie das Feld räumte.

Diese räthselvollen Sammlungen befinden sich nicht mit den anderen der Gesellschaft im Warwákion, sondern im Polytechnikum draußen am Nordende des neuen Athens an der Straße nach dem Dorfe Patissia, dem Ziele der athenischen Promenaden. Und neben dem Polytechnikum steht das neue Centralmuseum, das uns zu besprechen übrig bleibt. Die Anlage beruht auf einem großen Plane. Ein weiter Vorhof, mit sculpirten Sarkophagen, Reliefs, Grabstelen und Grabsäulen, dazwischen auch einige Marmorsessel, in Gruppen und in langen Reihen besetzt, schiebt das Gebäude tief zurück. Dieses, aus Bruchstein aufgeführt, mit Architektur von hellgrauem Marmor ausgestattet und ganz von solcher umkleidet zu werden bestimmt, hat eine Front von 130 Schritt. Projectirt ist, einen großen innern Hof auf seinen vier Seiten zu umbauen; ausgeführt ist bis jetzt das Frontgebäude, zwischen zwei Eckpavillons ein Langbau, vor dessen Mitte eine breite Freitreppe von vierzehn Stufen hinaufführt, zunächst zu einer von den Pavillons beschlossenen Rampe, die eine Säulenhalle tragen soll. Von da tritt man durch einen mit zwei hohen jonischen Säulen sich öffnenden Pronaos in das Atrium, aus welchem, geradeaus in den Hof, links und rechts in die nördliche und südliche

*) Die Hauptmünzsammlung ist in der Bibliothek im Universitätsgebäude.

Digitized by Google

Flucht der Ausstellungssäle Thüren gehen. Es sind je drei Säle, mit je einem kleinern, durch ein Säulenpaar abgeschiedenen Vorraume nach dem Atrium hin; sie sind sehr hoch, haben lichtgraue Wände und versammeltes hohes Fensterlicht von Osten; je sechzehn Schritt in Breite und Länge, mit einem durch Pilaster abgesonderten, abwechselnd als Oblongum und als Hemicyclium gebildeten Fondraume gleicher Breite bei acht Schritt Tiefe; der ganze Saal also hat vierundzwanzig Schritt Tiefe.

Im Atrium steht in der Mitte die kolossale Doppelherme aus dem Stadion; an den Thürpfosten die Porträthermen von vier Ephebenkosmeten. In den Sälen sind die Sculpturen nach übersichtlichen Gruppen zweckmäßig vertheilt; im Detail ist die Aufstellung theils unfertig, theils auch nur provisorisch. In der nördlichen Flucht, im Vorraume, finden wir die archaischen und archaisirenden, auch einige ägyptisirende Werke; da ist eine sehr alte Sphinx von einem Grabe zu Spata; da ist der theräische Apollon mit seinen Vettern aus Naxos und Megara; altattische Grabstelen von schwererer und von feinerer Zeichnung; auch die des Jünglings aus Abdera; acht Hermenköpfe. Im ersten Saale der Obertheil einer kolossalen Nike aus Athen, eine schöne Gewandfigur aus parischem Marmor und der Hermes aus Atalante (oder Lamia); das Vorzüglichste aber sind die 67, und insbesondere die 16 größten an der Ost- und Westwand aufgestellten griechischen Grabreliefs schönen Stils; Darstellungen der Verstorbenen und ihrer Angehörigen in reicher, obschon der wissenschaftlichen Classificirung sich nicht entziehender Abwechselung, die Ausführung meist eher skizzirend, aber bei reiner Zeichnung die Motive von ergreifender Wahrheit. Der zweite Saal beherbergt die werthvollste Statue der Sammlung, den Hermes von Andros, ein echtgriechisches Exemplar des Typus, von dem eine geringere Replik der berühmte Hermes (sogenannte Antinoos) des Belvedere ist. In der Nähe steht eine weibliche Gewandfigur, welche mit dem Hermes zusammen auf einer Basis das nämliche Grab schmückte; am Pilaster gegenüber eine ähnliche Figur von der Gräberstraße vor dem Dipylon zu Athen. In demselben Saale, hauptsächlich im Hemicyclium, sind 64 marmorne Grabvasen, sechs mit plastischem Ornamente, sechs mit Resten einstiger Bemalung, die übrigen mit kleineren Reliefsdarstellungen, gleichartig jenen des ersten Saales. Noch erwähne ich vier leyerspielende Sirenen, dergleichen auch als Grabaufsätze dienten, und einen Haufen Reste von sepulcraler Sculptur, darunter eine Sterbescene. Im dritten Saale das große eleusinische Relief, an Statuen der Kämpfer, der Minotauroskampf, der Apollon auf dem Omphalos, der Torso eines bärtigen Bacchus im Typus des sogenannten Sardanapal im Vatican, der Papposilen mit dem Dionysosknaben auf der Schulter, die zwei Tänzerinnenreliefs, die Gruppe der zwei Frauen, meist Funde aus dem Dionysostheater; die Dreifußbasis aus der

Digitized by Google

Tripodenstraße. An der Ostwand zahlreiche Votivreliefs an Asklepios, Apollon, Pan und die Nymphen, Herakles, Theseus, Demeter, Kybele u. s. w.

Wir kehren in das Atrium zurück, um noch die Südsäle zu durcheilen. Wir bemerken im ersten Saale die zwei Städtefiguren aus der Stoa des Attalos, vor den zwei Säulen wiederum Hermes den Seelenführer und eine Frau (mit erhaltenem Kopfe), diese Statuen von einem Grabe in Aegion, eine Hygieia, eine Amazone als Karyatide; ferner 105 Grabreliefs aus römischer Zeit, darunter eine Anzahl Isispristerinnen, eine größer und sauber gearbeitet, Alexandra. Im zweiten Saale zwei Platten eines schönentworfenen bacchischen Reliefs aus Patras; 153 Köpfe, meist späten Ursprungs, und Porträts, weniges aus guter Zeit und wenige Götter (wie Apollon, die Replik des Kopfes der Casseler und der Dresdener Statue). Im Glastische 152 Fragmente, darunter 45 Köpfchen. Im letzten Saale Varia, auch Thongefäße. Die Inschriftensammlung im Souterrain ist dem Publikum nicht geöffnet.

Um Eines dürfen auch die reichsten Museen ihre athenischen Schwesteranstalten beneiden, um die Einheitlichkeit ihres Charakters, und um die Art desselben. Die Masse ist attische Kunst, die Rose unter den Blumen. Die Auserlesenheit der in jene anderen Museen versetzten Meisterstücke lehrt die attische, die griechische Kunst nicht so verstehen, ich möchte sagen, so erst wahrzunehmen, wie das durchgängige Gepräge auch der bescheideneren Werke in ihrer Heimath. Man muß diese endlosen Wandbretter mit ihren Hunderten und Tausenden von Stücken und Splittern durchgehen, mit Muße und Behaglichkeit, wie man die Mappen großer Künstler im Atelier oder im Cabinet durchgeht, um aus jeder Skizze, aus einem Striche hier, einem Zuge dort immer wieder und immer neu den genialen Schöpfer wieder zu erkennen. Natürlich, wer die Cabinete nicht frequentirt, wird sich auch nicht mit Fragmenten plagen, wie denn überhaupt Werke, die auf reine Kunstwirkung angewiesen sind, weniger Interesse finden, als die durch den Gegenstand fesselnden. An den Prachtgestalten der Elgin Marbles wird mancher mit kalter Hochachtung vorbeigehen, während ich mir denke, daß der Saal der großen Grabsteine im Patissiamuseum in Verbindung mit der Gräberstraße vor dem Dipylon der griechischen Kunst viele Freunde und Freundinnen einfangen wird, so deutsch spricht hier das griechische Wort.

Den nicht eben zahlreichen Griechen, welche die Pflege der alten Kunstwerke auf sich genommen haben, müssen alle Fachleute und Liebhaber, die zu deren Studium und Genuß nach Athen kommen, Dank wissen für das Geleistete; wohl bleibt immer viel zu thun übrig für dies Fideicommiß der Cultur; aber wir wissen auch die zum Theile tiefliegenden Schwierigkeiten zu schätzen. Wir wünschen den leitenden und thätigen Kräften guten Fort-

Digitized by Google

gang, Nachwuchs in der jüngern Generation und zunehmendes reines Interesse des Volkes, das sich ihm lohnen wird.

Athen. Ludwig von Sybel.

Roger Ascham.*)

Eine durch ihre Persönlichkeit und geistigen Erzeugnisse besonders anmuthige Erscheinung des Reformationszeitalters ist auf englischem Boden erwachsen. Wer sich des Sir Thomas More und des Preises erinnert, mit welchem Erasmus für die humanistisch erregte Umgebung Heinrichs VIII. so verschwenderisch war, wer gar auf die mächtige Geistesfülle hinausblickt, von welcher Elisabeth umstrahlt wurde, wird es nicht verwunderlich, sondern sehr begreiflich finden, daß recht eigentlich in der Mitte zwischen Vater und Tochter wie in einem weiten nationalen Parke voll großer landschaftlicher Contraste gleich einer seltenen duftenden Blume Roger Ascham erscheint. Die Engländer haben diesem Landsmanne, der durch glühende Bewunderung des classischen Alterthums, als liebenswürdiger Mensch und vor allem als vornehmster Begründer der vaterländischen Prosa hervorragt, zwar immer Liebe und Verehrung bewahrt, auch mancherlei für Erhaltung und Pflege seiner Werke gethan; die kritische Säuberung und Durchforschung derselben jedoch und gar die Ausführung eines Lebensbildes, welches den Anforderungen der heutigen Geschichtswissenschaft entspricht, waren einem deutschen Gelehrten vorbehalten, dessen trefflicher Arbeit denn auch in beiden Ländern die verdiente Anerkennung gesichert sein wird.

Herr Dr. Katterfeld, ein Schüler Hermann Baumgartens in Straßburg, dessen Studien über Sleidanus sich auch mit denen über Ascham berühren, hat letzterem die liebevollsten Forschungen, besonders in Cambridge, im Britischen Museum und im öffentlichen Staatsarchiv in London gewidmet, wobei ihm die Vorstände, darunter namhafte Männer, denen der Gegenstand längst am Herzen lag, durchweg fördernd entgegen gekommen sind. Freilich ist auch ihm eine Begegnung mit der häßlichen Rückseite des gastlichen Reichthums Englands nicht ganz erspart geblieben, indem ihn ein Herr in Yorkshire, der sich unter anderen Schätzen des Besitzes von fünfundzwanzig Briefen Aschams erfreut, von denen acht noch ungedruckt sind, nach wiederholter Bitte um Mittheilung derselben nicht einer Antwort würdigte. Auch Lord Salisbury, der gegenwärtige Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten,

*) Roger Ascham. Sein Leben und seine Werke mit besonderer Berücksichtigung seiner Berichte über Deutschland aus den Jahren 1550—1553, von Dr. Alfred Katterfeld. Straßburg 1879.

Digitized by Google

der Nachkomme des großen Lord Burleigh und Erbe des in Hatfield House aufbewahrten Nachlasses desselben, hat für gut befunden, die Benutzung dreier Depeschen aus dem Jahre 1553 durch einen für ihn vermuthlich namenlosen deutschen Historiker zu verweigern. Dieser hat sich weder hierdurch noch durch eine ebenfalls unbeantwortete Anfrage bei dem gegenwärtigen Premier, dem Earl von Beaconsfield, abschrecken lassen, dessen Vater, Mr. Isaac Disraeli, doch einst in seinen Amenities of Literature, welche der Sohn im Jahre 1841 herausgab, dem „ersten englischen Classiker" ein sehr bemerkenswerthes Denkmal gesetzt hatte.

Der Verfasser hat es demnach, wie hieraus ersichtlich, an Mühe nicht fehlen lassen, um in möglichst vollständigen Besitz des gesammten Materials zu gelangen. Möge der Leser, insonderheit der Freund fleißiger Studien in der gewaltigen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, denn auch aus der Arbeit selber von der Sorgfalt Notiz nehmen, womit dieselbe aus unendlich verzettelten Papieren und Documenten, aus den originalen Ausgaben der Werke Aschams und der mit unerlaubter Kritiklosigkeit zusammengestoppelten Gesammtausgabe seiner Werke von J. A. Giles gesichtet und zusammengelesen worden ist. Mir kommt es hier allein darauf an, auf die Frucht dieser Studien, auf die im Ganzen treffend gegliederte und schön abgerundete Darstellung hinzuweisen, damit auch ein weiter Leserkreis in Deutschland sich mit Ascham befreunde, der einst, wie überhaupt wenige seiner Landsleute, uns Deutschen näher getreten war.

Schon die erste Periode in Aschams Leben, die Studienzeit in Cambridge, seine enge Zusammengehörigkeit mit dem St. Johns Collegium, wo die Keime zu seiner innigen Vertrautheit mit den antiken Classikern wie zu den eigenen Versuchen in der Muttersprache gelegt wurden, seine Nöthe, hervorgerufen durch die Bedürftigkeit der persönlichen Lage wie durch die entschiedene Hinneigung zu der reformirten Lehre im Gedränge der sich von Heinrich VIII. bis auf Elisabeth schroff ablösenden Gegensätze, die Berührung mit den hervorragenden Wortführern beider Seiten sind geeignet, dem Manne ein warmes Mitgefühl zu erwecken. Nichts weniger als ein unbeugsamer Charakter, lernte er früh mit Zuständen und Persönlichkeiten rechnen, sich klug vor unlöslichem Anschlusse an die Partei seiner innersten Ueberzeugung zu hüten, dagegen den einflußreichen Männern, welche Verständniß für seine Anlagen und Fähigkeiten besaßen, fein zu schmeicheln, überhaupt geschickt den Mantel zu tragen. Gewiß waren dies große Schwächen, welche tiefen Schatten auf sein Wesen geworfen haben, aber den Kern des guten, pflichttreuen, unendlich liebenswürdigen Menschen haben sie doch kaum geschädigt. Die wild aufgewühlte Zeit trug ihn gleich den meisten anderen auf ihren Wogen weiter durch fürchterliche Klippen und Brandungen

ed by Google

hindurch. Als sein erster Gönner, Erzbischof Lee von York, gestorben war, suchte er die Protection des trotz seiner entsetzlichen Größe früh zusammenbrechenden Heinrich VIII. selber zu gewinnen durch Widmung des Toxophilus, seines ersten, höchst anziehenden Versuchs in englischer Sprache, der, wie die von Katterfeld hervorgehobenen Stellen bezeugen, von echtem Geschmack und jener gesunden, geraden Art beseelt erscheint, welche seither allen mustergiltigen Erzeugnissen der englischen Prosa eigen ist. Den Zweck der Schrift, der Jugend, und namentlich der akademischen, die edle Kunst des Bogenschießens, auf der vor noch nicht allzu langer Zeit der kriegerische Ruhm der Nation beruht hatte, dringend zu empfehlen, wie denn Ascham echt national und doch zugleich im Sinne der Alten die Leibesbildung mit der geistigen Anstrengung in Einklang zu bringen auch fernerhin bestrebt geblieben ist, alle Fragen nach der Zeit, dem Erfolge, den Persönlichkeiten, welche dabei in Betracht kamen, hat Katterfeld sehr gut erläutert. Nur hätte er wohl auch daran erinnern sollen, daß eben Heinrich VIII. schon in den ersten Parlamenten seiner Regierung das Bogenschießen, wie absonderlich es auch angesichts des überall zur Anwendung kommenden Feuergewehrs sein mochte, durch Statut zur Grundlage allgemeiner Wehrpflicht machen wollte, wodurch denn gerade der diesem Fürsten dedicirte Toxophilus mit der bestimmten Absicht, eine königliche Pension davon zu tragen, um so bedeutsamer wird. Seitdem blieb Ascham ein Pfründner des Hofes, wie schwer es ihm auch oft unter Heinrichs Sohn und Töchtern geworden ist, die Zahlung des ihm ausgesetzten Jahrgeldes zu erwirken. Wie freudig er nun aber die mit Eduards VI. Thronbesteigung entschieden einsetzende Reform begrüßte, erhellt aus seiner Apologia pro coena Dominica contra missam, mit der er die große Umwandlung in seinem Universitätsstifte durchführen half. Wie er dann als Nachfolger eines seiner Schüler selber die junge Elisabeth unterrichtete, wie er die alten Classiker, die Kirchenväter, des Melanchthon Loci communes mit ihr gelesen, wie dadurch ein Verhältniß begründet wurde, das ihm dereinst für seine letzten Lebensjahre zum festen Anker werden sollte, das erzählt er in einem Briefe an Johann Sturm, nachdem er durch den nach Cambridge verschlagenen Bucer mit diesem größten deutschen Philologen der Zeit in eine Freundschaft für das Leben getreten war. „Aufs eifrigste ist sie dem Studium der Wissenschaften und der heiligen Schrift zugethan. Sie hat einen Geist, der frei ist von aller weiblichen Schwäche, eine wahrhaft männliche Energie und ein Gedächtniß, das eben so leicht erfaßt, als fest behält. Die französische und italienische Sprache beherrscht sie so vollkommen wie die englische. Latein spricht sie eben so geläufig als gern, Griechisch noch erst mittelmäßig, doch übt sie es mit größtem Eifer. Wenn sie lateinisch oder griechisch schreibt, so können sich nur wenige Handschriften an Schönheit mit

Digitized by Google

der ihrigen messen. Sie besitzt eine tüchtige musikalische Bildung, liebt die Musik aber nicht besonders." Leere Erfindung dagegen ist es, wenn man Ascham auch zum Lehrer Jane Gray's, der jugendlich tragischen Königin von neun Tagen, hat machen lassen. Nur von einem reizenden Gespräch, das er mit ihr hatte, berichtet einer seiner Briefe.

Viel fesselnder aber als alle diese Beziehungen ist, was schon lange das Ziel seiner Sehnsucht gewesen war, das Iter iucundissimum, Aschams Reise nach Deutschland, die er als Secretär des von der Regierung des jungen Eduard im Jahre 1550 an den Hof Kaiser Karls V. abgefertigten ebenso staatsklugen wie fein gebildeten Sir Richard Morison machte. Katterfeld, welcher seine Arbeit „vorwiegend als einen Beitrag zur deutschen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts aufgefaßt wissen möchte", hat denn auch diesen bedeutenden Hergang unter den Capiteln „Wanderjahre" und „A Report", das heißt eine Wiedergabe aus Aschams eigenem Berichte, mit Recht zum Mittelpunkte seines Werkes gemacht, indem er aus den officiellen Depeschen, aus den Briefen, von denen mancher noch im Originale aufgespürt werden mußte, und aus den Resten des leider, wie es scheint, von Ascham selber unter der katholischen Maria vernichteten Reisetagebuches eine sehr eingehende und anmuthige Schilderung entwirft. Angesichts derselben wird dem Berichterstatter die Auswahl schwer. Es bleibt ihm nur übrig, den Leser auf die reizenden Mittheilungen zu verweisen, welche der Verfasser den lebendigen Worten Aschams selber entnimmt, der im Einzelnen die Städte der Niederlande und die deutschen treffend zu vergleichen weiß, an den Universitäten die namhaften Gelehrten aufsucht und auf der allerliebst dargestellten Rheinfahrt sich mit dem herrlichen Weine befreundet. „Und wie ist dieser Rheinwein dabei so good, so natural, so temperate, so ever like itself! Man kann ihn zum Wohle der Menschheit wahrhaftig nicht besser wünschen. Als ich England verließ, fürchtete ich unser Bier zu vermissen. Mehr Sorge macht mir jetzt der Gedanke, nach meiner Rückkehr diesen Wein entbehren zu müssen." Wer wird die Bilder von Ulm, Augsburg, Nürnberg, Innsbruck, Venedig, die den ergreifendsten politischen Ereignissen eingewoben werden, nicht mit hoher Spannung lesen. Sie werden indeß noch weit überwogen durch die mächtige Zeitgeschichte selber, deren Augenzeugen diese Gesandtschaft, vor allen ihr scharf beobachtender und mit seltener Lebhaftigkeit berichtender Secretär, sein sollte. Es sind die Jahre vom Interim und der Belagerung Magdeburgs, von der Erhebung des Kurfürsten Moritz bis zu Karls Erniedrigung im Passauer Vertrage und zu der verfehlten Unternehmung des Kaisers gegen das von den Franzosen occupirte Metz, jene für die Geschichte Deutschlands folgenreichste Epoche, in welcher die Engländer vermittelnd dem Hofe des von seiner Höhe herabstürzenden Selbstherrschers

Digitized by Google

zu folgen hatten. Ascham, ein Meister der Porträtzeichnung, fand mehrfach Gelegenheit, die gewaltigen Personen, welche in diesem Drama auftraten, ins Auge zu fassen und hat seine Eindrücke wie in den Briefen so namentlich in dem erwähnten auf dem Rückwege im Sommer 1553 zu Brüssel verfaßten Berichte in kunstvollem Stile niedergelegt, dem unser deutscher Meister Ranke mit nicht geringerem Verständniß und Kunstsinn gar manchen werthvollen Pinselstrich abgelauscht hat. Am Andreastage 1551 sah Ascham zu Augsburg den Kaiser tafeln, sah ihn mit großem Appetite einen Kapaun verzehren und „fünfmal so lange als unsereins den Kopf im Glase behalten und nie weniger als ein gutes Quart Rheinwein auf einmal austrinken.“ Er fand ihn nicht eben schön, „aber Anmuth, Bescheidenheit und Ernst“ in dem Blicke des Auges. Wohl fühlte er ein unheimliches Grauen vor der finstern Macht dieses einen Mannes, den er „ein dreiköpfiges Ungeheuer, den hispanischen Geryon“ nennt. Und bald darauf nun die unerhörte Katastrophe, des Kaisers Flucht und Bezwingung durch seine eigene Creatur, Moritz von Sachsen. Die Passauer Verhandlungen, wie die Kriegsfahrt gegen Frankreich, bei denen die Engländer ausharren mußten, veranlaßten Bekanntschaft und genaue Schilderung so hervorragender Charakterköpfe wie des unbändigen Hohenzollern Markgraf Albrecht Alcibiades und des kaiserlichen Parteigängers Lazarus Schwendi, des frommen Dulders Johann Friedrich und seines versatilen Vetters Moritz. Laufen hier und da auch kleine Verstöße unter, in der Hauptsache sind diejenigen, die für kaiserlichen Absolutismus oder für Selbständigkeit des deutschen Fürstenthums und Religionsfrieden stritten, meisterhaft gezeichnet und in ihrer Bedeutung für die Geschichte der großen Zeit mit echt historischem Sinne und vollem Verständnisse der politischen Momente gewürdigt. Wie vollkommen ist doch das Wesen des von aufzehrender Krankheit und vom Niedergange seines Glückes verfolgten Kaisers getroffen bei Gelegenheit der Audienz, welche Ascham in Landau während des Anmarsches gegen Metz gewährt wurde. „Dabei hat er doch ein Gesicht, so ungewohnt irgend eine Bewegung des Herzens zu verrathen, wie ich kein zweites in meinem ganzen Leben gesehen habe. Kein Farbenwechsel in seinem bleichen Antlitz läßt ahnen, ob ihn eine Meldung erfreut oder verletzt. Selbst aus den Augen kann man nur wenig von dem errathen, was in seinem verschlossenen Innern vorgeht. So oft ich ihn sah, mußte ich der Worte Salomo's gedenken: ‚Der Himmel ist hoch und die Erde tief, aber der Könige Herz ist unergründlich.‘ Da ist nichts an ihm was spricht, außer der Zunge, und wegen des Blattes im Munde — die Unterlippe war an zwei Stellen aufgebrochen —, wegen der Empfindlichkeit der Lippe und seiner alten Gewohnheit, nur leise zu sprechen, brachte diese die Worte so undeutlich hervor, daß es der größten Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit bedurfte, sie zu verstehen." Und später: „Ich habe ihn sehr oft in sehr übler Verfassung gesehen, so nach dem Grabe niemals. Wenn er wirklich, wie er beabsichtigt, morgen nach Brüssel aufbricht, so sollte es mich wundern, wenn er dort lebend ankommt." Unfreundlichkeit (unkindness) bezeichnet er als die Wurzel aller Uebel, welche Karl den Fürsten und den Deutschen angethan, wofür er nun so hart büßen mußte. Mit Interesse liest der Historiker daneben die kurze treffende Kritik der Geschichte des schmalkaldischen Krieges von Don Luis de Avila, dessen ungerechte Hochfahrt den Markgrafen Albrecht gewaltig in Harnisch brachte, oder des Geschichtswerkes des Paolo Giovio, der nicht minder durch seine Schmähsucht der eigenen Sache nur schadete. Wie wohlthuend dagegen die Begegnung mit Sleidan, wie innig der Gedankenaustausch mit dessen hoch verehrtem Landsmanne Johann Sturm, der bis zu Aschams Lebensende herabreicht.

War er auf dem Festlande Augenzeuge des jähesten Umschwunges der Dinge gewesen, so rief ihn ein anderer gleich jäher nach England zurück. Persönlich noch viel empfindlicher nämlich traf ihn nach Eduards VI. frühem Tode das Regiment der katholischen Maria. Da konnte er denn freilich von Glück sagen, in den letzten Jahren draußen und ehedem in der Wahl seiner Gönner sehr behutsam gewesen zu sein. Obwohl wegen seines Glaubens stark anrüchig, fand er doch in Bischof Gardiner einen alten Freund, der eben jetzt am Ruder die Hand über ihn hielt. Auch mit Cardinal Pole hatte er Fühlung, so daß er Secretär der Königin verblieb und sich durch die wenigen Jahre ihrer blutigen Regierung zwar nicht rühmlich, aber seinem ironischen Wesen gemäß hindurch wand, bis mit dem Regierungsantritte seiner ehemaligen Schülerin Elisabeth noch einmal bessere Tage anbrachen und namentlich auch die gesammte schriftstellerische Thätigkeit wieder aufgenommen werden konnte. Man kann bei Katterfeld nachlesen, wie sich mittlerweile Familie und Verdienst gestaltet hatten und was Ascham in der Folge noch arbeitete. Das bedeutendste Werk dieser Periode, das erst nach dem Tode von seiner Frau herausgegeben wurde, bleibt der Schoolmaster, eine in der Geschichte der Pädagogik namhafte Erscheinung, durch welche er, von einem der leitenden Staatsmänner der Regierung dazu aufgefordert, seine Gedanken über Kindererziehung zu begründen sucht.

Auch in diesen Studien hat die Kritik seines Biographen allerlei traditionellen Mißverstand aus dem Wege räumen müssen, wie man denn aus einem Entwurf (the book of the cockpit), in welchem er von den standesmäßigen Vergnügungen des Gentleman zu handeln unternahm, irrig hat folgern wollen, daß ihn Elisabeth zu ihrem Bärenwärter ernannt, er selber aber, ein Mann der enthaltsamen Zucht und Sitte, gar durch Wetten und Würfelspiel sein Vermögen vergeudet habe. Mit Recht findet Katterfeld in den

Digitized by Google

Lebensregeln, die er einst seinem jungen Schwager bei dessen Eintritt in die große Welt gegeben, die Grundsätze wieder, die Ascham in seinem eigenen Verhalten befolgte: „Lebe mit Deinen Kameraden freundlich und friedlich; sei höflich und zuvorkommend gegen sie, daß Keiner Dir Deines steifen und mürrischen Wesens wegen übel wolle oder Dich für Deine hochfahrende Rauheit hasse, Fehler, in die junge Leute bei Hofe leicht verfallen. Verachte die Armen nicht, spotte nie über die Einfachen. Erkenne Deine Fehler wohl, aber suche sie an keinem andern; dies ist der beste Weg, um ruhig und unangefochten zu bleiben. Sei kein Neuigkeitskrämer; spionire nie nach Anderer Geheimnissen, denn die Horcher sind meist auch Schwätzer. Lüge nie, denn das ist unanständig. Sage nicht jede Wahrheit, denn das ist unnöthig. Ja, zu mancher Zeit und an manchem Orte ist eine harmlose Lüge besser angebracht als eine verderbliche Wahrheit. Verabscheue und fliehe jede schlechte That; meide schlechte Gesellschaft; thue nichts, als was Dir recht erscheint; pflege nur mit denen Umgang, die Du für anständig kennst, suche Frieden und Ruhe mit jedem und endlich: liebe alle!"

Es sind diesem schönen Buche recht viele Leser und Käufer und damit auch eine zweite Auflage zu wünschen, in welcher, außer manchen Druckfehlern, welche stehen geblieben, auch einige Unebenheiten entfernt werden könnten, an denen sich namentlich wer mit englischen Dingen vertraut ist leicht stößt. Nur zu diesem Zwecke stelle ich am Schluß Einiges zusammen. Man sagt nicht, wie es im Vorwort heißt: County York, sondern County of York oder besser Yorkshire. Der reiche Baronet Scroope of Bolton, S. 1, ist unmöglich, weil es erst seit Jacob I. Baronets giebt, Henry le Scrope of Bolton aber seit 1514 Mitglied des Hauses der Lords war. Darf man den Proctor der englischen Universitäten, ein Hauptorgan der Selbstverwaltung, in der That durch unsern Universitätsrichter übersetzen? Und sind heute wirklich, wie es S. 85 heißt, alle Fellows in den Universitätscollegien noch zum Cölibat verurtheilt? Ist nicht eine neue Straße in Oxford zum guten Theile von verheiratheten Fellows bevölkert? Warum S. 82 statt Richard Paceus nicht englisch Pace, der auch schon Humanist war und als Wolsey's gewiegtester Emissar in ganz lesbarem Englisch Depeschen schrieb? S. 120 wird Lenbourg neben Cologne und en Eyfalie (Eifel) fälschlich mit Lüneburg statt mit Limburg erklärt. Katterfeld fragt S. 133: „hat man in England damals schon etwas anderes gebrannt als Holz? Etwa Torf wie in Flandern oder Steinkohlen wie in Lüttich?" Schon Eduard I. erließ in London polizeiliche Verordnungen gegen den Rauch von carbo marinus, seacoal, wie die zu Wasser an die Stadt gebrachte Kohle noch im achtzehnten Jahrhundert hieß. S. 144 wird seam durch Spalte, statt einfach durch Saum übersetzt. S. 345 ist Newport wohl nur Versehen für Newgate, wie

Digitized by Google

355 Herford für Hereford. S. 293 muß es statt Abtei St. Paul natürlich Kathedrale von St. Paul heißen, und S. 356 darf George Buchanan nicht als Engländer, sondern nur als Schotte bezeichnet werden, durch seinen verspäteten Humanismus bekanntlich ein Stolz seines engern Vaterlandes. Endlich wäre rathsam, in einer neuen Auflage nur aus einer und derselben Ausgabe von Rymers großer Urkundensammlung, und zwar besser der Londoner als dem Haager Nachdrucke zu citiren. R. Pauli.

Der Rechtsstaat.*)

I.

Es war eine Zeit, als die gebildeten Völker des europäischen Continents sich vor allen Beschwerden und allem Mißbehagen ihrer inneren Zustände, vor des „Mächt'gen Druck, des Rechtes Aufschub, dem Uebermuth der Aemter" Rettung und Heil in einer „Verfassung" versprachen. Unter Verfassung aber dachte man sich ein Zweifaches, nicht weniger noch mehr: Grundrechte und parlamentarische Einrichtungen mit Ministerverantwortlichkeit. Durch die „Grundrechte" sollte der öffentliche Rechtskreis der Einzelnen gegen die „Eingriffe" des Staates und seiner Organe fest umgrenzt werden. Jede Verletzung dieser Grenzen wäre eine Verletzung der Verfassung, und als solche gegen die Spitzen der Verwaltung, welche dafür auf Anfordern der parlamentarischen Körperschaften nicht Abhülfe gewährten, durch Ministeranklage zu ahnden. In allem Uebrigen, was diesen individuellen Rechtskreis nicht berühre, hätten die Minister ihre Verwaltung in Uebereinstimmung mit dem in der parlamentarischen Mehrheit zum Ausdrucke gelangenden „Willen" des „Volkes" zu führen. Würden sie dieser Anforderung nicht entsprechen, so hätten die Vertreter des souveränen Volkes ihrer Mißbilligung nöthigenfalls durch „Verweigerung des Budgets" Nachdruck zu geben, womit dann, wenn man nicht erst noch durch Kammerauflösung an das souveräne Volk selbst Berufung einlegen wollte, die Minister in die Unmöglichkeit, die Verwaltung fortzuführen, versetzt, also zum Rücktritt genöthigt wären, dem Regenten aber nichts übrig bliebe, als Männer des Vertrauens der Mehrheit an ihre Stelle zu bringen.

Das Mittel zur Geltung zu bringen, was man im Unterschiede von der rechtlichen oder juristischen die politische oder parlamentarische Ministerverantwortlichkeit nannte, erwies sich aber, sobald man nur erst unter der Juli-

*) Rudolf Gneist, der Rechtsstaat und die Verwaltungsgerichte in Deutschland. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Julius Springer. 1879.

Digitized by Google

monarchie in Frankreich die Probe darauf gemacht hatte, als so einfach und drastisch zugleich, daß man, was Thiers noch in einer parlamentarischen Rede vom 22. Februar 1866 als großen politischen Fortschritt verkündete, darin zugleich einen vollständigen Ersatz für den schwerfälligen Apparat der Ministeranklage fand. Man genoß denn auch dieses vollendete System politischer Freiheit in vollen Zügen, bis eines Tages mit einem verhaßten Ministerium das ganze Gerüste der parlamentarischen Verfassung prasselnd zusammenstürzte und unter dem Schutte einer wüsten Revolution für Jahrzehnte begraben blieb. Wie wenig indeß diese Erfahrung als Warnung verschlagen hatte, konnte schon jener Ausspruch des nüchternsten Staatsmannes der parlamentarischen Periode zeigen, und heute wird denn auch wieder unter den Auspicien seiner geistigen Verlassenschaft das Geschäft des Ministerstürzens so frisch frei fröhlich betrieben, wie inzwischen nach dem vortrefflichen Muster in Spanien und Italien. Ja selbst die staatlichen Protistengebilde, die aus der politischen Verwesung des Orients entstanden, haben mit einem kühnen Schritte aus der Barbarei auf den Gipfel der politischen Reife sich zu schwingen gemeint, indem sie jener rastlos aus sich selbst immer neu sich erzeugenden Arbeit mit einem Behagen sich hingaben, über welchem nationale Selbständigkeit und Ehre wie öffentliches Recht und bürgerliche Wohlfahrt gleich überwundene Begriffe werden.

Der deutsche Himmel allein hat sich für diese Reife der constitutionellen Entwickelung ungünstig erwiesen. Statt einer nach zwanzigjährigem Revolutionssturme durch den siegreichen Feind zurückgeführten Dynastie, oder vollends eines auf dem Grunde der Volkssouveränität neu errichteten Bürgerkönigthums fanden sich hier festgewurzelte monarchische Gewalten, welche mit ihrem verfassungsmäßigen Rechte der Ministerernennung Ernst machten und sich weigerten, dasselbe als Automaten parlamentarischer Mehrheiten zu üben. Man blieb also hier darauf angewiesen, das Feld der verfassungsmäßig gewährleisteten Ministeranklage sorgfältiger auszubauen, und in der That haben, zu offenbarer Beschämung mancher Großmacht, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten es zu einem bestverclausulirten Systeme der rechtlichen Ministerverantwortlichkeit gebracht. Daß es thatsächlich kaum jemals zu einer Ministeranklage gekommen ist, könnte auch recht wohl als Beweis für die bestmögliche Wirksamkeit des Systems gelten, daß es nämlich Verfassungsverletzungen, die eine Ministeranklage hätten begründen können, im Voraus verhütet hätte. Leider nur haben die Klagen über Verletzung der verfassungsmäßigen Grundrechte immer noch kein Ende nehmen wollen, und es macht doch in der Sache wohl keinen Unterschied, daß darin seit zehn Jahren die Ultramontanen und Socialdemokraten mit den Liberalen sich abgelöst haben. Hätte nun wegen jeder willkürlichen Verhaftung, wegen jeder ungesetzlichen Auflösung einer Versamm-

ed by Googl

lung oder Confiscation einer Zeitung die Ministeranklage beschlossen werden sollen? Dazu kam ein anderes Bedenken; meist stützten doch die Minister ihr angefochtenes Verhalten auf eine Auslegung der Verfassung, die, wenn rechtlich begründet, die behauptete Verletzung der letzteren ausschloß. Würde aber die Auslegung der parlamentarischen Mehrheit von dem über die Ministeranklage entscheidenden Gerichte getheilt, sollten dann die Minister wegen einer irrigen, aber vielleicht in gutem Glauben angenommenen oder doch nicht in nachweislich rechtswidriger Absicht angewendeten Ansicht abgesetzt oder bestraft werden? Am härtesten aber wurde der an Grundrechte und Ministerverantwortlichkeit sich anklammernde Optimismus erschüttert, als in der Reactionszeit der Fünfziger Jahre, während auf dem gesammten öffentlichen und selbst bürgerlichen Leben der härteste Druck administrativer Willkür lastete, beispielsweise in dem größten deutschen Verfassungsstaate die Regierung in vollkommenster constitutioneller Eintracht mit der parlamentarischen Mehrheit lebte. Wer soll den Schutz des Einzelnen gegen die Verletzung der Grundrechte in die Hand nehmen, wenn die dazu berufene Volksvertretung die „Auslegung" und — das Interesse der Minister theilt?

Die deutsche Gründlichkeit würde ihren guten Ruf verleugnet haben, wenn sie nicht allen Ernst an die Lösung dieses Problems gesetzt hätte, daß alle Grundrechte und parlamentarischen Verfassungen keine Sicherheit des öffentlichen Rechtes bringen wollten. In diesem Zusammenhange hat zuerst der wackere Robert von Mohl den Begriff des Rechtsstaates in die Wissenschaft eingeführt. Wie weit er aber noch von einer erschöpfenden Begründung und praktischen Gestaltung desselben zurückblieb, zeigten seine zuerst 1852 geschriebenen und 1860 in dem Sammelwerke „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" wieder veröffentlichten „politischen Briefe" über die „Mängel und Heilmittel" des Repräsentativsystemes; die hier empfohlenen Heilmittel sind keine anderen als die „Annahme der parlamentarischen Regierung", das heißt, etwas deutsch-vorsichtig umschrieben, der Theorie und Praxis des Ministerstürzens, und ein neues untaugliches Wahlsystem. Dem eigentlichen Sitze des Uebels näher gekommen sind zwei Schriften, welche unter der gleichzeitigen Literatur über den Gegenstand die eine wegen der politischen, die andere wegen der juristischen Bedeutung des Verfassers hervorzuheben sind. Im Jahre 1861 veröffentlichte Eduard Lasker, damals dem parlamentarischen Leben noch nicht angehörend, in den „Deutschen Jahrbüchern" einen Aufsatz über „Polizeigewalt und Rechtsschutz in Preußen", der 1874 in dem Sammelwerke „Zur Verfassungsgeschichte Preußens" wieder abgedruckt wurde. Der Verfasser beginnt damit, in einer langen Reihe abschreckender Beispiele die Handhabung der „Wohlfahrtspolizei" während der preußischen Reactionsperiode in Berührung mit den alltäglichsten bürgerlichen Verhältnissen zu schildern. Er findet

Digitized by Google

die Ursache des Schadens in dem Gesetze vom 11. Mai 1842, welches „Beschwerden über polizeiliche Verfügungen jeder Art, sie mögen Gesetzmäßigkeit, Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit derselben betreffen", lediglich an die vorgesetzte Dienstbehörde gelangen, die „Berufung auf die allgemeinen Gesetze, auf die verbürgten persönlichen Rechte, auf das Eigenthum nicht den Weg zum Richter öffnen" läßt; und in dem Gesetze vom 13. Februar 1854, welches die civil- und strafrechtliche Verfolgung von Beamten wegen Amtshandlungen, wenn der Competenzconflict erhoben wurde, an eine Vorentscheidung des sogenannten Gerichtshofes für Competenzconflicte (eigentlich nur eine periodisch gebildete Commission von Richtern und Verwaltungsbeamten) band, ob dem Beamten eine „zur gerichtlichen Verfolgung geeignete" Ueberschreitung oder Unterlassung zur Last falle. Der Verfasser rügt dann die Unterlassungssünde der „neuen Aera", welche eine allgemeine Reform dieser Materie darum verweigert habe, weil hervorragende Vertreter des Ministeriums und der altliberalen Partei der Ansicht gewesen, daß „die Materie sehr verworren sei und einer mühevollen Untersuchung bedürfe" und „daß die Verwaltung in ihrem Kreise auch den Gerichten gegenüber eine gleichgeordnete und selbständige Stellung einzunehmen habe." „Hier," ruft nun der Verfasser aus, „liegt die unausfüllbare Kluft, welche den Rechtsstaat vom Polizeistaate trennt"; mit dem Grundsatze, daß die Selbständigkeit der Verwaltung in gewissen Fällen der „vermeintlichen" Rechtsverletzung den Ausschluß des Rechtsweges bedinge, gelange man niemals zu den Voraussetzungen des Rechtsstaates. Und daran reiht sich eine blühende Schilderung des Rechtsstaates auf der einen, des „Polizeistaates" auf der andern Seite, die genau so viel Wahrheit hat, als alle Abstractionen dieser Art. Was wir an juristischer Bestimmung des Rechtsstaates erfahren, ist nur, daß es seine „höchste Aufgabe" ist, die „Rechtsverletzung aufzuheben", wenn sie „irgendwo vorgekommen" ist. Die Frage, worauf es nun eigentlich ankäme, zu beantworten: was unter der „Rechtsverletzung" und ihrer „Aufhebung" im Gebiete des Polizeirechtes zu verstehen ist — diese Mühe hat sich der Verfasser erspart, und wir können nur aus dem ganzen Tenor seiner Darstellung schließen, daß er sie ganz im Sinne des „constitutionellen Systemes" als Verletzung der individualistisch gedachten Grundrechte, mit noch etwas stark privatrechtlicher Zuthat meint. Der Fortschritt ist also nur, daß der Schutz gegen solche Verletzung nicht mehr Sache der parlamentarischen Körperschaften, sondern des „Gerichtes" sein soll, wobei allerdings frei gelassen ist, ob dies das „ordentliche" (Civil- und Strafgericht), oder ein „Specialgericht" sein soll.

Daß „Recht und Gesetz" nur durch einen „Richterspruch" zu ihrer Verwirklichung wahre Bedeutung und Macht gewinnen können, stellt auch O. Bähr an die Spitze seiner in der 1864 erschienenen Schrift „Der

Digitized by Google

Rechtsstaat" gegebenen Ausführung. Der Verfasser begnügt sich aber nicht, die Beschwerde bei der vorgesetzten Dienstbehörde als unversöhnlichen Gegensatz des Richterspruches vorauszunehmen, sondern er folgt ihr bis zur letzten Instanz des constitutionellen Ministers, der die streitige Rechtsfrage für sein Ressort endgültig entscheidet. „Der Minister ist ein Einzelner, der noch dazu durch seine Entlaßbarkeit keine Gewähr für irgendwelche Dauer der von ihm vertretenen Grundsätze darbietet ... Wenn heute der Regent eines Landes seinen Minister wechselt, so nimmt schon morgen vielleicht das gesammte öffentliche Recht eine ganz verschiedene Physiognomie an." An die Stelle des Ministers weiß dann aber der Verfasser nur die „ordentlichen" — die Civil- und Strafgerichte zu setzen. Er begnügt sich ferner nicht, diesen die „Aufhebung" von „Rechtsverletzungen" zu überweisen, sondern er construirt den zu gewährenden Rechtsschutz als Verwaltungsklage, und zwar nicht auf dem Boden von Individualrechten, sondern der neueren Wissenschaft des deutschen Privatrechtes folgend, mit Hilfe des Genossenschaftsbegriffes, er faßt die gegen „Eingriffe" der Staatsgewalt sicher zu stellenden öffentlichen Berechtigungen der Unterthanen als „genossenschaftliche Rechte". Aber während diese Einführung eines Begriffes, der im öffentlichen Rechte jedenfalls nur auf einer sehr frühen Stufe der Staatsentwickelung Geltung hat, die heutige Idee der geschlossenen Staatshoheit kaum weniger aufzulösen droht als der gangbare Individualismus; so bleibt doch das Verhältniß dasselbe, daß die Recht und Wohl der Gesammtheit vertretende Staatsgewalt sich einem unbedingten Sonderrechte gegenüber als Partei stellen soll. Aus der Gefahr, daß die Rechtssicherheit der Einzelnen an der Uebergewalt der in den Staatsorganen herrschenden Interessen zerschelle, gerathen wir in die andere, daß die öffentliche Wohlfahrt in allem Wege Rechtens geschädigt werde durch den Eigensinn des Einzelnen, der wie Shylock auf seinen Schein pocht.

Aus diesem Cirkel ist kein Ausweg, wenn man nicht den vom „Recht" des Einzelnen, dessen „Verletzung aufgehoben" werden soll, genommenen Ausgangspunkt als einen durchaus falschen erkennt. Es ist gar nicht durchführbar, auf dem Boden des öffentlichen Rechtes einen schlechthin unantastbaren Rechtskreis des Einzelnen dem Rechte des Staates gegenüber zu stellen, wie auf dem Boden des bürgerlichen Mein und Dein Recht gegen Recht steht — sofern nicht der Staat als Fiscus sich selbst in die Reihe der Privatpersonen stellt. Der Staat als die allumfassende Gemeinschaft steht incommensurabel über dem Einzelnen; soll und will er seine Aufgabe unter allen Umständen erfüllen, so kann seiner Verfügung über den Einzelnen und dessen Rechtskreis keine formell unübersteigliche Schranke gezogen sein, wie zwischen den privaten Berechtigungen gegen einander. Daß um die höchsten Güter zu

schützen, die sich im Staate verkörpern, jeder Bürger sein „Gut und Blut" darbringe, ist mehr als eine begeisterte Aufwallung, über deren Einlösung nur der gute Wille des Einzelnen entscheide. Jeder schuldet seine Person dem Waffendienste, sein Vermögen dem Staatsbedarfe, so weit beide irgend im höchsten Drange der Zeit in Anspruch genommen werden mögen; und kein für ruhige und glückliche Zeiten erlassenes Gesetz giebt ihm ein „Recht", sich dem außerordentlichen Aufgebote aller Kräfte und Mittel zu entziehen. Wie weit weniger kann es ihm als „Recht" in die Hand gegeben sein, die einzelne Dienstleistung, den einzelnen Eigenthumsgegenstand zu versagen, wenn des Landes Noth oder Wohlfahrt drängend gebieten oder erheischen. Und diese Fälle lassen sich nicht etwa in Vergleich bringen mit denjenigen, welche als „Nothstand" den Einzelnen wegen Verletzung fremden Lebens und Eigenthums straflos stellen. Denn hier bleibt immer eine objective Verletzung, welche der Andere nicht im mindesten verpflichtet ist, sich gefallen zu lassen; während der Staat auch bei der höchsten Anspannung seiner Forderungen nur sein Recht über den Einzelnen in Anspruch nimmt und dieser keineswegs befugt ist, die Erfüllung von einem Streite darüber abhängig zu machen, ob ein genügender Grund zur Anforderung vorliegt. — So ist denn auch keines der persönlichen sogenannten Freiheitsrechte so heilig, daß es nicht um der allgemeinen Ordnung willen einer zeitweisen Aufhebung unterliegen, oder daß es gegen Aenderungen der Gesetzgebung als „erworbenes Recht" geltend gemacht werden könnte.

Um ein öffentliches Recht zu begründen, kann also die zum Begriffe der Rechtsordnung gehörende Schranke nur vom Gesichtspunkte des Staates aus gezogen werden; sie ergiebt sich aber auch von dieser Seite aus dem Wesen des Staates selbst, Rechtsordnung zu sein, also auch nur in rechtlich geordneter und gesicherter Weise seine Anforderungen an den Einzelnen stellen und ihm Beschränkungen seines Wirkungskreises auferlegen zu können. Die rechtliche Ordnung besteht hier darin, daß die Staatsgewalt selbst ihren Organen die Einhaltung eines gleichen und gerechten Maßes der Anforderungen und Einschränkungen auferlegt, die Rechtssicherung darin, daß der Einzelne rechtliches Gehör verlangen kann, wenn er sich beschwert, daß „dem Einen zu Liebe, dem Andern zu Leide" das gleiche und gerechte Maß verletzt sei. Das Verwaltungsrecht, welches also in Gesetzen, Verordnungen und Regulativen Norm- und Maßbestimmung für die Verwaltungshandlungen ist, die ihren Inhalt durch die Rücksichten des gemeinen Wohles erhalten, unterscheidet sich daher gleich scharf von dem Privatrechte, welches unbedingte Rechtskreise der Einzelnen gegen einander abscheidet, und von dem Strafrechte, welches unbedingte Verbote oder Gebote an die Einzelnen stellt; es kann daher auch das Rechtsverfahren, welches den Einzelnen gegen Willkür

Digitized by Google

der Verwaltung schützt, mit der Civil- und Strafjustiz nichts gemein haben als die äußere Form. Die souveränen Behauptungen: „es giebt nur eine Justiz" oder „für jede Rechtsverletzung muß richterliches Gehör gegeben werden" enthalten nur eine petitio principii, daß „Justiz" Entscheidung über streitige Rechte und Rechtsverletzungen, daß „Rechtsverletzung" Störung eines persönlichen Rechtes sei. Ob man nun das Rechtsverfahren in Verwaltungssachen als eine besondere „Verwaltungsjustiz" anerkennen, oder ob man es überhaupt nicht als „Justiz" gelten lassen will, bleibt ein müßiger Wortstreit. Ueber sogenannte Verwaltungsstreitsachen zu entscheiden aber sind die „ordentlichen" Gerichte genau so viel oder wenig befähigt, als sie etwa geeignet wären, die Verwaltung selbst zu führen. Denn so wenig der Civil- oder Strafrichter die ihm vom Gesetze überlassenen discretionären Entscheidungen richtig und gerecht zu treffen durch Rechtsstudium lernen, vielmehr diese Fähigkeit und Sicherheit nur in der dauernden Uebung seines Berufes sich erwerben kann, so läßt sich auch nur in der täglichen Anwendung der Verwaltungsgesetze, in der ständigen Uebung des gleichen und gerechten Maßes das zutreffende und sichere Urtheil gewinnen, ob es im streitigen Falle eingehalten ist. Und wie die richtige Auslegung der bürgerlichen Gesetze ein scharfes und geübtes civilistisches Denken erfordert, so giebt die Gewähr für eine richtige Auslegung der Verwaltungsgesetze nur die engste Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Verwaltung, deren Erfüllung durch das Verwaltungsrecht gleich und gerecht geordnet, aber nicht zu Gunsten entgegenstehender Rechte durchbrochen werden soll. Der Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes kann daher nur aus der Organisation der Verwaltung selbst erwachsen.

Die vorstehend entwickelte Anschauung zuerst in die deutsche Rechtswissenschaft eingeführt und in glänzender, für alle Folgezeit bahnbrechender Weise entwickelt zu haben, ist das Verdienst Rudolf Gneist's. Derselbe Mann aber hat zugleich in rastloser politischer Thätigkeit Regierung und Parlament des größten deutschen Staates dafür gewonnen, seine Gedanken in die That zu übersetzen, und er wird als der praktische nicht minder wie der theoretische Begründer des Rechtsstaates in Deutschland dann erst recht gelten, wenn die kleinen Alltagsverdienste, die sich geschäftig zu der einmal hingestellten Aufgabe herangedrängt und an derselben mehr verwirrt wie geholfen haben, der verdienten Vergessenheit verfallen sein werden. Das kleine Buch, an welches diese Besprechung anknüpft, ist selbst nur die engste Zusammenfassung des Ergebnisses einer zwanzigjährigen, in unserer Zeit fast beispiellosen Geistesarbeit, und würde ohne einen etwas eingehenden Rückblick auf diese kaum verständlich zu machen sein. x.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Weihnachten. Börse. Kunstgewerbe. Theater. — Die Weihnachtszeit hat unser hauptstädtisches Leben in Fluß gebracht. Der eigentliche Anfang der Wintersaison in des Wortes voller Bedeutung wird durch den Zeitabschnitt bezeichnet, in dem die Buden auf dem Schloßplatz mit ihren Pfefferkuchen und Nüssen, ihren Knarren, Pfeifen, Waldteufeln und anderm Kinderspielzeug — womöglich bei einem gelinden trockenen Frostwetter aufgeschlagen werden und, namentlich in den abendlichen Stunden, wenn der geräumige Platz, dank der municipalen Liberalität, durch mächtige Gaskronen auf das Glänzendste erleuchtet ist, eine zahllose Menge fröhlicher Menschenkinder aus allen Schichten der Bevölkerung sich umhertummeln sieht. Von der Brücke, die das berühmte Reiterstandbild des großen Kurfürsten trägt, bis zum Werderschen Markt und dem schönen neuen Palast der Deutschen Reichsbank hin überschaut das Auge des Spaziergängers ein munteres Gewimmel von Kindern und Erwachsenen, erhebt sich Bude an Bude mit kleinen Lichtern erleuchtet, tönt dem Ohre der übermüthige Jahrmarktslärm der Straßenjugend entgegen, daß man sich auf den St. Eustachius-Platz in Rom am Feste der h. drei Könige versetzt glauben könnte. Eleganter und vornehmer fluthet das Leben in den großen modernen Hauptverkehrsadern der Residenz mit ihren Luxusgeschäften und überreichen Schauläden dahin, in der Straße unter den Linden, in der Friedrichs- und Leipziger Straße. Omnibus und Pferdebahnwagen, Droschken erster und zweiter Klasse, Lastfuhrwerk und Handwagen, in so großer Menge sie vertreten sind, stehen um diese Zeit des Jahres, wenigstens in den späteren Nachmittagsstunden, fast zurück hinter den glänzenden Privatequipagen, die von schönen muthigen Trabern gezogen die neu asphaltirten Straßen rasch dahinjagen, vor den Luxusgeschäften anhalten und mit ihren vornehmen Insassen, denen der Diener in reicher Livrée den Schlag öffnet, dem Gesammtstraßenbilde ein charakteristisches Gepräge verleihen. Auf den breiten Bürgersteigen aber wimmelt es vom Morgen an bis zum späten Abend, so daß die Leute, welche noch dazu vielfach mit den erkauften Weihnachtsgeschenken bepackt sind, Mühe haben, einander auszuweichen. Diese Schilderung unsres weihnachtlichen Verkehres klingt, wir gestehen es offen, nicht so, als käme sie aus der Hauptstadt eines unter der harten Noth dieses Winters leidenden Landes, das nicht am geringsten an der allgemeinen Handelskrise und industriellen Bedrängniß krankt, welcher die Welt seit dem Jahre 1873 verfallen zu sein scheint, ohne daß man das Ende abzusehen in der Lage ist. Aber in der That hat *diese* Weihnacht zwei Bundesgenossen ganz

Digitized by Google

besonderer Art gefunden, welche den ohnehin an diesem Feste zum Geldausgaben geneigten, sonst so sparsamen Sinn des Berliners, man darf wohl sagen des Norddeutschen überhaupt noch opferwilliger und kauflustiger gemacht haben als er stets zum Christfeste zu sein pflegt. Einmal ist es das ausnahmsweise schöne Wetter, das uns statt nordischer Nebel und unsauberer von thauendem Schnee durchnäßter Straßen helles freundliches und doch — in den letzten Wochen wenigstens — ein nicht zu herbes kaltes Klima mit allen den Vergnügungen, die Eis und Schnee zu bieten vermögen, bescheert und damit Jung und Alt in die rechte frohe Feststimmung versetzt hat, dann aber der unerwartete und unerwartet lange anhaltende Aufschwung der Geschäfte an der Börse, der von vielen zwar als ein Danaergeschenk mit Sorge beobachtet, als Schwindel verschrienen und als das Wiedererwachen unmäßiger Speculationssucht gebrandmarkt, von Anderen dagegen als eine wohl begründete solide Haussebewegung bezeichnet und begrüßt wird. Wir neigen zur letzteren Ansicht keineswegs, wenn wir auch nicht so schwarz sehen wie die Kritiker, die in dem lebhaften Verkehre des letzten Monats und dem z. Th. mühelosen Verdienste, den derselbe abgeworfen, das reine Satanswerk erblicken. So viel aber steht fest, mag man die Börsenereignisse, die Früchte, welche der „Giftbaum" soeben gezeitigt hat, für heilvoll oder unheilvoll, für Vertrauen belebend und den Abschluß der langen Geschäftsstockung ankündigend oder für das Resultat des Schwindels und der „Mache" ansehen — auf alle Fälle sind die vielen Millionen, welche Bankiers und anderen Speculanten in den Schoß gefallen, welche durch Curssteigerungen der solideren Papiere auch einer großen Anzahl nicht speculirender Rentiers und Besitzer indirect zu Gute gekommen, für das Weihnachtsgeschäft der handeltreibenden und industriellen Berliner Bevölkerung eine Wohlthat gewesen, ein Factor, der die Menge der abgesetzten Artikel vielleicht verdoppelt hat. Jedenfalls sind dadurch Millionen unter die der Börse ganz fern stehenden Massen gekommen, welche sonst schwerlich verausgabt und in Circulation gesetzt worden wären. Die kaufmännische Welt der Residenz hat sich seit 1873 keines auch nur ähnlich starken Absatzes in der Weihnachtszeit zu erfreuen gehabt wie in diesem Jahre, und in erster Linie kommt dieser erfreuliche Waarenverkauf der Kunstindustrie und der Confection so wie den Lebensmittelhändlern zu Gute. Die Erstgenannte hat es für die großartigen Anstrengungen, welche sie seit Philadelphia zu ihrer Hebung und Besserung gemacht hat, wahrlich verdient, daß sich auch einmal in großer Zahl Leute fanden, die nicht blos Durchschnittswaaren, sondern auch größere kunstvollere und deshalb theure Stücke zu kaufen im Stande und Willens waren. Unsere Broncewaarenhändler haben geradezu enormen Absatz gehabt, und ein Zweig des Kunsthandwerkes, den man noch vor etwa zehn Jahren im größeren Umfange hier kaum kannte — man nahm

dafür broncirte Zinkgußartikel — hat, nachdem er zu ansehnlicher Kunstblüthe gelangt, auch im Handel eine bisher nicht geahnte Bedeutung erhalten.

Einen ähnlichen Aufschwung in der Technik nicht blos, sondern auch im Absatz, haben die kunstgerechte Möbeltischlerei, die Glas-, Porzellan-, Majolika-, Email- und Teppich-, wie Stoffindustrie zu verzeichnen. Man kann nur wünschen, daß diesen Zweigen des soliden Kunsthandwerkes auch die Zukunft annähernd so günstig sein möge, wie der Schluß dieses Jahres, und daß auf den plötzlichen Handelsaufschwung in diesen Artikeln nicht eben so plötzlich wieder ein völliges Erlahmen der Kaufkraft folgt, unter dem wir im Gegensatze zu unseren glücklichen westlichen Nachbarn nun schon so lange siechen.

Daß sich nicht weniger als im gewerblichen Leben auch in den Theatern, Concerten, öffentlichen Schaustellungen anderer Art die Festzeit bemerkbar macht, versteht sich von selbst. Unsere königlichen Bühnen bringen oder bereiten neue Stücke wenigstens vor. Das Schauspielhaus hat auf das treffliche Puttlitzsche Drama „Rolf Berndt" ein Lustspiel von dem geistvoll gemüthreichen Wichert, „Der Freund des Fürsten" folgen lassen, das nicht auf der Höhe des vorgenannten Stückes, auch nicht auf der früherer Wichertischer Arbeiten stehend, dennoch in seiner harmlos heitern, gefälligen Art einen achtungswerthen Erfolg errungen hat. Im Nationaltheater wird Fittger's „Hexe" unter starkem Beifalle gegeben, eine phantastische, aber nicht gewöhnliche poetische Schöpfung, die trotz aller ihrer Extravaganzen und Sonderbarkeiten nicht blos vom Vorstadtpublikum, sondern auch von der anständigen Kritik innerhalb gewisser Grenzen anerkannt wird. Auch das Opernhaus feiert nicht. Im Anfange des neuen Jahres wird die Lucca hier erwartet, um in der seit vielen Jahren von ihr gemiedenen und geschmähten Stadt vor einem Publikum, das sie erst vergötterte, dann aber auspfiff und für „unmöglich auf ewig" erklärte, in Vereine mit Niemann, wahrscheinlich in der neuen französischen Oper „Carmen" zu singen. Bei Kroll und in dem Kastanschen Panopticum von Wachsfiguren brilliren die von Künstlern componirten Weihnachtsausstellungen. In letzterem, zu immer verdienterer Berühmtheit gelangenden Institute sind in Wandgemälden von Scheller und in plastischen Wachsbildwerken die „Nibelungen" dargestellt, zum Theil Werke von großer Schönheit und packender Gewalt der Charakteristik. Der Circus Renz steht im Zenith seiner Blüthe, und bald werden die großen Bälle und Hoffestlichkeiten folgen, um die Saison auf ihren Gipfel zu erheben. —y.

Aus Wien. Das tschechische Memorandum. — Als „belehrendes und unterhaltendes Weihnachtsgeschenk", wie es in den Ankündigungen von Bilderbüchern, Gesellschaftsspielen und dergleichen zu lauten pflegt, haben uns die Tschechen jenes „Memorandum" dargebracht, welches sie bei ihrem Ein-

Digitized by Google

tritte in den Reichsrath dem Kaiser überreicht hatten. Die Blätter bezeichnen diese Veröffentlichung als den ersten Mahnbrief an das Ministerium. Es soll damit gesagt werden: wir haben durch unser Erscheinen im Abgeordnetenhause die Bewilligung der Wehrvorlage für zehn Jahre möglich gemacht, wir haben unser Versprechen erfüllt, nun erfüllt ihr das eure! — Wir glauben nicht, daß die Sache so liegt. Wenn Jemand in der Lage war, der Regierung Bedingungen zu stellen, so war es eine Gruppe von etwa vierzig Mitgliedern der Verfassungspartei, welche, nachdem sie zweimal gegen die Regierung gestimmt hatten, im letzten Augenblicke überliefen. Die Herren haben keine glänzende Rolle gespielt; allein so viel politischen Verstand wird man ihnen zutrauen müssen, daß sie Einsicht genommen in den Pact zwischen Ministerium und Tschechen, und so viel Gesinnung auch, daß sie sich nicht dazu hergegeben haben würden, ein Geschäft perfect zu machen, welches auf die gänzliche Unterdrückung des Deutschthums in Böhmen, Mähren und — Oesterreichisch-Schlesien abzielt. Wir glauben aber auch deshalb an die Existenz eines solchen Pactes nicht, weil wir es für unmöglich halten, daß ein österreichischer Staatsmann auf derartige Bedingungen überhaupt eingehe. Ein Pressionsmittel — das ist zu glauben. Allein Graf Taaffe könnte mit Grund antworten: Eure Hilfe hat sich durchaus nicht so werthvoll gezeigt, daß wir für dieselbe Opfer bringen möchten, trotz eurer Stimmen wäre das Wehrgesetz gefallen, wenn es nicht gelungen wäre, einen Theil der Deutschen herüberzuziehen. — Auch die täglich vorgebrachten und prompt widerlegten Gerüchte über die Completirung des Cabinets aus tschechischen, polnischen, ja slovenischen Kreisen beweisen uns nur, daß die Herren Slaven sehr begehrlich, sehr ungeduldig sind, aber nichts mehr.

Das Schriftstück selbst läßt uns bei jedem Absatze fragen: Für wen ist das eigentlich bestimmt? Ein ganz gedankenloser Zeitungsleser mag, wenn ihm die tschechische petition of rights (denn diesen Namen legen die Prager Journalisten dem Kinde bei, um die Lächerlichkeit aufs höchste zu treiben!) mit einem wohlgesinnten Commentar beigebracht wird, das Ding ungefährlich finden; aber Niemand, der sich nur ein wenig in der Politik umgethan hat, kann übersehen, daß mit dem Begriffe Gleichberechtigung ein unverschämter Humbug getrieben ist. Es widert einen an, in das Gewebe von Unwahrheit und Selbstverblendung tiefer einzudringen. Wer den besten Willen hat, dem ja mit sehr tüchtigen Eigenschaften ausgestatteten Volksstamme volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, wer anerkennt, daß Gerechtigkeit nicht immer geübt worden ist, den bringen die Wortführer der „Nation" zu der Ueberzeugung, daß mit diesen Leuten ein friedliches Zusammenleben in Freiheit nicht möglich ist. Sie wollen die Deutschen einfach aus Böhmen u. s. w. hinausdrängen. Alles Gerede vom Schutze der Nationalitäten zerstäubt vor diesen Forderungen.

Digitized by Google

Ein Beispiel genügt als Illustration. Wer bei einer Gerichts- oder Verwaltungsbehörde des Landes eine Eingabe in tschechischer Sprache macht, hat die Erledigung in derselben Sprache zu fordern; das ist billig und gesetzlich geordnet. Die Verfasser des Memorandums haben aber entdeckt, daß das noch keine gleichmäßige Behandlung sei. Es müsse nicht nur mit der Partei, sondern auch über deren Sache in der Sprache der Eingabe verhandelt werden, und zwar durch alle Instanzen. Das heißt: nicht allein die Beamten aller niederen und oberen Behörden der Länder mit gemischter Bevölkerung, sondern auch die Beamten sämmtlicher Centralstellen des Reiches müssen der deutschen und der tschechischen Sprache mächtig sein. Das ist nun einer von jenen Einfällen, deren Gescheidtheit in das Gegentheil umschlägt. Abgesehen davon, daß Jedermann fragen wird, wieso es im Interesse der Partei liege, daß etwa der oberste Gerichtshof oder das Handelsministerium ihr Schriftstück in der Ursprache zu lesen u. s. w. vermöge, da es bekanntlich beeidigte Translatoren giebt, so hat das Register ein noch viel bedenklicheres Loch. Was einer Nationalität gewährt würde, könnte den anderen nicht versagt werden, in Schlesien hätten die Wasserpolaken denselben Anspruch wie die Tschechen, in mehreren südlichen Provinzen wird deutsch, slavisch und italienisch gesprochen: wer sich in Oesterreich der Beamtencarriere widmen wollte, müßte also, wie der Thronfolger, sämmtliche Landessprachen lernen. Damit würden allerdings die interessanten Nationalitäten überall einverstanden sein, wo sie sich gegen das Deutschthum zurückgesetzt glauben. Aber das ist nicht überall so. In Ungarn zwar, wo man sich weit vom Schusse fühlt, hat das Organ der sogenannten Deutschen, d. h. der jüdischen Kaufleute, welche aus Furcht sich noch magyarischer gebehrden als die Magyaren selbst, die Forderung der Tschechen bereits genehmigt; was liegt den Leuten daran, daß bei ihnen die entsprechende Forderung seitens der Deutschen, Slowaken, Serben, Walachen u. s. w. von dem herrschenden Stamme für Landesverrath erklärt werden würde! Doch was sollen die Bundesgenossen der Tschechen, die Polen, dazu sagen? Sie können das Memorandum unmöglich unterstützen, wenn sie nicht den Ruthenen das Gleiche zugestehen wollen.

Ganz ergötzlich ist das Kapitel über die Prager Universität. Eine eigene tschechische Hochschule wollen die Herren bekanntlich nicht, weil sie wissen, wie komisch das Ding ausfallen würde. Leider müssen sie eingestehen, daß an der jetzigen Universität niemals in tschechischer Sprache gelehrt worden ist, weil die lateinische von der deutschen abgelöst wurde; und damals, nämlich im vorigen Jahrhunderte, sei allerdings die „böhmische" Sprache noch nicht recht universitätsreif gewesen. Das sei jedoch jetzt der Fall. Es gebe tschechische Gelehrte genug, welche in ihrer Verzweiflung, nicht in der Heimath nach ihrem Idiom lehren zu können, ins Ausland gewandert seien

— namentlich nach Deutschösterreich und Deutschland! Etwas absurderes ist doch kaum zu ersinnen. Ein Mann, welcher sich berufen fühlt, in der Wissenschaft etwas Hervorragendes zu leisten, wird sich einer Sprache bedienen, welche über Czaslau hinaus niemand mehr versteht, es seien denn die in dem Memorandum namhaft gemachten tschechisch-medicinischen Notabilitäten, welche in Wien und Innsbruck in der Verbannung leben: Hofmann, Löbl, Albert u. s. w.

Daß die Regierung viel für die Hebung des gewerblichen Unterrichtes in Böhmen gethan hat, wird nicht geleugnet, aber auch dabei ist die eine Nationalität verkürzt worden, und das Mißverhältniß muß ausgeglichen werden. Daß eben die deutsche Bevölkerung die gewerbtreibende ist, und in den rein tschechischen Theilen keine der Pflege werthe Industrien existiren, verschlägt selbstverständlich nichts.

Es thut uns leid um die Verfasser des Schriftstückes, als welche Graf Heinrich Clam, Exminister Jireczek und noch zwei weniger bekannte Abgeordnete, Czelakowsky und Mikyschka genannt werden, aber ihre Arbeit erinnert in Wahrheit viel weniger an jene des englischen Parlamentes von 1628 als an die Berliner Sturmpetetion von 1831, durch Chamisso in Verse gebracht:

„Schaff' ab, zum Ersten, die Schneidermamselln,
Die das Brod verkürzt uns Schneidergeselln u. s. w."

Literatur.

Der Forstmeister. Roman von Berthold Auerbach. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Pätel. 1879. — Die vorliegende Dichtung kann man von Herzen willkommen heißen; ihre Schönheiten sind zahlreich und bedeutend genug, um die kritischen Bedenken über die unleugbaren Schwächen zurückzudrängen. In großen und knappen Strichen zeichnet der Dichter körnige, kräftige Gestalten und zum Hintergrunde macht er den deutschen Wald, von dessen gesundem Wesen förmlich etwas auf einzelne der geschilderten Bewohner und Pfleger desselben übergegangen ist; ja die Liebe zum Walde wird geradezu zu einem Kriterium für den sittlichen und geistigen Gehalt der Charaktere. Auf der einen Seite stehen der Forstmeister Jorns, seine Frau, seine Tochter Karla, der Forstknecht Mangold, Karla's späterer Gatte Ruland, der protestantische Pfarrvicar von Blankenschild und einige andere weniger hervortretende Personen, auf der andern Frau Emmi Stumpf und der verkommene Schaller, der letztere der Sohn eines Advokaten, der um der wüsten Wirthschaft willen, die er im Holzhandel mit dem Walde getrieben, den Namen des Bergschinders erhalten und seinen Sohn zum Erben seiner wald- und culturfeindlichen Gesinnungen gemacht hat. Der besondere Hüter und Pfleger des Waldes und darum der ideale Mittelpunkt der ganzen Erzählung ist der alte Forstmeister Jorns und als sein Erbe ist sein Schwiegersohn Ruland anzusehen, der, ein „Forstmeister der neuen Welt", sich in Amerika die Pflege des Waldes angelegen sein läßt. Dieser Ruland steht, soweit es sich um die äußere Verknüpfung handelt, im Mittelpunkte der Fabel, welche in einem Conflicte zwischen ihm und Schaller gipfelt. Hier freilich hat die Dichtung,

welcher Auerbach seltsamer Weise den anspruchsvollen Namen des Romans gegeben hat, ihre Schwäche. Da ist weder die erste Entstehung des Zwiespaltes zwischen den beiden ehemaligen Freunden deutlich dargelegt, noch überhaupt die Vergangenheit Schallers und Rulands begreiflich gemacht; ebenso wird Rulands Verhältniß zu seiner ersten Gattin Sylvia trotz der überschwänglichen Ausdrücke, in denen von demselben geredet wird, nicht wirklich verständlich und eben darum bleibt auch Rulands Verhalten nach ihrem Tode räthselhaft. Auch an die Möglichkeit einer wirklichen Schädigung Rulands durch Schallers Brandbrief und an die Nothwendigkeit seiner Rückkehr kann man nur mit einiger Mühe glauben. Genug, dem thatsächlichen Materiale fehlt es an der rechten Wahrscheinlichkeit und an der nöthigen Weite und Tiefe; einen um so größeren Triumph feiert die Charakteristik, und zwar natürlich vorzugsweise bei den Gestalten, die weniger direct bei dem Hauptfaden der Handlung betheiligt sind, wie Karla und der Vicar und auch Emmi; bei letzterer ist dem Dichter die Schilderung der Zerfahrenheit noch besser gelungen als bei Schaller, da bei ihr weniger als bei jenem die Voraussetzungen aus dem früheren Dasein vermißt werden. Eine anmuthige Nebenhandlung ist die zwischen dem Adjuncten und Toni. Daß eine Auerbach'sche Dichtung nicht ganz frei von Manierirtheit ist, braucht kaum gesagt zu werden, aber man muß anerkennen, daß sie sich diesmal weniger unangenehm bemerklich macht und die andere schöne Seite der Auerbach'schen Darstellungsweise, die weisheitsvolle und humane Anschauung, in zahlreichen treffenden Bildern und Gedanken rein und voll zur Geltung kommt. E—e.

Lessings Hamburgische Dramaturgie. Erläutert von Fr. Schröter und R. Thiele. Halle, Waisenhaus. 1878. — Je größer alljährlich der Zeitraum wird, der die deutschen Klassiker und die Verhältnisse, in denen sie wirkten und schrieben, von unserer Gegenwart trennt, desto mehr beginnen auch einzelne Werke unserer größten Schriftsteller dem allgemeinen Verständnisse sich zu entziehen und desto natürlicher und berechtigter wird das Bedürfniß, diese letzteren durch commentirende Ausgaben der größeren Theilnahme und der genaueren Einsicht der heutigen Generation wieder näher gebracht zu sehen. Daß zu den Werken, welche einer solchen erklärenden Ausgabe heute wohl bedürftig gefunden werden können, auch Lessings Hamburgische Dramaturgie gehöre, wird schwerlich Jemand in Abrede stellen wollen, der sich vergegenwärtigt, wie vieles von dem dort besprochenen speciell der Zeit angehört, in der es Erwähnung und Besprechung gefunden, oder wenigstens bei unserer Generation in verdiente oder unverdiente Vergessenheit gefallen ist. Demgemäß kann auch die Absicht der beiden Herausgeber des vorliegenden Buches nur eine löbliche heißen: sie wollten mit einem Neudrucke des Textes der Hamburgischen Dramaturgie eine umfassende Einleitung und die nöthige Menge texterklärender Notizen verbinden, so daß man sich heute wieder genau von allem dem Rechenschaft geben könne, was Lessing in seinem berühmten, an temporären Beziehungen so reichen aber doch unveraltbaren Werke ausgesprochen hat. Es liegt auf der Hand, daß diese Absicht keine leicht auszuführende war. Denn den Worten eines Schriftstellers vom Range Lessings so folgen zu wollen, daß diese Worte für die Leser eines folgenden Jahrhunderts nirgends unverständlich sind, heißt Gelehrsamkeit, Urtheil und Geschmack in nicht geringem Grade sich selbst zutrauen. Man darf den Herausgebern dieses Buches die erste der genannten Eigenschaften sicherlich nicht absprechen. Sie haben mit großem Fleiße eine Masse von Material zur Erklärung beigebracht und gewiß leisten sie mit ihren Noten Vielen viele gute Dienste, und wohl auch mit ihrer Einleitung, obwohl jenen wie dieser eine kürzere und schärfere Fassung und auch

mehr Selbständigkeit zu wünschen gewesen wäre und hier wie dort an Unrichtigkeiten mancherlei zu finden ist. Wir können auf Einzelheiten hier nicht weiter eintreten, wollen indessen, um nicht den Schein, grundlose Behauptungen aufzustellen, auf uns zu ziehen, nur anführen Seite 51, wo gesagt wird, Rousseau habe wahrscheinlich, um Julie Bondeli ein Denkmal zu stiften, die Heldin seiner Neuen Heloise Julie genannt, Seite 89, wo der Titel von Brawe's bekanntem Stück der „beschämte Freigeist" genannt wird, Seite 140, wo es nach der Erwähnung von Thomas Corneille's Stücken „Ariadne" und „Essex" heißt: „Von den übrigen weiß man kaum die Titel mit Bestimmtheit"(!) u. s. w. Daß die allergewöhnlichsten Literaturkenntnisse bei den Lesern des Buches nicht vorausgesetzt sind, daß Homers und Shakespeares und Anderer Namen mit Anmerkungen versehen werden, daß Seite 30 dem Leser gesagt wird, Hamlet sei „ein edler dänischer Prinz von idealer Anschauung" gewesen, ist eine fast lächerliche Verirrung des Urtheiles und Geschmackes der Herausgeber, welche auch die Uebersetzung der allerbekanntesten Fremdwörter, wie „Parterre", „abstrahiren" ꝛc. sich wohl hätten ersparen dürfen (Chironomie, Seite 24, ist nicht erklärt)! H.

Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880. — „Skizzen in Neapel", „Kunst und Künstler", „Briefe", „Tagebuch", „Sonette aus Rom" und „Städtebilder" sind die Ueberschriften für die Gruppen, zu denen der Dichter seine im Winter 1877 bis 1878 in Italien entstandenen Dichtungen vereinigt hat. Einen Anhang „aus der neueren italienischen Lyrik" bilden Uebersetzungen von Gedichten von Bernardino Zendrini, Vittorio Imbriani, Giosuè Carducci, J. U. Tarchetti und Lorenzo Stecchetti, in denen sich selbstverständlich Heyse's Uebersetzungskunst glänzend bewährt. Von seinen eigenen Dichtungen ließe sich in aller Kürze sagen, daß sie, wie Alles, was er schafft, geistreiche Gedanken in schöner, künstlerischer Form bieten, aber damit wäre der eigenthümliche Eindruck, den man empfängt, doch nur sehr ungenau bezeichnet. Der Zauber, welcher von fast allen diesen Schöpfungen ausgeht, scheint auf ihrer epigrammatischen, ans Pointirte streifenden Form zu beruhen, vermöge deren der sie beherrschende Gedanke zu so vollkommen klarem und abgeschlossenem Ausdrucke gelangt, und speciell da, wo es sich um Thatsächliches handelt, steht der Leser ganz unter dem Banne des Dichters und folgt der meisterhaft plastischen und bei aller Lebendigkeit so natürlichen Schilderung mit entschiedener Spannung und mit einem Gefühle des Wohlbehagens, wie es nur das Vertrauen auf sichere und bewährte Führung hervorzubringen vermag. Und dennoch ist der Gesammteindruck des Buches für uns kein unbedingt angenehmer gewesen. Mit ergreifenden, vom Herzen zum Herzen gehenden Tönen singt der Dichter von dem schweren Leide, welches ihm und seiner Gattin durch den, wie es scheint, im Frühjahr oder Sommer 1877 erfolgten Tod eines geliebten Knaben widerfahren ist, aber nicht blos dadurch, daß dieser Schmerz gar nicht zur Ruhe kommen kann und die Stimmung unausgesetzt beherrscht, sondern noch mehr dadurch, daß der Dichter so ausdrücklich auf Trost verzichtet und sich zu so stark ans Pessimistische anklingenden Aeußerungen fortreißen läßt, wird in dem Leser an Stelle der weihevollen Empfindung, mit welcher er erfüllt werden sollte, ein Gefühl des Widerstrebens und des Befremdens rege; hier ist für uns bei allem Wohllaut eine Dissonanz, die uns den Dichter nicht in dem Grade als einen Priester des Heiligen erscheinen läßt, wie er es zu sein nach unserer Auffassung die Bestimmung hat. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 30. December 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Wolf Graf Baudissin.

I.

Das Geschlecht der Grafen Baudissin gehört zu den Herrenfamilien, welche durch das Waffenhandwerk im dreißigjährigen Kriege heraufkamen. Der Ahnherr Wolf Heinrich von Baudiß suchte das Glück im dänischen, schwedischen und sächsischen Kriegsdienst. Er war ein erfahrener, wenn auch nicht immer glücklicher Feldoberst, gewann Grundbesitz in Holstein, wurde dort unter die landsässige Ritterschaft aufgenommen, vermählte sich mit der Tochter des Statthalters Gerhard Rantzau und starb als polnischer Generallieutenant noch vor dem Ende des Krieges. Doch blieben die Beziehungen der Familie zu Kursachsen auch in den folgenden Geschlechtern bewahrt. Der Großvater des Grafen Wolf, von welchem hier die Rede sein soll, heirathete Susanne Gräfin Zinzendorf, Nichte des Herrnhuters aus einer Familie, welche ebenfalls seit dem dreißigjährigen Kriege im Herrendienst zu Ansehen gekommen, und von Sachsen aus in Oesterreich zu hohen Würden aufgestiegen war. Auch der Vater, Karl Ludwig, stand während seiner Jugend im kursächsischen Heere. Dort hatte er das Unglück 1787 als Major in einem seiner Zeit viel besprochenen Duell einen Grafen Gersdorff zu tödten und zwar, nachdem zwei Kugeln ohne ernstliche Verwundung gewechselt waren und die Secundanten mit Umarmung zur Beendigung Glück gewünscht hatten. Da trat Graf Gersdorff zu seinem Gegner, erklärte sich für befriedigt und die Sache für ausgeglichen, und ersuchte „nur um des Publicums willen noch um eine kleine Vergünstigung mit dem Degen". Er zog nach diesen Worten plötzlich den Degen, machte einen heftigen Ausfall und drang in die Waffe des überraschten Gegners. Man sagte damals, es sei ihm wegen anderweitiger widerwärtiger Händel wünschenswerth gewesen, entweder einen Gegner zu tödten oder zu sterben. Das Duell und die Folgen veranlaßten den Grafen Baudissin nach ausgestandener Festungshaft in den dänischen Dienst überzugehen. Von 1801—1806 war er dänischer Gesandter am preußischen Hofe und starb als Generallieutenant und Gouverneur von Kopenhagen im Jahre 1815. Vermählt war er mit Sophie Gräfin von Dernath, deren Familie ebenfalls im siebzehnten Jahrhundert, und zwar durch kaiserliche

Digitized by Google

Gunst, zu Ehren und Wohlstand aufgestiegen war, und sich seitdem ähnlich wie die Baudissin in Kursachsen und Holstein mit Hofdienst und Landbesitz befestigt hatte. Bis zur Gegenwart erkennt man nicht selten an Söhnen der Herrenfamilien, welche im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und der Staatsraison dauerhafte Fortune gemacht haben, einen besonderen Zug, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Typen der alten landsässigen Geschlechter unterscheiden. An den Besseren eine größere Rührigkeit, unbefangenes Verständniß der Zeit und eroberungslustige Gewandheit, an den Schwächeren zuweilen übergroße Begehrlichkeit und einen abenteuerlichen Sinn, welcher ihnen das ruhige Gedeihen stört. Auch der lautere und maßvolle Geist des Mannes, welcher die dänische Diplomatie aufgab, um im Reiche der Literatur ein Botschafter englischer, französischer und italienischer Poesie zu werden, erwies die ungewöhnliche Frische und Empfänglichkeit seines Geschlechts. Das äußere Leben wurde ihm bis in das reife Mannesalter, selbst da, wo er sich mit freiem Willen entschloß, zuweilen durch die Traditionen seiner Familie beeinflußt.

Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf Baudissin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren. Ihm folgten drei Brüder und eine Schwester. Der nächste Bruder war Otto, aus den Feldzügen von 1848—50 als schleswigholsteinscher General wohlbekannt; der einzige Sohn seiner Schwester Susanne war der jetzt verstorbene preußische Staatsminister von Bülow. Während Wolfs Kindheit lebte die Familie im Winter zu Kopenhagen, Sommeraufenthalt war das holsteinsche Gut Rantzau. Dort stand noch das alte Herrenhaus, an welches Heinrich Rantzau, im sechzehnten Jahrhundert der große Gelehrte, Reisende und Staatsmann Holsteins, seinen lateinischen Gruß für Gäste gesetzt hatte. Der Bau, in dessen Mitte ein hoher Thurm ragte, war für die modernen Bedürfnisse eines größeren Haushalts nicht gerade bequem, aber hinter dem weiten Hofraum standen prachtvolle alte Bäume, ein großer Garten bot schattige Gänge und der Umgebung gaben rinnendes Wasser und zahlreiche kleine Seen landschaftlichen Reiz. Das Meer und die Hauptstadt Kiel mit ihren Schiffen waren in der Nähe.

Auf dem Gute wuchsen die Kinder in glücklichem Familienleben heran, mehr von der Mutter als von dem Vater behütet, der durch sein Amt oft in der Ferne festgehalten wurde. Noch war das Französische in der Familie die vornehme Sprache, in welcher die Gatten mit einander und mit den Kindern correspondirten; aber durch gute Hauslehrer wurde dafür gesorgt, daß die deutsche Bildung jener Zeit in den Kinderseelen Boden gewann, und wenn die Kleinen im Schlosse beim Kerzenlicht artige französische Stücke der Frau von Genlis aufführten, so kämpften sie dafür im Schatten der mächtigen Linden mit Gespielen aus der Nachbarschaft als Ritter und Räuber in echt germanischer Begeisterung ihre Fehden aus.

Digitized by Google

Wolf war ein lebhafter Knabe, der nach vielen Richtungen Talent erwies, leicht enthusiastisch angeregt, von freundlichem Herzen mit dem Bedürfniß sich warm anzuschließen. Seine Wißbegier war nicht zu ersättigen. Schon als kleiner Kauz von sechs Jahren schrieb er seinem Vater mit riesengroßen Buchstaben: „Kommst Du nicht bald wieder und erzählst mir von fremden Ländern und Menschen? Mama weiß so schrecklich wenig." Aber die Lebendigkeit und eine ungewöhnliche geistige Begehrlichkeit fanden gutes Gegengewicht in andern löblichen Eigenschaften, welche bei solcher Anlage nicht häufig sind, in emsigem Fleiß und einer sauberen Accuratesse bei allem, was er vornahm. Er hatte einen zarten Körper, der nur bis zu mäßiger Mittelgröße aufwuchs, und schon als Knabe ein kurzes Gesicht, das vom Vater angeerbt war. Dieser Mangel, welcher die ersten Eindrücke von allem Augenfälligen unsicherer und spärlicher macht, und die erobernde Kraft des Menschen oft beschränkt, aber auch die Isolirung erleichtert, vergrößerte ihm die angeborene Schüchternheit und förderte das sinnige Behagen, in welchem er mit sich selber lebte, und die frische Anmuth, mit der er sich da aufthat, wo er Zutrauen gewann. Wenn die Kinder des Hauses mit guten Kameraden aus der Umgegend Entführung und Befreiung spielten, so wählte sich Wolf, obgleich er der älteste des Hauses war, nicht die Rolle des siegreichen Eroberers, sondern lieber die des Vaters oder auch die schmerzliche des Bösewichts, er gab gern die Ideen, und freute sich als Regisseur mehr über die Wirkung des Ganzen, als über eigene Erfolge. Die Helden übernahm oft sein Lieblingsgespiele, Hudtwalcker — der spätere Senator in Hamburg — welcher aus einem nahen Pfarrhause herzukam, und ihm bis in das Mannesalter befreundet blieb.

Von den Hauslehrern wurde dem jungen Wolf am werthesten Friedrich Kohlrausch, welcher im Frühjahr 1802 als Lehrer der beiden ältesten Söhne nach Rantzau kam. Kohlrausch, später Verfasser der bekannten „Biblischen Geschichten"*), und hannoverscher Generalschuldirector, war keine reichbegabte Natur und nicht ohne Selbstgefälligkeit, aber redlich, strebsam und in seiner Weise sicher. Sein Unterricht in den alten Sprachen hat bei seinem Zögling das beste Resultat gehabt, denn er hat diesem das Griechische und Lateinische für das ganze Leben lieb gemacht, so daß er die alten Dichter und Geschichtsschreiber unter den vertrauten Freunden seiner Handbibliothek bewahrte und noch im hohen Alter immer wieder mit größtem Genuß durchlas. In Anderem wurde Kohlrausch Mitlernender des jungen Grafen, sie hörten später auf der Universität manche Collegien gemeinschaftlich und genossen Beide den Vortheil, das Neugelernte mit einander durchzusprechen.

*) Auch einer deutschen Geschichte.

Von entscheidender Wichtigkeit für die gesammte Entwickelung Wolfs wurde seit dem Jahre 1802 das Winterleben zu Berlin, wohin der Vater versetzt war. Dort sah der junge Baudissin aus dem Deckerschen Hause, dem Hôtel der dänischen Gesandtschaft, verwundert in das Treiben einer großen Stadt. Noch hatte Berlin keine Universität, aber A. W. Schlegel hielt Literaturvorträge, und im Herbst 1803 begann Fichte die philosophischen Vorlesungen, das Theater unter Iffland stand in hoher Blüthe, die Dramen von Goethe und Schiller wurden mit großer Sorgfalt aufgeführt und von dem Publicum mit warmer Hingabe genossen. Und bereits hatte Berlin denselben Vorzug, welcher bis in unsere Zeit geblieben ist, daß dort aller neue Bildungsstoff eifrig aufgesucht und in der Gesellschaft gemüthlich und kritisch verarbeitet wurde. Auch Wolf hörte populäre Vorträge Fichtes und besuchte die Vorlesungen Schlegels, welchem er persönlich bekannt wurde. Er trieb fleißig Englisch, übersetzte — fünfzehn Jahre alt — bereits den König Lear, und hatte die Freude, daß Schlegel die Arbeit durchlas und lobte, zumal die Partie des Narren und dessen Lieder. Als diese Jugendarbeit kurz darauf in die Hände des Uebersetzers Voth kam, und von diesem für eine neue Uebertragung des Lear benutzt wurde, erschienen einem Recensenten gerade die Stücke, welche von Wolf herrührten, besonders gelungen. Auch die musikalische Bildung des Jünglings erhielt durch die Kunstgenüsse Berlins feste Richtung, durch die Aufführung Gluckscher Opern, die Singakademie und die Concerte, sowie durch die Bekanntschaft mit Zelter. Er übte mit dauerhaftem Fleiß und spielte in einem öffentlichen Concert das Clavier unter vielem Beifall. Schon damals gehörte er zu den begeisterten Verehrern Sebastian Bachs, den er in seinem Entzücken den „heiligen" nannte.

Unterdeß bot ihm die Hauptstadt auch andere Unterhaltung. Er wurde durch Delbrück den jungen Prinzen zur Gesellschaft geladen, fehlte nicht bei den Kinderbällen, an denen die königlichen Kinder theilnahmen und hatte Gelegenheit, unter den Augen der Königin Luise seine Tanzkunst zu erweisen. Als er 1803 das erste Reitpferd erhielt, küßte er überrascht und glückselig dem guten Vater die Hand, und der Vater umarmte ihn und unterließ nicht, der Mutter dies in französischem Briefe mitzutheilen. Aber zu derselben Zeit arbeitete der Sohn auch schon an der Seite des Vaters, indem er zu dessen hoher Zufriedenheit Depeschen copirte und auszog. Der Vater nahm ihn zu einem kleinen Herrendiner mit und war erfreut über das einfache, bescheidene Wesen und nicht weniger über das gute Französisch des Sohnes. Damals bildete das Haus Hufelands einen geselligen Mittelpunct für Gelehrte und Kunstfreunde. Wolf wurde eingeführt und traf dort außer Fichte, Zelter, Schlegel, Schadow, Frau Hertz und Anderen auch viele zureisende Berühmtheiten, darunter im Jahre 1804 Schiller. Mit jüngeren Mitgliedern dieses Kreises wurde in der

Digitized by Google

Baudissinschen Familie eine scherzhafte Akademie für die aufstrebende Jugend eingerichtet und Wolf zum Secretär ernannt; in den Sitzungen mußten die Mitglieder eigene Arbeiten vorlesen, wobei nicht nur Wolf, auch seine Schwester Susanne hohes Lob gewannen.

Im Herbste 1805 ging der Jüngling mit seinem Freunde Kohlrausch auf die Universität Kiel, um Jura zu studiren, als Einleitung zu der diplomatischen Laufbahn, für welche er nach den Traditionen seiner Familie bestimmt war. Der Winter verlief in heiterer, fast zu reichlicher Geselligkeit. Wolf fand dort den älteren Bruder seines Vaters, Baudissin von Knoop, der in früheren Jahren ebenfalls dänischer Gesandter in Berlin gewesen und mit einer Tochter des Grafen Schimmelmann vermählt war, ferner Fritz Reventlow von Emkendorf, Christian Bernsdorff mit dem dänischen Kronprinzen, Christian und Katharine Stolberg mit Schönborn, und als ständige Mitglieder des Kreises die Professoren Reinhold und Pfaff. In der Gesellschaft wurden eifrig neue und ältere Poesien vorgelesen, oft mit vertheilten Rollen, und nach der Lectüre die Urtheile darüber ausgetauscht. Diese Weise, poetische Schönheit gesellig zu genießen, hat Baudissin dort lieben gelernt und durch sein ganzes Leben gern geübt.

Weniger empfänglich war er für die Freuden höfischer Repräsentation. Als er am Geburtstage des dänischen Kronprinzen von der academischen Jugend zu einem Anführer des Festzuges gewählt wurde, verbat er sich die Ehre, er wußte seinen Kohlrausch in die ausgezeichnete Stelle zu bringen und freute sich, als dieser in dreieckigem Federhut mit gezogenem Degen und nicht ohne Selbstgefühl Commandoworte durch die Straßen Kiels erschallen ließ. In den Osterferien 1806, wo er von Kiel einen Ausflug nach Kopenhagen machte, erfuhr er eine auch für damalige Seefahrt ungewöhnliche Ungunst des Meeres. Vier Tage lang kämpfte das Schiff auf stürmischer See, zuletzt mußte Wolf mit Boot und Fähre an das Land fahren, die Rückkehr dauerte gar sieben Tage, diesmal wegen Windstille. Noch öfter in seinem Leben hatte er die Abneigung Poseidons zu ertragen.

Im Herbste 1806 bezog Wolf mit Kohlrausch die Universität Göttingen. Auf dem Wege hörten sie von der Niederlage der Preußen, sie stießen auf lange Züge von Versprengten, die ohne Gewehr und Patrontasche dahinzogen. Kurz vor Göttingen ritt ein französisches Cürassierregiment ihnen entgegen und der Commandeur befahl dem Postillon still zu halten, bis das Regiment vorüber sei. Das war die erste Begegnung mit der französischen Macht.

Daheim in der Familie waren die guten Wünsche für Preußen gewesen. Jetzt erfuhr der Jüngling, daß Preußen verloren sei, und daß der siegreiche Feind im Herzen Deutschlands stehe. Die Reisenden waren betroffen, aber wenig bedeutete dem jungen Geschlechte damals die Politik, am meisten

Digitized by Google

Sorge machte die Möglichkeit, daß die Studien in Göttingen durch das fremdartige Treiben gestört werden könnten. Dies war nicht der Fall. Auch die Göttinger betrachteten den Lauf der Welt mit stillem Kopfschütteln, die Collegien liefen ruhig fort, die Studenten unternahmen in den Ferien fröhliche Fußreisen nach dem Harz und die Weser hinauf. Wolf lernte fleißiger als in Kiel und trieb viel Musik. Sogar daß Göttingen im nächsten Jahre einen fremden König, einen Präfecten und französische Gensdarmen statt seiner alten Schnurren erhielt, ließ den Jüngling noch ruhig zwischen Büchern und Notenheften. Aber die schwere Zeit, in welcher die Welt aus den Fugen ging, wirkte doch leise auf sein Gemüth. Er fing an über sich selbst nachzudenken, unruhig, selbstquälerisch, er ärgerte sich über seinen leichten Sinn, über seine Genußfähigkeit, welche ihm hundertfache geistige Freuden verschaffte, ohne daß er nöthig hatte, sich deshalb ernsthaft zu bemühen; er meinte zwar, daß er deshalb nicht leicht unglücklich werden könne, aber eine starke mannhafte Entwickelung seines Willens werde ihm eben dadurch erschwert. Und er schreibt unwillig seiner Schwester: „Ich wollte auf alle Talente und die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens, ja selbst auf Bildung und Wissen verzichten, wenn ich etwas von einseitiger Willenskraft und Entschlossenheit hätte, ich wollte allen Genuß an fremden Schöpfungen hingeben, wenn ich dafür nur eine Idee von eigener schöpferischer Kraft bekäme." Und er träumt davon, als gemeiner Husar ins Feld zu ziehen oder ohne Geld eine Fußreise in die weite Ferne zu machen. Aber bald erhebt sich in der Seele des Jünglings ein stärkerer Wellenschlag und die politische Bewegung beginnt. Zunächst ist, was ihn aufregt, das Schicksal seines Heimatstaates Dänemark, dem die englische Uebermacht Hauptstadt und Flotte bedroht. Er haßt die Engländer, er wünscht der ungeheueren Kraft Napoleons Sieg, damit der Frieden komme. Er fühlt, daß auch er sein Leben hingeben könnte für das Vaterland, und er ist überzeugt, daß seine Schwester und sein Bruder Otto gerade so empfinden. „Ich begreife nicht," schreibt er, „wie man, wenns nicht für Andere ist, im mindesten ängstlich sein Leben lieb haben kann, ich fürchte mich jetzt gar nicht vor dem Tode, und für solch eine Sache fechtend zu fallen, würde mir eine wahre Wonne sein." — Damals war es die Noth Dänemarks, welche ihn aufregte. Wenige Jahre später fühlte er sich bereits als Deutscher.

Durch die Lectüre der Dichter war in ihm der heiße Wunsch entstanden, Italien zu sehen. Bis in das Mannesalter blieb Reise und Aufenthalt in dem lichtvollen Lande die Sehnsucht dieses Deutschen, der unter dem grauen Wolkenhimmel zwischen zwei Nordmeeren aufgewachsen war. Um dem schönen Lande wenigstens näher zu sein, ging Wolf mit Kohlrausch im Mai 1808 für den Sommer nach der Universität Heidelberg. Dort

Digitized by Google

waren Heinrich Voß und dessen Vater der nächste Umgang, Clemens Brentano und Achim von Arnim wurden Tischgenossen, der Sommer verging in angeregtem und heiterem Verkehr. Den größten Genuß des Herbstes aber bereitete eine Schweizerreise über den Rigi, Luzern, den Gotthard bis nach Isola-bella, von da unter heftigen Schneestürmen über die Grimsel in die Berneralpen und über Straßburg zurück. Nebel, Regen, Kälte und Eis störten dem Reisenden nur selten die gehobene Stimmung. Sein Natursinn und die Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit waren ungewöhnlich stark, eine anmuthige Gegend machte ihn recht von Herzen froh und imponirende Naturformen erfüllten ihn mit Begeisterung. Trotz seinem kurzen Gesichte faßte er die Bilder genau und bewahrte sie treu im Gedächtnisse. Die einfachen Bleistiftumrisse, mit denen er als Reisender Bergformen und alte Gebäude in seine Brieftasche notirte, sind sauber und correct, wie Radirungen, so lebten sie auch in seinem Inneren fort und so vermochte er sie noch nach vielen Jahren mit lebhafter Freude zu schildern.

Im October 1808 kehrte Baudissin nach Göttingen zurück. Das letzte Jahr ward neben juristischen Collegien — wieder Pandekten bei Hugo — vorzugsweise der Musik und dem Erlernen des Spanischen gewidmet. Wolf wohnte im Hause eines Instrumentenmachers und fand ein großes Vergnügen darin, die neugefertigten Fortepianos zu probiren. Er war ein Lieblingsschüler Forkels und erlebte den Genuß, zwei Concerte von Sebastian Bach für mehrere Claviere, und zwar das für drei Claviere in einem wohlthätigen Concerte, welches er zusammengebracht hatte, ausführen zu helfen. Aus dem Spanischen übersetzte er damals für sich den Don Quixote.

Das Jahr 1809, das letzte seiner academischen Zeit, sollte ihm als Pfingstfreude die persönliche Bekanntschaft Goethes bringen. Mit seinem Begleiter Kohlrausch und Professor Hugo fuhr er von Göttingen über Weimar nach Jena, wo Goethe damals im Schlosse wohnte. Die Reisenden hatten sich mit wirksamer Empfehlung versehen und wurden von Goethe ins Mineraliencabinet bestellt. Baudissin selbst vergleicht seine Erwartung mit der eines Kindes am heiligen Christtage. Und als der Ersehnte eintrat — in blauem Ueberrocke, gepudertes Haar ohne Zopf — war der Jüngling in solchem Erstaunen und Anbeten, daß er, wie er selbst schreibt, seine Blödigkeit rein vergaß: „Stirn, Nase und Augen wie vom olympischen Jupiter, die schönen Züge, die herrliche braune Gesichtsfarbe! Und als Goethe anfing lebhafter zu erzählen und zu gesticuliren — man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gesticulirte beim Gespräche mit einer entzückenden Grazie und mit Feuer, und dabei wurden die Sonnen seiner Augen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß ihre Blitze nicht zu ertragen sein können, wenn er zürnt. Seine Aus-

Digitized by Google

sprache ist die eines Süddeutschen, der sich in Norddeutschland gebildet hat. Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organe, weder zu schnell, noch zu langsam. Und wie tritt er in die Stube, wie steht und geht er, ein geborener König der Welt!"

Als Baudissin von Forckel und Zelter erzählte, und äußerte, wenn diese Beiden stürben, würde wohl die ganze Kunst der Musik untergehen, da tröstete Goethe: „das echt Schöne geht nie unter, sondern lebt immer in der Brust weniger Guten, unauslöschlich wie das vestalische Feuer." Auf die zweistündige Unterhaltung folgte am nächsten Tage ein Spaziergang in den botanischen Garten. Goethe rühmte die Fichteschen Reden an die deutsche Nation, besonders ihren schönen Stil, und sagte von den Deutschen: „Brennholz ist in dieser Zeit ihnen recht brav eingeheizt, aber es fehlt an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen".*) Als der junge Baudissin entzückt von dem Manne schied, der ihm als ein göttlicher Prophet erschien, da ahnte er nicht, daß er den Bau des tüchtigen Ofens noch erleben würde, freilich erst als er selbst an Jahren älter als Goethe damals war, und glücklicher, weil er auf ein deutsches Reich stolz sein konnte. — Im Herbste machte er noch einmal zu Pferde einen Ausflug nach Thüringen und Weimar. Trotz vielem Regen vergnügt über die Landschaft und die gutartigen Leute, „und in jeder Wirthschaft ein Clavier!"

Er war einundzwanzig Jahre alt, als er die Universität verließ. In glücklicher, bevorzugter Lage hatte er diese Lehrzeit verlebt, aber er war auch nicht säumig gewesen, sich die Gunst seines Schicksals durch Arbeitsamkeit zu verdienen. Seine juristischen Kenntnisse waren vielleicht nur gerade groß genug, um ihm einen anständigen Erfolg im Examen zu sichern, aber er hatte sich eine ungewöhnlich reiche Kenntniß in den Literaturen der großen europäischen Culturvölker erworben, er hatte mit vielen der besten und bedeutendsten Menschen seines Volkes verkehrt, sein Sinn für das Schöne war durch feine Bildung erzogen, er war ein zartfühlender, hochsinniger Jüngling von lauterem Geist und reinen Sitten, liebenswerth und mit einem Herzen, dem es Bedürfniß war zu lieben und zu verehren. Er war schüchtern, aber nichts weniger als furchtsam. Obgleich ihn Schwindel plagte, stieg er doch im Helm des Straßburger Münsters unter der gewissen eisernen Stange des Helms hindurch, und als auf der Bergfahrt über die Grimsel wegen des Schneesturmes der Führer versagte und seine Begleiter umkehren wollten, bestand er darauf, mit anderen Führern die Reise fortzusetzen. Und vollends bei

*) Hier nach einem Briefe Baudissins; die ausführliche Schilderung des Besuches, welche Kohlrausch in seiner Selbstbiographie giebt, scheint in späterer Zeit niedergeschrieben, wenigstens irrt dieser, wenn er berichtet, daß die Reisenden damals zu Weimar den Tasso gesehen hätten. Sie erhielten vielmehr zu spät eine Botschaft, welche Goethe ihnen zugehen ließ, daß in Weimar Iphigenie gegeben werde.

Digitized by Google

großen Ereignissen war er sofort bereit sich einzusetzen für Ideen und für Menschen, die ihm höher standen als das eigene Dasein.

Im Herbst 1809 schied Baudissin von Göttingen, um in die Diplomatie Dänemarks einzutreten. Er durfte annehmen, unter Freunden und Verwandten zu arbeiten, denn der gesammte höhere Dienst Dänemarks am Hofe und bei der Regierung galt für eine Domäne des schleswig-holsteinschen Adels. Und es war etwas Unerhörtes, daß gerade damals ein Däne, Rosencrantz, das auswärtige Ministerium inne hatte. Schon im December ward Baudissin zum Legationssecretär für Schweden ernannt und ging im Januar 1810 mit dem Gesandten, Grafen Dernath, einem Bruder seiner Mutter, nach Stockholm ab. Dort erlebte er als thätiger Theilnehmer eine Periode der größten Umwälzungen, durch welche Schwedens Zukunft bestimmt werden sollte. Kurz nach seiner Ankunft starb der beim Volk beliebte Kronprinz, Bruder des Herzogs von Augustenburg, der zum Nachfolger des kinderlosen alten Königs Karl XIII. erwählt war. Im Volk verbreitete sich das — nach Baudissins Ueberzeugung unwahre — Gerücht, er sei von der Adelspartei vergiftet worden. Baudissin sah mit an, wie bei dem Leichenzuge des Kronprinzen der Reichsmarschall Graf Fersen in seiner vergoldeten Kutsche vom Pöbel angehalten, in ein Haus gedrängt, wieder auf die Straße gezerrt und dort scheußlich umgebracht wurde, weil er für einen der Mörder galt. Nach dem Tode des Thronerben begann ein tolles Intriguiren um die Thronfolge. Während Wolfs Oheim dahin arbeitete, die Krone Schwedens an Dänemark zu bringen, und während die große Mehrzahl der Schweden den Herzog von Augustenburg zum König begehrte, gelang es einem entschlossenen französischen Agenten, das Heer, die Stände und allmählich die öffentliche Meinung durch falsche Vorspiegelung für den Marschall Bernadotte umzustimmen. Der kraftlose König mußte nachgeben und der Prinz von Ponte Corvo, wurde zum Kronprinzen und thatsächlichen Regenten Schwedens erwählt.*)

Baudissin war im Anfange durch die weltmännische Frivolität seines Oheims erschreckt und abgestoßen, er fühlte sich in den wirren und ungesunden Zuständen des Staates und unter der flachen französischen Verbildung der damaligen Stockholmer Gesellschaft völlig vereinsamt, und nur sein reinliches Wesen und der Fleiß, mit dem er in den Freistunden für sich las und arbeitete, bewahrten ihn davor, in dem nichtigen Treiben der vornehmen Gesellschaft, unter eitlen Männern und gefälligen Frauen, von seinem Gehalte einzubüßen. War er in seinem Leben jemals unzufrieden mit seinem Schicksal,

*) Baudissin hat selbst „Im neuen Reich", 1871, Nr. 1 die Verhältnisse in Schweden und die Erfahrungen, welche er damals machte, geschildert Der kurze Aufsatz — die einzige Episode aus seinem Leben, welche er den Lesern gegönnt hat — ist auch für den Historiker von Interesse, er giebt ein gutes Bild der Zustände in Stockholm.

so war er es damals. Allmählich gewann er doch Interesse an seiner Umgebung und er fand, was bei seinem Wesen natürlich war, auch Menschen, welche ihm lieb wurden. Er lernte, freilich in anderer Weise, als sein Oheim einem jungen Diplomaten für wünschenswerth erachtete, das Glück und die Schmerzen eines zarten Verkehrs mit Frauen kennen. Bald empfand er auch Sorge über die Politik seiner Regierung und die persönliche Stellung seines Oheims. Dieser, der in seiner Art dem Neffen aufrichtig wohl wollte, war ein Herr von behendem Geist, im persönlichen Verkehr den meisten seiner Collegen überlegen, aber als Politiker das Kind einer argen Zeit, in welcher man wenig fand, was als fest und groß zu ehren war. Er hatte eine übergroße Neigung zu Intriguen und war voll von Projecten, auf denen er in eitlem Selbstvertrauen bestand, und ihm begegnete, was einer ganzen Classe von geistreichen Diplomaten das Spiel zu stören pflegt, er unterschätzte die Bedeutung der realen Verhältnisse, mit denen er zu rechnen hatte, und sah und hörte zu sehr, was seinen Projecten genehm war. Sein Plan war auf Napoleon gestützt, er traute sich zu, Schweden trotz der Wahl des Prinzen von Ponte Corvo doch noch an Dänemark zu bringen, und er wußte seinen König und das Ministerium seiner Auffassung geneigt zu machen.

Wolf erkannte bei den vergeblichen Bemühungen seines klugen Oheims, wie sorgfältig der Politiker in großen Geschäften sich vor zu großer Feinheit und vor Selbstgefälligkeit zu hüten hat. Aber während der junge Secretär mit offenen Augen und mit Nutzen für sich selbst in das unheimliche Treiben sah, welches ihn umgab, blieb es ihm immer noch eine fremde Welt, seine unablässige Sehnsucht war stille Geistesarbeit und sein höchster Wunsch eine Reise nach Italien.

In dieser Zeit las er Arndts Bücher und gewann den Mann von Herzen lieb, der, wie er selbst, als ein Deutscher unter der Landeshoheit eines fremden Fürsten aufgewachsen war, und der doch sein deutsches Wesen so tapfer gegen alle Fremden vertrat. Baudissin schrieb an Arndt und sprach ihm seinen Dank und seine Hochachtung aus. Daraus entstand eine Briefwechsel, der bald einen vertraulichen Charakter erhielt.

Doch er sollte endlich auch in seinem Berufe das Selbstgefühl gewinnen, welches dem bescheidenen Mann durch persönliche Erfolge bereitet wird. Im Herbst 1811 wurde sein Gesandter der fortgesetzten Intriguen wegen in Stockholm unmöglich und als er abgerufen werden mußte, ward Wolf Baudissin zum Geschäftsträger ernannt und blieb vom Winter 1811 bis März 1813 Vertreter Dänemarks. Wahrlich in keiner leichten Stellung. Seine Regierung, noch im Besitz Norwegens und der deutschen Herzogthümer, hatte trotz trüber Erfahrungen die Hoffnung nicht aufgegeben, skandinavischer Großstaat zu werden, und war geneigt auf die Unbesiegbarkeit Napoleons zu

vertrauen. Auf der anderen Seite wurde für den Kronprinzen von Schweden, wie für Rußland und England die Bundesgenossenschaft Dänemarks höchst erwünscht. Bernadotte ersehnte sich die Führerschaft eines schwedisch-dänischen Heeres, und die Russen boten den Dänen freigebig deutsches Land als Kriegsbeute an. Da geschah es, daß der junge Vertreter Dänemarks die Zuneigung und das Vertrauen der erfahrenen diplomatischen Ränkeschmiede erhielt, und daß Stockholm die Stätte wurde, von welcher man die dänische Regierung für das große östliche Bündniß gegen Napoleon zu gewinnen suchte. Der russische Gesandte Baron Suchtelen wollte lieber durch Baudissin als durch den russischen Gesandten in Kopenhagen seine Anerbietungen machen, und der Kronprinz erklärte geradezu, daß er seinem eigenen Gesandten in Kopenhagen mißtraue und vorziehe, durch den dänischen Vertreter mit dem dortigen Cabinet zu verkehren.

Im Sommer 1812 unternahm er noch eine schnelle, genußreiche Fahrt nach dem schwedischen Norden. Als er zurückkam, wurde er völlig von den großen Aufgaben seines Amtes in Anspruch genommen.

Seit dem Herbst 1812 wetteiferten der Russe und Schwede in Anerbietungen, die dem Geschäftsträger in vertraulichster Weise gemacht wurden. Baudissin fand sich in der glücklichen Lage, in der Hauptsache ihrer Meinung zu sein und vertrat bei seiner Regierung im Widerspruch mit den Plänen seines Oheims die Ueberzeugung, daß Dänemarks Heil ein Bündniß mit den Ostmächten erfordere. Der Gedanke war ihm furchtbar geworden, daß sein Heimathstaat in Waffen gegen eine deutsche Erhebung treten könne. Seine Regierung, welche doch der entgegengesetzten Ansicht zuneigte, war nicht karg mit Lobsprüchen über seine Thätigkeit, und der Minister dankte ihm wiederholt in verbindlichster Weise, wahrscheinlich, weil man in Kopenhagen bei innerer Unsicherheit den Werth seiner klaren und sachlichen Darstellung zu schätzen wußte und weil das achtungsvolle Vertrauen, welches die Fremden dem jungen Diplomaten bewiesen, in seiner Heimath angenehm berührte. In der That besaß Baudissin einige der besten Eigenschaften, welche dem Vertreter eines Staates im Auslande wünschenswerth sind. Feste Redlichkeit, schweigsames Anhören, gutes Beobachten, ausgezeichnetes Gedächtniß, und ein sauberes, correctes Wiedergeben empfangener Eindrücke, nichts von eitler Geschäftigkeit und von dem doctrinären Eifer, welcher dazu verleitet, die realen Verhältnisse nach den eigenen Ansichten umzudeuten. Seine Harmlosigkeit und offene Hingabe da, wo er vertraute, wurden doch durch angeborene Vorsicht und durch ein kluges Urtheil über den Charakter seiner Umgebung temperirt. Als die Nachricht von Napoleons russischen Niederlagen nach Stockholm kam, erglühte seine Seele von patriotischer Begeisterung und er schrieb seiner Schwester: „Keine Poesie und Beredtsamkeit gewährt solchen Jubel wie die Politik in

Digitized by Google

diesem Augenblick. Hätte man doch fast seinen Glauben an die Vorsehung aufgeben müssen, wenn die Franzosen nicht gescheitert wären."

Gerade in dieser Zeit hatte Baudissin eine Freude anderer Art. Frau von Staël und August Wilhelm Schlegel waren nach Stockholm gekommen, beide behandelten ihn mit besonderer Auszeichnung und er trat bald zu ihnen in ein näheres Verhältniß. Der Geist der Staël bezauberte ihn, „sie hat die angenehmste Häßlichkeit, die man sich denken kann, ist eine Andere geworden," schrieb er, „als sie war, da sie die Delphine drucken ließ, ich möchte sie immer und ewig sprechen hören, und wenn ich Abends von ihren Soupers nach Hause komme, kann ich vor all ihren geistreichen Gedanken und Worten kaum einschlafen, wie man als junger Mann nach einem Balle nicht einschläft." Nach angestrengter Tagesarbeit am Schreibtische eilte er zu den politischen Unterredungen mit dem schwedischen Kronprinzen, zuletzt zum Thee der wandernden Geistreichen, und er wünschte oft, dem Tage einige Stunden zusetzen zu können.

Im März 1813 entschied man sich zu Kopenhagen, dem Sterne Napoleons zu vertrauen. Baudissin verbrannte den Inhalt des Gesandtschaftsarchivs und reiste nach Kopenhagen ab. Dort wurde er wider Erwarten sehr wohlwollend empfangen, der Minister ertheilte ihm große Lobsprüche und der König empfing ihn mit den Worten: „Jeder hat seine Ansicht, und Sie haben die Ihre, welche ich nicht theile. Ich bin übrigens mit Ihren Depeschen zufrieden gewesen." Aber nur kurze Zeit sollte er sich des Bewußtseins freuen, seine Pflicht gethan zu haben. Im Mai, als er gerade bei Verwandten auf dem Lande war, erhielt er eine geheimnißvolle Botschaft des Ministers Rosencrantz, sofort nach Kopenhagen zu kommen und am nächsten Tage in einer diplomatischen Sendung abzugehen. Als er nach angestrengter Fahrt in der letzten Stunde im Ministerhôtel anlangte, wurde ihm von Herrn von Rosencrantz eröffnet, er müsse zur Stelle mit dem Minister Kaas in außerordentlicher Gesandtschaft nach Dresden zum Kaiser Napoleon reisen, um das Bündniß abzuschließen. Diese Nachricht traf Baudissin wie ein Donnerschlag.

Er führte alle auch sachlichen Bedenken an, welche ihn ungeeignet machten, und bat dringend, einen Anderen mit solchem Auftrage zu betrauen. Der Minister antwortete, es sei zu spät, Baudissins Name sei bereits in der Instruction genannt und der König habe besondere Gründe gehabt gerade ihn zu wählen. Baudissin eilte zum Könige und sagte diesem gerade heraus, daß er seiner Gesinnung wegen für diese verhängnißvolle Mission nicht passe. Der König antwortete kurz, Baudissin müsse gehen und er wünsche ihm glückliche Reise. Da fuhr Baudissin noch zu seinem Vater, der im Herzen die Gesinnung des Sohnes theilte, dieser aber, an soldatischen Gehorsam

Digitized by Google

gewöhnt, entschied, der Sohn habe durch das offene Aussprechen sein Gewissen bewahrt, den übernommenen Auftrag habe er auszuführen, dann möge er seine Entlassung nehmen. In der nächsten Stunde war er mit Herrn von Kaas auf dem Wege nach Hamburg.

Der junge Diplomat kam sich vor wie ein Verbrecher, dem das Bewußtsein einer tödtlichen Schuld die Seele belastet. Auf der See und während der Fahrt durch die Herzogthümer sann er unablässig auf einen Weg, sich von dieser unglückseligen Sendung zu lösen. In Holstein erbat er bei seinem Chef Urlaub für wenige Stunden, um von dem Nachtquartiere Rendsburg aus einen kurzen Besuch zu Emkendorf, dem nahen Gute des Grafen Fritz Reventlow zu machen. In Altona sollte er am nächsten Tage wieder mit dem Minister zusammentreffen. Um 11 Uhr Abends kam er auf dem Gute seiner Verwandten an. Der warme Empfang und die sympathischen Gesinnungen, welche er dort fand, bestärkten ihn in dem verzweifelten Entschlusse, den er gefaßt hatte. Die Freunde, bei denen er weilte, durfte er nicht in den Verdacht bringen, daß sie seinen Widerstand gegen den königlichen Willen unterstützt hätten. Er wollte sich also in Wahrheit die Möglichkeit nehmen, weiter zu reisen. In gehobener, fast freudiger Stimmung durchwachte er die Nacht. Am anderen Morgen bat er einen jungen Arzt, der als Bekannter der Familie zufällig gegenwärtig war, den Dr. Franz Hegewisch, ihm den linken Oberarm auf zwei Stühle zu legen und mit einem kräftigen Hammerschlage zu zerbrechen. Der hohe Ernst und die leidenschaftliche Bewegung des jungen Diplomaten rissen den Arzt hin, der selbst eine enthusiastische Natur war, er erklärte sich bereit, doch müsse der Hausherr zuvor davon wissen. Graf Reventlow billigte mit Wärme den Vorsatz Baudissins, sich dem Auftrage zu versagen, doch nicht durch einen Armbruch dürfe er das thun. Dergleichen wage vielleicht auch ein Conscribirter, um sich dem Militärdienste zu entziehen. „Wollen Sie das Ganze thun, so schreiben Sie sogleich von hier dem Könige, Sie könnten seinem Befehle gegen Ihre Ueberzeugung nicht folgen, Sie seien genöthigt, Ihre mündliche Bitte nach reiflicher Ueberlegung schriftlich zu wiederholen, und Sie seien bereit, sich jeder Strafe zu unterziehen. Erwarten Sie hier den Ausgang. Von diesem Schritte darf Sie der Gedanke nicht abhalten, daß Sie dadurch mich selbst in die Untersuchung verwickeln könnten. Wäre dies der Fall, so würde ich es als eine Ehre betrachten."

Unter diesen verständigen Worten wurde Baudissins Herz leicht. Er schrieb sogleich in solchem Sinne an den König und an seinen Mitgesandten. Umgehend traf die Antwort von Kopenhagen ein, daß er entweder als Staatsgefangener zweiten Grades ein Jahr auf der Veste Friedrichsort bei Kiel abzusitzen oder seine Sache einer gerichtlichen Untersuchung zu über-

Digitized by Google

lassen habe. Der Minister Rosencrantz schrieb ihm vertraulich selbst, er möge das Erstere wählen. Das that Baudissin. Er bezog auf der Festung ein kleines Zimmer, erhielt das Recht, ein Fortepiano und Bücher zu halten und in Begleitung einer Schildwache täglich zwei Stunden auf dem Walle spazieren zu gehen. Dort lebte er in stiller Arbeit, schrieb fröhlich an einer Uebersetzung des Dante, durfte zuweilen Besuch von Verwandten annehmen, und wurde durch Zeichen warmer Theilnahme erfreut, welche ihm von Leuten aus dem Volke zukamen.

So verbrachte er als Gefangener den Sommer des großen Jahres. Seine ganze Seele war bei der deutschen Erhebung und er beschloß, nach Beendigung seiner Haft, wenn sich zu Kopenhagen das System nicht gründlich ändere, seinen Abschied zu nehmen und in deutschen Kriegsdienst zu treten; denn sich mit Feder oder Schwert an dem Kampfe gegen Napoleon zu betheiligen, sei auch ihm eine heilige Pflicht.

Die Völkerschlacht bei Leipzig bereitete aber auch in Dänemark einen Umschwung vor. Zehn Tage nach der Schlacht wurde er durch einen Gnadenact aus seinem Arreste entlassen, wozu der Geburtstag der Königin den Vorwand gab.

Jetzt ließ sich zwar Baudissin auf den Wunsch seines Vaters wieder im dänischen Dienst anstellen; er wurde als Legationssecretär in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt, erreichte sie in Troyes und folgte nach Paris, von da ging er nach Wien zu dem Congreß. Sein Chef war Graf Christian Bernstorff, zu dem er schon im Jahre 1812 als Secretär für Wien designirt gewesen war. Das bewegte Leben des Feldzuges und die Vorbereitungen zum Congreß gaben ihm eine Fülle von Anregung und belehrenden Eindrücken. Dennoch gefiel es ihm im dänischen Dienst auf die Länge nicht. Wahrscheinlich war in Kopenhagen der frühere Widerstand nicht vergessen, und er selbst sehnte sich jetzt nach der Heimat. Er trat zum zweiten Male aus dem Dienst; diesmal in völliger Ungnade. Die nächste Veranlassung war, daß er sich im Herbst 1814 mit seiner Cousine Julie Gräfin Baudissin von Knoop vermählte. Sie war seine Jugendgespielin gewesen. Er hatte ihr schon im Jahre 1808 eine Beschreibung seiner Schweizerreise in Briefen zugeschrieben, und während seiner Haft in Friedrichsort waren der briefliche Verkehr mit ihr und gelegentliche Besuche der Familie seine beste Erheiterung gewesen. Kurz nachdem er sie heimgeführt hatte, starb sein Vater, und er übernahm die Herrschaft Rantzau. Sein Gegensatz zu Kopenhagen wurde dadurch verschärft, daß er sich als Gutsherr von Rantzau und Mitglied der ritterschaftlichen Deputation an der von Dahlmann geleiteten Vertheidigung der schleswig-holsteinschen Landesrechte mit Wärme betheiligte. Es waren die ersten kurzen Wellen einer deutschen Opposition

Digitized by Google

gegen die dänischen Ansprüche, welche damals aufschlugen. In Kiel und auf den großen Gütern fand er ein reges politisches Leben und bei Vielen seiner Standesgenossen eine warme patriotische Gesinnung. Lebhaft wurde in den Zusammenkünften der Gutsherren über die sogenannte dänische Reichsbank und über eine Steuerverweigerung verhandelt, welche in Holstein gegenüber dem ungesetzlichen Vorgehen der Regierung versucht werden sollte. Im Sommer 1815 wurden die „Kieler Blätter" von Mitgliedern der Universität gegründet und vortrefflich redigirt. Die Zeitschrift erlangte für den Verfassungskampf in den Herzogthümern schnell eine hohe Bedeutung. Auch Baudissin schrieb seine ersten Artikel hinein, worin er die Beschränkung des Adels und seiner Titel auf die ältesten Söhne als ein Interesse des modernen Staates vertrat. Doch war die Zeit allgemeiner Ermüdung und Reaction diesen Regungen deutscher Selbständigkeit sehr ungünstig. Die Führer der politischen Bewegung in Holstein wurden ihrer einflußreichen Stellungen enthoben, und verloren das Vertrauen auf den Sieg. Auch Baudissin empfand den Druck der dänischen Reaction. Er arbeitete still für sich, nahm wieder den Shakespeare vor, und übersetzte das letzte historische Drama aus der englischen Geschichte, welches Schlegel nicht übertragen hatte, Heinrich VIII., der als sein erstes Buch 1818 gedruckt wurde. Das Glück des Hauses, das er in seiner guten Art so innig und mit frommer Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu genießen wußte, wurde in dieser Zeit durch die Erkrankung seiner Gemahlin getrübt; — die Ehe blieb kinderlos, — und Badereisen vermochten die völlige Genesung nicht zurückzubringen. Da beschloß Baudissin mit ihr die langersehnte Reise nach Italien zu unternehmen.

Selten ist ein Deutscher mit so großer Genußfähigkeit und so guter Vorbildung für Alles, was Natur und Kunst dem Menschen zu bieten vermögen, über die Alpen gezogen, und selten hat ein Anderer so dauerhaft die heitere Verklärung mit sich herumgetragen, welche das schöne Land den bevorzugten Reisenden gewährt. Als er im Februar 1821 in Rom eintraf, kam er sich vor wie im Himmel, in einer Art von stiller Seligkeit verkehrte er mit der Kunst und den geistesverwandten Menschen, welche er dort fand. Schnell wurde sein Haus zu Rom der Mittelpunct für einen Kreis Auserwählter. Kästner, v. Stackelberg, die Rhedens, Thorwaldsen und eine Anzahl jüngerer Künstler bildeten die heitere Abendgenossenschaft, unter ihnen der junge Schnorr, der von da bis zu seinem Tode in Dresden ein treuer Freund des Hauses bleiben sollte. Und Baudissin schrieb aus Rom nach der Heimat: „Uns geht es hier viel zu gut, Rom ist das Paradies der Seele und ich klammere mich mit allen Sinnen an die Gegenwart fest." Von Rom aus wurde langsam das übrige Italien erobert: Reise nach Toskana, Aufenthalt in Neapel, Villegiaturen. Und das Liebste von Allem

Digitized by Google

waren doch die guten Menschen, welche er sich gewann. Als nach dreijährigem Aufenthalt 1823 die Baudissins zur Abreise rüsteten, frug Stackelberg traurig: „Sind Sie auch recht gewiß, daß die Freude derer, die Sie erwarten, so groß ist als das Herzeleid, welches Sie uns anthun?"

Und doch, wie glücklich Baudissin sich auch in Italien gefühlt hatte, ganz freiwillig war der lange Aufenthalt in der Fremde nicht gewesen. Schon im Jahre 1821 erhielt er eine anonyme Warnung — sie kam vom Grafen Christian Bernstorff — er möge für die nächste Zeit nicht wieder in sein Vaterland zurückkehren. Die Briefe, welche er einst von Stockholm an Ernst Moritz Arndt geschrieben hatte, waren unter den Papieren desselben mit Beschlag belegt und direct an den König von Dänemark eingesandt worden. Irgend etwas darin — Baudissin wußte selbst nicht, was — hatte den heftigen Zorn des Königs erregt und bedrohte dem Schreiber die persönliche Sicherheit in der Heimat. Auch als Baudissin zwei Jahre später bei dem Minister Rosencrantz anfragte, wiederholte ihm dieser, es sei besser, wenn er vermeide, in die Nähe des Königs zu kommen. Noch zehn Jahre später war der hohe Herr nicht besänftigt. Da Baudissin sich von jeder amtlichen Indiscretion frei wußte, so war es jedenfalls nur der kräftige Ausdruck deutscher Gesinnung in jenen Briefen, welcher zu Kopenhagen so tief verletzt hatte, wohl gerade deshalb, weil der Schreiber mit besonderer Gnade bedacht worden war. Erst vor der Thronbesteigung Christian VIII., welchem Baudissin von Kiel und Italien her bekannt war, wurde durch Correspondenz mit dem neuen Könige die Sache ausgeglichen, Baudissin erhielt eine Einladung nach Kopenhagen und ihm wurde der Wunsch ausgesprochen, daß er wieder in den dänischen Dienst zurücktreten möchte. Es war unter anderen davon die Rede, ihn zum Director der Museen zu machen, Baudissin aber vermied, darauf einzugehen.

Nun hinderte ihn nach der Rückkehr von Italien die hohe Ungnade zwar nicht, sein Rantzau wiederzusehen, aber der dauernde Aufenthalt und ein sicheres Einleben in der Heimat blieben ihm versagt. So folgten wieder Jahre mit wechselndem Aufenthalt, bis Baudissin endlich 1827 mit seiner Gemahlin nach Dresden übersiedelte. Zur Wahl dieses Wohnsitzes bestimmten ihn nicht allein die landschaftliche Anmuth der Gegend, die Kunstschätze und der bequeme literarische Verkehr, sondern die stille Empfindung, daß seine Familie dort seit alter Zeit heimisch gewesen sei. Es war natürlich, daß diese Erinnerung ihn gerade damals beeinflußte, wo er anfing sich nach einer sicheren und wohlthuenden Heimat zu sehnen. Diese Annahme seiner Zugehörigkeit trug wohl auch dazu bei, ihm bei Mitgliedern des königlichen Hauses Sachsen Vertrauen zu bereiten, obgleich er als Privatmann lebte, keinerlei Amt oder Dienst für sich wünschte und sich

Digitized by Google

bei Hofe nur sehen ließ, wo dies nöthig war. Denn unsere höchsten Herren rechnen gern die Dienste der Ahnen dem Enkel zu gut, und wissen in diesem Theil ihrer Hausgeschichte genau Bescheid. Die späteren Könige Friedrich August und Johann gönnten ihm achtungsvolle Zuneigung, dem letzteren wurde er ein Vertrauter bei seinen altitalienischen Sprachstudien, und am kleinen Theetisch der Prinzessinnen Amalie und Auguste gehörte er zu den Gerngeladenen.

Für ihn selbst aber wurde die Bekanntschaft mit Tieck am wichtigsten: sie hat wesentlich dazu beigetragen, seinem gesammten Leben einen neuen Inhalt zu geben, denn sie hat sein schriftstellerisches Talent nach der Richtung entwickelt, welche er schon als Student für die seinem Wesen am meisten entsprechende gehalten hatte, in der Thätigkeit eines poetischen Uebersetzers. Zuerst fesselte ihn die hohe gesellschaftliche Liebenswürdigkeit Tieck's und die Virtuosität, mit welcher dieser als Vorleser den Reiz poetischer Werke zu erhöhen wußte. Dem Dichter aber that die aufrichtige Verehrung, welche ihm von Baudissin gezollt wurde, sehr wohl und ebenso wohl das feine Verständniß und die gebildete Empfänglichkeit für jeden Kunstgenuß. Bald traten die Baudissins zu dem Tieck'schen Hause in ein freundschaftliches Verhältniß. Für Baudissin aber und für uns Alle war es ein glücklicher Umstand, daß er Tieck's Bekanntschaft zu einer Zeit machte, wo dieser durch eine zu schnell übernommene Verpflichtung bedrängt wurde.

Gustav Freytag.

Demokratische Experimente.

(Aus der Schweiz.)

„Damit Du dann, geliebter Mitbürger, unter Deinem Weinstock und Feigenbaum sicher ruhen; damit Du in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit ein vergnügtes Leben führen könnest; damit die Religion, mit der Du auch äußerlich, als ein Mitbürger im Reich des Christenthums, den Gott der Götter verehrest, ihre Würde behalte; daß die gedrückte Unschuld Schutz und Rath, das Eigenthum Sicherheit und Rettung, der Arbeiter seinen gebührenden Lohn und jeder seine Bedürfniß in einem sein Vermögen nicht übersteigenden Preis erlange; daß der Repräsentant des verstorbenen Blutsverwandten sein rechtmäßiges Erbe erhalte; daß der Wollüstling und Verschwender im unsinnigen Lauf nach seinem Ruin aufgehalten werde; daß der Particular-Nutze mit dem allgemeinen stets verbunden sei; daß unparteiisches Recht gegen alle Angriffe gehandhabet werde; daß allenthalben Wohlstand

Digitized by Google

und Ordnung sichtbar sei; daß, wo nicht Ueberfluß, doch Genüge vorhanden bleibe; daß Freundschaft, Friede, Harmonie nie gestört werde u. s. w.:

davor sorgen Deine Landesväter!"

Mit diesen Worten empfiehlt sich die „Sammlung der Bürgerlichen und Policey-Gesetze und Ordnungen Loblicher Stadt und Landschaft Zürich", deren erster Band im Jahre 1757 erschienen ist. Ihr sechster, letzter Band, erschien im Jahre 1793; und so reicht dieses Denkmal einer patriarchalischen Staatsordnung aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem letzten Ausläufer gerade hinein in jenes Schreckensjahr, da das „Volk" die Sorge für sein Wohlergehen in die eigene blutbefleckte Hand nahm.

Auch in der Schweiz dauerte es nicht lange, daß die neuen Ideen die patriarchalische Ordnung zerbrachen. Zwar wurde ihr Gang aufgehalten durch die Zwischenfälle des Napoleonischen Zeitalters und der darauf folgenden Restaurationsepoche. Aber seit dem Sturze der Bourbonen im Jahre 1830 traten sie desto siegreicher hervor, und nur von kleinen Unterbrechungen aufgehalten, gewannen sie an Stärke und an Ausbreitung, und eroberten je länger je mehr den Boden für die consequenten Forderungen der neuzeitigen Demokratie. Heute haben sie solche Fortschritte gemacht, daß jene Verfassung der fürsorglichen Landesväter der Stadt und Landschaft Zürich dem Ohre der Gegenwart wie eine verschollene Sage klingt.

Es ist längst bemerkt worden, daß die Zustände der Schweiz mancherlei Bedingungen für die Durchführbarkeit demokratischer Einrichtungen vor den umgebenden Nachbarstaaten voraus haben. Ein Volk, welches in seinem Naturell jenes Gleichgewicht, jenen conservativen Zug besitzt, welchen ein freies Volk allezeit haben muß, damit etwas Festes in ihm sei, da nichts Festes über ihm ist. Ein Volk zudem, welches in kleine souveräne Körperschaften nach alter historischer Gestaltung der Dinge gesondert ist und aus sehr einfachen Gründen in diesen äußerst kleinen Staatseinheiten unendlich viel besser sich selbst zu regieren im Stande ist als etwa ein Nachbarvolk, das nach zwanzig, dreißig, vierzig Millionen zählt. Ein Volk endlich, welches vorwiegend jene mittlere Glückslage inne hat, die schon Aristoteles als die zweckmäßigste sociale Voraussetzung einer Demokratie bezeichnet, und welches im Zusammenhange mit diesem Vorwalten des Mittelstandes Tugenden der alltäglichen Bravheit, Rechtschaffenheit, Nüchternheit entwickelt, die in gleichem Maße kaum oft wiederzufinden sein mögen.

Begünstigt durch dergleichen Umstände, begünstigt durch manches andere ist die Schweiz seit etwa einem halben Jahrhundert mit merkwürdiger Lebhaftigkeit in eine politische Reformbewegung eingetreten, von deren neuesten Ergebnissen mit Recht die Bezeichnung des Experimentirens gebraucht worden ist. Der Durchführung demokratischer Ideen hingegeben, durch historische

by Google

Gewalten in diesem Bestreben nicht gehemmt, hat man mehr und mehr die logischen Consequenzen der reinen Demokratie gezogen, um demgemäß die öffentlichen Institutionen umzugestalten. Ein Proceß, der schrittweise von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Canton zu Canton, weiter geht — derart, daß Dinge, welche in der jungen Bewegung der dreißiger Jahre als neue und kühne Forderungen laut wurden, die fern ablagen von dem zur Zeit Erreichbaren, jetzt ein längst erobertes Stück in den bestehenden Verfassungen der Cantone und des Bundes sind.

Um die Sache mit einem einzigen bezeichnenden Worte zu nennen — es ist das Princip der Volkssouveränität, welches mit vollendeter Folgerichtigkeit sich in den heutigen Verfassungen der Schweiz Geltung verschafft hat. Vergebens ist es gewesen, daß Bluntschli in einer Jugendschrift „Das Volk und der Souverän" (im Allgemeinen betrachtet und mit besonderer Rücksicht auf die Schweizerischen Verhältnisse. Für Gebildete. Zürich 1831) in den Anfängen der radikalen Bewegung jener dreißiger Jahre seinen Mitbürgern zurief, der Grundsatz der Volkssouveränität sei ein in sich hohler, unfruchtbarer und großen Theiles nicht blos schiefer, sondern unwahrer Satz. Von Frankreich sei er gekommen, aber in Deutschland habe ihn die reifere und gründlichere Wissenschaft bekämpft und verscheucht. Vergebens hat Bluntschli vom Standpunkte dieser Wissenschaft gelehrt, darin eben bestehe die Staatenbildung, daß der Gegensatz zwischen Regierung, die im Sinne des Ganzen herrscht, und Regierten, das heißt den Einzelnen, welche sich der Regierung unterordnen, ins Leben trete. Damit sei der Souverän schon gegeben, welcher als höchste Staatsgewalt mit der Regierung eins und dasselbe ist: die Personen aber, seien es nun viele oder eine einzige, welche als oberste Regierung anerkannt werden, gehören wieder als einzelne Personen zum Volke; sie treten aus demselben hervor, indem sie sich irgendwie auszeichnen und die nöthige Macht erwerben um zu regieren. Sie selbst sind weder außer noch über dem Volke, sie sind vielmehr in demselben enthalten, und insofern könne man sagen, die Souveränität habe ihre Quelle im Volke. Ein einziger gedenkbarer Fall, in welchem das Volk wahrhaft souverän wäre, lasse sich aussinnen, den habe aber die Weltgeschichte noch niemals zur Erscheinung gebracht. Wenn nämlich im ganzen Volke das Bewußtseit des Staates urplötzlich rege würde, wenn es sich als ein Ganzes und als Regent denken würde, wenn zugleich jeder Einzelne sich diesem Ganzen unterwürfe als Regierter — dann wäre das Volk wahrhaft souverän, alle Einzelnen Unterthanen. Dieses läßt sich indessen nur bei einem ganz kleinen Völklein denken, da nur ein solches sich als Ganzes fühlen, als Ganzes handeln könnte, sofern es an einem einzigen Orte sich zusammenfände; wogegen in einzelne Abtheilungen zerlegt ein selbst aus wenigen Gemeinden bestehendes

Volk bereits solche Gefühle eines einzigen Ganzen verlieren müßte oder niemals gewinnen könnte. Dazu aber kommt die lediglich abstracte, in die Wirklichkeit noch nirgendwo übersetzte Bedingung, daß der Einzelne im Volke jene Zweiheit klar in sich trage und immer gehörig unterscheide zwischen sich selbst, insofern er Regent ist, und sich selbst, insofern er Regierter ist. In der Wirklichkeit wird er immer geneigt sein, zuerst für sich selber zu denken, statt für das Ganze: je ungebildeter er ist, desto mehr wird die Selbstsucht in ihm herrschen. Wogegen ein Volk, welches aus lauter gebildeten, denkenden, wahrhaft sittlichen Menschen bestünde, eine ebenso abgeschmackte als unwahre Erfindung neuerer Träumer sei.

Von dieser Anschauung erfüllt, bezeichnete Bluntschli die alten Demokratien der Schweiz (Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell) mit ihren „Landsgemeinden" als eine sehr rohe Staatsform, welche für eine einigermaßen gebildete Völkerschaft durchaus unpassend wäre. Schwerlich wird den in der souveränen Landsgemeinde seinen Willen kundgebenden Bürger der Gemeingeist in demselben Maße beherrschen und das Privatinteresse zurückdrängen, wie es für die angemessene Bethätigung dieses Willens erforderlich ist. Wenn großartige Ereignisse den Bürger erschüttern, wenn kräftige Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes ihn über sich selbst erhebt, dann vergißt er wohl seine kleinen Privatinteressen und opfert sie der Sache, die er für höher hält; aber für den ruhigen, regelmäßigen Gang der Dinge ist die Gesinnung der Menge nicht so großartig; darum braucht man sie keineswegs tadeln zu wollen; aber eben deshalb soll sie auch nicht herrschen, namentlich nicht Gesetze geben. Denn vor allem bedürfen diese einer besonnenen vernünftigen Ueberlegung, einer reifen Prüfung, einer klaren Anschauung aus dem Standpunkte des Ganzen — zu dem Allem wird die Menge niemals taugen. Und so bestätigt es sich bereits in jenen Landsgemeinden. Hat Jeder immer sein eigenes Interesse im Auge, ohne Rücksicht auf das Ganze, so wird er als Gesetzgeber zu keinem Gesetze stimmen, welches seine persönliche Willkür beschränken könnte oder ihn zu einem Beitrage für das Ganze zwingen würde. Für das Staatswohl ist beispielshalber ein zweckmäßiges Forstgesetz nothwendig und die Landsgemeinde soll dieses beschließen. Aber die Menge will es nicht, denn keiner will sich in seiner kleinen Willkür beschränken lassen, jeder nach Gefallen und Bequemlichkeit wirthschaften. Ob das Ganze darunter leide oder nicht, das kümmert ihn viel weniger als sein eigenes persönliches Wohlbehagen: und darum verwirft die Landsgemeinde das Gesetz. Oder man verlangt von der Landsgemeinde das nöthige Geld zum Bau eines Zuchthauses: sie schlägt es aus, weil jeder Einzelne lieber sein Geld für sich behält, statt es für das Ganze auszugeben. Man läßt die Diebe laufen oder enthauptet sie. Verhindert

die Demokratie in dieser Weise vieles Nothwendige positiv, äußert sich der Nachtheil der Landsgemeinden hauptsächlich in der Verwerfung guter Gesetze, so wirken sie außerdem auf die Unterlassung vieler guter Maßregeln, die man von vornherein vorzubereiten unterläßt, weil man vorher weiß, die Landsgemeinde wird das Interesse des Einzelnen nicht dem Gesammtwohle unterordnen und wird sie verwerfen. Obenein ist es charakteristisch, daß in diesen alten demokratischen Cantonen fast immer einige Volksführer große Gewalt ausüben, ja daß diese Gewalt dort beinahe erblich bei einzelnen Familien ruht und also sich aristokratisch gestaltet.

In solcher Gesinnung hat Bluntschli vor fast einem halben Jahrhundert seinen Landsleuten warnend die nüchterne Wahrheit gesagt. Aber stärker als seine Warnungen ist die Macht der demokratischen Strömung gewesen und gerade diejenigen Cantone, welche er als die „repräsentativen" gegenüber den alten Landsgemeinden, in ihrer herkömmlichen repräsentativen Verfassung und neueren Reform rühmte, wie namentlich Zürich, haben in der neuesten Zeit genau denjenigen Weg betreten, von welchem er abmahnte. Die reine Demokratie der alten Landsgemeinden ist, von manchem alterthümlichen Beiwerk befreit und auf die größeren und verwickelteren Verhältnisse von Zürich, Bern u. s. w. übersetzt, das Vorbild der neuesten Verfassungsreformen geworden, nur daß die mildernden historischen Traditionen der Landsgemeindecantone hier fehlten.

Während die Verfassung des Cantons Zürich vom Jahre 1831, welche an Stelle jener das alte Uebergewicht der Stadt Zürich und ihrer Zünfte restaurirenden Verfassung von 1814 trat, und mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit des Volkes angenommen wurde, sich darauf beschränkte, statt der bisherigen Souveränität des „großen Rathes" (d. h. der Repräsentativeigenschaft des Cantones) zu erklären: „die Souveränität beruht auf der Gesammtheit des Volkes und wird nach Maßgabe der Verfassung durch den großen Rath als Stellvertreter desselben ausgeübt", hat die neueste Verfassung von Zürich, diejenige vom 18. April 1869, den folgenden ersten Artikel:

„Die Staatsgewalt beruht auf der Gesammtheit des Volkes. Sie wird unmittelbar durch die Activbürger und mittelbar durch die Behörden und Beamten ausgeübt."

Und ferner der 28. Artikel:

„Das Volk übt die gesetzgebende Gewalt unter Mitwirkung des Cantonsrathes aus."

Näher wird diese Volksgesetzgebung durch die hierauf folgenden Artikel erläutert. Und zwar betreffen diese theils das Vorschlagsrecht des Volkes, theils die Volksabstimmung. Das Vorschlagsrecht oder die „Initiative" umfaßt das Begehren nach Erlaß, Aufhebung oder Abänderung eines Gesetzes, ein Begehren, welches in Form der einfachen Anregung oder des ausgearbei-

Digitized by Google

teten Entwurfes gestellt werden kann. Wenn ein Einzelner oder eine Behörde ein solches Begehren stellt, so muß darüber, sofern es von einem Dritttheile der Mitglieder des Cantonsrathes (der repräsentativen Körperschaft, des früher sogenannten Großen Rathes) unterstützt wird, durch das Volk entschieden werden. Eben so muß der Volksentscheid veranlaßt werden, wenn 5000 Stimmberechtigte (etwa sieben Procent aller Stimmberechtigten) ein solches Begehren stellen, ohne daß der Cantonsrath zustimmt. Dem Cantonsrathe ist vor der Abstimmung aber jedenfalls der Entwurf oder die Anregung zu begutachtender Beschlußfassung zu unterbreiten.

Alljährlich zwei Mal, im Frühjahre und im Herbste, findet die Abstimmung des Volkes über die gesetzgebenden Acte des Cantonsrathes statt (Referendum). In dringenden Fällen kann dieser eine außerordentliche Abstimmung anordnen. Der Volksabstimmung sind zu unterwerfen: alle Verfassungsänderungen, Gesetze und Concordate, ferner diejenigen Beschlüsse über neue Ausgaben, welche 250,000 Franken als einmalige, oder 20,000 Franken als jährlich wiederkehrende Summe überschreiten. Die Volksabstimmung findet mittelst der Stimmurne in den Gemeinden statt; die Betheiligung daran ist nach dem Wortlaute der neuen Verfassung „eine allgemeine Bürgerpflicht", und zwar eine Bürgerpflicht, deren Ausübung durch einen, die Verfassung ergänzenden Gesetzentwurf bei Strafe obligatorisch gemacht werden sollte, welcher indeß in der Volksabstimmung durchfiel: so daß es gegenwärtig den Gemeindebeschlüssen überlassen ist, je für den eigenen Gemeindebezirk eine mäßige Buße (60 Centimes für jedes Mal) einzuführen, und dieses in einer Anzahl der Gemeinden wirklich geschehen ist.

Neben diesen Vollmachten des „Volkes" (das heißt aller zwanzigjährigen Männer, welche das Bürgerrecht des Cantones besitzen), steht die fernere Befugniß desselben, die vollziehende und verwaltende Cantonalbehörde, nämlich den Regierungsrath, der aus sieben Mitgliedern besteht, in je dreijährigen Perioden neu zu wählen, wobei indeß die Wiedererwählung ohne Einschränkung zulässig ist. Hieran schließen sich mannigfaltige Volkswahlrechte für Gerichts- und Verwaltungsbeamte der Bezirke und Gemeinden.

Die Verfassung, welche diese consequent demokratischen Bestimmungen enthält (sie wurde bei etwa 65,000 Stimmberechtigten und etwa 58,000 Abstimmenden von 35,500 Stimmen angenommen und von 22,400 Stimmen verworfen) gilt gegenwärtig seit mehr als einem Jahrzehnt und man hat sattsam Gelegenheit gehabt, die Erfahrungen damit zu machen, welche Bluntschlis warnende Worte aus dem Jahre 1831 immer aufs neue ins Gedächtniß zurückrufen. Im Jahre 1879 ist von demokratischer Seite bereits eine Statistik erschienen, welche siegesfreudig und zukunftsfroh die „Entwickelung der Demokratie in der Schweiz", das heißt die Ausbreitung dieser und gleich-

Digitized by Google

artiger Verfassungseinrichtungen in den verschiedenen Cantonen und im Bunde chronologisch vorführt: ein Bild des mehr oder weniger rückhaltlos durchgeführten Grundsatzes der Volkssouveränität in seinen verschiedenen Consequenzen und Anwendungen. Im Ganzen darf die Züricher Demokratie sich rühmen, daß sie diese Consequenzen am bestimmtesten und unerschrockensten gezogen hat; im Einzelnen hat sie sich von anderen Cantonen übertreffen lassen: so besitzt die neue Verfassung des Canton Bern das sogenannte Finanzreferendum, vermöge dessen das Volk den regelmäßigen Staatshaushalt gleich einem Gesetze verwerfen oder genehmigen kann und in beiderlei Richtung bereits von seinem Rechte Gebrauch gemacht hat.

Es wäre eine Aufgabe weitschichtiger pathologischer Untersuchungen, an den bisher gemachten Erfahrungen die Ergebnisse der fraglichen Institutionen zu prüfen. An dieser Stelle ist das offenbar unmöglich. Thatsächlich sind seit Jahren die Schweizer Zeitungen, wenigstens die einigermaßen gemäßigten und besonnenen, mit Wehklagen aus allen Cantonen erfüllt über die Wirkungen derselben. Dort verwirft das Volk ein über das andere Mal ein dringend erforderliches Steuergesetz, welches zur Deckung der seit Jahren unvermeidlichen Ausgaben unumgänglich nothwendig ist — so im Aargau, in St. Gallen, in Solothurn, in Schaffhausen; anderswo stellt das Volk sein despotisches „Nein" einer ganzen Reihe von mühselig zu Stande gebrachten Reformmaßregeln entgegen, die allesammt fast einhellig von dem Cantonsrathe und Regierungsrathe beschlossen worden sind, wie eben jetzt im Canton Zürich. Hier gleichsam in einer Abspannung und einem Aerger über das jahrelange Ja sagen, zu dem man sich von den vorwärtsdrängenden Volksführern der Zeit vor zehn Jahren hat hinreißen lassen.

Elementargewalten, die ihre Willkür zur Norm machen, in bemerkenswerther Annäherung an das entgegengesetzte Extrem einer Despotie und ihres „car tel est notre plaisir".

Aus einer Unzahl von Ausbrüchen des Unwillens über dieses Gebahren des „Volkes" und seiner Demagogen seien hier ein paar Worte wieder gegeben, welche speciell das Züricherische Recht der Initiative behandeln, aus der Feder eines demokratisch gesinnten, ja in demokratischen Schlüssen befangenen Mannes. Sie lauten:

„Wir leugnen, daß diese Initiative die Bezeichnung eines Volksrechtes verdiene: Sache des Volkes ist da, wie bei Vorlagen des Cantonsrathes, nur das Abstimmen, die Initiative aber ist immer die Sache Einzelner. Unsere Volksinitiative ist ein Recht eines Jeden, dem über Nacht einfällt, dies oder jenes sollte im Canton Zürich Gesetz sein, der sich ohne Weiteres auch für befähigt hält, dieses Gesetz zu machen, und der die erforderliche Anzahl von guten Leuten findet, die ihm das glauben oder sich aus Rücksichten der Partei,

Digitized by Google

der Kameraderie u. s. w. für verbunden halten, ihm zuzustimmen. Gilt es ein Bankgesetz zu machen, so eignet sich dafür wohl am besten ein Pfarrer, wegen der tiefen Gedanken über das Bankwesen, die im alten und neuen Testamente zu finden sind, und warum sollte ein Lehrer, der täglich das Strafamt üben muß, nicht eben so gut ein Strafgesetz anfertigen können als die leidigen Juristen? Es ist wahr, daß die gesetzgeberischen Leistungen der Behörden nicht immer mustergültig ausfallen: obwohl es ihnen verstattet ist, für jede solche Arbeit die tüchtigsten Kenner der Sache herbeizuziehen, so geschieht das doch nicht immer, und die Fehler, die in der Vorbereitung und Ausarbeitung von Gesetzen gemacht wurden, machen sich dann fühlbar, sobald ein solches Gesetz angenommen ist und gehandhabt werden muß. Wird daran irgend etwas gebessert, wenn man das Recht, ein Gesetz vorzuschlagen, in die Hände eines jeden Dünkelkopfes legt, der keiner Sachkenntniß zu bedürfen und zum Gesetzgeber sich berufen glaubt, aber eine Anzahl von Solchen zu gewinnen weiß, die noch weniger als er von der Sache etwas verstehen?"

Und im Angesichte solcher Erfahrungen ist in diesem Augenblicke eine demokratische Agitation im Gange, um eben dieses Volksrecht der Initiative auch auf die Bundesverfassung auszudehnen. Die Bundesverfassung hat sich freilich den Einflüssen der demokratischen Strömungen von ihren Anfängen nicht entziehen können, sie hat aber mit größerer Langsamkeit als die leitenden Cantone sich denselben angepaßt. Die Bundesverfassung vom 12. September 1848 erklärte in ihrem 60. Artikel: „Die oberste Gewalt des Bundes wird durch die Bundesversammlung ausgeübt, welche aus zwei Abtheilungen besteht, aus dem Nationalrath und dem Ständerath." Die revidirte Bundesverfassung vom 31. Januar 1874 modificirt jenen Artikel in ihrem Artikel 71: „Unter Vorbehalt der Rechte des Volkes und der Cantone wird die oberste Gewalt des Bundes u. s. w. ausgeübt." Dieser Vorbehalt bezieht sich auf die neuen Artikel 89, 120 und 121. Der erstere dieser Artikel lautete früher (Artikel 78 der Verfassung von 1848): „Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich." Jetzt hat er den Zusatz erfahren: „Bundesgesetze, sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen überdies dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30,000 stimmberechtigten Schweizer Bürgern oder von acht Cantonen verlangt wird."

Der neue Artikel 120 entspricht dem alten Artikel 113, welcher lautet:

„Wenn eine Abtheilung der Bundesversammlung die Revision (der Bundesverfassung) beschließt und die andere nicht zustimmt (also wenn eine Meinungsverschiedenheit über Verfassungsrevision zwischen Nationalrath und Ständerath besteht), oder wenn 50,000 stimmberechtigte Schweizer Bürger die Revision der Bundesverfassung verlangen, so muß im einen wie im andern

Falle die Frage, ob eine Revision stattfinden soll oder nicht, dem schweizerischen Volke zur Abstimmung vorgelegt werden. Sofern in einem dieser Fälle die Mehrheit der stimmenden Schweizer Bürger über die Frage sich bejahend ausspricht, so sind beide Räthe neu zu wählen, um die Revision zur Hand zu nehmen."

Daran schließt sich Artikel 121 (früher Artikel 114):

„Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Cantone angenommen ist."

Dieses sind die bezüglichen Verfassungsbestimmungen der Bundesstaaten. Man sieht, daß sie, auch nach der neuesten Revision, sich in wesentlich mäßigeren Grenzen bewegen als diejenigen des Cantons Zürich.

Erstens besteht eine positive Berechtigung des Volkes zur Initiative nur für eine Revision der Verfassung. Zweitens besteht das Recht der Volksabstimmung obligatorisch nur für eine Aenderung der Verfassung. Für Gesetze dagegen giebt es (und zwar erst seit 1874) nur ein facultatives Referendum, derart, daß eine Volksabstimmung nicht stattfindet, wenn sie nicht in gesetzlicher Frist von 30,000 Bürgern oder acht Cantonen verlangt wird. Während in Zürich und anderen Cantonen nichts Gesetz werden kann, was nicht die Volksabstimmung passirt hat.

Weiter aber fehlen in der Bundesverfassung auch heute noch die finanziellen Einschränkungen der Bundesversammlung durch die Volksabstimmung bei blos einmaligen Beschlüssen. Ferner wird der Bundesrath (die Executivbehörde) auch heute noch von der Bundesversammlung und nicht vom Volke gewählt.

Nichtsdestoweniger hat es in den wenigen Jahren, seit die neue Bundesverfassung in Kraft getreten, an Erfahrungen auch hier nicht gefehlt, welche zum ernsten Nachdenken über die neue „Entwickelung der Demokratie" im Bunde anregen mußten. Gleich bei den ersten Bundesgesetzen, welche durch die neue Bundesverfassung verheißen waren, zeigte es sich, daß die Coalition entgegengesetzter Parteien, der Ultramontanen, der Particularisten, der Conservativen, gelegentlich der Radikalen, dasselbe Gesetz zu Falle brachte oder dem Falle nahe brachte. So ist das durch die neue Bundesverfassung verlangte Civilstandsgesetz mit einer ganz geringen Majorität (213,000 Stimmen gegen 205,000 Stimmen) im Mai 1875 vom Volke angenommen worden, während ein Jahr zuvor die revidirte Bundesverfassung, zu deren neuen Bestandtheilen ein solches Gesetz gehörte, mit einer Majorität von 340,000 gegen 198,000 Stimmen siegte. So ist das durch die Verfassung geforderte neue Bundesgesetz über die Militärpflichtersatzsteuer zweimal dem Referendum erlegen, bis es endlich beim drittenmale stillschweigend Gesetzeskraft erlangte. So ist das Banknoten-

Digitized by Google

gesetz, gleichfalls von der neuen Verfassung in Aussicht gestellt, im Jahre 1876 der Volksabstimmung erlegen, Dank einer Vereinigung derer, welche ein Bundesgesetz zur einheitlichen Regelung des Banknotenwesens überhaupt nicht wollten, und derer, welche mehr als ein blos regelndes Gesetz, nämlich eine Bundesmonopolbank wollten. So ist das neue Fabrikgesetz — wie die anderen eine Frucht der neuen Bundesverfassung — nur mühselig durch die Wogen der Volksabstimmung hindurch gelangt: ein interessantes Stück zum Nachdenken für unsere Socialdemokratie. Aehnlich ist es in anderen Fällen gegangen und ähnlich wird es noch weiter gehen.

Wir schließen mit dem was wir im Eingange bemerkten. Gar manche Bedingungen sind in der Schweiz vorhanden, welche diese demokratischen Experimente erträglicher machen als sie unter anderen Umständen, in anderen Staaten ausfallen müßten. Daß bei aller Gunst der Umstände auch hier die Erfahrungen ungünstig genug sind, beweist die Unmöglichkeit der auf ähnliche Ziele gerichteten Ideale in größeren Staaten mit doppelter Kraft.

Der Rechtsstaat.

II.

Die Anschauung des „constitutionellen" Staates, welche im Eingange unseres ersten Artikels gezeichnet wurde, leitete ihr Urbild auf das Land der politischen Erbweisheit, England, zurück. Was diesseit des Canales als unerreichtes Ideal über allen Versuchen seiner Durchführung schwebte, sollte sich drüben in schönster und lebendigster Vollendung finden. Die „Grundrechte" waren in einer stattlichen Reihe öffentlicher Rechtsacte, von der Magna Charta bis zum Habeas Corpus und der Bill of Rights verbrieft. In einer gleich stattlichen Reihe von Fällen war seit fünf Jahrhunderten das Recht der parlamentarischen Ministeranklage geübt worden, und wenn seine Anwendung zuletzt immer seltener gewesen, so hatte das bei unbezweifeltem Rechte seinen Grund nur darin, daß seit der „glorreichen Revolution" von 1689 ohnehin kein Minister ohne das Vertrauen der Unterhausmehrheit im Amte bleiben konnte. In diesen Sätzen war alles beschlossen, was die Literatur des Continentes nicht nur, sondern auch die von dieser erst stark beeinflußte einheimische Darstellung von der englischen „Verfassung" zu sagen hatte. So war von Montesquieu das System der „politischen Freiheit" in England, so von de Colme das „Spiel" der constitutionellen Einrichtungen geschildert worden, und Blackstone's berühmte Commentare hatten dieses Bild nur mit wenigen leichten, für den Ausländer kaum verständlichen Strichen ergänzt. Von der englischen Staatsverwaltung erfuhr dieser nur, daß sie in ausge-

Digitized by Google

dehntestem Maße auf „Selbstverwaltung" beruhe, und es blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als sich dieses Wort im Sinne der vererbten continentalen Vorstellungen von communaler und landschaftlicher „Autonomie" auszulegen. Die kleine von Niebuhr (1815) bevorwortete Schrift L. von Vincke's über „die innere Verwaltung Großbritanniens" blieb in ihrer Wirkung auf den engen Kreis der Reformfreunde im Geiste Steins beschränkt, so daß selbst Dahlmanns so energisch auf England zurückweisende „Politik" keine Bekanntschaft mit ihrem Gegenstande so wenig als mit ihrem Inhalte zeigt. Vollends bestärkt wurde die gangbare Anschauung durch den überwältigenden Eindruck von Macaulay's englischer Geschichte, welche das „Spiel" der parlamentarischen Einrichtungen in blendendstem Lichte ausmalt, von dem öffentlichen Rechtsleben des Landes aber in seiner täglichen Bethätigung gar nichts sagt.

Eben als das durch den Druck der Reactionszeit in die Stille der Studirstube zurückgescheuchte politische Interesse in jenen berauschenden Bildern parlamentarischer Herrlichkeit wehmüthig verloren war, erschien (1857) der erste Band des Gneist'schen Werkes über „das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht". Da der Verfasser recht im Gegensatze zu der gewohnten Darstellung den monarchischen Grundstock des englischen Staatswesens, die „Königliche Prärogative", und die von ihr geschaffene Aemterverfassung in den Vordergrund stellt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sein Buch nicht im ersten Augenblicke auf fruchtbaren Boden fiel. Die allgemeine Aufmerksamkeit zog erst der schon unter wesentlich veränderten Zeitverhältnissen 1860 erschienene zweite Theil auf sich, welcher die englische Communalverfassung behandelte und schon binnen drei Jahren die zweite Auflage erlebte, obwohl der Verfasser seinem Leser eine ganz ernstliche Gedankenarbeit ansinnt, und für die Kärrner genug zu thun blieb, um den reichen Inhalt so gut es gehen wollte in den bekannten Rahmen eingefügt, dem großen Lesepublikum zugänglich zu machen. Uebrigens trat der Inhalt des zweiten Theiles der gangbaren Anschauung fast noch schärfer als der erste entgegen. Während man sich bis dahin unter „Selbstverwaltung" nur das Mitsprechen gewählter Versammlungen über die „eigenen Angelegenheiten" von Staat, Kreis und Provinz vorgestellt, welche „Beschlüsse" fassen und deren „Ausführung" durch das besoldete Beamtenthum nur in parlamentarischer Weise „controliren" und zu diesem Zwecke in souveräner Weise Steuern „bewilligen" oder verweigern, zeigte Gneist, daß diese Art von Gemeindefreiheit in England nur einen sehr beschränkten Boden in den incorporirten Städten und den Kirchspielsverbänden hat, daß dagegen in dem Hauptsitze des Selfgovernment, der Grafschaftsverwaltung, es so wenig gewählte Versammlungen und Steuerbewilligung, wie „eigene Angelegenheiten" und eine ausführende Büreaukratie giebt. Als die Träger des englischen „Selfgovernment" stellten sich nunmehr

durch königliche Ernennung verliehene Ehrenämter, als Inhalt desselben die Verwaltung der staatlichen Aufgaben im örtlichen Kreise und nach den Gesetzen des Landes, als ihre Mittel gesetzlich veranlagte und nach gesetzlich bestimmtem Bedürfnisse ausgeschriebene Communalsteuern dar. Damit rückte die Selbstverwaltung in den Mittelpunkt der Einrichtungen, welche in England den Rechtsstaat bilden. Als Wesen dieses Rechtsstaates ergab sich nicht der Schutz individualisirter Grundrechte, sondern die Verwaltung nach dem Gesetz, auf Grund eines bis ins Kleinste selbst mit übermäßiger Beengung des Verordnungs- und Regulativrechtes specialisirten Verwaltungsrechtes. Die Sicherung des Rechtsstaates fand sich weder in der Ministerverantwortlichkeit erschöpft, noch allein dem „Richterspruch" anvertraut, sondern in einer Combination von administrativer, rechtlicher und parlamentarischer Controle erfüllt, deren Schwerpunkt für die Beschwerde des Einzelnen doch wieder in dem öffentlich-mündlichen und contradictorischen Gehör vor eben denselben ehrenamtlichen Behörden liegt, welche die örtliche Verwaltung selbst führen. Nur für die Auslegung der Gesetze fließt die oberste Instanz in den Reichsgerichten zusammen, die aber auch durch Jahrhunderte lange Uebung dieses Berufes im Gebiete des öffentlichen wie des Privat- und Strafrechtes vor jedem einseitigen Formalismus bewahrt geblieben sind.

Das Gneist'sche Werk, dessen dritter Theil, „die Zusammenfassung des Verwaltungs- und Selbstverwaltungsrechtes im Parlament" noch immer fehlt, aber in den Hauptzügen aus den beiden vollendeten Theilen ergänzt werden kann, erfüllt zunächst ganz und voll, was es verspricht, eine streng wissenschaftliche, geschichtlich systematische Darstellung des geltenden öffentlichen Rechtes in England. Die geschichtliche Seite ist besonders in den neuen Auflagen des zweiten (1863) und des ersten Theiles (1867) immer vollständiger ausgearbeitet worden. Der systematische Theil hat längst auch in England als eine dort beispiellose Arbeit der Durchdringung eines massenhaften, in endlosen Bändereihen von Statuten, Gerichtsentscheidungen und Parlamentsverhandlungen zerstreuten Stoffes und Zurückführung desselben auf große leitende Gedanken die höchste Anerkennung gefunden. Aber diese ganze auf die englische Rechtsentwickelung und die englischen Rechtszustände gewendete Darstellung bildet doch nur die sichere Unterlage für eine allgemein wissenschaftliche und zugleich für uns im besten Sinne praktische Leistung von viel weiter ragender Bedeutung. Niemals hat ein Rechtshistoriker und Dogmatiker seinem Gegenstande freier gegenüber gestanden als Gneist; niemand kann weiter als er davon entfernt sein, englische Einrichtungen, weil sie auf ihrem heimischen Boden organisch verwachsen sind und heilsam wirken, zu starrer Nachbildung für andere Staaten und insbesondere für uns empfehlen zu wollen. Seine Anschauung ist so durchaus geschichtlich, daß er nicht nur bei

der Darstellung der englischen Verhältnisse ihre geschichtliche Bedingtheit unausgesetzt im Auge behält, sondern auch, wo sich ein Anlaß bietet, den Blick vergleichend hinübergleiten läßt auf die eigenartige Entwickelung anderer nationaler und staatlicher Individualitäten und ganz besonders unserer deutschen. Er ist aber zugleich geschichtlich in jenem höheren Sinne, der nicht statt der Individuen nun jede zufälligen Volks- und Staatsindividualitäten atomisirt und jede „in ihrer Art" unvergleichlich gut sein läßt, so daß vor dieser Ausartung der historischen Schule zuletzt jede Mißbildung ihr „historisches" Recht erhält — der vielmehr die gemeinsamen Wurzeln der Entwickelung für die Gruppen der durch Abstammung und Bildung verwandten Nation festhält und aus ihrer Beobachtung ihre Fähigkeit erkennt, auch noch auf vorgeschrittenen Entwickelungsstufen Einwirkungen von einander anzunehmen, die statt der Eigenart Gewalt anzuthun dieselbe vielmehr zu frischer Triebkraft zu befruchten vermögen. So hat sich Gneist als höchste Aufgabe gestellt, wie einst aus dem römischen als dem einzigen in sich vollendeten Privatrechtssysteme unsere Rechtswissenschaft allgemein gültige Grundsätze für die Bildung und Gestaltung des Privatrechtes gezogen hat, so aus dem einzigen in sich vollendeten Systeme des öffentlichen Rechtes, welches England darbietet, allgemein gültige Begriffe und Normen abzuleiten, welche uns bei der Ausgestaltung unserer eigenen Zustände die Richtung weisen und sichern Halt geben konnten.

„Der Beruf der Rechtswissenschaft," hatte der Verfasser schon in der Vorrede zur ersten Auflage der „englischen Communalverfassung" gesagt, „ist es heute nicht mehr, sogenannte gelehrte Bücher über fremde Rechte und Verfassungen zu schreiben. Noch weniger hat sie Muße zu Betrachtungen über ein absolutes, aber leider heute unanwendbares Recht. Geschichte und System des englischen Selfgovernment müßten völlig geist- und zusammenhanglos behandelt sein, wenn sie nicht zu anwendbaren Grundsätzen für unsere Gegenwart kommen sollten." Diese anwendbaren Grundsätze waren in einer Schlußabtheilung des Buches entwickelt unter fortlaufenden scharfen Schlaglichtern auf die Grundsätze des französischen „Constitutionalismus", welche der deutsche Liberalismus sich angeeignet hatte ohne Arg, daß sie den staatlichen Einrichtungen und Erfahrungen Englands in den wesentlichsten Beziehungen schnurstracks zuwiderlaufen. Als dann nach der großen Wendung von 1866 sich wieder eine Aussicht eröffnete, in Preußen den so lange vernachlässigten Unterbau der parlamentarischen Einrichtungen auf dem von Stein so mächtig gelegten Fundamente auszuführen, arbeitete der Verfasser diesen auf die praktischen Bedürfnisse der heimischen Staatsbildung gerichteten Theil seines Werkes zu einem selbständigen Bande „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung" (1869) aus, indem er die für

d by Google

die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu lösenden Aufgaben bis ins Einzelne hinein verfolgte und überall der in England vorliegenden die in Frankreich praktisch versuchte Lösung gegenüberstellte, so daß die Neubearbeitung des Buches, mit welcher der Verfasser bereits längere Zeit beschäftigt ist, passend den Titel „Vergleichendes Verwaltungsrecht“ führen wird. „Die unbefangene Vergleichung ergiebt,“ betonte diesmal die Vorrede noch stärker, „daß kein einziger englischer Name sich unmittelbar auf unsern Boden übertragen läßt. . . Wir wollen nicht vergessen, daß das Material, welches Friedrich Wilhelm I. und die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung uns hinterlassen haben, sowie manche Verwaltungsgesetze deutscher Mittelstaaten, sachlich tüchtiger und bildsamer sind, als das dem englischen Selfgovernment von Hause aus zu Grunde liegende Verwaltungsrecht.“

Wie bereits hart vor dem Ausgange der „neuen Aera“ Graf Schwerin, so nahm nun in viel weiterem Umfange Graf Eulenburg Gedanken und Vorschläge Gneist's in die Kreisordnungsvorlage von 1869 auf. Aber noch immer wußte der parlamentarische Liberalismus sich in dieser fremden Vorstellungswelt nicht zurecht zu finden; indem er sich an das Urrecht des souveränen Wählens klammerte, scheiterte noch einmal der Versuch, die Stein'schen Reformgedanken wieder aufzunehmen und fortzuführen. Indem er wiederum den zu Tage getretenen Gegensätzen der Anschauung ins Einzelne nachging, gab Gneist in der Schrift „Die preußische Kreisordnung in ihrer Bedeutung für den innern Ausbau des deutschen Verfassungsstaates“ (1870) einen noch enger auf das unmittelbare Gesetzgebungsbedürfniß gerichteten Nachtrag zu dem letzten Buche. Zwei Schriften über die preußische Volksschule (1869), die Schrift über „freie Advocatur“ (1867), wie die in die Vorbereitung der Reichsjustizgesetze fallenden „Vier Fragen zur Strafproceßordnung“ stehen gleichfalls im engsten Zusammenhange mit dem großen Gedanken der Verwirklichung des Rechtsstaates auf dem Boden des geschichtlichen deutschen Staates.

So vorbereitet, erschien im Jahre 1872, als eben die neue preußische Kreisordnungsvorlage nach glücklich erreichter Verständigung im Abgeordnetenhause ihres Schicksals im Herrenhause wartete, die erste Auflage des „Rechtsstaat“. Zunächst bestimmt zu einer Auseinandersetzung mit den in der deutschen Juristenwelt verbreiteten abweichenden Anschauungen, führt dieselbe noch einmal in verdichtetster Zusammenfassung und zugleich mit umfassendster geschichtlicher Begründung den ganzen durch die vorhergehenden Arbeiten sich hindurchziehenden Gedankeninhalt. Was der Jurist zunächst unter Rechtsstaat versteht, die Sicherung des öffentlichen Rechtes in einer der privaten Rechtssicherheit entsprechenden Weise, ist eine Aufgabe, welche nicht unsere Zeit zuerst aufgeworfen hat. Der antiken Welt freilich unbekannt, ist dieses

Ziel von der germanischen Welt seit ihren ersten staatlichen Anfängen in dunkelm aber untrüglichem und nie ermatteten Drange verfolgt worden. Das alte deutsche Reich, der ältere Territorialstaat, ja selbst die alte französische Monarchie haben unter aller Verschiedenheit der Machtbeziehungen und Verwaltungsformen einen Schutz gegen die willkürliche Ausübung der Staatshoheitsrechte angestrebt. Die Zerstörung dieses alten Rechtsstaates auf dem Continente beginnt erst in der Zeit, in welcher die gewöhnliche Auffassung die Geburtsstunde der politischen Freiheit erblickt, mit der französischen Revolution und ihren Rückwirkungen auf die continentale Staatengesellschaft. Die Ursache dieser unabweislichen Thatsache liegt in der Begründung des Staatsrechtes des „großen Ideen von 1789" auf die „Volkssouveränität". Volkssouveränität und Mehrheitsherrschaft sind das gerade und unversöhnliche Gegentheil des Rechtsstaates, das heißt der für Alle gleichen und gerechten Ausübung der Staatsgewalt. Denn was die politische Abstraction für eine atomistisch gleiche Volksmasse hält, ist in Wirklichkeit die Gesellschaft mit ihrer auf Besitz und wirthschaftliche Ueberlegenheit beruhenden Verschlingung von Machtverhältnissen und entsprechenden Interessen. Außer in Zeiten revolutionärer Entfesselung der Massen — und diese sind selbst wieder nur ein gesellschaftliches Interessenelement — vermag keine Künstelei eines denkbar besten Wahlsystemes zu verhindern, daß die in der Gesellschaft herrschenden Interessen bei einer auf „Volkswahlen" begründeten Bildung der Staatsorgane das Uebergewicht erlangen und vermittelst dessen die Staatseinrichtungen rücksichtslos für ihre Zwecke gebrauchen. So ist der antike Staat zu Grunde gegangen, weil die gesellschaftlichen Gegensätze auch die staatliche Freiheit auflösten, „die antike Welt endet mit einem entarteten Staate in einer erschöpften Gesellschaft". Alle Versuche, auf dem Boden der „großen Ideen von 1789" den „constitutionellen" Staat zu begründen, haben nur eine übertägige Dauer erreicht, weil die parlamentarischen Einrichtungen, sobald Ernst damit gemacht wurde, die Staatsgewalt unvermittelt in die Hände der herrschenden Gesellschaftsinteressen gaben, bis das Uebermaß des Mißbrauches den Gegenschlag der unterdrückten Elemente hervorrief. Was England vor dem gleichen Schicksale bewahrte, ist allein, daß es dort gelang, dem Interessensysteme der Gesellschaft eine Gegenorganisation öffentlicher Pflichten und Leistungen gegenüber zu stellen, welcher die herrschenden Gesellschaftskräfte durch persönlichen Dienst und Steuern mit dem Staate in Verbindung bringt und sie in dauernder Uebung staatlicher Obliegenheiten daran gewöhnt, die öffentlichen Angelegenheiten unter den Gesichtspunkt des Gemeinwohles und der gleichen und gerechten Handhabung obrigkeitlicher Befugnisse zu bringen. Hier liegt der innere Zusammenhang zwischen Rechtsstaat und Selbstverwaltung: das System wechselnder Parteiregierungen ohne Zer-

störung des Staates ist in England nur möglich gewesen, weil vorher das öffentliche Recht des Landes und seine tägliche Handhabung durch einen festen Gliederbau des Staates über den Streit der Interessenparteien erhoben war. Durch die Gesinnung, welche solche Einrichtungen großziehen, gewöhnen sich denn auch die Parteien den ursprünglich beherrschenden Vorstellungen zum Trotze, ihre parlamentarischen Befugnisse den unerläßlichen Forderungen der Staatsnothwendigkeit unterzuordnen. So hat Gneist noch in seiner letzten größeren Schrift „Gesetz und Budget" (1878) gezeigt, daß die ursprüngliche „Geldbewilligung" des Unterhauses sich praktisch in eine Controle des jährlich veranschlagten Staatsbedarfes und die Bestimmung der zweckmäßigsten Deckungsmittel, so weit die dauernden Einnahmen nicht reichen, umgewandelt hat, daß aber die französische Vorstellung, es habe das Parlament alljährlich Bedarf und Deckung insgesammt in der Art zu bewilligen, daß sie zu politischen Machtzwecken allenfalls auch verweigert werden können, in der geschäftlich entwickelten englischen Staatspraxis keinen Halt findet.

Die neue Auflage des „Rechtsstaat" unterscheidet sich neben der schärferen Herausarbeitung der allgemeinen Begriffsentwickelung hauptsächlich durch die eingehende Bezugnahme auf die gegenwärtige Lage des Problemes der preußischen Verwaltungsreform. In diesem Zusammenhange auf den Gegenstand zurückzukommen, werden die gegenwärtig dem preußischen Landtage vorliegenden Entwürfe auch an dieser Stelle weiteren Anlaß geben. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Das neue Ministerium in Frankreich. — Die Betrachtungen beim Jahreswechsel wären ohne Zweifel zuversichtlicher ausgefallen, man hätte sich ungestörter angenehme Ausblicke in die Zukunft vergönnt, und mit größerem Behagen hätte man die unverkennbar endlich sich wieder ankündigende Besserung der Geschäfte begrüßt, wenn nicht die französische Ministerkrisis und ihr Ausgang plötzlich wieder das Unberechenbare und die Unsicherheit der dortigen Dinge ans Licht gestellt hätte. Der Sturz des Ministeriums Waddington, das, so lange es lebte, der Gegenstand unterwühlender Angriffe war, kam freilich nicht überraschend, aber auf die gänzliche Beseitigung der Männer des linken Centrums war man um so weniger gefaßt, als offenbar der Präsident der Republik, und, wie es scheint, der neue Ministerpräsident selbst, alle Mühe sich gaben, eine Zusammensetzung zu finden, welche die noch vorhandene schwache Brücke zu den conservativen Parteien nicht völlig abriß, und in welcher zugleich die in den Augen des Auslandes vertrauenswürdigsten Elemente erhalten blieben. Jetzt ist jene Brücke gänzlich abgebrochen. Zu dem bekannten Wort von Thiers, daß nur

die conservative Republik in Frankreich möglich sei, steht die jetzige Regierung in herausforderndem Gegensatze. Neue Männer, eine neue Generation, neue Principien sind jetzt am Werke. Die Republik gehört endlich den „eigentlichen" Republikanern und nichts hindert sie mehr, Frankreich nach ihren Wünschen umzugestalten. Was Grevy zuletzt vermocht hat, wider seine eigene Neigung die Zustimmung zu einem so gründlichen Wechsel zu ertheilen, ist bekanntlich der Rath, genauer die Einmischung Gambetta's gewesen. Der Präsident der Abgeordnetenkammer trat einen Augenblick aus der geschickten Zurückhaltung, die er sich auferlegt hat, heraus, um dann sofort, nachdem er in der Verwirrung der Lage das autoritative Wort gesprochen, wieder in seine verantwortungslose Stellung zurückzukehren. Die allgemeine Meinung ist, daß, wenn er gewollt hätte, er im Augenblick die Zügel der Regierung hätte ergreifen können: er begnügt sich, seine Freunde und erprobten Genossen an die Regierung zu bringen. Der Umstand, daß er sich seine Stunde wählt, daß er im Dunkel bleibt und doch in den wichtigen Krisen seine gebieterische Hand hervorstreckt, erhöht ohne Zweifel den Nimbus dieses Mannes, macht ihn zum Gegenstande der Phantasie des Volkes, bereitet für ihn gleichsam eine messianische Stimmung. Man ist schon jetzt darauf gefaßt, daß, wenn Gambetta einmal seine Stunde gekommen glaubt, dann ein Außerordentliches sich begeben werde. Das ist ein Zustand, der vielleicht das Selbstvertrauen und die Schaffensfreudigkeit in der Nation erhöht, aber man wird daraus keine große Zuversicht in eine stetige Entwickelung und Befestigung der Republik schöpfen können. Denn die neue Aera der „eigentlichen" Republik beginnt mit einer Umkehrung der Gewalten. Es mag übertrieben sein, von einem Conflicte der beiden Präsidenten zu reden, aber daß die größere Gewalt nicht im Elysée, sondern im Palais Bourbon wohnt, ist nicht zu verkennen, und wenn man sich erinnert, wie auch die gegenwärtige Kammer wiederholt in unbefangenster Weise in die Befugnisse der ausübenden Gewalt eingegriffen hat, z. B. ein Regierungsprogramm zwar nicht aufgestellt, aber doch aufzustellen Miene gemacht hat, und nicht blos Gesetze ausgearbeitet, sondern auch Instructionen für die Ausführung dieser Gesetze ertheilt hat, so wird man darin alles eher zu erkennen vermögen, als Anzeichen einer musterhaften Function der republikanischen Organe. Derselbe unsichtbare Lenker, der jetzt die Regierung eingesetzt, kann sie auch wieder umstoßen; dieselbe Wühlarbeit, die dem Cabinet Waddington verderblich geworden, kann sich gegen dessen Nachfolger wenden; davon abgesehen, daß, je weiter die Regierung nach links rückt, in demselben Verhältniß größere Ungeduld und Zuversicht der radikalen Elemente sich bemächtigen muß.

Allerdings, jene anarchischen Ein- und Uebergriffe galten dem Cabinet Waddington, das jetzt beseitigt ist. Die Schwäche und zunehmende Autoritäts-

Digitized by Google

losigkeit desselben war eben der Grund, warum man es durch andere Männer ersetzt hat. Das neue Cabinet steht fester der Kammer gegenüber, es rechnet auf eine starke und zuverlässige Mehrheit, in Frankreich selbst ist es, so weit man urtheilen kann, günstig aufgenommen worden, man begrüßt es als Befreiung aus einer zweideutigen, schwankenden Lage, man erwartet von ihm eine kraftvolle Initiative, um die demokratischen Einrichtungen auszubauen. War das bisherige Cabinet ein Compromiß der verschiedenen republikanischen Schattirungen, so war eben durch diese Zusammensetzung seine Actionsfähigkeit gemindert. Die Resultate der seitherigen Verwaltung sind in der That dürftig; wofür freilich nicht blos das Ministerium die Schuld trägt, denn daß z. B. der Kampf wider das klerikale Unterrichtswesen nicht von der Stelle gerückt ist, dafür sind vielmehr die Kammern verantwortlich. Jetzt soll alles, was bisher zögernd und halb angefaßt wurde, in raschem Tempo, ganz und rücksichtslos durchgeführt werden. Ein reiches Arbeitspensum, das sich über alle Zweige der Verwaltung erstreckt, hat das neue Ministerium sich vorgesteckt. Nach den Ankündigungen in der Presse zielen seine Vorsätze zunächst auf die Beseitigung der Amnestiefrage, dann auf die Säuberung der Civil- und Militärbehörden von allen nichtrepublikanischen Elementen; die Fragen des niederen und des höheren Unterrichtes sollen gelöst, die Steuergesetzgebung, das Wahlgesetz abgeändert werden; andere Gesetze sind für die Reorganisirung des Generalstabes, für die Aenderung der Dienstzeit vorgesehen; die begonnene Thätigkeit im Ministerium der öffentlichen Arbeiten soll rastlos fortgesetzt werden, umfassende Pläne für Wege-, Canal- und Eisenbahnbauten, zuletzt für Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes sind im Werke.

Das ist ein stattliches Programm, und man darf nicht bezweifeln, daß es dem Ministerium Freycinet mit seiner Durchführung voller Ernst ist. Daraus folgt zugleich, daß es für Jahre auf die Erhaltung des Friedens rechnet und selbst darauf bedacht sein muß, denn nur im Frieden kann es hoffen, diese durchgreifende Demokratisirung des Landes allmählich durchzuführen. Das Arbeitsprogramm ist von selbst auch ein Friedensprogramm. Insofern kann das Ausland nichts Besseres wünschen, als die französische Demokratie an der Arbeit zu sehen, wie sie ihre vielfältigen Verheißungen zur Wirklichkeit macht. Nicht daran in der That knüpfen sich Besorgnisse des Auslandes, daß das Programm des Cabinetes Freycinet zur Ausführung gelange, sie erwachen umgekehrt vielmehr bei dem Gedanken, daß der Ausführung desselben möglicherweise erhebliche Hindernisse in den Weg sich stellen. Und hier liegt der Knoten der gegenwärtigen Lage. Die Republikaner behaupten heute das Feld, aber es ist völlig undenkbar, daß die Demokratisirung der Staatseinrichtungen vor sich gehe, ohne daß gleichzeitig der Widerstand der conservativen Interessen sich sammelt und an dem Vorgehen der Repu-

blikaner erstarkt, und es ist ebenso undenkbar, daß jene Umgestaltung so rasch vor sich gehe, um nicht die Ungeduld der nachdrängenden radikalen Elemente zu reizen, die das Werk der stetigen Ausführung stören und unterbrechen wird. Inmitten dieser voraussichtlichen Hemmnisse und Störungen wird nur Eine Reform ihren vom Parteiwesen unabhängigen Fortgang nehmen und unangefochten zum Ziele gelangen: die militärische Ausrüstung des Landes. Und in dieser Hinsicht ist es allerdings nicht gleichgültig, daß in der Leitung der Geschicke Frankreichs das Cabinet Waddington vom Cabinet Freycinet abgelöst worden ist. Es mag ein Zufall sein, daß der neue Ministerpräsident, selbst die rechte Hand Gambetta's zur Zeit der guerre à outrance, zur Durchführung seines Programmes sich mit Männern verbunden hat, die gleichfalls in jenem Verzweiflungskampfe ihre politischen und militärischen Sporen verdient und dem Friedensschlusse des erschöpften Landes ihre Zustimmung verweigert haben. Aber so viel ist gewiß, daß das gegenwärtige Ministerium in Haupt und Gliedern zugleich ganz dazu angethan ist, die Dinge genau bis zu der Stunde hin vorzubereiten, welche der Einbildungskraft des Volkes noch immer als das höchste Ziel vorschwebt, und die ohne Zweifel dieselbe ist, in welcher Gambetta gegen die persönliche Uebernahme der Gewalt nicht länger sich sträuben würde. g.

Aus Berlin. Hoffestlichkeiten. Vorlesungen. Die Fischereiausstellung. — Nun ist auch die ehemals durch ihre Straßenprügeleien zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Berliner Sylvesternacht mit ihren Maskenbällen und Scherzen, sowie der Neujahrstag vorüber, und die Residenz bereitet sich auf die Ereignisse des Jahres 1880 vor, über dessen Schwelle wir getreten sind, und das in der Politik wie im socialen Leben, wenn man nach der Hinterlassenschaft des vergangenen Jahres urtheilen darf, genug der Probleme in seinem Schooße birgt. Im Allgemeinen — das ist das charakteristische Kennzeichen der Gegenwart geblieben — verhält sich das große Publikum noch immer zu den gewaltigen politischen Aufgaben und Entwickelungen, die wir durchzumachen haben, außerordentlich apathisch. Weder die liberale noch die conservative Partei — trotzdem der letzteren der allgemeine Zug der Zeit viel mehr entgegenkommt — können sich in ihrem Thun und Lassen einer besonders anregenden, bis in die Massen dringenden Theilnahme rühmen, und den regierenden Staatsmännern geht es nicht besser.

In Berlin interessirt die Gesellschaft viel mehr die Haussebewegung der Börse und die bevorstehende Carnevalszeit mit ihren Festlichkeiten, als die Arbeitsfülle des Landtages, der österreichisch-deutsche Handelsvertrag, das spanische Attentat und der französische Ministerwechsel. Zur Carnevalssaison, welche, diesmal nur von kurzer Dauer, schon Anfang Februar zu Ende sein

Digitized

wird, rüstet man sich aller Orten, und wenn, entsprechend dem Klima und den überwiegend protestantischen Sitten der nordischen Hauptstadt, die Lustbarkeiten auf der Straße, überhaupt das eigentlich carnevalistische Treiben der Maskenvergnügungen in Berlin auch weit zurücksteht hinter anderen Hauptstädten, so beeifert sich doch der wohlhabende Mittelstand und die eigentliche Crème der „Gesellschaft" um so mehr, durch Feste in engeren Kreisen an Glanz und Luxus den anderen Großstädten gleichzukommen. Bei Hofe unterzieht sich das greise kaiserliche Paar auch in diesem Jahre allen den Anstrengungen, welche dergleichen Festlichkeiten trotz aller Vorsicht im Gefolge zu haben pflegen. Außer dem Ordensfeste, das wie alljährlich gefeiert werden wird, und den ebenfalls stets wiederkehrenden drei großen Ballfesten im königlichen Schlosse, wird es an kleineren Abendunterhaltungen im Palais des Kaisers unter den Linden nicht fehlen, bei denen der Monarch die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens den Eingeladenen gegenüber zu entfalten pflegt. Am 17. dieses Monates findet ferner Investitur und Capitel des hohen Ordens vom Schwarzen Adler im Schlosse statt, wozu zum erstenmale die zwischen der „Bildergallerie" und „rothen Sammetkammer" gelegene Kapelle als Ordenskapelle benutzt werden soll. Es werden an diesem Tage der Prinz Heinrich von Hessen, der Herzog Paul von Mecklenburg, der Erbprinz von Hohenzollern, der Obersthofmarschall Fürst Salm-Reifferscheidt-Dyk, der Oberceremonienmeister Graf Stillfried, die commandirenden Generale von Barnekow und Hann von Weyhern, endlich der Kriegsminister von Kamecke die Investitur erhalten. Im Ganzen umfaßt die Zahl sämmtlicher seit der Gründung dieses höchsten preußischen Ordens erfolgten Verleihungen bis jetzt 934 Ritter. Für einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten eine den Orden wie die Ritter ehrende geringe Anzahl. Sonstige Festlichkeiten allerersten Ranges finden in dieser Saison, so weit bis jetzt angemeldet, nur bei dem Vertreter des Fürsten Reichskanzlers, dem Grafen Stolberg-Wernigerode, dem Botschafter Englands und demjenigen Italiens statt. Der Erstgenannte, dessen altes Palais in der Wilhelmsstraße seit einem Jahre neu aus- und umgebaut die glänzendsten Festräume umfaßt, ist dem Fürsten Bismarck darin unähnlich, daß er die Repräsentation im großen Stile offenbar sehr liebt und sein Haus zum Mittelpunkte seiner Geselligkeit der vornehmsten Welt zu machen sich bestrebt. Uebrigens verabsäumt er daneben nicht, dem Beispiele des Kanzlers folgend, auch in heiteren zwanglosen Abenden Politiker, Abgeordnete, Pairs, Gelehrte und Künstler um sich zu versammeln. Er hat seit dieser Session sogenannte parlamentarische Soireen eingeführt, welche den Mitgliedern beider Häuser des Landtages das bieten, was der Fürst Kanzler für die Reichsboten schon seit dem Bestehen des deutschen Parlamentes an den politisch berühmt gewordenen

„parlamentarischen Abenden" in seinem Hause eingerichtet hat. Der österreichisch-ungarische Botschafter wird am 7. und 8. Januar die hoffähige Gesellschaft empfangen, seine Salons zu größeren Festlichkeiten jedoch erst dann eröffnen, wenn die Ausschmückung der Gesellschaftsräume vollendet ist. Bekanntlich ist der Nachfolger des Grafen Karolyi noch verhältnißmäßig neu unter den Vertretern der großen Mächte in Berlin. Der allgemein beliebte, so tactvolle als liebenswürdige Graf St. Vallier, bisheriger Botschafter Frankreichs, wird nun, da er seinen Abschied eingereicht und erhalten hat, leider nicht im Stande sein, das reizend im Pariser Stile restaurirte, mit einer stattlichen Facade versehene Palais am Pariser Platze durch einen festlichen Empfangsabend einzuweihen und dem Kaiser, der sich für den Umbau des alten Hauses von jeher interessirt hatte, die eleganten Salons zu zeigen. Es wird das dem Nachfolger des Grafen, von dem man hier noch keine Ahnung hat, der aber gleichwohl bei der Wichtigkeit des Postens alsbald ernannt werden dürfte, überlassen bleiben. Aehnlich steht es mit der russischen Botschaft. Der in Hofkreisen mehr als beim Fürsten Bismarck beliebte Herr von Oubril wird den Winter über nicht mehr in Berlin bleiben, der schon bekannte Nachfolger Herr von Saburow ist hier noch eine unbekannte Größe, wenigstens in der Gesellschaft, wenn auch die Diplomaten von Fach diesen Politiker allgemein als eine hervorragende Capacität anerkennen. Die nicht direct mit dem Hofe in Verbindung stehende Gesellschaft Berlins wird sich in den gewohnten Vergnügungen ergehen, die übrigens zum Theil schon am Sylvesterabend durch Maskenbälle in den großen Etablissements eröffnet worden sind. Ob ein eigentlicher Carnevalsaufzug in diesem Jahre in den Straßen der Stadt zu Stande kommt, ist noch zweifelhaft, obwohl sich die nach dem Muster rheinischer Städte hier schon seit längerer Zeit begründeten carnevalistischen Gesellschaften alljährlich alle Mühe geben, das Gesicht der Hauptstadt an den Fastnachtstagen mit dem in katholischen Landstrichen eingebürgerten und unentbehrlich gewordenen carnevalistischen Schmuck zu zieren, der aber in dem skeptisch-nüchternen Berliner Volke nicht recht heimisch werden will. Die Gesellschaft als ungetrenntes Ganzes, vom Hofe bis in die einfachen gebildeten Mittelkreise herab, giebt sich ihr Stelldichein bei den großen Subscriptionsbällen des Opernhauses, die je nach dem Stande der Börse und des allgemeinen materiellen Wohlbehagens mehr oder weniger zahlreich besucht werden und glänzend ausfallen. In der schlimmsten Zeit des Kraches kam nur eine solche Ballvereinigung zu Stande, die zweite war projectirt und angesetzt, mußte aber aus Mangel an Theilnehmern unterbleiben. Das ist in diesem Jahre kaum zu befürchten.

Im „landwirthschaftlichen Museum", dessen stattlicher Bau in der Invalidenstraße neben der Bergakademie seiner Vollendung auch im Innern

Digitized by Google

ganz nahe ist, soll im Frühjahre die erste große internationale Fischereiausstellung veranstaltet werden. Die Räume des Museums sowohl, wie die freie gartenartige Umgebung desselben eignen sich für die Entfaltung dieser hochinteressanten Ausstellung, für welche sich alle Kreise immer lebhafter zu interessiren beginnen, außerordentlich gut. Umfangreiche Annexbauten werden aufgeführt, und das Gesammtterrain der Exposition, das die bequemsten und trefflichsten Verbindungen mit allen Theilen der Stadt besitzt, dürfte sich ebenso stattlich ausnehmen als das der Berliner Gewerbeausstellung des verflossenen Jahres.

Die Architekten der Ausstellung sind die bekannten Künstler Kyllmann und Heyden. Vom Vestibul gelangt der Besucher sofort in eine große glasbedeckte Halle, 44 Meter lang und 20 Meter breit, die durch zwei Geschosse des Gebäudes hindurchgeht. In der Mitte erhebt sich ein großer Springbrunnen, dessen Becken eine symbolische Gruppe ziert. Fische möglichst aller Zonen werden in schönen Exemplaren das Bassin bevölkern. Arkaden umgeben die reich mit Fahnen und blühenden Gewächsen geschmückte Halle, von der aus man nach allen Seiten in die sie umgebenden Säle und Gemächer tritt. Die Anmeldungen zur Ausstellung, an der sich sämmtliche Erdtheile und fast alle Nationen und Völker der Erde betheiligen, dauern noch immer fort. Jedenfalls darf jetzt schon dreist behauptet werden, daß eine auch nur ähnlich vollkommene und nach wissenschaftlichen wie praktischen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung alles dessen, was auf die Fischerei irgend Bezug hat, bis jetzt nie dagewesen ist. Ob auch der Fremdenbesuch so großartig und reich sein wird, wie es der internationalen Betheiligung entsprechen würde, muß man abwarten. Jedenfalls sind alle Vorbereitungen zur Ausstellung von bester Hand geleitet, und Berlin darf hoffen, daß es mit diesem Unternehmen Ehre einlegen wird, welches übrigens nicht von der Stadt als solcher, sondern von den thätigen und verdienten Mitgliedern des allgemeinen deutschen Fischereivereines ausgeht. —y.

Literatur.

H. Kruse, Der Verbannte. Leipzig 1879. — Nur der außergewöhnlichen und schon vielgeübten Gestaltungskraft eines Dramatikers wie Kruse mochte es gelingen, uns den mehrfach jähen Schicksalswechsel seines Helden, des dänischen Reichshofmeisters Corfitz Ulfeld, in einem fünfactigen Trauerspiele und je so wohlmotivirt zu erzählen, daß man die Schwierigkeiten, welche dem Dichter diesmal die Raum- und Zeitfrage bereiten mußte, als glücklich überwundene kaum noch bemerkt. Das Stück ist ein würdiges Pendant zu seinem mit so großem Beifalle aufgenommenen Wullenwever, auf dessen 3. Auflage hiermit von Neuem hingewiesen sein mag. Eine ähnliche, und doch andere Gruppirung der Stände gegen denjenigen, der in seinem bedeutendsten Vertreter zu Gunsten des Königthums unterliegt. Man kann zweifelhaft sein, ob es dem Dichter mehr um Darstellung dieser allgemeinen Idee, oder des tragischen Schicksales seines Helden

zu thun war. Dies aber nur darum, weil es ihm gelungen ist, das Besondere, und darunter Besonderstes, wie die unselige zwitterhafte Stellung halbbürtiger Fürstenkinder — und das Allgemeine zu einem untrennbaren Ganzen zu verweben. Dasselbe gilt von der psychologisch feinen Behandlung der Schuldfrage, die wir insofern eine klassische Leistung nennen möchten, als dem Leser das Maß der Schuld selbst zu bestimmen überlassen bleibt. Das Volk zeiht ihn pure des Verrathes. Natürlich; denn — man wird unwillkürlich an neueste Erfahrungen erinnert —

„Stets, wenn es schief geht, muß ja ein Verräther
Gefunden werden als der Sündenbock."

Aber es ist fraglich, ob in dieses Volkes Stimme Gottes Stimme zu achten sei. Jedenfalls bleiben die besonnenen, in der Weise des griechischen Chores geltend gemachten Einwendungen des „dritten Bürgers" ebenso beherzigenswerth wie unwiderlegt; und wenn sich der Held nicht selbst schuldig spräche:

„Doch Stolz und Ehrgeiz ließen mich gewaltsam
Und übermüthig handeln" —

so könnten auch andere, als sein tapferer Sohn, für ihn einzutreten versuchen:

„Die Hand des Herrn? Nein, böser Menschen Hand!"

Auch noch an einer andern Stelle wird überaus wirkungsvoll dieser höchsten, von jedem Menschengerichte unabhängigen Instanz, die wir das Gewissen nennen, gedacht. Aber der Leser, da wir uns hier auf eine kurze Anzeige beschränken müssen, mag selbst sehen, wo.

Das Vorspiel, zum Verständniß des Stückes unerläßlich, könnte vielleicht im Detail des zwar launig erzählten, aber nicht gerade erquicklichen Ehestreites des redseligen Königs Christian ein paar Kürzungen vertragen; um so mehr, als sich der Dichter sonst überall seiner bekannten prägnanten Kürze beflissen hat.

D.

Goethe-Forschungen. Von W. von Biedermann. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt. 1879. — Das Buch ist eine Sammlung verschiedener älterer und neuerer Arbeiten des auf dem Gebiete der Goethe-Literatur rühmlich bekannten Verfassers. In äußerst glänzender Ausstattung bietet es mehrere Gruppen von Aufsätzen und in denselben eine Menge bisher ungedruckter Briefe Goethe's, sowie außerdem ein ebenfalls noch ungedrucktes Gedicht desselben (an Charlotte von Schiller) und ein anderes (an Christine von Ligne), das in den wenigen Exemplaren eines Privatdruckes bisher nur zur Kenntniß „der stillen Gemeinde" gekommen war. Die Aufsätze, welche das Buch enthält, beziehen sich auf Quellen und Anlässe Goethe'scher Dramen, dramatische Entwürfe Goethe's, seinen Verkehr mit Zeitgenossen; Vermischtes zur Goethe-Forschung und Berichtigungen und Nachträge zu früheren Publicationen des Verfassers (zu den Briefen an Eichstädt, zu „Goethe und Dresden" und „Goethe und das sächsische Erzgebirge") sind beigegeben: ein reicher Inhalt, von entschiedenem Werthe für die Goethe-Philologie. Aber natürlich nicht alles von gleicher Bedeutung. So wird man beispielsweise die in dem Capitel Goethe mit Zeitgenossen enthaltenen Artikel 2—5 größtentheils nur dankbar aufnehmen, dagegen den ersten dieser Gruppe „Goethe und Nicolai", der gar nichts neues bringt, für ziemlich unwichtig halten dürfen. Ebenso ist bei Besprechung der „Quellen und Anlässe Goethe'scher Dichtungen" vieles wohl nur der Absicht des Herrn Verfassers, seine früheren Aufsätze gesammelt zu sehen, zu verdanken: wenigstens dürfte es zum Beispiel schwer sein, für den Aufsatz über Iphigenie eine andere Ursache des Abdruckes zu finden. Der Verfasser giebt hier dem schon oft gehörten Gedanken, daß bei der Schöpfung der

Persönlichkeit Iphigeniens Charlotte von Stein dem Dichter vorgeschwebt habe, neuerdings Ausdruck und sucht denselben durch den Nachweis der Uebereinstimmung einzelner Stellen der Dichtung mit einzelnen Stellen der Briefe an Frau von Stein zu begründen. So heißt es zum Beispiel Seite 49: Wenn Orest sagt: „Zwischen uns sei Wahrheit!“ so klingt dies an die Worte des Briefes vom 7. Juni 1780 an: „Wenn Sie nicht bald wiederkommen, muß ich eine andere Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden.“ .... Und wie Orestes gegen Iphigenie sich ausspricht: „Wider meinen Willen zwingt mich Dein holder Mund, allein er darf auch etwas Schmerzliches fordern und erhält's“, so ähnlich Goethe gegen Frau von Stein: „Von Ihren Händen nehm' ich auch was schädlich ist.“ Goethe hatte dagegen sich selbst, sowohl im Orestes wie im Thoas vor Augen. Auf letzteren übertrug er das Ungeschmeidige, das er sich zuschrieb, und wie er nicht blos in dem Gedichte Lili's Park, sondern auch in dem Briefe an Frau von Stein (1, 173) sich einen „Bären“ nennt, so läßt er Thoas selbst als einen „eingeborenen Wilden“ und den „rohen Scythen, den Barbaren“ sich bezeichnen. Darf man wirklich in der Herleitung einzelner Wendungen so weit gehen? Wir glauben schwerlich, und wir sind der Meinung, daß es gegenüber einer heute übermäßig herrschenden Neigung, die großen Dichter fortwährend zu Wiederholern und Abschreibern ihrer selbst und der sie beeinflussenden Umgebung zu machen, an der Zeit sein dürfte, an die Grenzen dieses Gebietes und daran zu erinnern, daß das königliche Gewand des Dichters doch nicht ein von überall her zusammengeflickter Bettlermantel ist. Auch über anderes darf man sich in diesem Buche, bei aller Anerkennung seiner Vorzüge, wundern. Sind die Nummern 43 des Jahrganges 1878 und 8 des Jahrganges 1879 der vorliegenden Zeitschrift Herrn von Biedermann nie zu Gesichte gekommen? Wir müssen es fast vermuthen. Denn wären sonst wohl die in den genannten Nummern dieser Blätter gemachten Mittheilungen aus den Briefen J. G. Schlossers und J. G. Zimmermanns an Lavater, aus denen nun doch wohl mit großer Sicherheit Goethe als der Verfasser der Recension von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit“ ermittelt ist, so tatal ignorirt worden, wie es auf Seite 337 bis 341 des hier in Rede stehenden Buches geschehen ist? Ueberhaupt sind die Bemerkungen über Goethe's Antheil an den Recensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen reich an Behauptungen, die man mit starken Fragezeichen zu versehen alle Ursache hat. Aus welchen Gründen glaubt der Verfasser, die Recension der Moralischen Erzählungen und Idyllen von Diderot und Geßner sei von Goethe, wenn er die der „Aussichten in die Ewigkeit“ Goethe glaubt absprechen zu müssen? Für das letztere werden nur unzureichende, für das erstere gar keine Gründe angegeben. Und können wir uns in einer kritischen Studie über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen mit Bemerkungen zufrieden geben, wie die: „Mag allenfalls, weil einmal in die Werke Goethe's gekommen, darin bleiben“ (Seite 355) und dergleichen mehr? Doch es ist hier nicht der Ort, auf die meist äußerst verwickelten Einzelfragen der Goethe-Philologie einzutreten und so sei zum Schlusse nur noch einmal hervorgehoben, daß neben vielem Anfechtbaren und weniger Bedeutenden doch auch sehr vieles Interessante und höchst Dankenswerthe nicht fehlt; wir rechnen dazu, außer dem schon Anfangs dieser Zeilen Hervorgehobenen, den Aufsatz über Elpenor und seine chinesische Quelle, den über „das Trauerspiel in der Christenheit“ und Anderes. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 8. Januar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Wolf Graf Baudissin.

II.

Der Antheil Baudissins an der Schlegel'schen Uebersetzung Shakespeare's ist selten nach Verdienst gewürdigt worden. Es sei erlaubt, hier kurz das Sachverhältniß zu erzählen.

Schlegel hatte von 1797—1801 sechszehn Dramen Shakespeare's übertragen, denen erst 1810 Richard III. folgte, mit diesem alle aus der englischen Geschichte, nur „Heinrich VIII." ausgenommen; ferner: „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Julius Cäsar", „Was ihr wollt", „Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", und „Wie es euch gefällt". Da Schlegel sich der Fortsetzung des Unternehmens versagte, mußte der Verlagshandlung Tieck als der geeignete Vollender erscheinen, denn Schlegel selbst hatte, während er übersetzte, sehr viel auf Tieck's Rath gegeben, und dieser unmittelbar nach Schlegels Uebersetzung durch sein „Altenglisches Theater" die eigene Kenntniß und Uebertragungskunst bewährt. Als aber Tieck im Jahr 1824 die Fortsetzung des Schlegel'schen Shakespeare übernahm, war er nicht mehr in der Lage, die Arbeit auszuführen. Es fehlte ihm damals nicht sowohl an Zeit, als an dem beharrlichen Fleiß. Er selbst hat auch kein einziges Stück übersetzt, und seine Tochter Dorothee, ein Mädchen von starkem Willen, vortrefflichem Charakter und ungewöhnlicher Begabung, bereitete sich erst lernend vor, um dem Vater bei Erfüllung der übernommenen Aufgabe zu helfen. So kam es, daß von 1825 bis 1826 zwar Band 1, 2 und 4 der neuen Ausgabe erschienen, welche nur von Schlegel übersetzte Stücke — durch Tieck hier und da corrigirt — enthielten, daß aber seitdem der Druck vier Jahre ruhte, weil Meister Tieck kein Manuscript lieferte. Da war diesem hochwillkommen, daß er in dem Hausfreunde Baudissin einen Uebersetzer von ungewöhnlichem Talent erhielt, welcher seine Kunst bereits an Heinrich VIII. versucht hatte. Im Sommer 1829 faßte Baudissin den Entschluß, die große Arbeit auf sich zu nehmen. Im November begann er. Zunächst wurde die Jugendarbeit Heinrich VIII. revidirt und

Digitized by Google

dadurch die Möglichkeit gewonnen, 1830 den 3. Band herauszugeben, der außer den letzten Stücken von Schlegel noch Heinrich VIII. enthielt. Von da begann eine Thätigkeit Baudissins, welche sowohl nach ihrer Energie als nach ihrer Bedeutung eine große Leistung genannt werden muß. In weniger als drei Jahren beendete er die Uebersetzung von zwölf Stücken, z. B. in einem Jahr 1831 die Comödie der Irrungen, Troilus, die lustigen Weiber, Othello und Lear. Neben ihm war Dorothee Tieck thätig. Für beide Uebersetzer wurden diese Jahre, in denen die letzten fünf Bände der Ausgabe erschienen, zugleich die Zeit einer inneren Erhebung, und ihre gemeinsame Thätigkeit die Grundlage einer achtungsvollen Freundschaft.

Wenn aber Tieck in seiner behenden Weise am Schluß der Gesammtausgabe sich selbst unter verbindlichen Worten für seine Mitarbeiter als den eigentlichen Redacteur und Vollender ihrer Uebersetzungen darstellt, so ist, wenn man der Wahrheit gerecht werden will, auch dieser Antheil ihm nicht zuzuschreiben. In den hinterlassenen Manuscripten Baudissins, nach welchen die Abschriften für den Druck gewonnen wurden, sind sämmtliche Correcturen von Baudissins Hand. Aus den Tagebüchern desselben ist ersichtlich, daß er eine Uebersetzung erst beendete und dann in den berühmten Lesestunden bei Tieck selbst vorlas oder vorlesen ließ. Dann machte Tieck zu einzelnen Versen seine Bemerkungen, die dem Uebersetzer, namentlich wo sie den Sinn dunkler Stellen zu deuten suchten, nicht immer als Besserungen erschienen.

Nun versteht sich von selbst, daß das Interesse, welches der geistvolle Dichter an den Uebertragungen nahm, dem Ausdruck bei Einzelheiten zu gute kam; aber dieser Antheil Tieck's ging nicht über den Einfluß hinaus, den jeder sachkundige literarische Freund als Vertrauter einer solchen Arbeit ausübt. Um seine eigene Thätigkeit zu erweisen, beschloß Tieck, die Stücke mit den bekannten Anmerkungen zu versehen, und Baudissin trieb ihn zu der Ausführung. Doch gerade diese Anmerkungen sind ein Zeugniß, wie flüchtig, im Ganzen betrachtet, Tieck das Unternehmen behandelt hat. Auch als 1839 eine neue Ausgabe der Shakespeare-Uebersetzung nöthig wurde, vor welcher Schlegel — nebenbei bemerkt — gegen alle Aenderungen, welche Tieck in den Schlegel'schen Stücken vorgenommen, protestirte und Wiederherstellung seines ursprünglichen Textes forderte, machte sich die Sache so, daß zwar Tieck der Revision täglich eine Stunde zu widmen beschloß, in welcher er mit Baudissin die Texte durchgehen wollte, daß aber dieser erst zu Hause sorgfältig vorarbeitete und die Vorschläge machte; und Baudissin durfte sich sagen, daß ohne ihn Tieck zu einer Theilnahme an der Revision überhaupt nicht gekommen wäre.

Baudissin übersetzte außer „Heinrich VIII." noch zwölf Stücke: „Der

Digitized by Google

Widerspenstigen Zähmung", „Viel Lärm um Nichts", „Comödie der Irrungen", „Liebes Leid und Lust", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Titus Andronicus", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß", „König Lear", „Troilus und Cressida", „Ende gut, Alles gut", „Othello". Ob er an den sechs Stücken Dorothea's: „Die beiden Veroneser", „Coriolanus", „Das Wintermärchen", „Timon", „Cymbeline" und „Macbeth" betheiligt war, wird nicht mehr festzustellen sein. Die Manuscripte Dorothea's allein könnten dies ausweisen. In Baudissins Handschriften, die der königlichen Bibliothek zu Dresden geschenkt sind, findet sich eine Seite, wo Varianten von Dorothee stehen, und eine ganze Seite, wo die Verse abwechselnd mit D. und ich bezeichnet sind, so, als hätten sich die beiden Uebersetzer den Scherz gemacht, abzuwechseln. Aehnliches Zusammenarbeiten mag auch in Dorothea's Uebersetzungen stattgefunden haben. Besonders zweifelhaft ist die Sache bei „Cymbeline" und „Macbeth", welche Dorothee nach der Erklärung des Vaters nur „vollendet" hat. Sicher ist aber, daß sie als Uebersetzerin sich mehr auf ihren Mitarbeiter, als auf den Vater stützte. Ihre Begabung und ihr Fleiß waren sehr groß, mit ihrer Sprache, zumal mit dem Klang ihrer Verse war Baudissin oft nicht einverstanden.

Doch die Gerechtigkeit verlangt, Baudissins Antheil an dem Uebersetzungswerke nicht nur dem Umfange nach zu vertreten, auch die Bedeutung seiner Arbeit gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen. Es hat neueren Uebersetzern zuweilen beliebt, die Uebertragung Schlegels, dessen weiter literarischer Ruf Respect einflößte, zwar als unübertrefflich zu rühmen, an der Baudissins aber zu mäkeln. In Wahrheit waren beide, wie jede Uebersetzung, an einzelnen Stellen der Verbesserung bedürftig, weil die Uebersetzer den Sinn nicht richtig wiedergegeben hatten, oder weil ihnen nicht immer gelang, der eigenthümlichen, von Schwulst nicht freien, Rhetorik Shakespeare's einen leicht verständlichen Ausdruck zu geben.

Beide Uebersetzer arbeiteten ohne den reichen literarischen Apparat, welcher jetzt den Kritikern zu Gute kommt, beide übersetzten nicht immer nach dem relativ besten Texte der alten Drucke, und beide vollendeten ihren Theil der Uebersetzung in der angestrengten Thätigkeit weniger Jahre. Denn auch sechszehn Stücke Schlegels erschienen im Laufe von vier Jahren, und wurden höchst wahrscheinlich in derselben Frist geschrieben. Baudissin aber war in ungünstigerer Lage, er schuf unter dem Zwange einer unerfüllten Verpflichtung, die seinen Freund Tieck bedrängte, seine Uebersetzungen wanderten, sowie sie beendigt waren, in die Druckerei; da ist selbstverständlich, daß sie an Vollendung nicht ganz gleich sind, und daß sich manche leicht zu bessernde Versehen auffinden ließen, an denen es übrigens bei Schlegel auch nicht fehlte. Aber wenn in den tragischen Scenen bei Schlegel und in einem Theile der

Google

humoristischen eine stärkere Sprachgewalt und Energie des Ausdruckes zu rühmen ist, so hat auch Baudissin, der gerade mehrere der sprachlich schwierigsten Stücke übertrug, in Wiedergabe der launigen sowohl als der epigrammatisch zugespitzten Stellen eine Virtuosität bewiesen, die bewundernswerth ist und den Vergleich mit Schlegel wahrlich nicht zu scheuen hat. Es sei nur an „Viel Lärm um Nichts", „Antonius und Kleopatra", und nicht zuletzt an „Liebes Leid und Lust" erinnert, sämmtlich als Uebersetzungen Kunstwerke von seltener Tüchtigkeit. Und was seinen tragischen Stil betrifft, so hätte der Uebersetzer des „Lear" und „Othello" schon um dieser Stücke willen vollen Anspruch, unter den besten deutschen Bearbeitern fremder Poesie genannt zu werden. Es ist den Späteren leicht geworden, an seiner guten Arbeit zu feilen und zu ciseliren.

Er selbst wuchs während der Arbeit. In Heinrich VIII. war der Stil noch schwerflüssig, und der Uebersetzer ängstlich bemüht, die alterthümliche Farbe wieder zu geben. Allmählich gelangte er zur vollen Herrschaft über die Sprache; ihm kam dabei, neueren Uebersetzern gegenüber, zu Gute, daß durch das fleißige Vorlesen und Anhören dramatischer Dichtungen sein Gefühl für Verständniß und Tonfall gesprochener Verse zu großer Feinheit ausgebildet war.

Hochsinnig überließ Baudissin dem befreundeten Tieck die Ehre, daß dieser der Uebersetzung seinen Namen gab und ebenso überließ er demselben die buchhändlerischen Resultate der Arbeit. Das Honorar hatte er für die Töchter Tieck's bestimmt. Daß der liebenswürdige, in buchhändlerischen Dingen aber nicht gerade bedenkliche Tieck sich gefallen ließ, die umfangreiche, jahrelange Thätigkeit eines Andern in solcher Weise für den eigenen Ruhm und Vortheil zu verwerthen, war freilich auch charakteristisch.

Aber Tieck muthete dem Freunde noch mehr zu. Ihn hatten besonders die Anfänge Shakespeare's beschäftigt, die Stücke, bei denen Shakespeare's Autorschaft unsicher erschien. Er hielt wenigstens zehn dieser Dramen: den älteren König Johann, den Flurschütz von Wakefield, den — unzweifelhaft echten — Perikles, Lokrine, den lustigen Teufel von Edmonton und den älteren König Lear, außerdem Eduard III., Thomas Cromwell, Oldcastle, und sogar den Londoner Verschwender, für Shakespeare'sche Dramen. Die ersten sechs hatte er früher in seinem Altenglischen Theater in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

Wahrscheinlich hat er mit seiner Ansicht bei mehreren Stücken gegenüber den englischen und späteren deutschen Kritikern Recht. Bei anderen, wo selbst eine unsichere äußere Beglaubigung fehlt, wird das Sachverhältniß immer unklar bleiben, weil wir die äußeren Bedingungen, unter deren Zwange Shakespeare schuf, nicht mit der nöthigen Genauigkeit abzuschätzen vermögen.

Digitized by Google

Wir wissen zwar, daß das geistige Eigenthumsrecht bei Dramen damals nicht ganz so aufgefaßt wurde wie jetzt, aber wir verstehen vor dem einzelnen Falle nicht, wie weit der Dichter es doch hätte respectiren müssen. Wir wissen nicht, wie weit er als Ueberarbeiter durch Aenderungen und Zusätze bei Stücken Anderer thätig war; auch nicht wie weit er dem Tagesbedarf des „Globus" oder einer anderen Gesellschaft durch flüchtig gearbeitete, volksthümliche Arbeiten entgegen kam; endlich vermögen wir nicht zu unterscheiden, was seine eigene Jugendarbeit oder das Werk eines getreuen Nachahmers ist, der unter dem Einfluß des Shakespeare'schen Stils arbeitete.

Tieck veranlaßte nun den Grafen Baudissin, die vier letzten der genannten altenglischen Dramen zu übersetzen, und da er davon absehen mußte, dieselben der Shakespeare-Ausgabe einzuverleiben, so ließ er sie unter dem Titel: „Vier Schauspiele von Shakespeare, übersetzt von Ludwig Tieck" (Stuttgart, Cotta. 1836) erscheinen. Bei diesem Werke gönnte er dem Publikum nicht einmal eine Andeutung, daß die ganze Arbeit von einem Andern herrührte.*)

Die vollendete Uebersetzung Shakespeare's wurde Gemeingut der deutschen Nation, eines von den großen Werken, durch welche Bildung und Geschmack des ganzen jüngeren Geschlechts gezogen worden sind, und Baudissin erlebte in späteren Jahren oft, daß ihm in der Unterhaltung Stellen der Uebersetzung mit Lob und Kritik entgegen gehalten wurden, seine eigenen Uebertragungen, welche unter fremdem Namen liefen, dann sah er schweigend mit heiterem Lächeln vor sich nieder.

Wenn aber Tieck bei seiner Aneignung fremder Thätigkeit immer die Entschuldigung für sich hatte, daß sein Freund davon wußte, so kommt späteren Herausgebern dieser Umstand nicht zu Gute. Als die Verlagshandlung im Jahre 1867 eine neue revidirte Ausgabe des deutschen Shakespeare erscheinen ließ, übertrug sie dieselbe der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Allerdings war eine gründliche Revision sehr wünschenswerth geworden. Durch die Thätigkeit der englischen und deutschen Kritiker war eine große Anzahl dunkler Stellen erklärt, für einzelne Stücke auch bessere Grundlage gefunden worden, die gesammte Kritik des Shakespeare'schen Textes hatte eine umfangreiche Literatur gewonnen. Auch war es in der Ordnung,

---

*) Die Autorschaft Baudissins, welche überhaupt in literarischen Kreisen nicht Geheimniß blieb, ist durch diesen selbst bezeugt in dem Artikel Baudissin der neueren Ausgaben des Brockhaus'schen Conversationslexicons, für welches er auf Ersuchen der Verlagshandlung die literarischen Notizen eingesandt hat. Die erwähnte Ausgabe der vier Stücke führte übrigens auf dem äußeren Deckblatte einen anderen Titel: „Vier historische Schauspiele Shakespeare's, herausgegeben von Ludwig Tieck", auf dem Rücken gar die Bezeichnung: „Tieck's Shakespeare" mit der Jahrzahl 1834.

Digitized by Google

daß jüngere Kräfte diese Revision übernahmen. Da aber geschah es, daß in der literarischen Einleitung, welche Professor Ulrici der neuen Ausgabe vorsetzte, Baudissin als Uebersetzer gar nicht mehr genannt und nur gesagt wurde, daß Tieck die Uebersetzung „im Verein mit jüngeren Kräften" vollendet habe. Ja, bei Dramen der Baudissin'schen Uebersetzung hatten jüngere Revisoren die Unbefangenheit, sich den Stücken als Uebersetzer vorzuschreiben, auch wo sie wenig mehr gethan hatten, als an dem Baudissin'schen Texte zu ändern. Und ihre Aenderungen sind nicht immer Verbesserungen, sie sind oft schulmeisterlich pedantisch und wieder schonungslos modern. Möge es den Herren zur Befriedigung gereichen, wenn sie erfahren, daß Baudissin die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie sich auf seinen Stuhl gesetzt hatten, schweigend ertrug, und beim Vorlesen der unter ihrem Namen herausgegebenen Uebersetzung zwar über das, was sie an seinem Texte ins Schlechtere geändert hatten, das Haupt schüttelte, aber jede wesentliche Besserung, die ihnen gelungen war, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß diese Arbeit Ehre und Stolz seines Lebens war.

Wie kam es aber doch, daß Baudissin die souveräne Weise, in welcher Tieck über seine Arbeit verfügte, willfährig geschehen ließ, ja, daß er sich befriedigt fühlte durch die artige Erwähnung seiner Thätigkeit in den Anmerkungen des Freundes? Ist solche Selbstlosigkeit nicht zu groß? zumal sie einen Andern verleitete, sich mit falschem Scheine zu umgeben. Und welche Veranlassung haben wir, das Sachverhältniß in unseren Literaturwerken anders darzustellen, als mit Baudissins Wissen in jenen Jahren geschah? Auf solche Fragen giebt es eine zureichende Antwort. Baudissin hatte bis dahin, wahrlich ohne seine Schuld, fast immer als Genießender gelebt. Von seiner diplomatischen Laufbahn, ja selbst von der ruhigen Thätigkeit eines Gutsherrn in seiner Landschaft war er durch Verhältnisse, denen er nicht gebieten konnte, getrennt worden; es ist wahr, immer hatte er mit beharrlichem Fleiße für sich gearbeitet, und sein Dasein war hülfreich und ein Glück gewesen für Alle, welche ihm das Schicksal nahe stellte; aber die männliche Freude, seine Kraft zum Nutzen für Viele zu verwenden und seine eigenthümliche Begabung schöpferisch geltend zu machen, hatte er bis dahin kaum empfunden. Jetzt wurde ihm, dem vierzigjährigen Manne, durch den literarischen Freund Gelegenheit zu einer großen Thätigkeit geboten. Mit einer stillen Erhebung unterzog er sich der neuen Aufgabe. Für die innere Befriedigung, für die edle Erhöhung seines Selbstgefühles blieb der bescheidene Mann dem Dichter Tieck das ganze Leben hindurch dankbar. Aber was ihm damals den äußern Erfolg und die Berühmtheit seines Namens als unwesentlich erscheinen ließ gegenüber einem innern Erwerbe, der ihm durch die Arbeit zu Theil gewor-

Digitized by Google

den, das darf uns nicht mehr bestimmen, ihm den Dank für sein literarisches Verdienst vorzuenthalten.

In den Jahren der Shakespearearbeit hatte sich Baudissin noch die andere Aufgabe gestellt, Alles, was von dramatischen Werken der Zeitgenossen Shakespeare's erreichbar war, für sich durchzuarbeiten. Da erklärte sich Brockhaus gegen ihn bereit, eine Reihe metrischer Uebersetzungen solcher Dramen in Verlag zu nehmen. Baudissin ging sofort an das Werk. So erschien, diesmal unter seinem Namen: „Ben Jonson und seine Schule" (Leipzig 1836. 2 Bände).

Die Stücke der Sammlung sind: „Der Alchemist" und „Der dumme Teufel" von Ben Jonson; „Der spanische Pfarrer" und „Der ältere Bruder" von Fletcher; „Die unselige Mitgift" von Massinger und Field; „Der Herzog von Mailand", „Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen" und „Die Bürgerfrau als Dame" von Massinger.*) Dazu schrieb er eine sehr lesenswerthe Einleitung. Als er für diese Uebersetzung Honorar erhielt, freute er sich über das erste selbsterworbene Geld. In beiden Bänden erwies der Uebersetzer seine volle Kunst. Noch Schlegel hatte eine Uebersetzung der Stücke Ben Jonson's und der Schule desselben für unthunlich erklärt. Man sehe zu, wie meisterhaft Baudissin die Schwierigkeiten, welche ihre Sprache, ihre gelehrte Detailmalerei und die vielen schwerverständlichen Beziehungen auf das Tagesleben jener Zeit dem Uebertragenden bereiten, überwunden hat. „Der Alchemist" z. B. ist nach dieser Richtung eine virtuose Leistung. Auch die große Verschiedenheit in Stil und Sprache der einzelnen Dichter ist mit höchstem Geschick zur Geltung gebracht.

Das Jahr, in welchem dieses Werk im Buchhandel erschien, brachte dem Leben Baudissins einen herben Verlust. Seine Gemahlin starb, und der Schmerz verdüsterte ihm die nächsten Jahre. Wieder suchte er Erholung in der Fremde. Im Jahre 1838 unternahm er eine größere Reise über Wien und Triest nach Athen, wo er die Bekanntschaft Geibels machte, von dort besuchte er mit Ernst Curtius Mykene, Mistra, Messene, und noch einmal zu Schiffe die Küsten des Peloponnes, fuhr nach Smyrna, sah Konstantinopel und reiste durch das schwarze Meer und die Donaumündungen, die Donau herauf über Pest nach Dresden zurück.

Ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, als er sich 1840 mit Sophie Kaskel vermählte. In dem ruhigen Glück des Hauses verflossen die späteren Jahrzehnte seines Lebens. Zu Dresden, der Heimat seiner Gemahlin, wohnte er fortan den größten Theil des Jahres im regen geselligen Verkehr

*) In Baudissins Nachlaß ist noch eine handschriftliche Uebersetzung der „Brüder" von Shirley vorhanden, welche wahrscheinlich für dieses Werk bestimmt war.

Digitized by Google

mit den Besten, welche dort literarische und künstlerische Interessen vertraten, und mit werthen Bekannten, welche aus der Fremde zuzogen.

Bald nahm er auch wieder seine literarische Thätigkeit auf. Er hatte sich zu verschiedenen Zeiten ernsthaft um das Verständniß der mittelhochdeutschen Sprache bemüht. Ihm war das ritterliche Epos zuerst durch die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts vertraut geworden; von ihnen ausgehend suchte er Kenntniß der Stoffe und der Behandlungsweise in den romanischen und deutschen Gedichten des Mittelalters, und es ist für ihn bezeichnend, daß ihm besonders die charakteristischen Zusätze und Aenderungen interessant wurden, welche die deutschen Bearbeiter in die romanischen Stoffe hineingetragen hatten. Im Jahre 1845 erschien seine Uebersetzung des „Iwein" von Hartmann von der Aue, 1848 „Guy von Waleis", der Wigalois des Wirnt von Gravenberg. Bei der Uebertragung in modernes Deutsch hatte auch er mit den bekannten Schwierigkeiten zu ringen, welche die kurzen Reimzeilen darbieten und eine Sprache, die fast immer mit den Wörtern unseres Deutsch redet, aber die meisten derselben in etwas anderer Bedeutung gebraucht. Es ist ihm gelungen, was das beste Lob solcher Umsetzungen ins Neudeutsche ist, bei fließender, leicht verständlicher Sprache doch eine treuherzige Alterthümlichkeit in Farbe und Ton zu bewahren, welche diese Poesien nicht entbehren dürfen.

Das Jahr 1848 unterbrach die Beschäftigung mit deutscher Vorzeit. Sein Heimatland erhob sich gegen die dänische Herrschaft, sein Bruder Otto, der ihm an Jahren und im Vertrauen am nächsten stand, stand im Felde für das Recht der deutschen Landschaften. In seiner Jugend hatte ihn selbst ein Vorspiel dieses Kampfes vom dänischen Dienste geschieden, jetzt rang das deutsche Wesen in Waffen nach Befreiung von dem rechtswidrigen Drucke, den die fremde Regierung auszuüben nicht abließ. Mit jugendlicher Begeisterung ergriff Wolf Partei, er fühlte sich wieder ganz als Holsteiner und als Gutsherr in dem gefährdeten Grenzlande. Es kamen für ihn Jahre großer Sorgen und großer Opfer, aber diese Zeit, in welcher die Zeitung und politische Correspondenz ihn stärker in Anspruch nahmen, als die geliebte Musik und der Kothurn der englischen und französischen Bühne, wurde auch für ihn zu einem Gewinn. Denn jetzt durchlebte er in gereiftem Alter noch einmal die männlichsten aller Gefühle, den Schmerz und Zorn um des Vaterlandes Noth.

Spät und langsam gewann er wieder Freude an dem Schaffen, welches seiner Anlage am meisten entsprach. Das nächste war die Uebertragung eines spanischen Werkes, die einzige seiner Uebersetzungen, welche nicht poetischen Inhalt hat. Die biographischen Essays des Manuel Josef Quintana fesselten ihn durch die schöne Sprache, die fließende Erzählung

Digitized by Google

und vor Allem durch ein redliches und gerechtes Urtheil über die berühmten Männer des spanischen Volkes. Quintana hat nicht die kritische Gelehrsamkeit eines deutschen Historikers, und ihm fehlt der Geist und das Talent Macaulay's, ihm galt noch die Weise zu erzählen, wie sie durch Plutarch geübt wurde, für musterhaft, aber er berichtet gewissenhaft und treu nach seinen Quellen und erwirbt durch seine Persönlichkeit das Vertrauen des Lesers. Die Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Josef Quintana, übersetzt durch Wolf Grafen von Baudissin.“ Berlin 1857.

Nachdem er im Jahre 1862 das Schauspiel Ponsard's „L'honneur et l'argent“ wie zur Probe seiner alten Meisterschaft in Versen übersetzt hat, entschloß er sich endlich um 1865 Stücke des Molière zu übertragen, zunächst nur einen Band. Aber über der Arbeit wuchsen dem Manne von sechsundsiebzig Jahren der Muth und die Freude. Im Laufe von drei Jahren (1865—67) vollendete er sein zweites großes Werk, das er dem deutschen Theater geschenkt hat, die Uebersetzung des ganzen Molière.

Baudissin war mit der französischen Literatur so vertraut, und gebrauchte die französische Sprache mit einer Sicherheit und Eleganz in Rede und Schrift, wie nur wenigen Deutschen vergönnt ist. Bei Molière und späteren Arbeiten hatte er in der Uebertragung auch dem altfranzösischen Tone Rechnung zu tragen. Diese Schwierigkeit überwand er in der Sprache des Verses noch besser als in der Prosa und seine Diction ist in den Versen geradezu mustergiltig. Man betrachte nur die Uebersetzung des vornehmsten und kunstvollsten Stückes von Molière, des Misanthrop. Es wäre ja leichter geworden, der fremden Klangfarbe etwas anderes Fremdartiges nachzubilden, wenn er in Alexandrinern übertragen hätte, und es ist ihm sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er für die Uebersetzung den deutschen dramatischen Vers, unsern jambischen Fünffuß, gewählt hat. Nie war eine Ausstellung ungerechter. Gerade durch diese Aenderung hat er bewiesen, daß er die Anforderungen, welche die Bühne an die dramatische Sprache machen muß, besser versteht als seine Kritiker. Denn der deutsche Alexandriner erhält durch die Eigenart unserer Sprache und Recitation einen ganz andern Charakter als der französische hat, sein Klappern und Klingen wird im Munde des Darstellers lästig, er verleitet selbst den gebildeten Schauspieler zur Declamation und macht es im Lustspiele fast unmöglich, kurze Accente einer schnellwechselnden Stimmung zum Ausdrucke zu bringen. Und es ist eines von den großen Verdiensten dieser Uebersetzung, daß sie für sämmtliche Lustspiele des Molière einen Text hergestellt hat, wie ihn die deutsche Bühne braucht.

Digitized by Google

Es verdient wohl Erwähnung, daß dies energische Schaffen ihm besonders anmuthig wurde durch das Verhältniß, in welches er zu seinem neuen Verleger Salomon Hirzel gekommen war. Dieser, der selbst in höheren Jahren stand, fühlte warme Verehrung und Zuneigung zu dem älteren Herrn, der mit Goethe zu Jena spazieren gegangen war, und der die literarische Bildung unseres ganzen Jahrhunderts in persönlicher Bekanntschaft mit vielen der Schaffenden in sich aufgenommen hatte. Autor und Verleger erwiesen einander wahrhaft ritterliche Artigkeit. Hirzel war unermüdlich, seltene Bücher, zumal alte französische Drucke zu erspähen und mit zierlichem Gruße zu übersenden, und sprach einst seine Herzensmeinung über Baudissin dahin aus, „er könnte mir zum Verlage anbieten, was er wollte, ich vermöchte ihm nichts abzuschlagen," und Baudissin wieder freute sich über den neuerworbenen literarischen Freund und über die gute Ausstattung seiner Bücher, und jeder Brief des freundlichen Verlegers gab dem Tage, an welchem er eintraf, eine heitere Zuthat und steigerte den Eifer für die Arbeit.

Der Uebertragung des Molière folgte die zierliche Uebersetzung der französischen Proverbes unter dem Titel: „Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Th. Leclercq, zwei Bände" 1875, die dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit einem Genre dramatischer Production verschafften, welches in Deutschland wenig bekannt ist, und in dem die Grazie des französischen Geistes ganz besonders sichtbar wird. Baudissins Absicht dabei war, nicht nur den Theatern, auf denen feines Spiel noch möglich ist, sondern auch Privatkreisen kleine Stücke nahe zu legen, welche sämmtlich im Salon ohne alle scenische Vorrichtungen gespielt werden können.

Mit warmem Antheile übertrug Baudissin gewissermaßen als Fortsetzung der Proverbes drei Dramen von François Coppée. Der französische Dichter war durch einen Verwandten Baudissins in dessen Haus eingeführt worden und hatte als willkommener Gast zu Rantzau geweilt. Baudissin begrüßte in dem ernsten Streben des jungen Fremdlings die Anfänge einer Erhebung des gesunkenen französischen Dramas. Er gab die Uebersetzung der beiden kleinen Dramen „Ein Rendez-vous" und „Vorüber" 1874 bei Hirzel heraus; das dritte, „Der Geigenmacher von Cremona", wurde als Manuscript gedruckt und ist auch auf unseren Theatern heimisch geworden. Eine Novelle in Versen, „Olivier", hatte Baudissin übersetzt, aber nicht selbst herausgegeben. Die Uebertragung ist in diesen Wochen mit einem Vorworte von Paul Lindau im Buchhandel erschienen.

Das letzte gedruckte Werk Baudissins war ein Band „Italienisches Theater", 1877, die Uebertragung einiger Stücke von Gozzi und Goldoni,

Digitized by Google

del Testa und Giraud, an denen er schon in der romantischen Zeit seiner Jugend Freude gehabt hatte.

Während dieser Arbeiten zogen Jahre und Jahrzehnte über sein Haupt, sie wandelten wenig an seiner Erscheinung, noch weniger bedrückten sie seinen Geist. Die Ordnung des Tages, die Arbeitskraft, die kleinen Erholungen blieben unverrückt dieselben. Am Morgen nach dem Frühstücke zuerst Lesen der Zeitungen, dann Briefschreiben und Geschäftliches, dann einige Stunden ernsthafte Geistesarbeit am Schreibtisch; wenn er nicht gerade für das Publikum schrieb, studirte und übersetzte er doch für sich selbst. Darauf ein Spaziergang, nach dem frohen Mittagessen seine geliebte Musik, wobei er am glücklichsten war, wenn er dem Spiel seiner lieben Hausfrau zuhörte. Dann am Theetisch ein Stündchen Vorlesen, das er selbst gern und gut übte. So lebte er in der Stadtwohnung zu Dresden, aus deren Fenstern man ins Freie und nach dem großen Garten blickte; ebenso mit geringen Aenderungen auf dem Weinberg in Wachwitz, den er sich erworben, in stattlichem Landhause an der Elbe, und während des Hochsommers in der Regel zu Rantzau. Denn seinen Gütern bewahrte er die Anhänglichkeit und er baute noch in späteren Jahren das Schloß zu Rantzau wohnlich aus. Dort stand er in einem wahrhaft patriarchalischen Verhältnisse zu seinen Beamten, Hintersassen und Pächtern. Freilich machte das Majorat auch Sorge, es gewährte lange Zeit nur eine bescheidene Rente, welche in den Jahren der holsteinischen Erhebung ganz dahinschwand. Auch blieben dem Gutsherrn in der aufgeregten Zeit peinliche Erfahrungen durch Undank nicht ganz erspart. Aber im Ganzen gehörte das Verhältniß zu seinen Gutsleuten zu der stillen Poesie seines Lebens. Seiner Freundlichkeit wurde durch Liebe und Dankbarkeit der Holsteiner gelohnt. Einst, als die Ernte mißrathen war, und er sich weigerte, von einem seiner Pächter die volle Pachtsumme anzunehmen, antwortete der Mann: „Ne, wat ick schrewen hev, dat hev ick schrewen.“ Einem Pächter brannte eine große gefüllte Schenne ab, es war ein Verlust von 6000 Thalern, den Baudissin, da keine Schuld des Pächters vorlag, nachdem die Feuerversicherung ihren Antheil bezahlt, allein zu tragen hatte. Da kam eines Tages der Pächter und erklärte: „Herr Graf, das kann so nicht angehen. Vielleicht ist doch das Heu nicht völlig trocken gewesen. Ich muß die Hälfte zahlen, sonst hab ich keine Ruh.“ Als nach einer längeren Reihe von Jahren die Contracte erneuert werden sollten, war es nicht der Grundherr, sondern es waren seltsamer Weise die Pächter, welche darauf antrugen, „nun aber auch nach den Zeitverhältnissen gesteigert zu werden“. Und ein alter Bauer schrieb einst nach Dresden, die Herrschaft müsse in diesem Jahre früher nach Holstein kommen, weil er seine goldene Hochzeit feiern wolle; worauf Baudissin seine Sommerpläne nach dem Wunsche des Schreibers einrichtete. Doch auch aus der Ferne wachte

das Herrenauge umsichtig über der Gutswirthschaft und über dem Wohlergehen der abhängigen Leute. Und während er an Shakespeare arbeitete und den Molière übersetzte, gereichte ihm zu großem Behagen, wenn die guten Dinge aus der Wirthschaft, welche der treue Verwalter nach Dresden gesendet hatte, von seinen Gästen als rühmlich für Holstein gelobt wurden.

Vielleicht gewann erst jetzt, in dem ruhigen Stillleben und der glücklichen Häuslichkeit seines späteren Alters, die Liebenswürdigkeit seiner Natur ihren schönsten Ausdruck: seine reiche Bildung, das feine Verständniß jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, die wohlthuende, bescheidene Anerkennung, die gutherzige Theilnahme an allem Menschenloos; nicht zuletzt eine feine Laune, mit welcher er erzählte und Menschenart beurtheilte. Ueber Allem aber machte ihn liebenswerth die unzerstörbare Frische seines Empfindens. Ihm hatten die Grazien die holdeste Begabung zugetheilt, er wurde nicht alt. Während sonst auch der Reichbegabte und Freigebildete in höherem Alter durch die Gedanken und Thaten jüngerer Jahre wenigstens so weit beschränkt wird, daß sich ihm die Empfänglichkeit für Neues vermindert, und er sich zu dem Unfertigen und Werdenden im Gegensatz fühlt, lebte dieser Mann mit sechzig, siebzig und achtzig Jahren fast voller und wärmer mit seiner Zeit, als in seiner Jugend. Was er in seinen jungen Jahren etwa von aristokratischen Anschauungen gehabt hatte, war nie kleinlich und für Andere lästig gewesen, aber er blieb lange geneigt, jeder demokratischen Bewegung mit Mißtrauen zu begegnen, er war mit vierzig Jahren stark legitimistisch gefärbt und ein eifriger Leser der „Gazette de France“.

Im Jahre 1848 jedoch wurde er, der Holsteiner, in seinem Herzen selbst Rebell, und seitdem fanden die politischen Ideen, durch welche das jüngere Geschlecht erzogen ward, bei ihm so unbefangene, volle und rückhaltlose Aufnahme, wie nur bei den Besten unserer Liberalen. Ein großer Theil seiner persönlichen Freunde und Bekannten war particularistisch gesinnt, er aber begrüßte jeden Fortschritt, den Deutschland auf dem Wege zu seiner Einigung machte, mit stets gesteigerten Sympathien, und der weitblickende und entschlossene Staatsmann zu Berlin gewann keinen treueren Verehrer, als ihn, der in jungen Jahren zu Stockholm seine Entrüstung hatte verbergen müssen, wenn Schweden und Russen ihm deutsches Land als Beutegeschenk für Dänemark anboten.

Auch im persönlichen Verkehr bewahrte er sich bis zu seinem Ende eine seltene Frische und Empfänglichkeit für anders geformte Naturen. Neuen Bekannten trug er dieselbe warme Anerkennung entgegen und bewährte er dieselbe Treue, wie den Gefährten seiner Jugend. Und ebenso blieb sein künstlerisches und literarisches Urtheil völlig frei von den Einseitigkeiten des Alters. Das Größte und Schönste im Reiche der Kunst, das ihm längst

Digitized by Google

vertraut war, genoß er mit stets neuer Freude, noch im letzten Lebensjahre wirkte das Anhören eines Quartettes von Mozart so beglückend auf ihn, daß er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „in einem Meere von Entzücken schwamm". Die Dichter des Alterthumes las er ebenso wie die besten Schriftsteller der modernen Culturvölker von Zeit zu Zeit immer wieder durch, und es konnte keinen Begleiter in die Dresdener Bildergallerie geben, der kundiger und erfreulicher war, denn wo er stehen blieb und deutete, sah man ihm selbst das hohe Vergnügen und die Begeisterung an. Aber er begrüßte auch das neue Werk eines jungen Dichters und Künstlers nicht nur mit geistvollem Verständniß für das Gelungene, auch mit der größten Wärme der Empfindung, und er fühlte und hoffte mit dem Strebenden, wie ein Jüngling.

Was ein Mensch seiner Zeit durch Geist, Charakter und Thaten geleistet, ist freilich leichter abzuschätzen als was er durch sein Wesen im persönlichen Umgange gegeben hat. Der Zauber, welchen die Persönlichkeit Baudissins auf Alle, die ihn gekannt haben, ausübte, lag wohl zunächst in der herzgewinnenden Güte, die sich in seinen Zügen und in seinem Lächeln aussprach, und die sich nicht allein in der unerschöpflichen Großmuth bewährte, mit welcher er seine irdischen Güter — oft unter eigenen Entbehrungen — nahezu mit Anderen theilte, sondern zumal in der Theilnahme und Anerkennung, die er allen Menschen entgegentrug. Immer bestrebt, Gutes an Anderen zu entdecken, gelang es ihm auch, aus Jedem das Beste herauszulocken, was er zu geben hatte. Oft sprach er aus, daß man von jedem Menschen etwas lernen könne, und, diesem Grundsatze treu, hat es wohl nie Jemand gegeben, der besser zuzuhören verstand. Diese innere Bescheidenheit verlieh seiner Erscheinung bis ins hohe Alter die besondere Anmuth, die zuweilen noch gesteigert wurde durch einen Schimmer seiner alten Befangenheit, der sich auf das heitere Antlitz des ehrwürdigen Mannes legte, wenn er in vertrautem Kreise an seinem Tische eine Gesundheit ausbringen wollte, oder wenn er einen Zettel aus der Tasche holte, mit Versen, die er einem Mitglied der Familie oder einem werthen Bekannten als ehrenvollen Gruß gestiftet hatte.

Immer dem Idealen nachstrebend, das Gute wollend und hoffend, wandte sich seine zart besaitete Seele mit kurzer Entschiedenheit vom Häßlichen und Gemeinen ab. Er mochte nichts davon hören, weil er es nicht verstand und nicht ertragen konnte. Wie viele traurige Erfahrungen er auch an den Menschen gemacht hat, sie konnten seinen Glauben an die Menschheit doch nie verringern und ein Seufzer, ein Achselzucken allein, hat die Fehlenden gerichtet. Nach Monden erst machte er sich dann wohl mit den begütigenden Worten Luft: „es muß auch solche Käuze geben".

In diesem Sinne war er, man gestatte den Ausdruck, ein rührender

Mann, von einer seltenen Lauterkeit und Unsträflichkeit der Seele; in seinem Herzen war kein Arg und es war ein frommes und fröhliches Herz.

Seine unzerstörbare Liebenswürdigkeit konnte man erst im täglichen häuslichen Verkehre ganz würdigen. Dort wirkte sie wie Sonnenschein auf seine Umgebung, und alle Prüfungen der Krankheit vermochten das Licht, welches aus seiner Seele und aus seinem Antlitz strahlte, nie ganz zu verdunkeln.

Ihm ward vom Schicksal vergönnt, bis zu seltenem Alter in unverminderter Gesundheit und Geistesstärke zu dauern; mit 88 Jahren besaß er die volle Arbeitskraft, die Freude am Dasein, seine heitere Laune, in seiner Handschrift den schönen, gleichmäßigen, festen Zug. Auch als er im letzten Lebensjahre zu kränkeln begann, blieb ihm bis unmittelbar vor seinem Tode am 4. April 1878, die Klarheit der Gedanken und die Innigkeit der Empfindung.

Er ist uns ein Beispiel, wie reichlich und völlig ein guter Mensch das Schöne menschlicher Kunst aufzunehmen vermag, und wie der weise Genuß des Schönen den Guten freier und edler macht.

In unserer poetischen Literatur aber wird er für alle Zeiten einen Ehrenplatz behaupten unter den Besten derer, welche die Poesie fremder Nationen unter uns Deutschen heimisch gemacht haben.

Gustav Freytag.

Das Ideal des Kaisers Nikolaus.

So haben wir denn wieder ein Attentat auf das Leben des edeln und im besten und höchsten Sinne des Wortes liebenswerthen Kaisers von Rußland erlebt, und leider müssen wir hinzufügen, es wird möglicher Weise nicht das letzte sein.

Alexander II. erntet nun, was sein Vater gesäet hat. Was wir jetzt in Rußland erleben, das sind die nothwendigen Ergebnisse des Systemes, das der Kaiser Nikolaus dreißig Jahre lang in seinem Walten befolgt hat; Folgen dieses Systemes, die von einzelnen Verständigen schon zur Zeit seiner Regierung vorhergesehen wurden, und auch vorher gesagt, natürlich ohne daß man auf sie gehört hätte. Dem Kaiser persönlich gegenüber etwas der Art anzudeuten, war freilich vollkommen unmöglich, und niemand wagte es. Er wäre gewaltig erzürnt worden, während es gar keine Möglichkeit gab, daß sich ihm ein Verständniß für den Inhalt solcher Andeutungen und deren Begründung erschlossen hätte. Ein solches Verständniß lag ganz außerhalb seines intellectuellen Bereiches. Nur einmal, als wieder eine Verschwörung in einem Cadettencorps entdeckt worden war, und in dem geheimsten Rathe

Digitized by Google

des Kaisers die Frage erörtert wurde, warum denn solche Erscheinungen sich gerade in diesen streng überwachten Anstalten so häufig wiederholten, erlaubte sich der Bruder des Monarchen, der Großfürst Michael, an Andeutungen der gedachten Art zu streifen. Er bewirkte nichts dadurch, als daß der Kaiser ganz gewaltig böse wurde, und hat es nicht zum zweiten Male gethan.

Man muß Gelegenheit gehabt haben, den Kaiser Nikolaus und sein Thun und Lassen genau und in der Nähe zu beobachten, um sich davon Rechenschaft geben zu können, was für Vorstellungen und Ideen ihn beherrschten und für seine gesammte Regierungsweise maßgebend wurden. Es ließ sich dann wahrnehmen, daß es in letzter Instanz Regungen des Gemüthes, nicht Ergebnisse des Denkens waren, die ihn leiteten.

Die Schrecken des berühmten 14. Decembers waren entscheidend und bestimmend geworden für seine gesammte Regierungszeit und -Weise. Die Furcht vor der Revolution, die nie besiegte Sorge, das ist der rothe Faden, der sich durch seine ganze Regierung zieht. All sein Dichten und Trachten war ausschließlich darauf gerichtet, die Revolution womöglich nie und nirgends zum Siege gelangen zu lassen, besonders aber sich selbst und seinem Throne fern zu halten. Man dürfte sagen, er dachte überhaupt kaum etwas anderes, wenn ihn nicht die Exerciermanie auf dem Paradeplatze beschäftigte und dann allerdings so vollständig in Anspruch nahm, daß darüber alles Uebrige aus seinem Gesichtskreise verschwand. Daß sein Walten schließlich gar kein anderes Ergebniß haben konnte, als gerade die Revolution zu fördern, das konnte er selbstverständlich von seinem Standpunkte aus nie gewahr werden, und wenn selbst dieses Ergebniß auch zu seiner Zeit schon noch so sichtbar hervortrat.

Die Revolution war in seinen Augen ein Ergebniß der auf Irrwege gerathenen europäischen oder wenn man will westeuropäischen Cultur. Er machte es sich demgemäß zur Aufgabe, sein Reich gegen dieses Unheil nach Möglichkeit abzusperren. Im Russenthume, im Altrussenthume zumal, glaubte er den geraden Gegensatz zu allem entarteten europäischen Treiben, zur Revolution zu sehen. Er warf sich blindlings der altrussischen Partei in die Arme, die unter seinem Vorgänger gar sehr an Bedeutung verloren hatte. Diese Partei wurde vom Kaiser Nikolaus absichtlich von neuem gehoben und zu einer Macht herangepflegt, die leicht gefährlich werden konnte. Daß sie eine wesentlich revolutionäre war, wie sie es noch ist, das wußte er nicht zu durchschauen. Er wußte wohl nicht viel von russischer Geschichte; was für Geister bei den ohne Ausnahme gewaltsamen Thronveränderungen seit Peter dem Großen zu Tage gekommen waren, davon war ihm wohl in den Vorträgen, die er in seinen Knabenjahren darüber gehört

hatte, nichts gesagt worden; auch daß die altrussische Partei, so sehr sie unter Katharina II. und Alexander I. verhältnißmäßig unbedeutend geworden sein mochte, doch immer noch, wie die Macht, so den Willen bewahrt hatte, den Kaiser zu beherrschen; daß sie den Kaiser gezwungen hatte, den von ihm verachteten Kutosoff anstatt des redlichen deutschen Barklay an die Spitze seiner Heere zu stellen, das wußte Nikolaus ebenso wenig, und seine eigenen Erlebnisse hatte er nicht ganz verstanden. Er war nicht gewahr geworden, daß sich in der Verschwörung vom 14. December neben allen unreif aufgefaßten verkehrten französischen Revolutionsideen auch ein gutes Theil Altrussenthum geltend gemacht hatte, das sich namentlich in dem leidenschaftlichen Deutschenhasse der Betheiligten kund gab.

Da nun der Kaiser Nikolaus in dem so verstandenen Russenthume sein eigenes und seines Reiches Heil suchte, ging sein Streben natürlich dahin, in dem weiten Rußland alles zu beseitigen und gleichsam auszulöschen, was seinem Wesen nach sich nicht in den engen Rahmen dieses Russenthumes einfügen konnte. Er wollte im Ganzen die vollständigste Gleichförmigkeit herstellen.

Als der Großfürst Konstantin, ich weiß nicht mehr ob damals vierzehn oder sechzehn Jahre alt, in den Sälen des Winterpalastes ein Schulexamen bestehen mußte, zu dem in herkömmlicher Weise außer der kaiserlichen Familie auch die hohen Würdenträger des Reiches geladen waren, unterbrach der Kaiser die Reihe der Fragen, auf die der Prinz antworten sollte, indem er persönlich fragte, worauf die Macht eines Reiches beruhe. Der Prinz gerieth etwas in Verlegenheit und antwortete dann einige banale Dinge: geregelte Finanzen, ein wohlgerüstetes Heer, eine wohl ausgestattete Flotte und dergleichen. Der Kaiser hörte aufmerksam zu und bemerkte dann, der Prinz habe gerade die Hauptsachen vergessen, nämlich Einheit der Nationalität und Sprache, Einheit der Religion und Kirche, Einheit der Gesetze und des Rechtes. Es war eine Lection, die der Kaiser seinem Hofe und den anwesenden Ministern gab. An Entwickelung der geistigen Thätigkeit und der Charaktere zu Energie und Zuverlässigkeit hatte der Kaiser so wenig gedacht, wie der Knabe, der ihm gegenüber stand.

Es war keine geringe Aufgabe, die sich der Kaiser gestellt hatte, solche Gleichförmigkeit in dem bunten Völkergewimmel herzustellen, das Rußlands weite Provinzen bewohnt, aber wie hätte sich der Kaiser von ihrer Schwierigkeit Rechenschaft zu geben gewußt! Er meinte ganz unbefangen, dergleichen lasse sich durch Befehle und eine Reihe zweckmäßiger Maßregeln ohne all zu viele Umstände bewirken. Besonders mochte er wohl darauf rechnen, daß er seine Gunst für einen jeden von dessen Mitwirkung in diesem Sinne abhängig machte. Daß seinen Beifall zu gewinnen etwa nicht für einen jeden,

Digitized by Google

der nicht einer sträflichen Verkehrtheit verfallen war, nothwendiger Weise das höchste Ziel alles Strebens sein müsse und wirklich sei, das lag für ihn außerhalb alles denkbaren.

Es konnte seltsam scheinen, daß die Thätigkeit, die alles auf das Niveau des Russenthumes zurückführen und auf diese Weise die ersehnte Einförmigkeit herstellen wollte, sich nicht zunächst gegen Mahomedaner und Budhisten, gegen Kalmücken, Kirgiesen, Tschuvaschen und dergleichen Leute wendete, sondern vor allen gegen die deutsche Nationalität und die protestantische Kirche in den Ostseeprovinzen. Doch war das von dem Standpunkte des Kaisers Nikolaus aus vollkommen folgerichtig. Die Ostseeprovinzen waren eben vermöge ihrer Nationalität und Kirche ein verbindendes Mittelglied zwischen Rußland und dem eigentlichen Europa. Frühere Beherrscher Rußlands hatten in diesen Landen ein civilisatorisches Element gesehen, das die Aufnahme europäischer Cultur in Rußland vermittelte. Es ist wohl vorgekommen, daß man sie ausdrücklich „les provinces civilisatrices“ nannte. Hatte doch Alexander I. gehofft, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft dort den wenigsten Widerstand finden würde, und daß sie sich von dort aus auf das ganze Reich werde ausdehnen lassen. In den Augen des Kaisers Nikolaus dagegen waren diese Provinzen nur ein störendes Element, das die vollständige Absperrung Rußlands gegen den verderbten und verderblichen europäischen Geist hinderte.

Der Nationaldünkel der Russen billigte sein Streben, das Deutschthum dieser Provinzen nach und nach zu vertilgen, und unterstützte ihn darin — so weit die eigene geistige Ohnmacht reichte. Und auch das ist leicht zu erklären. Auf Kalmücken und Tartaren sehen die Russen der höheren und mittleren Stände mit einer gewissen wohlwollenden Nachsicht hinab. Ein armseliger kleiner Kalmückenfürst, der zur griechischen Kirche übertritt, wird ohne Weiteres in die Reihen der russischen Aristokratie aufgenommen. Der Fürst Dondukoff-Korsakoff, dessen Großvater der Kalmückenfürst Dunduk-Ombo war, ist das neueste Beispiel dieser Art. Zu dem Deutschen aber müssen die Russen dieses Schlages hinaufsehen, und das verdrießt sie; das wollen sie im eigenen Hause nicht haben.

Unglücklicher Weise waren dann ferner in dem Geiste des Kaisers Nikolaus Revolution und energische geistige Thätigkeit sowie umfassende, tiefgehende Bildung zu einem identischen Begriff geworden, und der Abscheu, den ihm die Revolution einflößte, dehnte sich auf jede freie geistige Regsamkeit aus.

Natürlich war sein nächster Gedanke, das Erziehungs- und Studienwesen im ganzen Reiche in seinem Sinne umzugestalten. Die Jugend sollte durchaus zu Brauchbarkeit im praktischen Leben, zu unbedingter gehorchender

Digitized by Google

Fügsamkeit erzogen werden; zu der Gedankenlosigkeit, die alle hergebrachten Zustände als selbstverständlich hinnimmt und sich nie eine Frage über Zweck und Wesen der gesellschaftlichen Verfassung vorlegt; mit einem Worte zu allem, was der Kaiser in den Begriff von „Ordnung" zusammenfaßte.

Der Kaiser gerieth hier in mehr als einer Weise in Widerspruch mit sich selbst, ohne es je gewahr werden zu können, von dem Kreise aus, in dem sich sein intellectuelles Leben bewegte. Er wollte einen geistig stillstehenden Zustand der Gesellschaft schaffen, in dem alle großen Fragen, welche die Menschheit beschäftigen, alle Fragen, die sich auf Religion und Philosophie, auf Staat und Sitte beziehen, einmal und für immer als abgemacht und erledigt angesehen werden und niemanden beschäftigen; und diese geistig stillstehende Gesellschaft sollte dennoch materielle Fortschritte machen, und zwar möglichst große und rasche. Er wollte ferner brauchbare und tüchtige Militär- und Civilingenieure haben, Baumeister, Mechaniker, Chemiker und Physiker, des Effectes wegen sogar Maler, Bildhauer und Dichter, obgleich die Werke der schönen Künste ihn wenig beschäftigten und sehr gleichgiltig ließen. Daß der Paradeplatz große Feldherren erziehen werde, verstand sich für ihn von selbst. Alle diese brauchbaren Menschen aber sollten Leute sein, deren Denkvermögen nie geweckt worden war.

Wie oft hat er den Officieren zugerufen: „Beschäftigt Euch mit dem Dienste, mit dem Frontdienste, und nicht mit Philosophie!" Unter Philosophie verstand er natürlich alle geistige Thätigkeit überhaupt. Berühmt ist auch die Anrede, die er in einem Augenblicke der Unzufriedenheit an die versammelten Professoren der Universität Kiew richtete: „Ich brauche keine unsinnigen Gelehrten," rief der Kaiser aus, „mögen sie," die Studenten nämlich, „mögen sie Dummköpfe (duraki) sein, wenn sie nur dem Throne und dem Altare ergeben sind." Entschieden täuschte sich der Kaiser in Beziehung auf den Werth, den die Loyalität der Dummköpfe haben kann. Der innere Widerspruch aber lag darin, daß die gewünschten Dummköpfe zu allem und jedem brauchbar und tüchtig sein sollten.

Besonders aber zeigte sich der Kaiser beherrscht von dem Gedanken, daß ein Militär ohne weiteres zu allem und jeden zu brauchen und ohne weitere Vorbereitung jeder Aufgabe gewachsen sei, namentlich wenn er im Cadettencorps erzogen war. So ein Mann war doch gewiß von Kindheit an zu „Ordnung und Disciplin" erzogen! Er ernannte daher auch vorzugsweise gern halbinvalide Generale zu Civilgouverneuren der Provinzen und zu Senateuren, das heißt zu Beisitzern des höchsten Gerichtes im Reiche, wo diese würdigen Herren denn nicht selten die allerwunderlichsten Anekdoten veranlaßten.

Das Ideal des Kaisers Nikolaus wäre gewesen, daß die gesammte

russische Jugend ihre Erziehung und Bildung in Cadettencorps erhielte. Deren Zahl wurde beständig vermehrt in allen Provinzen, und es wurde dem Landadel in jeder Weise nahe gelegt, seine Söhne dorthin zu senden. Für den Hofadel war das Pagencorps schon seit längerer Zeit dem Wesen nach in eine Cadettenschule umgestaltet worden.

Daneben mochten Fachschulen bestehen, wie das Civilingenieurcorps, das Bergwerkcorps oder die medicinisch-chirurgische Akademie, welche die Armee mit meist sehr ungebildeten und mehr abgerichteten als unterrichteten Aerzten versorgte; oder auch die Rechtsschule, die der Prinz von Oldenburg anlegte und leitete und in der die Zöglinge vom achten Jahre an zu Juristen erzogen wurden; oder selbst das Lyceum zu Zarskoe Selo, in welchem die jungen Leute vom zwölften Jahre an eine encyclopädische Erziehung erhielten und, wie die Statuten besagten, zu Staatsmännern gebildet wurden. Aber um vor den Augen des Kaisers Gnade zu finden, mußten alle solche Anstalten Internate sein, Erziehungsanstalten, in denen militärische „Ordnung" und Disciplin herrschte. Die Zöglinge der Civilingenieur- und Bergmannsschule mußten auch fleißig mit dem Gewehre exerciren und als Bataillone mit zu den großen Paraden ausrücken.

Sehr zuwider waren dagegen dem Kaiser die Universitäten und Gymnasien. In denen sah er eine Brutstätte europäischen Wesens und möglicher Weise revolutionären Treibens. Er hatte nicht weniger im Sinne als sie gänzlich aufzuheben und an ihre Stelle Fachschulen zu setzen, in denen die Facultäten, auch örtlich getrennt, eine jede für sich ihre Lehrstühle in irgend einer Provinzstadt aufgeschlagen hätte. Es wären wohl nur medicinische und juristische Abrichtungsanstalten eingerichtet worden, schwerlich auch philosophische, da alle Disciplinen, die eine solche Facultät umfaßt, dem Kaiser in hohem Grade verdächtig waren. In diesen Anstalten hätte dann natürlich, wie bereits in der medicinischen Akademie zu Petersburg geschah, jede Vorlesung mit dem namentlichen Aufrufe der Studenten begonnen, die verpflichtet wären sie zu hören, wo dann jeder in militärischer Weise, wie beim Appell, mit „hier!" zu antworten gehabt hätte.

Selbstverständlich sollten diese vielversprechenden Anstalten Internate sein, die in Uniform gekleideten Zöglinge unter streng militärischer Aufsicht in Kasernen beisammen hausen. Da hätte sich doch gewiß kein noch so schwaches Element europäischen Geistes regen können.

Der Plan zu dieser segensreichen Umgestaltung der Hochschulen war bereits von dem General Dimitri Buturlin, den der Kaiser zum Minister des öffentlichen Unterrichtes an Uwaroff's Stelle ausersehen hatte, fertig ausgearbeitet worden. Nur mit Mühe wurde nach Buturlins unerwartetem Tode, da Uwaroff einstweilen beibehalten werden mußte, die Ausführung

Digitized by Google

abgewendet. Doch ließ sich der Kaiser eine weitere Beschränkung der Universitäten nicht nehmen. Schon durften die Studenten sich nicht anders als in Uniform sehen lassen; es war vorgeschrieben, welche Vorlesungen sie in jedem Halbjahre hören mußten, und nur in Folge wiederholter Examen wurden sie aus einem Cursus in den nächst höheren „befördert"; man suchte sie nach Möglichkeit in Internaten unter fortwährender Aufsicht zusammen zu bringen. Nun endlich erging der allerhöchste Befehl, daß keine der sechs Universitäten, die es überhaupt im Reiche gab, mehr als dreihundert Studirende annehmen dürfe. Im ganzen Reiche, das schon damals weit über sechzig Millionen Einwohner zählte, durften also nur achtzehnhundert junge Leute Universitäten besuchen. Es sollten damit so ziemlich alle ausgeschlossen bleiben, die nicht als Stipendiaten auf Kosten der Krone studirten und in die Internate zusammengepfercht werden konnten.

Auch den Gymnasien war der Kaiser nicht gewogen, namentlich denen nicht, die in den Ostseeprovinzen vom Adel oder den dortigen Städten gestiftet, von alten Zeiten her in einer gewissen Unabhängigkeit von den kaiserlichen Behörden bestanden. Diese gelehrten Schulen wurden, da man sie nicht aufheben, und so lange die eigenthümliche Verfassung dieser Provinzen und der alten Hansestädte nicht geradezu umgestoßen war, auch nicht auf das Niveau der Krongymnasien herabdrücken konnte, mit entschiedener Ungunst behandelt. Die Schüler der Krongymnasien mußten natürlich ebenfalls Uniform tragen, und es wurden überall neben diesen Schulen sogenannte Pensionen eingerichtet, d. h. auch wieder Internate. Nur den Schülern, deren Eltern am Orte selbst lebten, war es gestattet, in ihrer Familie zu bleiben; die anderen mußten in die kaiserlichen Zwangsanstalten. Man sagte, daß sich an vielen Orten im Innern des Landes, wo Gymnasien waren, sonst kein passendes Unterkommen für die Knaben vom Lande oder sonst woher finden würde. Das mag zum Theil wahr sein, der eigentliche Grund dieser Einrichtungen war aber, daß man die Zöglinge in Zucht und Obhut der kaiserlichen Behörden haben wollte.

So wurde denn überhaupt alles Lernen, alles Studiren in Rußland als „Dienst" betrieben; als etwas, das im allerhöchsten Dienste Seiner Majestät des Kaisers zu geschehen habe. Man lernte überhaupt nur etwas, um den Aufgaben genügen zu können, die einem später im weitern Verlaufe des Dienstes im Namen des Kaisers gestellt werden möchten. Damit war die allgemeine Tendenz des ganzen Treibens gegeben. Es verstand sich von selbst, daß kein Lehrer etwas anderes lehren, kein Schüler etwas anderes lernen sollte oder durfte, als was der Dienstherr für seine Zwecke nöthig achtete und vorschrieb. Keine Allotria!

Gelernt wurde im allgemeinen zum Verwundern wenig; doch das war

Digitized by Google

noch das geringste der Uebel, die sich aus diesem Wesen ergaben. Das größte Uebel war wohl, daß dieses ganze System der Jugenderziehung moralisch verderblich wurde. Es mußte schon dadurch verderblich werden, daß alles und jedes Studium überhaupt als lediglich auf einen äußern Zweck gerichtet aufgefaßt wurde. Es galt den Ansprüchen der Regierung zu genügen, und der einzelne sah in den Studien, die niemand um der Sache willen trieb, nur ein Mittel, das seinem äußern Fortkommen im Leben dienen sollte. Es kam nicht darauf an, etwas zu wissen und zu können, sondern darauf, mit dem möglichst hohen Dienstrange aus der Erziehungsanstalt in das Leben und den weitern Dienst entlassen zu werden. Dazu half wirkliches Wissen, durchdachtes gewissenhaftes Studium wenig oder nichts; auswendig lernen hergebrachter Antworten auf hergebrachte Fragen schon bei weitem mehr; entscheidend aber wurde die auf eine oder andere Weise, wenn auch auf bedenklichen Umwegen, gewonnene Gunst der Prüfenden. Begünstigte Zöglinge wußten immer zum voraus, auf welche Fragen sie zu antworten haben würden, und hatten die Antworten auswendig gelernt. Alles strebte nach dem Schein, nicht nach dem Wesen, und es war alles Schein ohne Wesen.

Verderblich wurde denn auch, daß alle die Studien, die unsere Alten mit vollem Recht die humanistischen nannten, mit einer Art von Bann belegt waren. Der Kaiser hielt sie für gefährlich; sie konnten zum Denken auffordern, und sogar dem Gedankengang eine unbequeme Richtung geben. Das Studium der Geschichte wurde auf die flüchtige Erwähnung einer dürftigen Reihe von Thatsachen beschränkt, und meist in so gedankenloser Weise betrieben, daß geschichtliche Studien den Schülern als bloßes Gedächtnißwerk, bei dem sich gar nichts denken lasse, ein Gegenstand der Geringschätzung wurden; auch war man höhern Ortes im Grunde ganz damit zufrieden, wenn ihr Geist nicht weiter dabei verweilte und wenn sie nichts davon behielten.

Einzelne Professoren, die etwas Leben und Philosophie in ihre Vorträge legen wollten, machten die Sache noch schlimmer. So glaubte ein Professor die Völker des Alterthums vor seinen Schülern deshalb entschuldigen zu müssen, daß sie in Republiken lebten; die armen Leute, Griechen und Römer, hätten eben nichts besseres gekannt; das Czarenthum, der Absolutismus und seine Herrlichkeiten seien den Bedauernswerthen unbekannt geblieben. Ein anderer Professor, Schulgin, seiner Zeit Rector der Petersburger Universität, sucht in einem Compendium anzudeuten, wie es die Menschheit tastend und irrend mit allen erdenklichen Regierungsformen versucht habe, bis es ihr denn zuletzt gelungen sei, sich zu der vollkommensten von allen, zu der „Selbstherrschaft“, zu erheben. In seinen Vorträgen wagte er sich nicht einmal, um zu solchen Conclusionen zu gelangen, auf das Gebiet der Geschichtsphilosophie. Er beschränkte sich darauf, gleich anderen, Thatsachen, so dürftig wie möglich

erzählt, ohne Commentar an einander zu reihen. Solche Vorträge gingen natürlich an der großen Masse der Zöglinge spurlos vorüber, und einzelne aufgewecktere Geister unter den Studenten fühlten sich dadurch zu Spott und Hohn aufgefordert. Mit solchen Nebendingen, wie z. B. Culturgeschichte, oder vollends Archäologie beschäftigte man sich gar nicht. Wie hätte ein kaiserlich russischer Beamter jemals dazu kommen können, dergleichen Kenntnisse zu brauchen, und wozu? Das wäre also unnützer Ballast gewesen. Vorträge über Mythologie hatte der Minister Fürst Alexander Nikolaeivitsch Galitzyn zu seiner Zeit als unchristlich ganz verboten.

Begünstigt wurde nur das Studium der sogenannten exacten Wissenschaften, die im praktischen Leben unmittelbar anwendbar sind, und deren Nutzen sich handgreiflich nachweisen läßt. Ingenieure wollte man haben, Bergleute, Chemiker, Physiker, nicht „unsinnige Philosophen". Diese Studien hielt man für gefahrlos.

Verderblich wurde diese Richtung, die man den Studien gab, eben dadurch, daß jenes Gegengewicht, das geistig bildende Element, das in den humanistischen Studien liegt, überhaupt alles, was den Sinn für das Ideale wecken könnte, in dem Bildungsgange durchaus fehlte. Das wirkte um so schlimmer, weil andererseits ein wirklich religiöses Princip dem russischen Leben, namentlich der mittleren und höheren Stände, eigentlich ganz fehlte.

Innerhalb der griechischen Kirche war die Religion längst in eine leblose Kirchlichkeit aufgegangen, in ein Formenwesen, das sich eigentlich ganz mechanisch abmachen ließ. Damit hatte sie alle wirkliche Macht über die Gemüther verloren. Wenn er regelmäßig in die Kirche geht, Wachslichter vor den Heiligenbildern anzündet, die Fasten beobachtet und sich bei jeder Gelegenheit bekreuzigt, meint auch der gläubige Russe sich mit seinem Gott abgefunden zu haben. Er hat keine Idee davon, daß der Himmel noch sonst irgend etwas von ihm fordern könnte.

Ein Jeder, dessen Gesichtskreis sich nur um etwas erweiterte, und wenn es durch noch so unvollkommene Studien wäre, entwuchs natürlich sofort diesem leblos mechanischen Treiben. Da den jungen Leuten aber alle und jede anderweitige Anhaltspunkte fehlten, die wirkliche geistige Bildung, Philosophie und Geschichte an die Hand geben können, trat gar nichts anderes an die Stelle. So ergab sich denn aus solchem Studium der exacten Wissenschaften schließlich nichts, als der roheste Materialismus, der Atheismus, der Nihilismus. Da den jungen Leuten jedes Mittel fehlte Kritik zu üben, auch an den Ansichten, die sich ihnen eröffneten, war die Zuversicht, mit der sie der eigenen Erleuchtung vertrauten, eine unbegrenzte, die sich oft in skuriler, mitunter in fanatischer Weise äußerte. Unendlich überlegen fühlten und glaubten sie sich einem Jeden, der nicht ihre blos negativen Ansichten theilte.

Eine jede andere Ansicht der Dinge, als ihre eigene, erschien ihnen bis zum Fabelhaften dumm. Es war nicht erbaulich anzusehen, wie beschränkt und in veralteten Ansichten befangen solchen unklüggen jungen Russen, die sich ein wenig in den exacten Wissenschaften umgesehen hatten, ein genialer Naturforscher, wie Carl Ernst von Baer, erschien, weil er mit tief gehender Einsicht eine ideale Auffassung der Schöpfung vertrat.

Das Gewissen des ungebildeten, kirchlich gläubigen Russen hat keinen andern bewußten Inhalt, keinen andern Angelpunkt als die Furcht vor göttlicher Strafe. Das war solchen jungen Leuten natürlich abhanden gekommen, und es war auch in dieser Beziehung nichts an die Stelle getreten; kein sittliches Princip. Von Pflicht und Pflichtbewußtsein, von Kant's kategorischem Imperativ, wußte dieses hoffnungsvolle junge Geschlecht nichts, und wenn Goethe mit Recht sagt, die Ehrfurcht sei das Höchste, wozu der Mensch es bringen kann, suchten diese jungen Leute im Gegentheil die höchste Höhe der Bildung darin, daß sie jedes Gefühl von Pietät abstreiften.

Dazu kam, daß die Absperrung gegen die Welt außerhalb Rußlands doch niemals ganz gelingen wollte, wie das eben zu sein pflegt. Es ergab sich hier, was zu seiner Zeit auch in Oesterreich geschehen war. Gegen den heilsamen Einfluß echter deutscher, überhaupt europäischer Bildung vermochte man Rußland abzuschließen, nicht aber gegen den des verwerflichsten revolutionären Treibens und der Literatur, die dafür Propaganda zu machen suchte. Diese Literatur übte hier wie in Oesterreich den Reiz der verbotenen Frucht. Der Einfluß, den sie übte, erwies sich um so größer, da die Halbbildung unfähig war Kritik zu üben, und jeden revolutionären Sophismus gelten ließ, und wenn er auch noch so flach war. Bei dem allgemeinen Drucke, den doch jede strebende Natur sehr peinlich empfand, freute man sich jeder Opposition und jeder Aeußerung, die der Regierung widersprach.

Verderblich wirkte dieses gesammte Erziehungswesen endlich auch noch durch einen maßgebenden Grundsatz, der gerade eine besondere Sicherheit gewähren sollte. Bei dem Schlußexamen sollte nämlich die Moralität, die gute Führung der Zöglinge, für sich allein eben so viel gelten, als ihre Erfolge in allen Lehrgegenständen zusammen. Diese Verfügung wurde verderblich, weil der angenommene Maßstab für die Moralität ein gar seltsamer war. Es wurde hier eigentlich nur *eine* Tugend anerkannt, und die hieß unbedingte Unterwürfigkeit, unbedingte Pünktlichkeit im mechanischen Dienst. Unwürdige Laster, tiefe sittliche Verderbtheit, wir dürfen sagen Infamien, die gelegentlich in den Cadettencorps zum Vorschein kamen, wurden stets sehr milde beurtheilt; sie wurden, wie man das nennt, vertuscht. Wir könnten beispielsweise die Geschichte eines kaiserlichen Kammerpagen, der die Juwelen seiner Mutter stahl, um damit die Gunst einer französischen Schauspielerin

zu erkaufen, mit allen Umständen und Einzelnheiten erzählen. Der zürnende Vater wendete sich direct an den Kaiser, um der Juwelen wieder habhaft zu werden, er war hoch genug gestellt, um diesen Weg einschlagen zu können. Was den Kammerpagen betrifft, beruhigte sich der Kaiser bei der Versicherung des Vaters, daß er ihn tüchtig durchgeprügelt habe; das genügte. Die Schauspielerin aber wurde auf allerhöchsten persönlichen Befehl des Kaisers polizeilich drangsalirt, bis sie die Juwelen wieder herausgab. Der betreffende Kammerpage wurde bei der nächstfolgenden „Auslassung" mit dem Zeugnisse guter Führung Gardeofficier.

Solche Begebenheiten und noch viel schlimmere ließen sich in Menge anführen; sie hatten nie unangenehme Folgen für die jungen Leute. Dagegen genügte eine naseweise Antwort, die ein Cadett einem Lieutenant im Dienste gab, gelegentlich den Cadetten auf Lebenszeit unglücklich zu machen. Es ist vorgekommen, daß ein Jüngling dafür zu fünfundzwanzigjährigem Dienst als gemeiner Soldat in ein Feldregiment oder selbst in ein Strafbataillon geschickt wurde. Für die leiseste Regung von Widerspenstigkeit gab es keine Gnade und kein Erbarmen.

Der Kaiser Nikolaus hat lange genug gelebt, um selbst noch theilweise die Früchte dieses Treibens zu ernten. Sie zeigten sich einerseits in der allgemeinen Unfähigkeit, die im Krimkriege zu Tage kam, andererseits in den Verschwörungen, die nie abrissen, deren immer und immer wieder neue entdeckt wurden.

Der Kaiser Nikolaus aber war so befangen in den Vorstellungen, die sich seines Geistes einmal bemächtigt hatten, daß nichts, keine Erfahrung seinen Gesichtskreis zu erweitern vermochte, daß nichts ihn zu einem Bewußtsein der wirklichen Sachlage erwecken konnte.

Als der Krimkrieg ausbrach, war sein Ideal so ziemlich verwirklicht; keine „unsinnigen Gelehrten" hatten Theil an der Leitung der Dinge, und in seiner Armee hatte er mit wenigen Ausnahmen, aus früherer Zeit her, lauter Officiere beisammen, die sich nie mit Philosophie, immer nur mit dem Frontdienste beschäftigt hatten, ganz wie er es verlangte. Was sich ergab, ist bekannt.

Einige der verständigeren unter den höheren Führern suchten seinen Blick auf die Quelle des Uebels zu lenken. Sie klagten in ihren Berichten über die vollkommene Unbrauchbarkeit namentlich derjenigen Officiere, die aus dem Cadettencorps hervorgegangen waren. Sie fügten hinzu, die gleichsam improvisirten jungen Officiere, die besser gebildeten jungen Leute, die, bis zur Zeit dem Dienste vollkommen fremd, als Freiwillige von den Universitäten und den höheren Classen der Gymnasien herkämen, erwiesen sich als die brauchbarsten und intelligentesten von Allen.

Digitized by Google

Der Kaiser verstand das auf seine Weise. Was die Cadettenerziehung betraf, das überhörte er ganz. Aber er war erfreut zu vernehmen, daß die Universitäten und Gymnasien auch brauchbare Subjecte zu Officieren lieferten, und sofort darauf bedacht, der Sache auch nach dieser Seite hin bessernd nachzuhelfen. Es sollten gute, tüchtige Unterofficiere zu den Universitäten und Gymnasien commandirt werden, um den jungen Leuten die Handgriffe und überhaupt die Geheimnisse des Exercirens gehörig beizubringen.

Kamen in dem einen oder dem andern Verwaltungszweige, wie das sehr häufig geschah, Beweise einer frechen Unredlichkeit zu Tage, die in das Große gingen, so war der Kaiser natürlich empört. Er glaubte der Sache abzuhelfen, indem er zu den drei Controlen, die bereits bestanden, noch eine vierte fügte. Daraus ergab sich natürlich gar nichts weiter, als daß die Verwaltung immer verwickelter, immer weitläufiger, immer schreibseliger wurde, und daß anstatt dreier unredlicher Gesellen nunmehr ihrer viere Hand in Hand den eigenen Vortheil wahrnahmen. Daß die letzte Garantie doch immer nur eine moralische sein könne, und daß alle Controle nichts helfe, so lange nicht eine bessere Erziehung, ein besserer Volksgeist zuverlässige Leute bildete, das sah er auch nur auf seine Weise ein. Er glaubte, die in Cadettencorps zu strenger Disciplin und Unterwürfigkeit erzogenen jungen Leute seien vor allen moralisch zuverlässig. Die mußten wissen was Ordnung ist. Dachte der Kaiser überhaupt, daß in dieser Beziehung eine Verbesserung der Zustände nöthig sei, so erwartete er sie gerade von der Erziehung der Jugend in Cadettencorps.

In demselben Geiste faßte er überhaupt alle unerfreulichen Erscheinungen auf. Wurde z. B. eine neue Verschwörung entdeckt, zeigte sich abermals, daß auch diese wie die früheren ihre Wurzeln und Verzweigungen in den streng überwachten Erziehungsanstalten hatte, so folgerte der Kaiser daraus, daß die Absperrung Rußlands gegen Europa doch noch nicht vollständig genug durchgeführt sei, und es ergingen neue Verordnungen, durch welche der Verkehr mit der Fremde immer mehr beschränkt wurde. Zuletzt durfte kein russischer Unterthan ohne ausdrückliche Erlaubniß außer Landes reisen, und diese Erlaubniß durfte nur unter Anführung bestimmter Gründe — Gesundheit, Geschäfte u. s. w. — nachgesucht werden. Kein Russe durfte länger als zwei Jahre in der Fremde verweilen. Minderjährige durften überhaupt gar nicht über die Grenze hinaus. Familienväter, die in die Fremde reisen wollten, mußten ihre Kinder, die das Alter von fünfzehn bis einundzwanzig Jahren erreicht hatten, daheim lassen in dem heiligen Rußland, damit der Pesthauch europäischen Unwesens die jungen Gemüther nicht berühre. Auf Umwegen und durch Bestechungen waren natürlich doch immer Pässe zu haben, aber

Digitized by Google

daß solcher Druck gerade die strebsamen Geister mehr und mehr empörte und reizte, versteht sich von selbst.

Welchen Weg Rußland unter dem Kaiser Nikolaus zurück gelegt hatte, das ließ sich ermessen, wenn man die Verschwörung vom 14. December ihrem Wesen nach mit den später entdeckten verglich. Jene war von den Zöglingen der Zeit Alexanders I. ausgegangen; die liberalen Ideen der Zeit waren in ihrem Wesen nur mit gewissen Elementen des Altrussenthums verbunden und das Streben ging auf eine parlamentarische Verfassung nach französischem Zuschnitt. Besseres wußte man nicht, und daß in Rußland alle Vorbedingungen zu einer parlamentarischen Regierung fehlten, wurde man nicht gewahr. Dazu war die politische Einsicht nicht tief genug begründet. In den späteren Verschwörungen herrschte ein viel wilderer Geist. Die politischen Ansichten, denen die russische Jugend huldigte, waren und blieben stets abhängig von dem, was in Frankreich eben Geltung hatte, Mode war und Sensation machte. So waren denn die Anschauungen, von denen diese späteren Verschwörungen ausgingen, wesentlich aus Eugen Sue's Romanen entlehnt. Man ging von der Voraussetzung aus, daß die Regierung schon ihrer Natur nach im Unrecht sei gegen die Bevölkerung. Es war auf eine radikale Umgestaltung aller, wie man meinte, unberechtigten und veralteten gesellschaftlichen Zustände abgesehen, und nirgends zeigt sich eine Spur, daß irgend ein sittliches Gesetz anerkannt worden wäre. Die Ermordung des Kaisers, ja der gesammten kaiserlichen Familie, stand immer als selbstverständlich an der Spitze des Programmes einer jeden Verschwörung.

Der Kaiser Nikolaus brach zusammen unter der Last der furchtbaren Enttäuschungen, die ihm der Krimkrieg brachte, und Alexander II. stand nun einem in jeder Beziehung zerrütteten Staatswesen gegenüber, umgeben von Dienern und Gehülfen, die, unter seinem Vater sehr unzureichend gebildet, der Aufgabe, solchen Uebeln zu steuern, in keiner Weise gewachsen waren.

Ueberall ist seither die bessernde Hand angelegt worden, wenn auch nicht immer in der zweckmäßigsten Weise, doch immer in reinster Absicht, und mehrfach nicht ohne heilsamen Erfolg. Doch was die vorhergehende dreißigjährige Regierung verschuldet hatte, ist nicht so leicht wieder ungeschehen zu machen. Die böse Saat wuchert fort.

Da nun aber eine gewisse Art der Verblendung einmal und für immer unheilbar ist, fehlt es auch in Rußland nicht an gewiegten Leuten, die Angesichts der gegenwärtigen Zustände klagend ausrufen: „Da sieht man es! Das sind nun die Folgen der Thorheit, die man begangen hat, das weise System des Kaisers Nikolaus aufzugeben und sich auf Neuerungen einzulassen!“

Digitized by Google

Ebers' „Schwestern“.*)

In keinem Punkte macht sich für denjenigen Leser, dessen ästhetisches Gefühl überhaupt für dergleichen Unterschiede empfänglich ist, der Abstand zwischen einer wirklich dichterischen und einer mit Unrecht sich so nennenden epischen Darstellung so bemerkbar als in der Art, in welcher der Hintergrund behandelt ist — ja schon in dem bloßen Vorhandensein eines Hintergrundes liegt eine gewisse Bürgschaft für die sonstige Gediegenheit der dichterischen Leistung. Denn die Erfüllung dieser ästhetischen Forderung ist nur demjenigen Dichter möglich, der nicht blos Gestalten zu sehen und zu schaffen vermag, sondern auch das Thun des Einzelnen im Zusammenhange mit den treibenden Kräften der Zeit zu erfassen und darzustellen die Fähigkeit hat. Daß aber allein durch solche Fähigkeit Schöpfungen entstehen können, die ein poetisches Abbild des wirklichen Lebens werden, die als Mikrokosmen abgerundet und sich selbst genug doch nur den Makrokosmus widerspiegeln, ist für den, welcher die höchsten Aufgaben der Poesie zu würdigen weiß, etwas Selbstverständliches. Und darum ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Dichtungen von Georg Ebers sich eines solchen Beifalles erfreuen, mit solcher Begier erwartet und gelesen werden. Mag auch die Freude am Seltsamen und Entlegenen an dem Erfolge jener Dichtungen ihren großen Antheil haben, immerhin ist auch die Zahl der gebildeten und urtheilsfähigen Freunde derselben zu groß, als daß man, wie hin und wieder geschehen ist, von einer Modethorheit sprechen dürfte, durch welche eine derartige Wirkung allein erklärlich werde. Nein, der wesentlichste Grund ist der, daß uns in Ebers' Dichtungen ganze Culturepochen gezeichnet werden, und zwar nicht auf dem Wege der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, sondern in poetischer Verklärung und Versinnlichung. Selbst wenn ein oder der andere Zug in diesem Bilde nicht der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechen und an dieser oder jener Stelle die moderne Empfindung die echte historische Farbe etwas verwischt haben sollte, in vielen wesentlichen Dingen erhalten wir eine so getreue Wiedergabe des tieferen Gehaltes der im einzelnen Falle geschilderten Epoche, daß sie lebendig vor unserer Seele steht und wir mit den dargestellten Gestalten zu leben und die vielverschlungenen Fäden der Vergangenheit sich entwirren zu sehen glauben. Dabei reden wir natürlich nicht von dem thatsächlichen Inhalte der Erzählung; mit ihm mag der Dichter nach seinem guten Rechte schalten, wie er will, und in ihm die sogenannte historische Treue nach seinem Belieben verletzen und es sich nicht beifallen lassen, diesen oder jenen Umstand durch

*) Die Schwestern. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1880.

Digitized by Google

eine ausdrückliche Note als „historisch" unserer besondern Beachtung zu empfehlen; für uns handelt es sich um den Geist der Zeit, um das, was sie im Innersten bewegt und ihr für immer ihr besonderes Gepräge giebt.

In seinem neuesten Roman, den „Schwestern", hat Ebers in dieser Beziehung wieder eine sehr glückliche Hand gehabt. Man kann die Zeit, in die er den Leser führt, nicht blos der des Ramses gegenüber, sondern in einem viel weiteren Sinne als modern bezeichnen. Ums Jahr 164 v. Chr., als Ptolemäus Philometor und sein Bruder Euergetes Physkon über Egypten herrschen, ist die eigentlich antike Anschauung bereits zu Grabe getragen; denn auf diesen Namen hat nur die echt hellenische Auffassung des Lebens, wie sie sich in so kurzer, aber um so glänzenderer Blüthe bis zum Siege Philipps von Makedonien über Athen entfaltet, Anspruch; die Hellenisten und die in ihren literarischen und künstlerischen Leistungen nur eine Abart von ihnen bildenden Römer sind den echten Griechen gegenüber Epigonen. „Es gab eine Zeit," läßt Ebers in den „Schwestern" (S. 141) den Aristarch zum König Euergetes sagen, „die leider mit dem großen Aristoteles ihren Abschluß gefunden, in der es unter den Griechen Männer gab, die den Ocean, von dem Du redest, mit neuen Zuflüssen speisten, denn die Götter hatten sie mit der Kraft beschenkt, Quellen zu wecken, wie jenen Wunderthäter Mose .... Jetzt ist die Zeit vorüber, in der solche göttergleiche, schöpferische Geister geboren werden, und das haben eure Väter, meine Könige, wohl erkannt, als sie das Museum in Alexandria und die Büchersammlung, deren Hüter ich bin und deren Ergänzer ich mich durch euren Beistand nennen darf, gründeten." Indessen hebt Aristarch mit diesen Worten nur eine Seite aus dem Leben seiner Zeit hervor. Wenn auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft die schöpferischen Geister verschwunden und dafür die Sammler und Ordner in Thätigkeit getreten sind, so ist damit doch nicht alle productive Kraft erschöpft; vielmehr macht sich dieselbe auf einem andern Gebiete, dem des praktischen Staatslebens, und in einem andern Volke, dem römischen, geltend. Von den Römern hängt um diese Zeit schon die ganze civilisirte Welt ab und nicht am wenigsten dieser halb der hellenistischen Culturosphäre, halb der orientalischen Kinderwelt angehörende egyptische Staat. „Rom ist das Schicksal," ruft König Euergetes aus (S. 194); auch in dem Streite zwischen ihm und Philometor, welcher einen der Hauptfäden der Dichtung bildet, giebt Roms Wille den Ausschlag.

Das ist die Atmosphäre, in der Ebers den Leser seiner Erzählung athmen läßt: eine untergehende und eine neu sich erhebende Welt treten in eine theils freundliche theils feindliche Berührung mit einander und, wie sich zwischen ihnen die Grenzen verwischen, so herrscht auch in der geistigen Anschauung der hervorragendsten Persönlichkeiten eine seltsame Mischung von

Digitized by Google

orientalischen und hellenistischen religiösen Vorstellungen einerseits und philosophischen und theilweise atheistischen Ideen andererseits; eine allgemein giltige Norm ist nicht mehr vorhanden und das sehnsüchtige Verlangen der Einen nach einem Höheren schwankt nicht minder von einem Extrem zum andern als die spöttische und dabei doch so sehr im Aberglauben befangene Gottlosigkeit der Anderen. Mark und Halt haben allein diejenigen Gestalten, die durch die Geradheit ihrer Auffassung und durch die Thatkraft ihrer Natur halb unbewußt auf den rechten Weg geführt werden; unter ihnen stehen voran der Römer Publius Cornelius Scipio Nasica und die Krugträgerin Klea, die ältere der „Schwestern".

Nachdem König Antiochos Epiphanes von Syrien durch das Gebot der Römer gezwungen ist, auf die Eroberung Egyptens zu verzichten (168 v. Chr.), haben sich die beiden Brüder Ptolemäus Philometor und Euergetes in der Weise in das Reich getheilt, daß der Erstere in Memphis, der Letztere in Alexandria regiert. An Philometors Hofe spielt der Eunuch Euläus, welcher früher die Vormundschaft über die Brüder geführt hat, auch nach dem Eintritte der Mündigkeit eine große und unheilvolle Rolle. Seiner Rache ist unter Anderen auch der Vorsteher des von Ort zu Ort ziehenden und eine Art Berufungsinstanz im egyptischen Reiche bildenden Chrematistencollegs, Philotas aus Syrakus, zum Opfer gefallen, weil er die Freisprechung eines von Euläus mit Unrecht angeklagten Aufsehers der Tempelspeicher durchgesetzt hat. Philotas ist mit seiner Gattin zur Zwangsarbeit in die äthiopischen Goldbergwerke geschleppt, dagegen sind seine beiden Töchter Klea und Irene, die eine kaum dem Kindesalter entwachsen, die andere noch ganz darin stehend, durch die Söhne jenes von Philotas geschützten Aufsehers, Serapion und Glaukus, in den Tempel des Serapis gerettet und dem Dienste des Gottes geweiht, dem sie beim Beginne von Ebers' Erzählung bereits fünf Jahre als Krugträgerinnen obliegen. Auch im Tempelbezirke steht ihnen ihr Retter Serapion als Freund und Beschützer zur Seite; denn auch sein Leben gehört seit seiner Kindheit durch ein Gelübde seiner Mutter dem Gotte, da er unter bösem Sterne geboren und deshalb zum Klausner des Serapis bestimmt ist. Zwar hat er sich in seiner Jugend einmal seiner Haft entzogen und sich weit in der Welt umhergetrieben, das Heimweh hat ihn indessen doch wieder in das Elternhaus und das Flehen der Mutter selbst in die Klausnerzelle zurückgeführt; nun wendet er sich, nachdem es ihm mit Hilfe seines Bruders gelungen ist, die Schwestern in den Tempel zu bringen, diesen mit besonderer Liebe zu und nimmt sich ihrer wie ein Vater an. In dem Erscheinen eines jungen Römers, des Publius Cornelius Scipio Nasica, der sich, theils um seine Wißbegierde zu befriedigen, theils um Aufträge des römischen Senates zu erfüllen, in Memphis aufhält, sieht Serapion eine glückliche Gelegenheit, den

Digitized by Google

Schwestern noch weiter zu dienen und bei Hofe die Befreiung ihrer Eltern durchzusetzen; als ihm nun vollends Scipio auch seinerseits ein Interesse für Klea, die er bei den feierlichen Aufzügen im Tempelbezirke gesehen hat, entgegenbringt, übergiebt er ihm eine Bittschrift, in welcher er die ganze Intrigue des Euläus auseinandergesetzt hat; diese soll Scipio der ihm sehr gewogenen Königin Kleopatra, der Schwester und Gemahlin Philometors, überreichen und damit die Befreiung des Philotas erwirken. Gleichzeitig wird von einer andern Seite her die Aufmerksamkeit des Hofes auf Irene gelenkt. In diesen Tagen ist nämlich der König Euergetes zum Besuch in Memphis eingetroffen und ihm zu Ehren soll an seinem Geburtstage ein außerordentliches Schauspiel, die Aufführung eines Festzuges nach Anleitung einer vorhandenen künstlerischen Darstellung, veranstaltet werden; zur Hebe, die dabei eine Hauptrolle zu spielen hat, schlägt ein junger Korinther Lysias, ein Reisegefährte des Scipio, der mit ihm das Serapeum besucht und dort Irene gesehen hat, arglos diese letztere vor, worauf Philometor und Kleopatra um der Rechte des Tempels und der Priesterschaft willen nur ungern, der Wüstling Euergetes dagegen mit größtem Eifer eingehen. Dieser großen Gefahr begegnet der weniger arglose Scipio, indem er Lysias selbst die Augen über die Folgen seines Vorschlages öffnet und ihn bestimmt, in früher Morgenstunde, wo die Schwestern aus einem außerhalb des Tempelbezirkes gelegenen Brunnen Wasser für die Spende zu holen haben, Irene zu entführen und in das Haus eines griechischen Bildhauers zu bringen. Nun schürzt sich der Knoten mehr und mehr: während auf der einen Seite Klea, die sich zuerst in völliger Unkenntniß über das Geschick Irenens befindet und dann durch einzelne Spuren auf die Vermuthung gebracht wird, jene sei durch eine Dienerin der Kleopatra entführt, in ihrer Angst nach Memphis eilt, um durch Vermittelung von Serapions Bruder Glaukus die Hilfe Scipio's in Anspruch zu nehmen, hat Euergetes mit Euläus einen Mordplan gegen den Römer ins Werk gesetzt; denn dieser ist ihm bei der Ausführung der Umsturzgedanken, mit denen er sich gegen Philometor trägt, unbequem. Als Klea in Memphis angekommen ist, erfährt sie zufällig, daß Scipio, der ihr dabei als der Entführer Irenens bezeichnet wird, durch eine ihm in ihrem Namen überbrachte Botschaft in die Wüstengegend zwischen Memphis und dem Serapistempel gelockt ist, und nun eilt sie ebendorthin, um den Mann, den sie aus vollem Herzen liebt, obgleich sie ihn jetzt für sich verloren und durch eine Neigung an ihre Schwester gefesselt glaubt, womöglich aus der ihn bedrohenden Gefahr zu erretten. Dies gelingt ihr vollständig, aber Serapion, der in seiner Unruhe um Klea und Irene den Bann seiner Zelle bricht und Klea nacheilt, wird das Opfer des Anschlages; indem er jedoch in Scipio's und Klea's Armen stirbt, scheidet er mit der tröstlichen Gewißheit, daß von nun an eine sichere Hand

Digitized by Google

über den Schwestern walten wird, und in dankbarer Erinnerung an die ihm durch den Klausner gewordene Errettung fügt Scipio seinen übrigen Namen den des Serapion bei. Jetzt gelangen die beiden Fäden der Dichtung schnell zum Abschluß: Klea und Irene sehen einer Vereinigung mit Scipio und Lysias entgegen und Euergetes' Umsturzpläne gegen Philometor finden zwar bei den Egyptern keinen Widerstand, wohl aber werden sie durch Scipio im Namen des römischen Senates vollständig gehindert; es tritt damit, ohne daß weiter davon die Rede ist, jene Ordnung der Dinge ein, wie sie sich thatsächlich im Jahre 164 durch die Abfindung des Euergetes mit Kyrene vollzogen hat. Von einer Befreiung der Eltern der Schwestern kann nicht mehr die Rede sein, weil sie bereits ihrer fürchterlichen Arbeit in den Bergwerken erlegen sind, nur die Rückerstattung ihres Vermögens setzt Scipio ebenfalls noch durch. „Ich bin wie das Hellas," ruft Euergetes nach seiner Niederlage aus (S. 432), „und er wie das Rom von heute. Wir haschen in der Sonne flatternd nach dem, was unserm Geiste zusagt und unseren Sinnen gefällt, sie suchen, zu Boden schauend, mit festem Schritte die Macht und den Vortheil. So kommen sie weiter als wir, und doch — ich mag nicht mit ihnen tauschen!"

Auch in diesem Schlußsatze des Romanes, gegen den man freilich den Einwand erheben könnte, daß er den Euergetes in einem zu günstigen, von der sonstigen Schilderung abweichenden Lichte erscheinen lasse, spiegelt sich der tiefe Gedankeninhalt des Werkes wieder. In ihm liegt unleugbar, selbst abgesehen davon, daß auf diese Weise der weite Hintergrund der Dichtung zur Geltung kommt, schon um seiner selbst willen ein hoher Vorzug der „Schwestern", und doch kann man gerade in ihm vom Gesichtspunkte der Composition aus einen Stein des Anstoßes finden. Ohne Zweifel überwuchert an einzelnen Stellen, wie z. B. im zehnten Kapitel bei dem Gespräche des Euergetes, des Aristarch und der anderen Tafelgenossen der königlichen Familie, das reflectirende Element das erzählende, ohne daß es zum Zwecke der Charakteristik oder der Motivirung in dieser Breite vorhanden zu sein brauchte, und andererseits möchte man überhaupt die Erzählung gern etwas erweitert und selbst noch mehr Personen in dieselbe hineingezogen sehen. Nicht immer zeigt sich nur in der Beschränkung der Meister: statt des einen Bandes hätte Ebers mit demselben Stoffe, und zwar ohne alle Gefahr den Rahmen zu weit zu spannen, bequem deren zwei füllen können; erst dann würde Manches, was jetzt nur skizzirt ist, zu seinem vollen Rechte gekommen sein. Jetzt hört man z. B. kaum, was eigentlich den Scipio nach Egypten geführt oder wie sich das Freundschaftsband zwischen ihm und Lysias geknüpft hat; von der auffälligen Verkürzung der für die Schwestern bestimmten Nahrung ist in solchen Andeutungen die Rede, daß man einen

Digitized by Google

tiefen Plan dahinter wittert, und die Absicht des Oberpriesters Asklepiodor, die Schwestern an die Stelle der bisherigen Sängerinnen treten zu lassen, scheint ja damit zusammenzuhängen, aber dieser ganze Faden wird nachher, außer daß die Stimmung Klea's durch das Gespräch beeinflußt wird, nicht weiter gesponnen und Asklepiodor zeigt sich zuletzt auffallend freundlich gegen Klea; der Eindruck unwürdiger Gaukelei, welchen Klea einmal im Tempel empfängt, dient allerdings dazu, den auf ihrem Gemüthe lastenden Druck zu verstärken, und in solchem Sinne redet sie noch zu Scipio davon (S. 379), aber eine so starke Reaction, wie man sie zuerst unwillkürlich erwartet, tritt in keiner Weise ein. So ließen sich noch manche Dinge nennen, bei denen eine weitere Ausführung dem Leser nur erwünscht sein könnte. Und würde nicht das Bild noch voller und reicher und schöner geworden sein, wenn außer den beiden Kreisen des Tempelbezirkes und des königlichen Hofes, deren Mitglieder jetzt fast ausschließlich zur Darstellung kommen, auch noch andere Gestalten, und zwar solche aus den Reihen der gewöhnlichen Bevölkerung von Memphis, wie etwa Glaukus oder Apollodor oder die im vierundzwanzigsten Kapitel recht unvermittelt auftretenden beiden Männer aus Alexandria oder ein und der andere eingeborene Egypter, in voller Figur und mit reicherer Ausmalung vorgeführt würden? würde nicht dadurch der Hintergrund, dessen ideelle Vertiefung ja nicht genug anzuerkennen ist, an plastisch-poetischem Werthe, an dem für die meisten Leser so willkommenen und mehr auf die Phantasie wirkenden Farbenreichthume gewonnen haben?

Aber der Gedanke an einzelne vielleicht wünschenswerthe Möglichkeiten soll uns keinen Augenblick gegen die vielen vorhandenen Schönheiten undankbar machen und namentlich nicht die Geschlossenheit und Straffheit der Composition verkennen lassen. In der Zusammenfügung und Vertheilung des Stoffes macht sich eine wohldurchdachte Oekonomie bemerkbar und nur für die an und für sich durchaus nicht uninteressante, aber sehr ausgedehnte Schilderung zu Anfang des vierundzwanzigsten Kapitels haben wir keinen rechten Zweck ausfindig machen können. Auch über die Behandlung des historischen Materiales gedenken wir, wie schon oben bemerkt, nicht mit dem Dichter zu rechten, zumal da er sie in seinem Vorworte ausdrücklich gerechtfertigt hat und, was wichtiger ist, bei ihr überall einer guten dichterischen Intention gefolgt ist. Ebenso ist ohne Zweifel das Zeitcolorit nicht blos in der Wiedergabe der geistigen Strömungen, sondern auch in den culturhistorischen Einzelheiten und Kleinigkeiten wieder vorzüglich getroffen; das einzige Bedenken von größerer Erheblichkeit wird durch die Einführung der Ausländerin Klea in die Familie der Scipionen erweckt, die nur auf dem von einem Mitgliede gerade dieses Geschlechtes schwerlich betretenen Wege

Digitized by Google

des matrimonium injustum hätte erfolgen können; hier muß die innere poetische Wahrscheinlichkeit über den Mangel der äußeren hinweghelfen.

Denn gerade an der ersteren fehlt es bei der Gestalt des Scipio am wenigsten und überhaupt kann man an der Charakteristik durchweg die reinste Freude empfinden. Mit ungemeiner Feinheit und zum Theil mit kaum merkbaren Strichen sind die Gegensätze zwischen den beiden Schwestern einerseits und zwischen Scipio und Lysias andererseits gezeichnet und daneben wieder die Züge der Wahlverwandtschaft hervorgehoben, welche den thatkräftigen Römer zu der ernsten Klea und den beweglichen, leichtlebigen Griechen zu der kindlichen und naiven Irene hinführen. Den Klausner Serapion möchte man vielleicht sein Wesen noch voller entfalten sehen, aber auch schon so muß man ihn lieb gewinnen und nicht minder den Schmied Krates mit seiner wortlosen, aber werkthätigen Liebe. Von den Gestalten des Hofes erregen Kleopatra und Euergetes das größte Interesse; fast jeder Zug an ihnen ist zugleich ein Zug an dem Bilde despotischer und orientalisch-hellenistischer Launenhaftigkeit und Zerfahrenheit; die stark realistischen Mittel, deren sich der Dichter namentlich bei der Zeichnung des Euergetes an einzelnen Stellen bedient hat, haben ein höchst wirkungsvolles und lebenswahres Gemälde geschaffen. Trotz alles Hervortretens des reflectirenden Elementes hat man die reichste Gelegenheit, die Phantasie und Gestaltungskraft des Dichters zu bewundern: einzelne Scenen, wie die im siebenten Kapitel, als sich Kleopatra zum Gastmahl rüstet und alsdann hinabtragen läßt, oder die im vierzehnten, als Lysias Irene entführt, oder die im zwanzigsten, als Klea Scipio in der Wüste erwartet, sind förmlich zu kleinen in sich abgeschlossenen Kunstwerken geworden, die sich auch außerhalb ihres Zusammenhanges mit dem Gange der Handlung dem Gedächtnisse mit unauslöschlicher Kraft einprägen; namentlich für die mittlere von ihnen hat der Dichter in der Schilderung von Natur und Landschaft die besten und glänzendsten Farben seiner Palette verwandt. Und doch ist alle diese Kunst nicht um ihrer selbst willen da; sie dient, wie Ebers' ganzes Werk, dem höheren Zwecke, den er selbst in seinem Vorworte sehr schön in den folgenden Worten kennzeichnet, die zugleich eine vortreffliche Rechtfertigung und Erläuterung seines ganzen dichterischen Schaffens enthalten: „Alle in dieser Erzählung handelnden Personen sind mir aus der Betrachtung der Tage, in denen sie lebten, in die Vorstellung getreten; aber als sie einmal in den Umrissen mein waren, zeigten sie sich bald als Traumbilder in verklärter Gestalt vor meiner Seele, und von dichterischer Schaffensfreude durchglüht, fühlte ich, indem ich sie darstellte, daß ihr Blut sich erwärmte, daß ihr Herz zu schlagen und ihres Geistes Schwingen sich angemessen ihrem Wesen zu regen begannen. Ich ließ der Geschichte ihr Recht, aber der Mensch als

Digitized by Google

historische Person trat hinter dem Menschen als solcher zurück und aus den Repräsentanten einer Epoche wurden die Träger einer für alle Zeiten giltigen menschlichen Idee; und so darf ich es wohl wagen, dieses Zeitbild auch eine Dichtung zu nennen." Edmund Fritze.

Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen.*)

Dem verbrauchten Worte entgegen, daß unter den Waffen die Musen schweigen, kommen von Zeit zu Zeit, neben den Schriften der Tagesliteratur, die aus dem schweren Kampfe, den das Deutschthum in Siebenbürgen für sein Dasein kämpft, hervorgegangen sind und diesem dienen, auch andere werthvolle Gaben deutscher Arbeit zu uns heraus, oft leider so wenig beachtet, wie jener Kampf für das Deutschthum. Und doch verdienen jene Arbeiten es nach mehr als einer Richtung. Eine neue Publication aus dem Gebiete der Kunst vergangener Zeiten liegt aus Siebenbürgen vor uns, und wir wollen das Stück deutsche Leben, das uns darin entgegentritt, bestens empfehlen. Die Arbeit ist die Fortsetzung jener Publication, die im Jahre 1878 begonnen wurde und bringt, wie die erste, acht Lichtdruckbilder, in Dresden verfertigt und von erläuternden Erklärungen begleitet. Die zweite Lieferung enthält zum Theile schönere Arbeiten wie die erste. Zunächst bringt auch sie drei Grabsteine: der Grafen der sächsischen Nation Valentin Frank († 1648) und Andreas Fleischer († 1676), des Bürgermeisters Blasius Rhau († 1581). Die beiden ersten sind in Lebensgröße, unzweifelhaft dem Leben nachgemacht, auf den Steinen eingemeißelt. Für eine Geschichte der Kleidung, der Heertracht u. s. w. liefern sie interessante Beiträge. Beide tragen den Streitkolben in der rechten Hand, das Symbol ihrer Amtswürde, die sie zum Führer ihres Volkes auch im Kriege bestimmte. Das ganze siebzehnte Jahrhundert, in dem sie lebten, hat sie gerade diese Thätigkeit ihres Amtes oft und oft entfalten lassen. Es erscheint fast wie ein Märchen, wenn wir denken, daß damals über Siebenbürgen der türkische Pascha herrschte und das sächsische Volk zuweilen, im unglücklichen Zusammentreffen feindlicher Ereignisse, an der Seite des Türken kämpfen mußte, das Volk, das so warm und treu an dem protestantischen Glauben und der Cultur des Abendlandes hing. Der dritterwähnte Grabstein enthält kein Porträt, sondern nur das Wappen des Verstorbenen, jedoch in schöner Ausführung, wobei Motive der Renaissance hübsch verwendet sind.

*) Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. 2. Lieferung. Hermannstadt 1879. (8 Lichtdruckbilder sammt Erklärung.) Vergleiche über die 1. Lieferung „Im neuen Reich" 1878 II. S. 522.

Digitized by Google

Die übrigen Bilder sind Goldschmiedarbeiten, die zu den schönsten Erzeugnissen der Kleinkunst gehören. Wir sehen an dem Schmucke der Arbeiten die liebenswerthe Innigkeit des deutschen Gemüthes, das in kampferfüllten Zeiten seine Freude fand am Schaffen, an den zierlichen Formen und Arabesken, die die kunstgeübte Hand bildete. Allen voran steht ein Reliquienkreuz aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Es ist Eigenthum der stattlichen Gemeinde Heltau, eine Stunde weit von Hermannstadt gelegen. Eine Kirche mit romanischen Ueberresten, umgeben von alten Mauern zum Schirme des Heiligthums, in der bis vor wenigen Tagen ein Altar aus dem Jahre 1525 stand, ist Mittelpunkt des gewerbreichen Ortes, der unmittelbar am Fuße des Gebirges sich in schönster Umgebung ausdehnt. Dieser Kirche gehört das Kreuz. Getriebene Arbeit aus vergoldetem Silber, erhebt es sich 66,3 Centimeter hoch, der Fuß auf einer vierblätterigen Rose stehend; figurative Darstellungen von Heiligen in verschiedenfarbigem Email ziehen sich um den Fuß, jede Figur überragt von einem aus Spitzbogen mit Thürmchen und Fialen bestehenden Baldachin. Ebenso ist über dem Knaufe der Ständer des Kreuzes schön gothisch gegliedert. Acht kleine Strebepfeiler dienen den geschweiften Spitzbogen zur Stütze und schließen acht Nischen ein, in welchen sich eben so viele Statuettchen von Heiligen befinden, unter welchen der heilige Severinus, die heilige Walpurgis zu erkennen sind. Aus diesem heraus wächst nun das Kreuz, dessen vier Balken je in eine dreiblätterige Rose münden, deren Seitenränder früher mit Perlen geschmückt gewesen sein mochten. Die Figur des Gekreuzigten ist meisterhaft ausgeführt. Die Arme sind wagrecht ausgebreitet, die Füße über einander genagelt, der rechte über den linken, wie es seit dem dreizehnten Jahrhundert immer mehr Sitte wurde. Der Ausdruck im Gesichte stellt weniger den Schmerz als die versöhnende Milde des Heilandes dar. Die Lanzenwunde auf der rechten Seite bezeichnet ein Rubin. Zu beiden Seiten des Heilandes stehen die zwei Figuren der Passionsgruppe, kleiner ausgeführt, jede auf besonderem Ständer, Maria in faltenreichem Gewande, Johannes mit langem wallenden Haare, die Rechte zur Verkündigung des Evangeliums erhebend, die linke auf einem Buche haltend. Ueber dem Kreuze steht auf einem achtseitig geschliffenen Bergkrystall der Pelikan, die Flügel halb ausgebreitet, den gekrümmten Schnabel tief in die Brust bohrend, um — ein Symbol des Opfertodes Christi — den Jungen sein Blut zu spenden. Es ist kein Zweifel, daß das Kreuz Erzeugniß eines sächsischen, wohl Hermannstädter Meisters ist. Auf der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 war unter den ausgestellten kirchlichen Denkmälern kein so schönes. Es reiht sich den besten Arbeiten der deutschen Goldschmiedekunst würdig an die Seite.

by Google

Der Kelch aus dem fünfzehnten Jahrhundert gehört einer andern sächsischen Dorfgemeinde unweit Hermannstadt, Burgberg. Im Aufbau etwas gedrückt, sind die einzelnen Theile in schönem Ebenmaß gehalten. Aehnliche Kelche aus dem fünfzehnten Jahrhundert besitzen zahlreiche sächsische Dorfkirchen.

Den Schluß der Veröffentlichung bilden zwei Darstellungen eines Ciboriums aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Von besonderem Werthe ist die innere Fläche der Schale, die eine Darstellung des heiligen Abendmahles in getriebener Arbeit enthält. Es ist mit scharfem künstlerischem Blick der Augenblick zur Darstellung erwählt, wo Christus spricht (Math. 26, 21): „einer von euch wird mich verrathen". Betrübniß und Staunen ergreift die Jünger, jeder sucht in seiner Weise den Verdacht von sich abzuwehren, nur Judas Ischarioth sitzt mit scheinbar gleichgiltigem Blick abgewendet vom Herrn, schon auf den Verrath sinnend, und stützt den Kopf mit der Rechten, während die Linke auf einen Geldbeutel greift. Es ist das Ciborium vom Hermannstädter Goldschmied Sebastian Hann verfertigt, von dem die erste Lieferung die schöne Kanne publicirt hat. Auch dieses Stück des trefflichen Meisters rechtfertigt den Spruch, der auf einer zweiten Kanne dieses Mannes steht:

> Hermannstadt ist durch die Kunst dieses Meisters Augsburg worden —
> Lebe lang Sebastian Hann in werther Menschen Orden.

Es ist wie der Spruch so die Arbeit Ausdruck des frohen Bürgerstolzes, der den Meister erfüllte, der solches zu machen im Stande war.

Wir aber freuen uns der Veröffentlichung und empfehlen sie aufs beste!

Vom preußischen Landtage.

Die ersten Sitzungen nach parlamentarischen Ferien haben durchweg das unbestrittene Vorrecht, an sensationellen Episoden möglichst dürftig zu sein. Aus billiger Schonung für die Mitglieder, die nicht gleich auf den ersten Tag von Haus und Heimath sich loszureißen vermögen, und zugleich um die zweifelhafte Beschlußfähigkeit nicht der Probe eines Namensaufrufes auszusetzen, pflegt das Präsidium für eine recht inoffensive Zusammensetzung der Tagesordnung Sorge zu tragen. So stand diesmal für die erste Sitzung des Abgeordnetenhauses nach Weihnachten unter einer Reihe anderer unpolitischer Etatsabschnitte auch der Etat der Staatsarchive zur Verhandlung. Daß zwar die Partei, welche eine eigene katholische Wissenschaft erfunden, auch gegen die Archivverwaltung ein Parteiinteresse zu wahren hat, konnte so

Digitized by Google

wenig überraschen als es unbekannt war, mit wie tiefgewurzeltem Hasse sie den Director der Staatsarchive auch abgesehen von seiner amtlichen Thätigkeit beehrt. Und diesmal war es sogar im Voraus angekündigt, daß man einen Stoff bereit halte, bei welchem eine vorgebliche Parteibeschwerde sich zum Hebel des persönlichen Angriffes machen ließ, und Herr von Sybel war genügend auf beides vorbereitet. Aber während Niemand mehr als eine Auseinandersetzung in Worten voraussehen konnte, glaubten die Taktiker des Centrums gegenüber den dünn besetzten Reihen der Liberalen ihren Vortheil zu ersehen, indem sie es versuchten, die Conservativen zu einem während der Verhandlung eingebrachten Tadelsvotum gegen die Archivverwaltung hinzureißen. Und in der That hat es nur an einem Haare gehangen, daß die auf den Namen des Fürsten Bismarck gewählte Partei sich von den Ultramontanen gegen einen durch den Fürsten Bismarck an seine Stelle gerufenen Beamten gebrauchen ließ.

Mit anerkennenswerthem Geschick wurde die Hauptlinie des Angriffes gedeckt durch eine bereits in der Presse über alle Gebühr aufgebauschte Localbeschwerde eines Wiesbadener Gelehrten gegen die Verwaltung des Idsteiner Archives. Indeß erwiesen sich doch diese Batterien gegenüber den einfachen Thatsachen, welche Herr von Sybel dagegen auffuhr, als Rüstwerk von Pappe und es blieb von den Vorwürfen nichts übrig als das Schmollen eigensinniger Rechthaberei, wenn anders man nicht die ungeheuerliche Anschauung der ultramontanen Redner sich aneignen will, daß die Archivbeamten für ihre glänzende Dotation ihre ganze Zeit und Arbeitskraft auf das Ordnen der ihnen anvertrauten Sammlungen zu verwenden, jeder eigenen wissenschaftlichen Benutzung derselben sich zu enthalten haben. Der Hauptangriff selbst galt der Verwendung des seit drei Jahren ausgeworfenen Staatszuschusses für die „Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven" — ein Unternehmen, welches von der wissenschaftlichen Welt mit der lebhaftesten Genugthuung begrüßt worden ist, und dessen rastlose und fruchtbare Förderung die wärmste Anerkennung verdient. Bei der ersten Bewilligung des Zuschusses im Jahre 1876 hatte nun aber ein ultramontaner Redner die „Erwartung" ausgesprochen, derselbe werde nur für die Herausgabe von Urkunden und die Bearbeitung von Regesten verwendet werden, und niemand hatte auf diese vereinzelte Aeußerung genug geachtet, um dieselbe mit allem notariellen Vorbehalte zu versehen. Bekanntlich wurden die „Publicationen" eröffnet durch den ersten Theil des Buches von Dr. Max Lehmann: „Preußen und die katholische Kirche seit 1640", und da in demselben die Mittheilung des überraschend reichhaltigen und trefflich geordneten Materiales von einer, übrigens kaum den vierten Theil des Bandes einnehmenden, geschichtlichen Darstellung des Gegenstandes, die aus leicht verständlichen Gründen vor der „katholischen

Wissenschaft" keine Gnade finden kann, so wurde die Verwendung von Staatsmitteln zu deren Herausgabe als eine Verletzung der Parität und der bei der Bewilligung gemachten Voraussetzung schon vorlängst in der Parteipresse ausgerufen und nunmehr im Landtage zur Beschwerde gemacht.

Um die Aufnahme dieses Vorwurfes von conservativer Seite ins Licht zu stellen, mag es gestattet sein, einige Sätze aus einer Beurtheilung anzuführen, welche dem Lehmann'schen Buche jüngst in einem conservativen Blatte gewidmet wurde: „Die auf (das mitgetheilte) Material gebaute und Schritt für Schritt von demselben gestützte und andererseits wieder in dasselbe einführende und es erläuternde Darstellung ... knüpft die leitenden Grundgedanken der brandenburgisch-preußischen Kirchenpolitik einerseits an die geschichtliche Stellung der ersten hohenzollernschen Regenten, andererseits an das klare und bestimmte Verhältniß an, in welches schon ihre Rechtsvorgänger in den cleve-jülich-bergischen Erbschaftslanden sich lange vor derselben gesetzt, und welches sie in Folge derselben noch kräftiger ausgebildet und behauptet hatten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß der Verfasser gerade in diesem ersten Bande einen der wichtigsten Abschnitte aus der Geschichte des Kirchenstaatsrechtes zum ersten Male aus dem Staube der Archive und bisher unverarbeiteter Hilfsmittel hervorgezogen, daß er seinen Gegenstand als zusammenhängendes Geschichtsbild erst vollständig neu geschaffen hat.

Und dieses Geschichtsbild, knapp und gedrängt in der Zusammenstellung, gerundet in der Anordnung des Stoffes, wohlthuend schlicht, aber geschmackvoll und anziehend geschrieben, bietet jedem Gebildeten so leichte Belehrung, wie die sorgfältigste Bearbeitung des Urkundentheiles dem Fachmanne die eindringende Forschung erleichtert. — Der Werth des Buches für die unbefangene Erfassung, wie für die mögliche staatsmännische Lösung der uns heute auf diesem Gebiete bewegenden Fragen ist um so größer, je strenger der Verfasser sich von jedem Einflusse nicht nur der Tagestendenzen, sondern jeder unmittelbaren Bezugnahme auf dieselben enthalten hat. Zum ersten Male ist es uns möglich gemacht, die brandenburgisch-preußische Kirchenpolitik als Ganzes bis in die letzten Ausläufer der Ideen sowohl wie der gegebenen Zustände zu übersehen. Jetzt erst läßt sich also mit voller Sicherheit auf dieses Gebiet der Staatsaufgaben die wahrhaft geschichtliche Anschauung anwenden, die nicht in aller Welt herum auf die Suche nach mehr oder minder zutreffenden Analogien geht und das Unvereinbare zu einer Materialiensammlung herbeiträgt für eine Gesetzgebung wie sie sein soll, sondern aus den eigensten Lebensbedingungen unseres geschichtlichen Staates heraus die in ihm wirksam gewordenen Kräfte zu erkennen und ihr Ineinandergreifen zu einer festen, sich in allem Wandel gleich bleibenden und doch stetig erneuernden Staatstradition zu verfolgen sucht."

Digitized by Google

Der Werth der Kritik, welche die ultramontanen Redner, um ihre Beschwerde zu rechtfertigen, an dem Buche übten, läßt sich genügend daran ermessen, wie wählerisch sie in der Häufung ihrer Vorwürfe waren. Wurde doch dem Verfasser fast in einem Athem fanatisch-protestantische Tendenz und Förderung des Indifferentismus Schuld gegeben! Um aber von nichtultramontaner Seite zu ermessen, in wiefern etwa wirklich dem Buche eine abschätzige Behandlung der katholischen Kirche zur Last falle — denn zu einer weiteren wissenschaftlichen Kritik ist selbstredend das parlamentarische Forum unzuständig — hätte man sich mit demselben doch etwas ernstlich beschäftigen müssen. Der hochkirchliche Freiherr von Minnigerode aber, den die conservative Fraction als Sprecher stellte, nachdem sie mit Mühe und fast nur durch die Aussicht einer namentlichen Abstimmung abgehalten war, für den ultramontanen Antrag zu stimmen — dieser allezeit fertige Sprecher zeigte sich bezüglich des eigentlichen Gegenstandes der Verhandlung in völligem Stande der Unschuld; das hielt ihn aber nicht ab, mit nur geringer Abschwächung des Wortlautes der Resolution eine „delicate" Behandlung dieser Dinge zu empfehlen, als ob es doch wirklich die Archivverwaltung daran hätte fehlen lassen, so daß Herr Windthorst-Meppen nicht ohne Grund diese Erklärung als Aequivalent eines förmlichen Tadelsvotums annahm.

Betrübend genug bleibt der Vorfall — nicht für Herrn von Sybel, der sich mit gewohnter Ueberlegenheit behauptete, noch für Dr. Lehmann, für welchen außer seinem Chef liberale Redner, insbesondere Herr von Cuny nachdrücklichst eintraten — aber als Kennzeichen der Lage. Wir haben gesehen, wessen sich die Ultramontanen im Vertrauen auf ihre altconservativen Freunde getrauen, und die letzteren scheinen, wie auch die sonst unbedeutenden Verhandlungen der nächsten Tage aufweisen, sich mehr und mehr als das beherrschende Element in der vereinigten „großen" Fraction zu fühlen. —x.

Literatur.

Inga. Eine Idylle aus dem norwegischen Hochlande von Mary Ottesen. Berlin, Rogge und Fritze. 1880. — Ein junger deutscher Edelmann, Arthur von Nordeck, wird auf einer Reise durch einen Zufall auf einem norwegischen Bauernhofe festgehalten und gewinnt die Tochter seines Gastfreundes, Inga Ringwold, lieb; nach allerlei kleinen Abenteuern und Qualen, die ihm seine Eifersucht bereitet, wagt er seine Liebe zu gestehen und wird erhört. Das ist der einfache Inhalt einer Idylle, die von einer jungen Norwegerin in ganz anmuthiger, wenn auch mitunter noch etwas ungelenker und auch sprachlich nicht immer vollständig correcter Form erzählt ist. Ein reiner Sinn und eine warme Liebe zum norwegischen Lande und seinen freien Institutionen sprechen aus jeder Zeile. In Inga's Wesen ist eine eigenthümliche Mischung von einer geistig freien, auf dem guten Grunde einer höheren Bildung ruhenden Anschauung und

Digitized by Google

einer kindlichen Gläubigkeit für die phantastische Sagen- und Zauberwelt des norwegischen Volksglaubens und durch die Einfügung der „klugen Frau“ Gunhild hat die Dichterin dieses phantastische Element zu einem förmlichen Bestandtheile ihrer Erzählung gemacht. Da Inga selbst auf diesem Boden steht, ist die Verbindung der realen und übersinnlichen Welt nicht übel gelungen, so daß man oft ein Märchen zu lesen glaubt; eine strengere Durchbildung der Gedanken und eine größere Herrschaft über die Form bleiben allerdings noch wünschenswerth. E—e.

Notiz.

Zu dem Artikel „Fritz Reuter zu Tübingen im October 1840“ in Nr. 1. — Der Verfasser der unter vorstehendem Titel in Nr. 1 dieser Wochenschrift veröffentlichten dankenswerthen Mittheilung über Fritz Reuter's erfolglosen Versuch, in Tübingen das durch seine Gefangenschaft unterbrochene Studium der Rechte wieder aufzunehmen, bemerkt im Eingange: „Die bald nach Fritz Reuter's Tode (am 12. Juli 1874) erschienenen Biographien des Dichters lassen, wenigstens so weit wir haben vergleichen können, die Thatsache unerwähnt, daß Reuter, ehe er nach Heidelberg gekommen ist, zuvor schon in Tübingen den allerdings hier vergeblichen Versuch gemacht hat, das akademische Bürgerrecht wieder zu erlangen.“ Dabei ist demselben entgangen, daß in der, Mitte April 1875 erschienenen, zweiten gänzlich umgearbeiteten Auflage des Werkes von Otto Glagau „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ nicht nur der Absicht des Bürgermeisters Reuter, seinen Sohn auf die Universität Tübingen zu schicken, und der dort erfolgten Zurückweisung des letzteren Erwähnung geschieht, sondern auch ein Brief Fritz Reuter's an seinen Vater veröffentlicht wird, datirt Heidelberg, 9. November 1840, in welchem Fritz Reuter selbst über seinen vergeblichen Versuch, in Tübingen die Aufnahme zu erreichen, Folgendes berichtet: „Leider muß ich Dir melden, daß meine Reise nach Tübingen eine unnütze gewesen ist, und daß man mich mit schönen Redensarten hintergangen und aufgehalten hat. Ich habe alle möglichen Versuche gemacht, um aufgenommen zu werden, doch umsonst; selbst die persönliche Bitte beim Minister Schlayer hat mir Abschlag eingetragen. Daher bin ich denn hierher nach Heidelberg zurückgegangen und bin hier sogleich aufgenommen worden unter der Bedingung, daß ich folgende beiden Zeugnisse beibringe: 1) daß ich in Dömitz durch die Amnestie meiner Haft entlassen, und da der alte Oberstlieutenant“ (der Festungscommandant) „wohl nicht abgeneigt ist, mir ein gutes Zeugniß über mein Betragen auszustellen, so kann dies auch von ihm geschehen. 2) Eine Abschrift meines Abgangszeugnisses in Jena, wo, wie mir der Amtmann sagte, mir das Dir bekannte consilium nicht schaden wird. Ersteres bitte ich mir zu besorgen, das zweite will ich mir aus Jena vom Universitätsamt senden lassen. In Tübingen wäre ich gern geblieben, da Schrader mir sehr gefallen hat“ u. s. w.

Aus einer andern Stelle desselben Briefes ergiebt sich, daß Fritz Reuter am 5. November noch in Tübingen weilte, am 7. November dagegen, seinem Geburtstage, schon in Heidelberg war.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 15. Januar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Google

Rußland unter Alexander II. und Deutschland.

I.

Erst anderthalb Jahre sind seit der Zeit verflossen, wo in dem größern Theile Europas die meisten Politiker mit Verdruß und Sorge auf die enge Verbindung hinblickten, in welcher sich ihrer Meinung nach Deutschland mit dem Czarenreiche befand, das eben wieder seine alten offensiven Kriegspfade im Südosten des Welttheiles aufgesucht hatte. Laut hatte man in Berlin verkündet, daß alle Bestrebungen, welche sich etwa aus dem Schooße des deutschen Volkes gegen das Bündniß mit Rußland erhöben, zerschellen würden an dem festen Willen der Staatsleitung, von der Freundschaft zu Rußland nimmer abzulassen; schroff ward die Diplomatie des Westens bedeutet, daß Deutschland an dieser Freundschaft festhalten werde bis ein russischer Czar selber sie zertrümmere. Die alte östliche Genossenschaft schien fester gekittet als jemals. Ein Vierteljahr später etwa warf Rußland den Vertrag von San Stefano in die Wagschale gegen die deutsche Freundschaft. Das Gleichgewicht kam bedenklich ins Schwanken, aber noch einmal versuchte man es herzustellen auf dem Congresse zu Berlin.

Eines Jahres nur hat es bedurft, um zu erweisen, daß der Versuch nicht ganz gelungen ist. Die Beziehungen erkalteten merklich, und zwar war es in der That die Hand der Czarenherrschaft, die immer deutlicher die meist zarten Fäden löste, welche nach Berlin hinüberleiteten. Nicht in der Presse blos, nicht nur in den oft haßflammenden Reden russischer Slavisten mochte man eine Aenderung der frühern Stellung der Mächte erkennen: der deutsche Kanzler hatte ja deutlich erklärt, daß solcherlei Mächte zu schwach seien, das Werk vieler Jahrzehnte zu zertrümmern. Aber es erschienen Zeichen an Orten und von Personen, gegen welche der Bannspruch des deutschen politischen Lenkers machtlos war, weil sie die einzige Bedingung für die Lösung der Freundschaft zu erfüllen drohten: in Petersburg selbst schien man der Freundschaft überdrüssig geworden zu sein. Was von dorther berichtet ward konnte nicht ungehört bleiben. Während Kaiser Wilhelm noch einmal die

Digitized by Google

altbewährten persönlichen Beziehungen zu festigen versuchte in der Zusammenkunft von Alexandrowo, wurden in Wien schon die geschäftlichen Unterhandlungen geführt, deren Besiegelung Fürst Bismarck persönlich dort ausführte. Die lange und vielfach umherfliegenden Wünsche, Befürchtungen, Gerüchte von einem deutsch-österreichischen Zweikaiserbunde gewannen damit plötzlich festen Boden, und im Nu hatte die politische Gestaltung ganz Europas ein anderes Ansehen erlangt. In dem gewöhnlichen Laufe der Dinge war man nach wenig Wochen dahin gekommen, in Königsberg so gut als in Wilna, in Breslau wie in Warschau von einem nahe bevorstehenden deutsch-russischen Kriege zu reden. Die ausschweifendsten Conjecturen hatten freies Feld, unterstützt durch eine gewisse ostentative Feier, welche der Geburt — oder Ausgeburt — eines angeblichen deutsch-österreichischen Defensiv- und „Offensiv"-bundes in England zu Theil ward. So weit die Phantasie auch über die Thatsachen hinausflog, es blieb doch des Wirklichen genug zurück, um Anlaß zu geben für ernste Erwägungen, und es ist dem starken Vertrauen zu danken, welches Deutschland in die politische Befähigung des Fürsten Bismarck setzt, wenn der gewaltige Umschwung, welchen man in der zwischenstaatlichen Stellung Deutschlands vollzogen glaubt, keine tiefere Erregung der Gemüther als eine solche hervorgebracht hat, wie sie von großen aber gefahrlosen äußern Ereignissen verursacht zu werden pflegt.

Wenn dem so wäre, wenn wirklich die preußisch-russische Freundschaft ihr Ende erreicht hätte, so wäre allerdings ein Ereigniß eingetreten von so gewaltiger politischer Bedeutsamkeit als das neue Deutschland keines, das alte Deutschland nur wenige erlebt hat. Drei Generationen haben sich bei uns daran gewöhnt, im Osten nur den Verbündeten gegen einen äußern Feind oder aber den Verbündeten zur Lösung innerer Fragen zu sehen. Der Zeit, wo russische Truppen wirklich feindselig gegen preußische standen, erinnert sich in Preußen Niemand mehr. Auch ist es in Wahrheit lange her. Und das dazwischen liegende Jahrhundert hat mit seiner oft erneuten Waffenbrüderschaft der Russen und Preußen es zu Wege gebracht, daß vor allem im preußischen Heere die Bundesgesinnung zu Rußland Wurzel schlug und kräftig genug aufschoß, um die mancherlei Mißhelligkeiten zu verdecken, welche im Gefolge dieser Genossenschaft im Volke von Preußen und Deutschland aufwucherten. In Preußens Königshause und Heere wurzeln die Traditionen der russischen Freundschaft, unter der pflegenden Hand der preußischen Staatskunst haben sie ihre Früchte getragen.

Wir Preußen mögen uns wohl dessen erinnern, daß nicht das alte Deutschland diesen Bund mit Rußland geschlossen hat. Deutschland war niemals in enger Freundschaft mit dem Czarenreiche, mit Ausnahme dieser ersten Jahre seiner Wiedergeburt unter Kaiser Wilhelm. Einzig in Preußen flossen

Digitized by Google

die Interessen zusammen, welche so lange die beiden Nachbarstaaten verbunden haben. Und auch Preußen hat Jahrhunderte lang bestanden, hat manche Schlacht gegen russische Heere geschlagen, ehe jene Interessengemeinschaft erwuchs, daraus die Freundschaft erblühte. Es war gerade damals als Preußen aufstrebte zu seiner Selbständigkeit in Deutschland und Europa.

Im Laufe der Zeit und der neueren Begebenheiten hat sich die Anschauung eingebürgert, als ob das alte Band zwischen Rußland und Preußen gelegen habe und liege in den polnischen Dingen, in dem Gegensatze zu den Westmächten, zu Oesterreich, in der Gemeinsamkeit dynastischer und innerstaatlicher Interessen. Es scheint mir, als ob man gut thäte, weiter zurück zu blicken und sich zu erinnern, wann und wie der Grund gelegt ward zu diesem Bunde.

In unserer Zeit, wo preußisches und deutsches Wesen so rasch in einander zu fließen begonnen haben, vergißt man oftmals wie alt Deutschland und wie jung Preußen ist. Das altkaiserliche Deutschland gehörte so sehr einer andern europäischen Geschichtsperiode an als Preußen, daß jenes erst durch dieses abgelöst ward, daß erst die Auflösung Deutschlands ein Preußen erstehen ließ. Das römisch-deutsche Kaiserreich gehörte durchaus dem Staatensysteme und der Entwickelung des alten Europa an, jener Länder, welche erwuchsen auf dem gleichen Boden: des Römerreiches, der päpstlichen Kirchenmacht, des Feudalismus und der mönchischen Wissenschaft. Eine im Ganzen einheitliche Cultur und staatliche Entwickelung hatte in diesem Theile Europas gleichartige Interessen der Völker und anerkannte Führerschaft einzelner großer Reiche herausgebildet, zu welchen der östliche Theil Europas im Gegensatze stand, weil er an dieser Entwickelung geringen oder keinen Antheil hatte. Mit dem Eintritte des achtzehnten Jahrhunderts nun erhob sich Preußen zum Königreiche und begann Rußland zum ersten male die Ansprüche eines Fürstenthumes mit eigener europäischer Politik zu zeigen. Als Friedrich zu Königsberg die Königskrone empfing, empörte er sich damit eben so gut gegen die alte Ordnung Europas, als Czar Peter, der um dieselbe Zeit den Kampf um eine Macht eröffnete, die thatsächlich auch eine europäische Königskrone bedeutete. Wenn die Cultur des preußischen Kurfürstenthumes eine unvergleichlich andere war als die des russischen Großfürstenthums, so hatte der Krieg der dreißig Jahre doch zu Wege gebracht, daß Friedrich I. über Lande gebot, die fast eben so weit hinter der Cultur des alten Europa zurückstanden, als die Cultur des Czarenthumes von „Moskow“ hinter der preußischen. Beide Reiche waren aber für das Europa von 1700 fast gleich fremd und barbarisch, wie die neuernden Fürsten derselben als gleich unberechtigte Eindringlinge in das alte europäische System der großen Staaten galten. Es bedurfte seit 1700 vieler und heftiger Kämpfe sowohl Preußens wie Rußlands,

Digitized by Google

ehe das alte Europa sich bequemte, diese Eindringlinge zu dulden, ehe die alten glanzvollen Throne, die abwechselnd ein jeder zu einer Zeit die Geschicke Europas verwaltet hatten, sich herbeiließen, jene beiden Neulinge widerwillig als Ihresgleichen anzuerkennen. Für Preußen trat eine große Steigerung seiner Stellung ein unter Friedrich II., für Rußland um dieselbe Zeit etwa unter Katharina II. Und diese Erfolge hatten beide der Erkenntniß zu danken, daß ihre Interessen gegenüber dem alten Europa in der Hauptsache gleichartige geworden seien. Seit Rußland im Teschener Frieden die Anknüpfung fand für seine oft genutzte Politik der staatlichen Garantien in Europa, seit jener Zeit der schwersten Bedrängniß des preußischen Staates war es, daß der große Friedrich nähere und nähere Beziehungen zu Rußland anknüpfte. Jedesmal, so oft diese Beziehungen wieder erneuert wurden, betrat fortan die preußische Politik immer ausgedehntere Gebiete, auf welchen sich die wechselseitigen Interessen berührten. Nicht eigentlich um der Erwerbung Polens willens verband Friedrich sich wiederholt mit Katharina, sondern zur Erhaltung seiner Stellung in Europa, welche ihm von ganz Europa bestritten wurde. Er wollte in Deutschland das für die Nation verderbliche Uebergreifen des 'damaligen Oesterreich verhindern und Preußen auf gleiche Höhe des staatlichen Einflusses und Ansehens, wie Oesterreich sie hatte, erheben; er wollte in dem damaligen Europa für Preußen eine selbständige, gleichberechtigte Stellung neben den Großstaaten des achtzehnten Jahrhunderts erkämpfen: das war sein Ziel, zu dem der Weg über die Trümmer Polens führte. War dasselbe aber nicht auch das Ziel Katharina's? War Katharina nicht die unmittelbare Nachfolgerin Peters des Großen in seinem Kampfe um den Platz in Europa, darauf er seinen Fuß nicht blos als Czar eines orientalischen Barbarenreiches, sondern als ebenbürtiger Fürst des alten dynastischen Europa setzen könnte? Die gesammte Regierung Katharina's, nach außen ihr ununterbrochenes Vorwärtsdrängen gegen Westen, ihre Eroberungen in West und Süd, ihr fieberhafter Eifer, in den europäischen Dingen mitzureden und mitzuhandeln, ihre scheinbare Eitelkeit von den großen Geistern der Zeit als ebenbürtige Fürstin Europas anerkannt und gepriesen zu werden; nach innen das Streben, ihr Reich mit dem Hausgeräthe zu schmücken, wie es damals eben modern war in den großen europäischen Culturstaaten: Alles verräth das Ziel, für Rußland den Eintritt in die Fürstenkammer Europas zu erreichen. So wollte sie für sich dasselbe was Friedrich für sein Preußen anstrebte, dessen Barbarenthum er oft und rückhaltslos gegenüber Vertretern der europäischen Cultur wie Voltaire anerkannt hatte. Die Feindschaften so gut als die Freundschaften Friedrichs in der Politik haben allesammt diese Grundrichtung auf die europäische Anerkennung der preußischen Großmacht.

Wenn Friedrich wie Katharina zuletzt ein allgemeines Interesse daran

fanden, Polen zu theilen, was war Anderes die Ursache dazu als die Erkenntniß, daß beide der polnischen Theile bedurften für ihre europäische Machtstellung? Preußen wie Rußland waren damals Emporkömmlinge in Europa, die als solche von aller Welt angesehen, angefeindet wurden, und die durch solche allgemeine Gegnerschaft einander genähert wurden. Preußen galt im gebildeten Europa jener Zeit ebenso für ein Land der Barbaren als Rußland, und wenn der Geist Friedrich's wie Katharina's von den großen Männern der Aufklärung bewundert wurden, so bemitleideten diese Männer doch beide um ihres Geschickes willen, über Barbaren herrschen zu müssen. Politisch wie culturlich mußten Preußen wie Rußland ihren Platz in Europa damals noch erst erobern, und zu dieser Eroberung war es, daß sie sich, im übrigen widerwillig genug, zusammenthaten.

Friedrich II. legte den Grundstein zu dem Bündniß, Friedrich Wilhelm II. baute das Fundament fertig. Friedrich und Katharina hatten sich eine Stimme in Europa erworben, aber es fehlte noch viel, daß sie so gern und so aufmerksam wäre gehört worden als diejenige Englands, Frankreichs, Oesterreichs. Katharina und Friedrich Wilhelm II. arbeiteten fort an dem Werke, indem sie sich auf dem alteuropäischen Boden Polens weiter ausbreiteten. Aber in das Streben, durch die weitere Theilung Polens zur europäischen Großmacht auszuwachsen, mischte sich schon das örtlichere Interesse beider Staaten an den polnischen Dingen, und fast wäre es zum Bruche des Bundes gekommen, als Friedrich Wilhelm um 1790 Miene machte, durch eine Allianz mit Polen die preußische Stellung zu stärken ohne Rücksicht auf die Mehrung der russischen Macht, ja gegen die Endziele Katharina's. Der Riß schloß sich indessen wieder durch die Thorheit der Polen, und die beiden Nachbarn theilten zum zweiten und drittenmale. In dem Wettlaufe um die europäische Großmachtswürde war Katharina dem preußischen Genossen denn doch überlegen. Um bei der letzten polnischen Beute freiere Hand zu haben, hetzte sie den Genossen von Warschau fort an den Rhein. Hier erhoben sich gerade Fragen von höchster europäischer Bedeutung, bei denen es galt, die in Anspruch genommene Großmachtswürde zur Geltung zu bringen. Beide europäische Emporkömmlinge warfen sich der Bedrohung des alten dynastischen Europa entgegen, beide mit gewaltigem Lärm und Eifer, Katharina jedoch mit größerer Klugheit. Denn sie ließ Preußen allein als Ritter des Ostens in den Kampf treten gegen den neuerungsschwangeren, revolutionären Westen, während sie inzwischen ruhig ihre Macht im Osten erst festete. Und aus jenem Kreuzzug des Homo novus unter den europäischen großen Fürsten für das bedrohte Fürstenthum, für die Legitimität, gegen welche die Politik Preußens wie Rußlands bisher gefochten hatte, erwuchs dann wiederum die letzte Periode und der größte der gemeinsamen preußisch-russischen Kämpfe um die

Großmachtsstellung. Napoleon überrannte Deutschland und Preußen, zog dann mit der Macht fast ganz Europas gegen den letzten ungebrochenen Continentalstaat zu Felde und scheiterte, nicht an diesem Staate, sondern an diesem Lande. War es früher der Drang nach der Großmachtsstellung, was Preußen mit Rußland verbündete, so war es jetzt die Nothwehr, das gemeinsam Erreichte gemeinsam zu behaupten. Und da es eine alte Erfahrung ist, daß die Drangsale der Noth weit inniger die Menschen mit einander verbinden als die Unternehmungen des Glückes, so rückten die beiden Staaten einander in den Befreiungskämpfen weit näher als sie jemals vorher und nachher gestanden haben. Es kam hinzu, daß, während bis dahin das Bündniß blos ein politisches, von Staat zu Staat, gewesen war, nun die Völker mit hineingezogen wurden und besonders jene Freundschaft gepflanzt wurde, welche noch heute im preußischen Heere lebt. Am Abschlusse dieser Periode hatte Rußland unzweifelhaft seinen Genossen auf der europäischen Arena weit überflügelt. Kaiser Alexander hatte des kein Hehl, er ließ es Friedrich Wilhelm III. oft genug empfinden, daß er in der europäischen Stellung dem Könige Preußens weit voraus seinen Platz habe. Ja, er sorgte für die Stellung Preußens in den Verhandlungen des Wiener Congresses gerade ebenso, wie Katharina that, als sie 1793 sich ihren Theil Polens in Grodno vom polnischen Reichstage abtreten ließ und Preußens Gesandter dann hinterher Stück um Stück von der Gunst Rußlands erbetteln mußte. Alexander I. spielte häufiger die Rolle des wohlwollenden Gönners gegen Preußen als diejenige des gleichberechtigten Alliirten, was sich dann natürlich auch in den materiellen Erfolgen Preußens aussprach, besonders in Rücksicht seiner Ansprüche auf Sachsen. Ja, man thut Rußland kaum ein Unrecht, wenn man behauptet, daß an ihm die Schuld lag, daß Preußen nach den Befreiungskämpfen von der Großmachtstellung zurückgedrängt wurde, welche ihm nach seinen Anstrengungen und den Erfolgen seiner Waffen gebührte. Rußland hatte nun sein Ziel erreicht; und alsbald änderte sich das alte Verhältniß der gleichberechtigten Genossenschaft um zu einem Bunde, in welchem Rußland die Leitung an sich riß. In der heiligen Allianz fand Preußen keinerlei Raum für seine Ellenbogen, um noch das Stück Weges vorzudringen, welches durchmessen werden mußte zur unbestrittenen Großmachtstellung. Hatte Preußen doch eben noch das Weichselland aufgeben müssen, und zwar gerade um damit Rußlands europäischen Einfluß zu vervollständigen.

Diese Art von Freundesbund, welche von derjenigen eines achtzehnjährigen Schülers zu seinem zwanzigjährigen Lehrer einige Aehnlichkeit hat, blieb nun die vierzig Jahre lang bis zum Tode des Czaren Nikolaus ziemlich unverändert dieselbe. Preußens Stellung in Europa war immer zweifelhaft an Stärke wie an Anerkennung, so lange es zweifelhaft blieb, ob an Preußen

Digitized by Google

oder an Oesterreich der legitime Titel der Führerschaft Deutschlands fallen werde; und so lange bedurfte Preußen unumgänglich der russischen Freundschaft. Czar Nikolaus erkannte diese Lage sehr gut und nützte sie eben so gut aus, indem er bei jedem Zwist Preußens in Deutschland als Schiedsrichter auftrat und dabei stets die Entscheidung der Hauptfrage verhinderte. Preußen mußte sich stillschweigend fügen, mußte Olmütz und all' die häufigen Bevormundungen geduldig hinnehmen, mit denen ganz Europa, und nicht am wenigsten Rußland so gern bei der Hand waren.

Inzwischen aber hatte sich durch die Heirath des Czaren mit einer Tochter Preußens ein neues Band angeknüpft, dessen Festigkeit durch die Traditionen und persönlichen Eigenschaften des hohenzollernschen Hauses in bedeutendem Maße erhöht wurde. Die Schwägerschaft unterstützte jene staatliche Freundschaft erheblich, ohne indessen Preußen in seinen Hauptzielen zu fördern. Czar Nikolaus ging dagegen seine politischen Wege, wohl auf Preußen gestützt, allein den Weg und das Ziel sich selbst wählend. Die staatliche Interessengemeinschaft beider Länder schränkte sich schon unter Nikolaus und Friedrich Wilhelm IV. auf den Schutz gegen Dritte, auf die Erhaltung des beiderseitigen Besitzstandes ein. Denn im Ernst konnte die polnische Frage allein genommen nicht ein zwingendes Bindemittel sein zwischen zwei Staaten, welche beide das wesentlich gleiche Interesse daran hatten, die Frage nicht aufzuwerfen, und von denen der eine vierfach oder fünffach mehr polnischen Bodens besaß als der andere. Auch hier war das Verhältniß schon damals ein sehr ungleiches. Immer mehr setzte sich der Bund der Interessen um in einen Familienbund der Dynastien. Als endlich im Krimkriege Czar Nikolaus noch einmal seine Großmachtstellung gegen das alte Europa zu vertheidigen hatte, suchte er die alte Interessengemeinschaft mit Preußen wieder hervor, um einen Kampfgenossen zu gewinnen. Er erlangte so viel, daß Preußen eine für Oesterreich gefährliche Neutralität beobachtete, daß Rußland wiederum in seinem Versuche, weiter im alten Europa vorzudringen, von Preußen mittelbar unterstützt wurde.

Das war die letzte Nachwirkung des Interessenbundes. Als Alexander II. den Czarenthron bestieg, blieb nur noch das Familienband, die dynastische Freundschaft übrig. Aber die persönlichen Eigenheiten der Monarchen festeten dieses Band um so mehr, und der Gang der politischen Ereignisse kam hinzu, um das Verhältniß zeitweilig zu einem so innigen zu machen, als es sachlich kaum jemals zwischen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. gewesen war. König Wilhelm und Alexander II. sind zwei so edel angelegte Naturen, daß ihr Verhältniß zu einander hierdurch eine außerordentliche staatliche Kraft erhielt. Das zeigte sich sofort bei Beginn der großen Periode politischen Kampfes in Preußen. Während Rußland seine Großmachtstellung längst

Google

gesichert hatte und nun daran gehen konnte, durch eine Aera innerer Reformen sich auch innerlich dem Gange der europäischen Cultur näher anzuschließen, hatte Preußen noch immer um sein Dasein zu ringen in dem Entscheidungskampfe für seine deutsche Stellung. Und hier war es einzig und allein die persönliche Freundschaft des russischen Monarchen, welche Preußen half, diesen schweren Kampf zu Ende zu führen. Es war die Abtragung einer Schuld, welche von Katharina an, von der Zeit an, wo Rußland und Preußen gemeinsam unternahmen, sich als Großmächte in Europa festzusetzen, unabgetragen geblieben war seitens derjenigen Macht, welche zuerst und theilweise auf Kosten der andern das Ziel erreicht hatte. Alexander II. war hochsinnig genug, dem alten Kampfgenossen dasselbe zu gönnen, was Rußland längst erworben hatte: feste, anerkannte Stellung unter den alten leitenden Mächten Europas. Aber es war nur der neidlose Sinn des Czaren, dem Preußen das dankte. Denn das übrige Rußland dachte anders. Ohne, ja gegen den Wunsch der großen Mehrheit derer, die in Rußland politisch denken, hielt Alexander II. an seiner wohlwollenden Neutralität fest, so 1864 wie 1866, wie 1870. Und wenn 1866 noch einige Sympathie in Rußland glimmte für den Besieger des Staates, der die russische Hilfe von 1849 mit dem Aufmarsch von 1855 vergolten hatte; wenn sich hier ein Stück Interessengemeinschaft gegen Oesterreich noch herausfinden ließ, so war davon doch keine Rede mehr als es sich darum handelte, den Rhein gegen Frankreich zu vertheidigen. Laut genug äußerte sich denn auch die preußenfeindliche Stimmung in Rußland; sie wuchs zur Leidenschaft an, als Preußen nicht blos seine Grenzen vertheidigte, sondern diejenigen Deutschlands erweiterte. Jetzt konnte man spüren, welche Meinung von der russisch-preußischen Freundschaft sich allmählich, besonders unter der überlegenen Behandlungsweise des Czaren Nikolaus in Rußland entwickelt hatte. Nicht anders denn in Frankreich selbst gebärdete man sich in Rußland: man glaubte an die preußischen Siege nicht, man wollte an sie nicht glauben, man verabscheute selbst die Möglichkeit ihrer Wahrheit. Es ging eine Stimmung durch's Land, aus der deutlich der Widerwille hervorsah, Preußen, Deutschland als eine Macht gleichen Ranges mit Rußland und Frankreich anzuerkennen. Es ist das eine eigenthümliche Eigenschaft großer Völker, die oft zu bemerken ist, daß sie sich in ihrem Selbstbewußtsein verletzt fühlen durch den Anspruch, das Streben anderer Völker, sich ihnen an Macht gleichzustellen. Diese Erscheinung zeigte sich offen im Jahre 1870 und ist seitdem in Rußland nicht wieder geschwunden. Czar Alexander aber hatte sie zu überwinden so damals wie seitdem, sofern er seine Freundschaft zu Preußen-Deutschland aufrecht halten wollte.

Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß er das aufrichtig wollte. Sein Charakter bürgt uns dafür, welchem jene edle Schwärmerei keines-

Digitized by Google

wegs fremd ist, die in Alexander I. sich fast krankhaft entwickelt hat. Er verehrte seinen greisen und heldenhaften Oheim in einer Weise, welche mehr und mehr von der Politik absah und ganz in persönlichen, ja vornehmlich seelischen Motiven aufging. Kaiser Wilhelm war ihm ein Held in Edelmuth, in Freundschaft, in den Waffen. Die natürliche Wechselwirkung zwischen den persönlichen Empfindungen der beiden Monarchen erhöhte rasch den Zauber dieser persönlichen Stellung. Es schien als seien Rußland und Preußen niemals enger verbunden gewesen, als könne die Freundschaft beider nicht welken.

Und doch war zu eben dieser Zeit geschehen, was die Interessengemeinschaft der früheren Zeit endlich zerriß und was sogar die traditionelle Erbschaft freundlicher Gesinnungen aus dem Befreiungskriege her zerstörte, welche in Volk und Heer Rußlands noch sich erhalten hatte. Preußen war endlich am Ziele: es war Haupt eines großen Culturvolkes geworden, war in Deutschland ebenbürtige Macht neben den alten Culturstaaten geworden Zuletzt war also doch der Bund mit Rußland, der vor einem Jahrhundert geknüpft worden, in treuem Beistande erfüllt worden: beide Genossen hatten ihn gehalten. Damit war er thatsächlich und politisch beendet und gelöst, er hatte seinen großen, seinen hauptsächlichen Inhalt verloren. Er konnte nur wieder belebt werden durch die Gefahr, daß auch jetzt noch das alte Europa einem der beiden ehemaligen Genossen seinen erworbenen Platz anfocht. Und es schien längere Zeit, als sollte dieses in Rücksicht auf Preußen-Deutschland wirklich eintreten. So lange Frankreich und Oesterreich die Existenz des neuen Deutschland zu bestreiten geneigt waren, konnte wieder die alte Interessengemeinschaft Preußen und Rußland zu einander führen. Sobald einer dieser drohenden Staaten sich vollständig von solchen Möglichkeiten lossagte, und sobald dadurch die reale Gefahr eines solchen Protestes schwand, so sank auch entsprechend die Stärke des Annäherungsmotives zwischen den beiden andern herab. Es mußte natürlich das ganze Bestreben Deutschlands darauf gerichtet sein, die Möglichkeit eines Protestes gegen sein Bestehen aus der Welt zu schaffen. Die Gelegenheit dazu bot Rußland selbst, als es einen übereilten Krieg gegen die Türkei begann, welcher die Interessen der meisten europäischen Staaten tief beunruhigte, ohne daß dieselben irgendwo mit denjenigen Rußlands sich deckten. Durch diese Isolirung in seinen Interessen und Zielen im Oriente blieb Rußland ohne alle Hilfe während des Krieges, ohne alle Genossenschaft in seiner politischen Verwerthung. Nur Deutschland that, was ein Großstaat in neutraler Haltung irgend thun konnte, um Rußland in Waffen, Munition, diplomatischem Secundiren behülflich zu sein. Daß es hierzu nicht durch seinen realen Vortheil veranlaßt wurde, liegt auf der Hand und wurde von dem deutschen Kanzler mehr als einmal deutlich

Digitized by Google

erklärt: Deutschland hatte in der Türkei keinen Vortheil zu suchen. Das treibende Motiv hierzu war die Dankbarkeit, vornehmlich die persönliche Dankbarkeit für das, was Czar Alexander 1870 an Deutschland gethan hatte. Hier wirkte keinerlei Interessengemeinschaft mehr, wie ehedem, sondern nur noch die persönliche Freundschaft, und wenn im Westen damals so viel von dem bedrohlichen Bunde der Ostmächte gelärmt ward, so meinten die Einsichtigen darunter doch blos jenen Bund der Monarchen, wie er seinen Ausdruck erhielt in der Zusammenkunft der drei Kaiser. Deutschland vergalt jenen Liebesdienst des Czaren mit allen Mitteln, welche persönliche Neigung forderten und staatliche Vorsicht gestatteten. Gerade hierdurch, durch die vorsichtige Beschränkung auf das Gebot der eigenen Interessen, gelang es vielleicht dem deutschen Reiche, Rußland vor weiteren Verlegenheiten durch eine Einmischung Oesterreichs zu bewahren, wo die Magyaren heftig nach Kampf riefen. Denn die preußisch-deutschen Interessen hatten seit seiner Einigung und der Lösung von den russischen Interessen eine neue Richtung, eben auf Oesterreich, erhalten. Dort lagen seitdem die Fäden für ein deutsches Interessenbündniß, in Oesterreich, wo gleichartige Cultur, alte staatliche und volkliche Verbindungen und Traditionen, enge wirthschaftliche Beziehungen, die günstige Lage der beiderseitigen Staaten in Rücksicht auf eine Einigkeit in der Wehrkraft, die vielfach gleichartige Stellung zu fremden nationalen Fragen, wo alles Dieses die meisten Bedingungen für ein dauerndes Interessenbündniß darbot. Sobald Oesterreich dieses anerkannte und an den ernsten Willen Deutschlands diesen gemeinsamen Interessen zu folgen glaubte, durfte es weiter folgern, daß Deutschland nicht diese seine eigenen Interessen verrathen werde, um die ihm fremden Rußlands in der Türkei gegen Oesterreich zu fördern.

Wäre Deutschland in seiner Unterstützung Rußlands weiter gegangen als es that, hätte es ihm eigene Interessen geopfert, so mochte Oesterreich nicht mehr dessen sicher sein, daß es nicht auch Dinge opfern werde, welche auf dem gemeinsamen Boden Deutschlands und Oesterreichs lagen, und es konnte zu der freundschaftlichen Haltung Deutschlands zu Rußland nicht volles Vertrauen bewahren. Es war ohne Zweifel eine höchst schwierige diplomatische Aufgabe, so die alten Allüren gegen Rußland beizubehalten und dennoch zugleich das Vertrauen Desjenigen für Deutschland zu erobern, in dessen jahrhundertalten Traditionen es liegt, einer Freundschaft zwischen Berlin und Petersburg stets und unbedingt zu mißtrauen. Indessen es gelang dem Fürsten Bismarck die Aufgabe glücklich zu lösen. Das Vertrauen Oesterreichs in dieser für dasselbe so wichtigen Orientfrage ward gewonnen und infolge dessen konnte Rußland unbehelligt von Oesterreich seinen Krieg zu Ende führen.

by Google

Zu Ende führen, freilich, aber nicht zu dem Ende, welches es im Grunde wünschte. Welches auch die ursprünglichen Absichten Alexanders II. gewesen sein mögen, mit welcher aufopfernden Selbstentsagung er den Krieg begonnen haben mag: zuletzt gingen die Ziele augenscheinlich hinaus über die Sicherung der Bulgaren gegen türkische Mißhandlung. Die großen, unerwarteten Opfer forderten größeren Siegespreis; mehr noch wirkte das sich stetig steigernde Selbstbewußtsein der den Czaren umgebenden Slavisten und die weiten Pläne russischer Stärkung in der Balkanhalbinsel, die daraus entsprangen. Der Vertrag von San Stefano, am Thronbesteigungstage des russischen Czaren und Befreiungstage der russischen Leibeigenen in Scene gesetzt, war dessen Zeugniß. Der Vertrag enthielt in der Errichtung eines Bulgarenreiches, das bis fast an die Thore Konstantinopels reichte, das sich am aegeischen Meerbusen festsetzte, eine starke Einengung, ja eine Bedrohung der Stellung Oesterreichs im Oriente. Wurde Dieses verwirklicht, so hätte auch Oesterreich seinen Antheil an der Machtverschiebung voll umgrenzen und die Orientfrage für sein Theil voll lösen müssen. Es mag dahingestellt bleiben, ob es weise war das zu unterlassen und die Lösung der Bulgarenfrage zu verschieben. Vielleicht fühlte man in Wien-Pest nicht die Kraft, das Ganze jetzt zu thun, und so trat man dem Vertrage Rußlands entgegen. Deutschland folgte, und zweifellos war es dazu berechtigt, da es sich um Lebensinteressen Oesterreichs, für Rußland blos um entferntere, wenn auch große Vortheile handelte. Es konnte, wie man sich damals ausdrückte, die Freundschaft zu den beiden Nachbarn nicht so verstehen, daß es dem Einen half den Andern zu schädigen. Der Berliner Congreß trat zusammen und fand ganz Europa, Deutschland nicht ausgenommen, vereinigt in der Gegnerschaft gegen den russischen Vertragsentwurf. In minder wichtigen Dingen, in der Entschädigungsfrage, den Gebietsabtretungen, den Vergrößerungen Serbiens und Montenegros und dergleichen wurde Rußland bereitwilligst von Deutschland unterstützt: bei der Errichtung eines dominirenden bulgarischen Staates auf der Balkanhalbinsel mitzuhelfen, dazu ließ sich der deutsche Kanzler um Oesterreichs willen nicht bereit finden. Weder der Einzug in Konstantinopel noch die Mediatisirung Konstantinopels durch ein übermächtiges Bulgarenreich wurde Rußland gestattet; beides wohl unter offener Parteinahme Deutschlands gegen Rußland.

Wie hätte Deutschland etwa anders verfahren dürfen? Es gab freilich einen andern Weg. Deutschland mußte entweder Oesterreich zum festen Freunde gewinnen oder es mußte seine Feindschaft paralysiren. Letzteres konnte es, indem es Rußland half auf der Balkanhalbinsel, letzten Falles in Konstantinopel selbst eine Stellung zu erobern, welche die Rivalität zwischen Rußland und Oesterreich auf lange hinaus zugespitzt hätte. Konnte man sich

auf Oesterreichs Freundschaft nicht verlassen, so war dieses vielleicht das bessere Mittel. Fürst Bismarck meinte sich auf Oesterreich verlassen zu dürfen; und dann blieb nur der andere Weg übrig: Oesterreichs Interessen im Orient gegen Rußland zu verfechten. Ob diese Rechnung auf die Treue Oesterreichs richtig war, kann ja nur die künftige Erfahrung lehren. Mit diesem Schritte aber trat Preußen-Deutschland zum ersten Mal direct gegen die russischen Interessen, gegen die äußere Politik des Czaren Alexander auf. Und das wurde von Alexander II. tief empfunden.

Alexander hatte auch jetzt die russisch-deutsche Freundschaft in dem Sinne empfunden und verstanden, wie er sie 1870 aufgefaßt hatte: sie gipfelte ihm in persönlicher Treue zwischen Monarchen und Monarchen in allem guten und edlen Streben und Unternehmen. Ein edles Unternehmen aber war ihm dieser Kreuzzug für die geknechten Christen der Türkei, ein Kampf für Völkerfreiheit und humane Ideen, so gut als er stolz ist, der „Befreier“ seines eigenen Volkes genannt zu werden. Die politischen Machtfragen, welche aus diesem Kreuzzuge aufsproßten, standen ihm nur in zweiter Linie. Befreier der Slaven wollte er werden und — Rächer der Niederlagen seines Vaters, Wiederhersteller Dessen, was verloren ging an Land und Ansehen als Nikolaus ins Grab sank. Durst nach Ausbreitung seiner Macht war gewiß nicht das Motiv, welches ihn im November 1876 jene Rede an den Moskauer Adel halten ließ, die eine Einleitung zum Kriege wurde. Die politischen Machtfragen traten im Laufe der Kämpfe hinzu, geschickt eingeschoben und untergeschoben durch die nationalen Eiferer, welche den Czaren immer dichter zu umgeben gewußt hatten mit Berathern und einflußreichen Höflingen beider Geschlechter. Alexander ließ die Machtfragen mit Wurzel fassen, aber mehr in der diplomatischen Kanzlei als in seinem Herzen. Als er den Vertrag von San Stefano guthieß, träumte er sich vielleicht mit Stolz der Befreier des ganzen Bulgarenvolkes zu sein, der Rächer an den türkischen Tyrannen: schwerlich entzückte ihn vor Andrem die Aussicht, durch das geplante Großbulgarien Konstantinopel und das aegeische Meer, die Dardanellen und vielleicht die ganze Balkanhalbinsel Rußlands Willen zu unterwerfen. In dieser idealistischen, humanen Auffassung der Lage nun liegt die ganze Erklärung des Umschwunges in den Gesinnungen Alexanders zu Deutschland. Aus dieser idealen Anschauung heraus ist es psychologisch nur folgerichtig, wenn Alexander erwartete, daß Kaiser Wilhelm auf demselben Standpunkte stehen und also seine Wünsche theilen werde. So idealistisch, wie Alexander stets das Verhältniß zu Kaiser Wilhelm gepflegt hatte, konnte er sich nicht anders vorstellen, als daß der Oheim ebenso begeistert für die Befreiung der Balkanchristen sein werde als er selber. So tief sittlich er den Oheim gesehen hatte seine Pflichten zu seinem Volke wie zu

Digitized by Google

feindlichen Völkern auffassen, so erwartete Alexander nun auch, daß er die sittlichen Motive seines Kriegsunternehmens voll anerkennen werde. Und drängte sich wo eine politische Frage praktisch Zweifel erregend herein, so mochte wohl das festgewurzelte Vertrauen in die Schwere der von Rußland an Preußen geleisteten Dienste, mochte eine nur zu erklärliche Ueberschätzung der geleisteten russischen Dienste jene Zweifel niederschlagen. Erklärliche Ueberschätzung eben wieder darin, daß die Haltung Alexanders im Jahre 1870 so ganz freiwillig und aus eigenstem edlen Wohlwollen heraus, dazu mit Zurückdrängung der Wünsche seines Volkes sich gestaltet hatte. Damals trieb ihn nicht das Gefühl der politischen Pflicht gegen Preußen, weil er ganz von persönlicher Opferbereitschaft erfüllt war, und so nahm er jetzt auch das ganze Verdienst jener Haltung für sich in Anspruch und mit ihm die ganze und gleich opferwillige Dankbarkeit Preußen-Deutschlands.

Als er sie auf dem politischen Boden nicht fand, fühlte er sich ganz persönlich in seinen edelsten Gefühlen tief verletzt. Er war getäuscht worden in seinem festen Vertrauen auf den Edelmuth und die Dankbarkeit Preußen-Deutschlands, wie er sie nun einmal auffaßte. Er zog sich grollend zurück, fest entschlossen dennoch seine Pflichten nach dem Berliner Vertrage zu erfüllen, aber wohl auch ebenso entschlossen, sein Ziel wieder aufzunehmen und zu verfolgen, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde, trotz der vermeintlichen Undankbarkeit Deutschlands und ohne dessen Hilfe. Darauf deutete das Manifest über den Berliner Frieden, welches nach Abschluß desselben im Organe des russischen auswärtigen Amtes, dem „Journal de St. Petersburg", erschien, und worin unverholen ausgesprochen war, daß sich Rußland nur gezwungen den Bedingungen von Berlin gefügt habe und einen andern Abschluß der Dinge im Orient von der Zukunft erwarte.

Aehnlich wie der Czar dachte damals die Mehrzahl seiner Unterthanen von dem Berliner Frieden, von den Pflichten Deutschlands und seiner Freundschaft. Ungleich heftiger faßten das Verhältniß die nationalen russischen Eiferer auf. Der Slavenführer Aksakow klagte zu Moskau laut und offen die Staatsregierung des Verrathes an der russischen und slavischen Sache an. Zum Theile war es wirkliche Ueberzeugung, schwärmerischer Glaube an das Recht des Slavismus, was diese Leute entflammte gegen den europäischen Widerspruch, gegen die „Einmischung" in den slavischen Befreiungskampf. Zum andern Theile mochte es kluge Berechnung sein, mit der sie die verletzte Stimmung des Czaren erfaßten, um ihn endlich von seinen den Slavisten stets verhaßten Neigungen zu Preußen-Deutschland loszureißen. Sie säumten ohne Zweifel nicht, die verbitterte Stimmung des Czaren auf alle Weise zu reizen und zu steigern. Und es ist wieder die Art intuitiv idealistisch angelegter Menschen, es ist besonders der Charakter Alexanders II., bis zu

einem gewissen Empfindungsgrade fremden Einflüsterungen zugänglich zu sein. Das Gefühl persönlicher Verletzung macht solche Menschen leicht blind gegen die Thatsachen, die wirklichen Umstände. Sie können vielleicht edelmüthig vergeben, nicht aber ihren Gesichtspunkt berichtigen; sie können die Berechtigung ihres Idealismus nicht aufgeben.

Zu diesen persönlichen Empfindungen des Czaren gesellte sich die Erfahrung, daß der Krieg an den inneren Zuständen des Reiches heftig gerüttelt hatte. Die Finanzen erschöpft; gewaltige Mißbräuche in der Verwaltung, besonders der Intendantur aufgedeckt; die Macht des Heeres keineswegs stets als so groß erwiesen, wie man geglaubt hatte, daß sie wäre; trübe Erscheinungen in dem Kreise der nächsten Umgebung des Czaren; mehrfach grollende Kundgebungen aus dem Schooße des Volkes über Mißbräuche und Täuschungen; endlich der Beginn einer tollkühnen revolutionären Bewegung, welche sich immer näher in die Umgebung des Monarchen mit der Mordwaffe herbeidrängt, zuletzt gegen den Monarchen selbst die Hand erhebt. Auf der einen Seite die stillen oder halblauten Vorwürfe Derer, welche vor dem Kriege gewarnt hatten, auf der andern die offenbaren Vorwürfe Derer, welche die Fortsetzung des Kampfes bis zum Ende und um jeden Preis gefordert hatten. Den Ersteren recht zu geben vermochte der Czar nicht; und gab er den letzteren recht, so lag es nahe, daß er ihnen auch weiter folgte in ihren wohlberechneten Wühlereien gegen Deutschland, daß er um so bereitwilliger auf die Stimmen hörte, welche mit allen Künsten ihm zu beweisen suchten, daß nicht er, nicht Rußland an dem Mißerfolge schuld seien, sondern Deutschland. Nach ruhmvoller zwanzigjährigen Herrschaft dieses Rütteln überall; trotz der Siege die Lage fast eines Besiegten! Und das Alles — so mochte es oft in dem Ohre Alexanders tönen — durch die Untreue Preußen-Deutschlands! Die Mißstimmung steigerte sich. Und da die russisch-deutsche Freundschaft seit 1870 vorzugsweise auf persönlichen Motiven, auf Stimmung ruhte, so erkaltete auch die staatliche Freundschaft. Der Czar selbst konnte die Aenderung nicht verbergen. Was am czarischen Hofe in dieser Richtung steuerte, beeilte sich die Aenderung in der Stimmung offenkundig zu machen und dadurch zu verstärken. Die Presse stieß, — so weit sie slavistisch ist, also bis auf ein oder zwei russische Blätter insgesammt — ins Horn: mit der russisch-deutschen Freundschaft sei es aus, Rußland sehe sich nach andern Freunden um. Dieser geflissentlich laut werdenden Absage der deutschen Freundschaft kam gerade Manches gelegen, was in Deutschland damals vorging.

Ernst von der Brüggen.

Digitized by Google

Pariser Plaudereien.

Der Monat December hat wieder einmal den vom Klima etwas verzärtelten Bewohnern der Seinemetropole, jenes Lichtheerdes oder Centrums der Geister, Herzen und Seelen, jenes Gehirnes des universellen Gedankens, oder wie sonst Hugo der Erhabene das moderne Städtejuwel zu nennen beliebt, in ihre Lebensweise einige Abwechselung gebracht. Die guten Pariser wähnten sich bei der ungewöhnlich strengen Kälte und dem barbarischen Schnee, wenn nicht einige Meilen hinter den Südpol, so doch mindestens nach Sibirien hinversetzt. Viele zogen sich Schnupfen und Gliederreißen zu, während die Nasen der Boulevardiers wie Karfunkel glänzten, daß man sie in Petersburg mit „Nofs", das will sagen, „Väterchen deine Nase", begrüßt haben würde. Schlittschuhläufer, Pelzwaaren- und Kohlenhändler dagegen rieben sich vergnüglich die Hände. Die Ersteren richteten sich schnell auf den Seen des Bois de Boulogne, in Vincennes und anderer Orts ein, die Letzteren aber machten vortreffliche Geschäfte, indem sie ausverkauften und selbst Ladenhüter, denen schon das Haar halb ausgefallen, noch an den Mann brachten, während die biederen Auvergnaten, jene patentirten kleinen Spitzbuben, die Pariser Holz- und Kohlenhändler meine ich, sich vor Wichtigkeit kaum mehr kannten, da ihre Waare vierzehn Tage hindurch gefragter war als Geld. Die Localberichterstatter füllten die Spalten mit allerliebsten Schneeartikeln, in denen sie ihre Leser über die Alpenlandschaften in den Straßen unterhielten, wobei sie die Börse als den Chimborasso, die Oper als den Montblanc schilderten und den Reflex des electrischen Lichtes für Alpenglühen ausgaben; auch wußten sie viel von den prächtigen Schlitten- und Eispartien zu fabuliren, bei denen die reizenden Pariserinnen angesichts der Herren, mit denen sie vor acht Tagen getanzt, immer mit so viel „Chic" auszugleiten verstanden, um im richtigen Moment gerettet zu werden. Mich aber versetzte diese überaus winterliche Scenerie in die ernstere, hier nahezu vergessene Belagerungsperiode zurück, als Paris bekanntlich eine geschlossene Gesellschaft, eine Welt für sich bildete, die nach der löblichen Vorschrift lebte: „Das Frühstück laßt uns sparen, des Mittags woll'n wir wenig essen, des Abends aber ganz vergessen," so daß man betreffs Speiseöl in die Apotheke schickte, während sich der Coiffeur sein Pomadenfett als Schmalz von Leckermäulern mit 20 Francs bezahlen ließ und der geniale Clubredner, Advokat Gagne, allen Ernstes den Vorschlag machte, bei Ermangelung des Fiacre-, d. i. Pferdefleisches, von der Philanthropie sofort zur Anthropophagie überzugehen, indem alle Personen über sechzig Jahre sich dem Altare des Vaterlandes als Schlachtopfer weihen sollten, wobei es dem hohen Nationalverthei-

digungscomité honoris causa zustehe, mit gutem Beispiele voran zu gehen. Damals war es auch, daß der heutige Finanzminister Magnin in seiner Eigenschaft als „Ackerbauminister“ die braven Pariser mit 104,000 Kilogramm Salzfleisch, 52,000 Kilo antidiluvianischer Bohnen, Kaffee, Oel und Chocolade zu Neujahr beschenkte, was bei der Vertheilung gar homöopathische Portionen ergab, so daß auf mich und viele andere nicht mehr als zwei Täfelchen Chocolade entfielen. Kirchen, Theater und Restaurants waren geschlossen, und in den wenigen der Letzteren, die noch geöffnet, gab's, so man der Karte glauben wollte, gar seltsame Gerichte, als: Elephanten- und Hippopotamen-Suppe, Känguruh-, Strauß- und Condorbraten. Nicht allzu magere Katzen wurden dagegen mit 12—20 Francs behandelt, Ratten kosteten 2 und Mäuse per Stück 1 Francs. Anfangs aß man letztere nur du bout des dents und mit Widerwillen, dann aber machte man wie immer Witz darüber, und fand das sonderbare Wildpret, dessen Werth man im Auslande, wie manches Andere, nicht zu schätzen wisse, ganz vortrefflich, im Geheimen jedoch fluchte man weidlich auf „ces canailles de Prussiens“, die ihre Mitgeschöpfe zu einer solchen Hundekost nöthigten.

„Vivre de privations — sacrifier son embonpoint à la patrie, c'est prouver qu'on a l'étoffe d'un patriote!“ hieß es, und „ein Ochse“, der über den Boulevard geführt wurde, erregte größere Sensation, als Trochu mit seinem ganzen Stabe. Ehrfurchtsvoll entblößte die Menge das Haupt und ein alter Herr, der im Restaurant Brebant wahrscheinlich einen geräucherten Häring dinirt, kam mit seinem Stückchen Haferbrot gravitätisch über den Weg geschritten; er rieb dasselbe am lebendigen Beefsteak des nahrhaften Geschöpfes, worauf er's unter Jubel der Zuschauer mit sichtlichem Behagen verzehrte.

Damals war's auch, und zwar im Hinblicke auf die Nahrungs- und Feuerungsnoth recht „unbarmherzig“ kalt. 13 Grad zu Anfang und zu Ende des Monates. Diesmal aber fiel das Thermometer gar auf 18—21, zudem hat man solchen Schnee noch niemals hier gesehen, und konnte sich betreffs Communication, in Ermangelung der nordischen Schlitten, geradezu in irgend einen gemüthlichen Provinzwinkel versetzt wähnen. Und volle vier Wochen währte der schlimme Spaß! Wohl suchte man sich mit historischen Erinnerungen zu trösten, so unter andern mit dem Schreiber, dem im Jahre 1408 die Tinte in der Feder gefror, trotz des gewaltigen Feuers, das im Zimmer brannte, mit dem Jahre 1420, als die Hunde die Leichname auf den Straßen verzehrten, und mit 1709, als die Glocken beim Läuten sprangen; aber das alles vermochte schließlich keinen Ersatz zu bieten für die ausgefallenen Concerte und Theatervorstellungen, sowie für die Diners und Clubeinladungen, die unter dem Hauche des Nord erlagen, der das hier mehr in der Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit als am häuslichen Heerde pulsirende Leben zu erstarren drohte, zudem der seine Wärme meist selbst verzehrende französische Kamin, jenes Symbol des Egoismus, mehr ein Kohlen und Holz verschlingendes Ungeheuer, als ein irgendwie vernünftiger Heizapparat ist, der für seinen Consum schlechterdings keine zeitgemäße Entschädigung bietet. War's nun zu Hause nicht gar heimlich, so war's im Freien schon das Gegentheil, denn in den Straßen lag der Schnee in wahren Bergen, wodurch die breiten Boulevards und Straßen arg beengt wurden. An den Kreuzungen der Hauptverkehrsadern bildeten sich undurchdringliche Wagenburgen. Hier hatte ein unvorsichtiger Automedon sein Gefährt voreilig angetrieben, wodurch Hemmung entstanden; vor ihm dräuten mehrere Omnibusse mit einem Gespann von fünf oder auch sechs Schimmeln; rechts und links Droschken und herrschaftliche Wagen, hinter denen gewaltige Reihen Schutt- und Schneekarren, sowie schwere Lastfuhrwerke harrten. Vergebens knallten die Peitschen, dampften die Rosse; der Knäuel verwirrte sich immer mehr; die Pferde stürzten, die Passagiere stiegen aus und durchwateten den Schnee. Die Tramways mußten den ganzen Monat hindurch ihre Thätigkeit einstellen, die neuen, großen Omnibusse aber konnten ihrer Schwere wegen nicht von der Stelle; die kleinste Strecke nahm oft Stunden in Anspruch und wer Eile hatte, ging zu Fuße, das Gefährt den Gichtbrüchigen und Lahmen überlassend. Ein Heer von Menschen, die sonst dem Handel und Wandel auf offener Straße obliegen, sah sich durch Frost und Kälte auf einmal völlig um seinen Broterwerb gebracht.

Mittlerweile sannen Ingenieure über die beste Art nach, den Schnee fort zu schaffen, ob durch Maschinen, durch Ueberschwemmungen mit heißem Wasser, oder nach altem Brauch, und da die Masse des Schnees viele Millionen Cubikmeter betrug, zu deren Entfernung entschieden eine Million Fuhren nöthig, so entschloß man sich, den alten Weg einzuschlagen und all das gefrorene Wasser in den Fluß und in die Siele abzuführen. Die Eis-, Schnee- und Kehrcommission warb ganze Heere von Hilfsarbeitern und anfangs wurde Nacht und Tag gearbeitet, auch ging man mit der Idee um, das Militär zu Hilfe zu ziehen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Wäre nicht am Ende des Jahres Thauwetter eingetreten, was den 20,000, meist mit drei Schimmeln bespannten großen Karren, sowie den circa 150,000 Schauflern und Kehrern die Arbeit wesentlich erleichterte, so wären die äußern Arrondissements der Stadt entschieden noch heute theilweise im ärgsten Wintercostüme. Ein Glück dabei war, daß kein eigentliches Glatteis entstand, sowie daß das Thauwetter gelinde auftrat, widrigenfalls die Sache noch weit schlimmer hätte verlaufen können.

Während zahllose Pferde erlagen, ist zum Glück der Verlust weniger Menschenleben zu beklagen; die Dächer der öffentlichen und sonstig größeren

Digitized by Google

Gebäude konnten langsam von ihrer ungeheuren Last befreit werden, doch brachen einige Passagendächer und Markthallen ein. Daß die Kosten dieses unerhörten Schneefalles sowie der allerorts angerichtete größere und kleinere Schaden colossal ist, ist begreiflich und die Aufstellung läßt sich gegenwärtig noch gar nicht machen. Die Eisenbahnen-, Dampfboot-, Tramway-, Omnibus-, Fiacre- und sonstige Fuhrwerk- und Transportgesellschaften mußten den größten Theil des December theilweise oder gänzlich ihr Personal unbeschäftigt unterhalten, was sich für die nächste Abrechnung als empfindliche Einbuße für die Actionäre erweisen wird.

Die Wasser- und Gasröhren waren hier und da gesprungen oder doch gefroren, so daß Wasser-, Licht-, Holz- und Kohlenmangel empfindlich wurden; zudem nun ab Neujahr der Austritt des Flusses, der wahrlich zum Strom angeschwollen war und der arge, den Parisern völlig unbekannte Eisgang, der den Brücken, den zahlreichen Waschhäusern, Badeanstalten, den kleinen Dampfböten und sonstigen Fahrzeugen sehr gefährlich wurde. Mehrere der prächtigen Brücken haben arg gelitten, vorzugsweise die im Wiederaufbau begriffene Invalidenbrücke, deren aus solidem Pfahlwerke construirte, sehr breite, hölzerne Nothbrücke völlig zertrümmert wurde. Durch Absperrung anderer wurde die Communication mit dem linken Ufer mehrfach unterbrochen, und die niedrig belegenen Gebietstheile des Flusses, sowohl im Osten, in Bercy bis Charenton, Alfort und Choisy, sowie westlich bis St. Cloud und Suresnes standen mehrere Tage unter Wasser. Daß durch diese Ueberschwemmungen, besonders aber durch das Treiben der Eisschollen überall mehr oder wenig arger Schaden angerichtet, ist naheliegend; so sollen die im Westen liegenden, den Besuchern von St. Cloud nicht unbekannten, langen Inseln, die reichen Baumwuchs hatten, nahezu entholzt sein.

Ueberaus lobenswerth war jedoch der Eifer, mit dem sowohl die Regierung als die Stadt, die Wohlthätigkeitsbureaux, die gesammte Presse sowie die Privatmildthätigkeit sich der ärmeren und in Noth gerathenen Bevölkerung annahmen. Ueberall wurde Speise und Trank in reichlichen Portionen, sowie auch Geld und Kleider genügendermaßen vertheilt, so daß wohl Niemand sich über Hunger irgendwie hätte beklagen dürfen. Freilich ist dies in einer durch Humanität sich auszeichnenden Stadt wie Paris, besonders unter dem gegenwärtigen Regime, nicht mehr als billig und selbstverständlich; da jedoch anderen Orts, wie z. B. im geldprotzig ruhmreichen England, in dieser Beziehung leider trotz aller Tractätchen und Sonntagsfrömmelei noch vieles, vieles zu wünschen übrig bleibt, so ist dem als frivol verschrieenen Paris dieser Bon point schon in Anrechnung zu bringen.

Paris birgt in seiner, besonders im Osten und Süden wohnhaften Arbeiterbevölkerung, wie jede Großstadt, viel Armuth und selbst bittere Noth,

doch sind hier noch alle in verhältnißmäßig gutem Fußzeug und Kleidern, was im stolzen Albion nicht der Fall, und die städtischen Wohlthätigkeitsbureaux bringen unter die circa 41,000 eingeschriebenen nothleidenden Familien, die mit Kindern einige 120,000 Köpfe zählen, vier bis fünf Millionen Franken jährlich zur Vertheilung. In diesem Jahre nun, wo die vorübergehende Arbeitslosigkeit im December hindurch die Zahl der Bedürftigen vielleicht verdoppelte, hat man jedoch an die Mildthätigkeit wie gesagt keinen vergeblichen Appell gemacht, indem z. B. der „Figaro" allein in acht Tagen nahe an anderthalb Millionen zusammenbrachte, und im Ganzen wohl acht bis zehn Millionen zu außergewöhnlicher Vertheilung kamen. Damit ist allerdings bei weitem nicht aller Noth, besonders der verschämten Armuth, genügend begegnet, immerhin aber der Beweis des „ernsten Wollens" und humaner Theilnahme gebracht, der den Gebern zur Ehre gereicht, und, von Eitelkeitsbefriedigung abgesehen, im Uebrigen seinen guten Zweck nicht verfehlt.

Was die hiesige deutsche Colonie betrifft, so hat man für die nothleidenden Schlesier auf der Botschaft eine Subscription eröffnet, die bis jetzt einige 50,000 Francs aufweist. Auch fand ein vom deutschen Quartettverein hübsch arrangirtes Concert statt, zu dem unter andern Dr. Gunz eigens nach Paris kam.

Die Verwaltungsreform im preußischen Landtage.

Endlich ist das Abgeordnetenhaus in die Generaldebatte der ihm seit sechs Wochen vorliegenden großen Entwürfe zur Verwaltungsreform eingetreten. Wenn es menschenmöglich wäre, worauf die „Provinzial-Correspondenz" jüngst mit ungewöhnlichem Nachdrucke gedrungen, selbst um den Preis einer Nachsession die Durchberathung dieser Vorlagen in einem Zuge zu erreichen, so würde sich darin den Eisenbahnmaßregeln eine ebenbürtige Leistung des parlamentarischen Jahres zur Seite stellen. Aber diese erste dreitägige Verhandlung über den Gegenstand zeigte gleich ein doppeltes Gesicht. Allerdings ließen sich die Hauptredner sehr breit und eingehend über die Ansichten und Wünsche der Parteien zu Grundzügen und Einzelnheiten der Vorlagen aus, aber fast noch mehr war von der Vorfrage die Rede, ob es nothwendig, angängig oder zu empfehlen sei, dieselben in diesem Jahre zur gesetzlichen Feststellung zu bringen. Nur zum Theile wird die Stellung der Parteien in der letzteren Beziehung durch Erwägungen bestimmt, für welche es gleich viel wiegt, die Vorlagen nur für diese Session bei Seite zu schieben oder sie ganz fallen zu lassen. Bei der Fortschrittspartei stand schon in der Zeit der liberalen Mehrheit zu der Hast, die Regierung um immer

Digitized by Google

neue Vorlagen „noch im Laufe der Session" zu drängen, in umgekehrtem Verhältnisse zu dem Wohlwollen, welches den eingebrachten Entwürfen entgegenkam. Heute ist das umgekehrte Bemühen, die Sache hinzuhalten, wenigstens verständlicher, da die Partei die denkbar geringsten Aussichten hat, die berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten ihrer Anschauung auf die Gesetzgebung einwirken zu lassen. Die Haltung des Centrums ist nur der Gradmesser von Erwartungen oder Befürchtungen, die in einer ganz andern Richtung liegen als der organische innere Ausbau des preußischen Staates. Wenn ein Redner dieser Partei sagt: „so lange unsere Beschwerden nicht abgestellt sind, haben wir keinen Grund, dieser Regierung einen weiteren Schritt zur Organisation des Staates zu gestatten", so mag es zweifelhaft bleiben, ob das für den Augenblick der Ausdruck der Enttäuschung ist oder der Absicht, einen Druck auszuüben — jedenfalls ist damit das letzte Wirken der Parteitactik verrathen und es verschlägt nicht mehr, wenn andern Tages der diplomatischere Führer das unvorsichtige Wort nur auf einen mehr nebensächlichen Bestandtheil der Vorlagen zu beschränken sucht. Der Abgeordnete Windthorst schloß allerdings mit der Versicherung, daß seine Freunde an dem Zustandekommen der Vorlagen für die östlichen Provinzen „mitwirken" wollen, es soll aber doch für diese Session genug gethan sein, wenn die Sache nur bis zu einem schriftlichen Commissionsberichte vorrückt — das Centrum also in der Lage bleibt, noch einmal für ein Jahr seine „Mitwirkung" auf das fernere Wohlverhalten der Regierung zu stellen. Die Gründlichkeit der Commissionsberathung spielt hier genau die Rolle des emsigen Studiums, welchem zu Anfange der Session die Partei über die Eisenbahnvorlagen sich hingegeben hatte.

Diesen offenen oder verdeckten Oppositionsrichtungen gegenüber stehen auch in dieser Lebensfrage des Staates die übrigen Parteien des Hauses eng zusammen. Nach der die Verhandlung eröffnenden und selbst unter lebhaftem Beifalle der Mehrheit schließenden Rede des Herrn von Bennigsen konnte der Führer der ehemaligen Neuconservativen eine so große Gemeinsamkeit der Ansichten zwischen der conservativen und liberalen Partei über die Grundzüge der Reorganisation der Landesverwaltung constatiren, daß „es wunderbar wäre, wenn wir uns nicht über dieselben verständigen sollten". Aber gerade dieser conservative Redner war es denn auch, der innerhalb der positiv an die Vorlagen herantretenden Mehrheit am unverhohlensten dem Zweifel Ausdruck gab, ob die Verständigung nun gerade noch in dieser Session verbrieft werden könne, weshalb ihn der Minister des Innern mit stark ernsthaft angehauchter Ironie für den gefährlichsten Gegner erklärte. Jedenfalls dürfte bei der „wohlwollenden Beurtheilung", welche der Minister in der Sache anerkannte, Zweifel dieser Art nicht an sich dem Verdachte

Digitized by Google

ausgesetzt sein, eine tendenziöse Verschleppung zu verdecken. Die Sache ist eben die, daß dem guten Willen der Verständigung eine solche Fülle sich kreuzender Ansichten über das im Einzelnen Zweckmäßige gegenübersteht, — Ansichten, die ganz nach praktischen Gesichtspunkten bestimmt sind und darum auch über die Fractionsgrenzen hin- und herlaufen — um sich von einer überhasteten Vorberathung am allerwenigsten ein Ergebniß versprechen zu können. Der Minister wird sich dann aller Voraussicht nach bescheiden müssen, daß aus dem großen Umfange seiner Vorlagen ein möglichst enger Kreis des Nothwendigsten ausgeschieden wird, welches sich in der auf alle Fälle dem Landtage bis zur Höhe des Sommers nur äußerst knapp bemessenen Zeit ohne Ueberstürzung wird bewältigen lassen — wenn anders nicht die Regierung selbst vor einer solchen Theilung ihrer Entwürfe dem Aufschube des Ganzen bis zur nächsten Session den Vorzug geben sollte. Erst der Gang der Commissionsberathung selbst wird hierüber die Entscheidung bringen.

Bleibt es bis dahin mindestens sehr ungewiß, ob das Plenum des Abgeordnetenhauses noch in dieser Session zu einer Entscheidung über die Sache kommen wird, so ist es nicht angezeigt, auf den Inhalt der Entwürfe an dieser Stelle weiter einzugehen als zur Beurtheilung der Hauptgegensätze erfordert wird. Ohnehin bietet die preußische Verwaltungsreform weit über die Landesgrenzen hinaus ein so hervorragendes Interesse, daß je näher sie ihrem Abschlusse rückt, desto mehr Anlaß für ein publicistisches Organ sein wird, seinen Lesern das möglichst volle Verständniß dafür zu eröffnen.

Die Reihe der Verwaltungsreformgesetze wurde bekanntlich durch die im December 1872 nach langen Mühen zu Stande gebrachte Kreisordnung eröffnet. In dem Rahmen dieses Gesetzes waren drei verschiedene Materien zusammengefaßt: 1) eine Neugestaltung der ländlichen Polizeieinrichtungen nach endlicher Aufhebung der gutsherrlichen Polizei, durch das Ehrenamt der Amtsvorsteher, verbunden mit einer Art von Nothgemeindeordnung, welche dem äußerst zersplitterten Landgemeindewesen der östlichen Provinzen wenigstens in den Gemeindeorganen eine gleichmäßige Einrichtung gab; 2) eine Organisation des Kreises als Communalverband, durch Bildung einer Kreisversammlung an Stelle der früheren ständischen Einrichtung auf der Basis dreier Wahlgruppen der Städte, Großgrundbesitzer und Landgemeinden, und eines von dieser gewählten Kreisausschusses von sechs Mitgliedern unter Vorsitz des Landrathes, sowie Feststellung der communalen Befugnisse dieser Organe; 3) eine Neuordnung der Staatsverwaltung im Kreise nach den drei vom Abgeordneten von Rauchhaupt bezeichneten Grundsätzen der Selbstverwaltung, der Decentralisation und des Schutzes des öffentlichen Rechtes.

Digitized by Google

Diese Selbstverwaltung staatlicher Angelegenheiten im englischen, neben der blos communalen Selbstverwaltung im französischen Sinne begann auf der untersten Stufe mit den Amtsvorstehern und setzte sich im Kreise fort, indem das Organ der verantwortlichen Staatsverwaltung, der Landrath, in allen Angelegenheiten, die einer collegialischen Beschlußfassung fähig und bedürftig sind, an die Mitwirkung des Kreisausschusses gebunden wurde. Die Decentralisation fand eine breite Stelle, indem die Beschlüsse des Kreisausschusses in vielen Fällen endgiltige Wirkung erhielten. Der Schutz des öffentlichen Rechtes wurde dadurch gewährt, daß, abgesehen von der größeren Sicherheit, welche die collegialische Behandlung im Kreisausschusse überhaupt bietet, für alle wichtigeren Collisionen zwischen den Anforderungen des Staates und dem Rechtskreise der Einzelnen ein Verwaltungsstreitverfahren vor demselben Collegium mit contradictorischer, öffentlich mündlicher Verhandlung eröffnet wurde. Als zweite Instanz für dieses Verfahren wurden Verwaltungsgerichte gebildet, bestehend aus einem richterlichen und einem Verwaltungsbeamten, mit allen Garantien richterlicher Unabhängigkeit, sowie drei von der Provinzialvertretung zu wählenden Mitgliedern. Im Verwaltungsstrafverfahren können insbesondere angefochten werden alle Verfügungen und Zwangsmaßregeln der Polizeibehörden, und zwar die der Ortspolizeibehörden beim Kreisausschusse, die des Landrathes beim Verwaltungsgerichte. Nach dem ursprünglichen Plane der Provinzialordnung, welche den Oberbau der örtlichen Staatsverwaltung auf dem Fundamente der Kreisordnung bilden sollte, war in vollständiger Analogie mit dieser ein Provinzialausschuß gedacht, welcher von dem selbst aus den Wahlen der Kreisversammlungen hervorgehenden Provinziallandtage gewählt, unter Vorsitz des Oberpräsidenten ebenso gleichzeitig die Functionen der communalen und staatlichen Selbstverwaltung erfüllen sollte. Dieser Plan ist jedoch in der Provinzialordnung, wie sie 1875 Gesetz wurde, in dreifacher Beziehung durchbrochen worden. Zunächst fand es die Regierung unthunlich, die Zuständigkeit der collegialischen Bezirksregierungen, in welchen bis dahin der Schwerpunkt der Landesvertretung geruht hatte, vollständig zwischen den Provinzial- und Kreisbehörden aufzutheilen, wie man früher gedacht hatte. Statt des Beamtencollegiums sollte nun ein Bezirkspräsident die Zwischenstufe zwischen Oberpräsident und Landrath bilden und demgemäß auch wie diese ein Selbstverwaltungscollegium im Bezirksausschusse zur Seite haben, dessen Mitglieder, da der Bezirk keine eigene communale Organisation besitzt, von der Provinzialvertretung zu wählen waren. Zweitens gab die Regierung einem „liberalen" Wunsche nach, dem Oberpräsidenten keinerlei Antheil an der communalen Provinzialverwaltung zu geben; nicht nur sollte diese durch einen selbständigen Landesdirector geführt werden, sondern auch die betreffenden Verhandlungen des Provinzialausschusses ohne Theil-

nahme des Oberpräsidenten stattfinden. Im Wesentlichen war nun diese Gestaltung vom Abgeordnetenhause genehmigt, als das Herrenhaus fand, daß in den Provinzial- und Bezirksausschüssen durch den bloßen Vorsitz des Ober- und Bezirkspräsidenten das staatliche Interesse eine für die Wichtigkeit dieser höheren Verwaltungsstufen allzuschwere Vertretung finde. Es setzte darum an die Stelle einen Provinzial- und Bezirksrath, in welchem neben drei Staatsbeamten vier gewählte Mitglieder saßen, von diesen aber wenigstens einer der höheren städtischen Bureaukratie angehören mußte. Mit vieler Mühe kam zuletzt ein Compromiß zu Stande, welcher dem Ober- und Bezirkspräsidenten wenigstens einen zweiten, zum höheren Justizdienste befähigten Verwaltungsbeamten zur Seite setzte und daneben die Zahl der Selbstverwaltungsmitglieder im Provinzialrathe auf fünf, im Bezirksrathe auf vier beschränkte, die nunmehr von und aus dem Provinzialausschuß zu wählen waren. Gleichzeitig mit der Provinzialordnung gab ein Gesetz über die Verwaltungsgerichte dieser Institution in dem Oberverwaltungsgerichte ihren Abschluß. Im folgenden Jahre endlich vertheilt ein „Competenzgesetz" unter theilweiser Abänderung der Kreisordnung, aber mit fortgesetzter Decentralisation die über den Kreis hinaus ragenden Zuständigkeiten, soweit eine collegialische Beschlußfassung angezeigt schien, unter Bezirks- und Provinzialrath, Verwaltungs- und Oberverwaltungsgerichte. Obwohl aber hiermit die „Abtheilungen des Inneren" bei den Bezirksregierungen vollständig in die Luft gestellt wurden, versagte das Abgeordnetenhaus deren im Regierungsentwurfe vorgeschlagene Aufhebung, nur weil man die sehenden Auges dadurch herbeigeführten schweren Unzuträglichkeiten als „Druck" auf die Regierung benutzen zu können glaubte, ohne jeden Verzug mit der Ausdehnung der Reform in den einstweilen in derselben nicht einbegriffenen westlichen und neuen Provinzen vorzugehen. Auf diese Berechnung hat denn die inzwischen eingetretene einjährige Pause eine schlagende Probe gemacht, ohne daß freilich selbst in den gemäßigtsten Kreisen das Vertrauen in derartige Druckmittel erschüttert zu sein scheint.

So umfangreich nun die diesjährigen Vorlagen der Regierung sind, so führen sie doch im Grunde die Reform um keinen Schritt als den im Jahre 1876 unterlassenen weiter. Nur daß, was damals provisorisch sein sollte, die Erhaltung der Bezirksregierungen in den Schul- und Steuerabtheilungen jetzt als endgiltiger Plan in dem Entwurfe über die „Organisation der Landesverwaltung" erscheint. Der ganze bisherige Inhalt der neuen Entwürfe dient nur der Revision und Consolidation der bisherigen Reformgesetze, insbesondere auch einer planmäßigeren und übersichtlicheren Anlage und Redaction derselben, als bei dem bisherigen zerstückelten Gang dieser Gesetzgebung zu erreichen war. Zugleich aber soll sowohl die neue Organisation der staat-

lichen Verwaltungsorgane wie die Einrichtung der Verwaltungsgerichte sofort und noch vor Einführung der Kreis- und Provinzialordnung auf die gesammte Monarchie vermittelst „Uebergangsbestimmungen" ausgedehnt werden. Diese Uebergangsbestimmungen erscheinen indeß bereits vor Eintritt in die eigentliche Berathung durch das zusammentreffende Votum der nationalliberalen, Fortschritts- und Centrumspartei zu Falle gebracht, und zwar, wie Herr von Bennigsen zugestand, abermals nur um auf die Regierung einen „Druck" zu schleunigster Einführung der Kreis- und Provinzialordnung zu üben. Sonst hätte man sich auch gewiß über die sachlichen Bedenken, die im Einzelnen gegen die Uebergangsbestimmungen obwalten mußten, in jenem Geiste der Verständigung auseinandersetzen können, welcher die Mehrheit der gemäßigt Liberalen und Conservativen durchzieht, und der in harmonischem Nachklange zu den Reden von Bennigsen und Rauchhaupt, Zedlitz und Gneist seinen Ausdruck darin gefunden hat, daß in der Commission für die Vorberathung der Entwürfe durch Acclamation Herr von Bennigsen zum Vorsitzenden, Herr von Rauchhaupt zum Stellvertreter gewählt wurde. Ein Gegensatz zu den vielberufenen Wahlen der Tarifcommission in der letzten Reichstagssession, welcher den erfreulichsten Ausblick eröffnet. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Vom Landtage. — Die Thronrede, mit welcher am 18. November vorigen Jahres die Ständeversammlung eröffnet wurde, hat drei Hauptaufgaben unserer Staatsleitung und Staatsverwaltung in den Vordergrund gestellt. Die erste ist die, daß es den „auf den Frieden gerichteten Bestrebungen der Regierung gelingen möge, die bis dahin noch nicht erledigten Fragen in den Verhältnissen der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen." Sodann wird bezüglich aller Zweige der Staatsverwaltung das Bedürfniß anerkannt und der „allseitig lebhaft empfundene Wunsch, die Arbeit der Gesetzgebung nach so großer und umfassender Thätigkeit möglichst beschränkt zu sehen". „Zur Herbeiführung eines festen Rechtszustandes müssen die Gesetze dem zu häufigen Wechsel entzogen werden." Endlich der dritte und gewichtigste Punkt: „Die Staatsfinanzen leiden unter dem lange andauernden Drucke der allgemein ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse." „Das Sinken der Reinerträgnisse der Staatseisenbahnen erfordert zur Sicherstellung der finanziellen Grundlagen dieses werthvollen Besitzthumes einen beträchtlichen Zuschuß aus Mitteln des allgemeinen Staatshaushaltes. Ein Theil dieses Erfordernisses wird aus der vom Reiche zu erwartenden Einnahmequote gedeckt werden können, ein anderer Theil aber den allgemeinen Staatshaushalt und zwar um so fühlbarer be-

Google

lasten, als dieser selbst, bei dem Rückgange der ordentlichen Einnahmen und dem gänzlichen Fehlen von Ueberschüssen aus früheren Jahren, zur Herstellung des Gleichgewichtes einer wesentlichen Vermehrung der Staatseinnahmen benöthigt ist."

Die Thronrede hat ihren Widerhall in den Adressen und Adreßdebatten der beiden Ständekammern gefunden. Die den Culturkampf streifende Stelle wurde von den ultramontanen Abgeordneten mit lautem Beifalle, von den liberalen schweigend aufgenommen. Die Fassung des Satzes erschien insofern nicht ganz glücklich, als von den Verhältnissen „der katholischen Kirche" die Rede ist, welche die Regierung der Lösung näher zu bringen hoffe. Die Verhältnisse „der katholischen Kirche", das ist die inneren Angelegenheiten dieser Kirche, berühren den Staat nur mittelbar, ihm liegt nicht ob, sich activ um dieselben zu interessiren, da nach dem Grundsatze vom 9. October 1860 die Kirchen ihre Angelegenheiten „frei und selbständig" ordnen und verwalten. Somit konnte sich die in Rede stehende Stelle der landesfürstlichen Kundgebung nur auf „die Verhältnisse des Staates zur katholischen Kirche beziehen". Nachdem der früher von der Kirche beliebte agitatorische Widerstand gegen die Schulgesetzgebung schon seit längeren Jahren aufgehört hat oder nur noch hie und da in ganz kleinen Zuckungen sich kund giebt, kommen nun bezüglich der staatlich-kirchlichen Verhältnisse vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, zwei Fragen in Betracht, die der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg und die des Staatsexamens über die allgemein wissenschaftliche Bildung der Priesteramtscandidaten. Der Freiburger erzbischöfliche Stuhl ist seit dem am 14. April 1868 erfolgten Tode des Erzbischofs von Vicari unbesetzt. Nach den zu Recht bestehenden staatlich-kirchlichen Vereinbarungen des Jahres 1827 hat das Domcapitel, sobald die Sedisvacanz eingetreten ist, dem Landesherrn eine Liste von Candidaten aus dem Diöcesanclerus vorzulegen. Die Liste ist nach vorherigem Benehmen mit den betreffenden Staatsregierungen so aufzustellen, daß auch nach Streichung der von dem Landesfürsten als minder genehm bezeichneten Candidaten noch eine Auswahl möglich ist. Von acht Candidaten einer im Mai 1868 vorgelegten Liste des Freiburger Domcapitels war der Regierung nur einer genehm, dieselbe verlangte deshalb Ergänzung der Liste. Das Domcapitel jedoch und der päpstliche Stuhl, die Anerkennung der oben dargelegten Rechtsnormen weigernd, lehnten die Ergänzung ab. Wiederholte Verhandlungen konnten an dieser Lage bis jetzt nichts ändern, und so ist der erzbischöfliche Stuhl unbesetzt. Die Besetzungsfrage ist für die Kirche nicht gerade eine brennende, indem seit dem Jahre 1869 der Capitelsvicar Lothar Kübel, Bischof von Leuca i. p., zufolge Ermächtigung der römischen Curie die Regierung der Erzdiöcese übt, ausgestattet mit denselben kirchlichen Voll-

machten, wie sie der Erzbischof besitzt. Und dem Staate bringt das gegenwärtig bestehende Verhältniß eine Ersparniß, indem seit dem Jahre 1874 und für so lange, als der erzbischöfliche Stuhl nicht vorschriftsmäßig besetzt ist, zufolge Beschlusses des Landtages die Zahlung der von der Staatskasse zu leistenden Dotation des erzbischöflichen Tisches im Betrage von 13,400 Gulden gleich 32,601 Mark 53 Pfennigen sistirt ist. Schon im vorigen Sommer wurde die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles in ultramontanen Blättern als „sehr nahe bevorstehend" bezeichnet. Neuestens wird ein Professor der Theologie an der Universität Freiburg als der beiderseits acceptirte Candidat genannt. Demokratischer Seits hat man bereits einen gelinden Schauder über diese Candidatur empfunden, da besagter Professor — von Geburt ein Preuße ist. Uns will bedünken, als ob diese Gänsehaut sich zunächst ganz getrost verlaufen könnte. Die Freiburger Sedisvacanz wird ihr Ende wohl schwerlich anders finden, als in Verbindung mit einem staatlich-kirchlichen Gesammtausgleich. Und von diesem Ziele sind wir allem Anscheine nach noch einige Schritte entfernt.

Wichtiger für die Kirche und den Staat und darum vielleicht auch einer rascheren Lösung zutreibend, ist die Frage des Staatsexamens über die allgemein wissenschaftliche Bildung der Priesteramtscandidaten. Und vor Allem auf das Wünschenswerthe einer Lösung dieser Frage deutet die Thronrede hin. Die Frage hat bereits ihre mehrjährige Geschichte. Das oben erwähnte Grundgesetz vom 9. October 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate hat die „Zulassung zu einem Kirchenamte", das ist die endgiltige Uebernahme eines solchen für „regelmäßig durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt" erklärt, mit dem Beisatze, daß der Umfang der Vorbildung und die Art des Nachweises durch Verordnung bestimmt werden. Zum Vollzuge dieser Gesetzesbestimmung erging unter dem 6. September 1867 eine landesherrliche Verordnung. Die Freiburger Curie untersagte ihren Priestern den Gehorsam gegen dieselbe; sie gestattete ihnen weder die Ablegung des geforderten staatlichen Examens, noch — den vor dem Jahre 1867 zu Priestern Geweihten — das Ansuchen um Dispens. In Folge dessen und bei dem ausnahmslosen Gehorsame, welchen die jungen Geistlichen der Curie leisteten, konnte und kann noch bis zur Stunde keiner der seit dem Jahre 1863 zu Priestern Geweihten ein Kirchenamt, eine Pfründe erlangen. Doch waren und sind sie als Kapläne, Vicare, Pfarrverweser im Kirchendienste thätig. Durch diesen letzteren Modus kirchlicher Verwendung der jungen Priester war die Intention des Gesetzes und der Verordnung vereitelt. Der Staat mochte dem nicht länger zusehen. Es wurde das Gesetz vom 19. Februar 1874 votirt, welches die Vorschrift des Gesetzes vom 9. October 1860 durch

Digitized by Google

folgende Bestimmung ersetzt: „Die Zulassung zu einem Kirchenamte oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen ist durch den Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung bedingt. Dazu wird regelmäßig erfordert, daß der Candidat Zeugnisse über die von ihm bestandene Abiturienten- beziehungsweise Maturitätsprüfung und den dreijährigen Besuch einer deutschen Universität vorlegt, sowie vor einer Staatsbehörde, und zwar frühestens nach zweieinhalbjährigem Universitätsstudium durch eine Prüfung in den alten Sprachen, in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur darthut, daß er die für seinen Beruf erforderliche allgemeine wissenschaftliche Bildung erworben habe." Sofort hat die Curie auch dieses Gesetz, gleich der früheren Verordnung für „wirkungslos" erklärt und ihren Priesteramtscandidaten die Befolgung desselben untersagt. Der Gehorsam gegen dieses Verbot wurde und wird geleistet, und in Folge dessen kann keiner der seit Wirksamkeit des Gesetzes zu Priestern Geweihten öffentliche kirchliche Functionen ausüben oder, mit andern Worten, es hat seit dem Jahre 1874 ein Zugang von Priestern nicht statt, kann nicht statthaben. Daß das höchst mißliche Zustände sind, ist allseits anerkannt. Vor Allem muß der Curie der mit dem immer empfindlicher werdenden Priestermangel gegebene kirchliche Nothstand auf dem Gewissen brennen. Aber auch der Staat wird, in Berücksichtigung der allgemeinen Culturinteressen und in Würdigung der religiösen und kirchlichen Bedürfnisse seiner katholischen Unterthanen, solch mißliche Verhältnisse sorgsamst und mit dem steten Wunsche nach Beseitigung derselben im Auge behalten. Diese und keine andere Auffassung der Sache muß sich Jedem ergeben, der die Dinge unbefangen prüft. In dem Lichte dieser Auffassung aber gewinnt der von der Thronrede kund gegebene Wunsch nach Lösung der noch nicht erledigten Fragen in den Verhältnissen der katholischen Kirche eine Beleuchtung, die uns ebensowenig befremdend anmuthen kann, als sie dazu angethan ist, die Lungen und die Hände der Ultramontanen in Beifall spendende Bewegung zu versetzen.*)

Die Adreßdebatten in den beiden Kammern der Landstände haben reichlich Gelegenheit geboten, die staatlich-kirchliche Frage zu besprechen, die Stellung der Regierung und der Volksvertretung zu derselben zu präcisiren. Speciell bildete die Frage des Staatsexamens der Theologen den Brennpunkt der bezüglichen Auseinandersetzungen. Es zeigte sich Uebereinstimmung zwischen Regierung und Volksvertretung dahin, daß die volle Souveränität des Staates gegenüber der Kirche ein absolut Feststehendes sei, daß, ehe die alsdann wohl discutirbare Frage einer Abänderung des Gesetzes vom

*) Seitdem ist (am 17. Januar) ein Gesetzesentwurf, betreffend die Beilegung des Examenstreites, vorgelegt worden.

Digitiz

19. Februar 1874 gestellt werden könne, die unbedingte Unterwerfung der Kirche unter das Gesetz, Zurückziehen des die Ableistung des Examens wehrenden Verbotes der Curie, Ablegung des Examens beziehungsweise Ansuchen um Dispens von Seiten der Priesteramtscandidaten zu erfolgen habe. Diese Stellung der Regierung bezeichneten, insbesondere in der zweiten Kammer, scharf und bestimmt Staatsminister Turban und Ministerialpräsident Stösser. Die in der Thronrede ausgesprochene Hoffnung, so wurde erläuternd bemerkt, basire darauf, daß die Regierung geglaubt habe, wahrzunehmen, wie die Kirche ihres Widerstrebens müde und zum Gehorsam gegen das Staatsgesetz entschlossen sei; sei diese Annahme eine Täuschung gewesen, so werde nicht die Regierung die Schuld tragen für die Fortdauer der von ihr beklagten mißlichen Verhältnisse. Die von der zweiten Kammer beschlossene Adresse bezeichnet es als ein unverkennbares Bedürfniß, daß die staatlichen Organe und die der Kirche sich dem Streben nach Förderung des religiösen Lebens in einmüthigem Zusammenwirken widmen mögen. Die Volksvertretung ist hierbei von der Ueberzeugung durchdrungen, „daß die Wahrung der Würde des Staates und das zu schützende Ansehen des Gesetzes ernsten und aufrichtigen Bemühungen um die Erreichung so hoher Ziele, auch für die Verhältnisse der katholischen Kirche ein Hinderniß nicht bereiten kann." Die Regierung erklärte ihre volle Zustimmung zu der Adresse und speciell auch zu diesem Passus. Und ebenso war das Haus einmüthig in Votirung der Adresse, ausgenommen die Ultramontanen. Zwei von diesen, Baumstark und Hansjacob, schon früher mit ihren Fractionsgenossen vielfach in Differenz gewesen, erklärten auf directe Provocation von liberaler Seite aus am Schlusse der Debatte in persönlichen Bemerkungen ihre Uebereinstimmung mit dem Inhalte der Adresse und speciell ihre mit der ihrer Fraction im Gegensatze stehende, das Recht des Staates anerkennende Auffassung der Examensfrage, enthielten sich aber der Abstimmung. Dieselbe Heldenthat verübte der anwesende deutsch-conservative Abgeordnete Dr. Mühlhäußer. Die ultramontane Fraction hatte ihren Beitritt zur Adresse von der Einschaltung eines Satzes abhängig gemacht, welcher die Regierung geradezu aufforderte, das Verhältniß zur Kirche zu einem befriedigenden zu gestalten. Das wäre, wie die Dinge gegenwärtig liegen, der Aufforderung zum Verzichte auf die volle Souveränität gleichgekommen, und konnte deshalb nie acceptirt werden. So stimmten die Ultramontanen gegen die Adresse. Dabei ist jedoch zu beachten, daß der die Ablehnung der Adresse decretirende Fractionsbeschluß mit sieben gegen sechs Stimmen gefaßt wurde, und daß es nur an der zufälligen Abwesenheit eines Fractionsmitgliedes lag, daß nicht sieben gegen sieben standen. Die Herren fangen an, ruhiger und einsichtsvoller zu werden. Eine kleine Dosis politischer Klugheit mehr, so hätten sie

einmüthig für die Adresse gestimmt, und sich damit die unter den gegenwärtigen Verhältnissen denkbar günstigste Stellung gewonnen.

Die Adresse der ersten Kammer hat sich rücksichtlich der staatlich-kirchlichen Frage weniger Reserve auferlegt. Auch hat sie für die Wahrung der Würde des Staates nicht dieselbe warme, stolze Empfindung. Sie wünscht den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen der Regierung „von ganzem Herzen den besten Erfolg“. Und „wenn auch das Zustandekommen eines dauernden Friedens von Verhältnissen abhängt, deren Gestaltung nicht in der Macht unseres Staates liegt, so halten wir es doch für möglich, daß bei beiderseitigem Willen schon in der nächsten Zeit über die einzelnen Fragen, die noch der Lösung bedürfen, eine Verständigung herbeigeführt werde und ein Zustand aufhöre, der seit Jahren die Autorität des Staates und der Kirche schädigt und von dem gesunden Sinne der großen Mehrheit des Volkes, je länger er dauert, desto mehr beklagt wird.“ Die Regierung hat auch diese Adresse acceptirt. Hier möchte wohl von der Regierungsbank aus die Erklärung am Platze gewesen sein, daß es zunächst nicht an dem „beiderseitigen“ Willen, sondern lediglich an dem Willen der Curie gelegen sei, dem mißlichen Zustande ein Ende zu bereiten. Auch der beste Wille der Regierung ist gehemmt, gebunden, so lange die Kirche nicht ihre volle, rückhaltlose Unterwerfung unter die Souveränität und das Gesetz des Staates documentirt hat. Hat sie diese Unterwerfung documentirt, dann kann von Weiterem die Rede sein, vorher nicht. So erfordert es die Würde des Staates, die Wahrung seiner Rechtsordnung. Der Streit wegen des Staatsexamens der Theologen dreht sich nicht um einzelne Modalitäten, sondern es handelt sich darum, „ob der junge katholische Priester, ehe er in seine öffentlichen Functionen tritt, verpflichtet sein soll, dem Staate den Nachweis seiner wissenschaftlichen Bildung zu geben oder nicht. Von Seiten des Erzbischofes in Freiburg und von Seiten der römischen Curie wird dies verweigert, der Staat muß darauf bestehen, und wenn aus der Nichterfüllung der staatlichen Forderung Priestermangel entsteht, so ist letzteres nicht die Schuld des Staates, sondern der römischen Curie, und, wenn ich so sagen darf, des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg, welche die Erfüllung der Staatspflicht verhindern.“ Diese Charakterisirung der Frage, welche der Ministerialpräsident Stößer auf dem vorigen Landtage anläßlich der Verhandlung über einen die Abänderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 bezweckenden Antrag des ultramontanen Abgeordneten Lender gegeben hat, ist heute noch zutreffend. Beharrt die Kirche auf dem Standpunkte, daß sie sich hinsichtlich der für die gesammte Ausbildung der Priesteramtscandidaten aufzustellenden Normen für souverän erklärt und jeden Anspruch des Staates als unberechtigt, als einen Eingriff in die kirchliche Autonomie zurückweist, dann

ed by Google

ist eine Verständigung unmöglich. Anerkennt die Kirche das Recht des Staates, dasjenige Maß allgemein wissenschaftlicher Bildung, welches er in Berücksichtigung der von ihm zu wahrenden allgemein staatlichen Interessen von den Priesteramtscandidaten fordert, von sich aus festzustellen und durch seine Organe sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die Candidaten dieses Bildungsmaß besitzen; anerkennt sie dieses Recht speciell im vorliegenden Falle dadurch, daß sie ihren Priestern die Ablegung des Examens, beziehungsweise das Ansuchen um Dispens gestattet, dann ist die Verständigung gegeben. Ob und welche Aenderungen des Examengesetzes darnach herbeizuführen seien, das ist lediglich eine praktische Frage, eine Frage der Zweckmäßigkeit. Es cursiren zur Zeit in Bezug auf die Examensfrage, in Bezug auf Abänderung des Gesetzes vom Jahre 1874 verschiedene Gerüchte. Man wird gut thun, sie alle sehr reservirt zu vernehmen und das Eine festzuhalten, daß Anzeichen für einen Gang nach Canossa nicht gegeben sind. Die Volksstimmung, hauptsächlich in Folge des wirthschaftlichen Druckes müde und schläfrig geworden, ist des Culturkampfes satt. Und solche Stimmung pflegt es mit der Erledigung principieller Fragen nicht sonderlich scharf und genau zu nehmen. Den Führern des Volkes aber und den Leitern des Staatswesens ziemt in derlei Zeiten erhöhte Wachsamkeit und zähe Ausdauer. Ein Preisgeben der Staatsautorität, wäre es auch nur im kleinsten Einzelfall, ein fauler modus vivendi kann für den Staat niemals ohne nachtheilige, schwer schädigende Folgen bleiben.

Der Wunsch, „die Arbeit der Gesetzgebung nach so großer und umfassender Thätigkeit möglichst beschränkt zu sehen,“ die Gesetze „dem zu häufigen Wechsel zu entziehen“, wird allseitig getheilt. Und er kann auch, nachdem die mit dem Jahre 1860 proclamirten liberalen Ideen auf fast allen wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens verwirklicht sind, und nachdem auch die Eingliederung und Einfügung in das Reich und seine Gesetzgebung erfolgt ist, durchgeführt werden. Wie aber die Conservativen den Wunsch nach Beschränkung der gesetzgeberischen Thätigkeit frohlockend und als so recht in ihr Programm sich einfügend begrüßen mochten, war ziemlich unverständlich. Im Gegentheil, diese Kundgebung der Thronrede mußte die conservativen Hoffnungen herabstimmen, da die Absicht, die Arbeit der Gesetzgebung möglich zu beschränken, ja ganz von selbst die andere, die zur Zeit bestehende liberale Gesetzgebung in allem Wesentlichen zu erhalten, zur Voraussetzung hat. Das erneute ostensible Herandrängen der Deutsch-Conservativen an die Regierung hat überdies bei dem üblichen Festessen der liberalen Abgeordneten nach der Adreßdebatte in einem Trinkspruche des Staatsministers Turban auf den Kammerpräsidenten Lamey eine so gründliche Abweisung erfahren, als sie nur denkbar ist. Der Staatsminister be-

merkte, die Kammer werde bereits gefunden haben, „daß die Minister noch die alten seien", und er verurtheilte aufs schärfste „die unqualificirbaren Angriffe auf den Liberalismus, der seit hundert Jahren den Fortschritt der Menschheit verwirkliche". Das kühlte ab. Und wenn sodann auch ein auf Veranlassung des Staatsministeriums gegen das deutsch-conservative Landesorgan wegen Beleidigung der Regierung angestrengter Proceß mit der Freisprechung des Angeklagten endete, so hat dieser Vorgang doch keinenfalls dazu beigetragen, die gegenseitigen Beziehungen intimer zu gestalten. Die „künftige Regierungspartei", wie die Deutsch-Conservativen sich zur allgemeinen Heiterkeit in öffentlicher Gerichtsverhandlung durch den Anwalt ihres Blattes nennen ließen, werden von dem so heiß ersehnten milden Strahl freundlichen Wohlwollens des Ministeriums Turban wohl nicht so bald berührt werden. Die Adresse der zweiten Kammer konnte in vollem Anschlusse an die Thronrede mit freudiger Genugthuung bezeugen, daß man jetzt an einem Ruhepunkte angelangt sei, der für längere Zeit erlauben werde, die gesetzgeberische Thätigkeit „auf das Maß des Dringlichen und Nothwendigen zu beschränken".

Das dunkle Colorit, in welchem die Thronrede den Finanzzustand des Landes andeutend malte, hat durch die Vorlage des Finanzgesetzes für die Jahre 1880 und 1881 die intensivere Füllung und Sättigung erhalten. Es werden für die Jahre 1880 und 1881 zusammen beansprucht: An ordentlichen Ausgaben 76,784,790 Mark; an außerordentlichen Ausgaben 3,759,439 Mark; insgesammt: 80,544,229 Mark, das ist rund 5,500,000 Mark mehr als im vorigen Etat. Die Gesammteinnahmen sind auf 79,826,731 Mark veranschlagt, die zur Begleichung noch erforderlichen Deckungsmittel im Betrage von 717,498 Mark sollen dem Betriebsfond entnommen werden. Von den 79,826,731 Mark betragenden Gesammteinnahmen sollen 6,300,000 Mark, das ist jährlich 3,150,000 Mark durch Steuererhöhung aufgebracht werden. Diese Summe repräsentirt also das Deficit des Staatshaushaltes. Beachtet man, daß dieses Deficit mit jährlich mindestens 2,250,000 Mark auf die Eisenbahnschuldentilgungscasse entfüllt, daß somit nur 900,000 Mark zur Bedeckung anderer Staatsausgaben verfügbar sind, so nimmt die Steuererhöhung recht eigentlich den Charakter einer Eisenbahnsteuer an. Zur Bedeckung des Deficites weist das Finanzgesetz ungefähr ein Drittel des Bedarfes den directen und ungefähr zwei Drittel den indirecten Steuern zu. Die Eisenbahnsteuer — um bei dieser Bezeichnung zu bleiben — kann nicht befremden. „Unser Eisenbahnnetz, wenn vielleicht auch noch nicht ganz vollendet, erstreckt sich indessen gleichwohl ziemlich gleichmäßig über alle Landestheile; ohne Unterschied der Parteistellung ist von allen Seiten beharrlich der weiteren Ausdehnung desselben eine ganz besondere Fürsorge gewidmet worden.

Digitized by Google

So mögen wir denn auch die nothwendigen finanziellen Opfer für dieses werthvolle Staatseigenthum bereitwillig bringen, und es werden uns dieselben wohl minder hart erscheinen bei der Erwägung, daß diesen Opfern vielfach ein durch die Entwickelung des Eisenbahnwesens geförderter wirthschaftlicher und geistiger Aufschwung des Volkes gegenübersteht." Es läßt sich gegen diese Schlußfolgerung im Vortrage des Finanzministers im Wesentlichen nichts einwenden. Im Bau von Eisenbahnen ist groß gefehlt worden, auf Seiten der Regierung, wie auf Seiten der Volksvertretung, gleichmäßig bei allen Parteien. Gegenseitige Anklagen sind jetzt nichts nütze. Die Ansicht aber dürfte sich jetzt fest begründet haben, daß, um mit der „Badischen Correspondenz" zu sprechen, „der Bau von Eisenbahnen, die keine Betriebsrente abwerfen, welche den Betrieb selbst und die Zinsen des Anlagecapitales deckt oder ihnen wenigstens nahe kommt, künftighin durchaus zurückgewiesen werden muß." Daß die Eisenbahnrente ungenügend sein werde, darauf war man gefaßt. Worauf man nicht gefaßt war, ist, daß die in Folge der neuen Zollgesetze zu erwartenden Einnahmen sich zur Bedeckung dieses Deficits unzulänglich erweisen.

Nach neueren Nachrichten erachtet die Budgetcommission der zweiten Kammer die Finanzlage des Staatshaushaltes nicht für so durchaus trübe, wie sie nach der Budgetvorlage der Regierung erscheint. Dem Vernehmen nach besteht sogar die Hoffnung, es werde durch eine auf gesicherter Basis ruhende höhere Veranschlagung der Einnahmen und sodann durch bedeutende Abstriche an den Ausgabeposten möglich sein, mit einiger Erhöhung indirecter Steuerbezüge und allenfalls noch höherem Beizug der Capitalrentensteuer das Deficit zu bedenken. Daß die gegenwärtige Zeit nach geringem Erntejahre, bei der seit Jahren dauernden geschäftlichen Krisis, bei der Belastung, welche mit den Finanzzöllen des Reiches auferlegt wurde, für Steuererhöhung möglichst wenig geeignet ist, bedarf keines Nachweises. Vor allem möchte im Hinblick auf den empfindlich fühlbaren Geldmangel bei der übergroßen Mehrzahl der Staatsgenossen, bei der Ackerbau treibenden Bevölkerung und bei dem kleinen Gewerbsmann, von Erhöhung der directen Steuern vollständig abzusehen sein. Speciell eine Steigerung der Grund- und Häusersteuer sollte durchaus vermieden werden. Die Miethswohnungen stehen vielfach leer, die Miethzinse sind zum Theil erheblich herabgegangen. In welch' schlimmer Lage die Landwirthschaft sich befindet, ist bekannt. Hier ist erhöhte Steuer in baar Geld kaum erhältlich.

Es wurde in letzterer Zeit wiederholt der Gedanke einer durchgreifenden Vereinfachung unserer Staatsverwaltung erörtert. Ein seiner Zeit von conservativer Seite ausgegangener Vorschlag hat mehrfach auch von liberaler Seite aus Befürwortung erfahren. Derselbe geht im Wesentlichen dahin: die vier vorhandenen Departements (Ministerium der Justiz, des Inneren, des

Handels, der Finanzen) sollen in ein „Staatsministerium" verbunden werden. Dieses sei wieder in einige Unterabtheilungen zu zerlegen, z. B. in ein Ressort des großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen, sodann der Justiz, des Inneren, der Finanzen. Die Mittelstellen, z. B. die Zolldirection, die Steuerdirection, die Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues u. dgl., bisher Bindeglieder zwischen dem Ministerium und den Bezirksstellen, würden dadurch wegfallen. Jede Unterabtheilung erhielte einen Abtheilungsvorstand mit einigen berathenden Stimmen und der Befugniß selbständiger Entscheidung. Das Staatsministerium, bestehend aus dem Staatsminister und den Abtheilungsvorständen, würde für sich ein Gesammtcollegium für Fragen von größerer Bedeutung und für Recurssachen bilden.

Bei Durchführung dieses Vorschlages, dessen Einzelheiten immerhin discutirbar sein mögen, würde nicht nur eine ganz bedeutende Ersparniß im Staatshaushalt erzielt werden, sondern die Vereinfachung käme auch für raschere Geschäftserledigung zu Statten. Baden zählt auf einer Fläche von 275 Quadratmeilen nicht ganz anderthalb Millionen Einwohner. Seit seiner Eingliederung in das deutsche Kaiserreich hat es gar manche wichtige Functionen der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung an das Reich abgegeben. Vielen wollte es schon vor diesem Zeitpunkte keineswegs nöthig erscheinen, daß das kleine Land den vollen Apparat der Verwaltung und Gesetzgebung führe, der in einem Großstaate erforderlich ist. Doch war damals Baden im Besitze der „vollen Souveränität", und das hatte Consequenzen, die nicht zu vermeiden waren. Nachdem jetzt die Souveränitätsrechte wesentlich gemindert sind, sieht sich die Sache mit andern Augen an. Der volle Apparat der Verwaltung und Gesetzgebung des Großstaates ist für das jetzige Baden Luxusaufwand. Diesen aber erlauben uns unsere Mittel nicht. Die Stellung der Particularstaaten ist mit Gründung des Reiches eine wesentlich andere geworden als sie war. Der bescheideneren Stellung entspricht ein bescheideneres Auftreten. So gebietet es die Treue gegen den Reichsgedanken.

Auf dem gegenwärtigen Landtage wird die Frage einer Vereinfachung unsrer Staatsverwaltung nicht ernstlich aufgegriffen werden können. Es fehlt die umfassende Vorbereitung derselben. Zu bedauern aber wäre, wenn deßhalb die parlamentarische Besprechung des Gedankens gänzlich unterbliebe. Am meisten dürfte sich der kürzlich in der Presse gemachte Vorschlag empfehlen: daß der Landtag eine Commission einsetze, welche gemeinsam mit der Regierung die Frage gründlich prüfe und dem nächsten Landtage bestimmt formulirte Vorschläge unterbreite. Für dieses mal wird man sich wesentlich darauf beschränken müssen, die einzelnen Ausgabeposten schärfstens zu prüfen

Digitized by Google

und jeden, der nicht durch ein absolutes Bedürfniß erfordert wird, unnachsichtlich zu streichen.

Die zweite Kammer hat zwei zu Gunsten der Ultramontanen ausgefallene Wahlen für ungiltig erklärt, die eine wegen wesentlichen Formfehlers, die andere wegen gesetzwidriger Beeinflussung von geistlicher Seite. Nach Vollziehung der betreffenden Neuwahlen wird das Stärkeverhältniß der Fractionen in der zweiten Kammer wahrscheinlich folgendes sein: 40 Nationalliberale (die 3 Ministerabgeordneten nicht mitgezählt), 15 Ultramontane, 3 Demokraten, 2 Deutschconservative. Die Kammer tagt unter dem bewährten Präsidium Lamey's. Bei dem Wahlprüfungsgeschäfte der ersten Kammer hat die Wahl des von der Universität Heidelberg deputirten Geheimen Rath Bluntschli scharfe Debatten veranlaßt. Die Staatsverfassung giebt den beiden Landesuniversitäten das Recht, je einen nach Willkür aus der Mitte der Professoren oder aus der Zahl der Gelehrten oder Staatsdiener des Landes zu entnehmenden Abgeordneten zur ersten Kammer zu entsenden. Die Wahlhandlung kann „nicht giltig vor sich gehen, wenn nicht wenigstens drei Viertel der activen ordentlichen Professoren erscheinen oder durch Bevollmächtigte vertreten sind". Als zu dem anberaumten Wahltermin nicht drei Viertel der Professoren erschienen waren, nahm der Prorector die Wahl nicht vor und es wurde ein zweiter Wahltermin anberaumt. Zu diesem erschien abermals nicht die erforderliche Zahl der Wahlberechtigten. Die Wahl fand aber dennoch statt und das Ergebniß war die Ernennung Bluntschli's. Die erste Kammer nun, welche über die Giltigkeit der Wahl zu befinden hatte, hat mit 10 gegen 9 Stimmen die Wahl für giltig erklärt. Es wurde besonders geltend gemacht, die logische Interpretation des betreffenden Paragraphen der Wahlordnung besage, daß eine Wahl zu Stande kommen müsse, und das Staatsinteresse fordere die Vertretung der Universität Heidelberg in dem hohen Hause, diese dürfe durch eine Minderheit der Wahlberechtigten nicht vereitelt werden. Es läßt sich nun gewiß gegen diese Aufstellungen sehr viel sagen und es ist auch Vieles dagegen gesagt worden. Unseres Erachtens ist vor allem das zu betonen, daß die Staatsverfassung den Universitäten, indem sie ihnen die Entsendung eigener Abgeordneten gewährt, ein hohes Recht einräumt. Es wird deshalb in erster Linie zu fragen sein, ob die Universität dieses Recht würdigt. Das Staatsinteresse, dessen Wahrung ja niemals von einem oder zwei Kammerabgeordneten abhängen kann, kommt in zweiter Reihe und zwar in Fällen, wie der vorliegende, wo es sich um die Vertretung einer einzelnen Corporation handelt, nicht entscheidend in Betracht. Würdigt die Universität in ihrer berufenen Vertretung das ihr verliehene Recht so wenig, daß sie aus irgend welchen Gründen einen Abgeordneten nicht deputirt,

Digitized by Google

so ist die einfache Folge, daß sie der Vertretung entbehrt. Im Uebrigen aber gehen die Dinge doch ihren Gang. Man hat das Heidelberger Vorkommniß dahin aufgefaßt, daß der an der dortigen Universität seit Jahren eingebürgerte persönliche und Parteihader der Professoren dem Lande das widrige Schauspiel gegeben habe. Diese weithin berufenen Zwistigkeiten sind weder dem Ansehen der Universität, noch dem Gedeihen des wissenschaftlichen Lebens an derselben förderlich. Sie haben schon manchem tüchtigen Gelehrten den Aufenthalt in Heidelberg verleidet und verbittert, und haben in nicht vereinzelten Fällen dazu mitgewirkt, daß bedeutende Lehrkräfte unserm Lande verlustig gegangen sind. So hat denn der anläßlich der Bluntschli'schen Wahlprüfung in der ersten Kammer ausgesprochene Wunsch, die Regierung möge mit Nachdruck an die Beseitigung dieser Zustände gehen, im Lande vollen Widerhall gefunden. Da aber belehrte eine öffentliche Erklärung von zwölf Professoren, unter diesen Bunsen, Kuno Fischer, Renaud, Schenkel, die Herren seien weggeblieben, nicht um eine Wahl überhaupt, sondern um die Wahl Bluntschli's zu verhindern, und das „keineswegs aus persönlichen, sondern lediglich aus politischen Gründen, deren wichtigster darin lag, daß Herr Geheimer Rath Bluntschli als Mitglied der zweiten Kammer die Beseitigung der ersten angestrebt hat". Die Erklärung hat manches Schütteln des Kopfes hervorgerufen. Und in der That erscheint es doch als ein höchst eigenthümliches Verfahren der Minderheit eines Wahlkörpers, ihren Widerspruch gegen den von der Mehrheit aufgestellten Candidaten durch Fernbleiben von der Wahlhandlung zu documentiren. Zu einer solchen Demonstration pflegen der Regel nach nur persönliche Gründe zu führen. In andern Fällen giebt die Minderheit ihrer Nichtübereinstimmung mit der Candidatur auf dem sachgemäßen Wege der Aufstellung eines Gegencandidaten und der Stimmenabgabe für diesen Ausdruck. Bluntschli ist seinen Collegen die Antwort nicht schuldig geblieben. Seine Gegenerklärung gipfelt in der Darlegung, daß der Vorhalt, er habe seiner Zeit als Mitglied der zweiten Kammer die Beseitigung der ersten angestrebt, nicht richtig sei. Hoffentlich ist damit die Angelegenheit vor dem großen Publikum erledigt. Ob aber wohl der ganze Vorgang sich dienlich erweisen wird, das collegial friedliche Verhältniß unter den Heidelberger Universitätslehrern zu fördern?

Den 10. Januar. H.

Aus Berlin. Meyerheim-Ausstellung. Anselm Feuerbach. Erwerbungen des alten Museums. Theater. — In unserer Nationalgalerie, dem neuesten der königlichen Museen, welche bekanntlich für die Aufbewahrung der im Staatsbesitze befindlichen plastischen und male-

Digitized by Google

rischen Kunstschätze von der Zeit des Cornelius an bestimmt ist, wird augenblicklich eine Ausstellung von Werken des jüngst verstorbenen Eduard Meyerheim vorbereitet. Unter der trefflichen Leitung des Directors Jordan haben derlei Ausstellungen von Werken neuerer bedeutender Künstler unter sehr reger Betheiligung des Publikums bereits mehrfach stattgefunden. Es wird damit ein schöner Zweck erreicht. Das kunstsinnige Publikum wird in Stand gesetzt, neben einander fast alle hervorragenden Bilder eines Meisters zu sehen, deren Entstehungszeit oft um ein Menschenalter aus einander liegt, und die selbst Kunstkenner und Liebhaber im besten Falle nur hier und da räumlich getrennt und zu ganz verschiedenen Zeiten haben betrachten, genießen und beurtheilen können. Für denjenigen, welcher sich mit Liebe und Verständniß in das Studium einer Künstlerindividualität und ihrer allmählichen Entwickelung zu vertiefen geneigt sind, bieten diese Ausstellungen eine ganz unschätzbare Hilfe. So haben wir hier unter anderen die Werke der jüngst verstorbenen Künstler Henneberg und Dräber in reicher Anzahl mit Zuhilfenahme des Nachlasses der beiden Maler, also mit ihren Skizzen und Entwürfen, welche die verschiedenen Vorbereitungsstadien der fertigen Meisterwerke dem Auge des Beschauers offenbaren, bewundern können. Die Nationalgalerie giebt nicht blos alles, was sie selbst in ihren Sälen zerstreut von dem betreffenden Künstler besitzt, in einem Raume gesammelt zur Schau, sondern neben dem in der Regel bereitwillig geliehenen Nachlasse sucht sie auch sonst von Sammlern, Besitzern einzelner Bilder, anderen öffentlichen Kunstinstituten in der Ferne und in der Nähe leihweise alle Bilder und Zeichnungen zu erlangen, die irgend zur Kenntniß der Künstlerindividualität, um welche es sich handelt, beitragen können. Gerade bei Eduard Meyerheim, der in Berlin gewirkt und gelebt hat, von dessen Werken eine große Anzahl im Besitze von hiesigen Sammlungen oder Kunstfreunden ist, darf man auf große Vollständigkeit bei der am 1. Februar zu eröffnenden Ausstellung seiner künstlerischen Leistungen gefaßt sein. Für den Geschichtsschreiber der Kunst unserer Zeit, für den Biographen einzelner Meister derselben haben dergleichen Ausstellungen einen geradezu einzigen Werth. Man kann über diesen Gegenstand kaum schreiben, ohne zugleich die Anregung und Hoffnung auszudrücken, daß es der deutschen Hauptstadt möglichst bald vergönnt sein möge, auch die edlen Erzeugnisse des in diesen Tagen rasch und unerwartet dahingeschiedenen Meisters Anselm Feuerbach in so würdiger und vollständiger Weise, wie es allein die hiesige Nationalgalerie zu leisten im Stande ist, neben einander betrachten zu dürfen. Bei allen Absonderlichkeiten und Irrungen, die manchen groß angelegten und in echter Künstlerfreude rücksichtslos gegen den Geschmack und das Empfinden der großen

Digitized by Google

Masse geschaffenen Gemälden und Entwürfen gemäß anhängen, gehören die Compositionen dieses genialen Mannes sonder Zweifel zu dem Besten, im wahrsten Sinne des Wortes Künstlerischen, was unsere deutsche Kunst geschaffen hat. Auch die räumliche Ausdehnung vieler Werke des Meisters macht es wünschenswerth, daß man dieselben einmal an großen Wänden wohl beleuchtet, überhaupt in einer ihnen entsprechenden Placirung betrachten könne. Gerade hierzu sind die großen Säle dieses Kunstinstitutes mit ihrem trefflichen Lichte wie geschaffen. Jene Ausstellungen finden nämlich in dem oberen Stockwerke der Galerie statt, dessen Gemächer noch leer stehen; das Gebäude ist in seinen Dimensionen auf den jährlichen Zuwachs von Kunstwerken berechnet, so daß trotz des reichen Bestandes mindestens noch einmal so viel Gemälde untergebracht werden können, als gegenwärtig schon vorhanden sind. Die in den letzten Jahren aus den hierzu bereit gestellten Staatsmitteln angekauften Werke — darunter der gefesselte Prometheus von Eduard Müller in Rom — können fast sämmtlich als vorzügliche Erwerbungen gepriesen werden.

Im „alten Museum“, das durch die Pergamenischen Sculpturen neuerdings eine so einzige Bereicherung seiner Schätze erhalten hat, ist man augenblicklich emsig bemüht, dieselben zu reinigen, zu ordnen, zu catalogisiren und — da für die Aufstellung derselben in ihrer ganzen Menge absolut kein Raum vorhanden ist — zunächst wenigstens einige Gruppen des großen Frieses in der Rotunde, wo seiner Zeit auch die ersten Schätze der Olympischen Ausgrabungen in Gypsabgüssen dem Publikum zur Ansicht untergebracht wurden, aufzustellen. Man wird hierzu die am besten erhaltenen Reliefstafeln auswählen, welche die Einwirkung der Athena und des Zeus auf den Kampf darstellen. Auch die Gemäldegalerie des alten Museums hat wieder einige Bilder von Bedeutung angekauft, einen Velasquez (Portrait eines Zwerges mit einem Hunde) und einen Adrian von Ostade, Bauern in der Schenke darstellend. Beide Bilder werden als in ihrer Art vorzüglich geschildert.

Unsere Theater haben uns in den letzten Wochen nicht gerade verwöhnt. Außer einem Schwank von Rosen, betitelt „Sport“, der im Wallnertheater zur Aufführung gelangt ist, blieb es bei der Wiedergabe alter Stücke, und auch Gäste von hervorragender Bedeutung haben sich nicht sehen lassen. Der oben genannte Schwank ist — um es mit einem Worte zu sagen — leichte Waare. Das Hauptmotiv ist den „beiden Klingsberg“ von Kotzebue entlehnt, und die Ausführung zeigt zwar das bekannte Bühnengeschick des Autors, einige wirklich komische Scenen und gute Witze, aber nach individuellen Charakteren, wie sie der wahre Dramatiker ausbildet und plastisch in ihren Hand-

Digitized by Google

lungen hinstellt, sieht man sich vergebens um. Im Uebrigen hat der Nothstand in Oberschlesien, oder vielmehr die werkthätige Beihilfe, die aus den verschiedensten Kreisen der Hauptstadt den vom Unglück so hart betroffenen Mitbürgern gewährt wird, uns verschiedene musikalische und dramatische Vorstellungen verschafft. Die Spitze derselben bildete eine große Matiné im Opernhause, bei welcher die ersten Gesanges- und dramatischen Kräfte der Hauptstadt mitwirkten, und die unter andern eine vorzügliche Darstellung des Offenbach'schen Erstlingswerkes, „Die Verlobung unter der Laterne" — beiläufig gesagt auch des besten Stückes, das der Componist geschaffen — brachte. Daß die Versammlung der Zuschauer eine so reiche und glänzende war, wie sie selbst im Opernhause nicht oft zu sehen ist, brachte die außerordentliche Gelegenheit mit sich. Der Kaiser, der Kronprinz, der gesammte Hof, so weit er in Berlin weilt, war gegenwärtig. Der greise Monarch beehrte das Comité, und darunter besonders den Oberbürgermeister von Forckenbeck, mit der huldvollsten Anerkennung. —y.

Literatur.

Die gesammte Literatur Walthers von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie von Willibald Leo. Wien, M. Gottlieb. 1880. — Eine angenehme Uebersicht der gesammten Literatur, die sich allmählich über Werke und Leben des vornehmsten Minnesängers angesammelt hat. Das Ganze ist nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet und mit kritischen Bemerkungen durchflochten. Der Verfasser dürfte sich einer größeren Sorgfalt im Gebrauche der deutschen Sprache befleißigen. Zu F. T. Zingerle's „Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen" macht er die Bemerkung: „durch die hübsch geschriebene Einleitung, welche uns die bedeutende Stellung, die Wolfger, den die Päpste ebenso hochschätzten, wie der Kaiser, einnahm, schildert, macht das Büchlein doppelt interessant." g.

Italienische Novellen. Von Heinrich Homberger. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880. — Vier Erzählungen („Der heilige Giovanni", „Der Säugling", „Der Leitstern", „Madonna Clarenza"), welche wohl einzeln schon einmal gedruckt sind, erscheinen in diesem Bande vereinigt und sind Frau Emilia Peruzzi in Florenz gewidmet. Schon daraus, sowie aus der Erwähnung des „deutschen Doctors" in der zweiten Novelle, kann man schließen, daß der Verfasser selbst in Italien heimisch ist; noch mehr thun die Novellen selber kund, daß eigene Anschauung dem Dichter die Feder geführt und eigene Beobachtung ihm einen guten Theil seines Stoffes verschafft hat. So lernen wir das italienische Leben, und zwar nach verschiedenen Seiten hin, kennen; die uns etwas fremd erscheinenden und nicht immer gleich anmuthenden Sitten des beweglichen und heißblütigen Volkes und das eigenthümlich künstlerische Gepräge seines Lebens treten uns bei

Digitized by Google

Bauern und Künstlern gleich lebendig entgegen, doch erleidet durch das stoffliche Interesse das formale keinen Abbruch, denn auch diesem hat der Dichter, von einigen Längen abgesehen, wohl zu genügen gewußt. Uebrigens ist die letzte Erzählung nur die Uebersetzung einer alten, wie der Verfasser mittheilt, erst kürzlich aufgefundenen Novelle von dem sonst nicht bekannten Renato dalle Baje; sie ist durchaus in dem Tone der alten italienischen Muster dieser Gattung gehalten.

E—o.

Entgegnung.

Die Anzeige von Herrn Raffaele Mariano's neuestem Buche: „Cristianesimo, Cattolicismo e Civiltà" (s. Im Neuen Reich 1879, II. S. 391) hat dem Verfasser der Anzeige und Herausgeber dieser Zeitschrift eine Beschwerde zugezogen, die, dem Wunsche des Herrn Mariano gemäß, unsern Lesern nicht vorenthalten sein soll. Sie werden daraus entnehmen, daß ich dem italienischen Freunde zwar nicht das Gegentheil dessen in den Mund lege, was er behauptet hat, daß es aber allerdings leicht mißverstanden werden kann, wenn ich sagte, er halte an dem Glauben fest, „daß die Kirche selbst, von innen heraus, einer Wiedergeburt fähig sei". Der kurze Ausdruck trifft insofern den Gedanken des Verfassers nicht ganz, als dabei schärfer betont sein sollte, daß derselbe dem historischen Papstthum und dem historischen Katholicismus, als Verneinungen des wahrhaft christlichen Geistes, ganz und völlig den Krieg erklärt. Dagegen entwirft er auf S. 401 u. ff. für die Erneuerung oder Umwälzung der Kirche in Italien ein ausführliches Programm, das freilich ziemlich phantastisch ist, aber, wenn es für ausführbar gehalten wird, jedenfalls an die im italienischen Volke — trotz Papstthum und Katholicismus — vorhandenen religiösen Elemente anknüpfen müßte. Und wenn er wörtlich sagt (S. 401): „Der Organisation und Richtung der Kirche, die jetzt gänzlich der päpstlichen Willkür anheimgegeben ist, müssen Formen und Eigenschaften verliehen werden, die sie materiell von dieser Willkür befreien und folglich moralisch sich selbst, ihrer spontanen Bewegung und Entwickelung zurückgeben", so scheint dies in Wahrheit nicht weit abzuliegen von dem schwer angegriffenen Ausdrucke, den ich gebraucht habe. Indessen mag jetzt der Freund, dem so viel daran liegt, daß er in Deutschland nicht mißverstanden werde, selber das Wort nehmen. Er schreibt:

Antwort eines Italieners an Herrn Wilhelm Lang.

Geehrter Herr und Freund!

Erst in diesen Tagen ist mir Ihre Recension meines Buches „Christenthum, Katholicismus und Cultur" in „Im Neuen Reich" zu Gesicht gekommen. Wir Italiener sind Ihnen für das Interesse, das Sie an unserer Literatur nehmen, und für die einsichtsvolle Beurtheilung derselben in Ihren schönen transalpinischen Studien zu Danke verpflichtet. Und was mich betrifft, muß ich Ihnen noch besonders dafür danken, daß Sie das deutsche Publikum auf mein Buch aufmerksam gemacht haben.

itized b

Nur liegt mir viel daran, einen von Ihnen aus Versehen begangenen Irrthum zu berichtigen. Sie behaupten, „daß ich nicht etwa von der evangelischen Propaganda das Heil für Italien erwarte; und daß, gestützt auf die ununterbrochene antipapale Tradition in Italien, trotz der sichtlichen Ungunst der Gegenwart, an dem Glauben festhalte, daß die Kirche selbst, von innen heraus, einer Wiedergeburt fähig sei.“ Erlauben Sie mir zu bemerken, daß dies das gerade Gegentheil von dem ist, was ich immer gedacht und in meinem ganzen Buche auseinanderzusetzen mich bemüht habe. Meine Thesis ist, daß die höchste Nothwendigkeit für Italien nicht nur, sondern für die katholischen Nationen im Allgemeinen, die ist, sich von der religiösen und moralischen Herrschaft des Papstthums und des Katholicismus zu befreien. Ueberdies bin ich fest überzeugt, daß die große objective Macht, welche die Kirche heißt, nie ganz oder auch nur theilweise unmächtig werden wird, es sei denn, daß die Gewissen ihr in heilsamer Umkehr Glauben und Verehrung versagen. Was eine Wiedergeburt des Katholicismus und des Papstthums betrifft, so halte ich sie für unmöglich. Daß das Papstthum sich ohne das Temporale, auf Grund der Vorschriften des Evangeliums in der Freiheit des christlichen Geistes erneuern werde, ist eine unklare Vorstellung, die von geringem Nachdenken und mangelhafter Einsicht in die Natur der Verhältnisse zeugt. Ein Papst, der die christliche Wahrheit und Sittlichkeit in einer sich in der Verborgenheit des Gewissens vollziehenden Arbeit, in einem inneren und geistigen Processe sieht, ein solcher Papst lebt nur in der Phantasie. Katholicismus und Papstthum könnten sich nur erneuern, wenn sie den freien christlichen und evangelischen Geist annähmen, was so viel heißen würde, wie sich sebst und die ganze Ordnung ihrer Grundanschauungen leugnen. Wie Sie sehen, geehrter Freund, erwarte ich also alles Heil gerade von der evangelischen Propaganda, oder richtiger von der Kirche des Evangeliums; und halte an dem Glauben fest, daß religiöse Schismen und Reformen nothwendig und möglich sind. Ohne diesen Glauben, ohne dieses Ideal einer zu erstrebenden Wiedergeburt des religiösen Bewußtseins wäre mein Buch absolut sinnlos und zwecklos.

Auf Ihre Kritik meiner Beurtheilungen der religiösen, sittlichen und socialen Zustände Deutschlands will ich nicht weiter eingehen. Ich achte Ihre Ansichten, bleibe aber den meinen treu. Uebrigens kommt es hier auf uns und die Uebereinstimmung unserer Ansichten nicht an. Wer von uns der Wirklichkeit näher kommt, werden nur die Ereignisse und die Zukunft zu sagen vermögen. Nur scheint es mir, daß es zur besseren Orientirung der deutschen Leser gut gewesen wäre, wenn Sie erwähnt hätten, daß ich neben den Schatten- auch die Lichtseiten des deutschen Lebens hervorgehoben habe. Glücklicherweise wird diesem Versäumniß reichlich durch die Uebersetzung meines Buches abgeholfen werden, welche demnächst, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, erscheinen wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Raffaele Mariano.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 22. Januar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Orientirung über einige wissenschaftliche Bestrebungen der Gegenwart.

Bei einer Jahreswende bedarf man nicht der Entschuldigung, wenn man Vergangenheit und Zukunft mit einander zu verknüpfen sucht, um einen Voranschlag über die nächsten Aussichten zu entwerfen. Auf eine Höhe der Betrachtung fühlt man sich gestellt und es drängt sich leicht die Ueberlegung auf, wo hinaus die Reise geht. Wird sie mit unparteiischer und wohlwollender Gesinnung angestellt, so mag ihr wohl ein Nutzen entspringen. Freilich, wenn der Blick in gar zu ferne Räume dringen will, so nehmen die Reflexionen gern diejenige Natur an, die mit dem Worte „träumerisch" bezeichnet wird. Und auch so haben sie ihren Reiz; denn unser Leben erträgt es nicht, daß wir in alle Wege den Ernst verständigen Handelns festhalten. Wir wagen es darum wohl, uns auch spielend dem Zuge der Zeit zu überlassen und die Reihe deutlicher Voraussagungen zu verlängern durch die unklaren, aber lebhaften Ahnungen der Ferne. Wer weiß nicht, daß diese phantasiemäßigen Gedanken wenigstens den Gewinn bieten, daß sie auf unser gegenwärtiges Handeln eine kräftigende und belebende Rückwirkung äußern.

Wir begeben uns nicht in die alten Irrsale der Fragen, ob die intellectuelle Cultur der Menschen stetig fortschreite, ob sie in Epicycloiden oder sonst wie fortschreite, ob sie unabhängig von der moralischen Cultur sich weiter entwickele, wohl gar bei moralischer Stagnation oder Verderbniß. Das Wenige, was aufhellend hierüber zu sagen wäre, ist meist im Anschlusse oder im Gegensatze zu Buckle's Geschichte der Civilisation von J. St. Mill, Droysen, Lange (Geschichte des Materialismus), gesagt worden. Es ist eine wohlberechtigte Erwartung, unser Naturwissen werde am ehesten unsere Hoffnungen auf stetiges Fortschreiten in nächster Zeit erfüllen und uns eine noch völligere Beherrschung der Natur ermöglichen. Diese Erwartung ist um so mehr gerechtfertigt, als in diesem Gebiete so ziemlich alle cultivirte Nationen einmüthig ihre Kräfte anspannen. Wie könnte jetzt, da in dieser Richtung eine Reihe sicherer, grundlegender Einsichten erarbeitet ist und sich noch immer

Digitized by Google

mehr Forscher und methodisch wohl geschult der Naturwissenschaft widmen, nicht Erfreuliches gehofft werden? insbesondere in Bezug auf die Biologie und die Voraussetzungen der Heilkunde.

Und doch! die Nüchternheit versagt es uns, diesen Erwartungen, namentlich so weit es sich um die Erkenntniß der Causalität im natürlichen Leben handelt, einen allzu sanguinischen Anstrich zu geben. In welchem bedenklichen Zustande befindet sich insbesondere die Naturphilosophie, wenn wir diese Wissenschaft im deutschen Sinne verstehen! Sagen uns nicht die gediegensten Forscher, wir sollten uns nicht einmal die Frage beikommen lassen nach der Art wie Sein entsteht, wir seien mit all' unserer Wissenschaft auf die Erkenntniß der Veränderungen beschränkt, die das Seiende erfährt, auf die in diesen Veränderungen beobachtbare Gleichmäßigkeit? Wie das Organische zu begreifen ist, wie es kommt, daß Materie denkt, vor diese Fragen stellt Dubois-Reymond sein ignoramus und ignorabimus und doch ist er in dem Bereiche des Möglichen der Kühnsten einer. Jedermann weiß ohnehin, daß in diesen Dingen kein menschliches „Bis hierher und nicht weiter" und keine Forschungspolizei zu fürchten ist. Denn was man den ungeduldigen Jugendbildnern an Zurückhaltung auferlegt hat, ist keine Beschränkung der Forschung, sondern eine pädagogisch-moralische Schutzmaßregel gegen den aufgeklärten Hypothesenluxus, der seine Stellung verkennt und nicht bedenkt, daß gewisse Gedanken, die den Erwachsenen und Empfänglichen befreien und beglücken, den Unreifen kalt lassen müssen, nur autoritativ hingenommen werden, zuweilen unter Zerstörung vortrefflicher Keime künftiger That und Einsicht. Also die Dämpfung allzu hoher Erwartung soll Niemand abschrecken, die kühnsten Flüge der Naturforschung zu wagen. Ist es doch ein bekanntes Factum, daß gerade die sichere Erfahrung von der Unzulänglichkeit unseres gesammten Wissens — und diese Erfahrung gewinnt man nicht durch Nachsprechen, sondern durch sein eigenes Thun — den wahrhaft Gebildeten sofort von den andern Menschen unterscheidet, die, wenn ein neues Problem auftaucht, wie ehemals das Tischrücken, kein Bedenken tragen, aus dem eigenen Schatze eine „ganz einfache Erklärung" des Phänomens zum Besten zu geben, während die Forscher zunächst schweigen. Es ist damit ähnlich, wie bei den jugendlich begeisterten Frommen, die in edler Gemüthswärme, aber bei geringer Lebensreife, leicht ausrufen, daß ihnen der Glaube „alle Räthsel löse". Lassen wir sie gehen und weiter leben, so finden sie selbst heraus, daß eine ganze Reihe quälender Räthsel immer neu auftaucht, und am Ende beschränken sie sich wie die Naturforscher darauf, zu rühmen, daß ihr Glaube es ihnen erleichtere, die Unlösbarkeit vieler Räthsel mit Resignation zu ertragen.

Sagen wir also, um aus der Episode zurückzukehren, daß unsere naturwissenschaftlichen Aussichten sich schwerlich weit von den concreten Fragen

Digitized by Google

der so umfassenden Disciplin entfernen werden. Und was die Benutzung der hierbei zu erhoffenden Erfolge für die Erweiterung unserer Naturbewältigung und unseres Lebensgefühles anlangt, so ist hierher gehörig ein anderes Dictum des schon genannten Dubois-Reymond; denn er sagt in seinem gedankenreichen Vortrage (Culturgeschichte und Naturwissenschaft S. 36) mit einem unterdrückten Seufzer: „Schwerlich wird die Menschheit je fliegen.“ Auch hier will er nicht sowohl die kühnen Experimente beeinträchtigen, als uns vielmehr von einer leidenschaftlichen Sehnsucht befreien, die sich an unsere ideale Stimmung so gern anschließt. Denn nichts als diese ideale Stimmung, die dem Deutschen vielleicht natürlicher ist als den andern Nationen, lehrt uns das Faustische Wort nachfühlen:

> O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
> Dir nach und immer nach zu streben.

Wir lächeln, wenn wir den Pedanten erwidern hören:

> Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden;
> Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Denn der Sonne nachzufliegen in diesem Sinne mag uns ein zweifelhaftes Vergnügen sein, aber wir verstehen nichts desto weniger, wie Faust es meint, und indem wir seinen Worten folgen, fühlen wir uns schon halb von den Schranken befreit, die uns überdies die patentirtesten Flugmaschinen nicht wegschaffen könnten.

Und damit soll denn diese Skizze die Naturforschung verlassen, um den zweiten Kreis, den des menschlichen Geisteslebens, einen Augenblick zu mustern. Er ist der gewichtigste, die ganze Natur bereitet nur auf den Menschen vor. Und was für eine Ansicht von dem Werthe der Menschen wir auch haben mögen, es liegt jedenfalls in diesem Gebiete das Centrum unseres Lebens und Denkens. Das menschliche Geistesleben ist aber auch das schwierigste Object der Forschung. Wenn die Natur das so wichtige Experiment zu Hilfe rufen kann, so ist diese Methode hier nicht anwendbar, oder genauer gesagt, nur in beschränktem Maße gestattet. Darum ist es nicht so sehr zu verwundern, daß die instinctive Kenntniß des einzelnen Menschen oder der Gruppen von Menschen viel weiter gedrungen ist, als die exacte psychologische Wissenschaft. Wie viele Romane, die uns die Gemüthszustände ihrer Personen in schlagender Wahrheit vor die Augen malen, haben wir in der modernen Literatur; aber wo ist die psychologische Wissenschaft, die ihnen ebenbürtig wäre? Das soll nicht gesagt sein, um das, was wir an Psychologie doch schon besitzen, etwa herabzuwürdigen. Vielmehr freuen wir uns der Anfänge der Seelenlehre, wie sie nun eben sind. Es ist auch nicht billig, die ganze psychologische Methode, wie sie durch Herbart geläufig geworden

Digitized by Google

ist, als Associationspsychologie zu tadeln. Wenigstens wollen wir sie so lange hochschätzen, bis man auf einem andern Wege auch nur so viel leistet, als die gewöhnliche Weise geleistet hat. Mag man sich um die Gehirnphysik und Gehirnphysiologie nur recht bemühen, da ist noch viel zu thun. Mag man die dem psychischen Leben parallel laufenden körperlichen Phänomene gründlich erforschen; sofern es gelingt, wird die Psychologie gern Nutzen davon ziehen. Nur verschone man uns mit bloßen Worten wie „Summationsphänomen", wenn man nicht mehr weiß als Worte. Steinthal hat sich mit gewohntem Scharfsinn im neunten Bande der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" S. 38 ff. hierüber mit F. A. Lange auseinandergesetzt, leider ohne Lange's Artikel über „Seelenlehre" im achten Bande von Schmid's „Pädagogischer Encyclopädie" zu berücksichtigen. Gerade Steinthal, dessen psychologische Formeln von einem Andern als eine Art von philosophischen text-book verarbeitet worden sind, kann uns ungefähr zeigen, wie dringend alle Forschungsarten über das Psychologische eingeladen werden müssen, zusammenzuwirken, um endlich saubere Arbeit über den schwierigen Gegenstand zu Stande zu bringen. Er ist ja ein entschiedener Anhänger der Herbart'schen Psychologie, obwohl er sie nicht in der Weise des Meisters mit der Metaphysik complicirt, aber in seiner billigen Weise bekennt er sich zu folgendem Programme: „1) Die Psychologie möge versuchen, wie weit sie es nach ihren Methoden in der Erkenntniß der Gehirn- und Nervenfunctionen bringen kann; 2) die Psychologie nimmt die primären Elemente als gegeben und versucht zu erkennen, wie viel und welche Gesetzmäßigkeit sich in den Vorstellungen zeigt, wobei sie eine dem Bewußtsein immanente Causalität voraussetzt. Letzteres mag eine Fiction sein, wir wissen, welches Recht die Fictionen in der Wissenschaft haben; 3) ein unaufhörliches Herüber- und Hinüberblicken dieser beiden Disciplinen ist jeder derselben unentbehrlich." Er braucht noch ein ganz instructives Beispiel: „Weiß uns der Physiologe zu sagen, wie die Milch im animalischen Leibe bereitet werde? Ich habe noch nichts davon gehört. Der Chemiker kann indeß sagen, wie die Milch chemisch zusammengesetzt ist. Gerade so können wir die durch Wort und That geäußerten Vorstellungen analysiren, ohne zu wissen, wie sie bereitet sind .... So befähigt uns auch die empirische Psychologie zu Pädagogik, Psychiatrie u. s. w."

Wir sehen leicht, daß auch in diesem Gebiete keine gewaltsame Aenderung von Methoden in Aussicht zu nehmen ist und daß von der materiellen Forschung, wenn dieser Name gestattet ist, keine unerhörten Aufschlüsse zu erwarten sind über psychologische Dinge, so gut es auch ist, wenn einheimische oder englische Forscher (wie Bain) auch von der Körperlichkeit aus sich den psychischen Phänomenen zu nähern suchen. Auf diesem Wege, sowie durch statistische Aufzeichnungen werden uns hoffentlich auch für die Pädagogik mehr

und mehr die Mittel geboten werden, aus den äußerst ungenügenden empirischen Beobachtungen heraus zu kommen, die sich nicht viel über die Wetterbeobachtungen des alten Schäfers erheben.

Mehr aber noch als dieses von Steinthal gewünschte und offenbar schon in Ausführung begriffene Zusammenwirken directer und indirecter Seelenforschung interessirt die allgemeine Bildung eine von Lotze so oft betonte Ergänzung. Er hat sie besonders in seiner Streitschrift gegen den nun auch schon abgeschiedenen J. H. Fichte, obwohl nicht im Gegensatz zu Fichte, auseinandergesetzt. Jene aus Herbart's Arbeiten erwachsene Psychologie vergleicht er mit den Proceß- und Verwaltungsformen, die mit breiter Mannichfaltigkeit das Leben erfüllen, während das tiefer verborgene Recht mehr zurücktritt. Er strebt darnach, geltend zu machen, daß wir uns auch nach der im Hintergrunde bleibenden Natur der Seele selbst umsehen, deren Fülle sich doch nicht in derjenigen Thätigkeit erschöpft, die die gewöhnliche Psychologie so gut als thunlich behandelt; und wir werden ihm Dank wissen, daß er diese Ueberlegung mit den vielseitigsten Mitteln in seinem Mikrokosmus vor unsern Augen angestellt hat. Er selbst hat es als seinen Plan bezeichnet, „den Versuch einer Anthropologie zu wagen, welche die ganze Bedeutung des menschlichen Daseins aus der vereinigten Betrachtung des individuellen Lebens und der Culturgeschichte unseres Geschlechtes zu erforschen suchte.“ Seine Schriften haben, obwohl Lotze keine Schule zu machen strebt, doch bei Vielen wieder das Zutrauen zur Philosophie gestärkt, bei evangelischen Theologen und Andern; selbst juristische Schriftsteller finden in ihnen brauchbare Gesichtspunkte. Die Einwirkung dieser Schriften ist noch immer im Wachsen, und, wie wir denken, werden sie mehr und mehr die Scheidewand zwischen den Gebildeten und den Schulphilosophen wegräumen.

Wie groß die Kluft zwischen diesen Beiden noch ist, sehen wir auf einem andern Gebiete. Denn am eifrigsten kämpfen die Fachphilosophen doch wohl auf dem Gebiete der Metaphysik oder speciell auf dem der Erkenntnißlehre. Wie wird da schon um das richtige Verständniß der Kantischen Lehre gestritten und sodann an derselben das Berichtigen geübt, bis etwas herauskommt, was die Forderungen bestens zu befriedigen verspricht. Wer aber nimmt in weiteren Kreisen daran Antheil? So gut wie Niemand. Ja, wenn diese Erörterungen nicht an den ehrwürdigen Namen Kants anknüpften, für den eine merkwürdige Sympathie beim Publikum besteht, es würde absolut nichts von dieser Literatur verlauten.

Natürlich handelt es sich hier überall und stets um dieselben Probleme, um „das Ding an sich“, ob es ein bloßer Grenzbegriff sei oder mehr, um Idealismus und Realismus, transcendentalen Idealismus, transcendentalen Realismus, empirischen Realismus 2c. Die rohesten Differenzen sind zwar

allmählich beigelegt, obwohl dann und wann Stimmen sich erheben, die von den Verdiensten Kants keine Ahnung haben. Aber innerhalb der verständigen Forschung ist doch noch sehr Vieles nicht abgeklärt, stets finden sich wieder Neigungen, von dem kritischen Kant zu dem dogmatischen Kant abzubiegen. Allem Anscheine nach hat das Buch Cohens: „Kant's Theorie der Erfahrung" ziemlich viel Einfluß gewonnen und es läßt sich hoffen, daß dieser Einfluß auch für die Naturwissenschaft und die seltsame Zuversichtlichkeit, mit der man einen theoretischen „Materialismus" gegründet zu haben glaubte, nicht verloren gehe. In dem Sinne wenigstens, wie F. A. Lange in der Geschichte des Materialismus die Lücken dieser Philosophie aufgedeckt hat.

Weshalb die nichtphilosophische Welt sich aus diesen Untersuchungen wenig macht, liegt auf der Hand. Denn es ist in diesen Kreisen die Frage gewöhnlich nur, ob wir die Welt so sehen und auffassen, wie unsere gesunden Nachbarn. Ist das der Fall, so schweigen die Sorgen, ob diese unsere Auffassung einer objectiven Wahrheit entspreche. Für die philosophischen Kreise aber wäre jedenfalls die Ansicht allgemein wichtig, daß es nicht angehe, zu allererst die Natur der Erkenntniß und ihre Leistungsfähigkeit zu untersuchen, sondern daß man zuvörderst die durchgehende Subjectivität unsrer Vorstellungen anerkenne. Es ist zwar die unausweichliche Vermuthung, daß unserm Vorstellungsleben die Aufgabe obliege, eine Welt zu erkennender Gegenstände abzubilden, aber es ist doch nur eine Vermuthung, die wir nicht einmal überall zulassen, denn in der Kunst bleibt sie uns fern. Es setzt jedenfalls eine weder allgemeine noch selbstverständliche, sehr hohe Meinung von dem Werthe der „Dinge" voraus, wenn man dem Geiste keine bessere Aufgabe stellt, als die „Dinge" abzubilden. Indessen, es scheint doch Aussicht zu sein, daß die Hitze dieser metaphysischen Kämpfe sich etwas mildere und daß nicht das Objective, sondern das was der eigene Geist erlebt und was er nur durch Erleben zum Bewußtsein bringt, mehr Werthschätzung und mehr Sorgfalt auf sich ziehen werde, als alles andere. Ist es nicht klar, daß einige der schwierigsten Probleme der Ontologie völlige Räthsel, bloße Postulate bleiben, wenn uns nicht aufgeht, daß unser Geistesleben eben das Problem gelöst darbietet und zwar, daß hier eben das einzige Beispiel der Lösung vorliegt, man denke an die Einheit der Substanz, die ihre einzige Bewahrheitung im Phänomen des Gedächtnisses hat (Lotze). Wir lernen es wieder, daß wir das Wirkliche als Geist zu denken haben, und so wird es uns auch mehr und mehr gelingen, einem Jeden für diese schwierigen Erörterungen wieder mehr Interesse abzugewinnen. Mit Spielereien, wo Natur und Geist witzig identificirt werden, werden wir nicht mehr die Zeit verlieren. Dagegen ist es eine recht fruchtbare Arbeit, mit G. Glogau und Andern nach Aug. Comte's Weise in allen diesen Kategorien historische Processe nachzuweisen (zehnter Band

Digitized by Google

der „Zeitschrift für Völkerpsychologie", S. 347 ff.). Es behütet außerordentlich vor Starrheit der Schule, wenn man bemerkt, wie Logik, Ethik und andere scheinbar unveränderliche Producte des Geistes einen langen, schweren Entwickelungsproceß durchgemacht haben. Könnte man das zum Bestandtheile der allgemeinen Bildung machen, könnte man auch die Religionssatzungen der positiven Gemeinschaften so auf durchsichtige Weise in eine begriffsmäßige Folge von psychologischen und völkerpsychologischen Processen zerlegen, wo bliebe dann der Fanatismus! Aber für die nächsten hundert Jahre muß man leider hinzufügen, wo bliebe dann die religiöse Wärme, das kirchliche, innige Leben! Denn wo ist der Mann, der unsere Gemeinden, wie sie eben sind, zur Einigung dieser beiden Güter fähig hielte. Man könnte zwar versucht sein, mit Lazarus auf den Unterschied zwischen denen aufmerksam zu machen, die ohne erwachtes Bewußtsein die überlieferten Formen der Sprache handhaben, und denen, die die sprachlichen Kategorien in ihrem Fluß und Werden durchschaut haben. Die Letzteren, so giebt er zu verstehen, sprechen nicht in andern Formen eine aparte Sprache — aber sie stehen nicht mehr unter dem Banne und Drucke der Sprache, es ist ihnen darin eine Heimath ihres Geistes aufgegangen.

So könnte man auch das Verhältniß der Wissenden in der Religion zu den blos Frommen ganz harmlos auffassen. Etwas davon ist auch schon in der gebildeten abendländischen Welt verwirklicht; F. A. Lange hat in seiner Geschichte des Materialismus, im letzten Theile des schönen Werkes, einen Standpunkt gezeichnet, der nicht so selten angetroffen wird, als es ihm selbst vorkam. Aber es würde ein starkes Verkennen der großen praktisch-ethischen Aufgabe der Kirchen sein, wenn wir annähmen, daß die Umwandlung des mythisch-heteronomen Systems in ein dem heutigen geistigen Leben angemessenes und eben so das Gemüth befriedigendes in kurzer Zeit vor sich gehen könnte. Nein, die alltäglichsten Erfahrungen mahnen uns zur Geduld. Bischof Temple sagt schon von der Entwickelung der Toleranzidee: „Keine Lection läßt sich auf einmal ordentlich lernen. Soll die Toleranz ordentlich und so gelernt werden, daß sie nicht blos ein philosophischer Grundsatz, sondern ein praktisches Princip wird, daß sie sich verbindet mit wahrer Frömmigkeit des Lebens, so ist es absolut nöthig, daß sie langsam und stetig den Geist in Besitz nimmt und daß an jedem Punkte ihr Recht auf weitere Entwickelung streitig gemacht und durch die Vernunft erwiesen wird. So wird die Toleranz nicht blos stärker, sondern auch reicher und voller und sie befreit sich von allem Dogmatismus." Noch viel einleuchtender gilt das von der besprochenen Umwandlung, von der die Erhebung zur Duldung nur ein vorbereitender Act ist. Und auch hier sagt Lange so billig wie feinfühlend (S. 559): „Zu wünschen ist freilich, daß jeder Geistliche wenigstens

Digitized by Google

über die Grenzen der Giltigkeit alles Idealen aufgeklärt sei; wenn dies aber wegen der Enge des Geistes und Mangel geeigneter Bildungsmittel nicht geschehen kann, ohne daß die Kraft beschädigt wird, welche dazu berufen ist, die Idee zu verbreiten, dann ist es im Ganzen besser, einstweilen die Aufklärung zu opfern als die Kraft." Lange stand dem Leben nahe genug, um so zu urtheilen. Er spricht eben beispielsweise von Geistlichen, wahrscheinlich von protestantischen. Er würde auch jetzt noch bei akademisch gebildeten, bedeutenden Nichtgeistlichen, die in jeder Beziehung sich frei fühlen, Aeußerungen hören können, die eine erschreckende Enge des Geistes und eine fast hoffnungslose Gebundenheit an den Buchstaben verrathen. Denn die Gelehrsamkeit thuts ja nicht allein, wie wir es bei Katholiken und Protestanten sehen.

Die letzten Bemerkungen haben uns mitten in die ethisch-theologischen Fragen gebracht, Fragen, die uns wohl noch lange beschäftigen werden. Lange's Buch hat eine ziemlich bedeutende Gährung in diesem Gebiete veranlaßt. Daß er der materialistischen Forschung nachwies, sie erfreue sich nur einer relativen Sicherheit; es sei eine Nothwendigkeit der menschlichen Organisation, zu allen Reizen subjective Elemente hinzuzubringen und nur ein Mehr oder Weniger von idealen Elementen unterscheide Naturwissenschaft, Metaphysik, Dichtung und Religion, diese idealen Elemente seien sogar wichtiger als die andern, der menschlichen Gesellschaft mehr ans Herz gewachsen, und man müsse es mehr und mehr lernen, die Ideen hochzuhalten, ohne zu fragen, ob ihnen eine Realität entspreche: da verletzte er mehrfache wissenschaftliche und praktische Interessen und Gewohnheiten. Alexander Schweizer suchte in milder Weise Lange's Gnosticismus zu ergänzen, denn an die Bemerkung Lange's, „daß auch der Idealismus mit der unbekannten Wahrheit zusammenhängt, obschon in anderer Weise als der Materialismus", fügt er die Frage, ob wir vielleicht mittelst unserer Idealwelt zu den „Dingen an sich" einen Zugang finden, der unserem nur auf die Erscheinungswelt eingerichteten Erkennen versagt ist. Er versteht wohl Lange's Warnung, ja nicht aus beiden Welten eine zu machen, es fällt ihm als Theologen sofort die Vermischung des idealen Christus mit dem historischen als abschreckendes Beispiel ein, aber er will doch nicht Religion zu der Wirklichkeit gerade so stellen, wie Dichtung und Kunst zu derselben stehen. Religion und Philosophie verzichten nicht auf Wirklichkeit, wie die Kunst, sondern wollen eine „höhere Wirklichkeit" erreichen. Und nun sagt Alexander Schweizer, daß, wie wir ohne die in der Erscheinung für uns wirksamen Dinge nicht zum Erkennen gelangen würden, so auch nicht zur Idealbethätigung, wenn nicht die Dinge an sich, deren Existenz ohnehin vorausgesetzt werden muß, unseren Geist zur Idealerzeugung anregten. So sucht Schweizer den Dualismus wieder zu

Digitized by Google

entfernen, und wenn damit nicht wieder ein Dogmatismus gemeint ist, sondern eine ansprechende Idee, so könnte sich Lange dieselbe wohl gefallen lassen. Auch der Theologe O. Pfleiderer glaubt ähnlich wie Schweizer eine Lücke in Lange hervorheben zu müssen in seinem bedeutenden Werke: „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“, S. 176 ff., und bezieht sich zustimmend auf Eduard von Hartmanns Kritik des Lange-Vaihinger'schen Skepticismus, insofern Hartmann's Alternative — entweder der „Verstand“ werde die Lange'schen Gefühlsdispositionen beseitigen, die aus einer früheren Kulturperiode stammen, oder das „Herz“ werde siegen, weil es nämlich eine höhere Gestalt der Wahrheit ergriffen habe und werde diese Ideale auch vor dem Verstande rechtfertigen — ihm richtig zu sein scheint. Auch hier ist über Lange's Intention, wie es scheint, dogmatistisch hinausgegangen. Doch wird es auch so dazu dienen, redlichen Forschern ihre eigenen geistigen Bedürfnisse klar zu machen. Es besteht ja bei uns eine angemessene Freiheit in dieser Beziehung.

„Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.“

Daß übrigens ein Mann wie Pfleiderer und neben ihm Dillmann in Berlin Professoren der Theologie sein können, ist eine Thatsache, die etwas Tröstliches hat, nicht als ob die Meinung wäre, daß eine neue herrschende Partei, die in den Beiden ihre Häupter hätte, gewünscht würde, sondern weil es erfreulich ist, wenn die engbrüstige Sorte theologischer Männer, an die wir uns so schwer gewöhnen konnten, auch einmal einen anders gearteten Zusatz bekommt.

Nicht uninteressant ist es übrigens zu sehen, wie mannichfaltig noch immer die theologische Arbeit an den Universitäten und in der wissenschaftlichen Literatur sich entwickelt. Denn dem eben erwähnten Buche Pfleiderer's, das in der Aufnahme allgemein weltlicher Speculation in die christliche Religion so weit geht als möglich, tritt ein junger Theologe aus der Schule von A. Ritschl sehr energisch entgegen, Professor Hermann in Halle in seinem gelehrten Buche: „Die Religion im Verhältniß zum Welterkennen und zur Sittlichkeit“. Wir finden bei ihm natürlich nicht den alten Gegensatz der Orthodoxie, aber bei allem Festhalten an der Wissenschaft soll doch dem kirchlichen Glauben eine Art Schutz gegen metaphysische Manipulationen gewährt werden. Der alte Schleiermacher'sche Versuch tritt in neuer Gestalt wieder hervor, die theologische Speculation auf ihrem Gebiete unabhängig zu stellen von der jedesmaligen weltlichen Wissenschaft. Daß der Versuch Schleiermacher's nicht gelungen ist, weiß Jedermann. Es ist aber daraus noch nicht zu schließen, daß er überhaupt nicht gelingen könne, wenn er mit so entwickelten

Digitized by Google

Mitteln und solcher Energie gemacht wird. Hermann übersieht freilich, daß Pfleiderer kein theologisches Werk schreiben wollte, sondern ein philosophisches, seine theologische Ansicht würde viel mehr positive Elemente und Rücksicht auf die Gemeinde in sich aufnehmen. Die Motive Hermann's für seine die Metaphysik ablehnende Haltung sind in der Vorrede bündig zusammengestellt, sie machen den Eindruck der Klarheit, während die Schrift selbst an Klarheit viel zu wünschen läßt, wenigstens für den Außenstehenden. Das eine Motiv ist, daß die Theologie dem evangelischen Glauben — nur von diesem, nicht von Religion ist die Rede — die innern Gründe seiner Gewißheit zu vollem Verständnisse bringen soll. Sodann haftet diese Gewißheit immer an einem Ganzen christlicher (?) Weltanschauung, während die Metaphysik stets nur Theile behandelt; zudem ist der evangelische Glaube unabhängiges Besitzthum der sittlichen Person, während die Philosophie dem Einzelnen nur das lassen möchte, was sich vor dem allgemeinen Erkennen legitimirt. Endlich kann die Philosophie den geschichtlichen Grund des evangelischen Glaubens nicht recht würdigen und kommt immer auf geschichtslose Wahrheiten zurück, wird rationalistisch. Darum sieht der den Streitigkeiten der Philosophen mit Ruhe zu. Außerhalb der besonderen religiösen Gemeinde kann keine Philosophie das Geschäft der Theologie betreiben. Eine gemeinsame Aufgabe ist nur „die Scheidung der praktisch bedingten Ueberzeugungen, in deren Bereich die eigentlich theologischen Probleme liegen, von dem Gebiete des theoretischen Erkennens". Man kann dem Unternehmen nur Glück wünschen, wenn es auch nur wäre, um mehr den Werth der Gemeinde und ihrer Erfahrung hervorgehoben zu sehen. Viele Hoffnung erweckt das Buch noch nicht, seine Phraseologie ist eigenthümlich, an die fünfziger Jahre erinnernd, an das poetische Christenthum von Martensen, Sartorius und Anderer anklingend; wir lesen zum Beispiel: daß „die Religion das Correlat der persönlichen Selbstgewißheit des Menschen ist, der nicht nur erkennen, sondern vor allen Dingen leben will". Viel Schönes gerade über die Kraft der religiösen Gemeinschaft. Vorläufig haben wir den Eindruck, daß dem Verfasser die evangelischen Christen die liebsten sind, die schon die „Thore mit den zwölf Perlen" geschaut haben und solche brauchen keine weltliche und keine theologische Speculation; ihre persönliche Selbstgewißheit ist unermeßlich und unerschütterlich. Die Wenigen aber, die sich trotz ihrer inneren Erfahrungen im religiösen Leben unsicher fühlen, können mit nichts Anderm sicher gemacht werden, als wenn man ihnen zeigt, was die besten Denker in der Welt über den Gegenstand, der eben eine allgemeine Seite hat, gesagt haben. Man muß ihnen selbst überlassen im Einzelnen zu erkennen, daß die unabweislichen Denkgesetze der profanen Welt fortfahren zu gelten, wie es auch mit der religiösen Welt stehen mag. Dieses profane Denken kann

das religiöse Leben nicht erzeugen und ebenso wenig ihnen einen Ersatz bieten. Sie haben es anders woher und halten es fest. Aber sie sind so weit, daß sie auf eine Einheit ihres Denkens Werth legen. Und wenn sie ihren evangelischen Erfahrungen einen lebhaften Ausdruck geben wollen, so liegt es ihnen am Herzen, es so zu thun, daß sie mit keinen profanen Wahrheiten in Conflict kommen. So vermeiden sie einen Dualismus des Erkennens und die Aufstellung einer Dogmatik, die nur für Eingeweihte Sinn hat, während sie Andern nicht blos als supra rationem vorkommt, was in der Ordnung wäre, sondern contra rationem. Genauer müßten wir sagen: die Gemeinde wird immer die Neigung haben, ihre Lebenserfahrungen in Dogmen auszuprägen und das gehört zu ihrer Gesundheit. Welche allgemeine Geltung diese Dogmen haben können, ist eine andere Sache. Will man ihre allgemeine Giltigkeit beweisen, so hat das keine Bedenken. Das Nebeneinanderbestehen vieler Confessionen und Secten und das Vorhandensein der allgemeinen Wissenschaft sorgen stets dafür, daß die Uebergriffe der Dogmatik unschädlich gemacht werden. Glücklicherweise bleibt das religiöse innere Leben der Gemeinde etwas für sich, denn dieses ist die Hauptsache, und wie gesagt, gerade dieses Leben muß in der Richtung Ritschl's und Hermann's genauer beobachtet und beschrieben werden, was immer der Arbeit werth ist. Wenn die extremen Lutheraner in Hannover sich über diese theologische Schule freuen, so haben sie ganz guten Grund dazu. Daß Ritschl indeß seinen anders gearteten selbständigen Standpunkt hat, ist doch auch bekannt. Es wird sich im Verlaufe noch deutlich zeigen, denn wir sind erst im Anfange der Bewegung.

So weit dieser kleine Ueberblick über die gegenwärtigen Bestrebungen auf einigen wichtigen Gebieten der Wissenschaft. Die Andeutungen werden hinreichend sein für den Leser, der gewohnt ist, sich mit den allgemeineren Bestrebungen der Gegenwart in Verbindung zu erhalten.

Rußland unter Alexander II. und Deutschland.

II.

So unmittelbar Rußland und Deutschland wirthschaftlich auf einander angewiesen sind, so wenig haben sie jemals eine einheitliche Wirthschaftspolitik verfolgt. Als Deutschland freihändlerischen Ideen folgte, suchte es vergeblich Rußland in dieser Richtung mit fort zu ziehen. Vergeblich und immer vergeblich bemühte sich Deutschland, den Nachbar freundschaftlich dazu zu bewegen, daß er seine starre Absperrung mildere zu Gunsten eines

Digitized by Google

regeren wirthschaftlichen Verkehres. Rußland hielt, und wohl mit gutem Rechte im Allgemeinen, nur mit Unrecht im Einzelnen, an seinem Schutzsysteme fest; dabei aber lenkte es immer stärker in die Bahnen gewaltsamer Concurrenz in Rücksicht auf seinen Ausfuhrhandel ein. Die Ausfuhr Deutschlands nach Rußland nahm ab, und zuletzt auch die Einfuhr und der Transithandel. Statt sich zu heben, sank der Wechselverkehr nur immer mehr. Mit ihm sank auch diese wirthschaftliche Interessengemeinschaft herab, bis Fürst Bismarck endlich offen bezeugte, daß keine solche mehr vorhanden sei, indem er ein beträchtliches Zollsystem gegen die russische Einfuhr aufrichtete.

Schon vorher war ein ähnlicher Schlag gethan worden. Als man in den Zeitungen des letztvergangenen Winters bemerkte, daß hinten an der Wolga irgendwo eine Krankheit ausgebrochen sei, von der russische Aerzte und auch einige deutsche Fernseher meinten, sie sähe aus wie die Pest, da wurde man an einigen Orten in Deutschland unruhig und verlangte eine internationale Behandlung der Seuche. Das geschah; aber Deutschland oder Fürst Bismarck behandelte diese Wolgapest so eindringlich international, daß er flugs eine theilweise Verkehrssperre gegen Rußland errichtete, welche alsbald auf russischer Seite als eine politische Feindseligkeit aufgefaßt wurde. Während in Moskau und Petersburg noch Jedermann gemüthlich seine Sterletsuppe aß, erfuhr man dort, daß der Rogen dieses edlen Wolgafisches wegen Pestgefährlichkeit von den Grenzen des deutschen Reiches gebannt sei. Man lachte zuerst, nachher ärgerte man sich. Man konnte darin nur eine kleinliche Böswilligkeit sehen, bestenfalls eine jener deutschen Pedanterien, welche dem Russen stets so unangenehm sind. Denn man fand, daß nicht blos der Caviar von der deutschen Grenzwache zurückgewiesen wurde, sondern Reisenden und Sachen allerlei Schwierigkeiten entgegengestellt wurden im Namen jener Pestgefahr, an welche damals in dem weiten und langsam lebenden Rußland noch Niemand ernstlich glaubte. Dann begann man auch in Rußland plötzlich die Angst zu spüren; aber die Wolgapest blieb, trotz der Importversuche russisch-nihilistischer Studenten und trotz des berühmten Botkin'schen Pestkranken Naum Prokofjew in Petersburg, ruhig in den Wolgasümpfen stecken. Und nun war es für die Russen offenbar, daß Fürst Bismarck nur einen bösen Streich gegen Rußland mit seiner Pestpropaganda im Auge hatte. Dieser Glaube hat sich bis heute erhalten, kräftig unterstützt durch die Fortdauer des Paßzwanges an der deutschen Grenze: noch heute ist jeder Reisende verpflichtet, sich durch ein Zeugniß über seine Unverpestetheit auszuweisen, das heißt darüber, daß er nicht aus der Pestgegend her komme, und folgerecht wäre also der Wolgabewohner von dem Verkehre mit Deutschland vorläufig noch immer ausgeschlossen. Welches nun auch die Gründe für diese etwas sonderbare Pestaffaire sein mögen,

Digitized by Google

der Erfolg in Rußland ist jedenfalls der, daß man darin von Hause aus eine politische Maßregelung witterte und jetzt fest an diese Erklärung glaubt.

Eines kam zum Andern, um die Folgen des Berliner Congresses immer weiter zu verschärfen. Endlich vernahm man in der Presse so durchgehend einen feindseligen Ton, dunkle Gerüchte aus der diplomatischen Welt schienen so genau mit jenem Tone zusammen zu stimmen, daß wirklich ernstliche politische Besorgnisse wach wurden. Von England her begann man mit allerlei journalistischen Enthüllungen, welche darauf hinausliefen, daß die Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland nun in Feindseligkeit umgeschlagen sei. Der Jubel der englischen Presse machte die Sache um so spitziger. Da entschloß sich Czar Alexander doch noch in Alexandrowo mit dem alten Freunde und Oheim eine ostentative Zusammenkunft zu veranstalten. Welcher Umstand, welche Folge von Erwägungen, welche Bemühungen es etwa über ihn vermochten, seinen Groll insoweit zum Opfer zu bringen, ist bisher nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es liegt indessen sehr nahe anzunehmen, daß Kaiser Wilhelm seinerseits es nicht an Entgegenkommen hat fehlen lassen.

Wie sehr aber inzwischen die russisch-deutsche Freundschaft von dem sachlich-politischen Boden hinübergeglitten war auf den persönlichen, zeigte sich alsbald, indem fast gleichzeitig mit dieser Kaiserbegegnung Fürst Bismarck sich nach Wien aufmachte. Dort entwickelte er eine ausgesuchte Liebenswürdigkeit gegen alle Vertreter der Großmächte am Orte, wobei man nur die Mittheilung seiner Beziehungen zu der russischen Botschaft vermißte; er fand eine ausgezeichnete Aufnahme sowohl bei der Bevölkerung als bei den Ministern, als auch besonders beim kaiserlichen Hofe. Und was er weiter dort ins Werk setzte, beeilten sich dann Lord Salisbury und nach ihm der Cultusminister Herr von Puttkamer in Festreden mit größerer oder minderer Genauigkeit der Welt zu verkünden. Wenn auch nicht ein Offensivbund, wie Lord Salisbury behauptete, so ist doch jedenfalls ein defensives Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich dort zu Stande gekommen. Während die persönliche Freundschaft der Monarchen von Deutschland und Rußland wieder einen offenen Ausdruck und wohlmeinende Erneuerung erhielt, konnte die Politik einen Weg gehen, dessen Richtung durchaus entgegengesetzt ist jenen Bahnen, in welchen sie sich seit Friedrich II. und Katharina bis auf den Frankfurter Frieden von 1871 und die russische Kündigung des Pontusartikels in demselben Jahre bewegt hatte. Die Gemeinsamkeit der Großmachtsinteressen sprach sich damals zuletzt aus, als Preußen und Rußland ihre politischen Siege gegen Westeuropa erfochten. Acht Jahre später stand Deutschland den beiden Hauptgegnern Rußlands so nahe, daß es einen Ver-

Digitized by Google

trag mit Oesterreich und unter thatsächlicher Zustimmung Englands schließen konnte, einen Vertrag, dessen Spitze wenigstens zum Theile gegen Rußland gerichtet ist.

Noch kennt man den Inhalt dieses Vertrages nicht genauer als in dieser seiner Spitze. Sie genügt indessen um sich bewußt zu werden, daß die deutsche Politik einen gewaltigen Umschwung vollzogen hat. Ein Schutzbund Deutschlands gegen Rußland bezeichnet ein Verhältniß, welches völlig aus den politischen Erfahrungen Europas in dem letzten Jahrhundert heraustritt. Denn jene Verbindung Friedrich Wilhelms III. mit Napoleon hat mit einem Bunde diesen Sinnes nichts zu thun. Niemals hat Europa in dieser ganzen Zeit Deutschland völlig außerhalb des russischen Einflusses gesehen; vielmehr war es ein durchgehendes, stets wieder hervortretendes Ziel der europäischen Politik, eine Sprengung dieser östlichen Solidarität herbeizuführen, welche unerschütterlich schien und je länger um so empfindlicher das alte Europa beunruhigte. Kaunitz und Choiseul, Kaiser Leopold und Pitt, Napoleon I., Metternich und Canning, die Quadrupelallianz und das Julikönigthum, Napoleon III. und Palmerston, die Liga von 1855 und das gesammte übrige Europa seit dem Beginne der letzten preußisch-deutschen Staatsrevolution, sie haben alle zu Zeiten und mit mehrer oder minderer Anstrengung daran gearbeitet, diesen Ostbund zu sprengen, und haben es nicht vermocht. Nun ist er gelöst durch die Kraft seiner eigenen Werke: er zerfiel als sein Zweck erfüllt war.

Die gewaltige Bedeutung dieses Ereignisses ist außer Zweifel. Sie wird allein schon durch die negative Seite dieser Wiener Abmachungen, welche Kaiser Wilhelm zu Baden-Baden gegen seine persönlichen Empfindungen guthieß, begründet, durch die förmliche Abwendung Deutschlands von Rußland. Die Abmachungen sind kaum minder wichtig in ihrer positiven Seite: den Stipulationen mit Oesterreich. So unbekannt sie bisher sind, man weiß, daß sie auf inniger Freundschaft mit Oesterreich ruhen, man weiß, daß sie fruchtbringend werden sollen auf wirthschaftlichem Gebiete, man weiß, daß Deutschland entschlossen ist, die österreichischen Orientinteressen, wie sie durch den Berliner Vertrag skizzirt sind, zu vertreten. Das sind bereits wichtige Grundlinien der künftigen deutschen Politik. Man sieht zugleich das Bestreben Deutschlands, mit den Westmächten in immer freundlicheres Vernehmen zu treten, welches von Seiten Englands unterstützt wird. Wie wenn ein Bann, der auf Mitteleuropa lastete seit langer Zeit, gebrochen wäre, solche Empfindungen werden an vielen Orten laut. Großartige Pläne eines westeuropäischen wirthschaftlichen Bündnisses treten hervor und bezeichnen Deutschland darin als leitende Macht. Ideen, die bisher unmöglich gewesen wären im alten Europa. Es ist als ob Europa eine Palastrevolution in

Digitized by

seiner allgemeinen Leitung durchgemacht hätte, als ob nun ganz neue Grundlagen alles öffentlichen Lebens zu legen die Zeit und die Möglichkeit wäre. Seit lange waren die Geister nicht mehr in solcher tiefen Erregung, solcher Bereitschaft zu großen Neuerungen. . . . .

Ist nun diese Lage wirklich dazu angethan, ernste Kriegsbefürchtungen zu begründen zwischen den beiden alten Kriegsgenossen? Ich meine, vorläufig keineswegs.

Allerdings ist der wesentliche Bestandtheil des alten Interessenbundes dahin: beide Staaten sind anerkannt in der staatlichen Aristokratie Europas. Kaum dürfte jemals ein Interessenband von gleicher Stärke zwischen Deutschland und Rußland sich wieder finden lassen. Die polnische Frage hat lange schon an bindender Kraft verloren, sie hat sie ziemlich gänzlich eingebüßt durch den Bund Deutschlands mit Oesterreich. Preußen hatte ein Interesse mit Rußland zu gehen wegen des Polenthums, so lange in Europa große Mächte bestanden, welche mit einer Wiederherstellung Polens, mit einer Ausnutzung des Polenthums gegen Preußen drohten. Wer diesen Weg fortan betreten wollte, fände auf demselben nicht blos Preußen, sondern Deutschland und Oesterreich. Er ist so gut wie verschlossen für Westeuropa. Rußland kann es nicht einfallen, das Polenthum gegen Deutschland und Oesterreich zu stellen, weil es sich selbst damit mindestens eben so bedrohen würde als jene. Nur Deutschland und Oesterreich wären allenfalls in der Lage, eine beschränkte polnische Frage zu öffnen, nämlich beschränkt auf das russische Polenthum. Es wäre denkbar, daß Deutschland dazu gedrängt werden könnte, den Plan einer Neubelebung des Polenthums außerhalb seiner Grenzen, also vornehmlich des sogenannten Königreiches Polen aufzunehmen. Ein solcher Plan hätte seine verletzende Spitze gegen Rußland gerichtet, woraus sich ergiebt, daß er wohl die Folge eines deutsch-russischen Zerwürfnisses sein könnte, nicht aber ein Bindemittel ihrer Interessen. Und was Galizien betrifft, so hat dort das Polenthum niemals gemeinsame Anschauungen zwischen Rußland und Oesterreich befördert. Vielmehr liegt in Galizien die andere Frage der ruthenischen Bevölkerung zu Tage, welche in positiver Weise die russisch-österreichischen Beziehungen schneidet. Von dem alten Polen von 1772 kann heute nur noch ein unbelehrbarer polnischer Schwärmer träumen. Hier also liegt kein reales Bindemittel mehr enthalten für Deutschland-Rußland.

Eine Fülle von wirthschaftlichen Interessen berührt sich an der langen deutsch-russischen Grenze. Rußland und Deutschland scheinen wie wenige Nachbarländer angewiesen zu sein auf einen regen Verkehr mit einander. Der Kornreichthum Rußlands scheint bestimmt die Industrie von Deutschland zu ergänzen, wie umgekehrt diese besonders in der gegenwärtigen all-

Digitized by Google

gemeinen industriellen Nothlage darauf angewiesen zu sein scheint, in Rußland ein Absatzgebiet zu gewinnen. Noch auf lange hinaus wird Rußland voraussichtlich ein ackerbauender Staat bleiben, ja man darf sagen, daß es fast eine Sünde gegen seine Natur wäre, wenn es versuchte etwas wesentlich anderes zu sein. Wenn man in dieser Beziehung über solche Schätze gebietet als Rußland, so käme es der Verschwendung gleich, wenn man sich bemühte vorwiegend durch andere Schätze als die von der Natur zur Verarbeitung gegebenen reich zu werden. Deutschland wiederum wird von Jahr zu Jahr mehr zu industriellem Erwerbe hingedrängt. Seine Bevölkerung wächst, aber es entbehrt sowohl wenig oder dünn bewohnter Gebiete, wie die russischen sind, als der Colonien, wie andere Staaten sie haben. Die wachsende Bevölkerung ist somit zu intensiver Arbeit gezwungen außerhalb des Ackerbaues. Hier könnten bedeutende gemeinsame Interessen wach gerufen werden, man braucht ihnen nur den Lauf zu lassen. Ebenso nützlich wirkend könnte ein lebhafter Verkehr der Intelligenz, der Wissenschaft und Kunst werden, eine geistige, persönliche Annäherung der Völker. Allein wir sehen, daß Rußland seit lange einen andern Weg der Entwickelung als diesen eingeschlagen hat. Es ist, mit manchen Milderungen, doch im Ganzen dem Systeme der Absperrung und des Schutzes seiner eigenen nationalen Industrie treu geblieben, welches es von früheren Generationen ererbt hat. Sein Schutzzoll hat besonders in den letzten Jahren des Ausbaues seines großen Bahnnetzes große Erfolge aufzuweisen. Seine Industrie ist zum großen Theile auf dem Wege raschen Aufblühens, manche Zweige von Bedeutung, wie namentlich seine Zuckerproduction, sind in wenig Jahren so gewachsen, daß sie nicht blos das Reich von fremder Einfuhr befreit haben, sondern selbst zu einer erheblichen Ausfuhr vorgeschritten sind. Seine Kohlenlager werden eben erst geöffnet und berechtigen zu weitgehenden Aussichten für den Forschritt der Industrie. Alles dieses führt zu der Annahme, daß Rußland von seiner wirthschaftlichen Politik nicht so bald abgehen wird; kein Anzeichen spricht für die Wahrscheinlichkeit eines Ueberganges zu freierem Verkehre. In dem Handel hat überdies ganz neuerdings ein Kampf begonnen, welcher, auf der Ostsee gegen Deutschland eröffnet, bisher von Seiten Rußlands mit Erfolg gegen die deutschen Hafenplätze geführt wird zu Gunsten der eigenen Ausfuhrhäfen. So steigert sich nur die Rivalität auf diesen Gebieten: an eine Gemeinschaft wirthschaftlicher oder merkantiler Interessen ist vorläufig kaum zu denken. Ich meine, daß ein wirthschaftlicher Kampf gegen Rußland dasselbe nicht zum Aufgeben seiner absperrenden Haltung bewegen wird, und daß Deutschland eher mit allen andern Nachbarn als mit Rußland zu Verträgen gelangen wird, wie sie als Ausläufer der letzten Zollrevolution neuerdings mit Oesterreich in Aussicht genommen sind. In neuester Zeit hat

Digitized by Google

Deutschland aber nicht blos unternommen, seine Industrie staatlich zu unterstützen, sondern auch seiner Landwirthschaft durch Zölle aufzuhelfen. In diesem Augenblicke treten in Deutschland die Kornzölle ins Leben. Diese Zölle, welche als Finanzzölle empfangen und als Schutzzölle geboren wurden, sind vorzüglich gegen Rußland, gegen das russische Korn gerichtet. Da es sich nun einmal nicht um Finanzzölle, sondern um Zölle handelt, die sich durch ihre Höhe als Schutzmaßregel darstellen, so fragt es sich noch, was damit werde erreicht werden. In diesen Dingen pflegt mehr als irgend wo anders die Erfahrung weiser zu sein als die gelehrte Speculation. Allein ich kann einige speculative Erwägungen nicht abweisen, welche mir den Erfolg dieser Kornzölle in ihrer heutigen Form zweifelhaft machen.

Soll in der That, wie es heute die allgemeine Sorge der Regierungen Mittel- und Westeuropas ist, die Landwirthschaft Europas vor einem verhältnißmäßig plötzlichen und dadurch um so zerstörenderen Ansturme der auswärtigen Concurrenz geschützt werden, so muß offenbar der Schutzwall gegen die Länder gerichtet werden, von welchen die Bedrohung ausgeht. Dieses geschieht aber nicht allein von Rußland her, sondern eben so sehr von Amerika her. Ein Schutz gegen eines dieser großen Kornländer ohne denselben Schutz zugleich gegen das andere hätte nur die Wirkung jenes zu schädigen zu Gunsten dieses, also etwa das russische Getreide zu belasten um damit das amerikanische bessern Absatz finden zu lassen. Für den Ackerbau Europas hätte ein solcher einseitiger Schutz keinen Gewinn. Eben so wenig wäre ein Schutz wirksam und dauernd haltbar, welcher von einem der landwirthschaftlich bedrohten Länder allein errichtet würde. Wenn durch solchen Schutz beispielsweise Deutschland in Folge einer Mißernte seinen Brotbedarf theuer einkaufen müßte, während ihn England billig einkauft; wenn in Folge dessen die industriellen Arbeitslöhne in Deutschland entsprechend höhere würden als in England; wenn Deutschland dadurch in seiner industriellen Concurrenz mit England geschädigt würde: so würde das von der deutschen Landwirthschaft alsbald gespürt und das Ziel jenes Schutzes der Landwirthschaft verfehlt werden. Die Landwirthschaft der europäischen Industrieländer kann wirksam nur geschützt werden durch Kornzölle, wenn dieselben von allen diesen Industrieländern in gleicher Weise gegen alle großen Kornländer errichtet würden. Es sei denn, daß sich ein Industrieland mit einem Kornlande zu freierem Verkehr und Ergänzung gegen die andern verbänden, was einem wirthschaftlichen Schutz- und Trutzbunde gleich käme, welcher einen allgemeinen Kampf entzünden müßte. Es ist daher eher erreichbar, daß Deutschland mit den übrigen Industriestaaten Europas sich verbinde gegen die Kornstaaten, als daß sein einseitiger Kampf gegen Rußland dasselbe nöthigen werde, seine Grenze für Deutschland zu öffnen.

Digitized by Google

Blicken wir nun weiter aus nach andern Gegenständen, welche etwa einer Gemeinsamkeit der deutschen und russischen Interessen in thätiger, positiver Weise unterliegen könnten, so gestehe ich, kein genügendes Fernglas zur Erspähung eines solchen Gegenstandes heute zu besitzen, nachdem ein Schutzbund mit Oesterreich geschlossen worden ist. Selbst jene ferne oder nahe Drohung eines französischen Rachekrieges hat nicht mehr die Elemente eines deutsch-russischen Bindemittels in sich, welche ein solcher Krieg vor fünfzig und noch vor zehn Jahren gehabt hätte. Es wäre eitel Thorheit, heute in Deutschland auf eine russische Hilfe gegen Frankreich zu rechnen, und es wäre eben so viel Thorheit in Rußland, sich für solchen Fall mit dem Gedanken an eine Hilfe zu tragen. Was Alexander II. einmal aus ganz persönlicher Kraft ausgeführt, ist eine That, welche zweimal in derselben Weise nicht gethan wird. Die Rechnung ist geschlossen. — Ich bedarf aber keines Fernglases um zu bemerken, daß es wichtige Angelegenheiten giebt, in welchen die unheilvollen Keime zu weiterem Auseinandergehen Deutschlands und Rußlands liegen. In diesem deutsch-österreichischen Bunde selbst ist einer dieser Keime, das Slaventhum, verborgen, von dem ich später sprechen will. Ein anderer lag scheinbar leblos da seit langer Zeit und beginnt eben jetzt seine Hülle zu sprengen. Es ist die Herrschaft auf der Ostsee.

Als Peter der Große sich zur Ostsee Bahn brach, fand er dort die Deutschen und die Schweden. Im Kampfe mit Schweden eroberte er einen Theil der Ostseeküste, im Kampfe mit Schweden und auf Kosten desselben dehnten sich Katharina, Alexander I. an der Ostsee aus. Schweden wurde zu einer Macht zweiten Ranges auf der Ostsee herabgedrückt. Parallel mit Rußlands Gange hat sich die Stellung Preußens an der Ostseeküste entwickelt: im Kampfe gegen Schweden und Polen, zum Theil im Bunde mit Rußland, als einem Bestandtheile jenes größeren Bundes, in dem Preußen und Rußland zusammen gegen das alte Europa standen. Auch hier hatte Rußland den Genossen im Gewinn überflügelt: Preußen hatte die Küste von Vorpommern und von Westpreußen erworben, während Rußland sich von Memel bis an die Spitze des Bottnischen Meerbusens hin festgesetzt hatte. So lange der größere, europäische Zweck die beiden zusammenhielt, mußte die Nebenbuhlerschaft auf der Ostsee davor zurücktreten. Er konnte wiederum umgekehrt um so eher zurücktreten, als die Möglichkeit eines deutsch-russischen Krieges kaum in Frage kam. Seit jenes größere gemeinsame Interesse durch die Erstehung Deutschlands sich auflöste, mußte das Interesse an der Ostsee wachsen. Preußen-Deutschland strebt seitdem darnach, seine Seemacht auszubauen, und welche außerordentliche Bedeutung gerade die Ostsee in dieser Beziehung hat, zeigt ein Blick auf die Karte. So schwer die Wehr zu Lande auf dem zwi-

Digitized by Google

schen großen Continentalflächen liegenden Deutschland lastet, so würde die Schöpfung und Behauptung seiner Wehrkraft zur See noch weit schwieriger werden, wenn es in der Ostsee ähnlich durch eine rivalisirende und feindliche Seemacht bedroht wäre als in der Nordsee. Rußland aber ist bestrebt, seine Flotte in der Ostsee zu stärken. Dieses Machtverhältniß wird immer bedeutsamer, je weiteren Umfang die Handelsinteressen der beiden Staaten auf der Ostsee gewinnen. Und hier ist der Interessenkampf bereits in vollem Gange. Vorläufig streitet Rußland nur mit seinen Häfen und für dieselben. Indessen wird das Streben dort immer stärker, auch für seine Handelsflotte Raum zu schaffen, dieselbe zu vergrößern und zu verbessern. Deutschland ist wenigstens in jüngster Zeit auf dem Flügel, wo seine Häfen standen, zurückgedrängt worden. Es ist nicht fern liegend, daß auch die Stellung seiner Handelsflotte auf der Ostsee einen nachhaltigen Stoß erleide. Weder fehlt es Rußland an Schiffsbauholz, dessen Deutschland sehr entbehrt, noch an einer, allerdings nichtrussischen, Küstenbevölkerung, welche für die Schifffahrt geeignet und, seit einigen Jahren, eifrig bemüht ist, sich ihr zu widmen. Es ist wohl zu beachten, daß die russischen Küstenländer in gleicher Weise eben erst und üppig aufblühende Länder und Völker umfassen, als ihre Häfen am Anfange einer durch gesteigerte Cultur und durch Eisenbahnen hervorgetriebenen Blütheperiode stehen, während die Küsten und Häfen Deutschlands mit solidem, gefestigtem, aber weniger rasch wuchernden Capital in dieser Beziehung arbeiten. Die Entwickelung der russischen Küstenländer ist eine junge und rasch treibende. Es ist unvermeidlich, daß die Ostsee, auf welche sie gegründet ist, immer mehr zum Gegenstande eifersüchtiger Machtfragen werde, die zuletzt stets in zwischenstaatlichen politischen Fragen auslaufen werden. Gerade die letzten Jahre haben dargethan, daß es falsch sei, wenn man meint, in unserer Zeit der Eisenbahnen hätte das Meer, besonders das geschlossene Meer, an Wichtigkeit stark eingebüßt. Je umfangreicher die industrielle Production wird, um so umfangreicher wird auch der zwischenstaatliche Umsatz an den schweren, billigen Nahrungsstoffen, um so umfangreicher wird der Verkehr zur See, welcher gerade diese Stoffe am liebsten vermittelt. Der Kornhandel wird auch künftig wie seit jeher den Werth der Ostsee in seiner Höhe erhalten, und dieser Werth ist für Deutschland wie für Rußland abhängig von der staatlichen Macht, welche jeder von ihnen dort besitzt, und von dem Verhältnisse dieser Macht zu derjenigen des andern Großstaates. Wäre der Verkehr auf der Landgrenze ein innigerer, hätte er Aussicht, ein innigerer zu werden durch Handels- und Zollverträge, die den eigentlichen Charakter beider Länder: den industriellen hier, den ackerbauenden dort, anerkennten und hiervon ausgehend einen regen Austausch der entsprechenden Erzeugnisse über die Landesgrenze beförderten: so würde dadurch die Nebenbuhlerschaft zur See gemildert werden. Diese

Digitized by Google

Aussicht ist indessen nicht vorhanden. Deutschland vermag einen wirklichen Zwang nur auszuüben auf die Stromgebiete, deren Ausflüsse es in der Hand hält, auf die Gebiete der Memel und der Weichsel. Diese Gebiete und ihr Wohlergehen sind jedoch so wenig ein hervortretender Gegenstand des Interesses der russischen Regierung, daß dieselbe durch einen auf sie geübten deutschen Druck schwerlich beirrt werden wird in ihrem Verhalten in Rücksicht auf die Verkehrslage ihrer übrigen Reichstheile. Das auf der Landesgrenze auf solche Weise eingeengte Interesse wird um so nachhaltiger auf die Ostsee geworfen, die Nebenbuhlerschaft der Verkehrsinteressen tritt dort um so stärker auf. Rein zwischenstaatliche Motive anderer Art verschärfen noch diese Lage. Man gestatte die Vorstellung eines Krieges, in dem Frankreich und Rußland gegen Deutschland ständen. In welchen Nachtheil geriethe Deutschland, wenn nicht blos seine Nordseeküste durch französische, sondern auch seine Ostseeküste durch russische Schiffe gesperrt würde! Wäre dann die Entwickelung, welche die russische Seemacht genommen hätte, nicht von höchster Bedeutung für Deutschland? Nur ein enger Bund mit den skandinavischen Staaten könnte hier ein Gegengewicht schaffen, sobald die deutsche Stellung in der Ostsee erst einmal von der russischen Seemacht in Frage gestellt ist. Und von einem solchen Bunde hat man selbst in unserer sonst auf politischem Gebiete so phantasiereichen Zeit noch nicht reden gehört.

Ich gehe an dem alten Allarmposten der deutschen und andern Gegner und Hetzer gegen Rußland vorüber, welche in der Weichselstellung Rußlands eine unmittelbare Gefahr für Deutschland erblicken. Ich suche nicht die Gefahren eines ausgebrochenen Krieges, sondern die Gefahren zu ergründen, welche einen Krieg herbeiführen könnten.

Ernst von der Brüggen.

Raçenstreit oder Culturfrage?

Zweimal binnen wenigen Wochen ist von verschiedenen Seiten in diesen Blättern die „Judenfrage" angeregt worden. Ein Correspondent „Vom Rhein" (Nr. 47 des vorigen Jahrganges, S. 769) stellt es als eine „nicht völlig erklärte" Thatsache hin, daß seit wenigen Jahren die Antipathien des Volkes gegen die Israeliten wieder im Wachsen sind; er findet jedoch, daß diese Antipathie, wenn überhaupt noch etwas, doch nur wenig mehr mit dem religiösen Gegensatze zu thun habe, der dieselbe noch bei dem entscheidenden Kampfe um die Emancipation ganz zu beherrschen schien; es sei heute wesentlich eine Raçenantipathie, die den getauften Juden nicht minder als den ungetauften trifft. Unleugbar komme dabei in erster Linie die wirthschaftliche Stellung

Digitized by Google

der Juden in der Gegenwart in Betracht, von der Beherrschung des großen Capitales bis zum wucherischen Aussaugen der Bauern; und es trifft recht in den Kern der Frage, wenn dabei die Thatsache hervorgehoben wird, daß die Juden „jede harte Arbeit scheuen", und das allgemeine Durchschnittsverhältniß von 1 zu 72 der jüdischen Bevölkerung in Preußen unter den selbstthätigen Bauern, Gärtnern, Weinbauern auf 1 zu 1700 sinkt, dagegen unter den Handeltreibenden auf 1 zu $5^1/_8$ steigt. Der Herr Correspondent will mit alle dem nicht moralisiren, geschweige Gesetze provociren, die eigens auf die Juden berechnet sind. Wie der Hebel für die „verhängnißvolle Begünstigung" des Judenthumes zur Benachtheiligung der schwerfälligeren germanischen Natur nur „die moderne capitalistische Staats- und Weltwirthschaft" geworden, so könne auch das Uebel gründlich nur angefaßt werden, wenn man „die ganze Gesetzgebung in Bezug auf Capitalbildung, Actienwesen, Hypothekenrecht, Erbrecht u. s. w. genau verfolge". — Eine Stimme aus Oesterreich (Nr. 51 des vorigen Jahrganges, S. 922) schließt sich diesen Bemerkungen durchaus an, betont daneben „das starke Raçengefühl, das feste Zusammenhalten, die Stütze und Förderung des Juden durch den Juden", was den Semiten zur Macht verholfen, wendet sich dann aber vorzugsweise zu der ethischen Seite des Gegenstandes, der Gehässigkeit des Judenthumes gegen alles Christliche, welche den Kampf zwischen Staat und Clerus, die Differenzen zwischen den Parteien der evangelischen Kirche bis zur Erbitterung „unablässig geschürt" habe, zu dem Widerstreben der Mehrzahl, die „noch eben so steif und fest an die Auserwähltheit ihres Volkes glauben wie ihre Vorfahren", in die deutsche Nationalität aufzugehen, zu dem „Geschäftsgeist", der so tief im Blute stecke, daß er auch in die höheren Berufszweige verpflanzt werde. „Wir haben uns aus lauter Liberalismus verblendet über die Unvereinbarkeit der beiden Weltanschauungen, Sittengesetze, Vorstellungen vom Staate und vom Bürgerthume, Schönheitsbegriffe u. s. w." Endlich wird noch besonders auf die Thatsache der starken Rückwanderung des Judenthumes aus dem Osten hingewiesen, wohin Verfolgung und Geschäftsvortheil es früher gezogen. „Schlachzig, Tablabiro, Bojar prügelte den jüdischen Hund, das war freilich unangenehm, aber jeder Schlag wurde mit Zinseszins in Rechnung gebracht; jenseits der Grenze hatte der Jude wohl keine derartigen Mißhandlungen zu fürchten, doch blühte auch das Geschäft nicht so. Jetzt hat sich die Sachlage geändert, und in Schaaren strömen die „Polen, Ungarn, Rumänier" auf den deutschen Boden, um von der „liberalen" Gesetzgebung zu profitiren"; und „gelingt es dem Judenthume, auf seinem Zuge nach Westen Gewerbe und Handel in Deutschland eben so in die Hand zu bekommen wie in Polen, so wird Deutschland auch vor dem Schicksale Polens nicht zu bewahren sein."

Auf diesen Gedankengang der beiden Einsendungen kommen wir darum so ausführlich zurück, weil sie unabhängig von Treitschke's furchtlosem Wort über die Judenfrage im Novemberhefte der preußischen Jahrbücher geschrieben sind, und das dort gegebene Bild, welches keinen Anspruch auf erschöpfende Darstellung des Gegenstandes machte, in bemerkenswerthen Zügen ergänzen. Wir haben daher an ihnen einen unverächtlichen Beitrag zu der Vorfrage, ob wirklich Treitschke, wie ihm seine Gegner vorhalten, sich nur zum Echo der von Ultramontanen, Agrariern und christlich Socialen organisirten „Judenhetze" gemacht, oder ob, wie er versichert, „bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuthes mit Abscheu von sich weisen würden", die Judenfrage mit vollem Ernst und steigender Erregung verhandelt wird.

Inzwischen hat der Führer der deutschen Publicistik seit zwei Monaten „tagaus, tagein" den Ansturm „einer Heerschaar von Flugschriften und Zeitungsartikeln" auszuhalten; seine Gegner, wie er sarkastisch bemerkt*), „scheinen selber zu fühlen, daß die kaufmännische Regel: die Menge muß es bringen, in geistigen Kämpfen nicht genügt; denn nachdem jede Zeile meines Aufsatzes durch eben so viele Druckbogen voller Widerlegungen getödtet worden ist, tritt an jedem neuen Tage ein neuer Streiter auf und hält für nöthig, die Blutarbeit von vorne zu beginnen". In solchem Kampfe steht der große Patriot fast ganz allein unter den berufenen Wortführern deutscher Bildung und Gesittung; und zumal die Haltung der großen Tagespresse müßte für ihn vernichtend sein — wenn sie nicht gerade den schlagendsten Beweis gäbe für den von ihm behaupteten Einfluß des Judenthumes auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens. Auch in dieser Beobachtung stimmen unsere beiden Gewährsmänner durchaus mit Treitschke überein. Dem gegenüber sind dann die Redactionen der angesehensten und verbreitetsten deutschen Zeitungen der Reihe nach einer sorgfältigen Ahnen- und Taufprobe unterzogen und zum allergrößten Theile stiftsfähig befunden worden, während freilich unter den Correspondenten das jüdische Blut um so stärker vorschlägt. In der That aber trägt dieser Streit die Sache nicht aus: denn die Richtung und jedenfalls negativ auch den Inhalt der Zeitung bestimmt der Redacteur so wenig wie der Correspondent, sondern der Verleger, der Redacteure und Correspondenten wechselt wie Handschuhe, wenn sein geschäftlicher Vortheil in's Spiel kommt. There's the rub, wie Hamlet sagt: kein Verleger eines großen Inseratenblattes könnte es ungestraft für Abonnentenzahl und Annoncen, die sich in einer Schraube ohne Ende wechselweise steigern oder herabdrücken, wagen, den

*) Ein Wort über unser Judenthum von Heinrich von Treitschke. Separatabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern. Berlin, G. Reimer. 1880.

Digitized by Google

heiligen Zorn der jüdischen Geschäftswelt auf sein Blatt zu ziehen, so guter Christ und ehrlicher Deutscher er ist. So kommt es, daß, von dem Geifer der in Fleisch und Blut jüdischen Reclame- und Witzpresse ganz abgesehen, die großen Blätter entweder in geschraubter sittlicher Entrüstung die wohlfeilen und fadenscheinigen Redensarten von Humanität, Anstand und Toleranz auch über Treitschke ergießen oder in noch widerwärtigerer Vornehmthuerei seinen Antheil an der öffentlichen Discussion der Frage spurlos verschwinden lassen, so daß der gutgläubige Leser, wenn er sonst etwas davon erfährt, nicht anders kann als stillschweigend auf den großen Historiker und Schriftsteller mitbeziehen, was in pharisäischem Hochmuthe und gepreßter Geringschätzigkeit über die „Religionsverfolgung" gesagt und mitgetheilt wird. Es kann freilich der deutschen Presse begegnen, daß sie bei diesem Anlasse den letzten Rest von Achtung einbüßt, den ihr die Kreise der höheren Bildung noch bewahrt haben; aber am Ende hat sie auch noch dafür den Hohn, daß der Gelehrte, Künstler, Beamte „zu drei Viertheilen geschenkt" erhält, was ihm die jüdische Reclame bezahlen muß. Es ist schwer, von dieser Blüthe der deutschen Bildung mit Gleichmuth zu reden.

Unter der Masse von Entgegnungen, die über Treitschke ergangen sind, nennt er selbst eine die er „mit aufrichtigem Bedauern" gelesen habe; das „würdig und sachlich gehaltene" Sendschreiben seines Collegen an der Berliner Universität, Harry Breßlau, eines wohlverdienten, jüngeren Historikers. In der That ist durch diese Gegenschrift der status causae et controversiae so erschöpfend aufgestellt, daß kein sachliches Interesse dahin führen kann, sich mit einer der übrigen weiter zu beschäftigen, auch derjenigen nicht, welche die Legitimation einer wissenschaftlichen oder gar kirchlichen Stellung des Verfassers ausweisen. Herr Breßlau bestreitet nun eben vorab die Existenz einer Judenfrage in den höheren Bildungskreisen. Jedes Zeugniß in dieser Beziehung kann naturgemäß nur subjectiven Werth haben, und wir glauben nur so weit auch die Vermuthung gestatten zu dürfen, daß die „manchen seiner christlichen Freunde", mit welchen er über diese Angelegenheit Rücksprache genommen, die Aeußerungen Treitschke's zu vertreten und auf sich zu beziehen doch mehr nur wegen gewisser Schärfen der Ausdrucksweise, als in der Sache selbst abgelehnt haben. Die Vorfrage bei Seite gelassen, ist Herr Breßlau ganz damit einverstanden, wenn Treitschke das Kampffeld dahin absteckt, daß er an die Juden nur die Aufforderung richtet, Deutsche zu werden, ihnen aber das Festhalten an ihrer Religion gestatten will. In der That ist die Congruenz des nationalen und des religiösen Gefühles wiederum so ganz subjectiver Art, daß darüber mit Niemandem, auch dem eingefleischtesten Ultramontanen nicht, zu streiten ist; und in so fern mag es hier auch außer Betracht bleiben, ob nicht der gläubige Jude in dem besten Willen, sich als

Digitized by Google

Deutscher zu fühlen, gerade durch seine Religion gehindert wird, da wir diese objectiv nach geschichtlichen Charakterzügen bestimmen, aber niemals sagen können, was sie im Gemüthe des Einzelnen ist. Enge damit zusammen hängt jedoch die Frage, ob, wie Treitschke annimmt, zahlreiche und mächtige Kreise unseres Judenthumes den guten Willen, schlechtweg Deutsche zu werden, gar nicht hegen — gerade wenn uns Herr Breßlau versichert, daß es in der That nur ein kleines Häuflein ultraorthodoxer jüdischer Rabbiner giebt, die Palästina auch jetzt noch als das Land der Verheißung und demgemäß den Aufenthalt der Juden in Deutschland nur für einen zeitlich begrenzten halten. Wir glauben es gern, daß wenige Mitglieder ihrer eigenen Gemeinden dem Glauben dieser Fanatiker bis zu seinen letzten Consequenzen folgen; was wir aber nicht glauben können, ist, daß von ihnen zu der großen Masse des Judenthumes in Deutschland ein solcher Sprung wäre, um in der letzteren den nationalen Charakter ihrer Religion bis auf die letzte Spur verwischt zu halten. Die Aufforderung an die Juden, „sich schlicht und recht als Deutsche zu fühlen", schließt also doch unausgesprochen die Nothwendigkeit einer gewissen Umwandelung ihres Glaubens und einer Ablösung von ihren „alten heiligen Erinnerungen" in sich, bei welcher die Gefahr, daß nur ein kahler und nüchterner Rationalismus übrig bleibt, so groß ist, um ernste Zweifel aufsteigen zu lassen, ob es ein Gewinn wäre, wenn die Masse der Juden in dieser Weise Deutsche würden. Treitschke hat denn auch in seiner jüngsten Erwiderung nach einer andern Seite hin die Bedeutung der christlichen Religion als untrennbaren Elementes der nationalen deutschen Bildung so nachdrücklich betont, daß sein früherer Vorbehalt nur den Verzicht auf jeden Druck bedeuten kann, um die Juden zum äußerlichen Bekenntnißwechsel zu bestimmen.

Den mehr in die gelehrte Controverse spielenden Streit, ob die leichtere gesellschaftliche Verbindung des Judenthumes mit den übrigen europäischen Culturnationen zum Theile wenigstens auf einen gewissen Raçenunterschied innerhalb des ersten zurückzuführen ist, wie Treitschke glaubt, oder ob die Thatsache sich daher erklärt, daß ein auffälliger Unterschied des physiognomischen Typus zwischen Juden und Romanen nicht besteht, können wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls scheint sich die Annahme Breßlau's, daß bei den Engländern — und Nordamerikanern — die sociale Antipathie gegen das Judenthum an sich nicht geringer ist als bei uns, durch neuere Vorgänge zu bestätigen. Um so weniger aber können wir es verstehen, daß Herr Breßlau, zumal wenn er hervorhebt, daß die Antipathie in England niemals einen so widerwärtigen (das heißt doch nur agitatorischen) Charakter angenommen habe, wie gegenwärtig bei uns, die Thatsache der neun bis zehnfach stärkeren Verbreitung der Juden in Deutschland ganz außer Acht läßt — eine Thatsache,

Digitized by Google

die sich dann durch die ganz ungleiche gesellschaftliche Verbreitung der Juden, so daß sie bereits ein Fünftel der ganzen deutschen Handels- und Geschäftswelt ausmachen, noch ganz anders darstellt. Daß eine empfindliche Geschäftsconcurrenz den nationalen Gegensatz ins Gehässige treibt, ist eine ganz allgemeine Erfahrung. Zu einer Zeit als von Sadowa, geschweige von Sedan, noch nichts dämmerte, waren die deutschen Arbeiter und Geschäftsleute in den mittleren und unteren Schichten der Pariser Bevölkerung ganz ähnlich angesehen als bei uns die Juden, und in Rußland ist es heute nicht anders. Die Reibungen der einheimischen mit polnischen oder italienischen Arbeitern in Deutschland, mit irischen in England und Nordamerika kehren täglich wieder. Wie sollte es also nicht sein, daß schon die Zahl der Juden in Deutschland bei der Bevölkerung das Gefühl des Gegensatzes ganz anders wach ruft, als in England und Frankreich, Italien und Spanien? und vollends muß dieser Umstand als erschwerend in Betracht kommen, wenn von einer Lösung der Judenfrage die Rede sein soll.

Mit ehrlichem Freimuthe gesteht Herr Breßlau die „bedauerliche Thatsache" zu, daß an dem Börsen- und Gründerschwindel und dem Wucherunwesen die Juden einen bedeutenden Antheil haben. Die Zahl der jüdischen Wucherer und Gründer aber mache doch nur einen sehr kleinen Theil der Gesammtheit seiner Stammesgenossen aus; und er beklagt weiterhin, wie so ausschließlich nach dieser Schicht das allgemeine Urtheil über den jüdischen Charakter sich bestimme. „Mit der großen Masse der jüdischen städtischen Durchschnittsbevölkerung, die ohne den vordringlichen Luxus der Geldaristokratie und ohne den verkommenen Schmutz des Wucher- und Trödlerthums in stiller bürgerlicher Arbeitsamkeit lebt, ist man in christlichen Kreisen doch nur sehr wenig bekannt." Nun geben wir gerne zu, daß, wo einmal die Juden unter gleichen Bedingungen mit den Deutschen auf dem Boden des ehrlichen Gewerbes stehen, sie geschäftliche Tugenden und Vorzüge entfalten, die alle angeborenen oder anerzogenen Fehler des Nationalcharakters aufwiegen, wenn nicht überwiegen. Aber Herr Breßlau scheint doch den Verhältnißsatz dieser Classe seiner Stammesgenossen zur jüdischen Gesammtbevölkerung noch mehr zu überschätzen, als Jemand die Zahl der jüdischen Gründer und Wucherer überschätzen mag. Zunächst schon, was die „stille bürgerliche Arbeitsamkeit" betrifft, gehört doch nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Juden den eigentlich schaffenden Gewerben an. Gleichviel, wie viel Antheil die unverschuldeten Schicksale der Nation daran gehabt, an der Thatsache kann dies nichts ändern, daß seit Jahrhunderten durch die ganze wirthschaftliche Bethätigung der Juden der eine große Zug geht, nicht eigene Arbeit zu leisten, sondern aus der Arbeit der productiven Gesellschaftsglieder Nahrung zu ziehen, indem man ihre Bedürfnisse und schwachen Stellen ab-

Digitized

lauscht und nach Gelegenheit auspreßt. An sich ist die vermittelnde Thätigkeit ein unentbehrliches Glied im wirthschaftlichen Organismus, und Niemand wird den Juden ihren Antheil an der soliden Handelsthätigkeit der Nation verkümmern wollen. Je tiefer man aber auf den Stufen der blos vermittelnden Wirthschaftsfunctionen hinabsteigt, desto mehr nehmen dieselben schon an sich den Charakter des Parasitenartigen an. Das Schicksal der Juden ist nun aber gewesen, von den angesehenen Handels- wie Gewerbecorporationen ausgeschlossen, in ihrer Masse die ganze Breite jener unteren Regionen des gesellschaftlichen Parasitenthums zu erfüllen; und wenn die unter allen Existenzverhältnissen sich gleich bleibenden Stammeseigenschaften der unermüdlichen Emsigkeit, zähen Ausdauer und bedürfnißlosen Sparsamkeit den Wohlstand des Einzelnen gesegnet, blieb ihm wieder nichts übrig, als sein Capital im Zinsleihegeschäft zu verwerthen, welches gleich sehr durch die wirthschaftliche Unsicherheit wie durch die gesellschaftlichen Anschauungen zum Wucher hinübergedrängt wurde. Unmöglich hätte es ausbleiben können, daß diese vielhundertjährige Lebensgewöhnung erbliche Charakterzüge erzeugte, die mit der ursprünglichen Stammesanlage nichts zu thun haben, die ihm aber bis auf die heutige Generation unlöslich eingeimpft erscheint. Auf der einen Seite kleinlichste Eigensucht, hinterhaltige Winkelzüge, wegwerfende Aufdringlichkeit, dann, sowie die günstige gesellschaftliche Position erreicht ist, der Umschlag in protzenhaften Uebermuth, erbarmungslose Härte, unversöhnliche Rachsucht — das sind die geschichtlichen Charakterzüge unseres Judenthums als Masse, und sie können nicht aufhören, das allgemeine Urtheil zu bestimmen, so lange nicht die Masse sie abgestreift hat. Für die große Zahl edel angelegter und tüchtig emporstrebender Kräfte, die uns heute in erfreulichster Weise unter den Juden begegnen, ist es eine Lebenserfahrung, deren unsägliche Bitterkeit wir lebendig mitempfinden, daß sie immer erst individuell und ganz von unten herauf den Bann des socialen Vorurtheils zu durchbrechen haben, der auf ihnen lastet. Aber wenn es ihnen wirklich gelingt, ihren Blick von dem Drucke dieser Erfahrung frei zu machen, werden sie die Masse ihrer deutschen Landsleute nicht härter als billig darum beurtheilen. Und leider müssen wir wenigstens sagen, daß die gutgläubige Annahme, welche die Emancipation begleitete, es würden Freiheit und Gleichberechtigung allein genügen, um die Erbfehler der Unterdrückung auszulöschen, durch die Erfahrung eines Menschenalters hinfällig geworden ist. Von wie viel Einzelnen dies immer gilt, bei der Masse sind namentlich jene harten Züge nur eher um so greller hervorgetreten, je mehr sich durchgehend ihre gesellschaftliche Stellung — doch nur auf Kosten der arbeitenden deutschen Volksschichten — gehoben hat. Es ist auch in dieser Beziehung schwerlich ein Ende abzusehen, bis etwa die Charakterzüge, welche nicht der Druck an

sich, sondern die durch den Druck herbeigeführte Lebensgewöhnung erzeugt hat, durch entgegengesetzte Lebensgewöhnungen abgeschliffen werden möchten. Wie viel könnte das reiche jüdische Capital dazu thun, um aus den armen Juden, deren Zahl ja noch viel größer ist, als man gewöhnlich annimmt, eine Bevölkerung von Handwerkern und Ackerleuten statt von Hausirern und Trödlern groß zu ziehen!

Aber schwerlich wird sich von einer solchen freiwilligen Umwandlung allzuviel versprechen lassen, so lange wir Deutsche selbst nicht das Unserige dazu thun, um den Juden die Verlockung zu jenen Parasitenbeschäftigungen abzuschneiden, die ihnen unsere Gesetzgebung gewährt. Ganz treffend hat hier der Einsender „vom Rhein" den eigentlichen Sitz des Uebels, wenigstens dessen, was wir die materielle oder wirthschaftliche Judenfrage nennen können, gesehen und auf die mögliche Abhilfe hingewiesen. Nicht die Juden erzeugen das Wucherunwesen, es erzeugt sich überall mit unerbittlicher Nothwendigkeit, wo eine gewisse wirthschaftliche oder sociale Voraussetzung — — Creditnoth der schaffenden, unwirthschaftliche Lebensgewöhnungen der verzehrenden Gesellschaftsclassen, oder auch eine unmittelbar staatliche Verschuldung, wie das Heranziehen eines überzahlreichen und schlecht besoldeten Beamtenproletariats gegeben ist. Eine bündige Folgerung ergiebt dann, daß man das Wucherunwesen nicht ausrotten kann, ohne seine eigentlichen Wurzeln abzugraben — obwohl nur die zeugungsunfähige Logik des allbeglückenden Abschaffens den Schluß ziehen kann, daß der Wucher darum schlechthin ungestraft bleiben muß, weil die Strafe denselben doch nicht beseitigen kann. Diese durch eine falsche Socialpolitik zerrüttete Criminalpolitik war um kein Haar besser, als die Ansicht, welche sie bekämpfte, vermittelst des Strafrichters Socialpolitik zu machen.

Aehnlich liegt es mit den viel weiter reichenden Fragen der Geldwirthschaft und des Productionssystems, welche sich in dem Probleme des Gründungs- und Börsenschwindels zusammenfassen. Hier kann nur die weitsichtigste und eindringendste Erkenntniß der wirthschaftlichen und socialen Uebel, welche der reißende Aufschwung unserer öconomischen Verhältnisse mit sich geführt, Abhülfe von Grund aus schaffen, während die gewöhnlichen gutgläubigen Besserungswünsche sich an Erscheinungen zweiter Hand heften, die wie Actiengesetz, Hypothekenrecht u. s. w. selbst nur die kaum ausweichlichen Folgen der treibenden Grundanschauungen sind.

So sind wir auf diesem Gebiete dahin geführt, daß die Judenfrage, so verhältnißmäßig richtiger es ist, dieselbe nicht nach dem religiösen, sondern nach dem Gegensatze der Abstammung abzugrenzen, doch unmöglich als Raçenstreit zu einem gedeihlichen Ende geführt werden kann, sondern zu der großen Culturfrage der socialen Reform erweitert werden muß.

Digitized by Google

So schwer, ja unmöglich es heute ist, nach der fast zweitausendjährigen Verpflanzung des Judenthums von seinem heimischen Boden unterscheiden zu wollen, was ursprüngliche „semitische" Anlage, was Erzeugniß der unstäten heimathlosen Wanderperiode ist, so sicher vermögen wir gerade diejenigen jüdischen Charakterzüge, an welche sich heute vorzugsweise die Antipathie des Deutschen und des Europäers heftet, aus einer weder alten noch verhältnißmäßig allzu langen Lebensgewöhnung abzuleiten. Ein gewisser kindlicher Scharfsinn hat sich zuweilen daran geübt, in dem Markten Abrahams um die Rettung von Sodom und Gomorrha den angeborenen Schachergeist der Raçe zu erkennen. Nur schade, daß anderthalb Jahrtausende nach Abraham, so lange ihr nationaler Staatsbau dauerte, die Juden schlichte Hirten und Ackerbauer waren, zum Handel aber nicht eine Spur der Anlage und Neigung zeigten, die sich bei ihren Nachbaren und Stammverwandten, den Phöniciern, entfalteten. So kühl wir darum im berechtigten Selbstgefühle unserer nationalen Leistungen gewisse Velleitäten der Raçenüberhebung von Seiten des modernen Judenthums zurückweisen können, so vorsichtig haben wir uns davor zu hüten, den Raçenunterschied zwischen uns und der halben Million unserer jüdischen Staats- und Rechtsgenossen in einer Weise auszuweiten, als ob die Kluft unübersteiglich wäre. Vielmehr sollen wir neben dem, was uns trennt, immer fest im Auge behalten, was uns heute schon viel enger mit einander verbindet als Nationen, die sich der physischen Abstammung nach ungleich näher stehen: der heimische Boden, die Sprache, die ganze formale Bildung, die Gesammtheit der äußeren Lebensbedingungen und thatsächlich die engste Lebensgemeinschaft seit vielen Generationen. Auf diesem Boden muß es möglich sein, mit Ehrlichkeit und Wohlwollen weiter zu bauen, da es doch einmal jedem Verständigen so unmöglich scheint, die rechtliche Lage unserer jüdischen Mitbürger zurückzuschrauben, wie etwa uns ihrer sammt und sonders durch äußerliche Trennung zu entledigen.

Es würde alle Grenzen des uns gesteckten Raumes überschreiten, wollten wir in gleicher Ausführlichkeit wie das Vorstehende diejenige Seite der Judenfrage behandeln, welche man die ideelle oder die nationale im Sinne der Bildung, nicht der Raçe nennen kann; obwohl erst ihre Betrachtung vollauf die Ansicht bestätigen kann, daß es sich um eine Culturfrage, nicht um einen Raçenstreit handelt. Herr Breßlau, um noch einmal kurz auf ihn zurückzukommen, nimmt doch allzu empfindlichen Anstoß daran, wenn Treitschke bemerkt: daß unter den führenden Männern der Kunst und Wissenschaft die Zahl der Juden nicht sehr groß sei, um so betriebsamer die Schaar der Talente dritten Ranges. Will es uns Herr Breßlau übel nehmen, daß wir bis jetzt unter den deutschen Juden keinen Luther, keinen Leibnitz, Lessing oder Kant, keinen Goethe oder Schiller, keinen Händel oder Mozart, keinen Dürer

Digitized by

oder Cornelius, keinen Niebuhr oder Ranke anzuerkennen im Stande sind? Oder will er im Ernste leugnen, daß eine betriebsame Schaar von Talenten dritten Ranges aus den Reihen seiner Stammesgenossen sich in immer drängenderer Fülle über alle Gebiete unserer höheren Bildung ergießt? Und wenn er selbst anführt, daß schon heute die Zahl der jüdischen Universitätsprofessoren das Dreifache des Verhältnisses zu der Gesammtbevölkerung und zu der Gesammtzahl der Professoren erreicht hat, sollen wir annehmen, daß wirklich das Judenthum dreifach reicher an hervorragenden Intelligenzen ist, oder legt er uns nicht den Schluß nahe, daß die günstigere gesellschaftliche Stellung einer immer breiter werdenden Schicht des Judenthums die gleich veranlagten, aber schlechter bemittelten deutschen Talente zurückdrängt? Noch kann gewiß die Sache nicht eben gefährlich sein für die Eigenart unserer nationalen Bildung, aber da es sich augenscheinlich um ein von Jahr zu Jahr steigendes Verhältniß handelt, darf uns die Sache doch wohl zu denken geben. Gewiß liegt es uns fern und wird uns fern bleiben, den Männern, die wirklich „in redlicher Arbeit zur Ehre des deutschen Namens und zur Förderung des größten Ruhmes unserer Nation, der deutschen Wissenschaft sich mühen", Ehre und geistige Gemeinschaft zu versagen. Aber wir können die Bemerkung unmöglich unterdrücken, daß die Mehrzahl der betriebsamen Talente sich doch mit sichtlicher Vorliebe nach den Zweigen der Wissenschaft und Kunst hinzieht, in welchen es nicht mehr unerläßlich ist zu schaffen, sondern die „Mache" einen breiten ausgetretenen Raum findet. Schon daraus müssen wir freilich wieder den Schluß ziehen, daß die Juden, wo sie durch gehäuftes Eindringen Schaden anrichten können, nicht selbst die Ursache des Schadens sind, sondern nur einen schon vorhandenen Schaden, sei es nur Stagnation, sei es positive Vorbildung, des Organismus unserer geistigen Cultur ausnutzen, daß also auch die Verhütung in der Hauptsache nur wieder von uns selbst ausgehen kann.

Uhland's Schwäbische Kunde.

1814. 6. December.

Man hat in neuester Zeit sich mit der Quellenforschung der Uhlandschen Balladen vielfach befaßt. Programme, Gedichtsammlungen, Zeitschriften enthalten die Ergebnisse. Kleine Gaben an Freunde ließ Professor Holland in Tübingen, der pietätvolle Testamentsvollstrecker des Dichters, ausgehen. Möge er doch bald die gesammten Gedichte mit den sicheren literarhistorischen Einleitungen, wie von Keller die dramatischen Entwürfe, bringen. Düntzer und Paul Eichholtz haben im letzten Jahrzehnt das beste und zuverlässigste über die Quellen der Balladen Uhlands geliefert; Ernst Götzinger in der neuesten

Digitized by Google

Auflage der „Deutschen Dichter" soll als Dritter im Bunde genannt sein. Was nun unsere „Schwäbische Kunde" angeht, so war des Nachsuchens kein Ende, woher Uhland die Sage nahm. Die einen halten des Crusius Annalen, worin von einem Alemannus die Rede, der den Türken zerspaltete, für die Grundlage; andere den byzantinischen Geschichtschreiber Niketas aus Chonä, der die Sage ausführlicher giebt (Düntzer). Götzinger nimmt Crusius an, erzählt aber, daß Abraham a S. Clara aus des Straßburgers Abelin Buch von Gotfridi historischer Chronika geschöpft und daraus in seinem „Auff, auff, ihr Christen", Salzburg 1684, Melchior Haan, S. 63, die Märe benutzt habe. P. Eichholtz hält auch Crusius für die wahrscheinliche Quelle, was sehr plausibel ist; ihm schließt sich wohl der größte Theil der Uhlandverehrer an. Boxberger, im „Archiv für Lit. Geschichte" II, 270 ff., glaubt, Abraham a S. Clara möchte die Veranlassung sein. Ich für meinen Theil halte dafür, daß Uhland Gotfridi Chronika sowie Crusius gelesen, glaube ferner, daß er auch des Augustinermönches Fassung kannte. Das Wort „Straich" gebraucht letzterer, was man ganz übersehen hat, und dem Dichter dürfte „Schwabenstreich" dabei eingefallen sein. Ebenfalls ganz übersehen hat man die Eingangsworte der Biographie Uhlands: „Eine Gabe für Freunde". Seite 1 dort heißt es: Die Familie Uhland, seit dem Jahre 1720 in Tübingen ansässig, stammt aus Kleingartach. Dort wurde Johann Michael Uhland, der Ureltervater Ludwig Uhlands, geboren, der laut der Familientradition als Quartiermeister den Türkenkrieg mitmachte und bei der Einnahme von Belgrad 1688 durch Max Emanuel von Baiern einen türkischen Bassa niederhieb. Zum Andenken ließ er über die Thüre seines Hauses einen Arm mit einem Türkensäbel und die Anfangsbuchstaben seines Namens in Stein einhauen. Da scheint der Ursprung der „Schwäbischen Kunde" zu liegen. Als Uhland später die Geschichte des Alemannus da und dort las, wußte er sie poetisch in Einklang mit seiner Erinnerung aus dem Elternhause zu bringen.*)

*) Den Zusammenhang der „Schwäbischen Kunde" mit jener Familientradition hat übrigens schon Fr. Notter (L. Uhland S. 7) angedeutet.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, den Ursprung einer anderen Uhland'schen Ballade mitzutheilen, über die (s. Notter S. 224; Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen S. 82) ungenaue Angaben verbreitet sind. Es ist das Gedicht „Die fromme Jägerin", das nach dem Tode des Dichters zuerst von O. Jahn (L. Uhland S. 125) veröffentlicht worden ist, mit der Bemerkung: „Aus Uhlands Handschrift vom Oberamtsrichter Lang in Reutlingen mitgetheilt an Professor Holland in Tübingen." Auch Notter hat es abgedruckt, aber mit falschen Varianten. Das Gedicht entstand im Spätjahr 1837 zu Gomaringen, an dem Sonntage, an welchem Gustav Schwab als Pfarrer in diesem Dorfe bei Tübingen investirt wurde. Schwab hatte zu diesem Festtage eine Anzahl Freunde geladen: Uhland, Carl Mayer, Paul Pfizer, Anastasius Grün u. A. Der gleichfalls anwesende Oberamtsrichter Lang erzählte hier jenes Jagdabenteuer, dessen

Digitized by Google

Uebrigens war der Inhalt der Sage schon aus dem Kerlingischen Kreise her bekannt, worauf Boxberger, l. c. verwies. Die Stelle ferner aus Strickers „Karl" (mir liegt das Bruchstück in meiner Allemannia III, 236 vor), die nicht zu übersehen ist, lautet:

Rûlant zucte sin swert
Vnd hûb sich an den heiden,
Ein strit den der tot schiet.
Rûlant dem heiden verschriet
Den schilt zetal durch den rant,
Daz im der schilt vnd div hant
Vf der erden gelac,
Vnd gab im aber einen slac
Durch den helm vnd durch div hirnschal
Vnd also durch div brust zetal
Durch beide satelbogen nider
Daz swert enhabt niht wider
E im daz ort komen was
In die erden durch daz gras.

Möglich wäre es, daß Uhland auch diesen Bericht kannte. Jedenfalls ist die Sage vom schwäbischen Ritter eine fliegende Märe gewesen, wie viele solcher umgegangen sind. Der schwäbische Pfarrer Coulin im vierten Theile seines Werkes: „Der Christliche Weltweise beweinet die Thorheit der Neu entdeckten Narrenwelt", Augsburg 17 . ., worin Abraham a S. Clara mehr als billig ausgeschrieben wird, bringt aus letzterem die Heldenthat, fügt aber noch eine hinzu, die vielleicht ebenfalls dorther stammt. „Preißwürdig ist jene Courage, welcher da erzeigt hat jener tapfere Schwab, dieser hat eine so übermenschliche Heldenthat begangen, die ihme bey dem Griechen zweifelsohne vergöttert und sehr weit über den Hercules selbst, welcher sich niemals wider zwei auf einmal getrauet, wurde hinaufgesetzt haben. Dieser Schwäbische Kriegsmann ware von Ulm gebörtig, welcher unter dem durchleuchtigsten Kayser Friederich wider die Saracenen mit zu Feld gezogen und einsmahls ungefehr seinen leiblichen Bruder todtliegend angetroffen, welchen zehn griechische Strauchdiebe oder Schnapphanen ermordet und jämmerlich zugerichtet hatten, gleichwie damals von den meyneidig und treulosen Griechen insgemein dem christlichen deutschen Heer viel Untreu widerfahren, dann ob zwar die Griechen auch Christen waren, so erwiesen

Zeuge er selbst sieben Jahre zuvor bei einer gräflich Rechberg'schen Jagd zu Donzdorf bei Geislingen gewesen war. Die fromme Fürstin, welche damals über ihrem Gebetbuche den Hirsch versäumte, war eine Fürstin von Löwenstein. Die Erzählung der Anekdote regte sofort Uhland zu poetischer Behandlung an, er entfernte sich und brachte nach einer Viertelstunde das Gedicht, das in Langs Besitze verblieb, und dieser theilte es nach Uhlands Tode an Professor Holland mit. W. L.

Digitized by Google

sie doch bey selbigem Feldzug wider die Unglaubigen denen Deutschen Kaiserlichen Völkern alle Feindseligkeiten, die ihnen nur möglich waren. Da nun besagter Ulmer seinen Bruder erkannte, mit Thränen beklaget und begraben, hat er aus brennender Lieb und Rache beschloßen, die Mörder aufzusuchen, nahme derohalben zu sich zehen seiner Spießgesellen, die nicht einen Hasen (als wie von sieben Schwaben eine schimpfliche Fabel erdichtet), sondern zehen wohl-ausgerüstete Schnapphanen erjagen wollten. Die Schnapphanen hätten sich in eine Insul geflüchtet, so mit einem Morast und Pfitzen umgeben ware, also, daß man sie ungeschwummen nicht konnte erreichen. In Beförchtung dessen, faßten des Ulmers Spießgesellen andere Gedanken und ob zwar ihr Herz vor Bitterkeit gegen denen Schnapphanen cursum maris den Wachsthum deß von frischem Geblüt schäumenden Meer präsentirten, verursachte doch der saracenische Mond bald einen decursum oder Ablauf, daß also die tobende Hitze von allen andern gewichen und nur allein in das Gemüth und heroische Schwabenherz geflossen. Saumte sich also gedachter Martis pullus im Mindisten nicht sein Rachgieriges Fürnehmen werckstellig zu machen, ersuchte doch zuvor seine Mitgesellen (welchen der Muth zu dem Fechten entrunnen), sie wollten doch seiner angehenden Tapferkeit und heroischen That von weiten Zeugen sein. Die gute Cammeraden gedachten, gehe nur hin mein Bruder, wir haben gewiß das letztemal mit einander Suppen gessen, die Saracener werden dich unfehlbar zu einem Kraut zerhacken. Aber ihr Zaghafte, derjenige, von deme ihr euch also beurlaubet, wird ohne Lorbeer und Palmen nicht zurückkommen: dann frisch gewagt, halb gewunnen! Nach obgedachter Bitt ist er mit bloßem Schwerdt in das Wasser gesprungen und hat glücklich durch das Waßer gesetzt. Also mit Koth und Letten überzogen, bekam er ein erschröckliches Ansehen, welches in die Herzen der Saracenen einen Hasen gejaget, bisse sich also wie ein Löbes mit seinem Sebel herum, daß in kurzer Zeit ihrer Neun vor ihm niedergefallen, der zehente aber durch die Pfitze entrunnen, da hat es geheißen: Jo Victoria!

Wer unverzagt eins wagt
Offt gar leicht sein Feind schlagt!

Daß Geschrey dieser Ritterthat wurde gar baldt durch das ganze Kayserliche Lager ausgeblasen, welche man ohnfehlbar für ein Octavianus-Gedicht, Vnderspergische Fabel von Karoli Kriegsheer oder leichtsinnigen Aufschnitt von Florentz und seiner Marcebilla wurde gehalten haben, wann nicht soviel Zeugen den Glauben bey jedermann erworben hätten."

Anton Birlinger.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Vom Landtage. Parteiwesen. Das neue Militärseptennat. — Unsere diesmalige Landtagssession hat einige politisch recht interessante Debatten gehabt. Wie in der preußischen und badischen Kammer ist der Culturkampf, wie in den Kammern von Sachsen und Württemberg ist die Gesandtschaftsfrage wiederholt zum Gegenstande der Discussion gemacht worden. Jene Gesandtschaftsfrage hat in unserer Kammer seit 1871 mehrfache Wandelungen, namentlich hinsichtlich der Parteiconstellationen, durchgemacht. In dem gedachten Jahre hob der damalige Ministerpräsident Graf Hegnenberg-Dux nach ziemlich schwer erlangter Zustimmung seines Landesherrn die Vertretungen in London, Madrid, dem Haag und Stockholm auf; diejenigen bei beiden Gewalten am Tiberstrande, dann in Paris, Wien, St. Petersburg und Bern sind geblieben. Die letztere zeigt die Anomalie, daß der betreffende Gesandte zugleich an einem deutschen Hofe, nämlich in Karlsruhe, beglaubigt ist; das Doppelverhältniß sieht eigentlich nicht sonderlich anmuthend aus. In Wien ist ein Gesandter, und zwar der frühere Premierminister Graf Bray-Steinburg; die Posten in Paris und St. Petersburg sind nur von Geschäftsträgern verwaltet. Derjenige in der französischen Hauptstadt ist natürlich jedem national gesinnten Manne ein Dorn im Auge; seine Inhaber, die Herren von Rudhart, jetzt Gesandter in der Reichshauptstadt, und Legationsrath Reither haben die Sache durch ihre persönliche Haltung und Gesinnung indeß stets unverfänglich zu machen verstanden. Eigentlicher baierischer Vertreter in Paris ist übrigens der kaiserliche Botschafter Fürst Hohenlohe; der frühere baierische Ministerpräsident repräsentirt an der Seine neben dem deutschen Reiche thatsächlich auch sein baierisches Specialvaterland als solches und zwar sicher in der national angemessensten Weise. Wie in Dresden und Stuttgart schwindet immer mehr der Muth zu Abstimmungen gegen die von den Mittelstaaten unterhaltenen Gesandtschaften. Bei der betreffenden Debatte des 16. December vorigen Jahres lag gar kein eigentlicher Antrag mehr vor. Wohl aber hatte kein Anderer als der Partikularist Jörg das Fortbestehen jener Gesandtschaften und zwar speciell derjenigen in Paris, St. Petersburg und bei dem Quirinal im Hinblicke auf künftige europäische Eventualitäten als eine nationale Anomalie bezeichnet; dort wohnten die Feinde Deutschlands. Das österreichisch-deutsche Bündniß des verwichenen Herbstes scheint den Urheber der Reichstagslärmscene vom 4. December 1874 wenigstens vorübergehend zu einem begeisterten Anhänger der auswärtigen deutschen Reichspolitik gemacht zu haben; derselbe war übrigens stets mehr österreichisch-großdeutsch als baierisch-partikularistisch ge-

sinnt. Zu einem Antrage oder zu einer Abstimmung kam es gar nicht. Unsere klerikale Presse beschäftigte sich in Ermangelung eines anderweitigen internen Streitgegenstandes dafür Wochen lang mit jener Rede. Jörg selbst hatte am 15. April 1872 einen ähnlichen Antrag gestellt, von demselben aber die Gesandtschaft in Wien als eine solche bei einem deutschen Hofe ausgenommen, sehen wollen. Jener außerordentlich spöttisch motivirte Antrag enthielt eine Falle für den Grafen Hegnenberg, aus welcher dieser sich wenige Wochen vor seinem am 2. Juni jenes Jahres erfolgten Tode indeß mit vielem Geschicke zog. Als am 29. April 1876 der fortschrittliche Abgeordnete Herz den gleichen Antrag stellte, wurde Jörg dagegen außerordentlich heftig und vertheidigte die Prärogativen der baierischen Krone im deutschen Reiche; er hat also jetzt die Meinung von Neuem geändert. Wie es scheint, lag, abgesehen von der aufrichtigen Freude des klerikalen Antragstellers über die jetzige auswärtige Reichspolitik, auch jetzt wieder eine Art von Anschlag gegen den auswärtigen Minister, zur Zeit Herrn von Pfretzschner, vor; derselbe vertheidigte seine Position jedenfalls sichtlich nervös und befangen. Unser jetziges Ministerium besteht, abgesehen von dem Wechsel einzelner Personen, bereits seit dreizehn Jahren und wird von keiner Seite ernstlich bedroht; wohl und sicher dagegen fühlt sich wohl trotzdem unter seinen Mitgliedern Niemand. Die politische Stagnation lastet auf den Gemüthern und die Entschlüsse und Stimmungen an der entscheidenden Stelle sind unberechenbarer als jemals. Man hat hier seit Monaten das Gefühl einer latenten Krisis gehabt, obgleich für dieselbe ein thatsächlicher Grund nirgends sichtbar ist.

Eine andere politisch recht interessante Debatte war diejenige des 9. und 10. Januar. Die Berathung des Cultusetats wurde an den beiden genannten Tagen von dem extrem klerikalen Abgeordneten Dr. Rittler zu einem in glänzender Form gegebenen Angriffe auf das jetzige kirchenpolitische System in Baiern benutzt. Der Redner feierte den Cultusminister Herrn von Lutz als kirchenpolitischen Triumphator speciell über die entschieden klerikale Gruppe des Episcopates wie über die Kammermehrheit. Aus den spöttischen Lobeserhebungen sahen freilich verschiedene stark polemische Spitzen hervor, welche der kaltblütige und gewandte Minister indeß glücklich von sich abzubiegen verstand. Jene Reden haben in der etwas stagnirenden Luft unseres Kammerlebens ein erhebliches Aufsehen gemacht; sie ließen die tief gedemüthigte klerikale Kammerpartei nach langer Pause wieder in eine gewisse festere Stimmung kommen, die sich auch seitdem in der sonst sehr selten vorkommenden Einigkeit bei den einzelnen Etatsabstimmungen bewährt hat. Für eine wirkliche kirchenpolitische Action ist es natürlich viel zu spät. Der Landtag beräth die letzte der drei Finanzperioden aus der diesmaligen Legislaturperiode; im Frühjahre 1881 sind bereits die Neuwahlen. Dieselben werden bei dem

Digitized by Google

unvermeidlichen Einflusse der Reichs- und Reichstagsverhältnisse auf diejenigen unserer Kammerparteien wahrscheinlich zu ziemlich merkwürdigen Ergebnissen führen und die Zahl unserer zwei, mit den acht Mann der Gruppe des Dr. Rittler auch drei Kammerparteien voraussichtlich um eine oder zwei neue Gruppen vermehren. Der mehrgenannte extrem klerikale Parteiführer arbeitet offenbar schon jetzt auf die Sammlung einer größeren klerikal-demokratischen Partei bei den nächsten Wahlen hin. Der noch ziemlich junge Abgeordnete, Wallfahrtsgeistlicher in der Nähe von Salzburg, ist ein glänzender Redner und geschickter Publicist; er beabsichtigt augenscheinlich im nächsten Frühjahre die Zügel der klerikalen Kammermehrheit nach Möglichkeit aus den Händen des Dr. Jörg in die seinigen zu nehmen. Diese Entwickelung so gut wie der unzweifelhafte Versuch mit der Bildung einer protestantisch-conservativen Gruppe in der Kammer, wird den baierischen Parteiverhältnissen des nächsten Jahres voraussichtlich die Hauptzüge ihrer Signatur geben.

Was jene orthodox-protestantische Parteirichtung betrifft, so hat sie vor wenigen Tagen bei der Reichstagsstichwahl von Gunzenhausen-Dinkelsbühl eine überaus empfindliche Enttäuschung erlebt. Die Wahl des 30. December hatte jene Partei dort in Stichwahl mit den Nationalliberalen gebracht. Nach Lage der Verhältnisse und bei der allgemeinen Strömung rechneten dieselben mit ziemlich großer Bestimmtheit auf einen Sieg; die nationalliberale Partei behauptete indessen den Wahlkreis unter den ungünstigsten Umständen mit verhältnißmäßig stattlicher Mehrheit. Sie wird denselben für die Zukunft jetzt mit um so größerer Sicherheit als ihre Domäne betrachten können, als die Strömung schwerlich wieder jemals für die conservative Partei so günstig sein wird, wie in diesem Augenblick, für die dort früher dominirende Fortschrittspartei aber der Boden auf lange hinaus verloren ist. Aehnlich ging es ihr in Ansbach, wo sie mit der Volkspartei in Stichwahl kam. Für die dortige Wahl hatten die Berliner Fortschrittsführer die Parole einer Unterstützung des demokratischen Candidaten ausgegeben. Der fränkische Fortschritt widersprach öffentlich, wobei locale und Zeitungsfeindseligkeiten gegenüber der Demokratie namentlich zu Nürnberg und Fürth wohl die entscheidenden Motive waren. Schließlich stimmten die äußersten Flügel des Fortschrittes von Rechts und Links gegen einander für den nationalliberalen oder demokratischen Candidaten; das Gros der Partei enthielt sich der Abstimmung, und die letztere selbst erlitt also durch einen sie direct gar nicht berührenden Kampf eine tiefgehende innere Spaltung. Sie wird auch auf jenen früher zeitweise von ihr behaupteten Wahlkreis voraussichtlich für lange Zeit verzichten müssen, und zwar ebenfalls zu Gunsten der nationalliberalen Partei. Das oft angefochtene Verhältniß zwischen dem Nürnberger und dem

Digitized by Google

Berliner Fortschritt wird übrigens durch jene Vorgänge schwerlich gebessert worden sein.

Die Nachrichten von dem Verlangen eines neuen Militärseptennats und der Steigerung von Friedenspräsenz und Ausgabenetat werden natürlich auf die Parteiverhältnisse auch in unserem Lande eine bedeutende Wirkung nicht verfehlen. Der eigentliche Radicalismus kann durch diese neuen Militärlasten wohl nur an Boden gewinnen; für die Fortschritts- wie für die klerikale Partei enthält diese neue Frage entschieden große Schwierigkeiten. Eine rein negirende Haltung, wie sie den Gesinnungen unseres fränkischen Fortschrittes wohl am meisten entsprechen würde, geht mit Rücksicht auf die Wähler nicht gut an; diese sind in ihren nicht klerikalen oder demokratischen Bestandtheilen in Baiern bei Fragen der nationalen Wehrkraft ganz außerordentlich empfindlich. Die verwandte Situation des Frühjahres 1874 hat das sehr deutlich bewiesen. Von den nicht klerikalen Vertretern Baierns haben damals nur zwei gegen das Septennat gestimmt; dieselben spürten die Folgen davon an ihrer Popularität sehr deutlich. In den Volksversammlungen der nationalliberalen Führer war die Stimmung damals eine derartige, daß die Betreffenden Mühe hatten, ihre Auftraggeber von dem Verlangen eines Votums für den eisernen oder ewigen Militäretat zurückzuhalten; man wollte die demüthigenden Situationen früherer Zeiten um keinen Preis wiederholt sehen. Wie die Frage sich diesmal entwickeln wird, kann von hier aus und heute natürlich nicht gesagt werden. Sicher ist nur, daß ein Compromiß in jener Frage bis in die klerikalen und fortschrittlichen Bevölkerungskreise hinein mit dankbarer Genugthuung begrüßt werden würde. Für die Wehrlosmachung des Reiches läßt sich auf baierischem Boden die Sturmfahne nicht mehr vorantragen.

Aus Wien. Enthüllungen. Das Unterrichtsportefeuille. Herr von Haymerle. — Vor Jahresfrist wurde an dieser Stelle (Heft 7 von 1879) über den sonderbaren Einfall der „Neuen Presse" berichtet, den Tschechen gerade in dem Augenblicke, wo sie des passiven Widerstandes überdrüssig geworden waren, die Versöhnungshand darzubieten. Jene Diversion hatte damals den einen Erfolg, welcher erwartet werden konnte, die bedingungslose Beschickung des Reichsrathes, zu welcher sich schon ein großer Theil der Tschechen bekehrt hatte, wurde wieder perhorrescirt, die Deutschböhmen erklärten sich mit alter Entschiedenheit gegen jede Transaction außerhalb des Parlamentes, und bald war von der ganzen Angelegenheit nicht mehr die Rede. Daß das genannte Blatt sich wohl hütete, je wieder an das unglückliche Debut zu erinnern, ist begreiflich; vielleicht wurde sogar gegen die Pläne des Grafen Taaffe der besonders schroffe Ton mit deshalb

Digitized by Google

angeschlagen, um die schwache Stunde in Vergessenheit zu bringen. Aber auffallen mußte es, daß die Regierungsblätter keinen Gebrauch von einer so bequemen Waffe machten. Wie es scheint, sammelte man zuerst das vollständige Material, dessen man sich nun ganz geschickt bedient. Zunächst erzählte ein notorisch officiöses Wochenblatt, daß im Winter 1878/79 bei dem Dr. Adolf Fischhof in Emmersdorf am Wörthersee Dr. Rieger mit dem Hauptredacteur der „Neuen Presse", Michael Etienne, zusammengetroffen sei und daß die drei Herren sich über ein Ausgleichsprogramm geeinigt hätten. Eine vierte, ungenannte Person schien die Zusammenkunft vermittelt zu haben, wohl der frühere Minister Unger, welcher bereits damals als Gönner des Projects bezeichnet wurde, ein Freund Fischhof's ist und gemeinschaftlich mit diesem schon nach der Verleihung der Constitution von 1861 eine Schrift über die Verfassungsfrage herausgegeben hat. Fischhof ist ein Achtundvierziger. Seines Zeichens Arzt, fungirte er am 13. März als Sprecher der Universitätsdeputation, saß dann auf der Linken des Reichstages, zeigte aber schon in Kremsier Anlage zum Realpolitiker, indem er das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich, oder wie man damals sagte: Frankfurt und Wien, klar auffaßte und die Unerträglichkeit eines Gesammtösterreich mit einem Gesammtdeutschland erkannte und begründete, zum Entsetzen seiner Freunde. Nach der Auflösung des Reichsrathes lebte er in Wien seinem ärztlichen Berufe und war nur noch als Publicist in der Politik thätig. Namentlich redete er in einem 1869 erschienenen Buche der Verständigung der Nationalitäten unter einander das Wort, ohne jedoch bei den Führern auf beiden Seiten Gehör zu finden.

Seinen Standpunkt von damals scheint er auch zehn Jahre später behauptet zu haben, woraus ihm natürlich kein Vorwurf zu machen ist. Aber den Redacteur der streng centralistischen und liberalen „Neuen Presse" in Unterhandlungen, nicht etwa mit den Jungtschechen, sondern mit dem alten Rieger zu sehen, war ein eigenes Schauspiel, und das Blatt bemühte sich denn auch, den Vorgang als ganz harmlos und die an denselben geknüpften Folgerungen als unberechtigt zu erklären. Nun rückten die Gegner allmählich mit den Actenstücken, dem mit Unterschriften versehenen Uebereinkommen und Briefen der Betheiligten hervor. Diese Dinge haben selbstverständlich an sich keine Bedeutung mehr. Daß Etienne, obwohl Leiter einer der größten Zeitungen, niemals ein Politiker gewesen ist, brauchte nicht erst bewiesen zu werden, und mit Vorschlägen zur Einigung der Völker Oesterreichs könnte man das Donaubett ausfüllen. Aber mit Recht können die Regierungsblätter sagen: warum schmäht ihr den Minister darum, daß ihm gelungen ist, was einer der Euren erfolglos versucht hatte?

In welcher Richtung sich die Action der Regierung nun weiter ent-

wickeln werde, ist alle Welt gespannt. Immer wieder heißt es, daß die Vergebung des Unterrichtsportefeuilles, welches immer noch Herr von Stremayr provisorisch in Händen hält, zunächst darüber Aufschluß geben werde. Diesen Minister will dem Anscheine nach die Rechte durchaus nicht länger dulden, und bald wird ein Tscheche, bald ein Pole, dann wieder ein Slovene, oder auch Graf Coronini oder gar der altkatholische Kirchenrechtslehrer Friedrich Maassen, einst mit Franz von Florencourt, Redacteur des hochconservativen „Norddeutschen Correspondenten" in Rostock und Rechtsbeistand des Großherzogs von Mecklenburg, im Kampfe gegen die constitutionelle Verfassung als Stremayr's Nachfolger genannt. Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die Regierung noch nicht mit sich im Reinen ist, ob sie als „Coalitionsministerium" sich zu behaupten versuchen oder sich der Rechten auf Gnade und Ungnade ergeben solle. Die Parteien des Abgeordnetenhauses sind eben wieder im Begriffe, sich dermaßen zu zerklüften, daß keine eine genügende Stütze bilden dürfte. Jene Mitglieder der Linken, welche das Zustandekommen des Wehrgesetzes ermöglichten, sind dafür nicht allein von der Presse heftig verfolgt, sondern zum Theil auch von ihren Wählern zur Rechenschaft gezogen worden, ihre Rechtfertigung aber hat bei den sonstigen Verbündeten so böses Blut gemacht, daß der Fortschrittsclub sich von der gemeinsamen Action der Verfassungspartei zurückgezogen hat. Andererseits wird es täglich schwerer, die verschiedenen Bestandtheile der Rechten zusammen zu halten. Noch bringen Tschechen und Polen abwechselnd einander Opfer, aber endlich wird der Wähler doch inne, daß er die Kosten dieser parlamentarischen Freundschaft zu tragen hat. So ist in Böhmen vielfach Unzufriedenheit entstanden und wird den betreffenden Abgeordneten auch unverhohlen zu erkennen gegeben, welche sich herbeigelassen haben, eine Empfehlung des „Vaterland", des Organs der feudal-klerikalen Partei, mit zu unterzeichnen. Man billigt wohl das politische Bündniß mit jener Fraction, erschrickt aber vor dessen Consequenzen, und so viel Hussitengeist scheint doch noch fortzuleben, daß man die nationale Unabhängigkeit nicht mit der Glaubensfreiheit bezahlen möchte. Die Polen sind aus leicht begreiflichen Gründen gegen die Regulirung der Grundsteuer, und die tschechischen Abgeordneten müssen ihnen dabei helfen, obwohl sonst bei jedem Anlasse hervorgehoben wird, daß Böhmen in erster Linie die Staatskosten für die passiven Provinzen mitbezahlen müsse. Endlich sollen die von vielen Seiten erhobenen nachdrücklichen Vorstellungen gegen das tschechische Memorandum, insbesondere gegen die Vertschechung der Mittel- und Hochschulen an den entscheidenden Stellen nicht ohne Eindruck geblieben sein. Der Geldpunkt fällt dabei sehr stark ins Gewicht. Das Ministerium strebt den Ruhm an, sparsamer zu sein, als seine Vorgänger; in allen Verwaltungszweigen wird die äußerste Einschränkung durchgeführt, und

Digitized by Google

mit Forderungen für neue Bedürfnisse soll der Reichsrath vollends verschont werden. Aber das tschechische Programm verlangt vor allem Geld, viel Geld! An eine förmliche Ausführung derselben ist schon aus diesem Grunde nicht zu denken; dagegen ist das Ministerium bestrebt, sowohl dieser, als der ultramontanen Partei in Tirol guten Willen zu zeigen. Es ernennt Tschechen zu Professoren an der Prager Universität und hat dem bischöflichen Privatgymnasium in Brixen das Recht zum Ausstellen staatsgültiger Maturitätszeugnisse ertheilt. Bisher war Herr von Stremayr stolz darauf, den klerikalen Prätentionen wenigstens in diesem Punkte fest entgegengetreten zu sein: jetzt wird aus der bekannten milden Praxis völliges Nachgeben.

Der neue Minister des Aeußern hat seine ersten Prüfungen in den Delegationen durchzumachen — bisher mit Glück. Die Neugier der Sonntagsdiplomaten befriedigt allerdings auch er nicht, und diese werden sich wohl endlich darein finden müssen, daß das geheime Archiv des auswärtigen Amtes ihnen nicht geöffnet wird. Aber Baron Haymerle ist offenbar weniger nervös als sein Vorgänger, hält seine Erklärungen streng sachlich, und sein Auftreten gegen Serbien, welches in der Angelegenheit des Eisenbahnanschlusses Oesterreich chicanirt, findet allgemein Billigung. Sehr unterhaltend ist auch in diesem Falle das Benehmen der Tschechen. Die stammverwandten Ruthenen überlassen sie bekanntlich ihrem Schicksale, die Serben aber betrachten sie als Schutzbefohlene, und wollen nicht wahrhaben, daß das südslavische Piemont in dem letzten Kriege eine jämmerliche Rolle gespielt hat und ohne den Schutz der Mächte verloren gewesen wäre.

Literatur.

Goethe's Leben von H. Düntzer. Leipzig, Fues' Verlag. 1880. — Auch dieses neueste Buch des bekannten Verfassers zeigt dieselben Vorzüge und dieselben Schattenseiten, welche den zahlreichen früheren Arbeiten Düntzer's eigen sind. Den großen Fleiß und eine außerordentliche Kenntniß des Stoffes, die sich bis zur Uebersicht über die kleinsten Einzelheiten erstreckt, wird auch in dem vorliegenden Leben Goethe's niemand vermissen; niemand freilich auch die alle diese Vorzüge immer wieder sehr in Schatten stellenden, wenig ansprechenden Eigenthümlichkeiten der Arbeiten des Verfassers: die Breite seiner Darstellungen, welche fast immer nur Aneinanderreihungen von Aeußerlichkeiten und Einzelheiten sind, den Mangel an Fähigkeit, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, oder wenigstens, jenes vor diesem hervorzuheben, die steife und geschmacklose Art des Ausdruckes, die nicht selten zu offenbaren Widersinnigkeiten führt. Der Verfasser sagt im Vorworte seiner Biographie: „Noch fehlt es an einer

Darstellung von Goethe's Leben, welche, gestützt auf genaueste Untersuchung der massenhaften Einzelheiten, die Knotenpunkte der menschlichen und dichterischen Entwickelung, sowie die Verhältnisse und Umstände, welche diese bedingten und bestimmten, einfach klar bezeichnet, ein anschauliches allseitiges Bild seines vielverschlungenen Lebensganges entrollt, und zugleich auf den Einheitspunkt, in dem alle Richtungen seines Strebens und Wirkens wurzeln, und auf die sein Wesen begründenden, überall durchleuchtenden Charakterzüge hindeutet" u. s. w. Wenn es auch nicht zweifelhaft ist, daß mit diesen Worten der Verfasser einen empfindlichen Mangel in unserer Litteratur richtig bezeichnet hat, so kann man ihm selbst dennoch leider nicht zugestehen, daß er mit seinem Buche diesem Mangel abgeholfen habe. Denn ein Leben Goethe's, welches, trotz der eben angeführten Worte, von vornherein darauf verzichtet, den künstlerischen Werth, den geistigen Gehalt der dichterischen Werke Goethe's zu besprechen (Vorwort, Seite VII) und welches demgemäß von dem geistigen Gehalte des Götz und des Werther ebenso wenig etwas sagt als von dem von Faust und Iphigenie u. s. w., dagegen drei lateinische Exercitia des Knaben Goethe zwei volle Seiten hindurch erörtert, kann eine befriedigende Biographie des größten deutschen Dichters nicht heißen. „Das wahre Leben eines Dichters sind seine Gedichte." Nun mag es freilich manchem wünschbar erscheinen, die zahllosen Einzelheiten welche die Goetheforschung bis heute festgestellt hat, einmal zu einem großen Gesammtbilde mitverwendet zu sehen; wer aber diesem Verlangen zu entsprechen Lust hat, darf doch über dem Kleinen das Größere nicht vergessen, und darf auch sicherlich diese Einzelheiten nicht so zusammenstilisiren, daß dabei Sätze herauskommen, wie z. B.: (Der Kinder) „volle Neigung galt freilich der jugendlich mit ihnen sich freuenden Mutter, deren Wesen uns noch in Hermann und Dorothea so wunderbar anmuthet, wo der Wirth zum goldenen Löwen auch einige Züge vom Vater empfangen hat" (Seite 26) oder (Seite 116): „Herder nahm das offene Zutrauen und die jugendliche Verehrung des ihn besuchenden Studenten freundlich auf und kehrte ihm . . . seine Sonnenseite zu." Ob es nothwendig war, zu erzählen, daß Goethe gerade „auf dem rechten Eckpfosten an der südöstlichen Wendeltreppe" der Platform des Münsters zu Straßburg seinen Namen eingemeißelt, wollen wir dahingestellt sein lassen, sicherlich aber ist es geradezu widersinnig zu behaupten: „Seine (Goethe's Vater's) Wahl konnte nur auf eine in voller Blüthe der Gesundheit prangende Tochter eines in hoher Würde stehenden, nicht reichen, bürgerlichen Hauses fallen, die ihm eine kräftige Nachkommenschaft versprach". Konnte nur? Warum denn? Konnte der Alte nicht auch reich sein? Konnte der Tochter die gesunde Nachkommenschaft angesehen werden? — Unrichtigkeiten in der Erwähnung des eigentlich Thatsächlichen sind uns mit Ausnahme von Seite 110, wo das Gedicht: „Wo bist Du itzt" u. s. w. als während Goethe's Anwesenheit in Saarbrücken geschrieben angesehen wird, nicht aufgefallen; doch spielt die Vermuthung in Gestalt der bei Düntzer beliebten Wörtchen „wird", „mag", „dürfte", „wohl" u. s. f. auch hier wieder eine große Rolle. Das Buch ist, wie man es heute liebt, mit Facsimiles und allerlei Bildchen reichlich geziert. Aber trotz der schönen Ausstattung ist der Eindruck, den es hinterläßt, doch eigentlich nur ein ziemlich unerfreulicher. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 29. Januar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Deutschen Verfassungsgeschichte.

Seit mehr als einem Menschenalter bildet Georg Waitz' „Deutsche Verfassungsgeschichte“ die Grundlage der Forschung auf dem Gebiete der älteren Deutschen Geschichte, und gerade der erste Theil hat von jeher die bedeutendste Wirkung geübt. Die erste Ausgabe erschien 1844, die zweite 1865 und in diesen Tagen die dritte. Mit Erwartung und, wenn ich so sagen darf, mit einem gewissen Gefühle der Ehrerbietung nehmen die Fachgenossen sie entgegen.

Lange Jahre durften fast alle hier vorgetragenen Ansichten als herrschende Lehre bezeichnet werden. Im Laufe der letzten beiden Decennien haben dann in einer Reihe von Fragen andere Ansichten Geltung gewonnen und vor allem ist der Versuch gemacht, von den gewonnenen Ergebnissen uns eine lebendigere Anschauung zu geben als Waitz bieten konnte, der mit dem Aufräumen alten Schuttes zu stark in Anspruch genommen war. Waitz ist auch selbst nicht stehen geblieben bei seinem ersten Entwurfe. Die zweite Auflage von 1865 bezeichnete er als „fast ganz und gar eine neue Arbeit“, aber er fügte hinzu: „und doch im Großen und Ganzen dieselben Resultate“. Auch diese dritte Auflage hat vielfach Bereicherung und Veränderung erfahren; sie ist sogar um dreißig Seiten stärker: aber diese Veränderungen betreffen nur Einzelheiten.

Ganz verschieden indeß ist die Stimmung, mit der das Buch von dem Autor heute dem Publikum übergeben wird. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe herrschte freudige Zuversicht, das Gefühl, daß die Auffassung des Buches glücklich zur Anerkennung gebracht sei. „Viel ist in dieser Zeit (seit dem Erscheinen der ersten Auflage) von den verschiedensten Seiten her über das deutsche Alterthum geschrieben . . . . . Meinen Ausführungen hat es dabei nicht an Beachtung gefehlt, und bald Zustimmung und weitere Begründung, bald auch entschiedener Widerspruch ist ihnen zu Theil geworden. Einzelne sind ganz abweichende Wege gegangen. Aber im Ganzen glaube ich

Digitized by Google

sagen zu dürfen, ist jetzt vieles als beseitigt anzusehen, mit dem diese Darstellung früher zu kämpfen hatte, und eine Auffassung der altdeutschen Verhältnisse ist zur Geltung gekommen, die als den Zeugnissen unserer Berichterstatter entsprechend und durch die spätere Entwickelung der verschiedenen germanischen Stämme bestätigt angesehen werden muß."

Ganz anders tönt es durch die Vorrede dieser dritten Ausgabe: „Ich bekenne offen, daß ich mit einem Verfahren, das in neuester Zeit auf dem Gebiete der Rechts- und Verfassungsgeschichte beobachtet wird, mich nicht befreunden, in ihm nur eine Gefahr für die richtige Erkenntniß der Dinge erblicken kann. Es gilt wohl die Bedeutung und den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen, aber nicht die Vorstellung, die wir uns davon machen, diesen unterzulegen, oder gar die Zeugnisse der Quellen nur als nachträgliche Belege unserer Combinationen zu verwenden. Was einem Möser gestattet war, darf nicht jeder wagen, und am Ende haben wir lange genug zu thun gehabt, um das Bild des deutschen Alterthumes auch von seiner Uebermalung zu reinigen."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Unmuth zunächst durch das Buch von W. Sickel: „Geschichte der Deutschen Staatsverfassung" erregt ist, und es ist begreiflich, daß Waitz zu diesem Buche den Kopf schüttelt. Wohl legt es Zeugniß ab von der gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers und ist in einer so glänzenden Sprache geschrieben, wie sie in wissenschaftlichen Werken selten ist: aber es bewegt sich von Anfang an bis zum Ende in einem schroffen Widerspruche mit sich selbst. Die Grundanschauung Sickels vom altdeutschen Staate ist die, daß es bis auf Chlodowech keine staatliche Ordnung gab. Das Leben des sogenannten Staates bestand in einer Reihe nur „psychologisch", nicht rechtlich mit einander zusammenhängender politischer Acte. Jede Versammlung des Volkes war genau genommen ein neuer „isolirt" stehender Versuch einer Staatsgründung. Dennoch aber überträgt er nicht nur die Ausdrücke von den Formen und Aufgaben des ausgebildeten Staates der Gegenwart auf die Urzeit, sondern, wenn man ihn liest, so muß man glauben, daß das berechtigt sei. Er kennt nicht nur mehrere gegen einander abgegrenzte Gebiete und Einrichtungen des Staates, er kennt sogar die Entwickelungsgeschichte solcher Einrichtungen. Ja, er erzählt von einem Beamtencollegium, das darnach rang, eine parlamentarische Körperschaft zu werden. Auch die Quelle des Uebels ist leicht zu erkennen. Sickel vermischt seine Schilderung des altdeutschen Staates mit Reflexionen über den Ursprung des Staates. Unzeitiges und unfertiges Philosophiren über die Dinge zerstörte ihm die Anschauung von den Dingen.

Aber Waitz nennt Sickel nicht direct und erhebt nicht Protest gegen die besonderen Fehler dieses Buches. Sein Urtheil hat eine allgemeinere Tendenz.

Digitized by Google

Er klagt darüber, daß in den Schriften über die Verfassung des älteren deutschen Staates neuerdings das Streben vorherrsche, aus vorgefaßten Meinungen Systeme aufzubauen und in den Quellen nach Belegen dafür zu suchen, statt die Quellen selbst treu zu interpretiren. Er sieht deshalb trübe in die Zukunft seiner Wissenschaft.

Waitz hat hierbei neben Sickel ohne Zweifel zunächst R. Sohm's „Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung" im Auge, aber nicht allein, sondern auch andere Werke, und unter diesen auch meine kürzlich ausgegebene „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen". Nun würde sich wohl ohne Mühe der Beweis führen lassen, daß diese neueren Schriften von der sorgfältigsten Kritik der Quellen ausgehen; allein, fern liegt mir heute alle Polemik. Ich möchte nur die trübe Perspective erhellen, unter der die deutsche Verfassungsgeschichte den ehrenvollen Weg der dritten Ausgabe beschreitet. Denn die meisten der jetzt lebenden Forscher haben zu diesem Buche ein ehrfurchtsvolles Pietätsverhältniß und mit mir viele auch zu dem Verfasser.

Nun erinnerten mich jene Worte der Vorrede lebhaft an die Klagen über die Zukunft der germanistischen Wissenschaft, mit denen Jacob Grimm seine „Geschichte der deutschen Sprache" begleitete. Aber diese Klagen waren nicht berechtigt, und diese Prophezeihungen sind nicht eingetroffen. Dies möge dem Altmeister unserer Wissenschaft ein gutes Omen sein und es möge ihm aus dem Kreise seiner Schüler der Zuruf nicht mißfallen: daß sie nicht so viel Gefahr erblicken für das, was seit dem ersten Erscheinen seines Werkes gewonnen ist, daß sie vielmehr die freudige Zuversicht bewahren, der die Vorrede zur zweiten Ausgabe Ausdruck gab.

Unverlierbar gewonnen ist einmal der ganze, reiche Schatz sorgfältiger Quellenuntersuchungen. Jordanis und Cassiodor, Zosimus und Gregor von Tours sind nicht nur auf ihren allgemeinen Charakter geprüft, sondern für viele wichtige Abschnitte ihrer Nachrichten ist im Einzelnen festgestellt, was davon zu halten ist. Die Fasten von Ravenna, Isidor, Paulus Diaconus, die historia miscella u. s. w. sind so bearbeitet, daß jeder, der die nöthige Schulung gewonnen hat und an einem Orte mit guter Bibliothek arbeitet, ohne viel Mühe zusammenstellen kann, was an Nachrichten über ein Ereigniß vorhanden ist, und welchen Werth sie haben. Es bleibt ja noch manche Schwierigkeit. Vielen Nachrichten Procop's steht man z. B. noch voll Zweifel gegenüber, aber auch hier ist schon ordentlich aufgeräumt. Felix Dahn's Monographie gewährt jedem künftigen Forscher die dankenswertheste Hilfe. Auch ist ja nicht davon die Rede, ob alle Schwierigkeiten gehoben sind, es handelt sich nur darum, den Fortschritt nachzuweisen.

Eben so steht es in Bezug auf die Benutzung der Gesetze und Rechtsformeln. Man steht nicht mehr vor einem Wust von Material, man hat

Digitized by Google

sorgfältige Ausgaben, man unterscheidet ältere und jüngere Redactionen, frühe und späte Formeln, man hat eine Reihe von unverständlichen Ausdrücken glücklich aufgeklärt und viele Vorurtheile zerstört.

Ueber die Auffassung mancher Stellen, über Zeit und Art der Entstehung mancher Gesetze geht der Streit noch hin und her: aber wer als wissenschaftlicher Forscher gelten will, für den sind eine ganze Reihe von Vorfragen ein für allemal erledigt.

Ich erinnere weiter an die Heiligenlegenden, die Behandlung der Urkunden, die Sprache, die Denkmäler, die Runeninschriften: welches Gebiet der Quellen man betreten mag, überall ist Zugang geschaffen, sind Wege gebahnt, sind feste Regeln und Methoden ausgebildet. Gesetzt, es gelänge auch einer blendenden Darstellung, selbstgeschaffene Theorien für Wahrheit auszugeben: es könnte nicht lange verborgen bleiben, daß sie mit den Quellen im Widerspruche stehe.

Ein Verfahren, wie es Möser einst einschlagen konnte, ist heute unmöglich, unmöglich wenigstens, daß eine solche Darstellung die Herrschaft behaupte.

Um keinen Preis darf deshalb die unbestimmte Furcht vor einer derartigen Gefahr den fröhlichen Muth hemmen, der sich zu erheben wagt zu wirklicher Anschauung, der eine lebendige Verbindung herzustellen sucht zwischen den einzelnen Zügen, die uns von der Verfassung des Staates der Urzeit erhalten sind, und dem, was wir von Sitte und Religion, von den Wanderungen und Kämpfen des Volkes wissen. Ist kein Zusammenhang zu finden, keine Anschauung zu schaffen, so unterlasse man es, in den dürren Blättern zu rascheln. Es ist der Ruhm von Waitz' Buche, daß er es wagte darnach zu ringen, obwohl er die meisten Quellenuntersuchungen erst selbst noch führen mußte und gegen einen Wald von Vorurtheilen ankämpfen. Es wäre eine Schande, wenn diejenigen, die sich bequem auf seine Schultern stellen können, nicht versuchen wollten freiere Umschau zu halten. Die Geschichte handelt vom Leben, sie wird geschrieben für das Leben, und sie ist selbst wieder ein Stück von dem Leben. In der Verarbeitung, in dem Durchdenken und Gestalten der Erinnerungen der Vergangenheit kommen alle Neigungen und Bedürfnisse der Gegenwart zur Betheiligung. Jede Generation stellt andere Fragen an das Orakel der Vorzeit und erhält andere Antworten.

Sollen wir verzagen, weil das neu erwachende philosophische Bedürfniß sich zur Unzeit auf dies Gebiet wirft und eine tüchtige Kraft in die Irre führt, die sonst das Ersprießlichste hätte leisten mögen? Man decke den Schaden auf, und er heilt von selbst.

Oder sollen wir deshalb verzagen, weil über eine Reihe von Fragen keine objective Gewißheit zu erzielen ist, und weil da ein geistvoller Forscher neben einer reichen Fülle allgemein anerkannter wichtiger Ergebnisse und

Digitized by Google

Beobachtungen auch einige Combinationen aufstellte, die der spätern Kritik nicht Stand hielten oder voraussichtlich nicht Stand halten werden?

Ist doch in der Hauptfrage Sicherheit gewonnen. Die Verfassung des merowingischen Staates ist erwiesen als eine Fortbildung der altdeutschen Verfassung. Es besteht ein werthvoller Zusammenhang zwischen den Zeiten des Armin und der Gegenwart. Die staatlichen Ordnungen der Urzeit haben nicht blos den Werth einer Curiosität für uns, sind uns auch nicht blos eines der Beispiele staatlicher Einrichtungen überhaupt: sondern sie helfen uns die Entwickelung unseres Volkes im Mittelalter und in der Neuzeit begreifen. Was Möser hierüber ahnte und glaubte, was Eichhorn mit unzureichenden Mitteln zu beweisen unternahm, das ist von Waitz und seinen Nachfolgern zur zweifellosen Gewißheit erhoben. Der jüngste Versuch, es zu leugnen, hat nur neue Beweise für die Richtigkeit dieser Anschauung zu Tage gefördert.

Man versuche nur so anschaulich wie möglich zu werden, man lasse aus der Darstellung alle diejenigen Einzelheiten fort, die sich nicht einfügen lassen in dieses Bild. In der Monographie, die der Darstellung vorauszugehen hat, da soll das Material vollständig zusammengebracht und gesichtet werden, da soll auch das erwähnt werden, dem man selbst nichts abzugewinnen vermag. Hier müssen alle Mittel zurecht gelegt sein, die zur Nachprüfung nothwendig sind.

Es ist wahrlich keine Sorge zu hegen, daß die Einzelforschung in Deutschland erlahme, und also auch nicht, daß in dem Streben, die einzelnen Züge zu einem Bilde zusammenzufassen, irgend etwas dauernd verloren gehe, was gewonnen ist. Freilich aber wird sich dabei mancher scheinbare Gewinn als unklarer Nebel erweisen.

An dem Ehrentage der deutschen Verfassungsgeschichte brauchen wir nicht trübe zu blicken in die Zukunft der deutschen Geschichtsforschung. Wir schauen zurück auf fünfunddreißig Jahre reich gesegnet an Anregungen und Ergebnissen, und wir schauen vorwärts in eine Zukunft, die uns eine immer vollere und lebendigere Anschauung gewähren wird von dem Gährungsprocesse, in welchem Germanen und Romanen mit einander verschmolzen und die reiche Welt der modernen Völker und der modernen Cultur erzeugten.

Straßburg i. E., Januar 1880.

G. Kaufmann.

Deportation und Strafknechtschaft in England.

Das letzte Novemberheft des „Nineteenth Century“ enthält unter dem in seiner Kürze nicht leicht prägnant übersetzbaren Titel „Experiments in Punishment“ einen außerordentlich lehrreichen Aufsatz zur Geschichte des englischen Deportationswesens. Das für deutsche Leser besonders Instructive in dem geschichtlichen Rückblicke auf Englands mannichfaltige Experimente der Strafarten liegt ebenso in der Fülle höchst merkwürdiger, thatsächlicher Mittheilungen, welche der Aufsatz darbietet, wie in dem kühlen, staatsmännischen, pragmatisch unbefangenen Geiste der Darstellung. Der Verfasser, Sir Edmund Du Cane, ist selbst einer der hervorragendsten officiellen Träger des heute von England adoptirten Systemes der penal servitude, der heimischen, mit Ausschluß der Deportation durchgeführten Strafknechtschaft. Und doch, wie unendlich weit ist dieser Mann davon entfernt, nun etwa das neue Princip als der Weisheit letzten Schluß, ja auch nur als ein irgendwie besonders rühmenswerthes Ergebniß philanthropischen Scharfsinnes zu feiern! Es ist ihm nicht mehr und nicht weniger, als die durch die englischen Colonialverhältnisse vorläufig gegebene, nun einmal unvermeidlich gewesene praktische Consequenz der bisherigen Criminalpolitik seines Vaterlandes, und er sieht es wie eine Art Verhängniß an, daß, gerade, als England um die Mitte dieses Jahrhunderts sein Deportationswesen in durchgreifender und rationeller Art reformirt hatte, die ganze Sache mit allen Vortheilen, die sie verhieß, aufgegeben werden mußte. Der Gegenstand scheint mir interessant genug, um auch in einer deutschen Zeitschrift eine kurze Besprechung zu verdienen.

Die englische Deportation hat sich aus der Verbannung entwickelt und ist ursprünglich mit ihr gleichbedeutend gewesen. Nachdem unter König Heinrich's VIII. bluttriefender Regierung die Zahl der criminell Gehängten bis auf 72,000 gestiegen war, fing man zu den Zeiten der Elisabeth an, den Gerichten die Machtvollkommenheit einzuräumen, gegen Strolche, Vagabunden, Wegelagerer, Heideprediger und ähnliche Gesellen statt auf Tod, auf Transportation mit der Wirkung zu erkennen, daß die Verurtheilten gebunden waren, binnen einer gewissen Frist das Königreich zu verlassen, und sich selbst irgendwohin nach Ihrer Majestät amerikanischen Besitzungen zu begeben. Ließen sie sich trotz dieses Bannes im Königreiche betreffen, so verfielen sie dem Galgen. Als man sich jedoch überzeugt hatte, daß diese Form der Selbsttransportation nur selten die gewünschte Wirkung ausübte, verfiel man auf ein anderes, möglichst rohes und naturwüchsiges Auskunftsmittel. Eine Acte Georgs I. (1717) verordnete, daß, da mehrfach Subjekte, denen unter der Bedingung, nach Westindien auszuwandern, die königliche Gnade zu Theil ge-

Digitized by Google

werden, dies gemißbraucht hätten, und „da auf vielen von Seiner Majestät Colonien und Plantagen in Amerika ein großer Mangel an Dienstboten, Arbeitern ꝛc. herrsche", die Gerichtshöfe fortan befugt sein sollten, die zum Hängen, Brennen an der Hand, oder zum Arbeitshause verurtheilten Individuen behufs ihres Transportes auf eine gewisse Reihe von Jahren an Privatunternehmer für Knechtsdienste zu verdingen. Die Verurtheilten wurden demgemäß, nicht anders wie Sclaven, öffentlich versteigert; wer am meisten bot, erhielt sie zugesprochen. Der Preis schwankte zwischen einigen Schilling und 20 Lstr. —, und was der Käufer weiter mit seiner Waare machte, kümmerte die englische Justiz nicht. Das unverändert erhaltene Präjudiz, daß, wer vor Ablauf der Transportationszeit nach England zurückkehre, gehängt werde, schien genügende Rechtssicherheit darzubieten. So wurden Barbados, Maryland und Newyork trotz fortgesetzter Proteste in Concurrenz mit dem afrikanischen Sclavenhandel vom Mutterlande aus mit den zum Transporte verkauften Convicts Altenglands lange Jahre überschwemmt, bis der Unabhängigkeitskrieg (1776) und die Losreißung der Union dieser ersten Periode englischen Deportationswesens ein Ende machte.

Die Verlegenheit war Anfangs nicht gering, wie Ersatz zu schaffen für das verlorene Neuengland. Australien war zwar inzwischen von Cook (1770) entdeckt, aber immerhin noch nicht genügend für die Zwecke großbritannischer Strafjustiz vorbereitet. Und das treu gebliebene Canada statt der abgefallenen Colonien Nordamerikas mit den Deportirten zu beglücken, erschien denn doch auch der hartgesottenen Selbstsucht englischer Staatsmänner bedenklich. Aber man besaß ja einen hinreichenden Vorrath alter ausrangirter Schiffsrümpfe (Hulks), auf denen sich eine erkleckliche Zahl von Sträflingen unterbringen ließ. Vorläufig waren sie doch auf dem Wasser, vom heimathlichen Boden entfernt, und das Ganze konnte allenfalls auch als eine Art von Deportation gelten. So wurden durch Acte 16 Georgs III., Cap. 43 zunächst in Woolwich zwei derartige Hulks für Deportationszwecke angewiesen; 1 bis 5 Jahre Einsperrung sollten 7 Jahren Deportation, 7 Jahre Hulk 14 Jahren Deportation entsprechen. Dieses Hulksystem hat neben der eigentlichen Deportation 80 bis 90 Jahre in England bestanden, ein wahrer Schandflecken englischer Rechtspflege. Neben einer größeren Zahl solcher Verbrecherschiffe in den heimischen Häfen wurde noch 1824 ein Hulk in Bermuda, 1842 ein zweiter in Gibraltar angelegt. Gegen den abscheulichen Unfug der Hulks waren wesentlich Howard's denkwürdige Schilderungen englischen State of Prisons gerichtet (1792). Wie wenig trotz alledem seine Reformbestrebungen gefruchtet, zeigte ein Comitébericht des Hauses der Gemeinen aus dem Jahre 1832. Darin werden uns die thatsächlichen Zustände auf den Hulks folgendermaßen geschildert: Wenn die Sträflinge nach einer leichten Art von Tages-

Digitized by Google

beschäftigung Abends unter Deck gebracht werden, beginnt das lustigste Treiben von der Welt („a pretty jolly life"). Bis 10 Uhr wird Licht gebrannt. Musikalische Instrumente, Zeitungen, Branntwein, Thee, Tabak sind vorhanden; man tanzt, singt, boxt und spielt mit einander. Die neuen Ankömmlinge werden von den alten Einsassen ausgeplündert. Man empfängt an Bord beliebig Besuche von Freunden und Angehörigen und bleibt in regem Verkehre mit der Sippschaft zu Lande. Von Unterricht und Gottesdienst ist gar nicht die Rede. „Uebrigens würde," fügt der Bericht hinzu, „der angestrengteste Eifer der Geistlichkeit machtlos sein, die aus so mannichfachen und starken Quellen strömende Fluth von Verderbniß irgendwie einzudämmen. . . . Schaut man diese nach dem Landesgesetze eigentlich zum Tode verurtheilten Sträflinge an, wohl genährt, wohl gekleidet, ihre Tage mit mäßiger Arbeit, ihre Nächte mit wüsten Orgien ausgefüllt, so wird das Haus dem Comité glauben, daß die Einsperrung an Bord der Hulks nichts weniger als abzuschrecken geeignet ist, und die Sträflinge hier sich in erheblich besserer Lage befinden, als ein großer Theil der arbeitenden Classen, die auf ihre tägliche Arbeit angewiesen sind, um zu existiren." Man sieht, alles, was die Verwahrlosung deutscher Zuchthäuser jemals geleistet hat, bleibt noch himmelweit zurück hinter dem, was bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein auf dem Boden englischen Gefängnißwesens gesündigt werden konnte.

Daß solche Dinge überhaupt so lange Zeit möglich waren, ist auch nur erklärlich, wenn man weiß, daß die Hulks nur zur Aushilfe dienten für die seit 1787 in vollem Zuge wieder aufgenommene Deportation nach Australien. Während zwischen 1830 bis 1840 die Gesammtzahl der auf englischen Hulks detinirten Sträflinge nur gegen 4000 betrug — wozu noch etwa 1800 Köpfe auf den beiden Hulks in Bermuda und Gibraltar hinzuzurechnen sind — wurde um diese Zeit die Zahl der nach Neu-Süd-Wales und Van Diemensland deportirten, damals dort lebenden Convicts auf 43,000 geschätzt. Die Gesammtsumme der von 1787 bis 1849 nach Australien Deportirten beziffert Du Cane auf 134,308 Köpfe; die durchschnittliche jährliche Kopfzahl betrug in der früheren Periode, da nur Botany-Bay zur Verfügung stand (1787 bis 1816), 474; in der späteren Periode etwa 3000; im Jahre 1834 allein wurden nicht weniger als 4920 Sträflinge nach Neu-Süd-Wales und Van Diemensland befördert. Die Zahlen sprechen für sich allein. Wenn man über ein Jahrhundert lang so ungeheure Abzugscanäle zur Beseitigung alles dem Gemeinwesen schädlichen und lästigen Menschenstoffes rücksichtslos hat exploitiren können, ohne zudem durch Kriege und sociale Seuchen im Heimathlande behelligt zu werden, ist es freilich ein beneidenswerth leichtes Geschäft, neben dem Gelderwerbe dem behaglichen Ausbau politischer Freiheit und communaler Selbstverwaltung zu leben. Seit jene Canäle verstopft sind, oder

Digitized by Google

doch nur unregelmäßig Abfluß gestatten, beginnt die sociale Frage mit unheimlicheren Zügen auch Altengland in's Angesicht zu starren.

Im Uebrigen vollzog sich die australische Deportation die längste Zeit mit derselben colossalen Gewissenlosigkeit und brutalen Selbstsucht, welche vordem den weißen Sclavenhandel nach Amerika, später die Wirthschaft auf den Hulks beherrschte. Der einzige Fortschritt war, daß die Convicts nicht schon zu Hause an Sclavenhändler verkauft oder verpachtet wurden. Sie wurden vielmehr auf Kosten der Regierung im Zwischendeck schlechter Segelschiffe, an Händen und Füßen gefesselt, ganz wie die beliebte schwarze Menschenwaare Afrika's zusammengepackt, an den Gouverneur der Colonie herüber befördert. Wenn unterwegs auf der langen Seereise um das Cap 25 bis 30 Procent an Fiebern und anderen ansteckenden Krankheiten verstarb, so war das Gewinn. Die Gouverneure Australien besaßen dann über diejenigen, die ihnen lebend überantwortet wurden, fast unbeschränkte Verfügungsgewalt. Die große Mehrzahl wurde an Colonisten zu häuslichen und Felddiensten dauernd, das heißt für die ganze Deportationszeit — regelmäßig 7 oder 14 Jahre — ausgethan. Als die Schafzucht sich in Australien stärker entwickelte, galt unter den Colonisten die Erlangung solcher „assignirten" (assigned) Sträflinge als besonders werthvolle Vergünstigung. Der Käufer oder Pächter eines derartigen Convicts übernahm nur die Verpflichtung, für den Lebensunterhalt seines Sclaven zu sorgen, sonst war er unumschränkter Herr über seine Arbeitskraft. Wozu er ihn brauchte oder mißbrauchte, wie viel Freiheit er ihm ließ, ob er ihm Lohn zahlte oder nicht, darüber kümmerte sich officiell Niemand. Es kam vor, daß die Ehefrau eines wohlhabenderen Sträflings — „gentleman convict" — mit Hilfe der zurückbehaltenen Beute des gemeinsamen Verbrechens es durchzusetzen wußte, daß ihr, als einer unter fremdem Namen in Australien auftretenden Dame, der eigene Ehemann zur Abbüßung seiner Deportationszeit überwiesen wurde. Nur Criminalstrafen durften der Herr oder die Herrin über ihren Convict nicht verhängen. Erschien körperliche Züchtigung angezeigt, so mußte der nächste Richter dieserhalb angegangen werden; es genügte, daß der Convict dem Gutsnachbar, der vielleicht mit den Functionen eines Magistrates betraut war, unter Mitgabe eines schriftlichen Ersuchens übersandt wurde, dem Ueberbringer doch wegen Faulheit oder Unverschämtheit ein entsprechendes Quantum Hiebe aufzählen zu lassen, und ihn dann zurückzusenden. Im Jahre 1834 wurden solchergestalt allein in Van Diemensland unter 15,000 deportirte Sträflinge 50,000 Hiebe ausgetheilt. — Die meist geringe Zahl der nicht assignirten Sträflinge wurden im unmittelbaren Dienste der Colonialregierung für Wegebauten, Holzfällen, Ausrodungen und ähnliche Zwecke der Landesmelioration verwendet; sie arbeiteten bald einzeln, bald in „Gängen", selten frei, meist in Eisen.

Digitized by Google

Zur Bestrafung und Unterbringung der gefährlichsten, verbrecherischsten unter den Deportirten bestanden besondere Strafanstalten (settlements) in Neu-Süd-Wales und Van Diemensland: Norfolk-Eiland, Macquarien, Tasmanien und andere mehr. Anstalten, ausgerüstet mit allem Grausen und Entsetzen, das von menschlicher Phantasie ausgedacht und von menschlicher Grausamkeit ausgeführt werden mag. Die Aufsicht über diese qualifizirten Deportirten hatte man bequemer Weise wiederum Sträflingen anvertraut. Darunter entwickelte sich rasch ein Abgrund unsäglicher Laster und Verbrechen. Sodomie, Mord und Todtschlag, Meuterei und die verzweifeltsten Fluchtversuche waren an der Tagesordnung. Als ein entlassener Convict gelegentlich später als Zeuge über einen, in einer dieser Strafanstalten verübten Mord vernommen wurde, antwortete er: „ich habe dort so viel verschiedene Mordthaten mit angesehen, daß ich wirklich nicht weiß, um welche es sich handelt; einmal sah ich in 14 Tagen 31 Mann wegen Mordes hingerichtet werden.“ Im Jahre 1834 hatte in Norfolk-Eiland ein Geistlicher, Dr. Ullathorn, elf wegen Meuterei zum Tode Verurtheilten ihre Strafe anzukündigen: als er im gemeinsamen Kerker die Namen der elf Delinquenten aufrief, stürzte einer nach dem andern, wie ihr Name aufgerufen wurde, auf die Knie, Gott mit leidenschaftlicher Heftigkeit dankend, daß sie aus dieser Hölle erlöst werden sollten, und die übrigen sahen stumm und trostlos ihren bevorzugten Gefährten zu. Zahlreiche Fälle, daß auf diesen Settlements Sträflinge einander todtgeschlagen und im eigentlichen Sinne des Wortes aufgefressen haben, werden uns von den, wie immer, statistisch sehr genau geführten Annalen englischer Strafjustiz berichtet. In Norfolk-Eiland war man so entschieden davon überzeugt, wie lediglich die Aussicht, bei Gelegenheit des Transportes nach den Assissen in Sydney eine Möglichkeit des Entweichens zu finden, eine Menge schwerster Capitalverbrechen unter den Convicts erzeugt habe, daß man sich entschloß, nur, um dieser entsetzlichen Versuchung einen Riegel vorzuschieben, einen eigenen Gerichtshof auf der Insel selbst zu etabliren.

Wenn diese Art abscheulicher Strafanstalten die untersten Stufen australischen Sträflingsdaseins darstellten, so sollten die tickets-of-leave als Belohnung für gute Führung der Disciplin nach oben hin, dem menschlichen Triebe nach Freiheit und Wiederaufrichtung, zur Stütze dienen. Daß die tickets-of-leave, die Ertheilung von Entlassungsscheinen vor völlig verbüßter Strafzeit, dem Deportationswesen ihren Ursprung verdanken, erst später in England versuchsweise auf die eigentlichen Freiheitsstrafen, die penal servitude, übertragen worden sind, ist von den deutschen Nachahmern des Systemes bedingter Entlassung (§ 23 des deutschen Strafgesetzbuches) nur wenig gewürdigt worden. — Sowohl die in Privatdienste assignirten, wie die unmittelbar von der Colonialregierung zu öffentlichen Arbeiten verwandten Sträf-

Digitized by Google

fingt konnten, Anfangs ganz nach discretionärem Ermessen des Gouverneurs, später Kraft die Angelegenheit bestimmter regulirender Parlamentsacte — 9 Georg IV, Cap. 83 und 2,3 Wilh. IV, Cap. 62 — ein ticket-of-leave erhalten, sobald von 7 Jahren Deportation 4 Jahre, von 14 Jahren Deportation 6 Jahre abgelaufen waren; der Entlassungsschein gab dem Sträfling virtuell die Freiheit für die Colonie zurück; nur konnten ihm gewisse Beschränkungen bezüglich des Tragens von Waffen, des Aufenthaltes in bestimmten Districten, auferlegt werden. Daneben wurde in reichlichem Umfange auch völlige Begnadigung von der Krone ertheilt, dem 14 Jahre Deportirten nach 9, dem lebenslänglich Deportirten nach 12 Jahren guter Führung als Convict oder Ticket-of-leave-man. Eine große Rolle in der Handhabung dieser Gnadengewalt spielten selbstredend immer die mächtigen Einflüsse hervorragender Privatpersonen, deren Gunst die Sträflinge sich durch irgend welche Dienste oder Connexionen zu erwerben gewußt, sowohl in der Colonie, wie im Mutterlande.

Solchergestalt, in solcher zucht- und regellosen Weise hat Großbritannien über fünfzig Jahre lang die Deportation nach Australien betrieben, und sich die Sorgen um die Strafjustiz leicht gemacht, ehe an eine ernsthafte Ordnung des Ganzen gedacht wurde. Da bedurfte es weder kostspieliger Gebäude, noch Unterhaltungskosten, noch Geistlicher, Lehrer oder Beamteter, — Schiffe und wüstes Land, das war alles, was man brauchte. Von den über 100,000 Convicts, die man bis 1836 nach Australien hinüberbefördert hatte, mochten neun Zehntel in Privatdiensten, mit Tickets oder freiem Pardon untergebracht sein, vielleicht ein Zehntel war in der oben geschilderten Weise den Strafanstalten und öffentlichen Arbeiten der Colonialregierung zur Last gefallen, hatte sich unter einander aufgefressen oder war kurzer Hand aufgeknüpft worden, als um diese Zeit, um das Ende der dreißiger Jahre, diese bequeme Wirthschaft zum tiefen Kummer englischer Staatsmänner auf mannichfache Hindernisse stieß. Die große Masse australischer Deportirter lebte in so durchaus behaglichen Verhältnissen, war nicht selten zu Wohlstand, Ansehen und Ehren in der Colonie gelangt, daß für einen halbwegs unternehmungslustigen Verbrecher die Deportation keinerlei Schrecken mehr darbot. Die Folge war, daß von 1817 bis 1831, also in vierzehn Jahren, die Zahl der Criminalverurtheilungen in England sich rund verdoppelte. Man hatte auf durchschnittlich tausend jährliche Deportationen gerechnet und man war, wie oben erwähnt, 1834 auf 4920 allein in diesem Jahre nach Australien deportirter Convicts gekommen. Die natürliche Folge war, daß die Colonie völlig außer Stande blieb, solche Massen ihr fortgesetzt zuströmenden Verbrechensstoffes noch weiter irgendwie zu absorbiren. Zudem war die wirthschaftliche Entwickelung Australiens gewaltig vorwärts geschritten: die

Digitized

Schafzucht, später die Entdeckung der Goldfelder, steigerte den Strom freier Einwanderung, die Zunahme der Bevölkerung, den Reichthum, die autonome politische Entwickelung, das Selbstgefühl der Colonisten. Es fanden sich unter den letzteren immer weniger Personen bereit, Convicts in ihre Privatdienste zu nehmen, es wollte mit dem faulen Schlendrian der Assignationen und Tickets absolut nicht mehr vorwärts. In den Jahren 1836 und 1838 gab es weitschichtige Parlamentsberichte der für die Frage speciell eingesetzten Comités, und die Minister des Innern und der Colonien, die Lords Glenelg, Stanley und Grey versuchten sich um 1840 bis 1848 in allerlei Auskunftsmitteln, theils um die Deportation abschreckender zu machen, theils um nach Wegfall der Privatknechtschaft Unterkommen und Beschäftigung für die Convicts zu finden. Die Sträflinge sollten vor der Deportation erst einige Zeit, sei es auf den Hulks in Bermuda oder Gibraltar, sei es in den hierfür neu errichteten Gefängnissen Millbank (1820 erbaut) und Pentonville (1842 errichtet) in wirklicher Gefangenschaft zubringen. Sie sollten in Australien immer die erste Zeit, sei es in einer der dortigen Strafanstalten, sei es in harter öffentlicher Zwangsarbeit (hard penal labour) ernsthaft gepeinigt werden. Assignationen für häusliche und Luxusdienste an Privatpersonen sollten ganz fortfallen. Das sogenannte Probationsystem wurde erfunden, um durch verschieden abgestufte Stationen, die der deportirte Sträfling durchzumachen hatte, Methode in die Deportationsstrafe zu bringen. Also beispielsweise als erste Station: der „Prüfungsgang" (Probationgang) in Van Diemensland, in Eisen zusammengekoppelte Ketten von Convicts, von einem Geistlichen oder Schulmeister begleitet und für allerlei öffentliche oder Privatarbeiten in Feld und Wald, Weg und Busch gegen Bezahlung verwendbar. Zweite Station: der „Prüfungspaß", das heißt die schriftliche Erlaubniß, sich gegen Lohn in Privatdienste vermiethen zu dürfen. Dritte Station: der alte beliebte Ticket-of-leave; die vierte: bedingte Begnadigung. Für die bessere und die schlechtere Sorte der Convicts waren dann noch allerlei andere Zwischenstationen milderer oder grausamerer Art ausersonnen. — Indessen all dieser Scharfsinn kam zu spät. Auch für die „Gänge" fand sich keinerlei Beschäftigung mehr, die Colonisten sträubten sich überall gegen ihr Engagement, und erklärten unter dem Vortritte von Neu-Südwales dem Mutterlande immer kategorischer, daß man schlechterdings von allen Convicts alten oder neuen Systemes nichts mehr wissen wollte. Man mußte sich im Jahre 1840 entschließen, vorläufig wenigstens die Deportationen nach Neu-Südwales zu sistiren; ein Nachschub von 1670 Köpfen, den man im Jahre 1849 dorthin versandte, bildete die letzte Consignation von Convicts nach dieser Colonie. Nur kurze Zeit behielt man noch Van Diemensland zur Verfügung. Nachdem jedoch hierher in den Jahren 1840

Digitized by Google

bis 1845 17,637 Deportirte befördert waren, erhob sich von Seiten der speciell für die Agitation gegen alle australischen Convictcolonien gebildeten „Australischen Liga" ein derartiger Sturm des Unwillens gegen das Mutterland, daß 1852 nothgedrungen auch Van Diemensland aufgegeben werden mußte. Man temporisirte und experimentirte eine gute Weile, so gut es anging. Im Jahre 1850 wurde eine Schiffsladung Convicts am Cap der guten Hoffnung zu landen versucht. Aber die Colonisten rotteten sich zusammen und verhinderten mit bewaffneter Hand die Ausschiffung der verruchten Waare. Das Schiff mußte mit seinen 300 Convicts wieder nach Bermuda zurück. Dann schien eine kurze Zeit das neu colonisirte Westaustralien ein geeigneter und bereiter Stapelplatz werden zu sollen. Man hoffte, wenigstens die über vierzehn Jahre Deportirten dort unterbringen zu können. Indessen auch diese Hoffnung schlug fehl. Obwohl die in Westaustralien nach dem „Probationsysteme" von 1847 errichtete Strafanstalt, wie Du Cane bezeugt, sich vortrefflich bewährte und zu keinerlei Klagen Anlaß bot, wollte es mit der Entwickelung der Colonie selbst nicht recht vorwärts. Die Goldfelder entzogen ihr die freie Einwanderung, die dürftige Zahl freier Colonisten (6000 Einwohner) blieb absolut unzureichend, die Convicts in den „Gängen" zu beschäftigen, die Ticket-of-leave-Männer in Privatdienste zu übernehmen, kurz die Absorption und den Uebergang der Sträflinge in freie Colonisten zu vollziehen. Im Jahre 1867 erreichte auch die Deportation nach Westaustralien ihr Ende. Da der Hulk in Gibraltar im Jahre 1875 geschlossen worden ist, bleibt als actuell noch in Wirksamkeit stehendes Deportationsetablissement gegenwärtig allein Bermuda übrig. In welchem Umfange hiervon Gebrauch gemacht wird, erwähnt unser Verfasser nicht. Von diesem zweifelhaften Punkte abgesehen, scheint es, als kenne das heutige England die Deportation nicht mehr, und ruhe das englische System der Freiheitsstrafen ausschließlich auf der Strafknechtschaftsacte (Penal-Servitude-Act) vom Jahre 1853; 1857, 1863, 1869, 1870 wiederholt verbessert und ergänzt. Ich sage, dem scheint so, weil, wer nur etwas aufmerksamen Auges unter die Oberfläche der Dinge einzudringen geneigt ist, überall den Eindruck davon trägt, daß die heutige Penal-Servitude in England aufgezogen ist, als wäre die Deportation nur thatsächlich durch irgend welche elementaren Ereignisse behindert, als wäre das Gefängniß nach wie vor nur die Vorbereitung für die Deportation, und als würde die letztere auch in Wirklichkeit bei nächster Gelegenheit wieder beginnen. Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß auch heute noch in Gestalt bedingter Begnadigungen und Entlassungen, das ist unter der ausdrücklichen, effectiv gemachten Bedingung der Auswanderung, England sich sehr erheblicher Massen seiner Gefängniß- und Arbeitshausbevölkerung nach den Colonien und sonst in die

Digitized by Google

weite Welt hinaus entledigt. Man nennt diese Art von Deportirten nicht mehr Convicts, controlirt nicht mehr ihre Tickets, kümmert sich nicht mehr viel um ihr weiteres Schicksal, erhält sich aber alle selbstsüchtigen Vortheile dieser Deportation. Nur so ist es erklärlich, daß Großbritannien im Jahre 1835 rund 50,000 Deportirte, und im Jahre 1879 rund nur 10,000 in heimischer Strafknechtschaft befindliche Sträflinge zählte. In jenen 50,000 mögen immerhin mehr ältere Jahresrückstände enthalten sein, als in den 10,000 der erst seit etwa zwei Jahrzehnten durchgeführten Penal-Servitude. Trotzdem bleibt, wenn die Zeitabstände, die Bevölkerungszunahme, der seit 40 Jahren allgemein verschlechterte Verbrechensstatus berücksichtigt wird, die Zahl 10,000 heutiger englischer Gefängnißbevölkerung, etwa 2000 Ticket-of-leave-men dazu gerechnet, so abnorm hinter der früheren englischen, wie hinter der heutigen continentalen Verbrecherstatistik zurück, daß sie eben nur durch die Mitwirkung bedeutender unbekannter Factoren erklärt werden kann. Wer England nur aus Parlamentsacten und Lehrbüchern kennt, kennt verzweifelt wenig davon. Die Vorstellungen, welche der deutsche Liberale von den Machtvollkommenheiten und der actuellen Amtsgewalt eines englischen Ministers des Innern im freisinnigen Herzen hegt, sind meist außerordentlich kindlicher Natur. Daß dahinter unter Umständen ein größeres Stück lebendigerer Strafjustiz verborgen sein kann, als in allem Common Law und Statute-Law zusammengenommen, ist gegen das Dogma, und darf man sich daher auch nicht einmal träumen lassen.

„Das System der Secundärstrafen (Freiheitsstrafen) in England," sagt Du Cane in der Einleitung seines Essays, „ist nicht nach Gründen a priori, noch nach theoretischen Principien eingeführt worden. Es ist, wie die meisten andern englischen Institutionen, allmählig emporgewachsen unter allerlei auf einander folgenden Veränderungen und Versuchen, je nach den wechselnden politischen Verhältnissen und Stimmungen des Landes . . . Das heutige Convictsystem hat seinen Charakter erhalten unmittelbar vom Deportationssystem, auf welches es gegründet worden, und welches von jenem, insoweit es unausführbar wurde, ersetzt werden mußte. Das Convictsystem ist ohne Kenntniß der Geschichte und der letzten Phasen des Deportationssystemes gar nicht zu verstehen." Daraus allein werden zwei Erscheinungen verständlich, welche, von der souveränen Herrschaft der Todesstrafe ganz abgesehen, den englischen Strafvollzug, das englische Gefängnißwesen fundamental von dem unsrigen unterscheiden, und welche zu wissen den deutschen Gefängnißexperten von Nutzen sein möchte. Zum ersten ist die englische Strafjustiz völlig frei von dem sinnverwirrenden Bann der zahllosen, nach Tagen, Monaten und Jahren subtil abgestuften und legal fixirten Zeitmaße der Freiheitsentziehung. Die wenigen großen Zeitnormen der Deportation — 7 Jahre, 14 Jahre,

Digitized by Google

lebenslänglich — sind auf die Penal Servitude reducirt, darnach werden die Strafen im Allgemeinen zugemessen, ein Theil der erkannten Strafe wird thunlichst in den Gefängnissen verbüßt, der größere Theil davon wird in Form bedingter Begnadigungen und Entlassungen außerordentlich willkürlich und regellos dem discretionären Belieben administrativen Ermessens anheimgestellt. Zum zweiten aber, so weit wirkliche Gefangenschaft als Strafe besteht, besteht sie auch wirklich als Strafe, das ist als gleichmäßig durchgeführte, peinigende und abschreckende Buße (deterrent discipline). Allerdings wünschen die Vertreter der Penal Servitude sehr dringend, es sollte neben der Abschreckung, so weit irgend möglich, auch auf Besserung, auf Erweckung der edleren Gefühle der Gefangenen durch Religion, Unterricht, Arbeit, Disciplin hingewirkt werden. Und wer möchte das nicht wünschen! Daß aber das Moment der Abschreckung als für das Wesen der Strafe gleichgültig oder gar als unvernünftig, unmenschlich, unverträglich aus dem Gefängnißwesen ausgemerzt werden könnte, davon hat so wenig Du Cane, wie das englische Fassungsvermögen überhaupt einen Begriff. Da die Engländer nun einmal weniger nach Ideen, als nach Erfahrungen zu handeln lieben, so bezweifle ich, ob die deutschen „experiments in punishment“ eine hinreichende Kraft besitzen werden, sie von der Vortrefflichkeit unserer Gefängnißerfahrungen und von dem Seelenadel unserer Besserungsgrundsätze zu überzeugen. O. M.

Rußland unter Alexander II. und Deutschland.

III.

Seit ein deutsch-österreichischer Bund errichtet wurde, hat Deutschland den Schutz eines Theiles der österreichischen Interessen mit zu tragen auf sich genommen. Diese Last ist den Schultern Deutschlands nicht neu: Jahrhunderte lang hat Deutschland für den Nutzen Oesterreichs gestritten. Aber die Last ist neu für Preußen, und sie ist in Bestand und Gewicht eine andere geworden, als sie ehedem unter Habsburgern und Lothringern war. Der slavische Bestandtheil Oesterreichs ist seit lange, besonders seit dem Krimkriege, ein Gegenstand wachsender Aufmerksamkeit in Rußland geworden. Je mehr Bildung und Bewußtsein in diese slavischen Völkerschaften eindringt, um so mehr werden dieselben ein Gegenstand auch der eigenen Aufmerksamkeit dieser Stämme im Lichte der nationalen Idee. Die Schlüsse, welche aus dieser zweiseitigen Beobachtung gezogen werden, gewinnen, je länger je mehr, an Uebereinstimmung. Je weiter Oesterreich in der Lösung seiner Culturaufgabe vorschreitet, je mehr Licht es den Südslaven bringt, um so leichter

Digitized by Google

lernen diese sehen, daß sie Slaven und als solche die Erben gewisser nationaler Rechte der Selbstentwickelung, Selbstbestimmung seien, um so schwieriger wird die Stellung Oesterreichs zu ihnen und zu Rußland. Es ist eine gewaltige Aufgabe, ein gewaltiges Unternehmen, dem Südslaventhum einen neuen festen Mittelpunct in Oesterreich selbst zu geben, gleichsam einen Krystallisationskern zu schaffen, an welchen sich die südslavischen Elemente national ansetzen sollen. Besonders schwierig, im Verein mit der geistigen Cultur dieser Völker solche Aufgabe zu lösen. Allein Oesterreich hat muthig an das Unternehmen Hand gelegt, und es hat nicht davor zurückgescheut, die Consequenzen davon zu ziehen, indem es seine Bahn nach Südosten, ins Herz der südslavischen Gebiete, sich staatlich öffnete. Je ausgedehnter dieses Unternehmen wird, um so gefährlicher wird die nationale Eifersucht Rußlands. Und da Deutschland die neue active Politik Oesterreichs im Südosten mit besiegelt hat, da Oesterreich sich wohl nimmermehr zu derselben entschlossen hätte ohne sichere Bürgschaft von Seiten Deutschlands, so fällt auf dieses ein großer Antheil an der Verantwortung und ein großer Antheil auch an den Folgen jener nationalen Eifersucht Rußlands. Es ist das ein ganz neuer Punkt, an welchem die Interessen Rußlands und Deutschlands gegen einander stoßen.

So scheint sich das alte Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland in der That durchaus verändert zu haben. Nicht nur ist der Hauptbeweggrund der Freundschaft seit 1871 verschwunden, sondern seitdem mancher Anlaß zu einer Entfremdung aufgetaucht. Und die drei Anlässe, von denen ich sprach, die wirthschaftlichen Dinge, die Herrschaft auf der Ostsee, die Beherrschung der Südslaven Oesterreichs, sie sind alle drei im Begriffe, rasch sich zu entfalten. Es könnte hiernach scheinen, als wäre die Lage eine drohende. Dennoch kehre ich zu meiner Meinung zurück, daß ich vor der Hand keine ernste Gefahr sehe. Denn unter allen realen staatlichen Interessen, welche für einen Freundschaftsbund oder für eine offene Feindschaft wirksam sind, giebt es kaum ein Interesse von größerer Kraft, als dasjenige, welches einfach die Erhaltung des Friedens um seiner selbst willen fordert. Es kann große Interessen geben, die zu einem Kriege drängen und dennoch aufgewogen werden durch den Werth des fortdauernden Friedens. Wenn ich von Gegenständen sprach, welche positiv bindend oder lösend auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland einwirken, so kann ich jetzt von der Erhaltung des Friedens um seiner selbst willen sagen, daß sie in gewissem Sinne negativ sich verhält zu den Beweggründen eines feindlichen Zusammenstoßes. Rußland sowohl als Deutschland bedürfen vorläufig des Friedens für ihr inneres Staatsleben. Ersteres hat eben einen schweren Krieg überstanden. Seine innere Entwickelung hat hier und da begonnen, in bedenklicher Weise zu

Digitized by Google

stocken, seine Finanzen sind erschöpft, sein Heer sehr geschwächt. Es sieht sich von Außen her durch England weit ernstlicher bedroht, als durch eines der Interessen in den Nachbarstaaten geschieht. Die Rivalität mit England kann freilich über Nacht in das alte Verhältniß ruhiger Beobachtung zurückfallen. Aber auch dann verspricht jeder Krieg Rußlands nach Westen hin ihm wenig Gewinn und ungeheure Gefahren zu bringen. Deutschland bedarf nicht minder der äußeren Ruhe. Frankreich wird noch lange dieses Bedürfniß unterstützen, die Ordnung der inneren Zustände Deutschlands thun das Gleiche. Ein neuer Krieg würde zudem geeignet sein, das so wünschenswerthe Vertrauen Europas zu dem neuen Deutschland zu erschüttern. Es müßten sehr hervorragende Interessen Deutschlands offen angegriffen werden, um dasselbe zur Entblößung des Schwertes zu nöthigen. Ein ausgesprochen feindseliges Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland hätte eine so erregende Wirkung auf das übrige Europa, daß die Ruhe gefährdet wäre. Wünsche und Unternehmungen würden hervordrängen, die leicht sich mit Gewaltsamkeit verbinden könnten, und nicht blos Frankreich wäre der Quell solcher Bewegungen. Andererseits genügt ein gutes Vernehmen zwischen den drei Ostmächten, um Europa vor großen Kämpfen zu schützen. Dieses Vernehmen kann erhalten werden auch ohne eine sehr heiße Freundschaft. Zuletzt, aber nicht gering angeschlagen, ist die Erwägung, daß, wenn der Interessenlauf seine Richtung zwischen den beiden Staaten geändert hat, so doch ein Gegengewicht zurückgeblieben ist in der persönlichen Stellung der Monarchen.

Wie sich auch die Meinung Alexanders II. von seiner Stellung zu Deutschland im Laufe dieser acht Jahre geändert haben mag: zu einem offenen Feinde wird er sich niemals verwandeln, es sei denn, er werde von Deutschland selbst dazu herausgefordert. Und wie tief auch die Kluft der Interessen werde, welche sich vor den Blicken des Kaisers Wilhelm zwischen seiner Schöpfung und Rußland aufthun könnte: er wird jene Herausforderung an Alexander II. niemals geschehen lassen. Beide Herrscher aber stehen fest genug, um hier ihrem Willen zu folgen.

Inzwischen aber ballen sich andere Kräfte zusammen, diejenigen der nationalen Idee, welche zwischen den Beweggründen der realen Staatsinteressen und denen der persönlichen Neigungen der Herrscher mitten inne zu stehen scheinen. Das nationale Streben liegt weder ganz in der Bahn der realen Interessen, noch ganz in der der persönlichen Meinungen, und doch hat dasselbe von beiden etwas an sich. Ich will hier von dem nationalen Streben Deutschlands absehen, welches gegenwärtig vorwiegend auf den Schutz des Errungenen, auf Erhaltung und Abwehr gerichtet ist. Dieses lenkt das deutsche nationale Streben nach Westen, wo es bedroht ist, nicht nach Osten,

Digitized by Google

wo es sich vorläufig — ich sehe die augenblickliche Erregung als eine vorübergehende an — nicht bedroht fühlt, und wo das Feld unserer Betrachtungen liegt. Rußland bedroht gegenwärtig nicht die nationalen Grenzen Deutschlands. Sein nationales Streben jedoch ist auch nicht so vorwiegend defensiver Art, als es in Deutschland bisher der Fall ist.

Man kann das Anwachsen der nationalen Bewegung in Rußland heute ziemlich deutlich verfolgen und wird dabei alsbald die Bemerkung machen, daß dieselbe seit geraumer Zeit, in gewissem Sinne sogar seit ihrem Beginne einen offensiven Charakter angenommen hat. Es wäre müssig, hier zurückzugehen auf jene Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts oder noch weiter, wo sich im Innern Rußlands, besonders in Moskau, ein Geist zeigte, der oft als der Beginn der nationalen Idee in Rußland bezeichnet worden ist. Was wir heute unter nationaler Idee verstehen, kennzeichnet sich wesentlich durch den Gegensatz eines Volksbewußtseins zu fremden Völkern, ein Gegensatz, der weder die Erben des altrussischen Bojarenthums gegen Peters des Großen Reformen entflammte, noch auch den alten Adel Moskaus gegen die deutsche Kamarilla der Czarin Anna. Es war allerdings der Gegensatz gegen das Fremde, was jene frondirenden Bewegungen hervorrief, aber nicht der Gegensatz und bewußte Feindschaft gegen einen fremden Stamm, was wir heute Nationalitätsidee nennen, sondern der Widerwille gegen fremde Sitten, Regierungsart, gegen ungewohnte Behandlung durch die nichtrussischen Staatsmänner, endlich die Eifersucht persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Interessen. Das nationale Bewußtsein ist auch in Rußland gleichwie bei den meisten Völkern Europas erst geweckt worden durch die napoleonischen Kriege. Erst der Zusammenstoß des russischen Volkes mit den Völkern Europas beim Brande von Moskau und auf den Zügen bis nach Paris hin rüttelte das Selbstbewußtsein desselben auf, daß es erwachte. Eine stark autokratische und freiheitsfeindliche Regierung jedoch ließ ein halbes Jahrhundert lang dem Selbstbewußtsein keinen Raum sich zu festigen. Unter Czar Nikolaus war alles Bewußtsein des Volkes so sehr in die Vorschriften der Regierung zusammengepreßt, daß keine Zeit und kein Raum übrig blieb, sich auf sich selbst zu besinnen. In Moskau allein, wo kräftiges Volksleben zusammentraf mit größerer Entfernung vom Mittelpunkte der absoluten Regierung, erhielt sich eine gewisse freiheitliche Tradition aufrecht, lebhaft unterstützt durch den Umstand, daß Moskau eine Art von Verbannungsort Aller wurde, die am czarischen Hofe sich nicht völlig der absoluten Gewalt anpassen wollten und daher von ihm abgestoßen oder ausgestoßen wurden. Nur in Moskau vermochte sich eine gewisse Selbständigkeit des Geistes gegenüber der czarischen Allgewalt zu erhalten.

Als mit Alexander II. diese Allgewalt gemildert wurde, als der Czar

Digitized by Google

selbst die Grundlagen schuf für eine Entwickelung in der Richtung zur Freiheit hin, als er die ersten Bedingungen für eine selbständige Bewegung dem Volke gewährte, da war es natürlich, daß zuletzt in Moskau und Anfangs nur in Moskau ein empfänglicher Boden für diese Tendenzen sich fand. Nur in Moskau begriff man sofort, was die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Vorbereitungen für die anderen liberalen Reformen bedeuteten; das übrige Provinzialleben war zu stumpf, die höfische Luft Petersburgs zu beengt, um alsbald einem selbständigen Geiste der oberen Volksclassen Nahrung zu geben. Dieser Geist fand zu seinem Glücke gleich Anfangs Gelegenheit, sich rasch zu entwickeln, indem er das Czarenthum gegen zwei aufgetauchte Feinde zugleich kräftig schirmte. Er wandte sich sowohl gegen die innere demokratische Bewegung, welche Alexander Herzen leitete, als gegen die äußere polnische, die Herzen unterstützte. Dieser nationale russische Geist wurde durch die polnische Revolution von 1863 sofort in Gegensatz gestellt zu fremdem nationalen Bewußtsein. An dieser stark ausgeprägten nationalen Idee des Polenthums bildete sich die nationale russische Idee in Moskau und unter dem Einflusse Moskaus auch hier und da im Reiche rasch aus. Nichts reift so schnell die nationale Idee, als nationaler Kampf, und dieser wurde dem Russenthum nun geboten. Die Erfolge, welche die sich nun bildende Moskauer nationale Partei in der Politik gegenüber dem polnischen Aufstande errang, Erfolge, welche nicht blos gegen das Polenthum davongetragen wurden, sondern eben so sehr gegen die Allmacht des Czarenthums, steigerten mächtig das Selbstgefühl der Partei. Sie hatte von der Regierung strenge Bestrafung der Empörung verlangt und hatte dieselbe erlangt; sie hatte gefordert, daß die Regierung das Polenthum durch Emancipation des niederen Volkes lähme, und war damit durchgedrungen. Als der Aufstand niedergeschlagen war, sah diese Partei ihre Jünger überall in einflußreichen Stellungen, ihre Stimme bei der Regierung in hohem Ansehen. Sie war auf einmal mächtig und thatsächlich von der absoluten Gewalt anerkannt worden. Und der erste Schritt, den sie, den die nationale Idee gethan hatte, war ein Angriff nach Außen, gegen eine benachbarte fremde Nationalität gewesen. Die Slavisten wurden sofort nach ihrem Erscheinen offensiv. Fortan erblickten sie in dieser offensiven Haltung eine Haupthandhabe, ihre Stellung zu stärken oder zu erhalten. Fortan hielten sie sich für berufen und stark genug, um als Vertreter des russischen Volksthums für die obersten und heiligsten Interessen desselben einzutreten. Fortan sahen sie sich als die Erben aller beglaubigten und nicht beglaubigten, historischen und nichthistorischen Berufsarten des russischen Volkes an. Fortan entdeckten sie, daß die Weltgeschichte auf ihre Schultern das Riesenwerk gelegt habe, das gesammte Slaventhum, obwohl es niemals ein Volk gewesen, zu einem einzigen Volke zu machen, in

Digitized by Google

einem einzigen Staatenbunde zusammen zu schmieden. Fortan wurden sie so offensiv, daß sie es wie Verrath an ihrer Sache ansahen, nicht principiell ganz Europa zum Kampfe herauszufordern, irgendwo einen Slaven zu wissen, ohne denselben für die Moskauer Heerfolge in Anspruch zu nehmen.

Diese Ueberhebung, diese Ueberschwänglichkeit sind erklärlich in Ansehung der Umstände, unter welchen hier die nationale Idee erwachte. Ihre Spannkraft war durch Unterdrückung erhöht worden, und der Glaube an sich selbst wurde durch halbverdiente Siege übermäßig erhitzt. Zu den Siegen gegen das Polenthum gesellten sich Siege gegen die eben zur selben Zeit um sich greifende revolutionäre Bewegung in Rußland selbst. Wie die Moskauer Slavisten einen Murawjew und Miljutin in Polen einsetzten, so setzten sie einen Herzen, damals den „mächtigsten Mann in Rußland“, wie man sagte, ab. Wie natürlich, daß Altmoskau zu der Ansicht gelangte, daß die Geschicke Rußlands ihm anvertraut seien. Bald war Moskau überall bei der Hand, wo mit der nationalen Idee etwas zu machen war. Es überwachte sorgfältig Polen, trieb seine Politik in Litthauen, begann den noch heute währenden Kampf gegen die nichtrussischen Ostseeprovinzen und Finnland, begann das Kleinrussenthum zu unterdrücken, begann darauf hinzuarbeiten, daß die Staatsmaschine von Nichtrussen gesäubert werde. Es begann endlich eifriger, als es bisher geschehen war und besonders im anderen Sinne, die nationale Idee jenseits der russischen Grenzen, in der Türkei und in Oesterreich, bei den dortigen Slaven zu verbreiten. Die Slavenvereine erstanden in Moskau, Petersburg, Kiew, Mittel strömten herbei, die Regierung selbst neigte sich ihnen zu. Längs der ganzen Westgrenze des Reiches war auf einmal Kampf entbrannt, nationaler Kampf zwischen dem Russenthum und fremden Völkern, hier gegen russische Unterthanen fremder Nationalität, dort gegen fremde Regierungen zu Gunsten ihrer slavischen Unterthanen oder vielmehr im Bunde mit diesen fremden Unterthanen zu Gunsten der slavisch-russischen Idee, wie die Moskauer sie auffaßten. Die russische nationale Idee war im Verlaufe weniger Jahre nach dem Regierungsantritte Alexanders II. im offensiven Kriege an der ganzen Westgrenze, vom Torneo im Norden bis zum Dnieper und Kaukasus im Süden, gegen alle fremden Nationalitäten. Ich glaube, daß man den Slavisten nicht den Vorwurf machen kann, gegen ihr Interesse gehandelt zu haben durch die Anfachung dieses allgemeinen Kampfes. Denn es gab schwerlich ein wirksameres Mittel als dieses, sowohl um die nationale Idee zu verbreiten im russischen Volke, als um die Stellung der Partei im Volke wie gegenüber der Regierung zu stärken. Was man auch gegen die Slavisten sagen möge, ich bin der Meinung, daß dieses die stärkste, auf den gesundesten Grundlagen ruhende und aussichtsvollste Volkspartei ist, welche noch jemals in Rußland sich erhoben

Digitized by Google

hat. Es ist heute die selbständigste, sie verfügt über die besten Kräfte, und sie ist die politisch klügste. Sie hat Fuß gefaßt sowohl im Volke als bei der Regierung, hat Erfolge gehabt sowohl im Reiche, als in der Fremde. Sie ist anerkannte Führerin einer Strömung, welche weit über die Grenzen Rußlands hinüber reicht.

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hofften Viele dieser Partei, daß an denselben sich anschließen werde ein Kampf zur Verwirklichung der Pläne, welche die Slavisten in Rücksicht auf die Slaven Oesterreichs und der Türkei hegten. Vielleicht war es diese Hoffnung, welche verhinderte, daß 1870 die französischen Sympathieen noch nicht so heftig gegen Deutschland hervortraten. Als es sichtbar ward, daß der Krieg sich zwischen Deutschland und Frankreich ausspielen werde, trat die Mißstimmung scharf hervor, die nationale Eifersucht erwachte. In der Presse war es damals meines Wissens nur die von Herrn Korsch geleitete russische „St. Petersburger Zeitung", welche nicht diese nationale Eifersucht zeigte. Der Czar hatte es mit den Slavisten durch seine deutsche Freundschaft gründlich verdorben, trotz des Gewinnes, den die Zerreißung des Pariser Vertrages von 1856 brachte. Der große nationale Streit war beendet, ohne daß die russische nationale Idee dabei vorwärts gekommen, dabei mit ihre Kräfte erhöht, ihre Stimme in Europa hatte hören lassen. Sie war eher geschwächt worden durch die Erfahrung, daß der Czar die Stimme Moskaus, die Stimme des Volkes so gänzlich unbeachtet gelassen hatte. Moskau schien an Einfluß verloren zu haben. Die Slavisten ließen sich indessen nicht abschrecken. Die alte Rührigkeit wurde fortgesetzt, gegen Deutsche und Polen, gegen Oesterreich und Türkei gekämpft und das Netz immer weiter und weiter gesponnen, in dem sich das ganze Slaventhum fangen sollte.

Endlich kam der herzegowinisch-bosnische Aufstand, endlich die bulgarischen Gräuel, endlich der serbisch-türkische Krieg. Nun galt es das Leben des Slavismus. Und welche Kraft die Partei aufbieten konnte, zeigte sich als etwa 4000 Russen die Leitung des serbischen Heeres übernahmen, an ihrer Spitze Tschernajew, der Moskauer Slavist, und als Millionen um Millionen von Rubeln aus Rußland diesem Kampfe freiwillig durch die Slavencomité's geopfert wurden. Zugleich entwickelte die Partei ihre ganze Energie, um auf die Regierung, den Hof, den Czaren zu wirken zu Gunsten eines offenen Krieges. Und diesesmal zeigte sie sich so mächtig als ehedem im Jahre 1863, sie wußte nicht blos weite Kreise des Volkes von der nationalen Idee zu entflammen zum Wunsche nach Kampf, sondern sie verstand auch ihre nationale Idee sieghaft hineinzutragen in die Umgebung der höchsten Gewalt, nach Petersburg, nach Livadia, bis dann endlich der Czar von Livadia aufbrach und nach Moskau kam, um Altmoskau zu sagen, daß es haben solle, wonach

Digitized by Google

es rief. Es war ein empfindlicher Stich, der dem nationalen Selbstgefühl der Slavisten beigebracht wurde, als Czar Alexander die heftigen Vorwürfe gegen die Serben schleuderte, welche die serbische Unfähigkeit vielleicht nicht so voll verdient hatte, als es den Ansprüchen des Czaren schien. Aber der Schmerz, den dieser Stich hervorrief, ward gehoben durch die Befriedigung, die die Erklärung des Czaren brachte, daß er sich zum Schirmherrn der Orientchristen und zum Kämpfer für die unterdrückten Bruderstämme aufwerfe. Am 10. November 1876 versöhnten sich Czar Alexander und Altmoskau nach sechsjährigem Grolle.

Es schien, als sollte das gute Einvernehmen nicht lange dauern. Die Niederlagen im Felde kamen und die Entdeckungen ungeheurer Mißbräuche in der staatlichen Verwaltung des Heerwesens, welche man meinte seit dem Krimkriege ebenso kennen gelernt als abgestellt zu haben. Es kam dann die Täuschung der Hoffnung, in Konstantinopel dem Osmanenthum den Fuß auf den Nacken setzen zu dürfen, wofür die Slavisten wenigstens versuchten, im Vertrage von San Stefano eine Gewähr zu erlangen, daß Konstantinopel wo nicht in slavischer Hand, so doch in slavischen Fesseln bleiben würde. Aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. Und dann kam der Berliner Congreß mit seiner Enthüllung, daß Rußland für die wichtigste seiner Präliminarforderungen in keinem Staate Europas, auch in Deutschland keine Unterstützung fände; der Congreß mit den Erfahrungen, daß die slavischen Ansprüche Schritt um Schritt zurückweichen mußten und Rußlands Minister ihre Zustimmung dazu gaben. Da bäumte sich Altmoskau dagegen auf und rief flammende und drohende Worte einer Regierung entgegen, welche die Leitung des Slaventhums in die Hand Europas gebe, statt sie gegen Europa mit den äußersten Mitteln zu vertheidigen. Iwan Aksakow, der Redner, mußte für diese Rede auf einige Zeit seine Güter besuchen. Das war der ganze Ausdruck der Vertheidigung der absoluten Gewalt gegen Worte, wie sie allenfalls im heutigen Frankreich straflos gesprochen werden dürfen. Daß die Slavisten im Sattel saßen, bezeugte nicht nur dieser Krieg, sondern seine ganze Führung. Welche Ueberwindung kostete es, um den deutschen General Totleben ins Commando zu bringen. Welche Stellungen wurden dafür den Jüngern der Slavencomité's eingeräumt! Fürst Tscherkaßki Generalgouverneur der occupirten Gebiete, oder „Generalorganisator“, wie es hieß. Fürst Dondukow-Korssakow Generalgouverneur des befreiten Bulgarien. Beide Slawisten. In Heer und Verwaltung die ganze Moskauer Jüngerschaft verstreut, die Slavencomité's mit officieller Beglaubigung beim Obercommando vertreten. Daheim eine fieberhafte Thätigkeit dieser Comité's durch's ganze Reich hin, für Sanitätswesen, Unterstützungen der „Brüderlein“ im Süden, für Ergänzung der Mängel in der Intendantur u. s. w. Als die Nieder-

Digitized by

lagen an der Donau eine angstvolle Erregung im Reiche hervorriefen, wandte sich das Interesse der Moskauer den inneren Gründen dieser unerwarteten militärischen Schwäche zu und begann zu finden, daß das absolute Regiment nicht ganz den Aufgaben gewachsen sein könnte, welche die Gegenwart auf Rußland gelegt habe. Es war eine Periode während des Krieges, wo die Stimmung der nationalen Partei sehr dazu neigte, eine officielle Stellung im Staate zu erringen durch eine Verfassung, in welcher dem Volke eine Vertretung gewährt würde. Es konnte nicht fehlen, daß die Leitung dieser Vertretung in die Hand der nationalen Partei gefallen wäre. Alles Dieses zerrte an dem guten Einvernehmen zwischen der Partei und der absoluten Gewalt hin und her und drohte gelegentlich mit einer neuen tieferen Spaltung.

Aber wieder griff der frisch erwachte Geist des politischen Denkens tiefer in die Masse des russischen Volkes hinein und hob neue Mächte daraus hervor, welche die Spaltung verhinderten. Die Wirren des Krieges hatten jenen fanatischen jugendlichen Stürmern Raum gegeben, welche sich als „Nihilisten" berufen glaubten, allem Uebel mit einem Schlage ein Ende zu machen, mit einem Schlage, der kurz und gut alles Bestehende, wie es Rußland durch die Jahrhunderte auf socialem, politischem, kirchlichem, wirthschaftlichem, auf öffentlichem und privatem, einfach auf allen Gebieten der Cultur herausgestaltet hatte, fortwerfen sollte. Anfangs ein Gegenstand des Gelächters, dann des Aergers, dann der Furcht, wurden die Nihilisten jetzt rasch ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Es würde zu weit führen und von meinem Ziele ablenken, wollte ich hier der Entwickelung des Nihilismus nachgehen. Genug, die allgemeine Aufmerksamkeit wurde kein Hinderniß für die Entwickelung dieser radicalen Partei. Vielmehr fanden Viele bei dieser aufmerksamen Beobachtung manches Verlockende an diesen so kurz angebundenen neuen Politikern, und Viele nicht blos aus den mittleren, sondern gerade auch den höchsten Gesellschaftskreisen verspürten einen unwiderstehlichen Reiz, wenigstens theoretisch und mittelbar an diesem Hexensabbath, diesem absolut Neuen und Unberechenbaren, ein wenig theilzunehmen. Morde, Brandstiftungen begannen; bald hier bald dort fiel ein Würdenträger des Staates als Opfer; endlich geschah das Attentat auf den Czaren selbst. Und bis an diesen Gipfel heran hatte die Gesellschaft, hatte die Presse eine Haltung eingenommen, welche keineswegs das Vertrauen begründen konnte, daß die absolute Gewalt in ihnen eine zuverlässige Stütze und Schirm gegen diese Umstürzler habe. Nur von einer Seite her ließ sich stät und stark die Stimme harter Verurtheilung des Nihilismus und seines Gebahrens vernehmen: aus Moskau, von den Slavisten. Nur in Moskau, voran in der „Moskauer Zeitung", war jene schwankende

Digitized by Google

Milde, jene räsonirende Schwäche nicht zu bemerken, welche auch den tollsten Ausbrüchen des rohen Umsturzgeistes einen Sinn, den offenbarsten Verbrechen nicht blos eine Erklärung, sondern eine psychologische Begründung beimaß, die nur zu sehr einer Entschuldigung nahe kam. Unentwegt durch diese Haltlosigkeit anderwärts forderte Moskau strenge Bestrafung, rücksichtslose Unterdrückung der anarchischen Bewegung, trat Moskau entschieden für die czarische Gewalt ein. Auch hier zeigte diese Partei, daß sie allein über diejenige Reife politischen Verständnisses verfüge, welche zu nachhaltiger politischer Leitung befähigt. In Wahrheit, ihre grundlegenden Ideen weichen durchaus von denen der Nihilisten ab. Die nationale Idee und was damit zusammenhängt, Kirche, Tradition, Geschichte, äußere Politik: Alles wird von den Nihilisten niedergetreten. Und insoweit sind die Wege beider Parteien von Hause aus getrennt, feindlich. Aber man kann die Anerkennung nicht vorenthalten, daß es in dem heutigen Rußland eine mächtige Partei gab, welche der Verlockung widerstand, aus einer Mehrung der staatlichen Verwirrung unmittelbar Nutzen für sich zu ziehen. Die Slavisten hatten nicht zu fürchten, daß der Nihilismus die Staatsleitung an sich reißen und sie damit zugleich niederwerfen werde. Sie konnten aber meinen durch eine revolutionäre Bewegung selbst an die Spitze zu gelangen. Sie wiesen diese Möglichkeit von sich, was in anderen Ländern und unter anderen Umständen äußerst natürlich erscheinen müßte, hier aber fast wie ein Verdienst, wenigstens wie das Zeichen verständiger Mäßigung erscheint. Und ich meine, daß die Rechnung gut gemacht war. Denn diese Haltung der Moskauer mußte den Monarchen ihnen um so mehr wieder nähern, je deutlicher sich herausstellte, wie vielfach und weit der Boden im übrigen Reiche unterwühlt und haltlos war. Wieder erwies sich die Moskauer Partei als die einzige nicht staatliche Macht in Rußland, auf welche sich das Czarenthum stützen konnte, wieder leistete Moskau, wie 1863 und 1877, dem Czaren wirksame Dienste.

Die Moskauer Slavistenpartei ist die einzige russische politische Partei im Reiche. Jeder schwache Augenblick der absoluten Macht muß dieselbe wieder der Partei zuführen. Wenn augenblicklich die nihilistische Erregung sich auf der Oberfläche weniger als bisher kund giebt, so darf man doch annehmen, daß sie keineswegs bereits vorüber sei. Das politische Denken und Bewußtsein sind einmal in weite Kreise des Volkes gedrungen und gehen ihren Weg. So weit entfernt das gemeine Volk Rußlands von revolutionärem Drange ist, so voll von politischem Gährungsstoffe sind die Classen, welche über ihm stehen. Auch ohne revolutionäre Ziele sind politische Bewegungen vorauszusehen, welche, nach dieser oder jener Richtung sich äußernd, doch fast unfehlbar immer und überall zuletzt gegen die absolute Gewalt anstoßen werden. Und die absolute Gewalt wird einer Stütze im Volke außer der polizeilichen

und militärischen immer wieder bedürfen und wird sie vorläufig nur in der Moskauer Partei finden. So scheint mir die Bedeutung dieser Partei eine große und ihr Einfluß auf die Leitung des Staates eine in Zukunft wachsende.

Was hat nun Deutschland von dieser Partei und ihrem Einflusse zu erwarten?

Von den Tausenden, welche ich unter dem allgemeinen Begriffe der Moskauer Slavisten zusammengefaßt habe, sagen oder meinen Viele, sie hätten nichts mit Jenen gemein, welche nach einer Vereinigung aller slavischen Stämme streben; von den Panslavisten wiederum wollen Viele nichts wissen von den Plänen zu einem Slavenreiche, das vom Weißen Meere bis zu den Karpathen und dem griechischen Archipel sich ausdehnen soll. Es giebt Leute, welche von Deutschland die Lausitzer, von Oesterreich die Mähren, von der Türkei Albanien für das große Slavenreich fordern. Es giebt wie überall in größeren Massen von Menschen Leute mit größerer und solche mit minderer Besonnenheit, Schattirungen vom politischen Fanatiker bis zum ruhigen Rechner der Kräfte. Was aber allen diesen Verehrern der slavischen Idee gemeinsam ist, das ist der Gegensatz zu fremden Nationalitäten. Und zwar ist dieser Gegensatz nicht blos ein äußerlich thatsächlicher, sondern meist ein bewußt feindlicher, oft ein unbewußt feindlicher, oft nur im Keime vorhanden, oft entwickelt und dann wieder gemäßigt durch geistige Bildung, immer aber bereit durch äußeren Anlaß sich rasch zu nationaler Leidenschaft zu entflammen.

Es ist vergeblich, wenn man dagegen anführt, daß diese eifrigen Slaven nicht selten von äußerster Zuvorkommenheit gegen Fremde gefunden werden, daß hervorragende Führer derselben ihre Töchter mit deutschen, französischen englischen Erzieherinnen umgeben, ihre Söhne auf deutschen Schulen ausbilden lassen. Die nationale Idee ist hier eben noch nicht zu jener Härte ausgeartet, welche den Einen seine angeborene russische Gutmüthigkeit und Geselligkeit dem Fremden gegenüber verleugnen, den Andern verkennen ließe, daß fremdländische Bildung bislang an Gediegenheit die russische überragt. In einem gegebenen Augenblicke wird der Gegensatz gegen das Fremdländische doch hervortreten und den leidenschaftlichen Charakter zeigen, welcher dieser Erscheinung überall und nicht am letzten beim Russen eigen ist. Oder war es nicht Leidenschaft, was Iwan Aksakow, den obersten Führer der Partei, zu der Forderung hinriß, daß Rußland um Ostbulgariens Willen einen Krieg mit halb Europa heraufbeschwören solle? Der Gegensatz, die Leidenschaft sind nicht nur unvermeidliches Zubehör, sondern ein tägliches nothwendiges Werkzeug im Dienste der nationalen Idee. Die Partei bedarf desselben, um das nationale Bewußtsein immer wieder wach zu halten und zu kräftigen.

Digitized by Google

Im Gegensatze zu anderen Völkern lebt die Partei der Slavisten und wächst sie.

So lange Moskau die Rivalin Petersburgs ist, hat sich dort die Gegnerschaft gegen deutsches Wesen concentrirt. Gegen das Deutschthum richtete sich vornehmlich das erwachsende nationale Bewußtsein, weil das Deutschthum eine große Stellung in der Staatsleitung gehabt hat bis herab auf die jüngste Vergangenheit. In dem Gegensatze zum Deutschthume ist die Slavistenpartei groß geworden. Sowohl die Nachbarschaft als der Charakter der beiden Völker bewirken, daß das russische nationale Bewußtsein immer stärker gerade gegen das Deutschthum anschwillt. Und nicht blos gegen die Deutschen in Rußland, sondern auch gegen das Volk Deutschlands. Es ist als ob solch einem ächten Russen das deutsche Wesen gegen die angeborene Natur ginge. Diese breite, leichtlebige, leicht entzündliche, sinnliche, diese demokratische Natur ohne geschichtliche oder traditionelle Schranken, voll Temperament und Muth, sie widerstrebt der geschlossenen, besonnenen, genauen, speculativen, gemüthvollen Art der Deutschen, welche auf geschichtlicher Grundlage sich ihre aristokratische Gesellschaft aufzubauen liebt. Es wäre falsch, diese Gegensätze zu übersehen, so falsch, als zu verkennen, daß der Idealismus eines Volkes, und wäre er aus dem blinden Triebe der Leidenschaft entsprungen, von hoher Bedeutung werden kann für die realste Politik der Interessen. Was Anderes als diese fast instinctive Abneigung gegen die Deutschen und Vorliebe für die Franzosen war der Grund, daß im Jahre 1870, nachdem Rußland seit hundert Jahren eng mit Preußen verbunden, in diesen hundert Jahren zweimal in offenem Kriege gegen Frankreich gestanden, während kein Mißton dem russischen Volke den Verdacht erregen konnte, daß die Einigung Deutschlands ihm gefährlich werden könnte, während thatsächlich keinerlei praktische politische Gründe seine Stimmung leiteten, während Deutschland in so offenbarem Rechte stand, als jemals einem Kriege zu Grunde lag: was Anderes als die nationale Neigung, die sich selbst, ohne Zuthun Deutschlands zur Leidenschaft steigerte, machte, daß fast das ganze Rußland einig war in heftiger Erregung gegen die deutschen Siege und in leidenschaftlichem Verlangen nach deutschen Niederlagen? Und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Lagen eintreten und daß dann nicht ein Czar Alexander auf dem russischen Throne sitzt mit dem festen Willen und der ausreichenden Macht, jenem Verlangen seines Volkes Trotz zu bieten.

Neben diesem steigenden nationalen Bewußtsein, welches sich zu Deutschland mindestens nicht freundlich verhält, geht die slavistische Propaganda gegen Oesterreich einher. Tschechen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Serben, werden andauernd von russischen Emissären bearbeitet, stehen unter dem unabweislichen Einflusse jener in Moskau heimischen Anschauungen, welche von

Digitized by Google

der ansteckenden Kraft einer großherzigen Begeisterung getragen, von verlockenden und verschwommenen Spiegelbildern einer völlig umgestalteten glücklichen Zukunft begleitet sind. Von einer gewissen Stufe der Bildung und des Wohlergehens dieser Völker ab unterliegen sie vielleicht weniger der Macht jener national slavischen Einheitsideen. Derjenige slavische Stamm, welcher am wenigsten im Fahrwasser der Slavisten sich bewegt, ist der tschechische, weil seine Bildung und seine Wohlfahrt höher stehen als diejenigen der Russen, weil er eine Selbständigkeit, Geschichte und Güter besitzt, welche von dem slavistischen Russenthume in ihrer Eigenart und Berechtigung nicht anerkannt werden. Mit dem tieferen Stande der geistigen und materiellen Güter bei den weiter südöstlich wohnenden Slaven, mit größerer Rohheit und Armuth, mit dem Mangel selbständiger Entwickelung, geht die Empfänglichkeit für die slavistischen Anschauungen und Verheißungen Hand in Hand. Aber auch das Tschechenthum wird dorthin getrieben werden durch die Erkenntniß, daß das Deutschthum in fortschreitendem Maße gegen das im Herzen Deutschlands sitzende fremde Element andrängt und andrängen muß. So stehen die Slavisten in offener Gegnerschaft zu Oesterreich längs der ganzen russisch-österreichischen Grenzlinie, und das Unternehmen Oesterreichs, dieser Gegnerschaft die Spitze zu bieten, dem Einströmen russisch-slavischer Ideen Einhalt zu thun, in Oesterreich selbst einen Mittelpunkt für das Slaventhum zu schaffen, der die Anziehungskraft Moskaus lähmt, das ist, ich wiederhole es, ein großes und kühnes Unternehmen. Um so größer, als sich damit nothwendig die weitere Ausdehnung der österreichischen Macht nach Südosten über neue slavische Unterthanen verbindet, wie sie eben jetzt in Angriff genommen worden ist. Die Aufgabe kann nur gelöst werden entweder durch rasche Vertilgung oder durch rasche Förderung der slavischen Stämme in Rücksicht auf materielles und geistiges Wohlergehen. Und so weit dieser letztere culturliche Weg eingeschlagen wird, bedarf Oesterreich der unterstützenden Kräfte Deutschlands, sowohl der deutschen culturlichen Volkskräfte, als der staatlichen Macht. Ich zweifle nicht, daß wesentlich dieser Sinn einem Theile des Vertrages zu Grunde liegt, den Oesterreich mit Deutschland jüngst abgeschlossen hat.

Die Stellung, welche Oesterreich nach dem Türkenkriege von 1877 in der Türkei erworben hat, ist in mancher Hinsicht eine für Rußland, besonders das slavische Rußland, verletzendere, als seine Haltung von 1855 war. Es hat erobert, wo Rußland nur befreit hat, erobert durch russische Waffen, wenn auch mit einigen eigenen Opfern. Es hat sich mehr als jemals den slavistischen Ideen wie dem russischen Streben nach Constantinopel in den Weg gelegt. Mehr als jemals geht heute der Weg nach Byzanz über Wien. Gegen Oesterreich ist das kriegerische Augenmerk Rußlands mindestens eben so gerichtet als gegen England, dessen feindseliges Lärmen und Drohen zwar

Digitized by Google

augenblicklich die Absichten Rußlands gegen Oesterreich verdecken läßt, aber doch nicht hindern kann, daß die Verhältnisse zwischen Rußland und Oesterreich dauernd vergiftet sind. In Wien hat dieses Verhältniß gewiß am nachdrücklichsten für den Abschluß des deutschen Bundes gesprochen. Und dort bleibt vorläufig auch der gefährlichste Punkt für die Beziehungen der drei Kaiserstaaten. Die Slavisten aber werden nicht verfehlen, die Gefahr zu erhalten und zu schärfen.

Schon heute kann man annehmen, daß die meisten zwischenstaatlichen Beziehungen Deutschlands beeinflußt werden von dieser feindseligen Stellung Rußlands zu Oesterreich. Wie England eine laute, wenn auch nicht ganz lautere Freude zeigt darüber, daß Deutschland mittelbar in Oesterreich gegen die russisch-slavischen Ansprüche auftritt, so trägt in Rußland eben dieses zur Verstimmung bei. Die Beziehungen zu England werden gebessert auf Kosten derjenigen zu Rußland. In weit höherem Maße wirkt jener Umstand auf das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich ein. Jedermann glaubt, daß die Rachegedanken in Frankreich nicht überwunden seien. Nur Wenige in Frankreich glauben wohl an einen Bund mit Rußland für den Fall des Rachezuges, an einen Trutzbund, der russische Truppen gegen Deutschland führen würde. Aber wahrscheinlich eben so Wenige fürchten einen Gegner in Rußland bei diesem Rachezuge zu finden. Ohne Zweifel aber meinen Alle in Frankreich, daß der deutsch-österreichische Bund den Plänen wie der Stellung Frankreichs zu Deutschland einige gute Aussichten eröffnet. Und die Unternehmungslust Frankreichs wird dadurch in dieser Richtung gesteigert. So wenig ich mich zu der Meinung bequemen kann, daß Rußland unter Alexander II. offen kriegerisch gegen Deutschland handeln werde, so sehr neige ich zu der Ansicht hin, daß Rußland sich durch Deutschland nicht zurückhalten lassen werde, wenn es den Augenblick für gekommen glaubt, um gegen Oesterreich loszubrechen. Dieser Augenblick wird aber für die große Mehrheit der russischen Politiker dann eintreten, wann etwa Frankreich einen Krieg gegen Deutschland beginnt. Der deutsch-österreichische Bund würde diese Politiker nicht hindern gegen Oesterreich anzurennen, auch wenn der Bund unbedingt die deutschen Waffen für jenen Fall herausforderte. Im Gegentheile, der Schlag, welcher durch einen vielleicht sieghaften Krieg gegen Oesterreich den Bundesgenossen desselben, Deutschland, träfe, wäre eine Genugthuung, die jene Politiker Rußlands mit Freuden begrüßen würden. Will Rußland auch keinen Krieg gegen Deutschland, so hätte eine mittelbare Demüthigung desselben durch die russische Macht doch viel Verlockendes. Daher meine ich, daß, sobald Frankreich zum Schwerte gegen Deutschland greift, die Gefahr allerdings sehr nahe treten würde, daß Rußland dasselbe gegen Oesterreich thut. Und weiter erscheint mir deshalb die Wahrscheinlichkeit recht groß, daß der deutsch-österreichische Schutzvertrag,

Digitized by Goo

eben jene doppelte Gefahr in Betracht ziehend, sowohl die Wehr gegen Frankreich als die gegen Rußland zum Inhalte haben dürfte. Was Oesterreich in Rücksicht der französischen Bedrohung an Deutschland leistet, das leistet Deutschland gegenüber der russischen Bedrohung an Oesterreich. Das wäre billig, und wahrscheinlicher als ein blos gegen Rußland gerichteter Schutzbund. Nur ist er wahrscheinlich zu Stande gekommen erst durch die herangereifte deutliche Erkenntniß der russischen Bedrohung.

Diese, zuerst von Frankreich ausgehende Gefahr, halte ich für den Thatsachen entsprechend und zugleich für größer als sie vor 1877 war. Denn in Frankreich rechnet man ohne Zweifel sehr genau mit der Entfremdung, die zwischen Deutschland und Rußland eingetreten ist. Man weiß sehr wohl, daß Deutschland bei einem französischen Rachekriege nicht wieder russische Unterstützung finden werde, was die Kriegslust bei Vielen beleben mag. So natürlich es früher für Deutschland war, mit Rußland zu gehen, so natürlich ist es, für diesen möglichen Fall eines französischen Rachekrieges, für welchen ein Zusammengehen mit Rußland nicht herzustellen ist, einen andern Genossen zu finden. Vielleicht aber wäre es dem Fürsten Bismarck trotz allem seit 1870 Vorhergegangenen nicht gelungen, Oesterreich zum Aufgeben seiner Politik der freien Hand zu bewegen, wenn die russische Gefahr ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. In diesem Sinne aufgefaßt verliert der deutsch-österreichische Bund manches von dem ihm beigelegten Sinne einer vorwiegend von Deutschland gegen Rußland gethanen feindseligen Handlung. Rußlands Gegner in diesem Vertrage ist Oesterreich, wie Deutschlands Gegner Frankreich ist.

Wenn diese Vermuthung in etwas der Wirklichkeit entsprechen sollte, so wäre die ganze Tragweite außer Zweifel gesetzt, welche ich diesem Vertrage beimesse. Wir ständen der Möglichkeit starker Erschütterungen in Europa näher als vor 1878. Und wir wären dazu gedrängt worden nicht zum geringsten Theile durch die wachsende Bedeutung der russisch-nationalen Partei, deren Politik zu Gunsten der österreichischen Slaven in diesem Punkte sich fast deckt mit der Politik der russischen Staatsleitung in Ansehung der Orienthändel.

So fließen denn die beiden offensiven Strebungen der Slavisten: gegen das Deutschthum und für das österreichische Slaventhum, in Ansehung der deutschen Interessen zusammen in eine einheitliche, gegen Deutschland gerichtete Strömung. Die alten staatlichen Interessen zwischen Deutschland und Rußland haben in ihrem wesentlichen Inhalte sich ausgelebt; die neuen nationalen Interessen zwischen Deutschland und den Slavisten sind in feindseligem Sinne an die Stelle getreten. Deutschland und Oesterreich werden fortan gemeinsam den ganzen Druck des slavischen Stammes auf ihren Ostgrenzen zu tragen

Digitized by Google

haben, wie es vor Jahrhunderten war, als das Slaventhum noch weit in die heutigen deutsch-österreichischen Gebiete hereinragte.

Der Druck ist heute freilich ein anderer als damals, wo „Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar, dartho Frederik mit dem roden Haar" gegen Wenden, Polen und Avaren fochten. In dem Slaventhum ist ein Reich entstanden, welches wohl fähig ist, der nationalen Idee eine ungeheure Stärke zu verleihen. Auch in dieser Schrankenlosigkeit, Unbegrenztheit, Unbedingtheit seiner nationalen Ideen ähnelt der Slavist dem Franzosen. So wenig der Franzose dem Dasein anderer Völker Rücksicht zu schenken pflegt, noch mit den Rechten und Ansprüchen anderer Staaten politisch zu rechnen liebt: noch weniger thut es der Moskauer Slavist. Im innern Rußland kennt das staatliche und nationale Bewußtsein eben so wenig Schranken als der Russe eine Grenze des Reiches kennt. Das Aufhören russischen Bodens ist ihm nur ein geographischer Begriff, er hat im Grunde gar kein Verständniß dafür, daß irgendwo die Herrschaft des Czaren enden könne. Unendlich ist die Weite dieses Riesenreiches und das Bewußtsein des Russen von ihm. Fast nie tritt an den Bewohner Moskaus, Kiews, Jaroslaws die Erfahrung einer andern Macht als derjenigen des Czaren heran. Die gewaltige räumliche Entfernung, welche jene Städte von irgend einem andern Reiche trennt, wird verdoppelt durch die andere Entfernung, welche zwischen Sitte, Sprache, Cultur jener Gebiete und denen Europas besteht. Das innere Rußland ist so sehr eine eigene Welt für sich, daß es dem Russen leicht erscheint, als sei es die einzige Welt. Dieses, die Isolirtheit und Weite seines staatlichen und nationalen Lebens, macht, daß sich das staatliche und nationale Bewußtsein ins Ungemessene zu steigern vermag. Es liegt darin so wenig etwas Eigenthümliches, Ungesundes der russischen Natur, so wenig ein Vorwurf, daß es vielmehr eine nothwendige Erscheinung ist. Ja, man kann diese Weite des nationalen Bewußtseins sogar einen Vorzug nennen, weil sie nur in einem Volke von so gewaltiger Zahl und von so ungeheurem Länderbesitze sich ausbilden kann, weil ihrer nur ein großes Volk fähig ist. Aber so erklärlich und berechtigt dieses große staatliche und nationale Selbstgefühl ist, so groß sind die Gefahren, welche es birgt. Heute ist dieses Selbstgefühl in seiner Morgenröthe: morgen kann es im Zenith stehen durch schwer vorauszusehende Ereignisse, und kann dann eine Hitze entwickeln, die weit über die Grenzen des Reiches hin spürbar wird. Es giebt eine uralte Heldensage in Rußland: der Riesenjüngling Iwan von Murom schläft träge durch Jahrhunderte fort; endlich erwacht er mit der voll herangewachsenen Kraft des Mannes, springt auf und verrichtet weithin gewaltige Riesenthaten. Wer wollte dem Russenthume eine glorreiche Zukunft, große Entwickelung von vorne hinein absprechen? Nur daß jenes plötzliche Erwachen eines Volkes schon oftmals als mit großen

Digitized by Google

...schütterungen verbunden beobachtet worden ist; nur daß auch ein allmähliches Erwachen nicht immer vor Aeußerungen des Bewußtwerdens schützt, denen nicht alle Merkmale einer reiflichen Ueberlegung innewohnen.

Ich habe die Möglichkeit im Auge, daß Rußland eine repräsentative Verfassung erhält. Die Möglichkeit kann Niemand bestreiten, aber auch schwerlich die Wahrscheinlichkeit, daß dieses Ereigniß in nicht langer Frist eintreten werde. Alles in Rußland geht heute in dieser Richtung. Die gegenwärtige Reaction gegen eine politische Verbindung, welche in ihrem blinden Eifer nicht blos gegen das absolute Regiment, sondern zugleich gegen die Verleihung einer constitutionellen Verfassung anstürmt, ist eine vorübergehende staatliche Nothwehr, die den übrigen Lauf der Dinge nicht aufhält. Jedes neue Jahr kann die große Umwälzung in dem russischen Staatsleben bringen, eine Umwälzung, die um deßwillen nicht weniger tief sein wird, weil sie etwa ohne Revolution von unten in's Leben trat. Mit dem Augenblicke, wo dieses geschieht, reißt der letzte Faden des persönlich-dynastischen Bundes entzwei, der von dem alten deutsch-russischen Interessenbunde etwa noch nachgeblieben war. Dann ist Iwan von Murom erwacht, und es fragt sich, mit welchen Dingen er seine Kräfte zunächst zu beschäftigen in der Stimmung sein wird. Vielleicht mit häuslichen, vielleicht auch mit fremden Angelegenheiten.

Ich habe versucht auseinanderzusetzen, wie Preußen und Rußland durch gemeinsame reale Interessen verbunden gegen das alte Europa emporgekommen sind; wie diese realen Interessen dann allmählich abgelöst wurden durch persönlich-dynastische Bande; wie endlich die Ereignisse von 1870 und 1871 den Inhalt der realen Bundesinteressen erschöpften; wie dann noch eine kurze Zeit hindurch die persönlich-dynastische Freundschaft fortbestand in alter Stärke; wie diese ferner erschüttert ward seit 1875, und seit 1877 merklich rasch erkaltete; wie statt dessen inzwischen einige reale Interessengruppen trennender Art sich zwischen Deutschland und Rußland gelegt haben; wie nationale Motive emporgekommen sind, welche gegen eine russisch-deutsche Freundschaft andrängen; wie diese nationalen Motive zugleich von Rußland her feindlich gegen den österreichischen Staat gerichtet sind; wie endlich der neu geschlossene deutsch-österreichische Bund einerseits förmlich und offen die alte preußisch-russische Genossenschaft beendet und andrerseits eine Interessengemeinschaft Deutschlands mit Oesterreich hergestellt und besiegelt hat, welche in einigen Punkten sich mit dem Entwickelungsgange Rußlands schneidet, welche zudem wahrscheinlich durch die doppelte Gefahr zur Reife gelangt ist: die Bedrohung Deutschlands durch Frankreich und Oesterreichs durch Rußland. Ich bin nicht der Meinung gewesen, ängstliche Leute zu schrecken, oder die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ernsterer Zerwürfnisse unmittelbar zwischen Rußland

und Deutschland als sehr groß darzustellen. Es ist indessen ein Zustand der Indifferenz an die Stelle der alten preußisch-russischen Freundschaft getreten, der als solcher schon die aufmerksamste Beachtung verdient. Deutschland hat nicht mehr von Rußland eine staatliche Förderung seiner Interessen zu erwarten: das ist vorläufig Alles. Aber ein solcher verhältnißmäßig indifferenter Zustand kann zwischen zwei großen und benachbarten Staaten nicht von langer Dauer sein, um so weniger je stärker das Gewicht wird, welches dem Willen der Völker in den politischen Dingen dieser Staaten eingeräumt wird. Entweder es finden sich neue Interessen, stark genug, um die Staaten einander zu nähern, oder die Entfremdung der Staaten und Völker von einander wird größer. Ob solche neue und gemeinsame Interessen zwischen Deutschland und Rußland nicht doch noch erwachsen könnten, vermag man schwer vorauszusehen. Gegenwärtig fehlen sie merklich, mit Ausnahme des allgemeinen Bedürfnisses nach Ruhe in beiden Staaten, und — ihr Mangel giebt um so weitern Spielraum jenen politischen Turnieren, die unter dem Wappen der nationalen Interessen gern, und oft mit so ernstem Ausgange, vollführt werden. Ernst von der Brüggen.

Der Banner der freiwilligen Sachsen im Jahre 1813.

In einem Buche, welches in Deutschland schwerlich weite Verbreitung finden wird, da es ausschließlich für österreichisch-klerikale Kreise geschrieben ist, steht ein ausführlicher Bericht über „den Banner der freiwilligen Sachsen“, d. h. über die nach der Leipziger Schlacht versuchte Uebertragung der preußischen Freiwilligencorps auf den sächsischen Boden zu lesen, welchen wir im wesentlichen wortgetreu hier wiedergeben. Für das Verständniß der Stimmungen und Verhältnisse während der Freiheitskriege erscheint derselbe nicht ganz unwichtig, wenngleich er nur eine bald völlig vergessene Episode behandelt. Zunächst ein Wort über das Buch und den Berichtschreiber. Das Buch führt den Titel: „Friedrich August von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze.“ Wien 1877. Der Verfasser ist der österreichische Hofrath Alphons von Klinkowström, derselbe, welcher Metternich's nachgelassene Papiere gemeinsam mit dem Fürsten Richard Metternich herausgiebt, also ein Mann aus der bestangeschriebenen conservativen Gesellschaft. Und conservativen, durchaus loyalen, kirchlich und politisch rechtgläubigen Kreisen gehörte auch August Klinkowström an, dessen Leben in dem vorliegenden Buche nach seinen Briefen geschildert wird. Gar bunt und wechselvoll waren die Schicksale des pommerschen Edelmannes. Zuerst Officier in preußischen Diensten versuchte er später sein Glück als Maler. Das Talent war wohl nur mäßig,

Digitized by Google

jedenfalls der Erfolg gering. Die Begegnung mit dem Maler Runge, dem Repräsentanten der alten phantastischen Romantik in der Kunst, übte den größten Einfluß auf seine Anschauungen. Wie so viele schiffbrüchige Romantiker landete auch Klinkowström schließlich an dem Wiener Ufer, wurde hier katholisch und gründete nach einem kurzen militärisch-diplomatischen Intermezzo 1813 eine Erziehungsanstalt für katholische Knaben, welche sich in den hochadeligen Kreisen Oesterreichs des höchsten Ansehens erfreute. Aus dieser Anstalt gingen eine ganze Reihe österreichischer Diplomaten hervor, bekannter durch ihre Frömmigkeit als durch ihre Staatskunst. Leider zählen auch zwei arge Sünder zu ihren Zöglingen: Anastasius Grün und Graf Louis Bathiany, der unglückliche ungarische Ministerpräsident im Revolutionsjahre.

Im Herbste 1813 eilte Klinkowström, wie bereits erwähnt, auf den Kriegsschauplatz, um dem unbestimmten Thatendrange, der ihn erfaßt hatte, Luft zu machen. Er wurde vom Militärgouvernement der Militärcanzlei zugetheilt und arbeitete hier an den Plänen mit, die sächsische Armee wieder herzustellen, eine sächsische Landwehr und einen sächsischen Landsturm einzurichten. Namentlich ruhte in seinen Händen die Organisirung eines Corps sächsischer Freiwilliger. Wie weit er damit kam, mögen einzelne seinen Briefen entlehnte Stellen erzählen. Am 8. November 1813 schrieb er seiner Frau aus Leipzig: „Ich habe jetzt schon viel mehr zu thun. Heute ist der Aufruf an die Nation bekannt gemacht worden und schon haben sich heute 20 Freiwillige gemeldet; mehrst sehr vornehme junge Leute." Wenige Tage später meldet er: „Unser Geschäft geht recht gut. Es sind schon an 200 Freiwillige eingeschrieben und doch nur von hier und den nächsten Orten. Es wird gewiß ein sehr schönes Corps. Ich habe die Uniformen dazu entworfen. Es ließe sich mehr damit machen, wenn man es nicht wirthschaftlich einrichten müßte. Das Corps wird aus Husaren, Jägern zu Pferde und Schützen zu Fuße bestehen. Alle haben dunkelgrün. Die Husaren sind nach ungarischer Art. Sie haben hellblaue Tschakos und eben solche Patanlons; dunkelgrüne Pelze mit Roth aufgeschlagen und eben solche hochrothe Scherpen. Vor der Stirn das Kreuz und einen dunkelgrünen Federbusch. Du wirst wohl meine Liebe zum Bunten darin sehen; es macht sich aber hübsch. Bei dem Aufschreiben der Freiwilligen giebt es manchen Spaß. Viele treten mit Pathos herein: Auch ich bin entschlossen, mich für die heilige Sache des Vaterlandes zu stellen; andere forschen doch sehr vorsichtig nach den Gefahren; die meisten sind aber recht schöne, hochherzige Jünglinge." Eine Weile geht es noch gut vorwärts. „Es sind heute (12. November) wieder 60 Freiwillige eingetragen worden. Viel Spaß giebt es noch dabei — heroische Müllerbursche, ungeduldige Schneider und Ladendiener, bis die Uniformen gemacht werden. Die Meisten wollen nur für's Vaterland reiten, wenn sie sich auch kein Pferd schaffen können.

Digitized by Google

Scharmante Buben habe ich aber kennen gelernt, die rein entschlossen und lustig mit Allem zufrieden sind. Diese habe ich für die Musik der Jäger eingeschrieben und glaube ihnen wenigstens die sicherste Stelle gegründet zu haben." Doch bald hörte das Geschäft auf, um humoristische Stimmungen zu wecken. „Heute (17. November) gab es viel Verdruß mit Studenten, die sich wieder ausstreichen ließen, weil sie eigentlich nur aus Furcht vor der Landwehrausbebung zu den Freiwilligen gegangen waren. Die sächsischen Officiere, die im Bureau sind, waren sehr aufgebracht und sahen die Feigheit jener für einen Schimpf des Landes an — kurz sie kamen übel weg. Einer kriegte eine derbe Ohrfeige." Trost brachte die schöne Fahne, die nach Klinkowström's Entwurfe gestickt wurde: „In der Mitte das Bannerzeichen, ein Ring von einem Eichen- und Lorbeerzweig umkranzt, in den vier Ecken Flammen, in welchen auf himmelblauen Schilden die Sinnbilder der Tapferkeit, Macht, Gerechtigkeit und des Friedens sind. Die Umschrift hat ein gewisser Doktor Küster entworfen: Mir nach zum Kampf und Sieg im heiligen Bundeskrieg. Es kann sich recht gut machen." Im December wurde das Organisationsbureau nach Dresden verlegt. Die Summe der Eingeschriebenen stieg auf nahezu 3000, die Hoffnungen aber auf eine Verwendung des Banners im Kriege sanken. „Nach allem, was sich absehen läßt, wird es nicht bestehen, theils wegen der sehr entgegengesetzten Geister, die noch in der Welt hausiren, theils auch wegen der Jalousie, Ambition und aller der kleineren Uebel, mit denen die Sache wird zu kämpfen haben. Von den 2800 Freiwilligen, die sich einschreiben ließen, kommen nicht viel über die Hälfte und unter diesen sind viele unvermögend sich auszurüsten, weit mehr als anfangs angegeben wurde. Zu Ausrüstung der Cavalerie des Banners würden noch an 30,000 Thaler nöthig sein, unsere Casse besteht nach so vielen Anschaffungen nur aus 5—6000 Thaler." — „Von unsern Freiwilligen," heißt es in einem Briefe vom 16. Februar 1814, „deren sich über 3000 gemeldet, sind jetzt 800 ausgeblieben. Ueberhaupt ist der Geist eigentlich gar nicht allgemein gut." Eine feierliche Parade, eine Fahnenweihe hoben die Stimmung. Große Freude erregte die Nachricht, daß Kaiser Alexander, welchem die Uniform gefallen, bestimmt hatte, der Banner solle, so lange der Krieg dauert, zu seiner Garde gehören. Der Krieg dauerte aber nicht nur an, er ging auch zu Ende, der Banner blieb aber noch immer in Dresden. „Es ist sehr möglich," meinte Klinkowström, „daß er keinen Schuß thut." So kam es auch. Die Nachricht von der Einnahme von Paris langte am 11. April in Dresden an. Klinkowström verließ die Stadt, um am Rheine ein andres Amt zu übernehmen. Ueber das Schicksal des Banners, wie und wann er aufgelöst wurde, verlautet in seinen Briefen kein weiteres Wort.

Digitized by Google

Vom preußischen Landtage.

Seit dem Ende der Weihnachtsferien hat das Abgeordnetenhaus fast täglich Sitzungen gehalten, und auch das Herrenhaus ist in eine regelmäßige Thätigkeit eingetreten. Dennoch läßt sich aus den Verhandlungen der letzten Wochen kaum etwas allgemein Bemerkenswerthes hervorheben, außer der immer schärfer zu Tage tretenden Thatsache der gänzlichen Zusammenhanglosigkeit zwischen der Regierung und der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, und zwar ganz besonders demjenigen Bestandtheile derselben, welcher in der politischen Parteirichtung der Mehrheit des Ministeriums am nächsten steht. Für diese Thatsache sind denn auch an sich herzlich unbedeutende Vorgänge bezeichnend, wenn z. B. die Mehrheit der conservativen Fraction, entgegen der nachdrücklichen Verwendung des Ressortministers Grafen Eulenburg, bei einer Bestimmung über den bürgerlichen Gebrauch der Kirchenglocken in der Rheinprovinz, sich darauf stützt, den Ultramontanen eine sachlich nicht eben in's Gewicht fallende Genugthuung zu geben, und die vier dem Hause angehörenden Minister in die Lage bringt, mit der Minderheit zu stimmen, während ein Viertel der conservativen Fraction sich ohne Entschuldigung der Abstimmung fern hält; oder wenn conservative Mitglieder dafür reden und stimmen, ein Gesetz zu Falle zu bringen, auf welches, wie die Schanksteuervorlage, Fürst Bismarck einen großen Werth legen soll. Von einer sachlich viel wichtigeren Differenz über die Verwaltungsreformfrage wird noch besonders zu sprechen sein. Fast schärfer noch als in solchen Einzelnheiten zeichnet sich die Lage in der ganzen Art, wie Tag um Tag die Zeit über nichtige Erörterungen in's Kleinste hinein verzettelt wird, während dicht vor dem Beginne der Reichstagssession der Arbeitsstoff noch in einer Weise aufgehäuft liegt, daß sich kaum absehen läßt, wie er bewältigt werden soll. Daß sich an diesem Gange der Dinge seit der Rückkehr des Fürsten Bismarck viel geändert, ist wenigstens auf den ersten Blick nicht zu erkennen — aber vollends würde es schwer sein, aus den parlamentarischen Verhandlungen dieses Winters zu ersehen, daß das preußische Staatsministerium einen Vicepräsidenten hat, der den leitenden Staatsmann recht eigens von den Landtagsgeschäften entlasten sollte.

Einen erfreulicheren Fortgang haben inzwischen die Arbeiten der beiden mit den Hauptangelegenheiten der Session betrauten Commissionen genommen. Die Eisenbahncommission hat seit Weihnachten zunächst die Creditvorlage für den Neubau einer stattlichen Reihe kleinerer Anschlußlinien, zum Theil Secundärbahnen, zum Theil aber auch wichtiger Verbindungsglieder des großen Eisenbahnnetzes durchberathen und sich durchweg für die Genehmigung ausgesprochen. Dann hat sich die Commission mit der Vorlage für den Erwerb der Berlin-Potsdamer und der Rheinischen Eisenbahn beschäftigt, deren

Digitized by Google

Annahme auch im Plenum außer Frage steht. Gleichzeitig liegt der Budgetcommission der auf die Reorganisation der Staatsbahnverwaltung begründete Nachtrag zum Eisenbahnetat vor, begleitet von einer umfassenden Organisationsverordnung, die sich allerdings vorerst nur auf das bisherige Staatsbahnnetz bezieht, während für die neuen Erwerbungen bis zu deren Vervollständigung provisorische Verwaltungsstellen eingerichtet sind. Der Minister Maybach ist demnach, so weit möglich, noch dem vom Abgeordneten Miquel bei der ersten Berathung der Eisenbahnvorlagen so nachdrücklich geäußerten Wunsche nachgekommen. Es hat sich also zu einer letzten großen Eisenbahndebatte Stoff genug angesammelt; aber seit das große Princip praktisch entschieden ist, erscheint das Interesse an der akademischen Discussion desselben merklich erlahmt, und in sachlichen Einzelnheiten bieten die zurückstehenden Vorlagen einem ernstlichen Angriffe kaum eine genügende Stelle.

Die Commission für die Vorlagen zur Verwaltungsreform hat sich der Berathung des Entwurfes über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung mit anerkennenswerthem Fleiße unterzogen und bis auf eine einschneidende Frage zum sachlichen Gegensatze gegen die Regierungsvorschläge kaum Anlaß gefunden. Diese eine Frage aber stellt gerade die beiden conservativen Fractionen am schärfsten der Regierung gegenüber, während die nationalliberalen Commissionsmitglieder, wie die Redner der Fraction, im Plenum ziemlich gleich getheilt auftreten. Es handelt sich um den, in unserer neulichen Uebersicht (Nr. 4, S. 145—148)*) erwähnten, durch die Provinzialordnung von 1875 und das gleichzeitige Gesetz über die Verwaltungsgerichte in das System der Kreisordnung gezogenen Riß, indem über den Kreisausschuß eine doppelte Berufungs- bezw. Recursinstanz, für Verwaltungsstreitsachen das Bezirksverwaltungsgericht, für sogenannte Beschlußsachen der Bezirksrath gesetzt wurde. Die conservativen Fractionen, und zwar die freiconservative durchaus, die conservative in ihrer Mehrheit, bestehen darauf, daß diese Unterscheidung, die praktisch gerade für das Recht suchende Publikum große Unzuträglichkeiten herbeigeführt hat, wieder beseitigt werde, und Herr von Bennigsen hat seiner Aeußerung im Plenum gemäß, in der Commission einen Antrag eingebracht, welcher die Verschmelzung zu einer, wie das bisherige Verwaltungsgericht constituirten Behörde vollzieht, übrigens aber den Unterschied zwischen Beschluß- und Streitsachen mit allen stärkeren Rechtsgarantien für die letzteren beibehält, während nach dem eigentlichen Gedanken der Conservativen der Unterschied sachlich aufgehoben, und lediglich den Parteien anheimgestellt sein sollte, auf das kostspieligere contradictorische Verfahren zu provociren, wenn sie es in ihrem Interesse hielten.

*) S. 146 Z. 17 v. o. ist „Verwaltungs**streit**verfahren" statt „-strafverfahren und S. 147 Z. 5 v. o. „allzu**schwache**" statt „-schwere" zu corrigiren.

Digitized by

Der Beschluß ist gefaßt worden von vier conservativen, zwei freiconservativen und zwei nationalliberalen Mitgliedern, welchen sich drei Vertreter des Centrums anschlossen; in der Minderheit stimmten drei nationalliberale Mitglieder, von welchen jedoch Gneist in der Sache mit der Mehrheit einverstanden ist, die beiden fortschrittlichen, zwei Centrums- und ein conservatives Mitglied. Wenn besonders hervorgehoben wird, daß der Minister des Innern den Antrag Bennigsen, der für die Conservativen bereits Compromiß war, „energisch bekämpfte", so tritt damit die Gegnerschaft jener Partei gegen den Grafen Eulenburg um so auffallender in's Licht. Die Spaltung der Centrumsmitglieder bestätigt die neuerdings gemachte Bemerkung, daß diese sonst überall so geschlossen auftretende Fraction neuerdings in sachlichen Fragen fast regelmäßig auseinandergeht. Die nationalliberalen Commissionsmitglieder stehen wie bemerkt sachlich in der Mehrheit auf Seiten der Conservativen, welche durch die Namen von Bennigsen und Gneist genügend gegen den Verdacht einseitiger Parteitendenz geschützt werden. Die Motive der liberalen Minderheit, welche in der nationalliberalen Fraction kaum so stark als in der Commission vertreten sein dürfte, hat die „Nationalzeitung" mit großer Arglosigkeit enthüllt. Herr von Bennigsen hatte in der neulichen Generaldiscussion den von Lasker bei Vorbereitung der Provinzialordnung geübten Einfluß, ohne den Namen des Abwesenden auszusprechen, schonend damit entschuldigt, daß gerade in der Frage der Ernennung von Bezirksrath und Verwaltungsgericht der damalige conservative Wortführer sich der andererseits von Miquel bekämpften Auffassung angeschlossen hatte. Man konnte die Sache daher, wie in der That die jetzigen conservativen Redner mit mehr Tact als ihre Presse gethan haben, lediglich als einen praktischen Mißgriff ansehen, der keiner Partei als solcher zur Last falle. Die „Nationalzeitung" aber verschmäht stolz diesen Rückzug: sie vertheidigt die Ernennung der beiden Organe als „einen wesentlichen Bestandtheil der so viel verschrieenen liberalen Gesetzgebung". Die liberale Partei übernimmt also freiwillig die Selbstschuld jenes Formalismus, mit welchem ihr zeitweise einflußreichster Führer das Gneist'sche System des öffentlichen Rechtsschutzes ohne den mindesten Vortheil des Rechtes und zur empfindlichen Schädigung der praktischen Bedürfnisse der Verwaltung sowohl wie der einzelnen Rechtsuchenden, ja auf die Gefahr, das ganze System der Reform bei der Bevölkerung mißliebig zu machen, durchgesetzt hat! Und dabei ist das nationalliberale Blatt arglos genug, in einem Athem von „Verwischung der Grenzen zwischen Verwaltung und Rechtsprechung" zu reden, ja, einen verlangenden Blick zu werfen nach dem österreichischen Systeme, „den Schutz des öffentlichen Rechtes in einem obersten Verwaltungsgerichtshofe zu concentriren" — und sich auf das Votum des Abgeordneten Gneist gegen den Antrag Bennigsen zu berufen — während Gneist das österreichische System für Deutschland und insbesondere Preußen auf's entschiedenste bekämpft hat

und mit dem größten Nachdrucke dafür eingetreten ist, daß nur mitten aus der praktischen Handhabung der Verwaltung heraus eine wirksame Gewähr der gleichen und gerechten Anwendung der Verwaltungsgesetze zu gewinnen sei! Eine derartige Mißdeutung des Gneist'schen Votums hätte, abgesehen von seiner ausdrücklichen Erklärung in der Generaldebatte, gar nicht aufkommen können gegenüber seiner schlagenden Ausführung für die Verbindung von Bezirksrath und Verwaltungsgericht, welche sich S. 304—306 der vor wenig Monaten erschienenen neuen Auflage seines „Rechtsstaat" findet und in den Sätzen gipfelt: „durch die Theilung der Gewalten in so viele besondere Organe leidet die Geschäftstüchtigkeit der Mitglieder und der Geschäftsgang, und es entsteht ein künstlicher Dualismus und eine Einseitigkeit der Geschäftsbehandlung, welche in der Selbstverwaltung wie in der Staatsverwaltung überwiegend nachtheilig wirkt."

Wenn nun Gneist in der Commission sich dennoch gegen einen Antrag erklärt hat, der als eine Verkörperung seiner eben entwickelten Anschauung gelten könnte, so liegt ein sachliches Motiv dafür vielleicht gerade in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, in welcher die „Nationalzeitung" ihn mit sich einverstanden glaubt — darin nämlich, daß Herr von Bennigsen wiederum zu formalistisch die vereinigte Behörde ganz wie das bisherige Verwaltungsgericht constituirt, während Gneist in seiner erwähnten Ausführung dem Regierungspräsidenten den Vorsitz gewahrt wissen wollte. Vielleicht aber liegt der Bestimmungsgrund auch nur in einer Auffassung des parlamentarischen Tactes, welcher Gneist schon in der Generaldebatte Ausdruck gegeben, und nach welcher es ohne dringende Noth nicht angeht, dem Minister, mit welchem man in der Hauptsache der ernstlichen Durchführung der Verwaltungsreform so vollständig einverstanden ist, in einzelnen Fragen zu majorisiren und ihm damit, da man ihn doch nicht zu „stürzen" gedenkt, die Verantwortlichkeit für eine Einrichtung aufzuwälzen, welche er selbst nach reiflicher Ueberlegung, wenigstens zur Zeit nicht, für angezeigt hält. Und dabei kann sich der Minister doch mit gutem Grunde darauf berufen, daß die Behörden kaum erst drei Jahre neben einander in Wirksamkeit stehen, und daß ihre Verschmelzung, nachdem die ganze Reform nur eben erst Wurzel gefaßt, nur neue unheilbare Verwirrung der Vorstellungen hervorrufen möchte. Von diesem Gesichtspunkte hätte allerdings in erster Reihe die conservative Partei die Sache anzusehen, und es wäre jedenfalls in hohem Grade für die parlamentarische Situation der Regierung bezeichnend, wenn am Ende, wie sehr leicht möglich, die nationalliberale Fraction in der Verständigung zu solcher Rücksichtnahme den „auf den Namen des leitenden Staatsmannes gewählten" Gruppen den Rang ablaufen sollte.

Inzwischen aber wirft die Reichstagssession bereits einen Schatten voraus, der alle Anliegen des preußischen Parlamentarismus für das öffentliche

Interesse vollständig zu verdunkeln droht. Entgegen der allgemein verbreiteten Erwartung hat die Regierung bereits für die bevorstehende Session die Erneuerung der mit dem 31. December 1881, also nach fast noch zwei Jahren, ablaufenden Bestimmung des „Septennates" der festen Friedenspräsenzstärke für das Reichsheer nach § 1 des Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 eingebracht. Noch weniger war die öffentliche Meinung darauf vorbereitet, daß sich mit diesem Antrage die Forderung einer Erhöhung der vor sechs Jahren so schwer erkämpften Präsenzziffer um stark ein Sechzehntel, zur Ausfüllung der neu zu errichtenden Cadres für mehr als ein volles Armeecorps verbinden würde. Indeß ist seit den großartigen Leistungen von 1866 und 1870 die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes so entfernt von jedem Verdachte, als ob unsere Heeresverwaltung leichthin ihre Anforderungen an Gut und Blut der Nation erhöhen könnte, daß die Stimmen, welche sich ohne weiteres für die Verwerfung der neuen Vorschläge auszusprechen wagten, sich sofort in einer ihnen selbst unheimlichen Vereinsamung fanden. Die große Masse des Volkes stellt an ihre Vertreter das gebieterische Verlangen, daß eine Frage, welche den Bestand des nationalen Staates und die Sicherheit des nationalen Wohlstandes bedingt, nicht zum Gegenstande des parlamentarischen Parteigefechtes gemacht werde. Nachdem grundsätzlich der „constitutionelle" Streit um die längere periodische Festsetzung der Präsenzstärke vor sechs Jahren ausgefochten ist, kann es sich heute nur einerseits um das Anerkenntniß einer politischen Nothwendigkeit, für welche allein die Regierung den zuverlässigen Maßstab besitzt, andererseits um die Möglichkeit handeln, den finanziellen Folgen der geplanten Heeresvermehrung gerecht zu werden. Ob und in wie weit zwischen diesen beiden Rücksichten noch eine gewisse Vermittelung möglich ist, kann nur die gewissenhafte Prüfung der Vorlage im Reichstage selbst ergeben, und es läßt sich von der großen Mehrheit dieser Körperschaft erwarten, daß sie von kleinlichem Markten um die Lebensinteressen des Vaterlandes sich eben so fern halten wie von leichtherziger Erhöhung der nationalen Lasten.

x.

Literatur.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880. Zürich, Orell, Füßli u. Co. 1880. — Auch in diesem Jahre ist das Taschenbuch, dessen neues Erstehen wir vor zwei Jahren in diesen Blättern begrüßen konnten, wieder erschienen und abermals sind Herausgeber und Verleger bemüht gewesen, das Buch in Bezug auf Inhalt und Form auf das beste auszustatten. Mehr als die Hälfte des Bandes nimmt diesmal eine Biographie aus dem literarischen Nachlasse von David Heß, dem Herausgeber Martin Usteri's, dem Verfasser der lieblichen, mit Unrecht vergessenen Novelle „die Rose von Jericho" u. a. S., ein: Die Lebens-, und man darf wohl sagen, die Leidensgeschichte des phantastischen Joh. Jac. Schweizer von Zürich und seiner Gemahlin Anna Magdalena Heß. Die letztere ist den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt: In den Briefen Lavaters

an die Marquise Branconi, welche vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift (1877, Nr. 44) mitgetheilt wurden, und denen dann die weiteren Eröffnungen von C. Burckhardt und H. Wentzel (1878, Nr. 16, 19) folgten, ist die Erinnerung an Madeleine, „die liebe Schweizerin“, zuerst wieder aufgetaucht und in weiteren Kreisen lebendig geworden, welche letzteren nun auch dem vorliegenden Jahrgange des Zürcher Taschenbuches ihre Aufmerksamkeit zu schenken Veranlassung nehmen dürften: Denn die hier mitgetheilte Geschichte des schweizerischen Ehepaares ist ein recht interessanter Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts und hat außer dem persönlichen auch ein ganz allgemeines Interesse. Wie ein reicher Zürcher Kaufmann, berauscht von den philanthropischen und revolutionären Ideen seiner Zeit, die Vaterstadt verläßt, um in Paris, unter den Augen der Männer der Revolution und in Verbindung mit denselben, seine Reichthümer zum Wohle der Menschheit zu verwenden, wie er aber am Ende nur das Opfer gewissenloser Speculanten und seiner eigenen Sorglosigkeit und Phantastereien wird, — das alles wird, zweifelsohne in zu breiter Ausführung, aber in zum Theil ergreifenden Bildern dem Leser vorgeführt. An dieses Hauptstück des Taschenbuches schließen sich kleinere, nicht minder interessante, an: Historisches geben Professor A. von Orelli, der aus zeitgenössischen Aufzeichnungen mittheilt, wie zur Zeit der helvetischen Revolution die Männer der neuen Aera die Mitglieder der Regierung von Zürich nach Basel deportirten, ebenso Dr. Heinrich Jecker, welcher die Geschichte der Ertheilung des Bürgerrechtes der Gemeinde Oberstraß bei Zürich an den Prinzen Louis Napoleon im Jahre 1838 an der Hand der Actenstücke erzählt, und endlich Prof. G. Meyer von Knonau, einige culturhistorische Details aus dem siebzehnten Jahrhundert. Auch Poetisches bringt das Buch: in erster Linie Gottfried Keller's „Johannisnacht“, ein Festspiel zur Becherweihe der Zunftgesellschaft zur Schmieden in Zürich, auf welches wir die Verehrer des Dichters, der hier einige vortreffliche Genrebilder aus dem Leben der reisigen Zunftgenossen der Schmiede aus früheren Jahrhunderten zum Besten giebt, besonders aufmerksam machen wollen. Ein Literaturbericht am Schlusse des Buches ist auch diesmal wieder sehr willkommen, könnte aber vollständiger sein, wir verweisen nur auf die wunderliche Auswahl in der Aufzählung der Arbeiten über H. Leuthold. — Bei dieser Gelegenheit sei auch eines anderen im gleichen Verlage erscheinenden (gegenwärtig bis zur fünften Lieferung vorgeschrittenen) Werkes gedacht: Das alte Zürich. Historisch und antiquarisch dargestellt von Salomon Vögelin. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. — Das gut ausgestattete, mit großer Gelehrsamkeit verfaßte und ansprechend geschriebene Buch ist natürlich in erster Linie für Zürcherische Leser von Interesse und von Wichtigkeit. Diesen aber soll es um so mehr empfohlen werden, als in dem raschen Leben der Jetztzeit die Erinnerungen an die Vergangenheit immer massenhafter verschwinden und die gegenwärtige Bevölkerung der alten und berühmten Stadt, mit ihren anderen Bedürfnissen und neuen Aufgaben, sich das einstige Bild derselben ohne einen gelehrten Führer bald gar nicht mehr wird vergegenwärtigen können. Das Buch giebt die Topographie Zürichs im sechzehnten Jahrhundert in einer in alterthümlichem Stile gehaltenen Erzählung, zu welcher historische Anmerkungen am Schlusse als Belege und Ausführungen kommen. Mit diesen Anmerkungen wird die Geschichte der großen baulichen Veränderungen, welche auf so engem Raume im Laufe von drei Jahrhunderten stattfanden, bis auf die Gegenwart fortgeführt. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 5. Februar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zur socialen Lage Oberschlesiens.

„Oberschlesien ist die Perle in der preußischen Krone", so sagte mit Stolz ein alter Oberschlesier, als ich vor längerer Zeit dieses Land kennen lernte und gestehen mußte, daß dasselbe einen wesentlich günstigeren Eindruck auf mich mache, als ich erwartet hatte. Und in der That scheinen hier alle Bedingungen vereinigt zu sein, um ein glückliches, reiches Volk zu ernähren.

Die herrlichen Waldungen, Fichten und Kiefern, untermischt mit Eichen, Buchen und Birken, haben einen Baumwuchs, wie man ihn in Deutschland selten findet, und wo dieselben dem Ackerbau haben weichen müssen, zeigt sich an den meisten Stellen ein Boden, der auch bei schlechtester Bestellung wesentlich fruchtbarer ist als märkischer Sand, dessen Erträge aber durch intensivere Cultur, insbesondere durch Drainage*), außerordentlich gehoben werden können. Mag aber derselbe immerhin nur mäßig fruchtbar genannt werden, so wird dieser Mangel mehr als ausgeglichen durch die unermeßlichen Schätze, welche er in seinem Schooße birgt, in erster Linie Eisen und Kohle, dann aber auch Zink, Blei und Silber. Es müssen eigenthümliche Verhältnisse zusammenwirken, um in einem solchen Lande Hungersnoth zu erzeugen. Der Anlaß, daß dieselbe gerade in diesem Jahre einzutreten drohte, war ja unzweifelhaft das theilweise Mißrathen der Kartoffeln und des Krautes. Aber wie kann ein reich gesegneter, zu einem civilisirten Staate gehöriger Landestheil durch eine partielle Mißernte an den Rand eines solchen Abgrundes gebracht werden?

Wenn ich in der folgenden Darstellung die diesjährige Krisis ausschließlich auf die socialen Verhältnisse der Bevölkerung zurückzuführen versuche, so muß ich mich im Voraus dagegen verwahren, als ob ich den Charakter der Einzelnen oder der Einwohnerschaft im Ganzen tadeln wollte. Im Gegen-

*) Dieser Boden ist schwere, undurchlässige Lette. Mißwachs hat daher fast immer seinen Grund in zu großer Nässe. Die Menge der Niederschläge ist verhältnißmäßig reichlich, nach „Triest, Topographie von Oberschlesien", etwa 23 Zoll gegen 13 Zoll in Breslau. Hiermit hängt jedenfalls auch die Ueppigkeit des Gras- und Baumwuchses zusammen.

Digitized by Google

theil! dieselbe ist äußerst gutmüthig, bescheiden, höflich, anstellig und bildungsfähig. Auf der andern Seite ist es freilich nöthig, wenn die Heilung eines tiefgreifenden Schadens angebahnt werden soll, die Gründe desselben rücksichtslos aufzudecken.

Als ich vor etwa sechs Jahren die sociale Lage Oberschlesiens beleuchtete*), wies ich besonders auf zwei Punkte hin, welche für die hiesige Bevölkerung charakteristisch sind, ihre außerordentliche Bedürfnißlosigkeit und ihre rapide Vermehrung. Die Verbindung dieser beiden Eigenschaften, welche in so inniger Wechselwirkung stehen, daß sie sich kaum von einander trennen lassen, müßte in jedem Lande der Erde von Zeit zu Zeit Krisen hervorrufen, wie sie hier früher in jedem Jahrzehnt wiedergekehrt zu sein scheinen**), und deren Intensität mit der Verdichtung der Bevölkerung zunimmt. Wir haben um so weniger Veranlassung, auf die frühere Schilderung zurückzukommen, als gegenwärtig durch die Tagesblätter die hiesigen Verhältnisse ziemlich allgemein bekannt geworden sind.***) Dazu ist seitdem eine lesenswerthe Monographie von Herrn Schlockow †) erschienen, welche unsere Darstellung bestätigt, nur düsterer gehalten ist, weil sie auf Anschauung des Industriebezirkes beruht, wo in der Zeit unserer sogenannten Industrieblüthe die Leichtigkeit des Gelderwerbes ihre entsittlichende Wirkung auf alle Gesellschaftsclassen ausübte.

In den nunmehr verflossenen sechs Jahren haben sich die Verhältnisse natürlich nicht wesentlich geändert. Die Ehen werden mit derselben, alle Vorstellung übersteigenden Leichtigkeit geschlossen, wie sonst. In einer mir genauer bekannten Ortschaft ††) waren von den sechzehn Paaren, welche im

---

*) In dieser Zeitschrift 1874, Nr. 42, S. 601 ff.

**) In einer ungedruckten, sehr zuverlässigen Chronik des Fürstenthums Pleß, deren Verfasser ausführlich und nach eigener Anschauung nur über das Decennium 1828—1837 Buch führt, sind zwei Jahre verzeichnet, in denen die Bewohnerschaft ganzer Dörfer nichts zu essen hatte, 1830—1831 und 1834—1835. Eine Folge davon waren im Winter Einbrüche und Räubereien; später nährte sich ein großer Theil des Volkes „von Hederich (Sinapis arvensis), den es von den Feldern klaubt, mit Wasser abbrüht und so verzehrt".

***) Die durch dieselben verbreitete Auffassung ist nur insofern vielfach schief, als es oft den Anschein hat, als wären die Verhältnisse gerade in diesem Jahre besonders traurig. Was die Berichterstatter Anfangs December gesehen haben, unterschied sich, die Ackerniederung ausgenommen, in keiner Weise von dem normalen Zustande. Jetzt, nachdem die Vorräthe der Aermeren verzehrt sind, würde die Noth allerdings größer sein, wenn nicht, Dank den reichen Gaben aus allen Gegenden, dafür gesorgt wäre, daß die untere Schicht der Bevölkerung sogar wesentlich besser genährt und gekleidet ist, als dies sonst in günstigen Jahren der Fall ist. Der Typhus herrscht hier ununterbrochen, in diesem Winter bis jetzt weniger als beispielsweise im vorigen oder gar vor zwei Jahren, wo derselbe bedenkliche Dimensionen annahm.

†) Schlockow, der oberschlesische Industriebezirk. Breslau, Korn. 1876.

††) Das Folgende gilt in erster Linie von Pleß und Umgegend. Doch ist der Abstand gegen die übrigen Nothstandsbezirke in socialer Hinsicht unbedeutend.

Digitized by Google

Laufe des Jahres 1879 geheirathet hatten, acht, von den vier Paaren, welche seit Anfang October, also nach der schlechten Ernte, geheirathet hatten, zwei schon vor Weihnachten unterstützungsbedürftig. Aus einer andern Ortschaft ist mir ein Fall bekannt, wo ein Paar, dessen Ehe erst seit dem Herbste datirt, seit vor Weihnachten unterstützt wird.

Gehört doch hier zur Eheschließung außer dem Gelde, welches der Geistliche für die Trauung erhält, gar nichts. Die Neuvermählten haben zuweilen keine Wohnung. Ich kenne einen Fall, in welchem ein schon der besser situirten Classe angehöriges Ehepaar sich bei den Eltern, die selbst nur eine einzige Stube hatten, einquartierte. Während in den meisten Fällen die Braut sich als Magd eine leidliche Ausstattung erspart, besitzen andere Paare nicht einmal ein Bett.

Dabei aber geht es auf der Hochzeit lustig her. Dieselbe ist niemals ohne Musik, welche von den Gästen bezahlt wird. Wegen der Beschränktheit der Wohnungen wird dieselbe gewöhnlich im Kretscham (Gasthaus) abgehalten, und ist ein öffentliches Tanzvergnügen für das ganze Dorf, wo jeder bezahlt, was er trinkt. Wo mehrere Gasthöfe sind, da zahlt oft der Gastwirth an den Hochzeitsvater eine Summe für die Vergünstigung, daß die Hochzeit bei ihm gefeiert wird, und von diesem Gelde wird für die geladenen Gäste das Essen hergerichtet.

Dieselbe kindliche Sorglosigkeit tritt auch bei der Disposition über den Grund und Boden hervor. Ein Bauer, der sich wohl noch ein weiser Haushalter dünkt, baut, wenn er drei Söhne hat, auf seinem Acker noch zwei neue Hütten, theilt jedem ein Stück seines Landes zu und glaubt so auf's beste für dieselben gesorgt zu haben. Derselbe Hof, der bis dahin eine Familie ernährte, muß nun für drei ausreichen. Es giebt Höfe, die auf diese Weise schon in Achtel und Sechzehntel zerfallen sind. In normalen Zeiten genügen eben für die hiesigen Ansprüche fünf Morgen Land, um eine Familie zu unterhalten, ohne daß die Besitzer irgendwie genöthigt wären, sich nach regelmäßigem Nebenverdienste umzusehen. Nur im Sommer pflegen die Männer auf Tagelohn zu gehen.

Die, welche kein Land besitzen, pachten häufig ein Stück, bis fünf Morgen, und können bei geringem Nebenverdienste mit ihrer Familie von dem Ertrage ihren Ansprüchen gemäß leben. Nach einer Mißernte aber sind sie fast in jeder Hinsicht besser daran, als die kleinen Grundbesitzer. Sie zahlen natürlich keine Pacht, während die Abgaben vom Grund und Boden unverändert bleiben. Zu den Gemeindelasten werden sie ohnehin weniger herangezogen. Sie sind nicht an die Scholle gebunden, sondern können in der nur einige Meilen entfernten Industriegegend Arbeit suchen, die dort besonders in diesem Winter leicht zu finden ist. Endlich sind sie die ersten Anwärter

Digitized by Google

auf Unterstützungen. Dafür hätte der kleine Grundbesitzer allenfalls den einen Vortheil voraus, daß er ein kleines Anlehen aufnehmen könnte; indeß wegen der maßlosen Ungeschicklichkeit in Geldoperationen bei Leuten, die fast zur Hälfte nicht lesen und schreiben können, kann dieser Vorzug gerade wieder eine Quelle neuen und dauernden Elendes werden.

Schritte nun die Intelligenz der Bevölkerung entsprechend vor, würde etwa ein intensiver Gartenbau betrieben, so ließe sich gegen die Zertheilung des Grundbesitzes vielleicht weniger einwenden. Aber im Gegentheil! Es gab hier früher eine große Bienenzucht, dieselbe hat sich wesentlich verringert. Es wurde viel Flachs gebaut, gesponnen und gewebt; die alten Frauen können vielfach noch spinnen, aber der Rocken steht unbenutzt, und die Töchter lernen diese Fertigkeiten nicht mehr. Der Hopfenbau ist gänzlich verschwunden. Der Obstbau scheint früher viel gebracht zu haben; die kleineren Stellen heißen überall Gärtnerstellen, aber der Garten ist nicht mehr. Der Boden eignet sich, wie wir aus Erfahrung wissen, ganz vorzüglich zum Anbau mancher Gemüsesorten; aber das Gemüse für die Stadt wird großentheils aus dem sieben Meilen entfernten Ratibor zu Wagen hergeschafft. Die Dorfbewohner kennen nur das Kraut. Dieses und besonders die Kartoffel ersetzt ihnen alles, und indem werthvollere und gehaltreichere Nahrungsmittel durch letztere nahezu vollständig verdrängt sind, ist sie für Oberschlesien, wie für Irland, aus einem Segen ein Fluch geworden.

In Folge der Leichtigkeit, mit welcher hier eine Familie ihren leider zu geringen Ansprüchen gemäß erhalten werden kann, ist denn auch der Zuwachs der Bevölkerung aus sich selbst heraus wahrscheinlich größer, als in irgend einem andern ausgedehnteren Bezirke des preußischen Staates. Nach den Ergebnissen der Volkszählungen erscheint die Vermehrung in den ländlichen Kreisen allerdings nicht so bedeutend, weil die industriellen Bezirke und besonders die großen Städte mit ihrem Zuzug von außerhalb mehr hervortreten, während hier umgekehrt ein Abfließen der Bevölkerung in die Industriegegend stattfindet. Zieht man aber nach den Standesamtsregistern den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in Rechnung, so ergiebt sich, daß derselbe im Jahre 1877, dem letzten, für welches die Resultate abgeschlossen vorliegen, betragen hat: in Preußen 1,436 Procent, im Regierungsbezirk Oppeln 1,556 Procent, in den vier südlichen, am meisten vom Nothstande betroffenen Kreisen 1,534 Procent*). Diese Zahlen gewinnen jedoch noch eine ganz andere Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, was wir 1874 nachgewiesen haben, daß die Anzahl der bereits vorhandenen Kinder, welche doch

*) Die Zahlen sind berechnet nach den Mittheilungen des statistischen Bureaus über die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1877.

Digitized by Google

für die weitere Vermehrung zunächst in Betracht kommen, mit der Annäherung an die slavischen Bezirke auffallend zunimmt. Es kamen damals auf hundert Personen über zehn Jahren im Regierungsbezirk Liegnitz 27,4, Regierungsbezirk Breslau 31,1, Regierungsbezirk Oppeln 37,8, Kreis Pleß 40,1 Kinder unter zehn Jahren. Könnte man also, wozu das statistische Material leider nicht ausreicht, den Bevölkerungszuwachs mit der Zahl der Erwachsenen vergleichen, so würde sich für die slavische Bevölkerung ein außerordentlich hohes Verhältniß im Vergleiche zu der germanischen ergeben.

Unter diesen Umständen mußte selbst die Hebung, welche der Wohlstand vor dreißig Jahren durch die Ablösung der Servituten, und inzwischen noch durch die Anlage von Eisenbahnen und Chausseen erfahren hat, mit der Zeit wirkungslos werden. Auf den Stellen, welche seitdem nicht getheilt worden sind, sitzt heute freilich nicht, wie 1847—1849, eine hungernde Familie, sondern ein wohlhabender Bauer, den das Mißrathen einer einzelnen Frucht nicht im geringsten incommodirt. Aber auf andern Stellen, wo damals eine Familie hungerte, werden heute, wo dieselbe Scholle sechzehn Haushaltungen nähren muß, doch schon wieder einzelne verpflegt.

Verfasser ist nicht Anhänger der Lehren, welche gewöhnlich als Malthus'sche ausgegeben werden. Aber auf der andern Seite, wo sieht man denn die Carey'sche „Macht der Association"? Wo rückt denn in den industrielosen Gegenden der Producent dem Consumenten immer näher? In guten Jahren sind Alle Producenten, und drücken dadurch den Preis der schwer transportablen Kartoffel so weit herunter, daß im vorigen Jahre fünfzig Kilogramm eine Mark kosteten, und in ungünstigen Jahren sind Alle kaufunfähige Consumenten. Daher die niedrigen Preise und der Kartoffelexport selbst in diesem Herbste. Wären die Bedürfnisse mannichfaltiger, so wäre damit auch der Trieb zu ihrer Befriedigung, die Nothwendigkeit vielseitigerer Beschäftigung gegeben. Es würde mindestens ein leistungsfähiger Handwerkerstand entstehen, während gegenwärtig, wenn wirklich einmal größere Arbeiten zu machen sind, dieselben außerhalb angefertigt werden müssen. Ich will hiermit unsern städtischen Handwerkern keinen Vorwurf machen. Aber bei der Bedürfnißlosigkeit der Bevölkerung ist ihr Absatz zu gering. Sie können sich auf größere Einrichtungen nicht einlassen, weil dieselben nicht rentiren würden; tritt also einmal eine außerordentliche Nachfrage an sie heran, bei der sie etwas mehr als gewöhnlich verdienen könnten, so sind sie derselben nicht gewachsen. Eben so giebt es unter den kleinen Grundbesitzern viele fleißige und ordentliche Leute. Aber bei der geringen Mannichfaltigkeit der Beschäftigung und der großen Concurrenz auf den wenigen vorhandenen Gebieten verdienen sie trotz aller Mühsamkeit wenig und kommen nicht so vorwärts, wie es zur dauernden Hebung des allgemeinen Wohlstandes nöthig wäre. Wenn sie

Digitized by Google

wirklich im Laufe eines entbehrungsvollen Lebens tausend Mark erspart haben, ist doch jedes einzelne ihrer zahlreichen Kinder übler daran, als sie selbst waren.

Ein Land kann nur gedeihen, wenn die allgemeine Hebung der Cultur schneller fortschreitet, als die Verdichtung der Bevölkerung. Uebervölkerung ist ein relativer Begriff. Derselbe Kreis, welcher bis vor dreißig Jahren periodisch an Hungersnoth litt, könnte heute seine um mehr als die Hälfte vermehrte Bevölkerung wahrscheinlich sehr gut ernähren, wenn die Intelligenz derselben gehoben wäre, wenn sie gelernt hätte, einen Theil ihres reichen Kindersegens in andern Erwerbszweigen als dem Ackerbau unterzubringen, sich menschlich zu nähren, menschlich zu wohnen. Aber ihre Intelligenz ist wenig fortgeschritten, sie ist unmündig, wie sie es vor ihrer Befreiung vom Robotdienste war, sie hat die Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage nur dazu benutzt, um sich in schnellerer Progression zu vermehren. Eine solche Bevölkerung bedarf der Bevormundung in höherem Grade als eine andere, sie muß zunächst „gegen ihren Willen glücklich gemacht werden". Wenn der Staat noch so außerordentliche Opfer bringt, ohne dem Grunde des Uebels beizukommen, so sind dieselben nicht nur verloren, sondern es müssen über kurz oder lang bei einer weiteren Verdichtung der Bevölkerung noch schlimmere Zustände als heute hervortreten.

Denken wir uns, es wäre möglich, den Wucher durch äußere Maßregeln zu beseitigen, denken wir uns, der Acker würde durch Drainage auf Staatskosten verbessert, kurz, denken wir uns jede mögliche und unmögliche der vielen vorgeschlagenen Verbesserungen durchgeführt, wir kommen über kurz oder lang, spätestens nach einer Generation, immer wieder zu denselben Verhältnissen, wenn die Bevölkerung in ihrer wirthschaftlichen Unmündigkeit verharrt. Um dieselbe aber mündig zu machen, dazu gehören Jahrzehnte, und bis dahin ist unseres Erachtens eine Bevormundung unerläßlich. Daß durch letztere Schaden gestiftet werden kann, ist freilich zuzugeben. Aber ist denn nicht die periodisch wiederkehrende Austheilung von Unterstützungen eine Bevormundung der allerschlimmsten Art, durch welche die Selbständigkeit, das Ehrgefühl, der Trieb zur Sparsamkeit, welche ohnehin bei der hiesigen Bevölkerung noch vielfach schlummern, auf Jahre hinaus untergraben und dafür niedrige Leidenschaften, Mißgunst, Begehrlichkeit, ja geradezu communistische Ideen geweckt werden? Es handelt sich also gar nicht darum, ob die hiesige Bevölkerung bevormundet werden muß: sie wird heute thatsächlich bevormundet. Wer unsere Forderung für einen Angriff auf den Liberalismus, für ein Liebäugeln mit der Reaction hält, der muß auch die Sammlungen für Oberschlesien verbieten und die gesetzgebenden Factoren von der Schädlichkeit eines Nothstandsgesetzes überzeugen. Gelingt ihm das nicht, so kann nur noch die Art der Bevormundung

Digitized by Google

in Frage kommen. Dieselbe ist uns ein Nothbehelf, bis die radikale Besserung, die Hebung der Intelligenz durchgeführt ist.

Handelte es sich bei letzterer nur um die Beibringung von Schulkenntnissen, so wäre die Schwierigkeit verhältnißmäßig klein. Die Kinder sind sehr geweckt und nach meiner Erfahrung deutschen Kindern bis zum vierzehnten Lebensjahre überlegen; vielleicht in ähnlicher Weise, wie ja auch Mädchen durchschnittlich leichter lernen, als gleichaltrige Knaben.

Natürlich müßte mit aller Strenge auf regelmäßigen Schulbesuch gehalten werden, wenigstens im Sommer.*) Der Umstand, daß die Kinder an eine gewisse Regelmäßigkeit gewöhnt werden, welcher sich auch die Eltern fügen müssen, daß dieselben gewaschen und gekämmt werden, daß die Mutter zu diesem Zwecke aufstehen muß**), kurz, daß die ganze Wirthschaft einen ordnungsmäßigen Charakter annimmt, ist für die gegenwärtige Generation vielleicht wichtiger als die Erwerbung von Schulkenntnissen.

Wenn hinsichtlich des letzten Punktes über langsame Fortschritte der Kinder geklagt wird, so liegt der Grund allerdings theilweise in den durch die Tagespresse bekannt gewordenen Umständen, in dem Lehrermangel und bei ungeschickten Lehrern auch in der übertriebenen Anwendung der Methode, daß der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt werden soll; doch wird in diesen Punkten gewiß bald Remedur geschaffen werden. Dagegen scheint mir die schwerste Schädigung des Unterrichtes die zu sein, daß derselbe im Sommer in den Mittagsstunden ertheilt wird. Was soll der Lehrer mit Kindern anfangen, die bei schlechtester Ernährung früh aus dem Bette getrieben worden sind, um das Vieh zu hüten, und die nun, schon von den weiten Wegen auf's äußerste ermüdet, zur Schule kommen? Zugleich würden die Eltern auf diese Weise lernen, daß schulpflichtige Kinder nicht dazu mißbraucht werden dürfen, um die Familie zu ernähren, daß die Erziehung derselben doch einige Opfer erheischt. Und bei der Leichtigkeit, mit welcher der nun einmal übliche Lebensunterhalt erworben wird, wäre die kleine in der vorgeschlagenen Maßregel liegende Härte in guten Jahren höchstens ein Zwang für die Eltern, ihrer-

*) Im Winter können die klimatischen Verhältnisse ein absolutes Hinderniß werden. Uebrigens habe ich die Erfahrung gemacht, daß thätige Schulinspectoren auch bei der jetzigen Gesetzgebung einen ziemlich regelmäßigen Schulbesuch erzwungen haben. Wie eigenthümliche Schwierigkeiten jedoch zuweilen eintreten, zeigt folgender Fall: eine übrigens fleißige Frau, welche aus reiner Gutmüthigkeit gegen die Kinder dieselben nicht zur Schule schickte, entgegnete auf Befragen hierüber: nun, da müsse ihr Mann einen Tag sitzen (Execution ist natürlich fruchtlos), könne sich nicht betrinken und komme am nächsten Tage nüchtern nach Hause!

**) Wenn der Mann früh auf Arbeit geht, steht nicht etwa die Frau auf, um ihm Kaffee oder eine Suppe zu bereiten; kann man sich da wundern, wenn er sogleich mit Schnaps anfängt? Um 8 resp. 9 Uhr erhält er seine erste Mahlzeit.

Digitized by Google

seits etwas mehr zu arbeiten. Gerade dieses Jahr, wo der ärmere Theil der Bevölkerung ohnehin besser situirt ist als sonst, wäre der geeignetste Zeitpunkt für die Einführung derselben.*)

Die allgemeine Einführung des sogenannten Industrieunterrichtes, in welchem die Mädchen hauptsächlich nähen und stricken lernen, ist ein Verdienst des Ministers Falk, für welches die oberschlesische Bevölkerung nicht dankbar genug sein kann. Wenn das weibliche Geschlecht erst gelernt haben wird, sich im Hause zu beschäftigen, ein zerrissenes Kleidungsstück zu flicken, Wäsche zu nähen und dergleichen, werden viele der gegenwärtig bestehenden Uebel von selbst schwinden. Ist es nicht eine Schande, daß die der ärmeren Bevölkerung geschenkte Leinewand auch noch auf Kosten der Wohlthäter zu Kinderhemden verarbeitet werden muß, während die Mütter müßig sind?

Doch wie hoch man auch von der directen und indirecten Einwirkung der Schule denken mag, dieselbe kann erst nach Generationen zu voller Geltung kommen. Vorläufig kommt es bei der oberschlesischen Bevölkerung nicht allein darauf an, ihr über die augenblickliche Noth hinwegzuhelfen, was gegenwärtig als geschehen zu betrachten ist, sondern darauf, dieselbe so weit zu heben, daß sie für einige Jahrzehnte wirthschaftlich auf eigenen Füßen stehen kann. Es müssen ihr die Mittel gewährt oder aufgezwungen werden, welche es ihr ermöglichen, selbständig zu werden, und sie muß sodann zweitens auch noch genöthigt werden, diese größeren Mittel wirklich zu dem gedachten Zwecke zu verwenden.

Alle Vorschläge, welche zu unserer Kenntniß gekommen sind, beschäftigen sich, abgesehen von der Bekämpfung des Branntweintrinkens, nur mit dem ersten Punkte. Fast in allen werden von dem Staate unverhältnißmäßig große Opfer verlangt, die zwar nicht unerschwinglich wären, doch aber wieder gerade das verhindern würden, was hauptsächlich erreicht werden muß, daß nämlich die Bevölkerung lernt, sich wirthschaftlich unabhängig zu fühlen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Vorschläge einzeln zu betrachten; vielmehr wollen wir nur an den wichtigsten derselben allgemeine Gesichtspunkte entwickeln.

Nach dem Urtheile der Sachverständigen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Drainage hier fast überall ohne zu großartige Vorarbeiten durchführbar ist, und daß durch dieselbe, bei verhältnißmäßig geringem Anlagecapital, die Erträge des Ackers wesentlich gehoben werden. In einem einzigen nassen Jahre, wie das verflossene, hat sich die ganze Anlage, wo sie

*) Daß es trotz des Mittagsunterrichtes hier Schulen giebt, in welchen man nur an der harten Aussprache des Deutschen merkt, daß man sich nicht mitten im Reiche befindet, zeugt gewiß nicht nur für die Tüchtigkeit des Lehrers, sondern auch für die Befähigung der Kinder.

Digitized by Google

durchgeführt war, durchschnittlich mindestens zur Hälfte bezahlt gemacht. Die Drainage müßte also, selbst gegen den Willen der unverständigeren Grundbesitzer, durchgeführt werden, aber natürlich auf Kosten der Betheiligten, welchen der Staat, soweit sie unvermögend sind, das sicher angelegte Geld vielleicht auf einige Jahre zinsfrei vorzustrecken hätte. Hiermit wäre zugleich erreicht, daß es auf eine Reihe von Jahren nicht an Arbeit fehlte, und daß nicht eine demoralisirende Wohlthätigkeit überhand zu nehmen brauchte. Auch die Frage nach Schaffung einer Industrie in den ländlichen Bezirken würde sich so auf lange Zeit erledigen. Wir erachten ein Experimentiren auf diesem Gebiete für höchst gefährlich, und es scheint uns nicht angezeigt, unserer erst in der Genesung begriffenen Industrie eine künstliche Concurrenz zu bereiten.

Etwas weiter könnte der Staat vielleicht, da die Gemeinden vorläufig noch nicht leistungsfähig sind, bei Schulbauten gehen, welche doch möglichst bald ausgeführt werden müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie zum Theil noch einige Jahre leer stehen sollten, oder, was bei den schlechten Wohnungsverhältnissen wünschenswerth wäre, vermiethet würden. Bei Anlage guter Communicationswege, so weit sie nöthig sind, pflegt der Staat oder die Provinz ja ohnehin Unterstützung zu gewähren. In diesem Punkte geht man nach unserer Auffassung stellenweise fast zu weit. Der Kreis Pleß z. B. hat schon ohne die diesjährigen Bauten mehr Chausseen, als irgend ein Kreis der Provinz Schlesien. Die leichtlebige Bevölkerung benutzt die guten Wege nur zu gern, um ohne dringende Veranlassung zur Stadt zu fahren, und „eine Stadtreise ist eine Tagereise", heißt es sogar in der Mark. Dagegen wäre eine Herstellung passabler Dorfstraßen, natürlich ausschließlich durch Gemeindearbeit, schon im Interesse der Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit dringend zu wünschen.

Durch die angedeuteten und vielleicht noch durch einige andere Maßregeln, z. B. durch Vereinfachung der Verwaltung, wäre den Bewohnern Oberschlesiens zunächst die Möglichkeit gewährt, ein menschenwürdigeres Dasein zu führen, ihre Bedürfnisse so weit zu erhöhen, daß in Zeiten der Noth, die ja überall einmal eintreten, eine geringe momentane Einschränkung derselben überhaupt denkbar ist. Viel schwieriger gestaltet sich die zweite Aufgabe, dieselbe zu nöthigen, daß sie wirklich die Möglichkeit in der angedeuteten Weise ausnutze. Schon der Umstand, daß die vor dreißig Jahren erfolgte, vielleicht noch wichtigere Hebung ihrer wirthschaftlichen Lage keinen nachhaltigen Einfluß gehabt hat, sollte zur äußersten Vorsicht mahnen.

Hier wäre nun abermals der Hebel bei der Schule einzusetzen. Sobald die Anlagekosten für die Drainage abbezahlt wären, müßten die Gemeinden mit aller Kraft zur Unterhaltung der Lehrer herangezogen werden. Die Leute müssen eben durchaus lernen, daß die Erziehung der Kinder Opfer erheischt.

Digitized by Google

Als ein besonderer Fluch für die Culturstufe, auf der die hiesige Bevölkerung doch nun einmal steht, hat sich die Zerstückelung des Grundbesitzes erwiesen. Was würde nun die abermalige Hebung der Bodenerträge helfen, wenn die Scholle abermals getheilt wird? Gesetzliche Maßregeln gegen den Mißbrauch anzurufen, ist immerhin bedenklich. Indeß ein Theil des Uebels würde schon durch die Erkenntniß desselben schwinden. Wir erwähnten früher, daß es hier eine eigene Classe kleiner Parzellenpächter giebt. Wenn die Eigenthümer erkennen, daß diese Art der Verpachtung kein Segen für die Bevölkerung ist (die Verpachtung von etwa einem Morgen als Kartoffelland und Garten würde dagegen wahrscheinlich zu empfehlen sein), werden sie dieselbe unzweifelhaft einstellen, oder vielmehr, da eine plötzliche Aenderung des Wirthschaftssystemes auch wieder Schaden erzeugt, allmählich einschränken. Die Bauern aber könnten gewiß durch den Einfluß einsichtiger Seelsorger vielfach von der zu weit getriebenen Theilung ihrer Grundstücke abgehalten werden. Auch durch polizeiliche Maßregeln ließe sich Manches thun, indem an die neu zu erbauenden Gehöfte, resp. an die neu einzurichtenden Wohnungen verschärfte Ansprüche gestellt würden.

Damit kommen wir zu einem sehr heiklen Punkte, dem der unbedachten Eheschließungen. Auch hier würde sich der Einfluß der Geistlichen, jedoch aus gewissen, nicht näher zu erörternden Gründen, nur in geringem Grade geltend machen können. Dagegen haben es die größeren Gutsbesitzer in der Hand, hier in mildester Weise und zum dauernden Wohle der ärmeren Bevölkerung einzuschreiten. Es herrscht nämlich die Sitte, daß das Gesinde der größeren Güter nicht von der Herrschaft beköstigt wird, sondern sich selbst verpflegt. Den Knechten bleibt mithin nichts übrig, als sich möglichst bald zu verheirathen. Wollte die Herrschaft die Beköstigung der Unverheiratheten selbst übernehmen, so wäre damit ein Motiv für eine große Anzahl der unbedachtesten Eheschließungen beseitigt. Nebenbei würde noch erreicht, daß die Leute sich an nahrhaftere Speisen gewöhnten — denn besser, als sie sich selbst beköstigen, würden sie unter allen Umständen verpflegt werden — und daß wenigstens e i n e Magd auf jedem Gute diese Speisen kochen lernte. Freilich erheischt die Neuerung zunächst einige materielle Opfer und, wie jeder Landmann weiß, große Geduld. Doch ist an dem guten Willen der betheiligten Kreise nicht zu zweifeln. Verfasser ist gerade durch einen Großgrundbesitzer aus der Umgegend von Pleß auf die Wichtigkeit dieses unscheinbaren Punktes aufmerksam gemacht worden. Freilich wäre ein möglichst allseitiges, gemeinschaftliches Vorgehen nöthig, weil die Leute sonst einen Dienst meiden würden, in dem sie nicht von ihrem Deputatgelde noch etwas „auf Schnaps" erübrigen könnten.

In andern Fällen wäre durch polizeiliche Maßregeln, welche sich ohne-

Digitized by Google

hin als nöthig erweisen werden, mancherlei zu bessern. Die oberschlesischen Wohnungsverhältnisse sind auch durch die Tagesblätter als unerhört traurige anerkannt worden. Schon aus sanitätspolizeilichen Rücksichten, sollten wir meinen, müsse ein Einschreiten gegen diese Brutstätten des Typhus gestattet sein. Wollte man nun plötzlich an alle Wohnungen den Maßstab gesundheitlicher Anforderungen legen, so würde in manchen Dörfern kaum ein Haus stehen bleiben können. Die Leute, welche an ihr Heim gewöhnt, und gewissermaßen durchseucht sind, würden ihre etwaigen geringen Ersparnisse in eine zunächst unproductive Anlage stecken müssen und wirthschaftlich womöglich noch zurückkommen. Wenn dagegen bei jeder neuen Eheschließung der Nachweis einer menschlichen Wohnung zu erbringen wäre, so würden langsam, wie jede gesunde Entwickelung sein muß, diese Verhältnisse gebessert werden. Auch von einem Einlieger, meinen wir, könnte man wohl den Nachweis einer besonderen Stube von einem vorzuschreibenden Cubikinhalte verlangen. Wir wissen wohl, daß in dieser Hinsicht auch in großen Städten traurige Verhältnisse vorkommen. Aber auf dem Lande fehlt es ja nicht an Raum, und die Controle wäre verhältnißmäßig leicht durchzuführen. Zugleich würden die Ehen nicht mehr so ohne Vorbedacht geschlossen werden können, die Brautleute würden sich im Voraus nach einer Wohnung umzusehen haben, sie würden wissen, zu welchem Zwecke sie zu sparen hätten, und später in eine Häuslichkeit eintreten, welche Ordnung und Reinlichkeit wenigstens möglich macht.

Gegen die vielen geschilderten Vortheile, von denen wir nicht sehen, wie sie sich anderweitig leichter erreichen ließen, dürften die immerhin vorhandenen Bedenken zurücktreten. Jedenfalls greift unser Vorschlag nicht annähernd so schroff in die persönliche Freiheit ein, wie etwa der Impfzwang. Und sind wir denn nicht fast bei jedem Entschlusse in der Lage, von zwei Uebeln das kleinere wählen zu müssen?

Endlich wollen wir noch auf einen Krebsschaden aufmerksam machen, der bei der Gutmüthigkeit der hiesigen Bevölkerung weitgreifende Folgen hat, die Bettelei. Gegen sie sollte von polizeilicher Seite mit äußerster Strenge vorgegangen werden. Und sollte zur Ausrottung dieses Uebels selbst die Errichtung einer Zwangsarbeitsanstalt nöthig werden, so glauben wir, daß der Staat gar kein segensreicheres Opfer als dieses für unsern Distrikt bringen kann.

Auch das Bestehen fast übermäßig vieler Wohlthätigkeitsanstalten ist unsers Erachtens ein sittlicher Schaden, mindestens für die ärmeren Classen. Der gebildete und wohlhabende Theil der Bevölkerung scheint vielfach noch nicht zu ahnen, daß durch übertriebene Wohlthätigkeit nicht nur die Armuth groß gezogen, sondern auch eine Demoralisation der ärmeren Classen herbeigeführt wird.

Digitized by Google

Dies sind etwa die Gesichtspunkte, nach denen wir uns die Bevormundung der oberschlesischen Bevölkerung durchführbar denken. Die von uns vorgeschlagenen Maßregeln dürften weniger eingreifend sein als Vieles, was anderweitig vorgeschlagen ist, und sie dürften bei besonnener Durchführung zum Ziele führen, ohne daß für die Stetigkeit der Entwickelung eine so gefährliche Unterbrechung, wie sie in diesem Jahre nöthig war, zu befürchten wäre.*)

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal das Resultat unserer Untersuchungen, so ist dasselbe verhältnißmäßig erfreulich. Im Gegensatze zu Irland scheint hier überall die Hoffnung auf nachhaltige Gesundung, auf die Herstellung normaler Verhältnisse ohne tiefe, gefährliche Eingriffe begründet. Der unverdorbene Sinn der hiesigen Bevölkerung wird hoffentlich auch das Experiment, welches in diesem Jahre, unter einem Zwange unvorhergesehener Verhältnisse, an derselben vorgenommen wird, ohne dauernden Schaden überstehen. E. Witte.

Die Götter des Parthenonfrieses.**)

Ich will über die Götter am Ostfriese des Parthenon sprechen und über die Fortschritte in ihrer Erklärung. Große Schwierigkeiten sind nicht ohne Irrthümer und Rückschritte zuletzt überwunden worden, und noch ist die Aufgabe nicht gelöst, noch ist es nöthig, alle Mittel aufzusuchen, um nur die allzu weite Frage in die Enge zu treiben, damit die Probabilitäten vermindert und die übrig bleibenden präcisirten Fragen präcise beantwortet werden können.

Drei Menschenalter arbeiten nun an der Lösung dieser Aufgabe. Und ich unterscheide drei Perioden in der Geschichte dieser Arbeit, eine erste der Anfänge, eine mittlere der Gährung, eine dritte der lebenden Erklärer.

Als im Ausgange des Heidenthumes der Tempel zur Kirche umgebaut wurde, da nahm man die mittlere derjenigen drei Platten des Ostfrieses, auf welche die vierzehn Götterfiguren vertheilt sind — in zwei Reihen, welche durch die eingeschobene centrale Priestergruppe von einander getrennt werden — vorsichtig heraus und bewahrte sie auf. Die große Pulverexplosion von

---

*) Die Drainage betreffend, ersehen wir nachträglich aus der Rede, welche Fürst Pleß am 26. Januar im Herrenhause gehalten hat, daß der Mehrertrag auf den Morgen drainirten Landes in diesem Jahre betragen hat: an Roggen 5 Scheffel, an Raps 4 Scheffel, an Hafer 4—7 Scheffel, an Kartoffeln 16—21 Scheffel. Die Anlagekosten belaufen sich auf 50 Mark.

**) Nach einem Vortrage beim Winckelmannsfest des deutschen archäologischen Instituts zu Athen. 1879.

Digitized by Google

1687 warf mit der Cella auch den Pronaos zu Boden. Glücklicherweise hatte kurz vorher, 1674, Carrey die zwei Flügelplatten gezeichnet; 1750 nahm Stuart für die Alterthümer von Athen die mittlere und die linke Flügelplatte auf, nicht ohne Fehler. Fauvel ließ für Choiseul-Goiffier wie von andern Parthenonsculpturen, so auch von dem Knaben am Ende der rechten Reihe Formen nehmen, welche nach Paris kamen; Abgüsse wurden nach England und Deutschland versandt, theils unverfälschte, welche den Knaben mit Flügeln und Sonnenschirm in dem beschädigten Zustande des Originales zu Fauvel's Zeit geben, theils überarbeitete, auf welchen die Reste des Schirmes und der Flügel beseitigt und die Schäden an der Figur selbst verstrichen sind. Mit den Elgin Marbles kamen 1806 die Mittel- und die linke Nebenplatte, von der rechten nur die rechte Hälfte und diese in neuerdings arg mißhandeltem Zustande nach London; der Knabe war jetzt vom Reliefgrunde ganz abgehauen worden, so daß kaum die Umrisse zu erkennen sind. 1836 wurde auch die linke Hälfte derselben Platte in trefflicher Erhaltung aus dem Schutte des Parthenon gegraben, und sie bildeten jetzt eines der werthvollsten Stücke des Akropolismuseums. Dies ist das Material für die archäologische Interpretation.

Platte IV: London.	Platte V: London.	Platte VI: Athen und London.
Sieben Götter.	(Priester.)	Sieben Götter.

Den Anfang macht Stuart in den Alterthümern von Athen; dann folgt Visconti 1794 im Museum Worsleyanum und 1816 in seinem Mémoire über die Elgin Marbles: Leake's Topographie von Athen 1821, auch der spätere Hawkins sind der Art nach jenen anzuschließen. Aus dem Umstande, daß zwölf jener vierzehn Personen auf Stühlen sitzen, sie allein von allen am ganzen Friese, und aus ihrer größeren Proportion schloß Stuart auf ihren göttlichen Charakter; und die Götter nehmen an dem Panathenäenfeste Theil, welches der gesammte Fries darstellt, wie er die vier Seiten des Tempelhauses umspannte. Wenn Stuart's Einzelerklärungen unter den Irrthümern seiner Zeichnungen gelitten haben, so hat Visconti sich und seinen Nachfolgern durch grundlose Combinationen geschadet; zum Beispiel, wenn er die Analogie des Jünglings, der das rechte Knie mit gefalteten Händen umspannt, zu der bekannten Statue des sitzenden Mars in Villa Ludovisi zwar bemerkt, aber, statt sie für die Erklärung des Jünglings zu verwerthen, ihn Triptolemos nennt; nicht als ob irgend ein Merkmal an der Figur auf jenen eleusischen Heros, der auf seinem Flügelwagen die Gaben der Demeter über die Erde verbreitete, hinwies, sondern Visconti schloß nur aus der Nachbarschaft der Frau, die er nach der Fackel, die sie trägt, Demeter nannte. Noch schärferes Licht wirft auf diese Combination die Beleuchtung einer zweiten;

Digitized by Google

jene unverkennbare Matrone, welche Visconti selbst nach Stuart's Vorgange früher richtig als Hera erkannt hatte, erklärte er später für Athena, blos weil das danebenstehende Mädchen Nike schien und weil in Athen Nike mit Athena innigst verbunden war; in Folge dessen mußte er die, auch von ihm selbst vordem richtig erkannte Athena zur Hygieia degradiren; obgleich die Hera schon von Visconti's nächstem Nachfolger wiedereingesetzt wurde, hat doch die falsche Hygieia der echten Athena noch auf lange hin den Platz streitig gemacht, und noch länger jener falsche Triptolemos dem echten Ares. Selbst Leake, der unter Wenigen zuerst letzteren aufnahm, zögerte doch, den Triptolemos ganz fallen zu lassen; er versetzte ihn an die andere Seite der Demeter, um ihn erst in der zweiten Auflage 1841 ganz zu beseitigen. Stuart hatte sich auf die Erklärung der zwei von ihm gezeichneten Platten beschränkt; auf dieselben beschränkte sich Leake wie Hawkins; Visconti zog die dritte Platte in den Kreis; da ihm aber nur der überarbeitete Gypsabguß neben Carrey's Zeichnung, welche die Flügel des Knaben auch nicht hat, vorlag, so mußte seine Erklärung, wenigstens der Schlußgruppe, in die Irre gehen: er wählte den jungen Erechtheus mit seinen Pflegerinnen Aglauros und Pandrosos.

Die zweite Periode empfängt ihr Gepräge durch den deutschen Systemgeist, der im Motive berechtigt und im letzten Erfolge bewährt, selbst lange im Dunkeln tappte und die Einzelerklärung vollends verdarb. Ein offenes Meer vielgestaltiger Systeme wogte durcheinander. Aus dem großen Strome hebe ich einige hervor, welche selbständigere Wege gingen. Schon im Tübinger Kunstblatt 1822 leugnete Weber, und später von neuem Bötticher — seit seinen Vorlesungen in der Berliner archäologischen Gesellschaft 1853 bis auf seinen Zophoros 1875 —, daß man hier überhaupt Götter sehen dürfe; es seien Menschen der Gegenwart, Obrigkeiten, Priester, Athener, versammelt zur Berathung oder Leitung oder bloßer Schau. Emil Braun und Pervánoglu proponirten plastische Darstellungen der Urgeschichte und Landeskunde Attika's; Braun publicirte 1851 die in Athen befindliche Platte, deren gute Erhaltung die volle Naturwahrheit Phidias'scher Götter beobachten läßt; er aber ließ sich durch das antiquirte Dogma der bedürfniß- und aderlosen Götter verleiten, die Götter zu leugnen und Sterbliche, Heroen zu erkennen, die attische Königschronik, Kekrops Kranos und so weiter, Erechtheus mit Frau und Kind, Theseus und Hippolyte; wenn er eine beachtenswerthe Warnung gegen die bisher arglos geübte Vermengung von Göttern und Heroen gab, so ist zu bedauern, daß er sie nach der falschen Seite befolgt, selbst aber mißachtet hat zu Gunsten der Visconti'schen Demeter. Pervánoglu aber sprach sich 1866 im Neuen schweizerischen Museum für attische Stammesgottheiten

Digitized by Google

aus, die Götter der Stämme, aus welchen in der Urzeit die Bevölkerung Attila's sich zusammengesetzt hatte: die Autochthonen oder Pelasger vertreten der pelasgische Zeus Hypsistos und seine Gemahlin Gäa, die Thraker Ares, Taurier Artemis, Lakonier die Dioskuren, thrakische Insulaner Hyphäst, Einwanderer aus Westen Poseidon, Lykier Apollon, die Eleusinier Kora, Demeter und Triptolemos. Christian Petersen und August Mommsen bestritten auf Grund der augenscheinlichen Zweitheilung wie der Götter so des ganzen Ostfrieses die Einheit des Ortes und der Handlung; Petersen (Hamburger Winckelmannsfest, 1854) sah links das Fest der Arrhephorien und die Götter der Hersehöhle, rechts die Plynterien und die Götter des Agraulion, identisch mit den überlieferten des attischen Ephebeneides; Mommsen (1864) hielt an den Panathenäen fest, wollte aber nicht dessen Haupthandlung, sondern links das Voropfer am Areopag und die Areopaggötter, rechts das der Athena-Hygieia innerhalb der Propyläen und an demselben betheiligte Götter sehen.

Der Strom der Erklärer blieb in der von den Engländern und Visconti eingeschlagenen Richtung, behauptete die Panathenäen nicht blos, sondern auch Einheit des Ortes und der Handlung, und daß die Haupthandlung des Festes vor oder in einem Tempel der Göttin Athena auf der Akropolis dargestellt sei, entweder im Vollzuge selbst oder im letzten Momente der Vorbereitung; die Vierzehn sind Götter, auch Heroen laufen mitunter, gern wählt man attische. Nur fügen Deutsche und Franzosen das System hinzu.

Zuerst hat Otfried Müller 1821 im Eröffnungsbande der Annali des römischen Institutes für archäologische Correspondenz die Forderung eines einheitlichen Gesichtspunktes ausgesprochen, einer Idee, die Götter aus ihr zu erklären. Otfried Müller hatte in der Darmstädter Bildergallerie ein Exemplar jenes unverfälschten Gypsabgusses entdeckt und in seiner Bedeutung erkannt, und auf Grund desselben den nun also geflügelten Knaben als Eros, die Frau, an die er sich lehnt, als Aphrodite erwiesen; deren Nachbarin nannte er Peitho, da sowohl sonst Aphrodite mit Peitho verbunden erscheint, als speciell an der Südseite der Burg von Athen, jene mit dem Beinamen Pandemos. Nun bestand ferner an der Nordseite der Burg ein Dioskurencult im Anakeion; Müller erklärte mit Stuart die zwei Jünglinge links am Ende für die Anakes und gründete auf diese und die Aphrodite Pandemos ein System, dem zufolge die auf und unter der Akropolis verehrten Götter dargestellt sind, deren Heiligthümer der panathenäische Festzug berührte, und gab ihnen demgemäß die entsprechenden Beinamen Zeus Polieus u. s. f. Müller fühlte wohl die Schwierigkeit, die längst erwiesene Hera, welche weder auf der Burg, noch sonst in der Stadt Athen bis auf Hadrian einen Tem-

Digitized by Google

pel gehabt zu haben scheint, unter den Burggöttern zu rechtfertigen; aber schon deshalb ist das System verfehlt, weil von den vermeintlichen Anakes der eine bereits von Leake als Hermes erwiesen war, und weil Peitho, falls sie auf dem Fries überhaupt zur Darstellung kommen sollte, ihrer untergeordneten Bedeutung gemäß stehend und in kleiner Figur hätte gezeichnet werden müssen, entsprechend dem Mädchen neben Hera. So hat denn auch Niemand das System der Burggötter wieder aufgenommen, außer Beulé in seiner Acropole d'Athènes 1854. Charles Lenormant hatte zwar an Müller angeknüpft, aber das System erheblich modifieirt, als er im Trésor de numismatique et de sculpture 1834 die Basreliefs des Parthenon herausgab, in Collas' Manier, unter Zugrundelegung der Henningischen Reproduction, welche ihrerseits, für den Knaben Visconti's Vorlagen folgend, ihn ohne Flügel gab; Lenormant erklärte die Gruppe für die klassische Trias Kora, Demeter und Jakchos und erweiterte den Kreis der Müller'schen Burggötter zu einem Systeme attischer Landesgötter. Ihm folgten Alexander Müller's Panathenaica 1837 und L. de Ronchaud's Phidias 1861 mit geringen Modificationen: Lenormant mußte Visconti's Demeter anders benennen, er entschied sich für Aphrodite; Alexander Müller setzte dafür — es ist die Frau mit der Fackel — Artemis, Ronchaud kehrte zu Aphrodite mit der Fackel zurück; Müller setzte für Jakchos Triptolemos, und Ronchaud ließ die Wahl zwischen Beiden unentschieden. So geht dies grund- und zwecklose Hinundher, welches nur allzu sehr an ein bekanntes Kinderspiel erinnert, durch die ganze Zeit fort, begreiflich zum Ueberdrusse, zum Verzicht auf jede Erklärung für Viele.

Otfried Müller selbst besprach in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1836 Lenormant's Trésor; bedauerlicher Weise ließ er seinen Eros zu Gunsten des Jakchos fallen, und sprach er sich auch nicht ausdrücklich für Lenormant's System aus, so gab er doch den Rath, die Anakes aus dem Kreise der Landesgötter zu streichen und jedenfalls den Apollon Patroos aufzunehmen. Letzteren Wink hat Eduard Gerhard befolgt und Apollon an eine Stelle gesetzt, wo bisher attische Heroen, wie Theseus und Erechtheus, ein vages Dasein gehabt hatten, neben der vermeintlichen Peitho, und diese ersetzte Gerhard durch Artemis; Aphrodite und Eros hielt er fest. Ueberhaupt hat Gerhard die ganze Frage auf ein anderes Brett geschoben, indem er, obgleich Otfried Müller aus wichtigen Gründen die Zwölfzahl der sitzenden Götter als ein bedeutsames Moment anzuerkennen sich geweigert hatte, unsere Götter in seine akademische Abhandlung über die Zwölfgötter Griechenlands 1840 aufnahm. Die Eigenthümlichkeiten in der Auswahl der Figuren dieses Kreises suchte er aus panathenäischen Bezügen zu erklären; für uns hebt sich dies Bedenken, wenn wir gewahren, daß die einzig befremdlichen Figuren bei Ger-

Digitized by Google

hard die letzten Rückstände der Müller'schen Burggötter sind, die Anakes und Asklepios mit Hygieia.

Unterdessen war 1839 der achte Band der Ancient Marbles of the British Museum erschienen, welcher eben unseren Fries in schönen Kupfern wiedergiebt, mit Text von Hawkins. Er treibt Leake's Behutsamkeit zu ausgesprochner Skepsis; nachdem er seine Commentatorenpflicht erfüllt hat, schließt er mit dem Bekenntnisse, daß er in die Correctheit der Namengebungen selbst kein Vertrauen habe. Doch wagte er einige neue Vermuthungen. Visconti's Hygieia erklärte er für die schönste Frauenfigur im Friese, für ein Höchstes an Lieblichkeit, lovelyness, und fragte, ob sie nicht Aphrodite sein könnte. Nun, Otfried Müller hat gezeigt, wie Phidias die Aphrodite gezeichnet hat, als die stattlichste Matrone; den richtigen Namen jenes in der That liebenswürdigen Wesens hat Visconti 1794 genannt. Von Hawkins kommen wir auf Welcker, der Anfangs, in Classical Museum 1845, zwischen Engländern und Deutschen schwankte, nachher aber in seinem Briefe an Gerhard 1852, einer eifrigen Polemik gegen Emil Braun, sich ein System formulirt, das als System, man verzeihe das Urtheil, etwas besser ist, als die Einzelerklärung. Es sind die Zwölfgötter, — in einem anderen, nicht üblen Ausdrucke, die Gesammtheit der Götter, vertreten durch die beliebte Zwölfzahl, — aber die Auswahl ganz und gar bestimmt durch die Rücksicht auf die athenischen Culte und ihre Verhältnisse untereinander; und so sinken die Zwölfgötter doch wieder zu einem örtlichen Göttervereine herab, in welchem Visconti's Knabe Erechtheus jetzt mit Mutter Gäa und Pflegerin Athena, Hawkins' Aphrodite, auch die Anakes und Triptolemos sich zusammenfinden. In seiner Replik in den Annali 1854 konnte Emil Braun neben Anderem auch dies Welcker vorrücken, daß dessen Erechtheus-Gruppe im Wesentlichen mit seiner Erichthonios-Gruppe zusammenfalle. Welcker's Erklärung fand viel Aufnahme. Noch ist Watkin Lloyd zu nennen; der in den Transactions of the Royal Society of Litterature 1854 Hawkins und Welcker sich anschließend, zu Erechtheus und Triptolemos noch Eumolpos und Aegeus fügte und so den Gedanken der Zwölfgötter vollends vereitelte.

Es war nöthig geworden, die ganze Arbeit von vorn anzufangen; und damit beginnt die dritte Periode, etwa seit 1860, die Zeit der jetzt lebenden Erklärer. Nach Conze's Vorgange stellte Braun die echte Athena, mit der Lanze, wieder her und neben dieser den Hephaestos. Auf der Philologenversammlung zu Hannover 1864 bekämpfte Conze neue Erklärungen Stark's und bestätigte Athena. Adolph Michaelis folgt 1865 mit der entscheidenden Abhandlung über zwei Flügelgestalten im Parthenonfries (in den Nuove Memorie del Instituto), worin er das Mädchen neben Hera, übereinstimmend mit Conze, als Nike und den Knaben, aus einem Bonner Exemplar des un-

Digitized by Google

verfälschten Gypsabgusses, diesmal definitiv als Eros, die Frau, an die er sich lehnt, als Aphrodite erwies. Aber die Peitho und den Triptolemos hat er behalten, und auch die Kritik richtete sich zunächst auf andere Punkte, speciell auf den Dionysos, den er — wie früher Leake — neben Hermes ansetzte; im Ganzen war die Zustimmung überwiegend. Friederichs machte mit Tact Ausnahmen in seiner Zustimmung. Von Zwölfgöttern war bei Michaelis keine Rede mehr, er sieht attische Götter; aber durch die Anwesenheit der nicht specifisch attischen Hera wird er zu der Voraussetzung geführt, daß die attischen Götter die höchsten Olympier zur Theilnahme am Feste eingeladen haben; das ist mehr sinnig als wahr. Immerhin war die wenn auch nur theilweise Einführung nichtattischer Olympier ein Gewinn. Dieselbe Erklärung gab auch sein Parthenon 1871, das für die Parthenonstudien der vorausgegangenen Zeit ebenso abschließende, wie für die nachfolgenden grundlegende große Werk. Daß es dabei nützlich bleibt, die älteren Originalarbeiten und ihre Beobachtungen und Erwägungen selbst nachzusehen, wird gegenwärtige Betrachtung, wie ich denke, gezeigt haben.

Schon 1862 hatte Eugen Petersen die Originalsculpturen in London studirt und seine Bemerkungen noch vor 1865 zu Papier gebracht, aber erst 1873 in seinem Buche „Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia" herausgegeben. Während er in der Einzelerklärung zu fast denselben Resultaten gekommen ist, wie Michaelis, weicht er im Systeme von ihm ab, er geht über ihn hinaus, erhebt die Olympier zur Alleinherrschaft im Friese. Er hat die thatsächliche Zwölfzahl der sitzenden Götter als Grundlage des Systemes wieder aufgenommen; schon wegen Hera, die sich einen localattischen Beinamen nicht gefallen läßt, sind dergleichen überhaupt nicht anzuwenden; nicht Zeus Polieus, Apollon Patroos, Demeter Chloe, sondern Zeus, Apollon, Demeter schlechthin sind diese Götter, der nationale Götterverein der zwölf höchsten Olympier und zwar in der gewöhnlichen Zusammensetzung, mit zwei Ausnahmen: Hestia, die auch sonst bei Festreisen der Olympier das Haus hütet, und Artemis, die „zu unruhig sei für ruhige Festschau" fehlen; an ihrer Stelle stehen Dionysos und Peitho, ersteren erkennt er in derselben Figur, wie Michaelis, letzterer giebt er einen Kranz in die Rechte. Petersen hat den Triptolemos definitiv beseitigt zu Gunsten des Ares, aber die Peitho hat er noch belassen. Hier hat Brunn's academische Abhandlung über die Bildwerke des Parthenon 1874 eingegriffen und die unzulässige Peitho durch Amphitrite ersetzt, die im Zwölfgöttervereine in der That vorkommt; indeß scheint sie hauptsächlich in paarweisen Aufzügen der Zwölf ihren Platz zu haben, wo jeder Gott mit einer Gefährtin erscheint, wie Zeus mit Hera, so Poseidon mit Amphitrite; dieser Fall liegt im Parthenonfriese nicht vor, die behauptete Amphitrite würde nicht einmal an

Digitized by Google

die Seite ihres Gemahles zu sitzen kommen. 1876 war ich selbst veranlaßt, diese zwölf, beziehungsweise vierzehn Götter bei ihren Namen zu nennen; um nur Peitho zu entthronen und die unentbehrliche Artemis nicht ungenannt zu lassen, setzte ich, wie einst Gerhard, diese an Stelle jener, auf die Gefahr, ihr in Aphrodite eine unbequeme Nachbarin zu geben; hatte sie doch ihren Bruder zur Seite.

Zuletzt hat dann Adam Flasch in der Würzburger Festschrift „Zum Parthenonfries“ 1877 einen neuen Weg vorgeschlagen, der viel Einladendes hat, wenn auch nicht gerade in den Formen, in welchen die Einladung gemacht wird.

Ueber die Erklärung der Mittelplatte war man in der Hauptsache einig. Die Besprechung des stehenden Mädchens verschiebe ich bis an den Schluß dieser Betrachtungen. Stuart hatte die Hera erkannt; die Art, den Schleier zu öffnen, deutet auf die Matrone, deren Ideal, die Matrone par excellence, eben Hera ist; auch hat der Zeichner ihre schönen Arme nicht verborgen. Neben ihr hat Visconti den Zeus, weiterhin Athena gezeigt. Jenem, dessen Sessel allein unter allen durch Rück- und sphinxgetragene Armlehne ausgezeichnet ist, liegt der Scepter im Arme, und die Gestalt ist in Bildung und Haltung die verkörperte Majestät. Athena ist die Jungfrau, deren lieblichen Umriß Hawkins bewunderte, die Lanze in ihrem rechten Arme erwies Conze, kleine Schlangen, welche um das Gelenk und zwischen den Fingern der linken Hand spielen, besonders Hawkins und Eugen Petersen, die Aegis selbst auf dem Schooße, von der Hand zugedeckt, Flasch. Den etwas handwerkerlich bürgerlichen Nachbar, den einzigen unter den Göttern, welcher seinen Körper schwer auf den untergestemmten Stab stützt, den man deswegen lange für Asklepios hielt, hat Lenormant als den lahmen Hephaestos erkannt, der in Athen der Athene besonders nahe stand.

Auf der Nebenplatte rechts hat Visconti den zeusähnlichen, aber von minder heiterer Majestät getragenen Zeusbruder Poseidon erkannt, und in der Schlußgruppe war zuerst von K. O. Müller, wiederholt von Michaelis, der geflügelte Eros mit dem Sonnenschirme der Aphrodite nachgewiesen worden, und letztere selbst in der Frau mit dem matronalen Schleier, an deren Schooß Eros gelehnt ist. Es blieben hier nur die zwei Binnenfiguren in Frage, die man Apollon und Peitho oder Artemis und anders genannt hatte.

Auf der Nebenplatte links war durch Leake Hermes aus nicht weniger als vier Attributen bestimmt worden, kurzem Mantel mit Agraffe, Hut, Stiefeln und Heroldstab; überhaupt frappirt die Aehnlichkeit der großen neapolitaner Bronce des Hermes. Die mit dem Ares Ludovisi übereinstimmende Haltung des sein rechtes Knie umklammernden Jünglings, der

Digitized by Google

zugleich sein linkes Bein auf einem Stabe oder Schafte ruhen läßt, hatte Visconti zwar bemerkt, ihre Verwerthung aber Leake überlassen, welchem Beulé, Stark, Mommsen, Pervánoglu, Eugen Petersen, nun auch Flasch in der Benennung Ares gefolgt sind. Eine zweite Analogie zu der Haltung dieser Figur hat man in einem Satyr am Friese des Lysikratesdenkmals zu Athen angeführt;. Braun wollte auf Grund dieser Analogie unsere Figur als Dionysos plausibel machen; aber wenn die Wahl zwischen Ares und Dionysos steht, so wird, meine ich, die Analogie des eckigen Satyrs nicht für Dionysos, sondern für Ares sprechen. Der dritte Jüngling dieser Seite war von Leake schwankend, zuletzt als Dionysos erklärt worden; denselben Namen haben auch Michaelis und Eugen Petersen angewendet. Hiergegen hatte Gerhard und Conze gleichzeitig (in ihren Anzeigen der Nuove Memorie) auf die breite Brust hingewiesen, welche die Figur dem Beschauer so ostensiv präsentirt; früher hatte man an den Faustkämpfer Polydeukes, an Herakles, an Poseidon gedacht, Gerhard schlug Ares vor, was nachher Braun wiederholte, Conze Poseidon, den Dionysos wünschte er an die Stelle des sogenannten Apollon drüben zu setzen. Daneben die Frau mit der Fackel war seit Visconti von den Meisten auf Demeter gedeutet worden, von Lenormant und Ronchaud auf Aphrodite, Alexander Müller und Pervánoglu hatten Artemis vorgezogen, Braun einmal an Hestia gedacht, Stark, Conze, Mommsen eine Eumenide vorgeschlagen. Also war für diese zwei Binnenfiguren, wie für jene auf der rechten Nebenplatte, guter Rath theuer.

Das Folgende sind die Propositionen Flasch's. Die Fackelträgerin hat genau die Tracht der Jungfrauen an attischen Bildwerken, wie die Koren des Erechtheion, die Jungfrauen im Panathenäenzug am Parthenonfries selbst und andere: ärmellosen Rock, das Rückenmäntelchen, lang in den Nacken fallendes Haar; ihrer Haltung fehlt matronale Würde ebenso wie die Scheu der andern Mädchen; der vorgestreckte Kopf, der aufgestützte Ellbogen, die Fackel wie Gewehr im Arm, Alles nähert sich mehr der Art der Jünglinge, ich möchte sagen, etwas Rasches liegt darin. Darum ist es nicht Mutter Demeter, sondern Artemis. Und der Jüngling, der weder Dionysos sein kann, weil er für diesen Charakter zu kräftig ist, noch Ares oder Hermes, weil diese bereits vorhanden sind, dieser kräftige Jüngling, der so in der Nähe des gewandten Hermes und des starken Ares und allernächst der raschen Artemis sitzt, das kann nur Apollon sein, der sich mit der Linken auf den Lorbeerstab stützte. Die enge körperliche Berührung zwischen diesen zwei Figuren verschiedenen Geschlechtes ist nur zwischen Geschwistern unschuldig, und die Art, wie der Jüngling doch wieder den Kopf von dem Gegenüber hinwegwendet, schließt vollends jeden Gedanken an eine erotische oder conjugale Gruppe aus. Die Stellung des Jünglings ist auffallend; Welcker hatte sie zu einer fein-

Digitized by Google

sinnigen Charakteristik der in diesem Jüngling und Hermes vorausgesetzten Dioskuren ausgenutzt, Michaelis und Petersen zur Erklärung ihrer Dionysos-Demeter-Gruppe. Aber Flasch übertreibt ein wenig, wenn er sagt, Artemis schiebe ihre Beine zwischen die Kniee des Apollon; Artemis stellt ihre Füße genau so vor den Stuhl des Nachbars, wie alle andern Götter (und den rechten Fuß nicht etwa auf einen Querriegel zwischen den Stuhlbeinen des Apollon, überhaupt auch nicht auf eine Erhöhung, sondern auf den innern Knöchel ihres linken Fußes, wie sie die rechte Kniekehle an das linke Knie hängt, um den aufgesetzten Ellbogen zu unterstützen); auch Apollon's über ihre Füße schneidendes rechtes Bein ist in diese Lage nur durch die mangelhafte Perspective der Reliefzeichnung gekommen, über welche noch mehr zu reden sein wird; so bleibt nur sein linkes Bein übrig, das allerdings über die Füße der Schwester hinweggetreten, und nicht hinter, sondern unter seinen Stuhl geschoben ist. Apollon aber ist bei Phidias der homerische, jungkräftige Mann, nicht der spätere sentimentale Poet.

Die zwei noch in Frage stehenden Figuren drüben aber sind Dionysos und Demeter. Der Jüngling ist der delicatest gebaute unter allen, er hat die mindest entwickelte Musculatur, die schmalsten Arme; er allein unter den Göttern seines Geschlechtes hat den Körper etwas völliger eingehüllt, er allein unter ihnen die Füße über einander gelegt, wie unter den Göttinnen allein Aphrodite. Er allein trägt einen Kranz (das im Texte proponirte Argument aus der Blattstellung hat Flasch in den Berichtigungen zurückgezogen), den Epheukranz, und seine Linke regiert den Thyrsos; sein Haupt aber ist fast schmachtend geneigt. Demeter trägt hier das Aermelkleid der matronalen Aphrodite; das scheinbar widersprechende Kopftuch weist Flasch als an Demeterbildern ganz geläufig nach; in die Rechte giebt er ihr, statt des Kranzes der vermeintlichen Peitho, das übliche Aehrenbüschel. Ihre Haltung verräth die Sicherheit der Matrone. Die Gruppirung Dionysos und Demeter zwischen Poseidon und Aphrodite ist in sich eben so sinnvoll, wie die jenseitige Apollon und Artemis zwischen Ares und Hermes, und wie die zwei Gruppen der Mittelplatte Zeus und Hera, Athena und Hephaestos.

Im Anfang hatte sich die Erklärung vor die beängstigend lange Reihe von vierzehn Figuren gestellt gesehen, welche ihre Namen nicht verrathen zu wollen schienen. Man tastete hier und da. Man versuchte wiederholt in der augenscheinlichen Zweitheilung der ganzen Götterversammlung eine Erleichterung für die Erklärung zu finden, eine Einengung der Frage; es ist leichter, zweimal sieben Figuren zu erklären als vierzehn. Wiederum versuchte man es mit paarweiser Gliederung und Zusammenfassung, wie von Zeus und Hera, von Athene und Hephaestos; aber weiter als über diese zwei Paare kam man nicht, die Poseidon-Aphrodite-Gruppe rechts, die Ares-Hermes-

Digitized by Google

Gruppe links sind in sich geschlossen. So kam man endlich auf jene vier Gruppen, zweipaarig auf der Mittelplatte, und je eine zu Vieren auf den zwei Nebenplatten. Nun hatte schon Eugen Petersen gelegentlich den Gedanken geäußert, um Athena, welche der rechten Götterreihe präsidirt, wie Zeus der linken, erst ihren vollen Ehrenplatz zu geben, müsse man sie unmittelbar an die Seite des Zeus denken, Zeus und Hera mit Athena zu der bekannten Trias vereinigen, indem man die zwei Götterreihen zu einem geschlossenen Halbkreis zusammenfasse.

Diesen Gedanken des in sich geschlossenen Götterhalbkreises hat kürzlich Murray in der „Revue Archéologique“, September 1879, des Breiteren entwickelt und begründet. Zu dem Ende erörtert er das Verhältniß des Reliefstiles zur Wirklichkeit und zur Malerei. Die eigenthümliche Schranke des Reliefs ist sein Mangel an Tiefe, seine ausschließliche Breiteentwickelung. Es ist vorzüglich geeignet zu Profildarstellungen in unbegrenzter Länge; jene Adorantenaufzüge, von denen die athenischen und andere Sammlungen voll sind, wo etwa links die Götter stehen im Profil nach rechts, und von rechts die Procession der Anbeter kommt, sind für diesen Stil wie geschaffen. Eben so die West-, Nord- und Südseite des Parthenonfrieses. Wenn hingegen eine Tieferstellung im Sujet gegeben ist, so versagt das Relief und ist gezwungen, die darzustellende Wirklichkeit sich erst auf irgend eine Weise gerecht zu machen, während die Malerei mittelst der ihr zu Dienst stehenden Perspective keine Schwierigkeit findet. Dies ist der Fall beim Ostfries des Parthenon. Wir sehen hier als Inhalt und Gegenstände der Darstellung einmal Götter, in zwei Reihen getheilt, sodann Menschen; erstens die sogenannte Priestergruppe zwischen die zwei Götterreihen mitten eingeschoben, also im Centrum der ganzen Darstellung, zweitens zwei Gruppen stehender und wartender, zum Theil auch thätiger Männer, die sich an den Enden der zwei Götterreihen anschließen, rechts sieben, links sechs; drittens Züge von Jungfrauen an den äußersten Enden des Ostfrieses, welche (als die vordersten Spitzen der langen Züge an der Nord- und Südseite) von Nord und Süd auf jene Männer zukommen und von diesen empfangen werden:

Jungfrauen >< Männer. Götter. Priester. Götter. Männer >< Jungfrauen.

Diese Darstellung kann sich nicht mit der Wirklichkeit decken. Es sind gewiß nicht zwei Züge und so an die Mauer gedrückt nach der Mitte der Tempelfront und zu den dort aufgestellten Gruppen hingezogen, sondern es war nur e i n Zug, welcher von den Propyläen herkommend an der Nordseite des Parthenon vorbeizog, um dann mit zwei Schwenkungen die Richtung senkrecht auf die Tempelfaçade zu gewinnen; auf dem Vorplatze stieß er zunächst auf die Gruppe der zusammen dreizehn Männer; dahinter, im Centrum

Digitized by Google

des Ganzen, befand sich die Priestergruppe, und ganz im Fonds umschloß der Halbkreis der Götter, unsichtbar, aber für den Glauben der Griechen real gegenwärtig, den Festplatz.

Tempelfront

Götterhalbkreis
Priester
Männer
Λ
Zug

Diese Scene mit ihrer großen Tiefe konnte ein Maler mit seiner Perspective direct wiedergeben, und Murray hat die Möglichkeit und den Effect solcher malerischer Darstellung der Scene durch eine Skizze veranschaulicht. Anders der Bildhauer. Da er nicht vier Gründe hinter einander abstufen konnte, so mußte er auf anderm Wege diese vier auf Einen Grund bringen, durch Spalten und Einschalten. Er spaltete den Zug der Jungfrauen durch dessen Mittellinie und legte die zwei Hälften nach rechts und links auseinander, an die Cellawand; auch die Gruppen der Männer spaltet er und legt die Hälften auseinander, nach rechts sieben, nach links sechs Männer. Aber die Priestergruppe muß das Centrum der Scene behaupten, daher darf sie nicht gespalten werden; der auch an die Cellawand gedrückte Halbkreis der Götter muß in seinem Scheitel auseinander treten und zwischen Zeus und Athena die Centralgruppe aufnehmen. So hat der Reliefzeichner die darzustellende Realität seinem Stile gerecht gemacht und so zeigt der Ostfries die Scene.

Die Einschaltung der Priestergruppe in den Scheitel des Götterkreises scheint das Richtige getroffen zu haben; und wegen der Spaltung der Männergruppe will ich nicht widersprechen. In Betreff des Jungfrauenzuges aber bin ich im Zweifel. Ich neige zu der Ansicht, daß der zweifache Jungfrauenzug weniger durch Spaltung als durch Doublirung entstanden sei. Der Künstler hatte seine Panathenäenschilderungen ja nicht blos auf die Ostseite, sondern auch auf die West-, Nord- und Südseite des Tempelfrieses zu bringen. Er hatte nicht blos auf der Ostseite die schwierige Aufgabe, in symmetrischem Bilde eine Tieferstellung wiederzugeben, sondern auch in Beziehung auf Nord- und Südseite hatte die Architektur eine, wenn nicht symmetrische, so doch parallele Darstellung gefordert. Der Augenschein, daß die Reiter des Westfrieses nördliche Richtung nehmen, beweist, daß der Zug an der Nordseite (die ja ohnedies die der Straße zugekehrte ist), die Haupt- und, möchte ich sagen, Urdarstellung ist. Die, mit der Nordseite niemals zugleich gesehene Südseite giebt nur eine architektonisch nothwendig gewordene Wiederholung, eine Doublette, einen Doppelgänger des Nordfrieses. Daraus ergab sich die Consequenz, daß, als der Nordzug seine Spitze bis auf den Ostfries vorschob

Digitized by Google

— in dem Jungfrauenzug rechts, dann auch der Südfries das gleiche thun mußte — in dem Jungfrauenzug links. So war insoweit die symmetrische Composition bereits vorhanden, und nun erfolgte das Uebrige, was die Mitte des Ostfrieses angeht, mit Nothwendigkeit und in der von Murray auseinandergesetzten Weise. Einen äußern Beweis dafür, daß der Südfries mit Einschluß des zugehörigen Jungfrauenzuges nur Doublette des Nordzuges ohne selbständige Bedeutung ist, finde ich in dem bereits von Flasch beobachteten verschiedenen Verhalten der die Züge erwartenden und empfangenden Männer. Dem vordersten Mädchen des Nordzuges hat einer der jüngeren Männer den zu der bevorstehenden Ceremonie dienenden flachen Korb abgenommen, ein anderer winkt nach der Priestergruppe hinüber. Nichts dergleichen drüben; auch dort stehen zwar eben solche Jünglinge den Mädchen zunächst, sind aber nicht mit diesen, sondern mit sich beschäftigt; nur daß der ihnen zunächst stehende eben den Fuß setzt, um sich zu ihnen zu wenden. Mit diesem nur markirtem Empfange wird die künstlerische Wahrscheinlichkeit des Südfrieses gewahrt, ohne der im Nordzuge erschöpften Wirklichkeit zu nahe zu treten.

Unvermerkt sind wir in die Erklärung des ganzen Parthenonfrieses hineingerathen, da wir doch nur von der der Götter sprechen wollten.

Von Murray haben wir gelernt, wie es möglich ist, hinter die Darstellung auf das Sujet zurückzugehen, welches doch in allen Fällen einer technisch begründeten Differenz zwischen Sujet und Darstellung für die Sacherklärung das Maßgebende ist. Ich möchte aber aus Murray's in der Mitte geschlossenem Götterhalbkreis eine Folgerung ziehen, die allerdings auch schon bei Petersen angerührt ist. Petersen hatte nicht blos die Trias Zeus, Hera, Athena ausgesprochen, sondern auch bemerkt, daß Hera und Athena's Gefährte Hephaestos, Beide die Köpfe nach der Mitte richten und daß durch diese symmetrische und centripetale Bewegung die zwei Paare noch schärfer von den Nebengruppen abgesondert und auf einander gewiesen werden. Ein äußeres Moment kommt hinzu. Die Betrachtung des Westfrieses zeigt es am deutlichsten, daß der Compositeur, soweit die Gedrängtheit der darzustellenden Menschenmassen es nicht verbot, dahin strebte, jede in sich geschlossene Gruppe auf eine Platte zu bringen, so daß die Stoßfuge zwischen der Platte je in den Abstand zwischen zwei Gruppen fiel. Dies trifft beim Ostfries genau zu. Die Stoßfuge zwischen Platte IV und V fällt in den Abstand zwischen Ares und Hera; und die Stoßfuge zwischen Platte V und VI in den zwischen Hephaestos und Poseidon; daraus schließe ich, daß es in der Intention des Compositeurs lag, die Götterversammlung weder als einen in sich ungegliederten Halbkreis, noch als in zwei Reihen zerlegt, noch in vier, sondern in drei Gruppen zu vier Göttern zu geben, jede Gruppe auf je einer

Digitized by Google

Platte; auf der Mittelplatte das Doppelpaar Zeus-Hera und Athena-Hephaestos, worin zugleich die Trias Zeus-Hera-Athena liegt; auf der rechten Nebenplatte die Poseidon-Aphrodite-Gruppe, auf der linken die Ares-Hermes-Gruppe nach Flasch's Erklärung

Hera Zeus Athena Hephaestos.
Hermes Apollon Artemis Ares. Poseidon Dionysos Demeter Aphrodite.

wobei ich vor der Hand dahingestellt sein lasse, wie die unerläßlichen Paare Apollon und Artemis, Dionysos und Demeter schließlich in die zwei Gruppen einzuordnen sein werden. Die competente Autorität, die systematische Archäologie, ist noch zu sehr vernachlässigt, um die einschlägigen Fragen präcis beantworten zu können. Wir haben keine Handbücher.

Der Zusammenschluß der Götter in der Mitte schließt fernerhin alle solche Erklärungsversuche aus, welche auf der Zweitheilung derselben beruhen. Die nunmehr vorgeschlagene Dreitheilung wird zum Anschlusse von Probabilitäten, zur Vereinfachung der Frage noch weiteres thun. Die neu gewonnene Mittelgruppe Hera-Zeus-Athena-Hephaestos giebt uns nun auch das der Göttererklärung zu Grunde zu legende System an die Hand. Es sind weder die Burggötter, noch die von Attika. Es sind augenscheinlich Zwölfgötter, die hohen Olympier. Ihre Auswahl ist nicht aus den attischen Localtypen zusammengewürfelt, der Auswahl nach mag man von dem nationalen Zwölfgötterverein sprechen. Aber in Wahrheit, der Ausdruck National schießt über das Ziel hinaus, denn die Anordnung und Gruppirung ist doch attisch. Die Verbindung des Hephaestos mit Athena ist attisch. Die ganze ausgezeichnete Stellung der Athena ist attisch. Wohl ist es der Götterhimmel aller an Homer großgewordener Griechen, aber in der Auffassung der Athener. Polykleitos von Argos würde für eine solche Darstellung vielleicht dieselben Götter gewählt haben; aber er hätte sie anders geordnet; jedenfalls hätte er die ganze Reihe um eine Stelle nach rechts verschoben, so daß Hera und Zeus die Ehrenplätze einnahmen, welche in Athen Zeus und Athena behaupten. Wie in Euripides' Herakliden auf Seite der Athener gesagt wird, da man zum Kampfe gegen die von Argos auszieht:

„führt Jene Hera, Zeus' Gemahl,
„Führt uns Athena."

Zum Schlusse hilft unsere Mittelgruppe auch noch, eine Schwierigkeit zu beseitigen, welche der Erklärung des Mädchens neben Hera im Wege stand, auf dessen Besprechung wir jetzt kommen. Visconti, Lenormant, Michaelis, Conze, Eugen Petersen und Braun lassen es Flügel haben, wie Eros, und nennen es Nike, Stuart, Beulé und Flasch aber Iris, weil Nike, wenn sie in diesem Götterverein dargestellt sein wollte, nur der Athena zugesellt sein

Digitized by Google

durfte. Leake, Otfried Müller, Gerhard, Welcker, Lloyd leugnen die Flügel und nennen sie Hebe, zugleich als die passendste Begleiterin Hera's. Ich gestehe, daß ich lange Zeit schwankte, und der Hebe mehr zuneigte, theils weil mir der Nachweis der Flügel nicht mit der wünschenswerthen Detaillirung geführt schien und noch scheint, theils auch wegen jenes systematischen Einwandes. Dieser letztere nun verliert seine Kraft, wenn man die Mittelgruppe anerkennt. Dann nämlich steht das Mädchen nicht mehr in der langen, enggegliederten Götterreihe gerade bei Hera, sondern dann steht sie außen an der Mittelgruppe, wo nicht — in der vorausgesetzten Wirklichkeit — hinter ihr; da diese in sich festgeschlossen ist, und an ihren Enden gerade Hera und Hephaestos sitzen, so konnte das Mädchen nicht anders, als neben einem dieser Beiden stehen; sie gehört aber zu der ganzen Gruppe, und wenn ein Unterschied ist, so gehört sie, als Nike, zu den Ersten der Höchsten, zu Zeus und Athena. Ludwig von Sybel.

Geschichte der sächsischen Artillerie.*)

Wo immer uns im Vaterlande Zeichen aufstoßen, welche Freude bekunden über die Mithülfe bei der Einigung der Nation zu dem mächtigen Kaiserreiche, da bedeuten dieselben auch einen wirksamen Antrieb, der Unzufriedene fester um die gemeinsame Fahne sich schaaren heißt, auf daß die Macht des Bestehens der aus natürlichen Gründen gewordenen Schöpfung die historische Weihe und hierdurch eine verstärkte Zähigkeit zu neuen Kämpfen gewähre.

Ein gleiches Bindemittel bildet der Erfolg der anspruchslosen Bethätigung des deutschen Einflusses bei allen Ereignissen, die unser Interesse berühren, insofern sie den Frieden Europas bedrohen könnten. Diese Eindrücke vermögen die Besorgten über die Gesundheit unserer Verhältnisse zu beruhigen und geben das Vertrauen, daß wir einzelne Gebrechen überwinden werden. Wir dürfen deshalb lächeln über die kleinen und großen Demonstrationen unserer alten auswärtigen Gegner und über ihre Uebertreibungen bei Beurtheilung unserer Verhältnisse. Daß wir als Volk nicht geliebt sind und als Macht ebenso gefürchtet, als in vielen Beziehungen beneidet werden, wissen wir und trösten uns darüber, noch geraume Zeit in diesem Gegensatze zu verbleiben.

Die Sondergeschichte der sächsischen Artillerie ist übergegangen in die Erlebnisse der deutschen Artillerie, und daß ein Lehrer an derjenigen Schule,

*) Geschichte der königlich sächsischen Feldartillerieregimenter von 1821—1878. Nach den Originalacten bearbeitet von Hauptmann von Kretschmar, Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule. Berlin, Mittler. 1879.

Digitized by Google

welche in Berlin durch Friedrich Wilhelm III. für diese Waffe errichtet wurde, der Verfasser des vorliegenden Werkes ist, beweist, daß wir die Chronik eines Truppentheiles im Rahmen des Reichsheeres vor uns haben. Freilich das landsmannschaftliche Zusammenhalten der deutschen Stämme tritt nirgends stärker hervor, als im Heere, und die Geschichten der einzelnen Heereskörper, denen der Mittler'sche Verlag dies neue Werk würdig anreiht, sind zugleich für den bürgerlichen Heimathkreis geschrieben.

Der Deutsche freut sich seiner alten Fehden, vollends machen sie den Inhalt der Tradition einer Truppe aus.

Wenn auch der Gegensatz des nord- und süddeutschen Wesens die Verschiedenheit zwischen Preußen und den dortigen Mittelstaaten oft schärfer hervortreten ließ, als es zwischen den verschiedenen Stämmen Norddeutschlands bemerkt werden konnte, so ist doch der Zwiespalt hier besonders oft und tief verschärft worden durch die Richtung der Interessen — zwar vorzugsweise der Landesfürsten — und die daraus entstandenen blutigen Kämpfe.

Mit keinem der Nachbarländer Preußens war der Bruch häufiger und ernster, als mit dem Gebiete des sächsischen Königshauses. Wenn aber Brüder und Nachbaren nicht Freunde, sondern Feinde sind, so zeigen sie sich immer als die Erbittertsten. Leider war es auch nach 1866, trotz des norddeutschen Bundes, nicht besser mit diesen Gefühlen geworden. Fanden doch die grimmigsten hannoverschen Preußenfeinde Aufnahme in der sächsischen Armee, und als der frivole französische Angriff 1870 drohte, zu dessen Abwehr die norddeutschen Bundeskräfte vom Könige von Preußen einfach aufgeboten werden konnten, während die süddeutschen Traktatländer nur mittelbar verpflichtet waren, konnte man von hochgestellten sächsischen Offizieren zwar nie den Treubruch für möglich erklären, wohl aber mehrfach äußern hören: „Wir werden natürlich unsere Pflicht thun, aber es wird sich wiederholen, was schon oft in unserer Geschichte geschehen, wir werden wieder auf der unrichtigen Seite stehen und besiegt werden. Das Jahr 1806 wird sich wiederholen."

Es ist, Gott Lob, anders gekommen. Die sächsischen Krieger haben ihre alte Tüchtigkeit, welche die Preußen nicht nur wo sie zusammenkämpften, wie 1849 in Schleswig, sondern auch wo sie sich gegenüberstanden, wie 1866 in Böhmen, aufrichtig anerkannten, in heißen Schlachten wiederum bewährt und zur Erreichung des Sieges das Ihrige redlich beigetragen. Der Kronprinz, ihr Führer, hat, als er im Verlaufe des Krieges an die Spitze einer Armee gestellt wurde, in derselben doppelt so viel preußische Corps, als sein Contingent betrug, befehligt, und sein Generalstabschef war zufälliger Weise derselbe Offizier, welcher wenige Jahre früher in gleicher Stellung bei derjenigen Armee fungirte, welche ihm trotz seines einsichtigen Widerstandes die

Digitized by Google

so tapfer vertheidigten Positionen auf dem linken Flügel der österreichischen Schlachtlinie abnahm. Diesmal, 1870, hatte Sachsen sich wirklich auf der richtigen Seite befunden, welche es nun nie mehr wechseln wird.

Das deutsche Reich war der Preis dieser Kämpfe, und die unbeschadet der Souveränetätsrechte entstandene Einheit der Armee knüpft sich von Tag zu Tag enger. Die alte vortreffliche Ausbildung und das ernste militäre Streben, mit einem Worte, die ganze kriegerische Tüchtigkeit der sächsischen Armee hat in dem großen Rahmen der deutschen nur ein würdigeres und lohnenderes Feld gefunden. Wie den Einzelnen, wird das dem Ganzen zum Heile gereichen. Wenn es dem gemeinsamen deutschen Reichstage einmal nicht gelingen sollte, den Parteihader zu unterdrücken, die wiederauftauchenden alten Sondergelüste der Stämme zu vernichten, so wird die Einheit der Armee, die mit so vielem Blute erkaufte Waffenbrüderschaft aller deutschen Krieger das unzerreißbare Band des Volkes bilden.

Das Werk des Hauptmanns von Kretschmar ist die Fortsetzung einer älteren Arbeit, welche die Geschichte der kurfürstlich und königlich sächsischen Feldartillerie von 1620 bis 1820 umfaßt, so daß mit diesem die vollständige Geschichte der sächsischen Feldartillerie von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart geschlossen ist.

Die Arbeit ist auf die officiellen Acten begründet und erhält die erforderlichen Auszüge aus denselben als Beilagen. Außerdem hat der Verfasser aber die ganze vorhandene Literatur über den Gegenstand seiner Aufgabe benutzt, so daß nicht nur das allgemein Historische, sondern auch das Technische der Waffe in genügendem Maße dargestellt ist. Daneben hat endlich der Verfasser für die kriegsgeschichtlichen Theile auch die hervorragenden Thaten Einzelner bis zu den Mannschaften hinab aufgeführt, soweit die Acten und persönliche Mittheilungen ihn dazu in den Stand setzten. Das Werk wird somit zur Gedenktafel für den ganzen Truppenverband.

Für den kriegsgeschichtlichen Theil sind dem Werke eine Anzahl Karten und Pläne beigegeben, in welchen die verschiedenen Stellungen der Artillerie eingetragen sind, so daß dieselben ein treues Bild der wichtigsten Gefechtsmomente darbieten.

Die Beschreibung der Kämpfe ist durchaus objectiv gehalten. Der Verfasser hat sich die Werke des preußischen Generalstabes darin zum Muster genommen. Kein Mißton stört in dieser Beziehung den patriotischen Leser, welcher mit derselben Befriedigung die Kämpfe in Schleswig und Frankreich, als die traurigen, aber doch so nothwendigen in Böhmen lesen kann. Schlagend tritt nur der Unterschied hervor, welcher in der Leitung der verschiedenen Kriege durch den Bundestag mit den dort maßgebenden auseinandergehenden oder einseitig österreichischen Interessen und der auf ein festes Ziel

Digitized by Google

gerichteten, klar durchdachten, durch keine politischen Rücksichtnahmen beeinflußten, rein kriegsgemäßen deutschen Führung stattfand.

Das Werk kann und wird sich auch außer seinem Fachkreise Leser und Freunde erwerben und einen Baustein mehr zur Grundlage des stolzen Gebäudes unseres Reiches bilden.

Vom preußischen Landtage.

Die Eisenbahnvorlagen, mit welchen das Abgeordnetenhaus noch befaßt war, sind nun alle, mit einem nur schwachen Nachhall der einleitenden großen Debatte, endgiltig angenommen. Minister Maybach kann sich allein von seinen Collegen eines vollständigen, und mag man auf die wirthschaftliche, die organisatorische, die finanzielle Bedeutung sehen, eines beispiellos großartigen Erfolges rühmen. Der Plan der Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes ist auf einen Schlag nicht nur grundsätzlich festgestellt, sondern auch praktisch zum schwierigeren Theile durchgeführt. Von den neun finanziell wohlbegründeten und nicht bereits unter staatlicher Verwaltung stehenden Privateisenbahnunternehmungen, deren Linien ganz oder größtentheils in das preußische Staatsgebiet fallen, sind fünf, und darunter die nach der Streckenlänge weitaus bedeutendsten an den Staat übergegangen. Jede Möglichkeit, durch irgend eine Art von Coalition den Verstaatlichungsplan zu hindern oder nur zu erschweren, ist hinfort ausgeschlossen, und es bleibt nur eine Frage der Zeit, das angenommene Staatsbahnsystem mit allem Bedachte allmählich auszurunden, ohne daß es noch einmal eines ähnlichen Anlaufes wie in dieser Session bedürfen wird. Die Thatsache allein, daß dieses Unternehmen in einem Zuge hat gelingen können, widerlegt auf's schlagendste alle geräuschvollen Befürchtungen, welche für die Sicherheit des preußischen Staatscredites daran geknüpft worden, indem sie ein geradezu unbegrenztes Vertrauen des beweglichen Capitales an die Zuverlässigkeit der Finanzverwaltung beweist. Zugleich aber hat nun die Eisenbahnverwaltung es sich angelegen sein lassen, zu zeigen, daß die ungeheure Aufgabe, welche ihr zugewachsen ist, sie nicht einen Augenblick aufhält, der Vervollständigung des Eisenbahnnetzes einen neuen Schwung zu geben. Eine neue große Verbindungslinie zwischen dem deutschen Nordosten und Südwesten, durch Anschluß der Linie Berlin-Wetzlar über Erfurt und durch den Thüringerwald an die süddeutschen Staatsbahnen, daneben eine Reihe von größeren und kleineren Verzweigungen der alten Hauptlinien in die noch nicht dem Eisenbahnverkehre erschlossenen Landstrecken, wie man sie treffend als Saugadern des großen Verkehres bezeichnet hat, sollen sofort in Angriff genommen werden, und auch diese Vorschläge haben nunmehr die Billigung des Abgeordnetenhauses erfahren. In schärffster Wider-

Digitized by Google

legung aller schablonenmäßigen Voraussagen bewährt sich hier die Concentration einer großen nationalen Angelegenheit in den Händen des Staates nicht als der Anfang der Stagnation, sondern als ein mit verjüngter Frische pulsirendes Leben.

Zwischen den Abschluß dieser fruchtbaren Arbeit und die Durchberathung der noch die Commission beschäftigenden Verwaltungsvorlagen, die schon neben den Anfängen der Reichstagssession wird hergehen müssen, hat sich nun die lange mit Absicht zurückgehaltene Verhandlung über den Cultusetat eingeschoben. Wenn für Conservative und Ultramontane der Wunsch nahe lag, dieser Klippe für die Beziehungen der letzteren zur Regierung so lange als möglich fern zu bleiben, so hatten auch die Liberalen keinen Grund, eher auf die Verhandlung zu dringen, da dieselbe, je näher an den Schluß der Session herangerückt, um so eher einen Aufschluß über die Verhandlungen mit der Curie in Aussicht stellte. Diese Erwartung ist denn nun freilich nur in negativer Weise befriedigt worden. Der Cultusminister hat sich darauf beschränkt, der „völlig unbegründeten" Anzweiflung des Herrn Windthorst gegenüber, mit großem Nachdrucke zu betonen, daß der eingeleitete Versuch, „die vorhandenen Gegensätze in einer ruhigen Erörterung auszugleichen," ein „aufrichtiger und ernstlicher" sei, hat aber dann als selbstverständlich „jedes Wort" darüber abgelehnt, „wie weit dieser Versuch gediehen sei und vor allen Dingen über den Inhalt desselben". Aus dieser diplomatischen Zurückhaltung ist allerdings so viel mit Sicherheit zu entnehmen, daß die Regierung die anscheinend zur Zeit unterbrochenen Verhandlungen keineswegs als abgebrochen ansieht, und dieser Schluß wird auch durch das sichtliche Bemühen des Ministers nur bestärkt, den Besorgnissen zu begegnen, als könnte die Nachgiebigkeit von Seiten des Staates zu weit gehen. Seine Versicherung, daß „wenn wir zum Ausgleiche kommen, er bei aller Schonung und Rücksicht auf die kirchlichen Interessen und Bedürfnisse doch zum unverrückbaren Endziele die Rechte und Interessen der preußischen Monarchie haben muß," ist freilich an sich dehnbar genug und wurde denn auch von Herrn Windthorst mit dem leisen Hohne erwidert, auch er sei dafür, „die unveräußerlichen Rechte des Staates zu wahren" — es komme nur darauf an, was man „unveräußerliche Rechte des Staates" nenne. Auch die weitere Ankündigung, daß „der Ausgleich, wenn er uns gelingt, nur stattfinden wird auf dem Boden der preußischen Landesgesetzgebung" und „der dadurch verbürgten freien Mitwirkung der Landesvertretung" bietet doch nur eine höchst unsichere Gewähr, wenn heute schon die Conservativen mit der geistvollen Wendung, daß sie „nicht römischer sein wollen als Rom, aber auch nicht staatlicher als der Staat," sich im Voraus für alles gut sagen, was die Regierung mit der Curie vereinbaren mag. Endlich war, gegenüber einer fast drohend klingenden

Digitized by Google

Rechtsverwahrung des Centrumsführers, der salbungsvoll eindringliche Ton, in welchem der Cultusminister dem Ultramontanismus die Ueberspannung seiner „Principien" vorhielt, schwerlich die geeignetste Weise, nach dieser Seite den tiefsten Eindruck zu machen.

Die zuverlässigste Gewähr und Bürgschaft gegen eine grundsätzlich veränderte Richtung der preußischen Kirchenpolitik wird also immer noch darin zu finden sein, daß der Staatsmann, der sich gegen den „Gang nach Canossa" schon zu einer Zeit verwahrte, als die Maigesetze kaum im ersten Plane lagen, die Hand nicht bieten kann, zu zerstören, was in den großen Zügen doch sein eigenes Werk ist. Auf diese Bürgschaft weist denn auch ein bemerkenswerther, obwohl über alles Maß im sensationellen Interesse aufgebauschter Vorgang hin, welchen der Cultusminister endlich in seinen bescheideneren Verhältnissen klar gestellt hat. Ein unter dem poesieduftenden Namen „Aurora" neu erstandenes Preßorgan der vaticanischen Politik hatte, indem es den Einfluß des Fürsten Bismarck in möglichst geschraubter Weise zur Schau stellte, ganz allein auf seinen guten Willen das Gelingen des Ausgleiches zu werfen gesucht. Ein kurzer Artikel der halbamtlichen „Provinzial-Correspondenz" stellte dieser willkürlichen Auffassung das correcte staatsrechtliche Verhältniß entgegen, daß für die kirchenpolitischen Maßregeln, so lange sie nicht zur Berathung des Staatsministeriums gelangen, der Cultusminister allein verantwortlich ist. Ein dichter Staubwirbel von allen möglichen und unmöglichen Deutungen hat sich an diese Auslassung geheftet; es sollte darin bald einer „Hofintrigue", bald auch dem Cultusminister, bald allen beiden der Einsiedler von Varzin sein quos ego! zugerufen haben. Die „Nationalzeitung" endlich war so fein, in den dunkeln Zeilen vielmehr die Feder des Cultusministers zu vermuthen, der das Hausrecht seines Ressorts gegen diejenigen wahre, welche ihn etwa zum expedirenden Secretär des Reichskanzlers herabsetzen möchten. Nunmehr giebt uns der Cultusminister selbst den Aufschluß, daß „der Artikel der „Provinzial-Correspondenz" nach vorherigem Einvernehmen mit mir und mit meinem vollständigem Einverständnisse geschrieben ist" und „nur den Zweck hatte, die selbstverständliche, aber, wie es scheint, im Auslande nicht gehörig gewürdigte Thatsache zu documentiren, daß der Präsident des preußischen Ministeriums nicht die Aufgabe hat, alle Maßregeln der einzelnen Ressorts durch seine eigene Initiative vorzubereiten". Wer ohne sensationelles Bedürfniß, welches freilich bei diesem nüchternen Ausgange gar wenig seine Rechnung findet, die halbamtliche Aeußerung gelesen, hätte allerdings auch ohne authentische Interpretation nicht weit vom Ziele zu schießen brauchen. Handelt es sich bei dem angebahnten Ausgleiche in der That nicht um einen Wechsel des kirchenpolitischen Systems, so kann es doch eben von staatlicher Seite nur darauf ankommen, technische Mißgriffe

Digitized by Google

einzugestehen und zu bessern, die in den Einzelnheiten der Maigesetzgebung vorgekommen sind, und es kann ausschließlich nur die Aufgabe des technischen Ressorts sein, in dieser Beziehung Vorschläge zu machen. Nachdem also der Reichskanzler diejenige Initiative ergriffen, die ihm als leitendem Staatsmanne zukam, überhaupt erst auf den Boden der Verhandlung mit der Curie zu treten, ist diese Verhandlung weiterhin völlig correct durch einen Delegaten des Cultusministeriums unter lediglich formeller Assistenz der deutschen Botschaft in Wien geführt worden; und Fürst Bismarck kann nach allen staatsrechtlichen und politischen Voraussetzungen nicht eher wieder mit einer Verantwortlichkeit in der Sache befaßt werden, als bis der Cultusminister mit einem auf Grund der geführten Verhandlungen fertig ausgearbeiteten Entwurfe zunächst vor das Staatsministerium zu treten bereit ist — oder bis etwa im Gegentheile wegen herausgestellter Unvereinbarkeit der Gegensätze auf die Fortführung der Verhandlungen verzichtet werden müßte. Aus dem bloßen Umstande aber, daß eine Feststellung dieses Verhältnisses angezeigt erschienen ist, läßt sich nun in der That der beruhigende Schluß ziehen, daß bis zur Stunde selbst Herr von Puttkamer sich außer Stande gesehen hat, den Wünschen der Curie so weit entgegen zu kommen, um in absehbarer Zeit eine Vorlage nur erst in's Staatsministerium zu bringen. Es ist hiernach begreiflich, wenn die Erklärung des Cultusministers auf der liberalen Seite einen durchaus beruhigenden Eindruck gemacht hat.

Auch das Centrum aber fand sich nicht veranlaßt, die Spitze seiner Angriffe gegen den gegenwärtigen Vertreter des Cultusressorts zu kehren, und abgesehen von einer die evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten berührenden Episode nahm die Debatte zunächst den Gang, daß Dr. Falk zum ersten Male seit seinem Rücktritte bewogen wurde, sein kirchenpolitisches Verhalten öffentlich zu rechtfertigen. Seine große Rede, die noch gegen Schluß einer langen Sitzung die athemlose Spannung des Hauses zu erregen vermochte, war glänzend wie in seinen besten Tagen, aber neue Gesichtspunkte konnten dabei um so weniger hervortreten, als der Redner sorgfältig jedes Streiflicht auf die gegenwärtige Lage vermied. So schien denn das Interesse der Culturkampfsdebatte mit einem Tage erschöpft zu sein, und das Centrum lieferte in den folgenden Tagen nur die unerläßlichen Scheingefechte, um vor den Wählern seine Positionen zu markiren — jeder materielle Erfolg gegen den einen oder den andern Etatposten war durch die Erklärung der Conservativen im Voraus abgeschnitten —, als ein ganz nebensächlicher Zwischenfall plötzlich in grellster Schärfe wieder die ganze Gehässigkeit der ultramontanen Parteileidenschaft beleuchtete. Gegen den Angriff auf den Posten der Dotation für den altkatholischen Bischof bezog sich der Abgeordnete Petri auf den Königlichen Erlaß, welcher die staatliche Anerkennung des Dr. Reinkens ausspricht;

Digitized by Go

bei der Stelle, welche an alle Unterthanen die Erwartung richtet, daß sie denselben „als katholischen Bischof achten und anerkennen“, machte sich, wie das Zeugniß einer Reihe von Abgeordneten bekräftigt, in den Reihen des Centrums ein Gelächter bemerklich. Gewiß können die Führer der Partei nur indirect für die Rohheit jener Gesellen verantwortlich gemacht werden, mit welchen ihre radicale Demagogie im Rheinlande und anderwärts sie beschenkt hat. Die Art und Weise aber, wie die Abgeordneten von Schorlemer und Windthorst, ohne eine Feststellung der Thatsachen erst aufkommen zu lassen, die Erwähnung derselben durch Herrn von Sybel als „Lüge“ und „tendenziöse Unwahrheit“ zu brandmarken sich beeilten und dadurch ihre Partei zu einer tumultuarischen Demonstration ermuthigten, macht sie ganz zu Mitschuldigen einer selbst in den Annalen des „Culturkampfes“ unerhörten Verletzung des parlamentarischen nicht nur, sondern des patriotischen Anstandes. Erklärlich genug ist allerdings die Beeiferung, durch die Heftigkeit der Ableugnung zu ersehen, was ihrer Glaubhaftigkeit abgeht — denn sie haben allen Grund, für die Wirkung solcher Scenen an einer Stelle besorgt zu sein, auf welche sie alle ihre Hoffnungen gesetzt haben. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Staatsexamen der Geistlichen. — Die in unserm vorigen Briefe (Nr. 4, S. 150 ff.) besprochene Frage des Staatsexamens der Geistlichen ist rasch zu einer brennenden geworden. Am 17. Januar hat der Präsident des Ministeriums des Innern den Ständen, zunächst der zweiten Kammer, den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen, vorgelegt. Diese Vorlage, ihre Berathung und Erledigung werden das wichtigste Ereigniß der gegenwärtigen Landtagssession bilden. Wir haben bereits das Wesentlichste der Vorgeschichte und des gegenwärtig gesetzlich fixirten Standes der Frage gegeben. Auch haben wir die Stellung bezeichnet, welche Regierung und die liberale Kammermehrheit anläßlich der Adreßdebatte vom November vorigen Jahres als die der gesetzgebenden Factoren zu der Frage markirt haben. Indem wir uns erlauben, auf die frühere Darlegung zu verweisen, glauben wir doch in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache und der weit über die Grenzen unseres kleinen Landes hinausragenden Bedeutung der jetzt wieder in obligatester Weise auf die Tagesordnung gesetzten Streitfrage theils ergänzend, theils recapitulirend einiges Einleitende vorausschicken zu sollen.

Der Streit wegen des Staatsexamens drehte sich nie und dreht sich auch jetzt nicht um einzelne Modalitäten der Prüfung. Bezüglich dieser hat die Regierung jeweils die Wünsche der Kirchenbehörden gerne entgegengenommen und dieselben so weit irgend thunlich berücksichtigt. Im letzten Grunde han-

Digiti

delt es sich lediglich um eine principielle Frage, es handelt sich darum: ob dem Staate das Recht zustehe, von sich aus die Forderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung der künftigen Geistlichen zu stellen, und ob ihm zukomme, sich durch seine Organe über das von ihm, dem Staate, festzustellende Maß dieser Ausbildung zu verlässigen und von seinem, des Staates, Urtheil über dieselbe die Zulassung der Candidaten zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen abhängig zu machen. Bis zum Jahre 1852 hatte die katholische Kirche dieses in einem landesherrlichen Edicte vom 30. Januar 1830 fixirte Recht des Staates unbestritten anerkannt, und der Staat hat es durch Mitwirkung eines von ihm delegirten Commissärs bei der theologischen Fachprüfung ausgeübt. Diesem hatten die Candidaten vor Beginn der Prüfung ihre Gymnasiumsabiturienten- bezw. Maturitätszeugnisse, sowie die Zeugnisse über die nach Vorschrift an der Universität zu hörenden Vorlesungen vorzulegen. Er ließ sich die schriftlichen Prüfungsarbeiten zur Einsicht zustellen, war bei der mündlichen Prüfung anwesend und gab nach Schluß der Prüfung die Erklärung ab, ob dem Eintritte der Geprüften, oder welcher derselben, in den Kirchendienst von Seiten des Staates ein Hinderniß entgegenstehe. In einer von den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz an sämmtliche betreffende Regierungen eingereichten Denkschrift vom 5. Februar 1851 beanspruchten die Bischöfe unter Anderem das Recht der völlig freien Prüfung der Priesteramtscandidaten, mit Ausschließung der Staatsregierungen von jeder Vertretung bei derselben. Dem gegenüber hielt der Staat sein Recht fest, indem eine landesherrliche Verordnung vom 1. März 1853 unter theilweiser Abänderung des früheren Edictes bestimmte, daß der Prüfung, welche die Candidaten vor der Aufnahme in das Priesterseminar vor der bischöflichen Behörde zu bestehen hatten, ein landesherrlicher Commissär beiwohne, „welcher sich die Ueberzeugung zu verschaffen hat, daß die Candidaten den Gesetzen und den Vorschriften des Staates Genüge geleistet haben und nach Betragen und Kenntnissen der Aufnahme würdig sind“. Die Curie jedoch erklärte diese Vorschriften für unvereinbar mit den Rechten der Kirche und unterließ, den Gehorsam weigernd, fortan die Einladung des landesherrlichen Commissärs zu den Prüfungen. So wurden von dem Jahre 1853 an die Prüfungen der Candidaten für das Priesterseminar ohne Anwohnung eines landesherrlichen Commissärs abgehalten — in Widerspruch mit der citirten landesherrlichen Verordnung, bis letztere selbst durch das Gesetz vom 9. October 1860 für aufgehoben erklärt ward. Von Seiten der Staatsregierung wurden die so Geprüften als unfähig zur Erlangung eines Kirchenamtes behandelt, bis im Gefolge der zu Anfang der 1860er Jahre zwischen Staats- und Kirchenregierung erfolgten Verständigungen durch thatsächliche Zulassung der seit 1853 Geprüften auch dieser Punkt seine einstweilige Erledigung fand.

Digitized by Google

Das Grundgesetz vom 9. October 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate fixirte das in Rede stehende Recht des Staates auf's Neue. Die Freiburger Curie hat gegen die diese Bestimmung ausführende Verordnung von 1867 und sodann gegen das an die Stelle jener Bestimmung getretene Gesetz vom 19. Februar 1874 „Rechtsverwahrung“ eingelegt, hat beide für wirkungslos erklärt und ihren Geistlichen und Priesteramtscandidaten sowohl die Betheiligung an der staatlich festgesetzten Prüfung über die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung, als auch das Nachsuchen um Dispens von dieser Prüfung untersagt. Die Geistlichen und Candidaten des geistlichen Standes gehorsamten, und in Folge dessen ist die Lage jetzt folgende: den von 1863 bis 1874 zu Priestern Geweihten ist unter ausdrücklicher Festsetzung, daß sie ein Kirchenamt (definitiv) nicht erlangen können, bevor sie die Staatsprüfung bestanden oder Dispens erlangt haben, durch das Gesetz vom 19. Februar 1874 zwar „bis auf Weiteres“ die Ausübung kirchlicher Functionen gestattet, gleichzeitig aber ist die Regierung ermächtigt, „durch Verordnung ihnen diese Befugniß wieder zu entziehen“. Seit dem Jahre 1874 konnte ein Zugang von Priestern nicht mehr statt haben.

Der den Landständen neuestens vorgelegte Gesetzentwurf nun schlägt vor, daß von der durch das 1874er Gesetz vorgeschriebenen Prüfung zum Nachweise der allgemein wissenschaftlichen Bildung diejenigen Candidaten befreit seien, „welche nach beendigtem Universitätsstudium, bezw. nach der durch ein mindestens zweiundeinhalbjähriges Universitätsstudium erlangten wissenschaftlichen Reife zum Eintritt in die praktisch-theologischen Curse eine theologische Fachprüfung im Großherzogthume abgelegt haben, sofern dieser Prüfung ein staatlich ernannter Commissär angewohnt und das Ergebniß der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung der Candidaten wegen Mangels hinlänglicher allgemein wissenschaftlicher Bildung gegeben hat“. Sodann ist eine Uebergangsbestimmung beigefügt: „Denjenigen Geistlichen, welche vor Verkündung des gegenwärtigen Gesetzes bereits die theologische Fachprüfung bestanden haben, bezw. nach abgelegtem Examen für das katholische Priesterseminar zu Priestern geweiht worden sind, kann auf eingelegte Bitte und gelieferten Nachweis der erstandenen Abiturienten-, bezw. Maturitätsprüfung und dreijährigen Besuches einer deutschen Universität die Staatsprüfung zum Nachweise der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung erlassen werden.“

Die Verordnung von 1867 und das Gesetz vom 19. Februar 1874 hatten für die Kirche und ihre Candidaten des geistlichen Standes unleugbare Härten im Gefolge. Die Oberbehörden beider Kirchen hatten denn auch Beanstandungen erhoben, theils gegen die Erlassung der Verordnung, bezw. des

Digitized by Google

Gesetzes überhaupt, theils gegen einzelne Bestimmungen derselben. Uebereinstimmend wurde insbesondere hervorgehoben, daß der Entwurf von den Candidaten des geistlichen Standes ein größeres Maß allgemeiner wissenschaftlicher Vorbildung, oder doch eine andere, für die Candidaten beschwerlichere Art der Nachweisung dieser Vorbildung verlange, als von den Candidaten der andern akademische Studien voraussetzenden Berufsfächer. Für die Letztern sei neben der die Vorbedingung des Universitätsbesuches bildenden Maturitätsprüfung nur das Hören einiger dem Kreise der philosophischen Facultät angehöriger Vorlesungen ohne nähere Bezeichnung derselben vorgeschrieben; eine weitere Prüfung aber, außer der geordneten Prüfung für das erwählte Berufsfach, werde ihnen nicht angesonnen. Die Regierung erachtete diese Einwendungen nicht für gerechtfertigt. Sie hielt an der Forderung des vor dem Eintritt in den Kirchendienst abzulegenden Examens über die allgemein wissenschaftliche Ausbildung fest. Es ist nun unbestreitbar, daß das nicht im Einklange stand mit dem Geiste und klar ausgesprochenen Willen des Grundgesetzes vom 9. October 1860. Nach diesem wäre der Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung der künftigen Kirchendiener als erbracht zu erachten durch den Nachweis der Abiturienten- (Maturitäts-)Prüfung, dreijährigem Besuche einer deutschen Universität und Hören von drei Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Facultät. Hiermit wäre auch die völlige Gleichstellung der Theologen mit den Candidaten der übrigen Berufsfächer, für welche akademische Studien verlangt werden, hergestellt gewesen. Indessen muß immer wieder daran erinnert werden, daß es sich der katholischen Kirche gegenüber niemals um die Modalitäten der Festsetzung des Umfanges und der Art des Nachweises handelte, sondern um das Princip der Souveränetät des Staates auch in dieser Frage. Dieses Princip bestritt die Curie. Sie würde demzufolge, wie sie seit 1853 den vordem unbeanstandeten landesherrlichen Commissär nicht mehr zur theologischen Fachprüfung einlud, wie sie jetzt die Ablegung des Examens und das Nachsuchen um Dispens untersagte, ganz eben so auch die der Staatsbehörde zu machende Vorlage über Maturitätsprüfung, Universitätsstudium u. s. w. nicht gestattet haben. Diesen principiellen Widerstand zu brechen, waren die an und für sich nicht zu rechtfertigenden Bestimmungen der Verordnung von 1867 und das Gesetz von 1874 nothwendig. Sie waren und sind Kampfesmittel.

Indem wir die Beurtheilung des vorliegenden Gesetzentwurfes einer folgenden Darlegung vorbehalten, wollen wir jetzt nur noch in Kürze untersuchen, ob die gegenwärtige Lage des um den in Rede stehenden Punkt entbrannten staatlich-kirchlichen Kampfes eine solche sei, daß sie die Vorlage eines das Gesetz von 1874 abändernden Gesetzentwurfes rechtfertige oder erfordere.

Wir charakterisirten das 1874er Gesetz als ein Kampfgesetz, votirt zu

Digitized by Google

dem Zwecke, die Curie zur Anerkennung der staatlichen Souveränetät bezüglich der Frage der allgemein wissenschaftlichen Ausbildung der Priesteramtscandidaten zu nöthigen. Aus der dem neuesten Gesetzentwurfe von Seiten der Regierung beigegebenen Begründung und aus den dem Gesetzentwurfe auf dem Fuße folgenden officiösen Erläuterungen der „Karlsruher Zeitung" mußte jeder Lesende, der die Worte so nahm, wie sie stehen, entnehmen, daß das Gesetz seine volle Wirkung geübt habe, daß die Curie, von ihrer rebellischen Position zurückgetreten, das Recht des Staates in der in Rede stehenden Frage rückhaltlos anerkennend, sich materiell vollständig, friedlich, ja sogar bittend, unterworfen habe. Von dieser Basis aus konnte die Frage, ob eine Aenderung des 1874er Gesetzes, eine Ersetzung der als Kampfesmittel dargereichten Bestimmungen desselben durch an und für sich entsprechende, jetzt, nach erfolgter Unterwerfung der Curie mögliche gesetzliche Vorschriften in Angriff zu nehmen sei, sehr wohl bejaht werden. Auf Grund dieser Basis erschien ein Eintreten in die parlamentarische Erörterung des Gesetzentwurfes durchaus thunlich, und man mochte sich gerne der Hoffnung hingeben, daß die viel verwirrte Frage, deren Existenz keinem der dabei betheiligten Factoren erwünscht war, eine beiderseits zufriedenstellende Lösung erfahren werde. Lediglich das stand noch zur Erwägung, ob die vorherige förmliche und officielle Zurücknahme des seiner Zeit von der Curie erlassenen Verbotes der Betheiligung der Priesteramtscandidaten an der Staatsprüfung, bezw. des Ansuchens um Dispens von derselben als unerläßliche Bedingung des Eintretens in die Behandlung der ganzen Frage von der Regierung hätte festgehalten werden sollen und jetzt von der Kammer festzuhalten sei. In Bezug hierauf erklärte die „Karlsruher Zeitung" officiös, daß auch der Regierung die vorherige Zurücknahme des Verbotes des Dispensgesuches „sehr erwünscht" gewesen wäre, sie habe „diesen Wunsch auch unter Hindeutung auf die durch dessen Erfüllung zu erwartende wesentliche Erleichterung der parlamentarischen Lage des Gesetzentwurfes der Kirchenbehörde zur Beachtung warm empfohlen. Nachdem aber der Herr Bisthumsverweser unter Anrufung der Großmuth der Regierung gebeten hat, im Interesse seiner amtlichen Autorität nicht auf Erfüllung dieses Wunsches zu bestehen, so glaubte die großherzogliche Regierung dieser Bitte stattgeben zu dürfen, da sie selbst die Erfüllung des Wunsches im Interesse der Staatsautorität nicht für unerläßlich hielt". Es wollte nun zwar sofort nicht recht einleuchtend erscheinen, wie bei dem jeden Widerspruch des Klerus gegen die bischöfliche Ordre im Keime erstickenden Autoritätsverhältnisse in der katholischen Kirche die Zurückziehung des Dispensverbotes die amtliche Autorität des Bisthumsverwesers gefährden könne. Auch das rief einiges Schütteln des Kopfes hervor, daß derselbe dem ihn persönlich demüthigenden Appell an die „Großmuth" der

Digitized by Google

Regierung den Vorzug gegeben habe vor der mit zwei Zeilen zu bewirkenden einfachen Zurückrufung eines vor Jahren gegebenen Verbotes. Indessen, was man in dem officiösen Regierungsorgane schwarz auf weiß besaß, konnte doch nicht angezweifelt werden. Und da sagten sich Viele: nachdem die Curie sich materiell vollständig, friedlich, ja sogar bittend unterworfen hat; nachdem der Bisthumsverweser bezüglich der Zurückziehung des Dispensverbotes die „Großmuth" der Regierung angerufen hat, so kann auch die Kammer „großmüthig" sein und den Verzicht auf einen formellen öffentlichen Widerruf in Erwägung ziehen.

Da aber gelangte der Wortlaut des bei den Regierungsacten befindlichen und mit diesen von der Regierung der Examensgesetzcommission der zweiten Kammer zugestellten Schreibens des Capitelsvicariats, in welchem der Appell an die „Großmuth" der Regierung enthalten und die friedliche, ja bittende Unterwerfung der Regierung unter die Staatsautorität documentirt sein sollte; der Wortlaut dieses Schreibens gelangte in die Presse. Wie mit einem Blitzschlage rückte das Schreiben die ganze Situation in die hellste Beleuchtung, und zwar in eine gänzlich andere, als die des sanft und milde strahlenden Lichtes war, welches die Regierungsbegründung und die „Karlsruher Zeitung" zu verbreiten für gut befunden hatten. Das Schreiben, die amtliche Schlußerklärung der Curie, lautet:

„Wir halten uns einerseits für verpflichtet, den anerkennenswerthen Bestrebungen nach Kräften entgegenzukommen, der Nothlage der Seelsorge abzuhelfen und den Frieden zwischen Staat und Kirche herbeizuführen. Andererseits sind wir nicht befugt, die Rechte der Kirche, insbesondere auf die Erziehung, Heranbildung und Bestallung der Kirchendiener, sowie auf die kirchliche Jurisdiction aufzugeben, welche der Kirche kraft ihrer göttlichen Einsetzung und Mission und kraft positiven, feierlich garantirten Rechtes zustehen. Wir hoffen indessen, daß die großherzogliche Staatsregierung, indem sie den berührten ersten Schritt zur Herstellung des guten Einvernehmens zwischen der Staats- und Kirchengewalt mit uns gethan hat, auch mit uns dahin wirke, daß durch Abänderung derjenigen Gesetze, welche die freie Wirksamkeit und die Rechte der Kirche beeinträchtigen, auf rechtlichem Wege der wahre und dauernde Friede zum Wohle des Staates und des Seelenheiles hergestellt werde. In dieser Hoffnung und um größere Nachtheile für das Wohl der Gläubigen möglichst abzuwenden, sind wir in der Lage, auf den dortigen Gesetzesvorschlag andurch amtlich zu erklären, daß wir zulassen werden, daß die Candidaten der Theologie gemäß demselben die theologische Fachprüfung unter Anwohnung des dortigen Commissärs erstehen und daß die Geistlichen, auf welche Artikel 2 des Gesetzentwurfes in Anwendung zu kommen hätte, die dort berührte Befreiung nachsuchen. Was den dortigen „Wunsch" (um Rücknahme des Verbotes vor Einbringung des Gesetzes) anbelangt, so müssen wir im Hinweis auf unsere Pflicht und Lage, sowie in Anbetracht, daß die Schonung der kirchlichen Autorität der Autorität der Staatsgewalt nur von Vortheil sein kann, und im Vertrauen auf die hochherzige Auffassung der großherzoglichen Staatsregierung die dringende Bitte aussprechen, Höchstdieselbe wolle den berührten Wunsch auf sich beruhen lassen. † Lothar Kübel."

Ein Ruf des Unwillens, der Entrüstung ging durch das Land. Auf der Grundlage dieses Schreibens, so frug man sich, hat die Regierung es über sich vermocht, den Gesetzentwurf und dessen Motivirung auszuarbeiten? Auf dieser Grundlage hat man gewagt, von einem Anrufen der „Großmuth" der

Regierung durch die Curie zu sprechen? Der ungebrochene Trotz des rebellischen Priesters, der Anspruch voller Souveränetät für die über Gesetz und Ordnung des Staates sich absolut hinwegsetzende Kirche, die unverhohlene grimme Feindschaft gegen den modernen Staat und seine Gesetzgebung, dazu die halb huldvoll-gnädige, halb höhnisch-verachtende Herablassung gegenüber dem demüthig entgegenkommenden Staate — das Alles findet in dem Schreiben seinen, wir möchten sagen classischen Ausdruck! Und den Vertretern der Regierung ist die Zornesgluth nicht in's Gesicht gestiegen? und sie haben den über die Verhandlungen erwachsenen Actenstoß nicht in den hintersten Winkel ihres Berathungszimmers geschleudert? und haben insgesammt in geheimster Stille Buße gethan in Sack und Asche, daß sie solche priesterliche Ueberhebung ermöglicht hatten?

Das Schicksal des Gesetzentwurfes ist entschieden. Die zur Berathung desselben niedergesetzte Commission der zweiten Kammer hat nach eingehenden Verhandlungen und nach wiederholtem Anhören der Regierungsvertreter, speciell des Ressortministers, Ministerialpräsidenten Stösser, mit allen Stimmen gegen zwei ultramontane und eine conservative den Antrag ihres Berichterstatters Lamey, des Schöpfers der kirchlichen Gesetzgebung von 1860, zum Beschlusse erhoben:

„Die zweite Kammer wolle ablehnen, in die Berathung des vorliegenden Gesetzentwurfes einzutreten, da in den Erklärungen des erzbischöflichen Capitelsvicariats die Voraussetzungen nicht enthalten sind, unter denen für sie eine Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 als thunlich und erfolgreich erscheint."

Die Kammer wird diesen Beschluß sanctioniren. Die liberale Fraction steht zu demselben wie ein Mann. Und der staatstreue Theil der Bevölkerung, das ist weitaus der größte Theil des badischen Volkes, schenkt ihr Beifall. Am 7. April dieses Jahres sind es 20 Jahre, daß mit der denkwürdigen Osterproclamation des Großherzogs Friedrich der Concordatspolitik der Scheidebrief ausgestellt wurde. Diese zwei Jahrzehnte heißen Ringens und Kämpfens läßt das badische Volk nicht streichen aus den Blättern seiner Geschichte.

Was wird kommen? Kammerauflösung? Rücktritt des Ministeriums? Beharren auf dem status quo? Die mannichfachsten Gerüchte durchschwirren die Luft. Möglich, daß die Ereignisse diesen Zeilen vorauseilen.

7. Februar. H.

Litteratur.

Lord Byron. Ein Lebensbild. Von Dr. Felix Eberty, Professor in Breslau. Zweite Ausgabe. 2 Thle (der erste mit Lord Byron's Bildniß). Leipzig 1879

Digitized by Google

— Bei der ersten Ausgabe hatte es sich der Verfasser dieses vortrefflichen Werkes zwar nur zur Aufgabe gemacht, ein Lebensbild zu geben, nicht einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, aber bei der innigen Wechselwirkung, welche gerade bei Lord Byron zwischen Leben und Schriften besteht, doch nicht von einer Betrachtung der Hauptwerke des Dichters abzusehen vermocht. In der neuen Auflage ist Eberty mit Recht noch einen Schritt weiter gegangen und hat auch die Bedeutung des Dichters für die Weltliteratur in den Kreis seiner Besprechung gezogen (II. S. 228—237); er hebt dabei treffend zwei Seiten der Byron'schen Dichtungen als besonders bedeutungsvoll hervor, den Freimuth, mit welchem der Lord von dem unantastbaren Standpunkte eines Pairs von England aus die Zeichen der Zeit zu deuten wagte, und die weltschmerzliche Stimmung, welche seine Gesänge erfüllt. Was den letzteren so wichtigen Zug in Byron's Wesen betrifft, so scheint Eberty die ausgezeichnete Würdigung desselben in W. Hertzberg's Anzeige von Elze's „Lord Byron" („Preußische Jahrbücher", Mai und Juni 1872) unbekannt geblieben zu sein; in ihr wird in sehr einleuchtender Weise der formell wie materiell elegische Charakter der Dichtungen des großen Britten auf die zahlreichen elegischen Momente, von denen sein ganzes Dasein durchzogen ist, zurückgeführt und überhaupt für die moralische und ästhetische Schätzung des Dichters in knappem Umrisse ein sehr werthvoller Beitrag gegeben. Indessen hat ja Eberty eine eigentlich ästhetische Analyse der Werke des Dichters ausdrücklich als nicht in seiner Absicht liegend bezeichnet, und es ist ihm deshalb kein Vorwurf daraus zu machen, daß er nach dieser Richtung hin sich mit Andeutungen begnügt hat; jedenfalls hat er in höchst dankenswerther Weise eine geschmackvolle, klare, unparteiische und in Lob und Tadel maßvolle Darstellung des Lebensganges geboten, welche sich in ihrer neuen Gestalt zu den alten Freunden noch manchen neuen hinzugewinnen wird. Gegen die von Frau Beecher-Stowe in Macmillan's „Magazin" von 1869 (also zwischen der ersten und zweiten Ausgabe dieses Buches) entwickelte Auffassung von Byron's Ehe und den Gründen ihrer Trennung verhält sich Eberty, wie nicht anders zu erwarten war, ablehnend, und gebraucht bei dieser Gelegenheit die auch in mancher andern Beziehung auf den Dichter anwendbaren Worte (I. S. 285): „Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung hat nach Anhörung aller Beschuldigungen und Erwiderungen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß man das Andenken des Dichters fälschlich und schmählich verunglimpft hat . . . . . . Also lassen wir die Todten ruhen! und freuen uns an den Werken des Dichters, die in ihrer unvergleichlichen Schönheit ewig lebend und lebensfähig ein köstlicher Besitz der Nachwelt bleiben und bleiben werden."

E—e.

Reden des Staatsministers Dr. Falk, gehalten in den Jahren 1872 bis 1879. 1. und 2. Heft. Berlin, Fr. Kortkampf. — Die wichtigsten und authentischsten Documente zur Beurtheilung der siebenjährigen Aera Falk erscheinen hier in übersichtlicher Folge und praktischer Anordnung, wobei es den Gebrauch nicht wenig erleichtert, daß jedesmal die Verhandlungen, in welche die Reden des Ministers eingreifen, kurz skizzirt sind und durch Einleitungen und Anmerkungen das zum Verständnisse derselben nothwendige Material beigebracht ist. Ohne weitere Hilfsquellen ist man bei allen Gesetzentwürfen oder Interpellationen auf diese Weise hinreichend orientirt. Der erste Theil wird die Reden über die gesammte Unterrichtsverwaltung, der zweite speciell die Culturkampfreden, der dritte Reden vermischten Inhaltes bringen.

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 12. Februar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Samuel Henzi.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam der Name Samuel Henzi weithin zu einer traurigen Berühmtheit. Als das Haupt einer Verschwörung angesehen, deren Zweck es gewesen war, der Bürgerschaft der Republik Bern die verfassungsmäßigen Rechte zurückzugeben, welche eine in die vollständigste Oligarchie ausgeartete Adelsherrschaft ihr allmählich entwunden hatte, endete der Unglückliche am 17. Juli 1749, mit zwei anderen seiner Genossen, sein Leben durch Henkershand. Diese Hinrichtung war ein Gewaltact der Berner Aristokratie, der in ganz Europa von sich reden machte und dessen unglückliche Opfer in viel weiteren Kreisen, als man anfänglich glaubte und namentlich als man in Bern wünschte und wünschen konnte, Theilnahme fanden. Der Theilnahme an Henzi's und seiner Genossen Schicksal hat bekanntlich Lessing am stärksten und am bedeutendsten Ausdruck gegeben: Er gedachte in einer Tragödie Henzi's Unternehmen und Henzi's Tod dichterisch zu behandeln, und er setzte unmittelbar nach der traurigen Begebenheit die Feder an, um Henzi als den für Recht und Freiheit gestorbenen Patrioten zu verklären. Lessing's Tragödie ist freilich nur ein Bruchstück geblieben. Aber, so wenig er auch zur Vollendung gediehen ist, der poetische Henzi hat das Andenken an den historischen in weiteren Kreisen wach erhalten und gestärkt, ja man kann sagen, der Henzi der Dichtung hat den der Geschichte gerettet: Denn nicht sowohl die politischen Historiker als vielmehr die Freunde der Literaturgeschichte sind es, denen man neuerdings wieder einmal eine nicht geringe Bereicherung des Materiales über Henzi verdankt: Beweis davon — die Einleitung zu Lessing's Dichtung im elften Bande der trefflichen Hempel'schen Lessing-Ausgabe mit dem Abdrucke der äußerst interessanten Berichte über die Verschwörung Henzi's, die seiner Zeit von gut unterrichteter Seite an die „Vossische Zeitung" nach Berlin geschrieben wurden, — Beweis davon nicht minder die vorliegende Schrift*), die gleichfalls vornehm-

*) Samuel Henzi's Leben und Schriften. Von Dr. J. J. Bäbler. Aarau, Sauerländer. 1880.

lich aus literaturhistorischem Interesse, aus Interesse an Lessing's Henzi hervorgegangen, ein ganz neues und überraschendes Licht auf die Persönlichkeit des Unglücklichen fallen läßt.

Ueber Henzi's Leben war bisher nur weniges, über seine Schriften so gut als nichts bekannt. Die schweizerischen Geschichtsschreiber Monnard, Tillier, Vuillemain u. A. behandeln nur den Verschwörer Henzi und haben seine vor das Jahr 1749 fallenden Schicksale, wie seine literarische Thätigkeit fast gar nicht untersucht: kennt doch der Berner Tillier nicht einmal die Titel von Henzi's Schriften (Geschichte des eidgenössischen Freistaates. Bern, V, 196) und selbst in der Geschichte der schweizerischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, die Mörikofer allerdings nur auf das in deutscher Sprache Geschriebene sich erstrecken läßt, findet Henzi's Name kaum eine Erwähnung. Endlich ist überall seiner politischen Bestrebungen lediglich im Sinne derjenigen gedacht, deren Opfer Henzi gewesen ist, und denen daran liegen mußte, ihn möglichst bald in Vergessenheit zu bringen.

Die Absicht aller interessirten Kreise, dieses letztere zu bewirken, begegnet dem nach der Geschichte Henzi's Forschenden auf Schritt und Tritt. Als A. von Tillier in den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts an die Darstellung des „Burgerlärms" ging (dies ist der seiner Zeit in Bern populäre Name für die Henzi-Verschwörung), fand es sich, „daß sowohl das geheime Manual von 1749 als das Manual des geheimen Rathes über diese Zeit und das Thurmbuch" „durch einen unzeitigen Eifer in früherer Zeit den Archiven entfremdet worden waren". Privataufzeichnungen und Privatauszüge, die aus den Rathsmanualen gemacht worden waren, mußten die Stelle der officiellen Actenstücke vertreten und haben daher auf Glaubwürdigkeit keinen ganz unbedingten Anspruch. Auch auf die Entfernung anderer Actenstücke, Correspondenzen u. s. w. aus jener Zeit ist frühzeitig und von den verschiedensten Seiten Bedacht genommen worden: ein stillschweigendes Einverständniß aller mit der alten Berner Regierung Sympathisirenden scheint gewaltet zu haben, die unglückliche Geschichte so rasch als möglich der Vergessenheit zu überliefern. Merkwürdig ist, daß auch in der auf der Berner Stadtbibliothek bewahrten Sammlung der Briefe an A. von Haller sich nur sehr wenige aus dem Jahre 1749 finden, so wenige im Vergleiche zu den aus anderen Jahren stammenden, daß es fast zweifellos erscheinen muß, wie an anderen Orten, so sei auch hier ein Material, dessen einstige Veröffentlichung zu befürchten stand, in frühen Zeiten auf die Seite geschafft oder vernichtet worden.

Was ist von der Gerechtigkeit einer Sache zu halten, deren actenmäßige Beurtheilung die Partei der Richter selbst unmöglich zu machen beflissen war? Und kann man sich verwundern, daß die bisherigen Darstellungen der Henzi'-

schen Verschwörung sämmtlich einen bestimmten Parteistandpunct verrathen, ungenau und unvollständig sind, da nur unzuverlässige und unvollständige Actenstücke vorlagen und an die Stelle von gerichtlichen Erhebungen unbestimmtes Gerücht und unverbürgtes Gerede getreten ist, dem man um so weniger zu widersprechen Veranlassung nahm, je lieber es von gewisser Seite gesehen wurde, wenn dasselbe die dem Staate Bern durch Henzi und die Seinen drohende Gefahr zu einer recht großen und furchtbaren aufbauschte?

Aus allen den angeführten Umständen ergiebt sich, daß eine Schrift über Henzi und seine Unternehmung, wenn sie selbst Neues bringt und alte Irrthümer zu berichtigen im Stande ist, sehr willkommen zu heißen sein wird. Der vorliegenden Arbeit Bäblers kann man beides zugestehen: Der Persönlichkeit Henzi's wird hier zum ersten Male, namentlich in Bezug auf ihre literarhistorische Bedeutung, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und auch in Bezug auf die Verschwörung wird einiges Wesentliche berichtigt. Wir gestehen zwar offen, manches in der vorliegenden Arbeit anders gewünscht zu haben: namentlich wäre statt der Beilagen, die ja nur Bekanntes enthalten, ein vollständiger Abdruck der Briefe Henzi's an Bodmer, welche die Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrt und welche, wie es scheint, die einzigen allein noch übrig gebliebenen Documente sind, aus denen ein Bild des Menschen Henzi gezeichnet werden kann, sowie eine vollständige Mittheilung der „Observationen“, einer in Privatbesitz in Biel befindlichen (freilich wohl auch tendenziös verstümmelten) politischen Denkschrift Henzi's, die der Verfasser durchzusehen das Glück hatte, weit besser am Platze gewesen. Auch hätte Anordnung und Darstellung klarer und in einer so sehr der schärfsten Controle bedürftigen Sache keine Behauptung ohne die entsprechenden Nachweisungen gegeben werden sollen. Viele einzelne Notizen, die die Schrift enthält, sind ganz unnöthig, viele zur Orientirung für den Leser nothwendige fehlen. Das alles sind Mängel der Schrift, die ihren Werth und das Interesse an derselben beeinträchtigen. Doch die Mängel der Arbeit mögen ihre Verdienste nicht in den Schatten stellen; und das beste von diesen Verdiensten ist vielleicht das, die Henzi'sche Sache überhaupt wieder öffentlich zur Sprache gebracht zu haben.

Samuel Henzi, Sohn des Pfarrers Johannes Henzi zu Bümpliz bei Bern, war 1701 geboren. Er muß frühzeitig zu gelehrten Studien vorbereitet und angehalten worden sein: denn obwohl er schon als vierzehnjähriger Knabe bei dem Bureau der Bernischen Salzkammer als Copist untergebracht wurde, so zeichnete er sich doch schon in jungen Jahren durch große Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen und in den schönen Wissenschaften aus. Es wird berichtet, daß er in seiner Stellung als Angestellter bei der Salzkammer, wo seine Talente ihn übrigens bald zur

Digitized by Google

höheren Stellung eines Buchhalters vorrücken ließen, jede freie Viertelstunde benutzt und Nachts den Schlaf sich verkürzt habe, um sich in den Wissenschaften zu fördern, und zur Zeit seiner Gefangennahme im Sommer 1749 füllten allein die Auszüge, die er sich aus verschiedenen alten und neueren Schriftstellern gemacht, eine Bibliothek von hundert Bänden. Henzi sprach und schrieb neben den beiden in seiner Heimath lebenden Sprachen, der deutschen und französischen, die lateinische und die griechische Sprache; das letztere rühmten besonders zwei nach Bern gekommene griechische Bischöfe, welche versicherten, nie einen Ausländer kennen gelernt zu haben, der ihre Sprache so gut zu gebrauchen wisse. „Die Schriften des Demosthenes und Cicero, eines Homer, Pindar, Virgil, Horaz, Milton und Pope und die vorzüglichsten französischen Schriftsteller kannte er beinahe auswendig.“ Auch mathematische und philosophische Bildung soll er in hohem Grade besessen haben. Auf welche Weise, auf welchem Wege Henzi zu diesen Kenntnissen, die ihm von allen Seiten rückhaltlos zugestanden werden und die er bekanntlich in späteren Jahren als der Lehrer der Julie Bondeli verwerthet hat, gekommen ist, erfahren wir leider nicht; wie denn überhaupt die Geschichte seiner Jugend und seines ersten Mannesalters fast ganz im Dunkeln liegt. Ich kann zu den bisher bekannten und im Wesentlichen im eben Gesagten enthaltenen Notizen nur noch eine neue hinzufügen: daß Henzi — dies enthalten die „Eherodel“ der Stadt Bern — 29 Jahre alt, am 5. Brachmonat 1730 in Bumplitz bei Bern (in erster Ehe) getraut ward mit Rosina Wernier — mit seinem späteren Mitverschworenen desselben Namens scheinen ihn also verwandtschaftliche Beziehungen verbunden zu haben.

Henzi, obwohl von Haus aus vermögenslos, hatte sich in seiner Stellung bei der Salzkammer ein ziemlich beträchtliches Vermögen erwerben können. Aber seine innere Befriedigung scheint er dort nicht gefunden zu haben. Er strebte nach Höherem: Indessen für eine politische Laufbahn in Bern war ihm der Weg verschlossen, da er zwar nominell, aber nicht thatsächlich „regimentsfähig“, d. h. nur eines einfachen Bürgers, nicht aber eines Rathsherrn Sohn oder Verwandter war, und für seine gelehrten Kenntnisse konnte es auch deshalb keine Verwendung geben, weil er keine „regelrechten“ Studien gemacht hatte. So blieb dem nach einer befriedigenden Thätigkeit, nach Anerkennung und Ehre Strebenden nur der auswärtige Militärdienst als der Weg übrig, auf welchem er das Gesuchte finden und für die Zukunft sich in der Heimath eine bessere Existenz verschaffen konnte. Allein auch hier waren die damaligen Einrichtungen Berns hinderlich, wenigstens bestimmend. Mit einer Menge von auswärtigen Staaten (mit Frankreich, Holland, Sicilien u. A.) hatte Bern Capitulationen abgeschlossen — aber Offizierstellen in den fremden Regimentern konnten nur „Patrizier“ be-

Digitized by Google

kleiden! Henzi mußte also an einen Staat sich wenden, mit welchem keine Capitulation bestand; er ging nach Modena und kaufte sich dort eine Hauptmannsstelle, 1741. Die Hoffnungen freilich, die er an dieses Unternehmen geknüpft, erfüllten sich nicht: der Herzog von Modena, in den spanisch-österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt, aber mit seinen Bundesgenossen gerade damals in allen Operationen gehemmt, sah sich genöthigt, die Verträge mit den angeworbenen fremden Offizieren bald wieder aufzuheben*) und so kam auch Henzi, ohne daß ihm zudem der für diesen Fall zugesicherte Halbsold ausgerichtet worden wäre, schon nach kurzer Zeit nach Bern zurück, 1743.

Hier scheint Henzi zunächst seine gelehrten Kenntnisse durch Ertheilen von Unterricht verwendet zu haben. Es war damals, daß die ungefähr 13 Jahre zählende Julie Bondeli seine Schülerin wurde, damals, daß der als Mathematiker schon weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Samuel König (gestorben 1757 als Professor und Bibliothekar im Haag) sich von ihm in den Homer einführen ließ. Aber es war auch damals, daß Henzi sich am literarischen Leben der Zeit ziemlich lebhaft zu betheiligen und im politischen Leben seiner Vaterstadt eine Rolle zu spielen anfing.

Henzi scheint schon in ziemlich früher Zeit sich als Dichter versucht zu haben. Die Sammlungen seiner Gedichte, die heute freilich große literarische Raritäten geworden sind, weisen in ihrem sehr verschiedenartigen Inhalt darauf hin. Aber die Zeit, in welcher er literarisch besonders thätig war und zur Veröffentlichung der verschiedenen Producte seiner Muse schritt, ist die Mitte der Vierziger Jahre, 1744—48. Dieser Zeit entstammen seine „Amusemens de Misodème, ou pièces fugitives en Prose et Vers“, 1745, die „Messagerie du Pinde“, 1748, die Oden „La bataille de Sorr en Bohème“, „La conquète de la Saxe“, 1745, „La bataille de Friedberg“, 1746, u. A. (die letzteren Gedichte Verherrlichungen Friedrichs des Großen und vom Verfasser in der Hoffnung gedichtet, die Aufmerksamkeit Friedrichs auf sich zu ziehen). Man kann fragen, wie der deutschredende Henzi dazu kam (außer einigen wenigen deutschen an Bodmer gerichteten und in dessen Nachlaß auch noch erhaltenen Versen), fast nur in französischer Sprache zu schreiben? Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich aber leicht aus den allgemeinen Zeitumständen und aus den besonderen Verhältnissen, in welchen Henzi gelebt und gedichtet hat.

Es ist bekannt, welches Uebergewicht die französische Sprache zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sogar im Herzen Deutschlands besaß; bekannt, wie Diejenigen zu ringen hatten, welche in deutscher Sprache klar und an-

*) In einem undatirten Briefe Samuel Königs an Bodmer heißt es, die Compagnie Henzi's sei „neulich“ gefangen und zerstreut worden. Gewiß gehört der Brief dem Jahre 1743 an.

Digitized by Google

muthig sagen wollten, was französisch ebenso auszudrücken ihnen oft keinerlei Mühe kostete. Von den Schwierigkeiten, welche Bewohnern deutscher Grenzgebiete erwuchsen, wo, wie z. B. in Bern, ein von der deutschen Schriftsprache stark abweichender Dialect den Gebrauch der ersteren noch besonders erschwerte und zudem die französische die höhere Umgangssprache war, hat uns unter Andern Haller in den Vorreden zu seinen Gedichten eine Vorstellung gegeben. Auch Henzi hat in einem Briefe an Bodmer den Mangel an Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Schriftsprache bekannt und beklagt. Aber warum konnte Henzi trotzdem nicht, wie Haller, diese Schwierigkeiten überwinden und in deutscher Sprache den Ausdruck seiner poetischen Gedanken finden?

Hierauf geben zunächst die literarischen Verhältnisse Berns um die Zeit, zu welcher Henzi in seine Vaterstadt zurückkehrte, Aufschluß.

In Bern war im Jahre 1730 eine sogenannte „Deutsche Gesellschaft" entstanden. Es war die Erneuerung einer literarischen Vereinigung jüngerer, geistig angeregter Männer, die sich schon in den Zwanziger Jahren gebildet und die damals unter dem Namen „Neue Gesellschaft" eine Wochenschrift nach Art des englischen „Zuschauers" und nach dem besonderen Vorbilde der „Discurse der Maler" von Bodmer und Breitinger in Zürich herausgegeben hatte (das „Bernische Freitagsblättlein). Auf diese Zeitschrift folgte 1734 als Organ derselben Gesellschaft „der teutsche Bernerische Spectateur", in den auch Haller geschrieben hat, und 1740, als Organ der erneuerten literarischen Vereinigung „der Brachmann" eine moralisirende Wochenschrift, in die jedoch auch Zürcherische Gelehrte (und zwar die Zürcherischen Anhänger Gottscheds, dem der „Brachmann" gewidmet ist) Beiträge gegeben haben. Denn in den zu Bern für deutsche Sprache und Literatur sich interessirenden Kreisen hatte sich mehr und mehr und in vollständigem Gegensatze zu Zürich der Einfluß Gottscheds geltend gemacht, und letzterer, der 1743 seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie" u. s. w. der deutschen Gesellschaft zu Bern gewidmet hat, setzte großen Werth darauf, seinen schweizerischen Gegnern in der Schweiz selbst Gegner zu schaffen und zu erhalten. Eine der Hauptbestrebungen auch der Berner „Deutschen Gesellschaft" war ganz natürlich die, die deutsche Sprache von dem Einflusse der französischen zu befreien, die Fremdwörter auszumerzen und dergleichen mehr; Bestrebungen, die, wie überall, so auch hier, vielfach zu weit gingen und demgemäß Widerspruch und Mißbilligung hervorriefen, zumal auch die Versuche der Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft", sich als Popularphilosophen aufzuspielen, wenig Glück zu machen vermochten. So kam es, daß eine der „Deutschen Gesellschaft" feindliche andere sich bildete. Sie nannte sich „La Fronde", und ihre Häupter waren Samuel König und Samuel Henzi. Ueber die Häupter

der „Deutschen Gesellschaft" hinüber reichten nun namentlich die beiden Genannten den Zürchern Bodmer und Breitinger, „den Stallmeistern des Pegasus", wie Henzi sie einmal in einem seiner Sonette nennt, die Hand und verspotteten in Prosa und Versen die Männer der „Deutschen Gesellschaft" und ihre Bestrebungen. Es war demnach wohl ganz natürlich, daß die Gegner der „Deutschen Gesellschaft" in dem halbfranzösischen Bern sich der französischen Sprache bedienten!

Aber auch noch aus anderen Gründen, als die genannten sind, mag Henzi sich mit Vorliebe der französischen Sprache bedient haben. Henzi war bald nach seiner Rückkehr in die Heimath genöthigt worden, Bern zu verlassen und lebte von 1744 bis 1748 in Neuenburg. Dort war er Herausgeber des Journals „Le Mercure Suisse", Mitarbeiter am „Journal Helvetique" und hatte auf dem französischen Boden natürlich in erster Linie bei allen seinen Veröffentlichungen sein französisches Publikum im Auge. Auch konnte, wer, wie damals Henzi, Friedrich den Großen auf seine dichterischen Leistungen aufmerksam machen wollte, einen Erfolg seiner Bestrebungen nur als französischer Dichter erhoffen.

Wie war Henzi nach Neuenburg gekommen? Er lebte daselbst als Verbannter. Die Unterzeichnung einer Bittschrift an den Rath von Bern, in welcher eine Anzahl von Bürgern die Herstellung ihrer alten Rechte erbaten, war die Ursache seiner Verbannung gewesen (1744).

Laut dem alten „Schirmbriefe" von 1384 war die gesammte Bürgerschaft der Stadt Bern souverän; einem jeden Bürger hatte früher das Recht zugestanden, Rathsstellen und Staatsämter zu bekleiden, das Wahlrecht auszuüben, in Finanz- und anderen Angelegenheiten durch das Organ eines Ausschusses mit zu beschließen u. s. w. Aber allmählich waren alle diese Rechte der gesammten Bürgerschaft entzogen worden und vom Rathe der Stadt, der nur aus verhältnißmäßig wenigen Familien sich zusammensetzte, für sich und die Angehörigen seiner Mitglieder allein in Anspruch genommen worden. Daß mit diesen Verhältnissen eine gewaltige Corruption Hand in Hand gegangen ist und in den weitesten Kreisen eine tiefgehende Unzufriedenheit hervorgerufen wurde, kann man aus den schon den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angehörenden Gedichten Hallers: „die verdorbenen Sitten" und „der Mann nach der Welt" entnehmen.*) Und eine genauere Schilderung der allmählich aus diesen Verhältnissen erwachsenen öffentlichen Uebelstände giebt eine Berner Correspondenz an die Berliner „Vossische Zeitung" zu Ende der Vierziger Jahre, in welcher ein wohlunterrichteter Mann

*) Von diesen Gedichten soll das erstere einen tiefen Eindruck auf Henzi gemacht haben. Monnard, S. 493.

so klagt: „Unsere Bürger, die sonst von ebenso guter Familie sind als unsere Oberen, deren Väter oft mehr zum Staate beigetragen, als diejenigen, die uns die Last auflegen, und die sonst auch Mitglieder bei Aemtern gewesen, sind schon über fünfzig Jahre dieses Rechtes beraubet und ausgemerzet und dürfen sich nicht einmal als freie Bürger einer Republik regen. Wir haben vor Zeiten nach unsern Grundgesetzen das Recht gehabt, die Senatoren und höchsten Officianten durch eine Wahl zu präsentiren, und unser Ausschuß der Bürger hat bei Collecten und Anlagen für uns reden dürfen. Nun ist es zwar wahr, bei solchen Fällen wird der Ausschuß gefordert, aber keiner darf reden, wenn er nicht Gefahr laufen will. Eines Jeden Stimme wird vorher durch Geld oder Drohung oder Schmeichelei erzwungen, oder man nimmt wohl gar zu dem Ausschuß Leute, denen ein Bischen Scheinehre mehr gilt als ihr eigenes Interesse. Itzo sind zu Bern vier Familien, die ihre viele Verbindungen und Heirathen unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehn so weit getrieben, daß unser halber Rath nichts als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schöne Landvogteyen und Aemter durch ihre Abstämmlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familien sein will. Es ist so weit gekommen, daß nicht einmal unter unsern Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Offizierstelle erhält, wenn nicht der Eigennutz über ihn die Fahne geschwungen. Schon im Jahre 1710 haben wir unserm Magistrat Vorstellung gethan und gebeten, unsern Beschwerden abzuhelfen. Im Jahre 1744 hat eine ganze Innung unserer Bürger dieses wiederholet. Aber man hat auf diese Schriftsteller gedrungen, man hat sie ihrer Bedienungen entsetzet und wohl gar nebst denen, die unter den Bürgern die Herzhaftigsten gewesen, in's Exilium gejaget."

Zu den Unterzeichnern der hier erwähnten Bittschrift und zu den um dieser Unterzeichnung willen Exilirten gehörte Henzi. Die Schrift selbst, welche die Petenten um Wiederherstellung der alten Rechte der Bürger dem Rathe eingegeben, war in den demüthigsten und bescheidensten Ausdrücken abgefaßt: Hier ist der Anfang derselben (die merkwürdigerweise weder von Tillier, noch von Monnard abgedruckt ist): „Vor Euerer hohen Gnaden erscheinen Dero treue gehorsamste regimentsfähige Burger und Patricii allhiesiger Hauptstadt, die mit herzempfindlichem Anliegen beklemmt, die benöthigte Hülfe und Remedur von Euerer Gnaden väterlicher Liebe und Vorsorge auf das allersehnlichste suchen, bitten und flehen. Das jus repraesentationis, so einem jeden freien Mann, besonders aber einem regimentsfähigen Burger und Patricio der Stadt Bern unwidersprechlich zukommt, bestärket Dero Vertrauen, es werde diese Repräsentation, die in allschuldiger

Ehrfurcht und constitutionsmäßiger Gebühr eingelegt wird, das gemeine Beste und der Hauptstadt besondere Wohlfahrt zum Zweck und Absehen führt, von Euer Gnaden gnädigst aufgenommen und nach erheischender Nothdurft mildväterlich beherziget werden."

Man mag sich einen Begriff von den Zuständen einer Republik machen, in welcher die einzige Antwort auf eine in solchem Tone gehaltene Bittschrift zehn- und fünfzigjährige Landesverweisung für die Häupter der Petenten war!

Zu den letzteren gehörte vor allen Samuel Henzi. Und gegen ihn besonders hatte sich der Zorn der herrschenden Partei gerichtet: Er war unbeliebt, denn er war seinen regierenden Mitbürgern zu gelehrt, zu witzig, zu stolz. Hatte es ihm doch Einer einmal in's Gesicht gesagt, für Leute seines Standes sei die Gelehrsamkeit nicht (Brief S. Königs an Bodmer. Ungedruckt). Zudem galt Henzi — und zwar mit Recht — als der Verfasser eines noch erhaltenen Spottgedichtes auf die „Deutsche Gesellschaft", das, „Salmi" betitelt, die Versuche der Gesellschaft, an die Stelle der französischen Wörter deutsche zu setzen, in empfindlicher Weise lächerlich machte, — und die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zählten zu den angesehensten Männern der Stadt. So ergriff man gerne den Anlaß, des verhaßten Spötters sich zu entledigen; auf fünf Jahre traf ihn die Verbannung, zu der in ebenderselben Zeit noch anderes Mißgeschick hinzukam.

Noch in Bern, kurz vor der Ausweisung, war Henzi's zweite Gemahlin der früh verstorbenen ersten im Tode nachgefolgt. Jetzt starb dem Verbannten, der nach Neuenburg gegangen war, 1745, sein nur drei Jahre altes Söhnlein. Henzi schreibt darüber an Bodmer, mit dem er seit 1743 in einem Briefwechsel stand (den die Zusendung von J. Chr. Rost's gegen Gottsched gerichtetem „Vorspiel" durch Bodmer und Henzi's poetische Antwort und das Versprechen, Bodmer im Kampfe gegen Gottsched beizustehen, eröffnet hatte): „Die Ursach, warum ich nicht eher Dero wehrtes vom 17. August beantwortet, ist der allerempfindlichste Streich des Schicksals, welcher mich hätte treffen können: der Tod eines innig geliebten Söhnleins von drei Jahr und etlich Monat Alters. Mein Schmerz war, ich bekenn es, sehr groß. Die Philosophie konnte den Menschen nicht völlig bezwingen. Wohl hinderte sie ihn völlig einzusinken und dies ist genug. Ich bin hierin des Seneca Meinung: Homines sumus, doleamus, sed parum, irascamur, sed modice etc. Ich weiß nicht, ob es so stein- und beinhart gefrorne Stoicos jemals gegeben hat, wie uns die Alten weiß machen."

Im Uebrigen scheint Henzi sich in Neuenburg durchaus nicht unglücklich gefühlt zu haben: Er meldet im August 1744 seine Verbannung an Bodmer und sagt: „Der Leviathan der Staatskunst, welcher unser etliche verschlungen,

Digitized by Google

hat sie in Holland*), mich aber allhier in Neuenburg an dem angenehmen Gestade des Sees ausgespieen." Dann, mit Beziehung auf die Stürme auf dem politischen Meere, die er erlebt: „Bald hube uns der Sturm dem Atlas in seinen beeisten Bart, bald aber sanken wir wieder bis in Pluton's Staatscabinet hinunter; das politische Meer seudete (siedete) wie Töpfen und ward wie ein Kessel, darin man Salbe menget. Jedennoch kann ich von uns allen ohne Ruhm melden: nobis robur et aes triplex circa pectus erat; et siccis oculis videbamus monstra natantia; si fractus illapsus fuisset orbis, impavidos percussisset ruina." Und er scheint nur um so eifriger sich den Musen ergeben zu haben: „Ich meinerseits bin gottlob in meinem Exilo nichts minder als unglücklich. Ich trachte alle meine Geschäfte so einzuschränken, daß ich einstens recht um die Musen buhlen könne, denen ich mich völlig zu ergeben gesinnet", schreibt er im Herbste 1744 an Bodmer, und ein kleines deutsches Gedicht, daß Bäbler leider nur in einem kurzen Auszuge mittheilt, schildert dem Zürcher Freunde um dieselbe Zeit die einfache aber gemüthliche Existenz des Verbannten, dem Musik und dichterische Pläne die immerhin nicht ganz geringen Sorgen um die Zukunft verscheuchen.

In dem Bilde der Zukunft aber, wie sich dasselbe dem Auge des hoffenden Henzi darstellte, begann mehr und mehr die Heldengestalt hervorzutreten, die damals schon die Welt mit ihrem Ruhme erfüllte, Friedrich II. Friedrich's Aufmerksamkeit zu erregen, wurde Henzi's Bestreben, und vielleicht war Neuenburg, wo Henzi ja den Schutz der Regierung Friedrich's genoß und wo der preußische Gouverneur Henzi gern in seine Nähe zog, gerade dazu kein ungeeigneter Ort. So entstanden die poetischen Verherrlichungen Friedrich's: „La bataille de Friedberg", datirt vom 31. August 1745, „La bataille de Sorr", vom 1. October desselben Jahres, und „La conquete de la Saxe", vom 24. Januar 1746. Man sieht aus dem Datum dieser Dichtungen, daß sie den Ereignissen selbst auf dem Fuße folgten, deren einzelne Momente den Zeitungsredactor und den Soldaten Henzi in gleicher Weise wie den Bewunderer Friedrich's anziehen mußten:

„Pour célébrer des jeux Pindare en son délire
Aura fait resoner l'Olympe de sa Lyre.
Il aura scu porter son vol audacieux
Et ses graves accents jusqu'au Siège des Dieux,
Quand à Pise un coursier parcourant sa carrière
Aux yeux des spectateurs jettoit quelque poussière,

*) Als Samuel König (der, übrigens durch Hallers Vermittelung, zu Franeker in Holland 1745 eine Professur erhalten hatte) mit seinen Begleitern den holländischen Boden betrat, küßten sie alle dreimal den Boden der „neuen Mutter" und riefen: „Adieu Bern, Palast der Reichen, Adieu Bern, Spital der Bettler, Adieu Bern, Zuchthaus der ehrlichen Leute!" König an Bodmer. (Ungedruckt.)

Digitized by Google

Et moi, quand un héros étonne les mortels,
N' encenserai-je point son nom et ses autels?
Ne chanterai-je point ces batailles gagnées
De son glaive vainqueur les fameuses journées? . . .
Moi, qui de mes malheurs évitant le Dédale
Me sauvai dans les bras de sa bonté royale?
Roi, favori de Mars, nourriçon de Pallas!
Heros, digne du Chant, qui prôna Menelas!
Permets que ma Clio te cueille une Guirlande!
Et de ce peu de Fleurs te fasse son offrande!"

Mit diesen Worten beginnt das Gedicht über die Schlacht von Friedberg, die zu besingen ein ihm selbst geheimnißvoller „epischer Hauch Henzi in's Ohr geflismet". Und Friedrich hat dem Gedichte, scheint es, anfänglich wenigstens seinen Beifall nicht versagt. Henzi schreibt, Bodmers Lob über das Gedicht theilweise ablehnend, an diesen 17. December 1745: „Ich habe mit diesem Gedichte nur getrachtet, unserm großen Monarchen den Hof zu machen, habe auch meinen Zweck ziemlich erreicht, indem mir Ihre Majestät gleich nach der Ankunft in Berlin durch ein verbindliches und gnädiges Schreiben dafür danken lassen und dieses ist alles, was ich verlangte." Und am 30. Mai 1746: „Es kitzelt mich nicht wenig, daß der preußische Held mein Poëme sur Friedberg noch ohnlängst auf seinem Schreibtische liegen gehabt." Henzi dachte nun, eine zweite verbesserte Auflage des Gedichtes an den König zu senden, Pastor S. G. Lange, mit dem Henzi durch Bodmer in Verbindung gekommen war und der den Schwung von Henzi's Ode selbst in einem seiner Gedichte pries*), sollte die Besorgung an den König übernehmen. Es scheint indessen beim Könige bald eine andere Stimmung über die Dichtungen Henzi's Platz gegriffen zu haben. J. G. Sulzer schreibt an Lange am 20. Juli 1746: „der König spreche jetzo mit der größten Verachtung von Henzi's Oden, nachdem sie in Berlin nachgedruckt worden seien und Haude, der Buchhändler, die Unvorsichtigkeit begangen habe, sie den lettres sur la paix de Dresde anzuhängen." Henzi selbst vermuthete, daß französische Neider und Schmeichler ihm beim Könige böses Spiel gemacht, oder daß die etwas flüchtige Arbeit den König erzürnt habe; möglicherweise aber hatte der König auch über die Persönlichkeit des Verfassers unterdessen aus Bern nähere Nachrichten erhalten.

Zur selben Zeit noch, als Henzi sich mit der thatsächlich vergeblichen Hoffnung trug, die Gunst des preußischen Königs zu gewinnen, erschien seine

*) „Die Musen gaben Dir ihr reines Spiel,
Dein starker Schwung eilt zu der Sternenbühne,
Ich greife auf der schwächern Leyer nur
Das Echo Henzi'scher Töne."

Digitized by Google

Schrift: „Amusemens de Misodème“, 1745, und 1747 und 1748 die drei Hefte der „Messagerie du Pinde“. Es kann natürlich hier die Absicht nicht sein, eine einläßliche Besprechung dieser Poesien zu versuchen. Wir geben nach der Schrift, welche die vorliegende Skizze veranlaßt und nach unserer eigenen Kenntniß nur ihren Hauptinhalt wieder:

Das Horazische „Odi profanum vulgus“ etc. ist die Veranlassung für den Titel der ersten Sammlung; deren erstes Blatt eine humoristische Kriegserklärung (Prosa und Verse) gegen die literarischen Größen von Leipzig, das dortige literarische Leben und vor allem gegen Gottsched und seine speciellen Anhänger enthält. Diesen werden die wirklichen Dichter, unter den Deutschen: Brockes, Hagedorn, Haller und Rost, entgegengestellt:

„Ainsi Messieurs les épiciers ne faites pas ici les agréables: Vous n'aurez pas mes ecrits pour loger votre poivre et votre gingembre. Allés, allés, faites le voyage de Leipzic, vous y trouverez des tas d'ecrits modernes aussi poudreux qu'un vainqueur de Pise au bout de la carrière. On vous les vendra par livres, à la toise, par pièds carrés ou cubiques comme vous voudrés. Vous y trouverés des Ecrivains desolés, des libraires ruinés, Tout ce que Mars a fait en Bohème et en Bavière et un rien en comparaison du désastre, qui presse cette pauvre ville. On y entend en plein midi un Charivari terrible de tous les Faunes, Silvains, Satires et meme de Silène et du grand Pan, qui maudissent la Muse de Zuric, pour avoir si fort depravé le gout du Siècle, que Breitkopf et ses confrères ne sont pas plus entourés d'acheteurs qu'un médecin, qui vendroit la fièvre“ etc.

Auf seinem Wege zum Parnaß will Misodème an den großen Dichtern einfach vorbeigehen: es sind ja nur Schatten, „qui ne sont pas plus solides que les Dieux d'Epicure ou que ce brouillard, qui sert de Gloire à la tête léthargique du grand Docteur de Leipzic, quand il préside dans l'assemblée des Beaux Esprits ses Ecoliers.“

Freilich Pope, Voltaire, van Haeren und Brockes, Haller, Hagedorn und Rost werden ihm vielleicht den Lorbeerkranz nicht versagen, wenn er mit ihnen Tugend und Wissen loben, Unwissenheit und Laster tadeln will. Doch wozu den Lorbeerkranz? „Je me contenterai d'un beau Panache de Sapin, c'est une noble plante ... Rangeons nous du coté de méchans écrivains. Epousons la cause du plus grand nombre. Venés, venés Messieurs Gottsched, Triller, Sonab, Stoppe, Schwarz etc., embrassons nous pour cimenter une fraternité éternelle! Contens de notre savoir faisons retentir l'Univers de nos Fredons

rustiques . . . . . Qu' importe dans notre Demeure basse l'horizon un peu plus borné. Nous usons de phrases aisées et de metaphores faciles et voisines . . . . Nous avons autre chose à faire dans le monde, que de parler par sentence et nous tourmenter dans la recherche de termes choisis. Eh bien, me voilà immatriculé dans le catalogue des Méchans Ecrivains: Qui plus est, je prétens de n'y pas mal figurer. Point de Jalousie, Messieurs les Coryphées du Blocksberg!" etc.

Im selben Tone und ähnlichen Inhaltes folgt dann eine poetische Epistel, während das zweite Blatt „Songe de Misodème ou voyage sur le Parnasse de Hirschberg" Daniel Stoppe und seine trivialen Dichtungen zum Gegenstande des Spottes macht. Das dritte Blatt, „Délire de Schwarz", zielt gegen den von Gottsched hochgepriesenen Virgilübersetzer J. C. Schwarz, den Bodmer und Breitinger in ihren Streitschriften, VIII, 33 ff., so arg mitgenommen haben; in den folgenden Blättern, es sind im Ganzen sechs (in denen satirische Prosa mit Versen abwechselt), sind im wesentlichen und von einigen rein lyrischen Stücken abgesehen, wieder neue satirische Feldzüge gegen Gottsched und die Seinen eröffnet: Man sieht, die Zürcher hatten in Henzi einen geistvollen, witzigen, und mit der damaligen deutschen Literatur vollkommen vertrauten Kampfgenossen. Wie konnte derselbe so lange, so gänzlich in Vergessenheit bleiben?

Auf die „Amusemens de Misodème" folgt die oben genannte „Botschaft vom Pindus". Es sind meist Epigramme, daneben Sonette, Oden u. A. Durchschossen sind die Hefte mit einer Travestie der Iliade, die letztere in drei Gesängen, das Ganze ein Band von 132 und 122 Seiten. Das erste Heft eröffnet eine Ode auf den im Sommer 1747 zum Schultheißen von Bern erhobenen Christoph Steiger, der jetzt neben dem durch Haller besonders berühmt gewordenen Isaac Steiger an der Spitze des Staates stand, und an dessen Gerechtigkeitssinn Henzi besondere Hoffnungen geknüpft zu haben scheint, denn in dem auf ebendenselben Steiger bezüglichen folgenden Sonett heißt es:

L'Innocence triomphe et le Crime aux abois
Redoute ce grand nom sur le trône Bernois;
Ce flambeau, qui redouble aujourd'hui sa lumière.

Secondez mes accens, peuples de Dieu chéris;
Célébrons en ce jour notre destin prospère,
Thémis veut gouverner l'état de Père en Fils!

Dann folgen eine Menge von kleinen Gedichten, meist in scharfer epigrammatischer Zuspitzung, auf die verschiedenen Wechselfälle des österreichischen Erbfolgekrieges, die Operationen des Generals Brown und anderes bezüglich,

Digitized by Google

Gedichte oft von so schneidiger Kürze und präciser Eleganz und Kraft, daß die französische Kritik (de Bertmont und Chassonville) Henzi's Sprache mit einem Hercules verglich, der „schon in der Wiege Schlangen erdrückt habe, nun aber riesenmäßig in's Feld rücke", und daß in Bern, wo diese Gedichte nicht unbeachtet blieben, der sehr gebildete und feinsinnige Sohn des Schultheißen Isaac Steiger, Steiger von Allmedingen, fand, Voltaire würde sich dieser Gedichte nicht zu schämen haben; sie seien so leicht und spaßhaft, daß ein Deutscher in zwanzig Jahrhunderten [!] dergleichen nichts werde schreiben können; freilich aber, setzt er hinzu, es sei gut, daß sie in Neuenburg herausgekommen, denn in Bern würden diese Gedichte nicht geduldet worden sein (Brief an Haller, 29. Juli 1747).

Zu den politischen Gedichten kommen Fabeln, Verschiedenes auf die Literatur bezügliche. Z. B. ein Sonett auf Bodmer und Breitinger, „die Stallmeister des Pegasus", auf die Durchbrechung des Joches, welches der Reim den Deutschen auferlegt (Lange's horazische Oden), gegen La Mettrie, den Verfasser des „Homme machine", auf den Tod Johann Bernoulli's, des großen Mathematikers, dessen Leistungen der gelehrte Henzi (der, beiläufig bemerkt, eine Sammlung von Briefen von Leibnitz besaß, die er herauszugeben beabsichtigte und um derentwillen sein Name noch nach seinem Tode in den Streit zwischen Samuel König und Maupertuis über die Beweise für das Dasein Gottes hineingezogen wurde) wohl als Sachverständiger preisen konnte. Zu alledem kommt die an vielen Stellen äußerst witzige, Marivaux entschieden übertreffende, Travestie der Iliade.

Henzi stand mitten in seiner reichen literarischen Thätigkeit, als dem Verbannten, wie es heißt, auf sein Ansuchen, gestattet wurde, nach Bern zurückzukehren. Henzi erhielt die Nachricht seiner Begnadigung am selben Tage, an welchem sie ausgesprochen worden, am 1. Mai 1748. Freudig berichtet er an Bodmer, daß man ihn fast einstimmig zurück zu rufen beschlossen habe.

„Die Wohlthat der Zurückberufung wurde erhöht durch die Anerkennung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit." Henzi wurde Unterbibliothekar der Bernischen Stadtbibliothek. „Ich werde mit allem Fleiße den alten französischen Poeten nachstechen, und wann etwas zu finden ist, das Ihnen und Ihrem Entwurfe der Poesie des 12. saeculi kann dienlich sein, so werde damit aufwarten," schreibt er an Bodmer, 6. August 1748. Doch ruhte die poetische Thätigkeit nicht. Im October gleichen Jahres schon hatte er das Drama zu bearbeiten angefangen, das bald unter dem Titel „Guillaume Tell", bald unter dem „Grisler ou l'ambition punie", bald unter andern Titeln citirt wird, das erst nach Henzi's Tode gedruckt ward, 1762 nach Haller, Bibl. d. Schw., vielleicht aber auch schon 1750 (Hebler, Lessing-Studien 170, Anm.), und über welches eine nähere Untersuchung immer noch nothwendig ist. Henzi

hat über den Plan des Stückes Bodmer einiges mitgetheilt (Bäbler S. 77), aber zur Vollendung desselben kam er selbst aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Schon im folgenden Frühjahre riß die neue Bewegung der Berner Bürgerschaft ihn in ihre Wogen, und im Juli 1749 war er todt.

Die Verschwörung, deren Opfer Henzi geworden ist, und viele Einzelheiten derselben werden von Bäbler in seiner Schrift am Schlusse natürlich ebenfalls besprochen. Wir halten diese Besprechung durchaus nicht für abschließend aus Eingangs dieser Skizze schon erwähnten Gründen. Aber Bäbler's Erörterung enthält vieles sehr beachtenswerthe und besonders zwei Punkte sind es, die hier nicht übergangen werden dürfen.

Es gilt im Allgemeinen für ausgemacht und wird in allen Darstellungen der Verschwörung vom Jahre 1749, die aus denselben Ursachen wie die Petition von 1744 hervorgegangen war, jetzt aber mit Gewalt die Abhilfe der lange bestehenden Uebelstände herbeiführen wollte, wiederholt, daß Henzi sich derselben aus durchaus egoistischen Motiven angeschlossen habe, und zwar erstens, weil er in der Bewerbung um die Stelle des Oberbibliothekars der Stadtbibliothek einem jungen „Patrizier", J. R. Sinner (von Balaigues), habe weichen müssen, und zweitens, weil er in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen gewesen sei und bei dem durch die Verschwörung beabsichtigten allgemeinen Umsturz der Regierung einen finanziellen Gewinn erhofft habe (Tillier V, 197; Monnard I, 494). Diese Motivirung von Henzi's Betheiligung an der Bewegung stammt aus Abschriften der Protokolle des Verhöres, welche noch speciell erwähnt haben, daß Henzi an seinem Hause, das ihm (wohl bei der Verbannung) die „Gnädigen Herren" hatten versteigern lassen, einen Schaden von tausend Thalern erlitten habe, „und daß deswegen sein Gemüth solcher gestalten darniedergeschlagen worden" 2c.

Nun stehen aber diesen beiden Angaben ganz anders lautende Aussagen Henzi's selbst gegenüber, die aus den Briefen des letztern an Bodmer in der Bäblerschen Schrift zum ersten Male bekannt gemacht werden. Zunächst die Bibliothekarstelle betreffend, 10. October 1748: „Meine republicanischen Bedienungen haben schon ein End. Verwichener Tagen ward die Oberbibliothekariusstell vacant. Nachdem ich mich aber informiert, was die Pension seye, fand sichs, daß sie nicht einmal 100 Pfund oder 150 Francs austrägt. Derowegen ich sie nicht nur nicht prätendierte, sondern sogar die untere Stell resignierte, um so viel mehr, als wir Versicherung bekommen, unser Herzog von Modena wolle bei seiner Besitznehmung seiner Staaten uns unser verlohrnes Regiment wieder in Stand setzen. Also hätte ich niemahl zu Bern mich in eine Charge einlassen können." Zu dem Widerspruche mit dem Verhörprotokolle, den diese directe und freiwillige und darum wohl auch ganz unverdächtige Aeußerung Henzi's an Bodmer enthält, kommt noch ein anderer:

Digitized by Google

Henzi sei ziemlich lange Zeit Unterbibliothekar gewesen, sagt das Protokoll. Aus den Briefen an Bodmer geht aber hervor, daß diese Zeit sich auf höchstens ein Vierteljahr beschränkt: Im August meldet Henzi, daß er mit seiner Familie nach Bern übergesiedelt sei und „an den Bücherkarren geschmiedet", im Oktober hatte er seine Stellung schon wieder aufgegeben!

Zweitens die ökonomische Bedrängniß. Tillier berichtet, Henzi habe im Jahre 1749 noch 30,000 Pfund, also 45,000 (alte) Schweizerfranken, Weibergut besessen. Schon dies stimmt nicht mit der behaupteten Zerrüttung seiner Finanzen. Und als Henzi von seiner Begnadigung hörte und dieselbe in dem oben citirten Briefe an Bodmer meldete, schrieb er: „Cèla me fit plaisir, non pour la chose en elle même, car que m'emporte-t-il de manger mon petit revenu a Berne ou ailleurs; mais j'eus la satisfaction d'entendre, que c'estoit quasi unanimement qu'on m'avoit rappelé" etc. Auch diese Aeußerung weist die Annahme der finanziellen Zerrüttung entschieden ab.*) Wenn demnach die beiden besprochenen Motive für Henzi's Betheiligung an der Verschwörung in Wegfall kommen — und wir sind der Meinung, daß ihre Aufrechterhaltung den eben angeführten Actenstücken gegenüber ganz anderer Stützen bedürfe, als die allem Anscheine nach von tendenziöser Entstellung des Sachverhaltes nicht freien Abschriften der Untersuchungsacten und die bloßen Behauptungen der Gegner sind — so tritt der Charakter Henzi's nothwendig in ein anderes Licht; die Auffassung Lessing's, welche zum Mindesten nicht eine ganz mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehende gewesen sein kann, muß zweifellos an Berechtigung gewinnen. Spricht doch für Lessing's Auffassung unbedingt auch die literarische Thätigkeit Henzi's, in welcher eine phantasievolle und idealistisch angelegte Natur nach den verschiedensten Seiten hin sich äußert.

Nun ist es freilich Vielen ganz undenkbar, daß irgend Jemand ohne ganz persönliche und grobe egoistische Motive, blos um des Rechtes willen, für das Recht sein Leben in die Schanze schlage. Sei es. Aber mit dem Wegfall jener beiden besprochenen Motive für Henzi's Handlungsweise kommen ja noch gar nicht alle persönlichen Motive in Wegfall! Nur die unedelsten, die gröbsten fallen. Bestehen bleiben ja als für Henzi's Betheiligung an der Verschwörung möglicher- und wahrscheinlicher Weise mitwirkende Beweggründe immerhin die persönlichen Erfahrungen seiner Jugend, die Erinnerung, daß er auf seiner Lebensbahn gehindert worden war durch eine Verfassung, die den einfachen Bürger von allem ausschloß, wonach er strebte, von Amt und

*) Vergleiche die ganz übereinstimmende Stelle eines Briefes Samuel König's an Bodmer (Bäbler hat diese Briefe nicht benutzt): Henzi habe „viele Jahre in commercio und Wechsel-Sachen zugebracht, darin er sich ein Gut gesammelt, wovon er nun ruhig leben kann".

Digitized by Google

öffentlicher Stellung und äußerer Ehre, vom Officiersrang in den großen Fremdenregimentern; die Erinnerung, daß den demüthig um Rückkehr zu Recht und Gesetz Flehenden als Antwort die Landesverweisung geworden war. Nur werden persönliche Motive dieser Art jedem Unbefangenen mehr als psychologische Erklärungsgründe für Henzi's Betheiligung denn als gravirende Anklagepunkte gegen ihn erscheinen. Man vergesse übrigens nicht, daß Henzi seit seiner Rückkehr nach Bern die tägliche Erfahrung machen konnte, daß die öffentlichen Zustände seit 1744 im Wesentlichen noch immer dieselben geblieben waren.

Daß Henzi durch seine geistige Bedeutung zu einer hervorragenden Stellung unter den Verschworenen gelangte, als er sich einmal mit ihnen eingelassen hatte, daß er es vorzugsweise war, der Memoriale über die künftige Verfassung von Bern, in welcher man, nach dem Vorbilde von Zürich und andern Städten, den Handwerkerzünften die Wahl des Großen Rathes zurückgeben und einen eignen regierenden Stand nicht mehr dulden wollte, verfaßte, ist ganz natürlich. Auch daß in den Vorversammlungen, in deren einer beschlossen wurde, ein von Henzi ausgearbeitetes Memorial einem angesehenen Mitgliede der Regierung zur Prüfung und Fürsprache einzuhändigen, von den verschiedenartigen Elementen, die die Verschwörung in sich vereinigte, Drohworte fielen und daß man für den Fall des Mißerfolges der ersten Schritte von Tödten, Anzünden und dergleichen sprechen hörte, kann ebenfalls nicht befremden. Daß aber Henzi selbst alle gewaltthätigen Mittel von der Hand gewiesen hat, steht außer Zweifel; selbst als man ihn an Händen und Füßen band und auf der Folter „aufzuziehen" drohte, hat er nichts anderes ausgesagt, als daß für den Fall einer beunruhigenden Gestaltung der Sache ihm der Auftrag geworden sei, die Theilnehmer der Bewegung zur Ruhe zu mahnen. Demnach sahen seine Genossen in Henzi ihr geistiges Haupt und als solches — und vielleicht n u r als solches — haben ihn im Grunde auch die Richter angesehen: das geistige Haupt der Verschwörung war für sie deren gefährlichstes Element.

Als der Candidat der Theologie, Fr. Ulrich, am 2. Juli 1749 dem Rathsherrn Tillier die Verschwörung verrathen und Henzi, Wernier und Fueter (den Stadtlieutenant) als Häupter derselben bezeichnet hatte, wurde rasch zu den umfassendsten Vorsichtsmaßregeln, wie zu den Verhaftungen der Betheiligten, geschritten. Die Gefangennahme Henzi's war von eigenthümlichen Umständen begleitet. Als man ihn in seinem Hause an der Kramgasse nicht gefunden hatte — er war kurz vorher nach Burgdorf geritten — erhielt der eben in Bern anwesende Schultheiß von Burgdorf, Bondeli, der Vater Juliens, deren Lehrer Henzi gewesen, den Auftrag, den letztern dort festnehmen zu lassen. Als Bondeli und sein Begleiter, J. R. von Werdt, eben auf dem

Wege waren, kam ihnen Henzi, in der Nähe der Papiermühle, bei Bern, schon entgegengeritten. „Sie stiegen," so erzählt Tillier, „aus dem Wagen und Bondeli, der sonst mit ihm bekannt war, spann ein Gespräch mit Henzi an, worauf Henzi aus Höflichkeit gleichfalls vom Pferde stieg. Alsobald bemächtigte sich von Werdt seiner Pistolen und warf sie in den Wagen. Gegen den Herrn Bondeli, der ihn ergriff, setzte sich Henzi zur Wehre; allein man entwand ihm den Degen und zwang ihn, in den Wagen zu steigen, worauf man gen Bern zufuhr. Oben auf dem Stalden klagte jedoch der Gefangene so bitter über unausstehlichen Durst, daß sich seine Begleiter bewegen ließen, mit ihm auszusteigen und in ein Bierhaus zu treten, worauf dieser in einem vortheilhaften Augenblicke heraussprang und entfloh. Allein man setzte ihm sogleich nach, ja Bondeli schoß auf ihn, verfehlte ihn aber. Zufälliger Weise hatten sich gerade einige Personen vor dem Hause befunden, welche ihm nacheilten und ihm den Weg vorliefen, so daß er, in die Enge getrieben, über die damalige Sandfluh hinunter sprang. Ein Haarkräuslergesell aus Köln, Namens Digradi, wagte diesen Sprung gleichfalls und verfolgte ihn so unablässig, daß er ihn endlich einholte, worauf er mit ihm rang, bis zuerst der Bediente des Herrn von Werdt und nachwärts andere ihm zu Hilfe kamen. Zum zweiten Male gebändigt, ward Henzi der Wache bei dem untern Thore überliefert."

Das war am 4. Juli 1749; am 17. schon war Henzi, mit Wernier und Fueter (welch letzterm man vorher noch die rechte Hand abhauen ließ!) hingerichtet. Die unanständige Eile, mit welcher den Verschworenen der Proceß gemacht wurde, der Beschluß des Rathes, die Acten über denselben geheim zu halten, und die Thatsache, daß die Acten nachher sogar noch auf die Seite geschafft worden sind, wirft auf die Richter der Verschworenen ein schlechteres Licht, als auf irgend einen der letztern selber fallen kann. Ja, man mag bei genauerer Betrachtung der Sache immer weniger den Gedanken unterdrücken, daß von Seite der herrschenden Partei, wenigstens an Henzi, ein Act der Bestrafung geübt worden sei, der von einem Justizmorde nicht zu unterscheiden ist. Ludwig Hirzel.

Zur preußischen Schulorthographie.

Die orthographische Frage war durch das Ministerium Falk wieder aufgenommen worden, zur Freude der Schulen und des Publikums. Nicht das war der eigentliche Grund der Freude, daß man die vorhandenen Schwankungen in der Rechtschreibung beseitigen wollte. Denn die waren nicht sehr bedeutend, wenn man einige Marotten einzelner Schriftsteller abrechnet, die

Digitized by Google

unschädlich blieben. Sondern man wollte ein Princip, oder einige Principien durchsetzen, so weit es sich mit Hilfe der obrigkeitlichen Anordnung thun ließ. Früher hatten bedeutende Männer die sogenannte historische Orthographie einzuführen gewünscht, wie sie die englische Sprache und zum größten Theile auch die französische Sprache bekanntlich festhält. Das ging dem einfachen Manne, der keine alt- und mittelhochdeutschen Sprachstudien machen kann, doch sehr schwer ein und man verließ dies historische Princip. Das entgegengesetzte Princip, das die jetzigen Lautverhältnisse möglichst unzweideutig bezeichnen will und für einen Laut auch nur ein Zeichen anwenden will, wie es im Italienischen am reinsten durchgeführt worden ist, gewann nun zwar bei den Deutschen mehr und mehr Freunde, aber es stellte sich doch bald heraus, daß man auch hier nicht radikal vorgehen dürfe, ohne Alles zu gefährden und auch reformlustige Gemüther abzuschrecken. Man mäßigte sich also in der aus Sachverständigen und Geschäftsmännern bestehenden Berliner Conferenz und faßte besonders die Abschaffung der unnützen Dehnungszeichen in Wörtern mit h in's Auge. Die Resultate der Conferenz wurden gedruckt und besonders von Director Duden, mit einer kleinen Erweiterung, vor dem Publikum als Zukunftsorthographie erörtert. Jedermann glaubte, daß eine Reform, die wenigstens für die nächsten fünfzig Jahre ausreichte, dabei herauskommen würde. Man dachte sich auch, daß die Reichsschulcommission sich der Angelegenheit annehmen würde. Noch weiter ging die sanguinische Hoffnung. Denn vielleicht noch wichtiger als die Reform der Rechtschreibung war die Reform der Schrift, die Abschaffung der sogenannten deutschen oder gothischen Buchstaben in Druck und Schrift. Unwissende Menschen allein halten die deutsche Schrift für deutsch und original. Sachkundige sprechen mit Grimm und Professor Wilmanns: „Man nennt diese Schrift wohl die gothische Schrift, aber mit den alten Goten hat sie nichts zu thun. Auch darf man sie keineswegs als eine eigenthümliche deutsche Erfindung, als ein nationales Gut betrachten; sie sind vielmehr ein Rest mittelalterlicher Geschmacklosigkeit, von der die andern Völker, mit Ausnahme der Deutschen (und Dänen) sich wieder befreit haben." Wir schämen uns nicht, zu erzählen, wie der Plan war, den wir uns zur Erreichung dieser Seite nationaler Einheit möglich gedacht hatten. Es sollte so etwa heißen:

1. In allem amtlichen Verkehre der Behörden im Reiche ist die deutsche Schrift verboten.

2) Eben so in allen Zeitungen, Zeitschriften, Publicationen, die von der Behörde ausgehen oder von ihr unterstützt werden.

3. Eben so in allen Schulbüchern und -Heften im Reiche. Hierbei sollte auch zur Schonung der Augen ein Verbot der zu kleinen Lettern seinen Platz finden.

Digitized by Google

4. Die Erlernung der deutschen Schrift ist in den Schulen untersagt. Dadurch reducirt sich die Arbeitslast der Kleinen fast auf die Hälfte, statt der acht Alphabete treten nur vier auf.

5. Mit der ausschließlichen Anwendung der lateinischen Schrift tritt dann die neue Orthographie ein.

Nur so würden reinliche Wortbilder in kurzer Zeit sich durch die Augen in der Seele befestigt haben.

6. Die großen Zeitungen und die Druckereien werden gebeten, sich der lateinischen Schrift und der neuen Orthographie anzuschließen. Die „Kölnische Zeitung", deren Redaction sich ja vorzüglich um die öffentliche Discussion der Orthographie verdient gemacht, hatte schon ihre Geneigtheit erklärt, sich bei der Reform praktisch zu betheiligen, und ihr würden fast nothwendig sich die andern Blätter angeschlossen haben.

Für die neue Orthographie wurde hauptsächlich in's Auge gefaßt:

1. Beseitigung des th in allen deutschen Wörtern.

2. Beseitigung des h als Dehnungszeichen bei a, ä, o, ö, u, ü und vielleicht auch bei e. Eine allerdings radikale Erleichterung für Auge und Hand.

3. Beseitigung des ie aus der Silbe -iren, wie regiren, mit Ausnahme der von Substantiven, wie Barbier, abgeleiteten.

Außerdem waren natürlich eine Anzahl von schwankenden Schreibweisen festzustellen. Aber, wie gesagt, die durchgreifenden Vereinfachungen waren das Wichtigste. Sodann mußte der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben möglichst beschränkt werden, denn mehr ist für's Erste nicht allgemein zu erreichen. Einer spätern Zeit würde es zu überlassen sein, die Weise von Grimm wieder herzustellen, der so wenig als die andern Nationen die lächerliche Auszeichnung der Substantive durch große Anfangsbuchstaben beibehalten wollte. Wir haben uns freilich sehr an diese großen Buchstaben gewöhnt, und es ist nicht so ganz ohne Grund, wenn ein Mann wie Professor Steinthal aus dem Wegfall derselben selbst logische Undeutlichkeit für manche Leser befürchtet. Er räth sogar den Engländern an, unsern deutschen Brauch bei sich einzuführen, oder, kann man sagen, ihn wieder einzuführen, denn die Engländer haben schon früher einmal die großen Anfangsbuchstaben bei den meisten Substantiven angewandt. Jedenfalls konnte die Polemik gegen die großen Anfangsbuchstaben füglich noch ausgesetzt werden, zumal da sich materielle Gründe gegen ihre Anwendung später schon hinzugefunden haben würden.

Wie gesagt, dies alles schien, von unten angesehen, zwar ein nicht ganz leichtes, aber doch mit vereinter Kraft ausführbares Reformwerk. Die Einheit der Nation würde sich in der Zeit von etwa fünf Jahren auf einem Gebiete voll und ganz gezeigt haben, das selbst dem Auslande zugänglich ist.

Digitized by Google

Unsägliche Qualen wären der Kinderwelt erspart worden. Vielleicht ist es gut, den Ausdruck von Max Müller zu citiren, der die englische Orthographie ein nationales Unglück nennt. So schlimm ist unsere jetzige Orthographie lange nicht, aber sie war seit dem Mittelalter zurückgegangen und erst allmählich wieder besser geworden. Der oben besprochene kräftige Schnitt in die Ueberwucherung gewisser Buchstaben und die Einführung einer einzigen internationalen Schreibweise würde uns auf einmal mächtig gefördert haben. Es hat nicht so kommen sollen. Wir haben wieder die Geschichte von dem Hunde, dem man seinen übergroßen Schwanz von Zeit zu Zeit stückenweise abhaut.

Schon das Ministerium Falk ließ sich in Folge von Bedenken „praktischer“ Männer einschüchtern. Man denke! solche radikale Maßregeln sollten getroffen werden, daß man sollte schreiben: one, änlich, begert! 2c. most shocking, indeed! Auch Gelehrte von gutem Namen, wie Dr. Sanders, traten als höchst conservative Nichtreformer auf. Es ist natürlich höchst leicht, gegenüber solchen populären Angelegenheiten die trübsten Folgen vorauszusagen von jeder Aenderung des Bestehenden. Man kann dadurch sogar in den Ruf eines staatsmännischen Kopfes kommen. Jedenfalls hofften die Freunde der Reform, wenn man sich zu dem Nothwendigen nicht entschließen wolle, werde man die ganze Sache ruhen lassen und sich bei der bisherigen Bestimmung von 1862 beruhigen, wonach den Schulen verboten ist, eine aparte Orthographie zu befolgen. Aber nein, jetzt ist eine amtliche preußische Schulorthographie erschienen, 46 Seiten, für 15 Pfennige (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) zu haben: „Regeln und Wörterverzeichniß“ 2c., gearbeitet in wörtlichem Anschluß an Professor Wilmanns' „deutsche Grammatik“, da natürlich, wo der Anschluß beabsichtigt war. Das Wörterverzeichniß enthält auf 25 Seiten etwa 3300 Wörter, besonders reichlich Fremdwörter, unter diesen 3300 Wörtern sind etwa 108, die irgend eine Abweichung von dem bisherigen Usus darstellen, also etwas über drei Procent, man sieht, wie winzig diese „Reform“ ist, wobei natürlich Jeder denken mag, in dieser kaum spürbaren Aenderung liege der Hauptvorzug des Reformwerkes. Einzelnes aus den Aenderungen möge noch erwähnt werden. Die Infinitivendung iren soll jetzt allgemein ieren geschrieben werden, bisher that man es, wie Wilmanns, S. 213, und Andere oft genug ausgeführt haben, nur in einzelnen Fällen, nunmehr ist also eine „einheitliche“ Regel verordnet, diesmal im Einklang mit der „historischen“ Partei. Das Dehnungszeichen h hat nur bei t die Reformarbeit erforderlich gemacht und zwar ist dieser Punkt der schwächste der sonst wenigstens wohldurchdachten Anweisung. Sie will das th beseitigen im Auslaut und Inlaut, aber nein, sie hält motivirte Ausnahmen fest, wie Bertha, Günther, Martha, Mathilde, Kathedrale, Panther, im

Digitized by Google

Uebrigen soll blos t stehen, also Glut, Flut, Kot 2c., natürlich auch Wirth in Wirt zu verwandeln und Thurm in Turm, wo in den meisten Gegenden Deutschlands ja auch keine lange Silbe gehört wird. So weit ist die Sache also noch behältlich und enthält eine Vereinfachung. Sonderbar ist aber, was über das th als Anlaut gesagt wird. Anstatt da einfach zu sagen, th soll in deutschen Wörtern behufs Dehnung gar nicht vorkommen, heißt es, daß das h in th da fortfallen soll, wo die Länge der Silbe schon ohnehin kenntlich ist, z. B. in Teil, Tier, teuer, Tau; aber es soll in den andern Fällen bleiben; man soll also noch weiter Thal, Thon (Töpferthon), Thor, Thran, Thräne, That, thun, Thüre 2c. schreiben. Also damit ein Mensch nicht etwa „Tal" und „Tat" wie Tall und Tatt lese, soll man die alte Weise beibehalten. Dies ist offenbar eine nützliche Sache für Ausländer, die Deutsch lernen wollen, aber dürfen wir deswegen eine einfache Regel durch Casuistik verderben? Wenn die Anweisung solche orthoëpische Zwecke bei der Orthographie festhält und so hochschätzt, so war es natürlich erst recht nicht möglich, daß sie bei ah, oh, uh 2c. das h beseitigte. So bleibt denn dieser Wald von Dehnungszeichen so ziemlich in der bisherigen Ausdehnung bestehen, bis kühnere Zeiten ihn lichten.

Es ist sonderbar, daß die Absicht, die gedehnte Aussprache durch Zeichen zu sichern, nicht überall festgehalten wird. Denn S. 13 wird doch in Herd, Herde, Los, Schaf, Scham, Schar 2c., kurz 21 mal, natürlich ganz nach unserm Wunsche, das zweite Vocalzeichen weggelassen. Sollte man nicht auch den Ausländer bewahren, die Silben kurz zu sprechen, so daß er nicht sage Schaff, Schamm, Scharr? Die Sache ist, daß in diesen Wörtern die alte unsinnig buchstabenreiche Schreibweise nach und nach in aller Stille abgekommen war; diesmal ist also das orthoëpische Princip nicht beliebt, sondern der bessere Usus vorgezogen worden. Man kann nicht viel dagegen sagen, denn wer mit der deutschen Orthographie etwas bekannt ist, weiß, daß nicht überall mit durchgreifenden Principien vorgegangen werden kann. Es kommt im Wesentlichen auf den Grad des Zutrauens an, das man in die Machtmittel der Reform setzt. Traut sich die Regierung nicht die Macht zu, eine von der gewohnten Praxis erheblich abweichende Vereinfachung durchzusetzen, so darf sie auch nicht einen solchen Versuch machen. Dann entstehen natürlich solche Flickwerke, wie Figura zeigt. Man sagt dann, es sei blos geschehen, um Schwankungen, die sich eingestellt hätten, zu beseitigen, aber dazu enthält das Büchlein zu viel Neuerungen. Eine wirkliche Reform aber, die nicht wieder dem Besseren den Weg verlegt, und durch ihre einfachen Regeln sich auch dem Kleinen praktisch erweist, ist eine andere Sache. Vielleicht erleben wir sie nicht mehr, und es ist nur gut, daß sie keine nationale Lebensfrage ist, wie manche andere Angelegenheit, die noch ihrer Ordnung wartet.

Digitized by Google

„Vereine" für deutsche Rechtschreibung, wie der in Berlin (unter Michaelis) und die Bemühungen der vergleichenden Sprachforschung werden unterdeß ihre Schuldigkeit thun und vielleicht einst das Material beschaffen und die Stimmung erwecken für eine gehörige Einigung in Schrift und Orthographie bei allen deutsch Redenden in Europa.

Das Reichswehrrecht.

I.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit der Vorlage zur Abänderung und Ergänzung des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 die vollständigste wissenschaftliche Durcharbeitung der staatsrechtlichen Grundlagen unseres Wehrsystemes, im Verfolge des umfassenden Laband'schen Werkes über das Reichsstaatsrecht, erschienen ist.*) Die jungen Jahre des neuen Reiches sind von einem so unausgesetzten Fortgange in dem Ausbaue seiner Einrichtungen erfüllt gewesen, daß es selbst für diejenigen, welche an diesen Arbeiten handelnd oder beurtheilend den engsten Antheil genommen haben, schwer geworden ist, den Boden des geltenden Rechtes immer sicher unter den Füßen zu behalten. Ist es darum der Wissenschaft kaum genug zu danken daß sie wie in keiner früheren Periode unserer staatsrechtlichen Entwickelung bei der Hand gewesen ist, die fließenden Vorstellungen der politischen Tageskämpfe in das feste Gerüst einer zusammenhängenden und folgerichtigen Rechtsdarstellung einzudämmen, so war diese Arbeit doppelt werthvoll auf dem Gebiete des Heerwesens, für welches im norddeutschen Bunde und deutschen Reiche zuerst unter den Staaten des Continentes im weitesten Bereiche gesetzliche Grundlagen geschaffen worden sind, so daß die Materie jetzt erst recht eigentlich als ein Bestandtheil des Staatsrechtes in Anbau genommen werden konnte.

Die erste Frage bei jeder Reichsinstitution ist die des Verhältnisses zwischen Reichsgewalt und Einzelstaaten. Die alte Bundesstaatstheorie, nach dem nordamerikanischen und Schweizer Vorbilde, mit gründlicher Verkennung des realen Unterschiedes zwischen einer monarchischen und republikanischen Staatenverbindung für Deutschland zurechtgemacht, ist an dem thatsächlichen Aufbaue unsrer neuen Bundes- und Reichseinheit ziemlich Stück um Stück in die Brüche gegangen, aber vollends an der Gestaltung des Heerwesens.

---

*) Das Staatsrecht des deutschen Reiches. Von Dr. Paul Laband, Professor des deutschen Rechtes an der Universität Straßburg. Dritter Band. Erste Abtheilung. (Enthält: Zehntes Capitel, die bewaffnete Macht des Reiches.) Tübingen, H. Laupp. 1880.

Digitized by Google

Diese „herrschende" Theorie, wie Laband sie doch nicht ohne Ironie noch nennt, „welche das Wesen des Bundesstaates darin erblickt, daß ein Theil der staatlichen Thätigkeit ganz und ausschließlich unter die souveräne Gewalt des Bundes, der andere Theil eben so vollständig und ausschließlich unter die souveräne Gewalt der Einzelstaaten fällt, erweist sich zwar auf sämmtlichen Gebieten des Reichsrechtes als falsch und undurchführbar, kaum irgendwo tritt dies aber klarer zu Tage als beim Heerwesen; denn gerade hier sind die „Sphären" der Reichsgewalt und der Gliedstaatsgewalt in solcher Weise mit einander verknüpft und verschlungen, daß von einer völligen Trennung derselben nur solche Schriftsteller reden können, welche die Fähigkeit besitzen, gegen die wirklich bestehenden Einrichtungen und die wahre Natur der Dinge fest die Augen zu verschließen". In der That gehört „die formell juristische Form, in welche die Rechte des Reiches auf dem Gebiete des Heerwesens gebracht worden sind, zu den eigenthümlichsten und sonderbarsten Gebilden des öffentlichen Rechtes", und läßt sich nur aus der Art und Weise, wie die Gründung des Reiches sich vollzogen, und aus dem Zustande des Heerwesens, den das Reich bei seiner Entstehung als thatsächlich gegeben vorgefunden hat — also nur geschichtlich erklären.

Vorab stellt sich der Mangel jedes abstracten Principes bei der Gestaltung dieses Verhältnisses dar in der ganz entschiedenen verfassungsmäßigen Behandlung, welche die beiden Hauptbestandtheile der bewaffneten Macht, das Heer und die Marine, gefunden haben. Da unter den Gliedern der neuen Bundesgemeinschaft bei deren Begründung nur der führende Staat, Preußen, eine Kriegsmarine besaß, so ließ sich diese ohne Schwierigkeit schlechthin dem Bunde überweisen, und der Zutritt der Südstaaten gab keine Veranlassung, daran etwas zu ändern. So ist die Marine ausschließlich Reichsangelegenheit und in Wahrheit einheitlich; Gesetzgebung, Verwaltung, Oberbefehl, Dienstherrlichkeit stehen ausschließlich dem Reiche und Kaiser zu; „für keinen Verwaltungszweig ist die Emancipation des Reiches von den Einzelstaaten vollständiger durchgeführt wie für die Marine". Die Bildung des Reichsheeres dagegen mußte ausgehen von den bestehenden Contingenten der bis dahin für sich souveränen Gliedstaaten; und die Fortdauer dieser Contingentsherrlichkeit ist als erstes (wenn wir auch nicht mit Laband sagen möchten „oberstes") Princip der Militärverfassung des Reiches festgehalten worden. Mit Recht hebt also Laband hervor, daß es einen juristisch verschiedenen Sinn hat, wenn Artikel 63 der Reichsverfassung den Satz an die Spitze stellt: „die gesammte Landmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht", als wenn Artikel 53 sagt: „die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehle des Kaisers". Die Einheit der Kriegsmarine ist „eine innere, untheil-

Digitized by Google

bare, durch Begriff und Wesen gebotene", die Reichsarmee dagegen „eine zusammengesetzte Einheit", die „lediglich das Band bezeichnet, welches die verschiedenen Contingente zusammenhält"; und dieses Band stellt sich in drei Grundeinrichtungen dar: dem kaiserlichen Oberbefehle, der gleichmäßigen Organisation, Bewaffnung, Ausbildung u. s. w., endlich der Bestreitung des gesammten Aufwandes für das Heer aus Reichsmitteln. Auf ihren letzten Grund zurückgeführt, ergeben diese Einrichtungen ein zweites Princip der deutschen Militärverfassung, welches sich dem ersten derart beschränkend zur Seite stellt, daß es nicht wohl mehr als „oberstes" bezeichnet werden kann. Eben seine einschränkende Bedeutung tritt hervor in der negativen Fassung, welche ihm Laband gegeben hat: „die den Einzelstaaten zustehende Militärhoheit ist keine souveräne". Es hängt diese Fassung auf's engste zusammen mit der Laband'schen Grundanschauung von dem Verhältnisse der Einzelstaaten zum Reiche, welche wir durchaus theilen: daß die Einzelstaaten nicht mehr souverän sind kraft der Staatshoheitsrechte, die ihnen geblieben sind, sondern nur kraft ihres Antheiles an der Reichshoheit — ein Satz, der wieder nur eine correcte Folgerung ist aus dem unbedingten Vorrang der Reichsgesetzgebung vor der Landesgesetzgebung.

Die verfassungsmäßige Nebeneinanderstellung einer doppelten Hoheit im Heerwesen, welche man kurz als Oberbefehl und Contingentsherrschaft unterscheiden kann, bildet aber selbst wieder nur „gleichsam ein Idealrecht, welches nirgends verwirklicht ist, das vielmehr nur die Vermittlerin bildet, um welche sich die thatsächlich in Geltung stehenden Regeln in mancherlei Windungen ziehen". Zunächst fällt für den größten Theil des Reiches jene doppelte Hoheit in eine Person zusammen, indem der Kaiser als König von Preußen zugleich Contingentsherr des preußischen Heeres ist — und das Gleiche gilt in der Ausübung des Rechtes von dem Reichslande Elsaß-Lothringen. Auf der andern Seite ist für Baiern der kaiserliche Oberbefehl im Frieden grundsätzlich ausgeschlossen und nur die beschränkte Ausführung einzelner Rechte desselben zugestanden. Die dritte Ländergruppe des Reichsgebietes endlich, innerhalb deren die verfassungsmäßige Scheidung Platz zu greifen hätte, ist in Folge der zwischen den Contingentsherren und Preußen abgeschlossenen Militärconventionen thatsächlich auf Sachsen, Württemberg und Braunschweig zusammengeschmolzen; und von diesen ist wieder das braunschweigische Contingent bezüglich der Heeresverwaltung derart an Preußen angeschlossen, daß regelmäßig, wie insbesondere bei der Etatsaufstellung, nur vier selbständige Contingente neben einander auftreten: Preußen mit den ihm angeschlossenen Staaten und Gebieten, Sachsen, Württemberg und Baiern. Es ist dies Verhältniß namentlich auch im Auge zu behalten, wenn nach den Motiven der neuen Militärgesetzvorlage von den neuzuerrichtenden Cadres acht Infanterie-

regimenter und ein Bataillon, ein Feldartillerieregiment und 24 Batterien auf „Preußen" entfallen; es ist damit nicht das Contingent des preußischen Staates allein, sondern die Gesammtheit der unter Preußen vereinigten Contingente zu verstehen, und vorzugsweise kommt dabei das Contingent von Elsaß-Lothringen in Betracht, für welches bisher eigene Cadres nicht gebildet waren. — Wenn also Laband die reichsverfassungsmäßigen Grundlagen der Militärorganisation dahin zusammenfaßt: dem Reiche steht zu die einheitliche Ordnung und Einrichtung des Heeres, der Oberbefehl in Krieg und Frieden, die Feststellung des Recrutenbedarfes und des Ausgabeetats; den Einzelstaaten ist verblieben die Contingentsherrlichkeit und Contingentsverwaltung (welche Laband mit dem mindestens scharfen Ausdrucke „Selbstverwaltung" bezeichnet, der gleichfalls seiner allgemeinen Construction des Verhältnisses von Reich und Einzelstaaten angehört), so unterliegt eben dieser Satz nach der einen wie der andern Seite den erheblichsten, theils rechtlichen, theils vertragsmäßigen Einschränkungen.

Die Einheitlichkeit des Militärrechtes und der Heereseinrichtungen erscheint unter dem doppelten Gesichtspunkte der Militärgesetzgebung und des Verordnungsrechtes, und Laband reiht denselben an die staatsrechtliche Beleuchtung der Militärconventionen. In der ersteren Beziehung bildet das Reich ein einheitliches Rechtsgebiet unbedingt nur hinsichtlich derjenigen Militärgesetze, welche seit Errichtung desselben erlassen sind; hinsichtlich aller übrigen auf das Heerwesen bezüglichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften zerfällt es in zwei Rechtsgebiete, die man als die des preußischen und des baierischen Rechtes sich gegenüberstellen kann. Diese Scheidung beruht darauf, daß Artikel 61 der norddeutschen Bundesverfassung, in welcher in dem gesammten Bundesgebiete ungesäumt die gesammte preußische Militärgesetzgebung einzuführen war, für Baiern keine Geltung erlangt hat und die Ausgleichung der bestehenden Verschiedenheiten der „freien Verständigung" vorbehalten blieb. Seine praktische Bedeutung hat indeß dieser Gegensatz mit der fortschreitenden Ausbildung der Reichsmilitärgesetzgebung und der allmählichen Umgestaltung der baierischen Heereseinrichtungen nach preußischem Vorbilde zum größten Theile bereits eingebüßt. Eine Grenzbestimmung zwischen dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verordnungsgewalt hat die Reichsverfassung auf dem Gebiete des Heerwesens so wenig wie eines andern Verwaltungszweiges getroffen und — so wenig als eine grundsätzliche Scheidung dieser Art bisher in irgend einem Staate gelungen oder auch nur ernstlich versucht worden wäre. Es kann daher auch hier nur der allgemeine Grundsatz gelten, daß alles, was einmal im Wege der Gesetzgebung geordnet ist, auch nur durch Gesetz wieder abgeändert werden kann. Die engere Grenze, welche Laband ziehen will, daß „eine Verwaltungsverordnung nur innerhalb der Verwaltung

Digitized by Google

wirksam" sein und keine Vorschrift den Unterthanen im Allgemeinen oder gewissen Classen derselben, Corporationen u. s. w. machen kann, berührt eine der meist bestrittenen staatsrechtlichen Fragen, deren eingehendere Erörterung hier nicht an der Stelle wäre.

Praktisch wichtiger ist jedenfalls die Frage, wem das Verordnungsrecht für das Heerwesen im Reiche allgemein zusteht, d. h. so weit nicht durch besondere gesetzliche Bestimmung eine ausdrückliche Delegation desselben ausgesprochen ist. Entgegen der beachtenswerthen Autorität von Thudichum, welcher dieses Recht dem Kaiser zuspricht, entscheidet sich Laband dafür, daß es formell den Einzelstaaten geblieben, materiell allerdings durch die in Artikel 63, Absatz 5 der Reichsverfassung vorgeschriebene Uebereinstimmung mit den für die preußische Armee ergehenden Anordnungen gebunden ist; und diese juristische Construction entspricht allerdings sowohl dem Wortlaute dieser Verfassungsvorschrift wie der in den Staaten mit eigener Contingentsverwaltung bestehenden Uebung, endlich auch dem Umstande, daß es dem Kaiser an einem Organe für die Ausübung des Verordnungsrechtes, einem Reichskriegsminister fehlt. Wo die Ausübung der Contingentsherrschaft, ist aber rechtlich oder vertragsmäßig auch das Verordnungsrecht auf Preußen übergegangen, während umgekehrt der König von Baiern auch materiell das Verordnungsrecht nach freiem Ermessen übt und nur vertragsmäßig verpflichtet ist, in Bezug auf Organisation, Formation, Ausbildung und Mobilmachung volle Uebereinstimmung mit den für das Bundesheer bestehenden Normen herzustellen.

In der eben erwähnten Anwendung ist schon der Grundsatz berührt, daß die kraft der Militärconventionen übertragene Ausübung der Contingentsherrschaft und Contingentsverwaltung dem Könige von Preußen als Landesherrn, nicht als Kaiser oder Bundesfeldherrn zusteht, weshalb sie auch durch das preußische Kriegsministerium unmittelbar geführt wird. Allzu scharfe juristische Consequenzen aus dieser Unterscheidung zu ziehen verbietet sich jedoch wohl durch die unlösliche Vereinigung der beiden Eigenschaften, da nach der Reichsverfassung niemals ein anderer als der König von Preußen Deutscher Kaiser sein kann. Bei Abschluß der Convention ist man daher auch so wenig ängstlich damit gewesen, daß die den Einzelstaaten gemachten Gegenzugeständnisse gerade solche Rechte betreffen, welche dem Könige von Preußen kraft seines kaiserlichen Oberbefehles zustehen. Eine Genehmigung dieser Conventionen durch die Organe der Reichsgesetzgebung ist darum niemals in Frage gekommen, weil sich die kaiserlichen Zugeständnisse immer nur im Bereiche der freien Ausübung des Oberbefehlsrechtes bewegten, während andererseits die Zustimmung der Landesgesetzgebung immer erforderlich war, wenn es sich um die Abtretung eines den Einzelstaaten nach der Reichsverfassung zustehenden Rechtes handelte.

Digitized by Google

Die Rechte des kaiserlichen Oberbefehls ergeben sich, soweit sie rein militärischer Art sind, unbestritten aus der Verfassung und den Reichsgesetzen, ihre Modificationen aus den Militärconventionen. In Baiern steht dem Kaiser nur das Recht der Inspection des Contingents grundsätzlich zu; über die Modalitäten und das Ergebniß derselben hat er sich mit dem Könige von Baiern „in's Vernehmen zu setzen". Der Oberbefehl des letzteren „im Frieden" ist so sorgsam gewahrt, daß er als letzten Act desselben auch noch die Mobilmachung zu vollziehen hat; er ist aber verpflichtet, diesen Befehl „auf Veranlassung" des Bundesfeldherrn zu ertheilen. Zu den militärischen Rechten des Kaisers zählt die Reichsverfassung auch die Befugniß desselben, wenn die öffentliche Sicherheit in dem Bundesgebiete bedroht ist, einen jeden Theil desselben in Kriegszustand zu erklären. Obwohl die bis jetzt einzige praktische Anwendung dieses Rechtes im Kriegsfalle erfolgte, erstreckt sich doch die staatsrechtliche Bedeutung desselben weit über die Grenzen des Militärrechtes hinaus. Für Baiern ist die Ausübung des Rechtes durch den Kaiser auch in Kriegszeiten so lange ausgeschlossen, bis die vollständige reichsgesetzliche Regelung der Materie erfolgt sein wird. Seltsamerweise schreiben aber die meisten Schriftsteller auch den anderen Einzelstaaten in Friedenszeiten ein concurrirendes Recht zu, den Belagerungszustand in ihren Gebieten zu verhängen, was Laband mit schlagenden Gründen wiederlegt. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Staatsexamen der Geistlichen. — Ehe noch unsere vorigen Zeilen in die Hände der Leser gelangt waren, hat sich die Lage mit einem Schlage völlig geändert. Der Erzbisthumsverweser, von den Führern der ultramontanen Kammerfraction gedrängt und wohl selbst überzeugt, daß eine so günstige Gelegenheit für eine der Kirche willkommene Neuordnung der Examenangelegenheit, wie sie jetzt gegeben ist, in Jahren nicht mehr kehren möchte, hat das seiner Zeit dem Klerus ertheilte Prüfungs- und Dispensverbot sofort, bevor das Plenum der Kammer in die Verhandlung über den Gesetzentwurf eintrat, zurückgezogen. Mittelst Gesuchs vom 10. Februar rief er die landesväterliche Vermittelung des Großherzogs ehrerbietigst bittend an, indem er dem Fürsten den Entwurf einer zur Vorlage an das Ministerium des Innern bestimmten Erklärung unterbreitete. Auf die ihm sodann durch das Ministerium kundgegebene willfährige Entschließung hat derselbe die Erklärung in amtlicher Form abgegeben, daß er die Verbote vom 14. September 1867, vom 7. November 1872 und 24. Januar 1874 wegen Dispenseinholung vom Staatsexamen zurücknehme.

Hierauf erfolgte mittelst landesherrlichen Rescriptes an das Staats-

Digitized by Google

ministerium vom 13. Februar der Auftrag, den am 17. Januar vorgelegten Gesetzentwurf zurückzuziehen und einen neuen vorzulegen. Die Zurückziehung des vorigen und gleichzeitig die Vorlage des neuen Gesetzentwurfes ist durch den Staatsminister Turban in Gemeinschaft mit dem Präsidenten des Ministeriums des Innern sofort in der Sitzung der zweiten Kammer vom gleichen Tage erfolgt, unmittelbar auf die Vorlage des über den ersteren Gesetzentwurf erstatteten Commissionsberichtes. Nach dem neuen Gesetzentwurfe erhält der dritte Absatz von Artikel 1 des Gesetzes vom 19. Februar 1874, betreffend die Aenderungen einiger Bestimmungen des Gesetzes vom 9. October 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate, folgende Fassung: „Dazu wird regelmäßig erfordert, daß der Candidat Zeugnisse über die von ihm bestehende Abiturienten-, bezw. Maturitätsprüfung und den dreijährigen Besuch einer deutschen Universität, sowie darüber vorlegt, daß er während seines Universitätsstudiums Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Fakultät in demselben Umfange, wie für die Studirenden der Rechtswissenschaft, der Medizin und des Kameralfaches vorgeschrieben ist, mit Fleiß gehört habe."

Hiernach würde also staatlicher Seits die Zulassung zu einem Kirchenamte oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen, unter Verzichtleistung auf die bisherige Staatsprüfung in den alten Sprachen, in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur, lediglich von demselben Nachweise allgemein wissenschaftlicher Vorbildung abhängig gemacht, welchen die Candidaten der übrigen Berufsfächer, für welche akademische Studien verlangt werden, zu erbringen haben. Aufgehoben wird Artikel 4 des 1874er Gesetzes, der eine Bestimmung über Dispens von der Staatsprüfung gegenüber den vor Wirksamkeit des Gesetzes zu Priestern Geweihten enthält. In Folge Wegfalles der Staatsprüfung und Beschränkung auf die erwähnten Nachweise wird diese Bestimmung überflüssig. Die Betroffenen haben einfach die nun verlangte Nachweisung zu liefern.

Noch am 5. Januar war die Curie „nicht befugt, die Rechte der Kirche, insbesondere auf die Erziehung, Heranbildung und Bestallung der Kirchendiener, sowie auf die kirchliche Jurisdiction aufzugeben, welche der Kirche kraft ihrer göttlichen Einsetzung und Mission und Kraft positiven, feierlich garantirten Rechtes zustehen". An diesem Tage noch hat die Curie, wenn auch nicht unter Anrufen der „Großmuth der Regierung", so doch unter Berufung auf ihre „Pflicht und Lage" und aus Gründen der Schonung „der kirchlichen Autorität" die dringende Bitte ausgesprochen, die Regierung wolle den Wunsch der vorherigen Zurücknahme des Dispensverbotes auf sich beruhen lassen. Und am 12. Februar ist die Befugniß gegeben, das bisher hartnäckig bestrittene Recht des Staates durch förmliche Zurückziehung des

Dispensverbotes anzuerkennen. Am 12. Februar verträgt die kirchliche Autorität die Zurückrufung eines vordem durch sogenannte Rechtsverwahrungen und Proteste gestützten bischöflichen Verbotes. Possumus! Dieselbe Curie, die, Gott sei's geklagt! die Schwäche der Regierung genugsam ersehen hatte, um ihr gegenüber mit dem Schreiben vom 5. Januar siegesgewiß den vollen Trumpf mittelalterlicher Kirchenherrlichkeit auszuspielen, sie hat sich gebeugt vor der Festigkeit der die Rechte des Staates wahrenden liberalen Kammermehrheit. Die rückhaltlose Unterwerfung der Kirche unter die Staatsautorität bezüglich des in Rede stehenden Punktes ist durch Zurückziehen der Dispensverbote förmlich und ausdrücklich documentirt in einer Weise, daß über den Vollbestand dieser Unterwerfung auch für das schlichteste Gemüth ein Zweifel absolut unmöglich erscheint. Nun hat das Kampfgesetz von 1874 erreicht, was es sollte. Seiner Ersetzung durch den im vollen Einklange mit dem Grundgesetze vom 9. October 1860 ganz im Sinne der Examensgesetzcommission der zweiten Kammer redigirten neuesten Gesetzentwurf steht nunmehr nicht das mindeste im Wege. Damit aber erlangt eine viel verwirrte Frage ihre beiderseits zufriedenstellende Lösung.

Der Commissionsbericht Lamey's über den zurückgezogenen Gesetzentwurf enthält zugleich von selbst die Begründung und Erläuterung des am 13. Februar vorgelegten Entwurfes. Aus der meisterhaften Arbeit sei nur folgende Stelle hervorgehoben:

„Der Gesetzentwurf, wie er vorgelegt ist, macht nach den vorhergegangenen Verhandlungen den Anspruch, entweder wie er ist angenommen oder abgelehnt zu werden. Eine Amendirung desselben ist so ziemlich versagt, sobald sich das Haus nicht dazu entschließt, auch das noch aufzugeben, was in dem Schreiben vom 5. Januar d. J. von kirchlicher Seite als von ihr zugelassen erklärt wird. Nicht einmal die regierungsseitig geltend gemachte Voraussetzung, daß die katholische Fakultät der Universität Freiburg die theologische Fachprüfung abnehme, könnte mit der Gewißheit eingefügt werden, daß nicht in Freiburg Protest und Versagung des Vollzuges des Gesetzes einträte. Selbst die Einschaltung der in Artikel 4 des Gesetzes vom 19. Februar 1874 verlangten „persönlichen Bitte" bei der Dispensnachsuchung würde bedenklich erscheinen, da im Schreiben vom 5. Januar d. J. nur die Dispensnachsuchung nach Artikel 2 des Gesetzentwurfes (das ist nicht eine „persönliche") zugelassen ist. Jede derartige, also noch viel mehr jede noch weiter gestellte Anforderung könnte daher nur durch neue Verhandlungen mit der bischöflichen Behörde zu dem Resultate führen, daß das neu zu erlassende Gesetz nicht demselben Widerstande begegnete, wie das von 1874. Dessen theilweise Aenderung wäre jedoch selbstverständlich gänzlich werthlos und noch schlimmer als dies, wenn sie nur zu einem erneuten Gesetze führte, dessen Vollziehbar-

Digitized by Google

keit gleichfalls in Frage gestellt würde. Deshalb scheint uns, gerade im Hinblicke auf die geführten Verhandlungen, als unerläßliche Voraussetzung einer erneuten Thätigkeit der Gesetzgebung in diesem Hause, daß vor allen Dingen die Vollziehbarkeit des Gesetzes von 1874 in Sicherheit gestellt ist, und als diesen Act betrachten wir die Zurückziehung der bischöflichen Verbote."

Eine aus zwei Ultramontanen und einem Conservativen bestehende Minderheit der Commission hatte beantragt, den Gesetzentwurf im Sinne des Commissionsberichtes zu amendiren und sodann einen Artikel 3 hinzuzufügen: „Der Tag, an welchem dies Gesetz für jede der beiden christlichen Kirchen in Wirksamkeit tritt, wird durch Regierungsverordnung bestimmt." Es sollte dazu eine bindende Erklärung der Regierung treten, daß sie für die katholische Kirche diesen Eintritt von der Zurücknahme des Dispensverbotes abhängig machen werde, während die evangelische Kirche, welche die erwähnten Verordnungen und Gesetze stets befolgte, sofort in die Lage zu setzen wäre, von der beabsichtigten Aenderung Gebrauch zu machen. Die Mehrheit der Commission aber hielt es „für bedenklich, die seither für beide Kirchen gleichheitlich gehaltene Gesetzgebung in dieser Frage zu trennen und im Falle die katholische Kirchenregierung die Verbote dennoch nicht zurückzöge, die Meinung zu erregen, als ob die Regierung blos aus Willkür oder Parteilichkeit der katholischen Kirche die Verordnung vorenthalte, durch welche das Gesetz für sie in Wirksamkeit treten könne, während sie doch für die evangelisch-protestantische Kirche diese Verordnung erlassen habe". Ueberdies könne den evangelischer Seits gegen die Staatsprüfung erhobenen Beanstandungen eventuell durch Veränderung der Vollzugsverordnung zum 1874er Gesetze abgeholfen werden.

Auf Grund dieser Ausführungen war die Commission zu dem Antrage gelangt: „Die Kammer wolle ablehnen, in die Berathung des vorliegenden Gesetzentwurfes einzutreten."

„Die Herbeiführung der dem Staate wie der Kirche in gleicher Weise erwünschten Lösung der Examensfrage ist speciell das Verdienst Lamey's. Der Mann, der an dem mit Ostern 1860 erfolgten Sturze der Concordatspolitik den hervorragendsten Antheil hatte, hat jetzt aus einer Lage geführt, wie seit jenen Tagen für die inneren Zustände Badens eine erntere nicht gewesen ist. Die alte Popularität seines Namens ist damit auf's Neue aufgelebt. H.

Aus Wien. Die Ministerkrisis. Herr von Hübner und die reactionäre Partei. — Monatelange Kämpfe, von deren Heftigkeit nur dann und wann ein Aufschrei des Triumphes oder des Ingrimmes aus tschechischem Lager Kunde gab, sollen in diesem Augenblicke durch einen Waffen-

stillstand oder Präliminarfrieden zum Abschlusse gekommen sein; die nächsten Tage werden lehren, welche Bezeichnung die anwendbare sei. Genug, Herr von Stremayr verläßt das Ministerium für Cultus und Unterricht, und Herr von Kriegsau wird sein Wohnungsnachfolger. Dieser Name wurde schon in den letzten Wochen genannt, aber Anfangs mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen. Wie sollte Graf Taaffe gerade auf ihn verfallen sein? Man hat, so viel bis jetzt wahrzunehmen ist, gegen dessen Träger nichts anderes einzuwenden, als seine Verschwägerung mit Alexander Bach und seine Berufung zum Leiter des Unterrichtsdepartements durch den Grafen Belcredi, — eine Stellung, welche er 1866 mit einer in der Militärverwaltung vertauschte. Belcredi, wegen der Sistirung der Verfassung einst so übel beleumundet, steht heute in besserem Andenken; man weiß, daß Beust ihn beseitigte, um freie Hand bei seinen Transactionen mit den Ungarn zu bekommen, man weiß, daß er weder liberal war, noch den Liberalen spielte, aber nichts Incorrectes beging. Unter ihm gedient zu haben, kann kein Vorwurf sein, sonst müßten die Reihen unserer Staatsmänner sich bedenklich lichten. Doch Herr von Kriegsau war nach der Sistirungsperiode gänzlich aus dem öffentlichen Leben verschwunden, hatte sich auf den sorgenfreieren Posten eines Secretärs der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft zurückgezogen und schien allem Ehrgeize entsagt zu haben, da er nicht, wie andere hohe Beamte a. D., die bescheidenere Stelle als Rückzugslinie sich wahrend, von einem Sitze im Abgeordnetenhause aus wieder eine höhere Stufe zu erklimmen suchte. Wie kam Graf Taaffe auf ihn?

In der Verlegenheit, lautet die Antwort. Das Cultus- und Unterrichtsportefeuille diente während des verflossenen Halbjahres als Lockmittel, durch Vergebung desselben konnte ein Bündniß mit der gemäßigten Linken geschlossen, konnten die Dienste der Rechten belohnt werden. Aber die Linken, welche gern zugegriffen hätten, überzeugten sich, daß ihre Partei ihnen nicht folgen werde, und um so entschiedener nahm die Rechte das für sie besonders wichtige Ministerium in Anspruch. Als das Gesetz über die Verwaltung Bosniens zur Verhandlung kam, wollte die Rechte striken, weil ihr die Geduld ausgegangen war, aber, wenn wir die Andeutungen richtig verstehen, ließ sie sich durch einen höheren Wink zur Raison bringen. Während dessen unterhandelte man über die Persönlichkeit, und eben dabei kam zu Tage, daß das Band, welches Polen, Tschechen und Klericalfeudale aus den andern Ländern („Rechtspartei") verbindet, kein Rosenband und dennoch schwach ist. Jede Fraction wollte ihren Mann auf dem Ministersessel sehen, und selbst innerhalb der Fractionen scheint es an Intriguen nicht gefehlt zu haben. Die liberalen Tschechen beschuldigten jetzt laut den Grafen Heinrich Clam, daß er seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe, um den Baron Helfert in das

Digitized by Google

Ministerium zu bringen — allerdings erfolglos, da der einstige Unterstaatssecretär des Cultusministers Leo Thun sich durch seine Frömmigkeit und conservative Gesinnung nicht hatte abhalten lassen, an die Spitze einer „Raten- und Rentenbank" zu treten, die im Jahre des Kraches den Weg aller solcher „volkswirthschaftlichen" Schöpfungen ging, nicht von Segenswünschen begleitet. Graf Clam scheint an dieser Episode nichts Anstößiges gefunden zu haben, an anderer Stelle dachte man darüber anders. Dieser Candidat fiel aber erst, nachdem er den slovenischen Baron Gödel-Lannoy aus dem Felde geschlagen hatte. So befand sich Graf Taaffe wieder in der angenehmen Lage, den Andrängenden zu sagen: Ihr seid ja untereinander uneinig, vertagen wir die Angelegenheit, bis ihr euch über einen Minister verständigt haben werdet, welcher der Krone präsentirt werden kann. Die Vertagung forderten auch der Handelsminister Korbweidenheim und der Landesvertheidigungsminister Horst, welche sich der Deduction Stremayr's anschlossen: einen Minister, welcher der Rechten nicht genehm ist, berufen, bedeutete den offenen Bruch mit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, genehm würde derselben aber nur einer sein, welcher mit der Kirchen- und Unterrichtspolitik der letzten zehn Jahre entschieden bräche, und neben einem solchen wollen wir nicht sitzen. Allein die Rechte will sich nicht länger hinhalten lassen. Der Finanzausschuß sollte in den letzten Tagen über das Budget für Cultus und Unterricht verhandeln, die Mehrheit verweigerte dies mit Stremayr zu thun und gab damit zu erkennen, daß sie das Budget überhaupt nicht votiren werde, ohne die verlangte Concession erhalten zu haben. Wir sind im Februar und noch hat die Debatte über das Erforderniß dieses Jahres nicht begonnen — die Situation ist schwierig. Eine Auflösung des Hauses unter diesen Verhältnissen verbietet sich von selbst. Nicht genug, daß vor dem Sommer kein Finanzgesetz zu Stande kommen würde, könnte Graf Taaffe mit ziemlicher Gewißheit auf eine entschieden gegnerische Majorität, reactionäre oder liberale, in der neuen Versammlung rechnen. Mithin muß er nachgeben, und scheint in Baron Kriegsau die Persönlichkeit gefunden zu haben, welche conservative und hochkirchliche Garantien bietet, und doch nicht den parlamentarischen Parteien gegenüber gebunden ist.

Die Oppositionsblätter machen sich wieder über den Ministerpräsidenten weidlich lustig, aber es ist doch nicht unmöglich, daß er geschickt operirt habe. Die Ultramontanen, die Clam, Lobkowitz, Liechtenstein und Consorten, werden völlige Capitulation fordern. Die Schule muß wieder der Geistlichkeit in die Hände gegeben werden, die Schulgesetzgebung Landessache, d. h. von den nationalen Majoritäten in Prag, Laibach, den Klerikalen in Innsbruck bestimmt werden. Sie kommen schon jetzt mit dahin zielenden Anträgen, und ihnen zu Hilfe eilt der böhmische Episcopat mit einer Staatsschrift. Ob ein alter

geschulter Beamter, wie Kriegsau, alt geworden in den Traditionen des centralistischen Staates, jenen Heißspornen wird zu Willen sein, ist doch höchst fraglich. Und ebenso fraglich ist es, ob die Ultramontanen im Parlamente siegen können. Wo noch etwas von Hussitischem Blute vorhanden ist, äußert sich bereits die helle Empörung, endlich sehen diese Verblendeten, wohin die Allianz mit dem reactionären Adel sie führt, und selbst ein Theil der Polen wird schwierig. Und wenn die Presse nicht ganz und gar gefesselt oder gekauft wird, wenn sie nur einigermaßen auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, so wird sie eine mächtige Bewegung in's Werk setzen können, mächtiger als zur Zeit Hohenwarts. Denn diesmal liefern die Ultramontanen ihr selbst die Agitationsmittel. Der Josephinismus hat noch so tiefe Wurzeln, die Erinnerungen an die Concordatszeit und deren elende Früchte sind noch so lebendig, daß vor dem Rufe: das Concordat kehrt wieder! der Indifferentismus sicherlich weichen würde.

Wird die Presse auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen? Sie ist unglaublich kurzsichtig. Wer liest, wie fast tagtäglich das Publikum über den Stand der Verhandlungen zwischen der deutschen Regierung und der Curie unterrichtet wird, erkennt mit Bedauern, daß diese Politiker nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht. Da wechseln nur Entrüstung und Hohn und Geifer, Canossa ist das dritte Wort, die Zustände in Preußen sind so schlimm wie anno Mühler u. s. w. u. s. w. Wir sehen ganz davon ab, daß die Leute in den meisten Fällen über leere Gerüchte reden, oder über selbsterfundene Situationen. Aber daß sie gar nicht ahnen, wer dicht neben ihnen die größte Freude haben würde, falls der Friede zwischen Staat und Kirche nicht zu Stande kommen sollte! Den jüdischen Journalisten beschleicht ein Angstgefühl bei dem Gedanken an eine Versöhnung zwischen Bismarck und Papst Leo, von welcher er nichts zu fürchten hätte, da ja seine Religion in den Verhandlungen zwischen Jacobini und Geheimrath Hübler schwerlich zur Sprache gekommen ist. Wem aber das Ende des Culturkampfes wirklich das Spiel verderben würde, das sind unsere Ultramontanen, die zum guten Theile von ausgewiesenen preußischen Geistlichen berathen und gehetzt werden. Nicht einmal die verfrühte Candidatenrede des Baron Hübner hat der Publicistik die Augen geöffnet. Dieser Unglücksmann, welcher eine Zeit lang sprichwörtlich geworden war, weil er bei jeder Ministerkrisis auf der Scene erschien, sei es persönlich oder wenigstens in journalistischen Notizen, hat sich selbst wohl die Aussichten gründlich verdorben. Denn wie müßten die Zustände, oder wie groß müßte die Verblendung sein, um einem Manne das Staatsruder anzuvertrauen, dem es gelungen ist, mit einmaligem Oeffnen des Mundes Mißtrauen oder Verstimmung auf allen Seiten hervorzurufen! Insofern hat die Presse allerdings ein Recht, den Zögling Metternich's hum-

Digitized by

marisch abzufertigen. Aber er hat ja nicht blos seine eigenen, sondern die Gedanken seiner Partei ausgesprochen, derjenigen Partei, welche die volle, ganze Reaction auf ihr Banner geschrieben hat. Und viel wichtiger sind seine Aeußerungen über Deutschland als jene über Frankreich. Das weiß allerdings jeder vernünftige Mensch, daß in ernsten Kreisen Deutschlands die Frage der Vereinigung der deutsch-österreichischen Länder mit dem Reiche, wenn überhaupt, nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern mit Befürchtungen erörtert worden ist, und daß es anders gar nicht sein konnte. Und da wir nicht berechtigt sind, dem Baron Hübner die Vernunft abzusprechen, bleibt nur die Annahme, er habe das alte Märchen wieder aufgetischt, wohl wissend, daß er damit einen Stachel in eine noch nicht vernarbte Wunde drücke. Seine Partei hat stets die Taktik befolgt, zu behaupten, daß Deutschland in bitterer Noth die Freundschaft Oesterreichs gesucht habe, aber stets auf den Moment lauere, um im Vereine mit dieser oder jener Macht über das durch Bismarck's Ränke isolirte Oesterreich herzufallen und ihm die schönsten Länder abzunehmen. Das Mißtrauen gegen Deutschland wieder wachzurufen, war die eigentliche Tendenz der Hübner'schen Rede. Denn das protestantische Preußen ist Seinesgleichen ein Greuel und nichts ihnen willkommener, als wenn dort die katholische Kirche Grund oder Vorwand hat, sich als bedrängt und verfolgt darzustellen. Ein heiliger Krieg mit dem doppelten Zwecke, die Religion zu retten und den Kurfürsten von Brandenburg wieder in die ihm gebührende Stellung zu bringen, das schwebt den Intransigenten noch immer vor. Deshalb das Buhlen um Rußlands Gunst. Wie viel Schönes ließe sich bei der Gelegenheit erreichen! König Ernst August erhielte seinen hannoverschen Thron, Galizien könnte für reichliche Entschädigung an deutschem Gebiete allenfalls hergegeben werden, und vielleicht würde auch Rußland einwilligen, daß Polen, etwa unter einem sächsischen Könige, wiederhergestellt würde. Ob der Herzog von Cumberland sich ernstlich weigern würde, dem Beispiele seines treuen Onno Klopp zu folgen und in den Schooß der Kirche zurückzukehren, wenn er dadurch die Krone gewinnen könnte? Dann herrschte auf dem Continente wieder der Katholicismus und stünde nichts der Einführung eines gottgefälligen Regimentes im Wege. Das klingt abenteuerlich, aber in jenen Köpfen malt sich die Welt anders, als man glaubt. Und der ganze schöne Plan droht zu Wasser zu werden, wenn der Culturkampf beendigt wird. Aber in dem Hauslexikon der liberalen Journalistik steht von solchen Dingen nichts, daraus lernt man nur, daß es ein beklagenswerther Rückschritt wäre, wenn der Staat in irgend einem Punkte die Forderungen seiner katholischen Angehörigen befriedigen würde.

Digitized by Google

Literatur.

Otto Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Zweite, beträchtlich vermehrte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1880. — Was diesem philosophischen Werke eine nicht gewöhnliche Anziehungskraft verliehen hat, ist zunächst die angenehme Form, die es auch für den Nichtgelehrten, der sich in den philosophischen Problemen orientiren will, verständlich und genießbar macht. Der Verfasser verzichtet auf systematische Vollständigkeit, er wählt die Form monographischer Capitel, die aber doch über das ganze Gebiet philosophischer Forschung sich erstrecken und auch keineswegs des inneren Zusammenhanges entbehren. Angesichts der scharfen Meinungscontraste, welche sich gegenwärtig — vom gespenstergläubigen Spiritismus bis zum oberflächlichsten, frivolsten Nihilismus — lärmend auf den Markt drängen, nimmt der Verfasser insofern eine reservirte Stellung ein, als er überall mit dem Maßstabe besonnener, strenger Logik festzustellen sucht, in wie weit die Aufgaben der Philosophie durch exactes Denken und Forschen wirklich lösbar sind, wo eigentlich die Grenze liegt zwischen ächter Erkenntniß und extravaganter, abenteuerlicher Hypothesenmacherei. Von Anfang an erhält so der Leser den Eindruck, daß er nicht in ein mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit auftretendes System gebannt werden soll. Eine dogmatische, absolut giltige Wahrheit giebt es überhaupt auf diesem Gebiete nicht, sondern nur eine approximativ erreichbare, zu der man durch das Kreuzfeuer der Parteien gelangt, durch den philosophischen Parlamentarismus, wie der Verfasser sich ausdrückt. Es kommt ihm deshalb auch weniger auf das Facit, auf fertige, unumstößliche Resultate an, als auf die scharfe Formulirung der Probleme. Ohne Voraussetzung irgend welches historisch gegebenen Parteistandpunktes, doch unter durchgängiger Benutzung des Gedankenschatzes der Vergangenheit und Gegenwart wird untersucht, in wie weit diese Probleme überhaupt wissenschaftlich lösbar sind. Der mitdenkende Leser wird auf einen Punkt geführt, wo er sich selber vollends die Schlußsätze ergänzen mag, und dabei ist die Untersuchung, während sie bis zu den letzten erreichbaren Grenzen vordringt, von einer seltenen Frische und Beweglichkeit, von einer fast sinnlichen Lebendigkeit, wie sie denn überall durch glückliche Beispiele und Bilder unterstützt wird.

Der erste Abschnitt (Erkenntnißkritik und Transscendentalphilosophie) erörtert zunächst die Frage nach der Realität oder Idealität des Raumes, der Zeit und der Bewegung, eine Frage, die schon seit den Eleaten erörtert, in neuerer Zeit durch Leibnitz und Berkeley, besonders aber durch Kant auf die Tagesordnung gebracht worden ist. Es wird damit ein Gebiet betreten, auf dem die moderne Naturwissenschaft und Mathematik von Galilei und Newton bis auf Gauß, Riemann, Helmholtz der philosophischen Speculation ein reiches Material darbietet, das unter selbständiger Gedankenbildung verwerthet ist. Gewisse spiritistische Benutzungen der „vierten Raumdimension“ werden hierbei grundsätzlich ignorirt. Das Resultat läßt sich dahin angeben, daß der Verfasser in der Raumform und Zeitform unserer intuitiven Weltvorstellung Gesetze des Anschauens erkennt, die bis jetzt aus höheren Gesetzen nicht ableitbar sind; sowie daß der ebene Raum von drei Dimenstionen eine unumgängliche Fundamentalvoraussetzung der durch Galilei und Newton begründeten Naturerklärung ist. In den beiden Capiteln über die Theorie des Sehens kommt die Untersuchung zu

demselben Endergebniß, und in dem Capitel über die Logik der Thatsachen wird gezeigt, wie, bei Anerkennung des subjectiv-idealen Charakters der Zeit, die Gesetzlichkeit des natürlichen Geschehens von den höchsten Principien der erklärenden Naturwissenschaft bis herab zu den individuellen Einzelereignissen das große, von Spinoza concipirte Bild einer reinen Weltlogik darbietet. Dieser Gedanke der Weltlogik, welcher hier nur vorübergehend, gleichsam im perspectivischen Durchblick aufleuchtet, ist dann dazu bestimmt, den späteren, naturphilosophischen Untersuchungen als Basis zu dienen. Mit dem bisher in den Vordergrund tretenden Gegensatz von Idealismus und Realismus steht aber im engsten Zusammenhange der andere zwischen Empirismus und Apriorismus, eine Controverse, die schon im Alterthume durch die Platoniker und Aristoteliker einerseits, die Epikuräer und Stoiker andererseits in's Leben gerufen war, und die dann in der neueren Philosophie zwischen den Metaphysikern des Festlandes (Descartes — Leibnitz — Kant) und den Empiristen Englands (Bacon — Locke — Hume) abermals ausgebrochen ist. Nachdem bereits in den bisherigen Capiteln einzelne Beiträge zur Lösung des hier liegenden erkenntnißtheoretischen Problems geliefert worden sind, wird dasselbe besonders aufgenommen in dem Capitel „Die Metamorphosen des Apriori". Die Entwickelung der Controverse in der neueren Zeit, von Descartes bis auf Kant und seine Nachfolger, wird in großen Zügen historisch-kritisch dargelegt; und es zeigt sich, daß die geistige Thatsache nothwendiger Wahrheiten in der Mathematik und Logik am besten erklärt wird durch die Hypothese des Apriorismus. Alles in Allem kann der vom ersten Abschnitte genommene Standpunkt bezeichnet werden als problematischer Idealismus und hypothetischer Apriorismus.

Der zweite Abschnitt (Naturphilosophie und Psychologie) ist der umfangreichste. Durch die Erörterung zahlreicher, meist in das Gebiet der Naturwissenschaft hinüberreichender Specialfragen zieht sich auch hier das Bestreben, den Conflict gewisser typischer Weltauffassungen exact zu formuliren und wissenschaftlich zum Austrage zu bringen. Die streitenden Parteien sind hier Mechanismus und Teleologie einerseits, Materialismus und (platonisch-aristotelischer) Formalismus andererseits. Die den Abschnitt einleitenden Meditationen nehmen, nachdem gleichsam im Rückblicke die subjectiv-beschränkte und durchgängig relative Beschaffenheit unserer Naturvorstellung constatirt ist, den (spinozistischen) Gedanken der reinen Weltlogik oder Logik der Thatsachen wieder auf, welcher zugleich die stillschweigende Voraussetzung der modernen, mathematisch-mechanischen Naturerklärung darstellt. Die Berechtigung der mechanistischen Erklärungsart wird in dem Capitel „Ueber den philosophischen Werth der mathematischen Naturwissenschaft" ausdrücklich anerkannt und gegen speculative Velleitäten vertheidigt. Wenn das Endpostulat dieser modernen Naturlehre häufig dahin ausgesprochen worden ist „Auflösung alles physikalischen, chemischen, biologischen Geschehens in eine reine Mechanik der Atome", so wird dies Postulat als Verstandesideal anerkannt, zugleich aber in einigen aphoristischen Reflexionen die hypothetische und fragliche Natur des Atombegriffes dargelegt. Atome sind nichts als Rechenpfennige der Theorie! Es folgen die Capitel über „Platonismus und Darwinismus" und „Aphorismen zur Kosmogonie". Jenes will, bei Gelegenheit einer Kritik der Darwin'schen Descendenztheorie zeigen, daß die durch alle Gebiete des natürlichen Geschehens durchgeführte mechanische Weltlogik durchaus nicht in exclusivem Gegensatze steht zur platonischen Ideenlehre, d. h. zu der Annahme von alles Sein und Geschehene beherrschenden Formen oder Typen. Das andere Capitel verfolgt die von Kant und Laplace begründete natürliche Schöpfungsgeschichte von der

(hypothetischen) Entstehung des Planeten- und Fixsternsystemes bis zur Erzeugung der Organismen; es confrontirt mit einander (mechanische) Causalität und Teleologie; und auch hier zeigt sich, daß beide, gewöhnlich für unvereinbar ausgegebene, Weltauffassungen keineswegs in Widerstreit miteinander stehen. Continuirlich geht nun die Naturphilosophie in die Psychologie über. Das Capitel über den Instinct, der einerseits als unentbehrliches Accidens der materiellen Organisation, andererseits als die unmittelbarste Naturstufe der Intelligenz erscheint, bildet den Uebergang. Es wird hier gezeigt, daß die Wunder und Räthsel des thierischen Instinctes und Kunsttriebes ebenso wie diejenigen der leiblichen Organisation durch darwinistische Fundamentalbegriffe, wie „Vererbung" u. s. w. nicht ohne Rest erklärt werden können. Auf das Instinctleben baut sich als nächsthöhere Stufe des psychologischen Geschehens die Association der Vorstellungen. In diesem Capitel wird der Nachweis geliefert, daß die sogenannten Gesetze der Ideenassociation höchstens eine rohe Approximation an eine Theorie des gedächtnißmäßigen und phantasiemäßigen Vorstellungsverlaufes zu liefern vermögen, und daß die (von den Engländern und von Herbart) ausgebildete „Associationspsychologie" zur Erklärung des Eigenlebens der Phantasie, und noch mehr des logischen Denkens unzulänglich erscheint. Dieser höchsten intellectuellen Function, dem logischen Denken und Erkennen, sind dann gewidmet die beiden Capitel über die „Existenz abstracter Begriffe" und über „Menschen- und Thierverstand". In dem ersteren wird gezeigt, daß es im menschlichen Denken wirklich abstracte, unbildlich-allgemeine Gattungs- und Artgedanken giebt, folglich eine übersinnliche Verstandesthätigkeit, welche von nominalistischer Seite bis in die Gegenwart herab immer und immer wieder bestritten worden ist. Das andere Capitel aber liefert eine exacte Grenzbestimmung zwischen thierischer und menschlicher Intelligenz und zeigt, wie das logische Denken tief bis in die untermenschlichen und sprachlosen Erkenntnißprocesse hinabreicht. Ihren Gipfel und Abschluß erreichen die psychologischen Untersuchungen des Werkes in dem wichtigen Capitel „Gehirn und Geist". Die schwere Frage nach dem Verhältnisse des geistigen zum körperlichen Sein und Geschehen, die Frage nach der Berechtigung oder Nichtberechtigung des anthropologischen Materialismus wird hier zu einem haarscharfen, ebenso paradoxen als unabweisbaren Problem zugespitzt, auf dessen Lösung in letzter Instanz Alles ankommt. Es wird hier nämlich in einer höchst interessanten Untersuchung die Hypothese des Materialismus in logischer Consequenz zu einem Puncte weiter entwickelt, wo ihm nichts übrig bleibt als anzuerkennen, daß, wenn das Denken wirklich ein Naturproceß ist, dann die Natur, die Materie, etwas ganz Anderes und viel mehr ist, als der Physiker, der Chemiker, der Physiologe sich bei diesem Worte zu denken vermag.

Der dritte Abschnitt (Aesthetik und Ethik) ist kurz und aphoristisch gehalten. Es wird hier die Unabhängigkeit der ästhetischen und ethischen Ideale des menschlichen Geistes von der theoretischen Weltauffassung nachdrücklich behauptet. Aesthetischer und ethischer Idealismus und Realismus, der Streit der Formästhetik und Gehaltsästhetik, die Nützlichkeitsmoral (Sophisten, Encyklopädisten, Engländer) und die Ueberzeugung von einer specifisch ethischen Anlage des Menschen werden gegeneinander abgewogen, und das Ganze endigt mit einem Nachweise des ethisch-metaphysischen Charakters der Religion. Uebrigens sind auf den Gedankenfäden dieses Abschnittes mancherlei auch für sich interessante Einzelheiten aufgereiht. Alles in Allem wird hier nicht eine definitive Lösung des Welträthsels angeboten, aber wo die einzelnen Knoten desselben sitzen ist mit Schärfe und zugleich allgemeinverständlich aufgezeigt, und das große Fragezeichen, mit dem alles mensch-

liche Wissen endigt, so weit hinausgerückt, als Ehrlichkeit und Tiefe der Forschung heute überhaupt zu thun vermag. W. L.

Carl Ritter's Briefwechsel mit Johann Friedrich Ludwig Hausmann. Herausgegeben von J. E. Wappäus. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1879. — Am 7. August 1879 war der hundertjährige Geburtstag Carl Ritter's; mit Recht ist derselbe überall, wo geographische Wissenschaft eine Stätte hat, in geographischen Gesellschaften und Zeitschriften und an den vielen Orten, wo der Name Ritter einen guten Klang hat, gefeiert und das Andenken des Mannes geehrt worden, dem die geographische Erkenntniß eine neue Epoche verdankt. Einen Beitrag zu dieser wohlverdienten Ehre will auch der genannte Briefwechsel geben, und in der That höchst werthvoll ist diese Gabe. Wohl war ein ziemlicher Theil der Briefe in dem schönen „Lebensbilde" verwerthet, das Kramer von Ritter entworfen hat, wohl sind nicht alle Briefe erhalten, welche das Freundespaar mit einander gewechselt hat, und von den erhaltenen glaubte der Herausgeber manche zurückbehalten zu müssen, aber was hier geboten wird, ist nach verschiedenen Seiten hin interessant, wichtig für die Geschichte jener trefflichen Männer, sowie für die Zeit, in welcher sie lebten, und für die Anstalten, an welchen sie wirkten, aber auch wohlthuend für Herz und Gemüth. Mit der Nachricht von Napoleons Einzug in Fontainebleau (März 1815) beginnen sie, der letzte Brief (von Ritter's Hand) ist Berlin, den 16. Juli 1858 datirt, die beiden Zahlen genügen, um jeden weiteren Excurs über die Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse in jenem Zeitraume abzuschneiden, — und die beiden Gelehrten haben lebhaft daran Theil genommen, obgleich ihr Hauptinteresse in den Briefen sich auf die glückliche Oase der Wissenschaft concentrirte. Charakteristisch spricht sich in dieser Hinsicht Ritter in einem Briefe aus dem Revolutionsjahre 1848 aus „über das geistige Unwohlsein, die unaufhörlich erschütternden Erregungen und Bewegungen, daß wohl keiner mit seinen stets wiederholten Fieberanfällen, erkaltender und erhitzender Art, verschont bleiben mag, der mit den Edlern seiner Zeitgenossen in Geist und Herz verbunden einer immer bessern Zukunft entgegenlebte und für die Annäherung zu ihr wirksam zu sein ernstlich bestrebt war; jetzt muß man seine Kräfte beisammen halten und im Stillen nachhaltig wirken durch Treue, Gesinnung und Förderung der Wahrheit im angewiesenen Berufe." Reicher und völliger ist allerdings der Einblick, welchen wir in das Entstehen ihrer zahlreichen Werke, in die geistige Werkstätte ihres unermüdeten Schaffens gewinnen; Ritter ist der bekanntere, wie Geographie einen viel weiteren Kreis von Kennern und Liebhabern hat, als Mineralogie und Geologie, aber auch Hausmann (geboren 22. Februar 1782, gestorben 26. December 1859) ist ein hochangesehener Meister in seinem Fache, ein tüchtiger, allgemein anerkannter Lehrer gewesen, und wenn es etwas giebt, was den Menschen in ihm ehrt, so ist es die ungetheilte, ungeheuchelte Freude und Bewunderung, mit welcher er die epochemachenden Arbeiten seines größeren Freundes begrüßt. „Es giebt keine reinere Freude, als die über die Leistungen des Freundes," schreibt er einmal, und jeder neue Brief giebt einen neuen Beitrag zu dieser schönen Auffassung. Frei, wie es sich für so vertraute Freunde geziemt, haben sich die Beiden über alles, was ihr Herz bewegt, was ihr Leben trüb oder heiter gestaltete, ausgesprochen, und gerade diese gemüthlichen Aeußerungen sind die anziehendsten und wohlthuendsten; Ritter's Verheirathung, seine thätige Verwendung bei dem Eintritte von Hausmann's Sohn in das preußische Militär, große und kleine Reisen ziehen in bunter Abwechselung an uns vorüber, und wenn beider Lebensweg einsamer und stiller

wird nach dem Tode ihrer Gattinnen, wenn Hausmann, der stets mit sich selbst und dem, was er zu Stande bringt, unzufrieden ist, seine Klagen ausschüttet in das Herz seines Freundes und sich einen schwachen Menschen nennt, der unumgänglich eine solche Stütze besitzen müsse, wie er sie an Ritter habe, so kann Ritter umgekehrt tröstend darauf hinweisen, wie Hausmann bis in sein höchstes Alter seine jugendliche Kraft und Behendigkeit behalten habe, welche seinen geognostischen Studien so sehr zu Statten komme. Wenn Uhland singt: „Ich lobe mir den stillen Geist, der mählig wirkt und schafft," so findet dies bei Hausmann seine volle Wahrheit, die edle Bescheidenheit, die aus allen seinen Schreiben athmet, ist leider für unsere Zeit fast unverständlich, wie schön hat er sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, allein, unbemerkt besuchte er seine Lieblingsplätze in Clausthal: dann setzte er sich zu den Bergleuten und sandte ein brünstiges Dankgebet zu Gott für seinen gnädigen Schutz in dem vielbewegten Leben. Abends kehrte er wieder nach Göttingen zurück, nachdem er noch eine kleine Summe beim Bergamt zurückgelassen, um dürftigen Bergleuten je am 18. Juni eine Unterstützung zu gewähren.

Als Wappäus diesen Briefwechsel herausgab und mit trefflichen Anmerkungen begleitete, unter welchen sich auch der bekannte Brief von Bismarck's Vater findet, da dachte er wohl schwerlich daran, daß er selbst so bald denen im Tode nachfolge, deren Andenken er in so schöner Weise gefeiert hatte; 16. December 1879 starb er, der Schwiegersohn Hausmann's, einer der bedeutendsten Schüler Ritter's, durch zahlreiche bedeutende Werke um die geographische Wissenschaft verdient; auch ihm hat erst der Tod die Feder aus der Hand genommen, trotz jahrelanger schwerer Leiden hat er unermüdet seine Forschungen fortgesetzt, schwerlich werden dieselben zur Vollendung gelangt und zur Herausgabe reif sein; in diesen Familienbriefen hat er sich selbst den schönsten Todtenkranz auf das Grab gelegt.

—tt.

Friedrich Schleiermacher's Reden über die Religion. Kritische Ausgabe, besorgt von Lic. Dr. Bernhard Pünjer, Docent der Theologie zu Jena. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1879. — Von den Reden über die Religion ist zumeist diejenige Fassung verbreitet, welche sie in der vierten Auflage, 1831, erhalten haben. So wurden sie in die Werke Schleiermachers aufgenommen, so hat sie noch C. Schwarz in der „Bibliothek der Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (F. A. Brockhaus) wieder abgedruckt. Ihre erste und mächtigste Wirkung übten aber die Reden in ihrer ursprünglichen Gestalt von 1799 aus, und die Abänderungen der folgenden Auflagen sind, worauf auch Haym in seiner „Romantischen Schule" hingewiesen hat, nicht so unerheblich, wie Schleiermacher selbst es darstellt, vielmehr legen auch sie ein Zeugniß ab für die Wandelung, die mit Schleiermacher's theologischen Ansichten im Laufe der Jahre vor sich gegangen ist. Von diesem Gesichtspunkte geht die Ausgabe Pünjer's aus, die nicht nur einen Abdruck des ersten Textes giebt, sondern sämmtliche Aenderungen der folgenden Ausgaben anmerkt. Die Art, wie dies geschehen ist, erleichtert zwar die Lectüre nicht, ist aber für den wissenschaftlichen Zweck übersichtlich, und das berühmte Buch hat eine kritische Ausgabe wohl verdient. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 19. Februar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Ein neugriechischer Roman.*)

Der Dichter des Lukis Laras ist uns Deutschen nicht ein ganz Unbekannter mehr. Derselbe Uebersetzer, der uns jetzt diesen kleinen Roman vermittelt, hat ein Jahr zuvor eine andere Schrift von Demetrius Bikélas bei uns eingeführt, die Abhandlung: „Die Griechen des Mittelalters und ihr Einfluß auf die europäische Cultur" (Gütersloh. C. Bertelsmann. 1878), ursprünglich drei Vorlesungen, die, in Marseille gehalten, im Jahre 1874 zu London im Drucke erschienen waren. Aus den dankenswerthen Mittheilungen, welche W. Wagner jetzt dem Romane seines griechischen Freundes angefügt hat, entnehmen wir, daß derselbe zu Athen seine Bildung erhalten, dann viele Jahre als Kaufmann in London gelebt hat, vorübergehend wieder in Athen war und jetzt in Paris sich aufhält. Eine Sammlung von Gedichten ließ er schon im Jahre 1862 erscheinen. Ihnen folgte manches Andere, zumal Uebersetzungen in's Neugriechische, so ein Gesang der Odyssee und die Gartenscene aus Goethe's Faust, später einige Shakespeare'sche Stücke. Die Uebertragung des britischen Dichters soll ihn auch jetzt beschäftigen. Man sieht, daß der griechische Handelsherr seinen geistigen Umgang wohl gewählt hat.

Jener geschichtliche Essay über die Griechen im Mittelalter, d. h. über die Byzantiner, stellt sich in die Reihe der Studien, die gegenwärtig unter den Hellenen stark im Schwange sind, und die im Grunde die alte Frage ihrer Nationalität zum Mittelpunkte haben. Natürlich kann diese Frage nur auf geschichtlichem Wege beantwortet werden, und so fällt das Problem der Herkunft und des Volksthums der heutigen Hellenen zusammen mit dem Problem der Geschichte der Griechen im Mittelalter. In diesen Studien sind nun die anderen gebildeten Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer, den Griechen vorangegangen, aber diese sind zur Zeit eifrig daran, auf den gebahnten

*) Lukis Laras. Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe von Demetrius Bikélas, aus dem Neugriechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Wilhelm Wagner. Hamburg, K. Grädener. 1879.

Digitized by Google

Pfaden weiter zu schreiten und tiefer und tiefer einzudringen, wie denn Herr Bikélas es geradezu ausspricht, daß es vor Allem die Pflicht der griechischen Gelehrten sei, den unerschöpflichen Schatz der mittelalterlich-griechischen Literatur zu heben und auszubeuten. Er selbst schließt sich vornehmlich dem Professor der Geschichte an der Universität Athen, Konstantin Paparrhigopulos, an, der in einem fünfbändigen Werke zum ersten Male die Geschichte des griechischen Volkes von den Urzeiten bis zur Gegenwart, von Deukalion bis zu Othon Basilevs, als ein zusammenhängendes Ganzes beschrieben und demgemäß die byzantinische Zeit als einen untrennbaren Theil, als das natürliche Mittelstück dieser Geschichte eingeschlossen hat. Auch die Absicht von Bikélas ist es zu zeigen, daß die hellenische Tradition im Mittelalter nicht erloschen, vielmehr in den Formen des sogenannten Byzantinismus sich wirksam erhalten habe als Retterin und Trägerin der Cultur, die das Abendland sodann aus hellenischen Händen empfing. Das byzantinische Reich sei überhaupt nach keiner Richtung, auch nicht nach der kriegerischen, der Mißachtung würdig, die ihm von den Geschichtsschreibern sowohl als von der allgemeinen Meinung zu Theil werde. Es gelte also das gekränkte Ansehen der Byzantiner nach allen Seiten wiederherzustellen; auch ihre Künste und Wissenschaften „haben Anspruch auf billige Beurtheilung"; ist doch, wie es an einer andern Stelle heißt, der intellectuelle und moralische Zustand der damaligen Bewohner dieses Reiches ein Beweis dafür, daß dasselbe „eine wahre Oase innerhalb der es von allen Seiten umringenden Barbarei des Mittelalters bildet".

Ueber den Werth dieser Geschichtsauffassung, die namentlich auch für die Würdigung der Kreuzzüge von Gewicht ist, soll hier keine Untersuchung angestellt werden. Daß die herkömmliche Auffassung von der geistigen Nichtigkeit und vom tausendjährigen Verfalle des Reiches von Byzanz sich nicht aufrecht erhalten läßt, ist jetzt allgemein zugegeben. Ich will nur noch eine Stelle ausheben, welche auf diese Geschichtsansicht ein höchst charakteristisches Licht wirft. Im 13. Jahrhundert, als einerseits die Türken bereits das Reich stark bedrängten, andererseits die Lateiner längst als sehr eigennützige Freunde, ja stellenweise als grausame Herren auf griechischem Boden sich gezeigt hatten, that ein hochgestellter Byzantiner den Ausspruch: er wolle lieber einen türkischen Turban sehen, als eine lateinische Mitra, also mit andern Worten: lieber türkisch als fränkisch!, ein Ausruf, der einigermaßen an ein modernes geflügeltes Wort erinnert, das wir in unseren einheimischen politischen Kämpfen vor dem Jahre 1870 haben hören müssen. Zu jenem Worte nun macht Bikélas die Bemerkung: „Sicherlich ein Irrthum, ein grausamer Irrthum! Und doch wer weiß? Wenn die lateinische Eroberung nicht vorübergehend gewesen wäre und wenn ein dauerhafter Bau

Digitized by Google

auf den Grundlagen des von den Lateinern occupirten Thrones von Byzanz errichtet worden wäre, oder wenn die Türken schließlich durch abendländische Bundesgenossenschaft, welche sich dann später in eine neue und wurzelfassende Eroberung umgewandelt hätte, von dem Bosporus vertrieben worden wären, so hätte eine solche Wendung der Dinge für das Griechenthum vielleicht verderblicher werden können, als das türkische Schwert. Zwar würden jene herrlichen Gegenden, die der Osmane jetzt vier Jahrhunderte hindurch verödet hat, frei gewesen sein von ihrer langen Heimsuchung, wenn sie von jener Zeit an die Abendländer besessen hätten; aber als Griechen sind wir vielleicht dem Eroberer Mohammed zu Dank verpflichtet, wenn wir uns erinnern, daß wir im Falle einer Knechtung Griechenlands in Gefahr waren, die Ueberlieferungen und das Gedächtniß des Ruhmes unserer Vorfahren zu verlieren und vielleicht statt Griechen heutzutage ein Mischvolk von abendländisch-orientalischen Stämmen zu sein mit irgend einem corrumpirten Dialekt und ohne jene Grundbedingungen, welche bei all' dem Unglück unseres Volkes doch unsere Rettung und die Wiederherstellung unserer Ehre herbeiführten."

Von einem starken Nationalgefühle zeigt sich der Verfasser dieser Abhandlung erfüllt. Es ist die Seele seiner wissenschaftlichen Studien. Man wird im Voraus vermuthen dürfen, daß das nämliche Gefühl auch in seinen dichterischen Arbeiten sich nicht verleugnet. Ist doch überhaupt, wie es bei einer jungen und noch unfertigen Nation nur begreiflich ist, die ganze schöne Literatur der Griechen von politischen Ideen und Leidenschaften erfüllt, ja selbst nur, wie es bei den Italienern bis in die Mitte unseres Jahrhunderts der Fall war, ein Mittel in dem Kampfe um politische Ziele. Erst allmählich kann ein Geschlecht heranwachsen, das an dem Schönen um des Schönen willen seine Freude hat. Es darf demnach als ein Beweis von reifender Einsicht und zugleich von wachsendem Selbstvertrauen angesehen werden, wenn die politische Tendenz in ihrer aufdringlichen Form zu verschwinden beginnt. Und eben dies ist der Grund, warum der Roman Lukis Laras' die Beachtung aller derer verdient, die für das Emporkommen des griechischen Volkes Sinn und Theilnahme haben. Denn dieser Roman ist gleichfalls patriotisch, aber er ist es in anderem und höherem Sinne, als dies von den älteren Erzeugnissen des neugriechischen Schriftwesens gilt. Und ist nicht schon der Umstand, daß man überhaupt von älteren und überwundenen Richtungen dieser jungen Literatur reden kann, ein erfreulicher Beweis dafür, daß hier ein Fortschritt und zwar ein rascher Fortschritt zu verzeichnen ist?

Die Fabel des Romans, offenbar wirklichen Begebnissen nachgebildet, ist so einfach wie möglich. Ein griechischer Kaufherr, der in guten Verhältnissen zu London lebt, schreibt am Abend seiner Tage, auf das vergangene Leben ruhig und heiter zurückblickend, seine persönlichen Erinnerungen an den

Digitized by Google

Aufstand von 1821 und die folgenden Jahre nieder. Geboren auf Chios, befand er sich in dem verhängnißvollen Frühlinge 1821, zwanzigjährig, in einem Zweiggeschäfte seines Vaters zu Smyrna. Das Haus ist von den ehrenhaftesten Grundsätzen geleitet und gedeiht. Im kommenden Herbste soll der junge Lukis nach London gehen, um dort sein Glück zu machen. Er lebt ganz nur seinem Berufe, von der Gesellschaft der Freunde hält er sich fern, nur unbestimmte Ideen von Freiheit, wie sie eben in der Luft liegen, finden schüchtern Zutritt zu ihm. Plötzlich kommen aufregende Nachrichten nach dem Handelsplatze, unsicher und stoßweise, die aber bald ihre Wirkung in dem drohenden Benehmen der Türken äußern. Es kommt zu bewaffneten Demonstrationen der Türken, zu Tumulten, bei denen es aber unserem Lukis vollständig zum Bewußtsein kommt, daß er nicht zum Helden geboren ist. Er kann nichts anderes sein als ein „demüthiger Kaufmann"; Geduld, nicht Tapferkeit ist die ihm verliehene Tugend. Den größten Eindruck macht es, als die Nachricht von der Erhebung Hydras und Spetsä's kommt, denn die Theilnahme der Nautiker, der an allen levantinischen Küsten, überall wo Griechen sind, bekannten und umtriebigen Inselbevölkerung zeugt für den allgemein griechischen Charakter der Bewegung. Nach der Kunde von den Blutthaten in Konstantinopel will die griechische Bevölkerung der Stadt fliehen, die Türken verbieten es, Lukis und seinem Vater gelingt es am Ende gleichwohl, auf einer Yacht unter russischer Flagge zu entkommen, die sie nach Chios, in die Heimath, zu Mutter und Schwestern bringt. Ich bemerke, daß die Erzählung im höchsten Grade gegenständlich ist — der Alte beschränkt sich ganz auf das, was innerhalb seines Gesichtskreises lag, was er selbst erlebte, mit ansah. Und gerne verweilt er bei behaglicher Ausmalung genrehafter Züge, die ihm am besten in der Erinnerung geblieben sind. Die Wirkung wird dadurch mit nichten abgeschwächt: die Weltbegebenheiten bleiben im Hintergrunde, aber man sieht sie, gerade in ihren Wirkungen auf das alltägliche Leben, immer größer und gewaltiger anschwellen. Willenlos wird der Einzelne von ihnen ergriffen, in ihren Strudel das Geschick der bescheidensten Existenzen unabwendbar hineingerissen.

In Chios, wo wenige Türken sich befinden, scheint Anfangs keine Gefahr zu sein. Sie naht erst, als die griechischen Segel, die den Aufstand durch das Meer tragen, sichtbar werden. Jetzt beginnen die Verhaftungen, in der Stadt wird es öde, Monate lang schwebt die Bevölkerung zwischen Beil und Block. Am Aufstande, den die endliche Landung der Ankömmlinge herbeiführt, nimmt Lukis keinen Theil, er fühlt sich zu klein und schwach, auch fehlt ihm gänzlich der innere Trieb: „Meine Welt war der Chan, mein Patriotismus unsere Bilanz." Die ganze Familie flüchtet sich auf ihr Landhaus, und die idyllisch friedlichen Tage dieses Aufenthaltes sind dem redseligen Alten

Digitized by Google

ganz besonders im Gedächtniß geblieben. Alles ist ihm noch gegenwärtig: die blühenden Orangenbäume, das Zwitschern und Singen der Vögel, das Knarren des Ziehbrunnens, die Arbeit des alten Gärtners, die Familiencapelle mit ihren Grabsteinen, Bildern und heiligen Gefäßen. Es war die Stille vor dem Sturme. Eines Tages bemerkt Lukis vom Balkon des Landhauses, daß die türkische Flotte in voller Stärke zurückkehrt und gleich darauf die Aufständischen abziehen. Die Männer der Nachbarschaft kommen in der Vorhalle jener Capelle zusammen, um Rath zu halten, unter ihnen ein Verwandter der Mutter, Kalanis, mit seinem elfjährigen Töchterchen Déspina. Man beschließt zu fliehen und sich in die westlichen Theile der Insel zu zerstreuen, wie gerade Jeder eine Zuflucht finden könne. Zuvor wurden die Kostbarkeiten, silberne Gefäße und andere Werthsachen in zwei Säcken unter einem alten Apfelbaume im Garten vergraben. Dann geht es, während die Geschütze von der Türkenflotte und vom Fort ihr Feuer auf die Stadt eröffnen, auf die Wanderung, zunächst zu zwei alten Oheimen, die in einer verborgenen Schlucht zurückgezogen leben. Doch nach dem entsetzlichen Blutbade, das die Türken in der Hauptstadt anrichten, ist auf der Insel nirgends mehr Sicherheit. Man flieht weiter westwärts. Die türkischen Mordbanden verbreiten sich über die ganze Insel, kaum entgeht die flüchtige Familie der Aufspürung in ihrem Verstecke, zuletzt gelingt es ihr mit anderen Flüchtlingen die Küste zu erreichen und nach mancherlei Abenteuern und Hindernissen von der Insel zu entkommen.

Unterkunft finden die Flüchtigen erst auf Mykonos, dann auf Tinos. Es gelingt Luki, einen Empfehlungsbrief an Theodor Negri, damals Director der auswärtigen Angelegenheiten in Argos, zu bekommen, bei dem er Dienste nehmen will. Die ganze Familie begiebt sich zu diesem Zwecke nach Spetsä. In Argos, wo das kriegerische Leben dem jungen Kaufmanne höchst unsympathisch ist — „die Tausende von Kriegern in der Fustanella, ihre übermüthige Redeweise, die verächtlichen Blicke, mit denen sie mich maßen, die barschen Wendungen, womit sie meine furchtsamen Fragen beantworteten, das Geschrei und die Bewegung und das Durcheinander des Lagers, Alles zusammen brachte mich in Verwirrung. Gewiß war das nicht ein Ort für Frauen und Kinder, aber auch ich fühlte, daß ich nicht in einer mir zusagenden Atmosphäre war... Der Krieg ist etwas Wildes, er veredelt den Menschen nicht" — in Argos also überzeugt er sich, daß er für keinen anderen Beruf geschaffen ist, als für den Handel, zugleich aber auch davon, daß er, um weiter zu kommen, die Lücken seiner Bildung ausfüllen muß. Inzwischen stirbt der Vater auf Spetsä an den Folgen der Flucht und ihrer Anstrengungen. Lukis beginnt nun in Tinos einen Handel, mit einem kleinen Capitale, das ihm aus älteren Geschäften des Hauses unvermuthet zugefallen

Digitized by Google

ist. Reizend ist geschildert, wie er hier von unten auf anfängt, selbst auf den Straßen trockene Fische feilbietend. Aber das Geschäft gedeiht, das Capital wächst, er verlobt beide Schwestern, und die Schwäger werden seine Compagnons. Unwiderstehlich ergreift ihn jetzt der Gedanke, den alten, im väterlichen Landgute auf Chios vergrabenen Schatz zu heben. Es gelingt dies auch unter allerlei Gefahren und Abenteuern. Noch bevor er ihn aber hebt, hat er einen anderen Schatz gefunden, nämlich die junge Déspina, die sich in dem Harem des Aga befindet, wozu eben jenes Landhaus eingerichtet worden war. Der gehobene Schatz wird nun zum Lösegeld für Déspina verwandt, und Lukis bringt die Gerettete — der Vorsicht halber ist sie als Bauernjunge verkleidet — seiner Mutter nach Tinos. Die Geschäfte nehmen ihren guten Fortgang, bald kann Lukis nach Syra übersiedeln, und vier Jahre nach ihrer Befreiung ist Déspina die Seine. „Seitdem ist unser Leben in Glück verflossen, aber niemals haben wir inmitten des uns zu Theil gewordenen Wohlstandes die Prüfungen unserer Jugend vergessen. Oft wenn ich meine Töchter und Enkelinnen geputzt schaue und sehe, wie mein Weib mit ihren weißen Haaren sich modisch kleidet, erinnere ich sie an die Höslein, die sie trug, als ich sie in ihrer Verkleidung auf Pantelis' Esel wegbrachte, und dann lachen wir Beide und danken Gott aus vollem Herzen."

Man empfindet den Reiz dieser anmuthigen Dichtung — sonnenhelle Bilder auf düsterem Hintergrunde — um so stärker, wenn man sie vergleicht mit dem, was in dieser Gattung bis dahin auf hellenischem Boden geschaffen worden war. Der Roman ist überhaupt noch sehr jungen Datums in der neugriechischen Literatur. Als im Anschlusse an die politische Erhebung, im dritten Jahrzehnt, auch die Literatur einen neuen Aufschwung nahm, standen die poetischen Versuche durchgängig im Banne fremder Vorbilder, zumal französischer und englischer. Vom Abendlande bezog man die poetischen wie die politischen Ideale. Und da der Weltschmerz damals seinen Rundgang durch Europa machte, so mischten sich in die ungezügelten Freiheitsforderungen, die im Gefolge der politischen Erhebung waren, fremdartig melancholische und pessimistische Accorde, die freilich zum Theile selbst wieder an den politisch unbefriedigenden Verhältnissen der Gegenwart ihre Nahrung fanden. Byron war nach beiden Seiten hin das vornehmste Vorbild: für das Pathos des politischen Radicalismus und für die gleichzeitige Neigung, in die Labyrinthe des Zweifels und der Verzweiflung sich zu stürzen. Die Brüder Sutzos sind die bezeichnendsten Vertreter dieser ersten unreifen Phase in der Literatur des griechischen Volkes, das eben in heroischer Anstrengung frei geworden, kaum aus dem Schlummer der Barbarei erwacht, sofort von der Müdigkeit der überreifen abendländischen Gesittung angesteckt wurde. Ein politischer Werther, das ist im Grunde jedesmal der Held dieser Dichtungen, mag nun

Digitized by Google

in der Ausführung das Hauptgewicht das eine Mal auf die Hoffnungslosigkeit des politischen Ideales, das andere Mal auf die Schicksale einer hoffnungslosen Liebe fallen. Eine düstere verzehrende Gluth, die alle Thatkraft in Fesseln schlägt, krankhaftes Schwelgen in den Erinnerungen an die Helden des antiken Hellas, wilder Haß der Fremdherrschaft, aber noch grimmigeres Wühlen in den inneren Parteikämpfen, zuletzt Ueberdruß und Verzweiflung an der Gegenwart, daß ist der Grundton dieser Dichtungen, für die schon die Ueberschriften: „Der Wanderer", „Der Unstäte", „Der Verbannte", charakteristisch sind.*)

Die Brüder Sutzos haben, nachdem sie zuvor in epischen und dramatischen Dichtungen sich versucht, auch den Roman in die griechische Literatur eingeführt: Panagiotis, der ältere der Brüder, mit seinem „Leandros" (1834), Alexandros, der jüngere, mit seinem „Verbannten von 1831" (1835). Leandros ist in Briefen geschrieben, auch darin ein verspäteter Werther oder Jacopo Ortis, den Hintergrund bilden die Zustände in Griechenland unmittelbar nach Ankunft des Königs Otto. So ist auch der „Verbannte" ein Zeitroman, er spielt in den blutigen Parteiwirren unter Kapodistria. Beide Male erliegt der Held unglücklicher Leidenschaft, die dem von politischem Grolle bereits Verdüsterten vollends die letzte Spannkraft raubt. Unerquickliche Schöpfungen, in denen eine erhitzte, ruhelose Phantasie Bilder auf Bilder häuft, Bitterkeit über getäuschte Hoffnungen, Ekel und Weltflucht am Ende das Feld behalten. Gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß in dem Augenblicke, da die Nation ein neues Leben begann, die tonangebenden Dichter nichts Anderes zu predigen wußten als Entsagung und Verzweiflung, daß sie die Ideale in Trümmer schlugen, weil sie sich nicht im ersten Anlaufe verwirklichen wollten. Ein grelles Licht fällt von hier auf den geistigen Zustand des Geschlechtes, dem die Aufgabe zufiel, ein Staatswesen zu gründen. Das war das Material, aus welchem die neuen Perikles und Lykurge gebildet werden sollten: auf der einen Seite ein Landvolk, das in homerischen Urzuständen lebte und jetzt durch die Kriegsjahre auf's äußerste verwildert war, auf der anderen die führende Minderheit, europäisch gebildet und verbildet, zügellos und blasirt zugleich, voll von Ansprüchen, heute von ungemessenen Hoffnungen erfüllt, morgen mit erhabenen Monologen verdrossen die Flinte in's Korn werfend. Für das Verständniß der Epoche ein nicht zu übersehendes Moment: man fühlt deutlich, wie unendlich schwierig es war, ein solches Geschlecht für nüchterne Arbeit, für Disciplin, für gründlichen Aufbau eines nationalen Gemeinwesens zu gewinnen.

---

*) Näheres siehe C. A. Brandis, Mittheilungen über Griechenland 1842, Bd. 3, S. 88 ff.

Digitized by Google

Der nächste Roman, der auf griechischem Boden erwuchs, zeigt schon ein merklich anderes, und man darf sagen gereifteres Gesicht. Er erschien im Jahre 1851 und rührt von Rhizos Rhangavis her, dem Dichter, Gelehrten und Diplomaten, der gegenwärtig sein Vaterland beim deutschen Reiche vertritt. Der Roman heißt: „Der Fürst von Morea" und ist dem deutschen Leser zugänglich gemacht durch A. Ellisen (Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Zweiter Theil. Leipzig 1856). Auch Rhangavis entnahm den Stoff zu seiner Erzählung der vaterländischen Geschichte, aber anstatt in die Parteikämpfe der jüngsten Vergangenheit, griff er vielmehr in die mittelalterliche Geschichte Griechenlands zurück. Es ist eine Episode der bekannten Chronik von Morea, die der Dichter geschickt mit romantischen Zuthaten versetzte und zu einem wirkungsvollen Zeitgemälde ausgestaltete. Das Lob eines Zeitgemäldes ist freilich einzuschränken. Schon die zu Grunde liegende Erzählung der Chronik unterliegt starken historischen Zweifeln, noch weniger war es dem Dichter darum zu thun, streng an die beglaubigte Geschichte sich zu halten, und am wenigsten will es ihm in den Gesprächen, in den Liebesscenen gelingen, den Ton der Zeit zu treffen. Wohl aber sind die Motive zu einem spannenden Gewebe sich kreuzender Intriguen verflochten, wobei zuletzt der Verschlagenste, der übrigens nicht ungünstig charakterisirte Gottfried von Villehardouin den Sieg davonträgt. Denn der Roman erzählt die Gewinnung des achaischen Fürstenthrones durch diesen Baron aus der Champagne, welcher der Reihe nach den rechtmäßigen Thronbewerber, den zweideutigen verrätherischen Adel und das naive Verschwörerthum, die nationalen Schwärmer zu überwinden hat. Es ist unglaublich, welcher Aufwand von Listen und Ränken gegenseitig ins Feld gebracht wird. Die am geriebensten sind, Anderen eine Falle zu stellen, sind wieder leichtgläubig wie Kinder gegenüber den Ränken Anderer, bis endlich der Fürst, der längst sein Netz über Alle geworfen, die Maschen zuzieht und alle darin gefangen hält. Natürlich kreuzt sich auch ein beweglicher Liebeshandel mit diesem politischen Intriguenspiel; es fehlt nicht an Vermummungen und Irrfahrten, Verschworenen und Verräthern, heimlichen Wendeltreppen, Verließen und nächtlichem Höhlenspuk. Die Katastrophe aber gipfelt in einem brillanten Schlusse, der, fast opernhaft componirt, die ganze Gesellschaft um den siegreichen Fürsten vereint.

Eine Katastrophe darf man den Schluß insofern nennen, als das Emporkommen des Fürsten nach der Absicht des Verfassers zugleich der Untergang der griechischen Freiheit oder doch einer griechischen Freiheitsverschwörung ist. Dieses Moment ist dem patriotischen Dichter augenscheinlich besonders wichtig, allein gerade nach dieser Seite unterliegt seine Schöpfung den gewichtigsten Bedenken, nicht blos vom historischen Gesichtspunkte. Gänz-

lich ohne geschichtlichen Anhalt ist es, daß unter den Mächten jener Zeit auch ein hellenisches Nationalbewußtsein eingeführt wird, das an den glänzenden Ueberlieferungen der Vorzeit genährt gegen die Fremdherrschaft sich auflehnt und nach Abschüttelung derselben ein freies hellenisches Staatswesen zu begründen hofft. Es fehlt dem Romane sonst nicht an gut realistischen Stücken, aber hier wird die Zeichnung unvermeidlich verschwommen, die Charaktere phantastisch. Der Dichter erfindet einen Nationalhelden, dem er den Namen des in einer Chronik als Tyrann von Sparta erwähnten Leon Chamáratos giebt, der aber mit Zügen ausgestattet ist, die ihn durchaus zu einem Helden unseres Jahrhunderts machen, ja der noch eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit jenen Helden der Sutzos'schen Dichtungen verräth. Gleich die erste Einführung Leon's, der fünf Tage lang mit Heldenmuth die Mauern von Sparta gegen die Franken vertheidigt hat, „über Spartas Schutt den letzten Funken der Ahnentugend anschürend", erinnert stark an den Auftritt eines Theaterhelden. Bitteren Unmuth äußert er bei einem von den fränkischen Rittern veranstalteten Tournier, und bei eben diesem Tournier erscheint er zuletzt als schwarzer unbekannter Ritter, der die Kunst des Gegners durch natürliches Ungestüm besiegt. „Es ist nie eine Lüge über meine Lippen gegangen," rühmt er sich gegen die geliebte Anna, die zwischen ihm und einem anderen Liebhaber schwankt, Wilhelm de la Roche, dem anmuthigen Fürstensohne von Athen. Ganz geht er auf in Gedanken an die Schmach des Vaterlandes, er giebt sich dumpfer Verzweiflung hin: „Wie sollten meine Gedanken nicht schwarz sein, wenn die schwarze Decke des Todes sich über mein Vaterland ausbreitet? Wie sollte meine Seele nicht in Muthlosigkeit versinken, wenn ich Hellas in Schmach versunken sehe, die Sonne des Ruhmes und der Freiheit überall erloschen, seinen Namen dem Spotte der Völker preisgegeben? Wenn ich es als einen Leichnam erblicke, verhöhnt und mißhandelt von Babaren, die nie etwas von seiner glorreichen Geschichte hörten, denen die Sprache seiner unsterblichen Denkmäler fremd ist!" Doch Anna spricht ihm Muth ein, und wirklich rafft er sich auf, er organisirt eine Verschwörung, er setzt seine Hoffnung auf die Einigkeit der Hellenen, und Anna ist ihm ein Engel, den Gott gesandt hat, um das Volk zu retten. „Ein Wink, ein Lächeln von dir, und eine Flamme wird in allen Herzen auflodern, todesfreudiger Muth in jede Brust einziehen; die zerstreuten Glieder des Kaiserreiches werden zu einem starken, untrennbaren Körper sich einen und aus den auf den Wogen umhertreibenden Trümmern des Schiffbruches der heilige Thron von Byzanz sich neu erheben." Denn Anna, als die Tochter des Fürsten von Arta oder Hellas, soll ihm, dem Peloponnesier, die Hand reichen, damit so die Einigkeit beider Haupttheile von Griechenland hergestellt werde. Er selbst hat den ganzen Peloponnes in der Hand, auf

seinen Ruf werden alle Provinzen sich zu einem heiligen Bündnisse vereinigen, „oft unterwühlt die Meereswoge die festesten Klippen! Die Hirten unserer Thäler können den übermüthigen Goliath niederwerfen, wenn der Hauch des Vaterlandes sie durchströmt. Sie sind alle schlagfertig, und der Kreuzzug gegen die Kreuzfahrer ist ihre Losung!" Als dann die Verschwörung des „albernen Träumers", wie ihn Petraliphas, der verschmitzte Intriguant der Erzählung nennt, entdeckt und vereitelt ist, sticht sich der von Allen getäuschte Schwärmer den Dolch in die Brust, das letzte Wort an die mit Wilhelm de la Roche vereinigte Anna richtend: „Ich danke dir, Anna... Oft sah ich im Schlummer die Freiheit unter deiner Gestalt zu mir herabkommen. Deine Thräne ist der Regenbogen, auf dem meine freie Seele himmelwärts entschwebt."

Kehren wir nun zu unserem bescheidenen Lukis Laras zurück, so wird man verstehen, warum wir eine Abschweifung zu den älteren Erzeugnissen derselben Gattung gemacht haben. Auch im „Fürsten von Morea" finden wir noch etwas von dem theatralischen, großsprecherischen, den eigenen Weltschmerz bewundernden Heldenthume, aber es drängt sich nicht mehr so vor wie in den Romanen der Brüder Sutzos, es ist ihm schon eine eingeschränktere Rolle zugewiesen, und die unerfreulichsten Auswüchse sind abgethan. In dem Romane des Bikélas ist es gänzlich verschwunden. Ja dieser Roman bedeutet recht eigentlich die gänzliche Abwendung von jenen Idealen, die aus dem Freiheitskriege geboren in dem Geschlechte von 1830 noch die herrschenden waren. Schon die Form der Erzählung, Denkwürdigkeiten eines auf die entfernte Jugend zurückschauenden Greises, ist dabei von Bedeutung. Der Rückblick auf die Erhebung hat nichts Pathologisches mehr, die Zeit selbst hat die Leidenschaften gereinigt. Der Dichter lebt in der geistigen Freiheit, die ein reines Kunstwerk zeitigen konnte. Mit voller Absicht stellt er das lärmend Heroische bei Seite und zwingt sich zur Nüchternheit. Gegenüber dem „Verbannten" des Alexandros Sutzos wird man die Muse des Bikélas zahm und hausbacken finden, und mit dem „Fürsten von Morea" kann sich seine Erzählung nicht messen an Kunst der Verwickelung und Reichthum spannender Handlung. Aber in ihrer rührenden Einfachheit ist sie doch von größerer Wirkung, und in der Gesinnung, von der sie erfüllt ist, bedeutet sie einen großen und erfreulichen Fortschritt. Freilich darf man nicht annehmen, daß die Stimmung des ganzen heutigen Geschlechtes in der Grundstimmung dieses Romanes sich wiederspiegele, aber es ist schon etwas, wenn ein Dichter den Muth hat, sich zum Organ einer Denkart zu machen, die heute vielleicht nur das Eigenthum einer kleinen, gereifteren Minderheit ist. Wären alle hellenischen Jünglinge von 1820 vom Geiste des Handlungsbeflissenen Lukis Laras beseelt gewesen, kein Zweifel, so würde der Halbmond heute noch auf der Akropolis auf-

gepflanzt sein, den Osmanen wäre sicher nicht die Unabhängigkeit des Landes abgerungen worden. Aber jenes Geschlecht hatte seine Aufgabe, das heutige eine andere. Und daß die Hellenen ein gar zu resignirtes und beschauliches Volk werden möchten, das ist die geringste Gefahr. Darum ist der Dichter in seinem vollen Rechte, wenn er den Gegensatz gegen die älteren nationalen Neigungen, die ja heute noch verführerisch genug nachwirken, so stark als möglich ausdrückt, wenn er ganz nur das schlichte Heldenthum predigt. Es ist bezeichnend, daß Lukis Laras auf seinen Irrfahrten durch das vom Aufstande erschütterte Vaterland die Wahrnehmung macht: „Wohin immer in Griechenland unsere unstäten Füße uns führten, überall fanden wir viele Andere, die noch unglücklicher waren als wir." Ein solches Geständniß wäre niemals über die Lippen des Leandros oder des „Verbannten von 1831" gekommen: diese waren jederzeit von der Ueberzeugung durchdrungen, die allergrößte Summe von Leid und Wehe mit sich durch die Welt zu tragen.

Der Kaufherr, der mit der Ruhe und Gelassenheit des Alters seine Jugenderinnerungen niederschreibt, geht zwar nirgends direct gegen das Hohle, gespreizte Heldenwesen vor, aber es ist ihm offenbar angelegen, als Vermächtniß seinem Volke ein anderes Ideal zu weisen, ein Ideal, dessen Bestandtheile sind Vertrauen in die Zukunft und Ergebung in das Unvermeidliche, Treue im Kleinen, ehrliche und rastlose Arbeit, Erweiterung der Bildung. Das ist zugleich ein patriotisches Ideal, und wer den Griechen wohl will und an ihre politische Zukunft glaubt, der wird nichts besseres wünschen können, als daß es einst heißen möge: der rasche moralische Fortschritt der Nation könne nicht schlagender dargethan werden als dadurch, daß, wie die Dichtungen der Brüder Sutzos das damalige Geschlecht kennzeichneten, so fünfzig Jahre später der Roman des Bikélas charakteristisch für die Denkart seiner Zeitgenossen gewesen sei.

Wilhelm Lang.

Directe Unterstützung oder Beschaffung von Arbeit?

Mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen oberschlesischen Verhältnisse.

Der Herausgeber der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" nennt „das Recht auf Arbeit und Verdienst den Kernpunkt des Socialismus", und er macht der Regierung den Vorwurf, daß sie durch die wirthschaftliche Gesetzgebung des abgelaufenen Jahres wesentlich zur Verbreitung und Befestigung dieser socialistischen Auffassung beigetragen habe.*) Betrachten wir

*) Jahrbücher 2c. 1879 II, Heft 6, S. 448.

Digitized by Google

dem gegenüber die heutigen oberschlesischen Verhältnisse und die zur Abhilfe der Noth ergriffenen Maßregeln, sowie die allgemeine Zustimmung, welche dieselben in allen Kreisen finden. Nicht nur ist das Recht auf Arbeit und Verdienst anerkannt; die Bevölkerung wird großentheils ohne eine Gegenleistung ihrerseits ernährt, und zwar erheblich besser, als sie sich selbst in guten Jahren zu nähren pflegt. Ja, es wird sogar in Zeitungen, welche nichts weniger als socialistisch angehaucht sind, vielfach die Meinung laut, und es ist derselben auch in den Parlamentsverhandlungen Ausdruck gegeben, man müsse die ohnehin in diesem Jahre willkürlich über das gewöhnliche Niveau gehobenen Arbeitslöhne durch künstliche Maßregeln dauernd auf dieser Höhe halten! Wahrlich, wenn das Recht auf Arbeit und Verdienst das Kriterium ist, so kann das Dorado des Socialismus nicht anders aussehen, als heute Oberschlesien.

Und wie fern steht auf der andern Seite die hiesige, gutmüthige, geduldige Bevölkerung jeder Gewaltthätigkeit, jeder socialistischen Agitation, die selbst zu ihrer Blüthezeit nicht einmal in dem benachbarten Industriebezirke Boden gefunden hat!

Es scheint hier einmal wieder in der Nationalökonomie einer jener Widersprüche zwischen der Theorie und der Praxis vorzuliegen, welche von manchen Seiten gegenwärtig so gern herausgesucht und zur Discreditirung der Wissenschaft verwandt werden. Wir hoffen, daß dieser Widerspruch im Verlaufe unserer Betrachtung sich lösen wird. Die principielle Anerkennung des Rechtes auf Arbeit würde allerdings den Socialismus involviren. Aber, um das Resultat unsrer Untersuchung vorweg zu nehmen, die thatsächliche Beschaffung von Arbeit scheint uns in den meisten Fällen möglich und, abgesehen von andern wesentlichen Vorzügen, im Gegentheile das wirksamste Mittel zu sein, um den maßlosen Anforderungen der Socialdemokratie die Wurzeln abzuschneiden.

Unsere heutige Gesetzgebung gewährt Jedem, der ohne Subsistenzmittel und ohne Arbeit ist, den rechtlichen Anspruch auf Unterstützung. Wer sich also nicht scheut, öffentliche Unterstützungen anzunehmen, für den ist unter allen Umständen gesorgt. Wer sich aber sein Brod selbst verdienen will, wer noch Ehrgefühl genug hat, um nicht zu betteln, der kann verhungern. Es wird wohl gegen den letzten Theil dieser Behauptung Niemand, der die Verhältnisse in großen Städten kennt, heute mehr einwenden, daß, wer wirklich arbeiten wolle, auch immer Arbeit finde.

Dagegen läßt sich der erste Theil allerdings bestreiten. Denn das äußerst humane Gesetz gestattet, theoretisch betrachtet, eine humane oder eine weniger humane Auslegung. Die erstere müßte nothwendig zur Demoralisation der nicht besitzenden Classen und zur Verarmung der besitzenden führen.

Digitized by Google

Wer in seiner Arbeit träge, unbrauchbar, gewissenlos ist, wird sehr bald auch beschäftigungslos und ohne Subsistenzmittel sein. Ein Gemeinwesen, welches diese Leute ohne Weiteres auf öffentliche Kosten nähren, auf die genannten schlechten Eigenschaften eine Prämie setzen wollte, wäre unzweifelhaft dem baldigen Untergange geweiht. Im Interesse der Selbsterhaltung ist also eine minder humane Anwendung des Gesetzes geboten. Dasselbe wird thatsächlich, und nach unsrer Ueberzeugung nothwendig, auf jede mögliche Weise umgangen.*) Die Bedürftigen werden von Einem zum Andern geschickt, jeder Armenverband sträubt sich so lange wie thunlich, die Verpflichtung zur Unterstützung seinerseits anzuerkennen, die Ermittelung der Verpflichteten kann Wochen, Monate, ja Jahre dauern, und inzwischen kann der Hilfsbedürftige umkommen, theoretisch allerdings nicht, wohl aber in der Wirklichkeit. Ich erinnere an den im Abgeordnetenhause erwähnten Brauch, daß Dorfschulzen Fuhren requiriren, um einen erkrankten Vagabunden über die Grenze zu schaffen und dem Nachbardorfe aufzuhalsen. Doch wozu Beispiele? Jedermann weiß, daß in gewissen Bevölkerungsschichten besonders der großen Städte entsetzliche Zustände herrschen, daß gerade diejenigen, welche noch nicht auf die tiefste Stufe gesunken sind, in Zeiten der Industriekrisen oft den bittersten Mangel leiden. Die nach unsrer Ueberzeugung zu große Humanität des Gesetzes zwingt zu inhumaner Anwendung, unter welcher dann fast immer gerade die zu leiden haben, welche ohne ihre Schuld in Noth gekommen sind, und in deren Interesse das Gesetz gegeben ist.

Sehen wir aber von diesen Fällen ab, die in der Praxis allerdings eine große Rolle spielen, im Sinne des Gesetzes aber doch Ausnahmen sind, so liegt das Verhältniß derartig, daß, wer noch nicht wirthschaftlich vollständig ruinirt ist, also der relativ bessere Theil der Bevölkerung, welchem vielleicht durch die Gewährung von Arbeit auf kurze Zeit noch nachhaltig zu helfen wäre, dem Elend überlassen wird, während denen, die es zu einer höheren Stufe der Verkommenheit gebracht haben, bei welchen kaum noch Hoffnung auf vollständige Wiederherstellung gesunder wirthschaftlicher Zustände vorhanden ist, in verhältnißmäßig liberaler Weise geholfen wird.

Treten so die Härten und die theilweise Unhaltbarkeit der gegenwärtig zu Recht bestehenden „humanen" Gesetzgebung schon in normalen Zeiten hervor, um wie viel mehr beim Eintritte irgendwelcher außerordentlichen Zustände, wie in diesem Winter in Oberschlesien! Wo Viele Noth leiden, ist eine Prüfung der Verhältnisse des Einzelnen großentheils außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Gewährung von Unterstützungen ist überall im Voraus organisirt; es giebt eine Instanz, an welche sich die Nothleidenden

*) Das findet natürlich auf die Nothstandsbezirke gegenwärtig keine Anwendung.

wenden können. Wer dagegen noch für einige Monate mit Brod (in Bezug auf die oberschlesischen Zustände allerdings ein Euphemismus!) versorgt ist, und in Voraussicht der Zukunft Arbeit sucht, ist zunächst verloren. Die Zeit, in welcher noch gearbeitet werden könnte, geht ungenützt vorüber, und wenn der Winter die Verwerthung überzähliger Kräfte unmöglich macht, verfallen auch sie der öffentlichen Wohlthätigkeit. Inzwischen bleibt natürlich nichts übrig, als diejenigen, welche gar nichts haben, zu unterstützen. Dies sind, abgesehen von dem geringen Procentsatze solcher mehr oder weniger würdigen Unterstützungsbedürftigen, wie man sie ja zu allen Zeiten und an allen Orten findet, meist notorische Taugenichtse, Trinker und arbeitsscheue Personen, welche auch in andern Jahren nichts haben. Daß es aber von dieser Kategorie hier in Oberschlesien eine verhältnißmäßig große Anzahl giebt, wird Niemand in Abrede stellen. Auf die Würdigkeit kann eben bei großer Noth keinerlei Rücksicht mehr genommen werden.

Während nun die bessern Schichten der Bevölkerung sich, wie auch in guten Jahren, dürftig von Kraut, Kartoffeln und Zur nähren, auch meist noch Gelegenheit suchen, sich irgend wie nützlich zu machen, wird der schon erwähnte Theil gepflegt, wie es sonst bei Hochzeiten üblich ist.*) Es ist das für die verpflegenden Instanzen kein Vorwurf. Es ist eben nicht möglich, die Leute so schlecht zu nähren, wie sie das auch in guten Jahren gewohnt sind. Aber welche sociale Gefahr in solchen Zuständen liegt, wie dieselben jedes Streben nach wirthschaftlicher Selbständigkeit in schwachen Naturen auf lange hinaus untergraben, wird wohl Niemand verkennen. So heißt es z. B. in einer Bekanntmachung der städtischen Behörden von Gleiwitz: „Aus Anlaß des oberschlesischen Nothstandes werden wir täglich mit Bittschriften und Unterstützungsgesuchen wahrhaft überschwemmt. Ganzen großen Classen der Bevölkerung unsrer Stadt scheint das Bewußtsein der Pflicht verloren gegangen zu sein, in erster Linie zu versuchen, sich selbst zu helfen. Man hält es in diesen Kreisen, ganz im Gegensatze zu dem früher gehegten Bürgerstolze, für keine Schande mehr, im Wege der öffentlichen Armenpflege seinen Mitbürgern zur Last zu fallen, wenn man selbst noch Arbeit finden, sich und die Seinen noch selbst durch redliche Arbeit unterhalten kann. Man glaubt ganz falscher Weise, es entfallen von den überall gesammelten Liebesgaben und staatlichen Unterstützungsgeldern ungeheuere Beträge an Geld, Lebensmitteln und Kleidern auf jede einzelne Gemeinde und man glaubt deshalb ferner, nicht so blöde sein und sich daran halten zu müssen, daß man von diesem Ueberfluß doch auch etwas erhalte."

*) Der wörtliche Ausdruck eines Mannes, der gefragt wurde, wie ihm das Nothstandsessen schmecke. Das Hochzeitsessen war Hirse und Schweinefleisch. Selbstverständlich trat das Mißverhältniß nicht alle Tage und an allen Orten so schroff hervor.

Digitized by Google

Nach dieser Klage aus dem verhältnißmäßig gutsituirten Industriebezirke wird man sich ein ungefähres Bild von der Lage der Nothstandskreise machen können. Viele Fälle, in denen die Armenpfleger anscheinend mit Recht über Unverschämtheit der Unterstützten klagen, finden wir außerordentlich entschuldbar. A hat z. B. einen guten Winterüberzieher, B einen schon fadenscheinigen Sommerpaletot erhalten. Ist es nicht ganz natürlich, wenn der letztere am folgenden Tage wieder erscheint und sich die vielleicht nicht immer bescheiden gehaltene Anfrage erlaubt, ob er nicht gleichfalls einen ausreichenden Schutz gegen die bittere Kälte bekommen könne? Auch über Folgendes kann man sich doch eigentlich nicht wundern („Beuthener Zeitung" Nr. 14): „Wiederholt wird uns von Privat- rc. Verwaltungen die Meldung gemacht, daß die aus den Nothstandskreisen Pleß und Rybnik hier eintreffenden Arbeiter die Beschäftigung nach drei bis vier Tagen einstellen aus dem nichtigen Vorwande, die Arbeit sei ihnen zu schwer. In Wirklichkeit liegt aber ein anderer Grund vor. Die Leute sagen sich, sie hätten nicht nöthig zu arbeiten, denn sie bekämen ja in ihrer Heimath satt zu essen."

Daß also Arbeit geschaffen werden müsse, daß man mit dem Systeme der Unterstützungen nicht auskomme, wenn man nicht die gesammte Bevölkerung demoralisiren wolle, das war von vornherein klar. Es blieb, und es bleibt in allen Fällen dauernder, großer Noth nichts übrig, als Arbeit zu schaffen, mit dem gegenwärtigen Systeme zu brechen und zu dem überzugehen, dessen größere Verallgemeinerung wir uns bemühen wollen als eine im höchsten Grade wünschenswerthe und als eine mögliche Reform nachzuweisen.

Wir haben bisher die Härten betrachtet, welche das gegenwärtige „humane" Unterstützungssystem für den nur momentan wirthschaftlich leidenden, einer dauernden Gesundung noch fähigen Theil der Bevölkerung in sich schließt gegenüber den in den meisten Fällen durch eigenes Verschulden noch tiefer stehenden Existenzen. Das Gesetz ist hart gegen den, welcher aus dem Schiffbruche noch die Möglichkeit seiner ferneren bürgerlichen Existenz, resp. im vorliegenden Falle das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, retten will, freigebig, wenigstens in der Intention, gegen den, welcher leichten Sinnes, oder durch die äußerste Noth gezwungen, sein Bürgerrecht aufgiebt. Viel schroffer gestaltet sich nun das Verhältniß, viel deutlicher treten die Schäden hervor, wenn wir den Kreis der Vergehen und Verbrechen mit in Betracht ziehen.

Ein schlimmes Uebel unserer Zeit insofern, als es den Grund zu vielleicht der größten Anzahl von schwereren Vergehen und Verbrechen legt, ist die Bettelei.*) Als es noch für ein Verdienst galt, nicht zu arbeiten, sondern

*) Die folgende Darstellung der Schäden des Bettelns hat zum Glück auf die Verhältnisse im übrigen Deutschland nur in geringem Grade Anwendung, gegenwärtig auch nicht auf die Nothstandsbezirke, da die, welche Nichts besitzen, zu Hause verpflegt werden.

Digitized by Google

zu betteln, waren die Schaaren der Bettler wohl größer, aber das aus der Bettelei entspringende Unheil war vielleicht kleiner als gegenwärtig. Die Bettler waren sozusagen anständige Leute und wurden als solche behandelt. Heute besteht wohl die Mehrzahl derselben aus Arbeitsscheuen oder geradezu bereits aus Verbrechern. Ließe es sich erreichen, daß jeder, der arbeiten will, sich sein Brod verdienen könnte, so wäre das gegen Bettler aller Art einzuschlagende Verfahren außerordentlich einfach. Fast von allen Thüren würden dieselben abgewiesen werden, und wenn es auch noch unwissende Menschen giebt, die durch Darreichung eines Almosens ein gutes Werk zu thun glauben, so würde das Geschäft doch so wenig rentabel werden, daß den Reisenden nichts übrig bliebe, als dasselbe aufzugeben und zu arbeiten. Wie die Sachen jetzt liegen, ist dieses Verfahren geradezu unmöglich.*) Wenn man mit Sicherheit weiß, daß Arbeiter in größrer Anzahl entlassen worden sind, daß es Leute giebt, die arbeiten wollen, ehrliche Leute, die, obwohl sie sich nichts haben zu Schulden kommen lassen, sich doch in der äußersten Noth befinden, so ist es grausam, dem Bittenden eine Gabe zu verweigern. Aber hinter einem Bettler, der arbeiten möchte, verstecken sich viele, die durchaus nicht arbeiten wollen, die den notorischen Arbeitsmangel nur vorschützen, um das Mitleid zu erregen. Das Betteln ist eben ein gutes Geschäft, welches nicht nur den nöthigen Lebensunterhalt gewährt, sondern auch noch Ueberschüsse liefert, die am Abend verjubelt werden. Die Einwohnerschaft eines Bezirkes, sagen wir eines Kreises, bringt also den verhältnißmäßig reichlichen Unterhalt von beispielsweise hundert Personen auf, während, wenn für Arbeit gesorgt wäre, nur der normale Arbeitslohn zu zahlen sein würde.

Endlich befindet sich unter den Bettlern eine erhebliche Anzahl solcher, denen es nicht sowohl auf das Betteln als auf die Gelegenheit zum Diebstahl ankommt. Daß die Unsicherheit auf den Straßen und in den Häusern, unter der besonders die oberschlesische Hüttengegend in dem letzten Jahrzehnt furchtbar gelitten hat, großentheils ihren Ursprung in der Bettelei und im Vaga-

---

Dagegen klagt man aus dem Industriebezirke („Breslauer Zeitung" Nr. 27): „Ganze Schaaren von Bettlern durchziehen die Straßen und gewähren durch die kaum die Blößen verhüllende Bekleidung und die mit Absichtlichkeit zur Schau getragenen körperlichen Gebrechen einen widerwärtigen Anblick. Thüren und Treppen zu den Wohnungen sind förmlich belagert, und das Schellen an den Hausglocken hört fast gar nicht auf. Namentlich sind unter den Bettlern viele Kinder, oft kaum vier Jahre zählend, zu bemerken, deren blasse Gesichter und äußerst dürftige Kleidung das Mitleid zu erregen allerdings sehr geeignet sind. Es muß zugegeben werden, daß unter den Bettlern viele Arbeitsscheue sich befinden."

*) Die im letzten Herbste in Pleß versuchte Gründung eines Vereines gegen Bettelei mußte aufgegeben werden, und zwar aus Gründen, denen Verfasser vielfach beizupflichten genöthigt war.

Digitized by Google

bundenthume hat, ist allgemein anerkannt. Die obscuren Kneipen, in denen die entschlosseneren Charaktere mit ihren Collegen zusammentreffen, bieten ihnen die beste Gelegenheit, ihren überwiegenden Einfluß auszuüben, und werden so zu wahren Pflanzstätten des Verbrecherthumes. Diesem Krebsschaden würde durch radikale Beseitigung des Bettlerthumes, welche wieder die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit zur Voraussetzung hat, sofort abgeholfen werden.

Und wo das Betteln einmal Sitte ist, pflegen mit Vorliebe Kinder dazu verwandt zu werden. Wie oft sieht man hier Jammergestalten, welche, statt die Schule zu besuchen, ihren Eltern das Geld „auf Schnaps", wie der Ausdruck lautet, zusammenholen.*) Daß auch sie dem Verderben geweiht sind, liegt auf der Hand.

Die Betrachtung des Bettelns hat uns schon gelegentlich mit dem eigentlichen Verbrecherthume bekannt gemacht. Diesem gegenüber tritt die vielleicht nicht ganz vermeidliche Härte des bestehenden Systemes auf's schroffste hervor. Der Arbeitslose muß in Zeiten der Noth hungern und frieren, kann unter Umständen verhungern und erfrieren, während für den Verbrecher unter allen Umständen gesorgt ist. Wem fielen hier nicht jene zahlreichen Fälle ein, in denen bis dahin unbescholtene Leute in der größten Noth, wenn sie keine andere Rettung mehr sehen, einen absichtlichen Conflikt mit dem Strafgesetze hervorrufen, einzig zu dem Zwecke, um untergebracht zu sein! Wie wenig würde die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für solch ein beklagenswerthes Opfer unserer Verhältnisse kosten im Vergleiche mit dem jetzt erforderlichen Aufwande! Der angerichtete materielle Schaden, die Zertrümmerung der Fensterscheibe und ähnlicher Unfug, wenn derselbe auch zunächst einen Einzelnen betrifft, macht sich doch schließlich der Gesammtheit auch materiell in Gestalt einer erhöhten Unsicherheit der Verhältnisse fühlbar, und der Unterhalt des Verbrechers kostet gleichfalls mehr, als die rechtzeitige Gewährung von Arbeit gekostet haben würde. Mit demselben Aufwande hätte man zehn und mehr Leuten Arbeit verschaffen können.

Unzweifelhaft aber sind in jedem der bisher betrachteten Fälle weit schlimmer als der directe materielle Schaden die sittlichen Folgen des gegenwärtigen Systemes. Die Ausführung der letzteren, welche ja großentheils von selbst in die Augen springen, liegt außerhalb des Rahmens unserer heutigen Darstellung, und wir begnügen uns mit diesem kurzen Hinweise auf die Harmonie der Interessen auf dem sittlichen und auf dem wirthschaftlichen

*) Ich selbst habe im vorigen Winter beobachtet, daß zwei Kinder, welche halb nackt von ihren Eltern in den Schnee hinausgetrieben wurden, zweimal kurz nach einander von mitleidigen Leuten gekleidet wurden. Das Erbettelte wurde sofort in Schnaps umgesetzt.

Digitized by Google

Gebiete, welche vielfach so innig mit einander verbunden sind, daß eine Trennung derselben unmöglich ist.

Die bezeichneten Uebelstände würden nun in demselben Maße schwinden, als es gelänge, dem fleißigen Arbeiter eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz zu schaffen.

Wir sehen, daß die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für Alle, welche arbeiten wollen, eigentlich der Kernpunkt der socialen Frage ist, ein Ziel, dessen Erreichung selbst beträchtlicher Opfer würdig ist. Die endgiltige Lösung dieser Frage könnte nur ein Charlatan oder ein Schwärmer versprechen. Der Socialismus glaubt sie lösen zu können. Diesen Anspruch erheben wir nicht, aber einen, wenn auch geringen, Beitrag zur Lösung glauben wir liefern zu können.

Um unsere Ansicht möglichst anschaulich zu entwickeln, wollen wir von einem concreten Beispiele ausgehen, welches dem Verfasser nahe liegt, und dessen Ausführung in dem Streben nach größter Klarheit seine Entschuldigung finden möge.

Der Fürst von Pleß hat unmittelbar nach dem französischen Kriege mit beträchtlichem Aufwande sein hiesiges Schloß umgebaut. In jener Zeit, wo die Arbeitslöhne eine, wie wohl von allen Seiten zugegeben wird, auch für die Arbeiter verderbliche Höhe erreicht hatten, trug gerade dieser Bau wesentlich dazu bei, um dieselben auch hier in einzelnen Zweigen abnorm zu steigern. Da nun in derselben Zeit die deutsche Arbeit schlecht war, so sah der Fürst sich veranlaßt, einen großen Theil von Arbeitern aus Paris heranzuziehen. Hätte er dies nicht gethan, so hätte er erstens die Arbeit theuer bezahlen müssen, zweitens schlechtere Leistungen erhalten. Er hätte aber drittens noch durch die weitere Vermehrung der Nachfrage zu einer weiteren Steigerung der Arbeitslöhne und damit zu einer weiteren Verschlechterung der deutschen Arbeit Anlaß gegeben.

Die Thüren, Fenster, Schlösser, sowie die ganze innere Einrichtung wurden fast ausnahmslos aus Paris bezogen, nämlich so weit die Fabrikate von dort verhältnißmäßig billiger waren als die deutschen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, ein Pariser Thürschloß mit mehreren, wie ich anzunehmen Grund habe, von den renommirtesten deutschen Firmen probeweise bezogenen zu vergleichen. Der Abstand war so groß, daß er selbst dem Laien in die Augen sprang. Hätte man diese Gegenstände aus schlecht angebrachtem Patriotismus in Deutschland fertigen lassen, so wären wieder die drei oben geschilderten Uebelstände hervorgetreten.

Wäre nun das Schloß nach der Gründerperiode umgebaut worden, so wäre erstens die damalige Steigerung der hiesigen Arbeitslöhne eine geringere gewesen (gestiegen wären dieselben, namentlich bei der Nähe des Industrie-

Digitized by Google

bezirkes, sicherlich); die Leute hätten also allmählich gelernt, mit mehr Geld umzugehen, während sie dasselbe großentheils verthan haben, ohne zu sparen oder ihre allgemeine Lebensweise zu verbessern*), und so dadurch demoralisirt worden sind. Sodann würde nach dem Aufhören der Schwindelperiode der Rückgang der Löhne nicht so fühlbar geworden sein, vielleicht für die hiesige Gegend überhaupt nicht eingetreten sein. Die Arbeit würde noch heute dauern, und Pleß mit Umgebung würden die Folgen der diesjährigen Mißernte weniger empfinden. Ferner hätten bei dem Baue ausschließlich deutsche Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden können, es wäre also, um mich des populären Ausdruckes zu bedienen, das Geld im Lande geblieben. Bedenkt man aber, wie im wirthschaftlichen Leben Ein Tritt tausend Fäden regt, wie dadurch, daß A etwas verdient, er auch den B und dieser den C wieder verdienen lassen kann, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn wir behaupten, daß durch einen solchen Bau in jetziger Zeit hunderte von Familien, ihren Unterhalt, tausende wenigstens eine kleine Erleichterung gewinnen würden.

Endlich aber würde der Bau heute wesentlich billiger kommen. Ein gewöhnlicher Maurer verdiente damals (im Tagelohn, nicht etwa im Accord) bis 2,75 Mark**), im vorigen Sommer fanden selbst die bessern Arbeiter nicht alle bei 1,30 Mark Beschäftigung. Nehmen wir also an, man zahlte ihm heute 1,50 Mark, so würden diese Löhne, wenn man die damaligen geringen Leistungen mit in Anschlag bringt, sicher nur die Hälfte von dem kosten, was in Wirklichkeit für dieselben verausgabt ist. Aehnlich würde das Verhältniß bei den Schlosserarbeiten u. s. w. sein, kurz, der Bau würde heute wesentlich billiger kommen.

Wie im vorliegenden Falle ein Privatmann, oder vielmehr die große Mehrzahl aller Privatleute, so verfährt nun im Allgemeinen auch der Staat (nur zum Theil mit dem Unterschiede, daß während der Gründerperiode die entstehenden Uebelstände noch durch ausschließliche Beschäftigung einheimischer Arbeiter verschärft wurden). Wenn die Geschäfte gut gehen, wird gebaut, werden neue Anlagen gemacht, und in splendider, zum Theil großartigster Weise ausgestattet. Das Geld ist ja da, und man braucht nicht ängstlich auf den Pfennig zu sehen. So erhöht man noch die Nachfrage nach Arbeit,

*) Ein Maurer entgegnete auf die Vorstellung, daß er so unregelmäßig zur Arbeit erscheine: er verdiene ja an einem Tage so viel, um die ganze Woche davon leben zu können.

**) Wir halten diese Summe an sich nicht für zu hoch; aber bei der Bedürfnißlosigkeit der hiesigen Bevölkerung, welche bei guten Löhnen zunächst gerade so wohnt und ißt wie bei schlechten, doch aber in ihrer Sorglosigkeit selten für die Zukunft spart, waren die Löhne zu plötzlich gestiegen. Gerade damals kamen auch hier Rohheiten und Verbrechen vor, die sonst zu den größten Ausnahmen gehören.

Digitized by Google

treibt die Löhne auf eine unhaltbare Höhe und giebt mit Anlaß zu jenen unseligen Arbeitseinstellungen, in Folge deren weder die Arbeiter noch die wohlhabenden Classen zu einer ruhigen, zufriedenen Freude über die Gunst der Zeiten kommen, bis endlich ein plötzlicher Krach der zweifelhaften Herrlichkeit ein jähes Ende bereitet. Nun wird an allen Ecken und Enden gespart. Arbeiten, die nicht unbedingt nöthig sind, werden auf bessere Zeiten aufgeschoben, und die allgemeine Depression wird so abermals verstärkt. Die Arbeiter, welche jetzt gern für die Hälfte des frühern Lohnes arbeiten würden, finden keine Beschäftigung, kommen wirthschaftlich, oft auch körperlich und geistig herunter, und verfallen endlich der öffentlichen Unterstützung oder — dem Verbrechen.

Unser Gedanke ist also der: der Staat soll nicht der allgemeine Arbeitgeber, sondern er soll der Arbeitsregulator werden. In Zeiten der sogenannten Industrieblüthe, welchen ja immer der hinkende Bote nachfolgt, sollen nur die unaufschiebbaren öffentlichen Arbeiten gemacht werden. Der Staat soll auch keinerlei Arbeiten, zu denen seine Mitwirkung erforderlich ist, gestatten, also keine Concessionen geben zu Eisenbahnbauten oder zu andern Anlagen, welche eines Expropriationsgesetzes bedürfen. Er soll geradezu und mit Bewußtsein der Hemmschuh sein, der die überschüssige lebendige Kraft auffängt und aufspart. Sobald aber Leute, welche arbeiten wollen, keine Arbeit mehr finden, sollen die Arbeiten, deren Nützlichkeit einleuchtet und welche man in guten Zeiten hat liegen lassen, in Angriff genommen werden. Die aufgesparte lebendige Kraft soll nunmehr wieder freigelassen werden.

Wäre es möglich, diesen Plan durchzuführen, so würde damit eine größere Stetigkeit in unsrer wirthschaftlichen Entwickelung eintreten; die schwindelnden Höhen derselben würden abgetragen und mit denselben die zu tiefen Thäler ausgefüllt werden; das Schwanken der Arbeitslöhne, welches immer, mögen dieselben hoch oder niedrig sein, ein Schaden ist, würde in engere Grenzen eingeschlossen werden, ganz abgesehen von allen den viel wichtigeren Vortheilen, welche wir im ersten Theile unsrer Betrachtung entwickelt haben. Es stehen jedoch der Ausführung zunächst zwei Bedenken entgegen.

Erstens: woher soll der Staat in schlechten Zeiten das Geld nehmen? Wir könnten entgegnen: das soll er in guten Zeiten gespart haben. Aber wir würden dadurch nur die Schwierigkeit auf einen andern Punkt verlegen. Und dann: wenn er es nun nicht gespart hat? Wenn die Verhältnisse so liegen wie heute? (Wir meinen jetzt nicht in Oberschlesien, sondern in Preußen, resp. in Deutschland.) Niemand hat, meint man, Geld, in den Staatskassen kommt nicht einmal so viel ein, um den laufenden Bedarf zu decken. Wovon sollen da außergewöhnliche Ausgaben bestritten werden?

Aber wo ist denn das „heidenmäßig viele Geld“, welches wir hatten,

Digitized by Google

geblieben? Unzweifelhaft ist ein Theil in's Ausland gegangen. Aber das Ausland hatte in der Zeit, wo bei uns die Fluth war, gleichfalls keinen Geldmangel. Auch dort gingen die Geschäfte prächtig. Da sollte man meinen, es müsse daselbst gegenwärtig eine wahre Geldüberschwemmung sein. Aber im Gegentheil, die ganze civilisirte Welt leidet an demselben Uebel wie wir. Ist denn das Geld von der Erde verschwunden? Selbstverständlich ist dasselbe nach wie vor vorhanden, aber es fehlt an dem geheimnißvollen Agens, durch welches es in's Rollen versetzt wird, an Vertrauen. Es hat sich versteckt; aber auf den ersten Ruf von creditwürdiger Seite wird es erscheinen. Ein auf solider Grundlage ruhender Staat kann heute Geld bekommen so billig wie selten. Bei den Sparcassen, welche doch nur für „kleine Leute" eingerichtet sind, ist ein solcher Andrang, daß dieselben vielfach vor der Nothwendigkeit stehen, den Zinsfuß herabzusetzen. Preußen, resp. Deutschland braucht nur zu wollen, und das Geld wird in Massen herbeiströmen.

Doch da würden wir ja Schulden machen! Nun, wenn dafür nützliche Arbeiten geschaffen werden, so ist das an sich kein Unglück. Der Bau des Kieler Canales, um nur ein Beispiel anzuführen, ist für das deutsche Reich fast eine Nothwendigkeit. Derselbe wird nur von Jahr zu Jahr aufgeschoben, weil man bessere Zeiten abwarten will. Ist es da nicht angezeigt, denselben heute zu bauen, wo man Geld und Arbeitskräfte billig hat, statt in einigen Jahren, wo man dann vielleicht wesentlich mehr ausgeben muß? Und müssen nicht die brodlosen Arbeiter, wenn sie immer mehr herunter kommen, schließlich so wie so unterhalten werden? Beruhen zudem nicht die schlechten Einnahmen des Staates gerade auf der allgemeinen Arbeitslosigkeit? Würde nicht das eine Capital das andere, der eine Arbeiter den andern in Bewegung setzen, und würde nicht so ein Theil des verausgabten Geldes wieder in die Staatscasse zurückfließen?

Doch sehen wir von dem letzten, verhältnißmäßig geringen Vortheile ab, und vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Sachlage.

Das Geld ist da, zerstreut in den Taschen von Privatleuten; die Arbeit ist da, der Kieler Canal; die Arbeiter sind da, die 30,000 Berliner Arbeiter, von denen sicher ein großer Theil lieber den Karren schieben als vagabundiren würde. Die vagabundirenden Arbeiter müssen so wie so unterhalten werden, denn sie haben nichts und verhungern doch nicht (obgleich letzteres leider gleichfalls vorkommt), und der Unterhalt eines Vagabunden oder gar eines Verbrechers kostet der Gesammtheit mehr als der eines Arbeiters. Ausgegeben also wird das Geld so wie so. Zum Theil in Gestalt von Gefängnißbauten, Vermehrung der Polizei u. s. w. Aber es gelangt jetzt vom Privatmanne oder durch Vermittelung der Commune, zum Theil auch des Staates direct, als Unterstützung, als Diebstahlsobject, als Gefängnißkost, in den Besitz des

Digitized by Google

Bedürftigen, häufig des Unwürdigen, anstatt seinen Weg durch die Segen schaffende Arbeit hindurchzunehmen. Es ist, als ob der Landmann seinen Acker mit Heu und Stroh düngen wollte, anstatt dasselbe zunächst von seinem Vieh verarbeiten zu lassen. Und warum diese Abkürzung des Weges? Weil der einzige, welcher den Credit genießt, um das Geld zu sammeln und durch seine natürlichen Canäle zu treiben, keine Schulden machen soll, selbst nicht zu einem anerkannt nützlichen Zwecke. Als ob das verwandte Geld, ganz abgesehen von den übrigen Vortheilen, sich nicht schon dadurch allein verzinste, daß eben jetzt billiger gebaut wird als in einigen Jahren!

Derartiger Arbeiten aber, die der Staat auszuführen hat, giebt es gar nicht wenige. Wenn nur erst das Princip als richtig anerkannt ist, daß diese Arbeiten in schlechten Jahren zu machen sind, nicht in guten. Wären die Berliner Nordbahn, die Halle-Sorau-Gubener Bahn und andere nicht in den Gründerjahren gebaut worden, dieselben würden später vielleicht nicht die Hälfte des damals verwandten Geldes gekostet und eine große Menge von Leuten ernährt haben. Damals sind sie freilich auf Actien gebaut worden; aber der Staat hatte die Macht, den Bau zu verhindern. Nicht als ob wir irgend wem einen Vorwurf aus der Ertheilung der Concession machen wollten. Aber sobald man einsieht, wie segensreich in jeder Hinsicht es ist, daß derartige Arbeiten auf schlechte Zeiten aufgespart werden, wird der Staat sicher nicht mehr durch seine Gesetzgebung dem Schwindel zu Hilfe kommen, besonders seitdem man erkannt hat, daß diese Bauten Domäne des Staates sein sollten. Wir erinnern ferner an den Bau von Postgebäuden und an die Legung unterirdischer Telegraphenleitungen. Es sind für diese Zwecke Gelder bewilligt worden; aber es wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß die Aufwendung trotz der schlechten Zeiten gemacht werden müsse, und daß man in bessern Zeiten mehr verlangen und auf der andern Seite mehr bewilligen werde. Nein, gerade wegen der schlechten Zeiten müssen alle Anlagen, deren Rentabilität sich erwarten läßt, oder die aus sonstigen Rücksichten als nöthig erkannt werden, jetzt gemacht werden, damit man nicht nöthig hat, in „guten Zeiten" den Schwindel zu unterstützen. Eben so würde sich die Errichtung von Schulen, von Beamtenwohnungen u. s. w. gerade jetzt empfehlen, von andern, größern Culturanlagen ganz zu schweigen.

Wenn aber das alles nicht ausreicht, um über die schlechte Zeit hinwegzuhelfen? Nun, wir verwahrten uns von Anfang an dagegen, als ob wir ein Universalrecept für alle Uebel wüßten. Mildern wollten wir die bestehenden, die zu tiefen Thäler so weit wie thunlich ausfüllen, und daß dies durch die vorgeschlagenen Maßregeln geschieht, davon sind wir so lange, bis uns das Gegentheil nachgewiesen wird, überzeugt.

Was soll nun, das ist die andere, unzweifelhaft größere Schwierigkeit,

der Staat in „guten Zeiten" mit dem reichlicher eingehenden Gelde anfangen? Die öffentlichen Arbeiten sollen auf das unumgänglich Nothwendige eingeschränkt werden, mithin werden bei wachsendem Geldzufluß auch noch die Ausgaben geringer. Die Versuchung liegt zu nahe, in solchen Zeiten Verbesserungen aller Art vorzunehmen, und der Finanzminister würde einen schweren Stand haben, der in solchen Zeiten sparsam bis zum Geize sein wollte, wenn er nicht durch die öffentliche Meinung unterstützt würde. Zunächst müssen natürlich die gemachten Schulden bezahlt werden. Es ist das zwar meine Ansicht nicht ganz, indeß der Kürze und der schnellern Verständigung wegen will ich eine weitere Ausführung zurückhalten. Sodann könnten vielleicht einige der unwirthschaftlichsten Steuern und Zölle erlassen werden. Für größere wirthschaftliche Unternehmungen, besonders in's Ausland, ließen sich gleichfalls Gelder verausgaben, ohne gerade Schaden anzurichten. Theuerungszulagen für die Beamten, wie dieselben z. B. in Baiern üblich sind — nicht Gehaltserhöhungen, welche in solchen Zeiten leicht zu splendid ausfallen — würde unter Umständen gleichfalls am Platze sein. Kurz, ein Theil jener Herrlichkeiten, deren Vorstellung man so gern mit der einer gefüllten Staatscasse verbindet, könnte allerdings in Erfüllung gehen. Indeß diese Erörterung drängt nicht. Wir wollten nur andeuten, daß die Schwierigkeit keineswegs gering ist, und daß, wenn in der Verwendung der französischen Milliarden Fehler gemacht worden sind, man wohl nachträglich wissenschaftlich untersuchen mag, worin dieselben bestanden, mit Vorwürfen aber sparsam sein soll. Der weiseste Finanzminister würde in solchen Zeiten sich zu unklugen Maßregeln drängen lassen oder von seinem Platze weichen müssen, wenn nicht die wissenschaftliche Erkenntniß ihm in weitern Kreisen vorgearbeitet hat.

Gerade so, wie der Staat, würde natürlich auch die Provinz und die Commune zu verfahren haben. Ja, wenn nur erst das Princip als richtig anerkannt ist, so würde auch mancher Privatmann von dem einer noblen Natur so sympathischen Grundsatze „leben und leben lassen" zurückkommen, in guten Zeiten nicht übermäßig darauf bedacht sein, auch Andere verdienen zu lassen, dafür aber später, in schlechten Zeiten, billiger und besser bedient werden, und nebenbei mehr Segen stiften, als durch die großartigste Wohlthätigkeit.*) Es würde dann in jeder Gegend in guten Zeiten, während man

*) Der Privatmann ist in einer andern Lage als ein öffentliches Gemeinwesen insofern, als das kurze Leben des Einzelnen ein zu langes Warten mit gewissen Unternehmungen unmöglich macht. Wenn trotz ihrer verhältnißmäßig ungünstigeren Lage viele Privatleute instinctiv die Richtigkeit unsres Principes erkennen und danach verfahren, wenn ein Gutsbesitzer jede aufschiebbare Arbeit vom Sommer auf den Winter verlegt, so spricht dies gewiß dafür, daß dasselbe nicht so gar unerhört ist. Was aber im Leben des Individuums ein Jahr, das ist für den Staat ein Jahrzehnt.

Digitized by Google

vielleicht durch Abtragung alter Schulden seine Leistungsfähigkeit erhöht, die Ueberlegung Platz zu greifen haben, welche Unternehmungen eventuell bei einem Umschwunge der Verhältnisse vorzunehmen seien. Es könnten die Vorarbeiten für dieselben in Muße reifen, die Beamten würden nicht im letzten Augenblicke überlastet sein, und die Arbeiten könnten im Nothfalle sofort, ohne Zeitverlust begonnen werden. So ist z. B. der Bau der Chaussee, an welcher jetzt im Kreise Pleß die meisten Arbeiter beschäftigt werden, von den anliegenden Gutsbesitzern schon seit einiger Zeit betrieben worden. Einer derselben hatte sich erboten (und andere würden ihm jedenfalls nachgefolgt sein), eine bedeutende Strecke auf seine Kosten planiren zu lassen. Die Arbeiten hätten im September mit Erfolg auf unbestelltem Acker in Angriff genommen werden können, statt daß nun die Arbeiter zunächst direct unterstützt wurden, dann zum Theil auf frisch gepflügtem und bestelltem Lande Schnee schaufeln mußten. Kurz, der Bau wäre wohl nicht halb so theuer geworden, wie er sich jetzt stellen wird, oder, wenn man lieber will, es hätten noch sämmtliche gegenwärtig in Aussicht genommene Culturanlagen hergestellt werden können, ohne neue Opfer seitens des Staates zu erheischen. Aber, was wir viel höher veranschlagen, es wäre auch die jetzt entstandene Aufregung vermieden worden. Der Gedanke an ein Recht wäre Niemandem gekommen, während jetzt ganz offen nicht etwa das Recht auf Arbeit — das hält man für selbstverständlich — sondern das Recht auf reichliche Unterstützung proclamirt wird. Nur der außerordentlichen Gutmüthigkeit unsrer Bevölkerung ist es zu danken, wenn aus den heutigen Zuständen nicht eine schlimme Saat aufgehen sollte.

Nach unserm Vorschlage würde also durch Anerkennung des Principes, daß nach Möglichkeit alle außergewöhnlichen Arbeiten einzustellen seien in den Zeiten der sogenannten Industrieblüthe, dagegen in Angriff zu nehmen seien in Zeiten allgemeiner Arbeitslosigkeit, ein Regulator geschaffen werden in dem verhängnißvollen Wechsel zwischen Angebot und Nachfrage nach Arbeit. Es brauchte zu diesem Zwecke dem Staate keine einzige Function zuertheilt werden, die er nicht bereits besitzt. Die Durchführung des Principes würde keine Aenderung in der Gesetzgebung erheischen, auch nicht eine Revision des „Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz", welches gegenwärtig die größten Härten in sich schließt und schon bei einer einzigen partiellen Mißernte sich als undurchführbar erwiesen hat. (Nebenbei halten wir eine Revision allerdings für wünschenswerth.) Endlich würden der Allgemeinheit keinerlei materielle Opfer auferlegt, sondern im Gegentheil erhebliche Ersparnisse für dieselbe erzielt werden.

Auf der andern Seite darf man freilich nicht vergessen, daß die Durchführung des Principes in vielen Fällen schwierig, oft unmöglich ist, daß also

Digitized by Google

alle die Ziele, welche wir im ersten Theile unsrer Untersuchung als zu erstrebende Ideale hingestellt haben, nur unvollkommen erreicht werden. Der Wohlthätigkeit, welche gegenwärtig sich in Oberschlesien in vieler Hinsicht als so segensvoll erweist, würde immer noch ein reiches Feld übrig bleiben. Eine Lösung der socialen Frage enthält unser Princip nicht. Eine Lösung derselben ist unsres Erachtens nicht möglich, ja nicht einmal wünschenswerth. Aber eine theilweise Beseitigung der gegenwärtig am schrofffsten hervortretenden Härten wäre schon ein Gewinn.*) E. Witte.

Meisterwerke der Goldschmiedekunst.**)

Die noch erhaltenen Meisterwerke der Goldschmiedekunst alter Zeit sind bis jetzt nur in sehr beschränktem Umfange bekannt. Sie sind meist Bestandtheile von Schatzkammern und werden als solche, aus leicht begreiflichen Gründen, und nicht mit Unrecht, mit der größten Aengstlichkeit gehütet. Erst in der allerneuesten Zeit, da man eingesehen hat, daß diese Werke Schätze sind, nicht nur weil sie aus kostbarem Materiale bestehen, sondern auch weil sie Kunstwerke sind und Kunstwerke ganz besonders geeignet sind, zur Bildung und Veredelung des Volkes beizutragen und, nachdem man sie als werthvolle Vorbilder zum Studium für Zwecke der Vervollkommnung unsrer modernen Kunstindustrie erkannt, hat man angefangen, die Schatzkammern auch dem Publikum zu öffnen und die zerstreut vorhandenen Gegenstände der Art, durch Leihausstellungen den Kunstfreunden zugänglich zu machen. Um den Nutzen dauernd und das Studium bequemer zu machen, hat man dann auch angefangen, die hervorragendsten Gegenstände derselben in guten Abbildungen, dazu die neuesten Vervielfältigungsmethoden so vortreffliche Mittel darbieten, zu veröffentlichen. Die kaiserliche Schatzkammer zu Wien ist in einem großen Prachtwerke mit künstlerisch ausgeführten Radirungen (herausgegeben von Leistner) dargestellt. Ueber das „Grüne Gewölbe" in Dresden besitzen wir ein großes Werk (Verlag von Paul Bette in Berlin) mit hoch vollendeten Lichtdrucken. Ein ähnliches Werk über die königliche Schatzkammer zu München ist in Vorbereitung. Die Schätze der „Reichen Capelle" zu München sind in einem großen Werke mit Farbendrücken veröffentlicht. Die hervorragendsten Werke der Leihausstellungen zu Berlin, Dresden, Köln, München,

*) Anklänge an unsere Idee finden sich natürlich schon hin und wieder, zerstreut in gelegentlichen Bemerkungen. Die eine Hälfte derselben wird ziemlich deutlich ausgesprochen in einer Rede des Ministers Maybach vom 3. Februar

**) Julius Lessing, die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit. Ein Band Folio. Berlin, Paul Bette.

Digitized by Google

Frankfurt, Pest, Mailand u. s. w., welche schon so viele, vorher kaum geahnte Schätze an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht haben, sind in Lichtdrucken dargestellt worden.

Zu den erst durch solche Ausstellungen bekannt gewordenen Kunstwerken ersten Ranges gehören auch die sechs Stück kirchlichen Geräthe, welche in dem vorliegenden, soeben erschienenen, von dem Verleger vortrefflich ausgestatteten Werke dargestellt sind. Sie befinden sich in der Schatzkammer des Schlosses Herdringen und sind Eigenthum des Grafen Fürstenberg-Herdringen. Ihre Kenntniß dürfte bisher über die engsten Kreise aus der Bekanntschaft des Besitzers nicht hinausgedrungen sein; in den Kreisen der Kunstgelehrten hatte man keine Ahnung davon. Ihr Verfertiger, Anton Eisenhoit, war nur durch einige, nicht eben hervorragende, Kupferstiche bekannt. In weiteren Kreisen bekannt wurden diese Arbeiten zuerst durch die Ausstellung westphälischer Alterthümer zu Münster im Juni 1879. Dort sah sie auch Dr. Julius Lessing, Verfasser des vorliegenden Werkes, erkannte sofort den hohen Werth derselben, veranlaßte ihre Ausstellung auch im Kunstgewerbemuseum zu Berlin während der Monate August bis December 1879 und erwirkte die Erlaubniß zur Herstellung einer galvanischen Nachbildung des ganzen Schatzes für das Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Diese Nachbildung ist in den Ateliers von Vollgold und Sy und Wagner in Berlin mit höchster Vollendung angefertigt worden und dürfte dem Studium für die allermeisten Zwecke genügen.

Gleichzeitig wurden photographische Abbildungen in großem Maßstabe, zum Theil in der Größe der Originale, angefertigt und nach denselben in der rühmlichst bekannten Anstalt von Albert Frisch zu Berlin die Lichtdrucke der vorliegenden Publikation hergestellt.

Diese sechs Stück Kirchengeräthe sind zwei Bucheinbände, ein Cruzifix, ein Weihwasserkessel nebst Sprengwedel und ein Räuchergefäß. Sie sind Theile einer vollständigen Altarausrüstung, welche der Fürstbischof von Paderborn Theodor von Fürstenberg (1585 bis 1618) zum Schmucke der Capelle auf dem Schnellenberge (vollendet im Jahre 1600) um das Jahr 1590 hat anfertigen lassen. Dazu gehört auch ein (hier nicht dargestelltes) Kußtäfelchen, im Besitze des Freiherrn Adolf von Fürstenberg auf Schloß Lörsfeld (abgebildet im Organe für christliche Kunst, Band XVIII, Nr. 7). Zur vollständigen Ausrüstung des Altars fehlen noch die Monstranz, die Hostienbüchse, das Meßkännchen, eine Glocke, vielleicht auch Leuchter und Aehnliches. Ob diese Stücke nicht fertig geworden, zerstört oder noch vorhanden sind, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Jedenfalls wird die vorliegende Publikation die Aufmerksamkeit auch entfernter Kunstfreunde auf diese vortrefflichen Arbeiten lenken und zu weitern Nachforschungen darnach anregen.

Digitized by Google

Bei den hier dargestellten Arbeiten sehen wir die entwickelten Formen der bereits dem Verfalle nahen Renaissance mit Theilen von wahrhaft klassischer Reinheit, aber auch mit gothischen Formen enge verbunden. Die letzteren, Reste der kirchlichen Tradition des Mittelalters, treten besonders bei den wesentlichsten Altargeräthen, wie Kreuz, Räuchergefäß und Kelch hervor. Die technische wie künstlerische Ausführung dieser Arbeiten ist von bewundernswürdiger Vollendung. Die Platten sind frei in Silber getrieben und auf der Vorderseite durch Stanzen, Ciseliren und Graviren zur höchsten Feinheit ausgebildet. Das Nackte, die Haare und die Gewänder sind in ihren Oberflächen wesentlich verschieden behandelt, wodurch eine gewisse malerische Wirkung erreicht wird.

Es liegt nahe, daß auch der Verfertiger so hervorragender Arbeiten unser reges Interesse erregt. Professor Lessing forschte nach, und bei seinem Eifer, seiner Umsicht und bevorzugten Stellung gelang es ihm so viel Material über denselben zusammen zu bringen, daß wir uns jetzt eine klare Vorstellung von seiner Stellung und Thätigkeit machen können. Anton Eisenhoit wurde im Jahre 1554 zu Warburg in Westphalen geboren, ging als Jüngling nach Rom, war dort als Kupferstecher thätig, war aber 1585 schon wieder in Deutschland, wahrscheinlich zuerst in Nürnberg, und trat seit 1588 als Goldschmied auf, schuf in seiner Vaterstadt Warburg, im Auftrage des Fürstbischofs von Paderborn, zunächst jene bewunderungswürdigen Werke, welche jetzt die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben, und fertigte dann einige Silberarbeiten profaner Art für Caspar von Fürstenberg, welche jedoch nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Er dürfte um das Jahr 1605 gestorben sein. Von seinen, übrigens sehr seltenen, Kupferstichen waren bisher nur 5 bekannt; Lessing weist deren 52 nach.

Die vorliegende Publikation besteht aus 14 Tafeln Lichtdruck mit vortrefflichen, hinreichend großen Darstellungen der erwähnten 6 Stück Altargeräth und Nachbildungen von zwei Handzeichnungen von Eisenhoit, welche sich auf den pergamentenen Vorsatzblättern der Bücher befinden und einem ausführlichen Text, welcher nicht nur eine genaue Beschreibung und Erklärung der Silberarbeiten, sondern auch das gesammte historische, kritisch gesichtete Material über Eisenhoit und sein Verhältniß zur Familie Fürstenberg enthält. Auch ist der Text mit drei vollkommenen getreuen, in Lichtdruck ausgeführten Nachbildungen von Kupferstichen dieses Meisters, welche interessante Vergleichungspunkte mit den Silberarbeiten darbieten, geschmückt.

R. Bergau.

Digitized by Google

Aus dem deutschen Reichstage.

Wenn die gesetzgeberische Thätigkeit einer Nation nicht aus einer zusammenhangslosen Reihe willkürlicher Acte sich zusammensetzt, sondern eine fortlaufende und zusammenhängende Action bildet, die den Gesetzen historischer Entwickelung sich nicht entziehen kann, so wird die eine Reichstagssession in gewissem Sinne als die Fortsetzung der vorhergehenden sich erweisen und auf den Schöpfungen der vorhergehenden wird die nachfolgende, sei es genießend, sei es duldend, weiter zu bauen haben. Ob bei der jetzt eröffneten Session das erste oder das letzte Moment vorwiegt, mag jetzt unentschieden bleiben, jedenfalls zeigt sich in allen Beziehungen, wie sehr die jetzige Session eine Fortsetzung der vorhergehenden ist und unter dem beherrschenden Einflusse der damals geschaffenen Thatsachen steht. Wie wenig nun auch das Gesammtresultat der letzten Session, Ersetzung des Einflusses der liberalen Parteien durch eine klerikal-conservative Coalition und plötzliche Inaugurirung einer eben so einschneidenden wie vielfach bestrittenen finanziellen und wirthschaftlichen Reform, den Wünschen vieler von uns entsprechen mag, so scheint uns doch die erste Voraussetzung für ein gedeihliches Wirken der jetzigen Session die zu sein, daß man sich des Zusammenhanges mit der vorausgegangenen Session bewußt bleibt und sich ehrlich auf den Boden der damals gewonnenen, wenn auch unwillkommenen Resultate stellt, die man nicht mit einem Schwamme wieder wegwischen kann, auch nicht so wegzuwischen versuchen soll, wenn nicht jede ruhige und stetige Weiterentwickelung für Deutschland aufhören und ein sprungweises Vor- und Rückwärtsgehen, eine ewige Unruhe und Unsicherheit die Regel werden soll. Für viele, deren Gesammtanschauungen mit den Resultaten der letzten Session in diametralem Gegensatze stehen — und wir selbst gehören nicht zu den Freunden dieser Resultate —, wird hiermit ein hohes Maß patriotischer Entsagung verlangt; aber das gleiche Maß ist jedem Realpolitiker auferlegt, der sich gewöhnt, wie er soll und muß, mit den realen Thatsachen zu rechnen, auch wenn sie ihm unbequem und unwillkommen sind. Deshalb betrachten wir gerade für die bei Seite geschobenen Liberalen und die geschlagenen Freihändler als Aufgabe bei diesem Reichstage: eifrige und hingebende Mitarbeit an allen Aufgaben des Reichstages auf dem Boden der gegebenen Thatsachen.

Es war auffallend, daß die Thronrede diesen Zusammenhang zwischen der jetzigen und der vorigen Session ignorirte. Während die vorjährige Thronrede gewissermaßen mit dem schwersten Geschütz die Nothwendigkeit einer Umkehr und den Beginn einer großen wirthschaftlich-finanziellen Reform ankündigte, geht die jetzige Thronrede schweigend darüber hinweg, daß diese große

Digitized by Google

Reform nun ins Leben getreten; kein Wort von ihren bereits sichtbaren oder noch zu erwartenden Wirkungen, von ihrer etwaigen Fortführung oder Um- oder Weiterbildung, kein Wort von der damit zusammenhängenden Frage der Handelsverträge, nicht einmal von dem in ein paar Monaten anderweit ablaufenden Vertragsverhältniß mit Oesterreich. Auf ein Schwanken der Entschlüsse in Bezug auf Fortsetzung des eingeschlagenen Weges können wir dies Schweigen unmöglich zurückführen, näher liegt wohl die Annahme, daß die Thronrede diesmal, da die Eröffnung in schlichtester Form ohne Betheiligung des Kaisers stattfand, in jeder Beziehung auf den Charakter einer magern und dürren Geschäftlichkeit beschränkt bleiben sollte. Da noch wenige Tage vorher der lebhafte Wunsch des Kaisers, in Person die Eröffnung vorzunehmen, versichert ward, so war die Befürchtung natürlich, daß etwa ein ernstes Unwohlsein ihn daran hindere. Dem ist indeß glaubhaft entgegengehalten worden, daß die ungeminderte Frische und Rüstigkeit des hohen Herrn ihm dies vollständig gestattet haben würde, und daß nur die allzugroße Anstrengung für die Augen im Ablesen der langen Thronrede als Hinderungsgrund zu betrachten sei. Das Wegbleiben des Fürsten Bismarck, der sich durch den Grafen Stolberg vertreten ließ, ward durch den Umstand motivirt, daß neuralgische Schmerzen ihm langes Stehen ohne jede Stütze sehr schwer machen, während im Uebrigen sein Befinden nichts zu wünschen übrig lassen soll. So erfolgte die Eröffnung ohne vorausgehenden Gottesdienst, ohne jede anregende und erhebende Feierlichkeit mit einer frostigen Nüchternheit und Kürze. Wenn wir auch keineswegs, wie Manche thun, darin eine wohlberechnete Absicht suchen, die Würde und das Ansehen des Reichstages herabzudrücken, so beklagen wir dies doch und wünschen, wenn ein Zusammentreffen von Umständen den Kaiser und den Kanzler von persönlicher Theilnahme abhalten, daß man doch in andrer Weise nicht unterläßt — und das ist nicht schwer —, der Eröffnung des Reichstages eine erhöhte Würde und Feierlichkeit zu geben. Die nüchterne Besonnenheit der Reichstagsberathungen erleidet keinen Abbruch, wenn bei ihrem Beginne eine äußere Feier belebend und erhebend auf die Gemüther einwirkt, es wird das nur eine veredelnde Wirkung auf die Verhandlungen selbst äußern. Das wird ein flaches, ödes Leben, aus dem man alle das Gemüth anregende und erhebende Feierlichkeit bei wichtigen Acten ausstreichen wollte, und der Beginn der Berathungen der Volksvertretung einer großen Nation gehört zu den wichtigsten Acten ihres politischen Lebens, der überall mit einer mehr oder minder großen Würde und Feierlichkeit begangen wird.

Aus dem nüchternen Inhalte der Thronrede treten drei Punkte hervor, die für die Berathungen des Reichstages selbst die beherrschenden sein werden, die Vermehrung der Heeresstärke, die Verlängerung der Wirksamkeit des

Socialistengesetzes und die Verfassungsänderungen bezüglich der zweijährigen Budgetperioden und Berufung des Reichstages aller zwei Jahre. Der Hinweis auf die nothwendig gewordene Erhöhung der Matricularbeiträge und die Weiterführung der Finanzreform, d. h. Vorlegung neuer Steuerprojecte, erscheint als die Kehrseite des Bildes, wie die mehrfach wiederholte Betonung der Friedensaussichten und der auf Erhaltung des Friedens gerichteten Tendenz der deutschen Politik die nothwendige Ergänzung bildet zu der geforderten Heeresverstärkung. Diese drei Punkte werden vorzugsweise den Charakter der neuen Session bestimmen, die Entscheidung dürfte wohl zweifellos für die Heeres- und Socialistenfrage im bejahenden Sinne erfolgen, wogegen die geplanten Verfassungsänderungen mehr Aussicht auf Ablehnung, ganz oder theilweise, haben. Daß in der Stelle über die auswärtigen Beziehungen des neu gefestigten Verhältnisses zu Oesterreich auf Grund der Wiener Besprechungen nicht besonders gedacht wird, findet leicht seine Erklärung, ohne damit die hohe Bedeutung dieser wenn auch ungeschriebenen doch thatsächlichen Allianz abzuschwächen, in dem Bestreben, diese Allianz auf ihre rein defensive und friedliche Tendenz zu beschränken und auch den Schein einer feindseligen oder aggressiven Richtung gegen die Nachbarn rechts und links zu vermeiden. Aus dem Herzen der Nation gesprochen sind gewiß die zu größerer Wärme sich erhebenden Schlußworte: „mit der unbeirrten Stetigkeit, welche das Gefühl eigner Kraft verleiht, wird die friedliche und erhaltende Politik des Kaisers auch ferner bestrebt sein, in voller Uneigennützigkeit für die Erhaltung des Friedens nicht nur selbst einzutreten, sondern die Mitwirkung und die Bürgschaft der gleichgesinnten Mächte zu gewinnen und sicher zu stellen.“ Diese Worte, die ein englisches Blatt als Aufruf zu einer Friedensliga bezeichnet, sind um so werthvoller, je mehr Jedermann weiß, daß sie keine Phrase, sondern wahr und ehrlich gemeint sind, sie stellen auch die geforderte Vermehrung der Heeresstärke in das richtige Licht als eine Maßregel zur Sicherung des Friedens. Die Erhaltung des europäischen Friedens beruht auf einer solchen Kriegsbereitschaft Deutschlands, die unseren östlichen und westlichen Nachbarn die Lust zum Angriffe auf uns benimmt; daß die Nation bereit ist, ja verlangt, die hierfür nothwendigen Opfer zu bringen, das hat sich wiederholt sehr unzweideutig herausgestellt. Erklärt unsere treffliche Heeresverwaltung gegenüber den französischen und russischen Verstärkungen eine Steigerung unsrer Wehrkraft für unabweisbar, so wird sicher eine sehr große Mehrheit der Nation bereit sein, vermehrte Lasten für diesen Zweck jetzt auf sich zu nehmen, um damit den Frieden zu sichern und viel größeren Leiden und Lasten vorzubeugen, und dieser Stimmung in der Bevölkerung entsprechend wird sicher auch die Mehrheit im Reichstage, aus den nationalen und conservativen Elementen bestehend, wenn auch manche darunter eben so wie einst beim

Militärgesetze nur widerwillig der Stimmung ihrer Wahlkreise nachgebend, dieser Militärvorlage kein Nein entgegensetzen, mag das Centrum, das seine Entschließungen ja weniger nach dem nationalen Interesse als nach dem der römischen Curie bemißt, alsdann seinen Vortheil in einer Bejahung oder Verneinung zu finden glauben. Aber wenn wir sonach auch das Schicksal der Militärvorlage im Reichstage als gesichert betrachten, so müssen wir doch sagen, leicht wird uns der Entschluß nicht. Denn mit jeder Steigerung unsrer Militärlast — und wir wissen nicht, ob das viel reichere Frankreich uns etwa noch zu weiterer Steigerung zwingt — wird das Mißverhältniß größer zwischen unsrer Leistungsfähigkeit und den finanziellen und wirthschaftlichen Opfern, die wir für unsere Vertheidigung bringen müssen. Irgend einmal wird die Grenze erreicht, über welche hinaus das Volk in seinen Leistungen nicht weiter angespannt werden kann, und wir sind dieser Grenze schon so nahe, daß man schon jetzt manchmal das verzweifelte Verlangen hört, durch einen baldigen Krieg dem theuern Zustande bewaffneten Friedens ein Ende zu machen. Irgendwie müssen Erleichterungen in dieser Beziehung gesucht werden und da wir unsere Wehrfähigkeit zur Zeit nicht schwächen wollen und können, so sehen wir zur Zeit das Heilmittel vorzugsweise in dem Zurückgehen auf die zweijährige Dienstzeit, ein Verlangen, das augenblicklich wohl unerreichbar ist, das aber in der Zukunft um so mehr Aussicht auf Erfolg hat, je mehr in militärischen Kreisen die Ueberzeugung sich zu verbreiten beginnt, daß dies im militärischen Interesse ohne Schädigung unsrer Wehrfähigkeit möglich ist. Wenn damit auch keine finanzielle Erleichterung gewonnen wird, so doch um so mehr eine wirthschaftliche, wenn unsere dienstpflichtige Jugend ein Jahr länger und früher als jetzt an wirthschaftlicher Production sich betheiligen kann. Bei dem jetzigen Vermehrungsplane scheint uns die bedeutendste Vermehrung unsrer Wehrkraft weniger in den 26,000 Mann neu formirter Truppen zu liegen, als in der Ausbildung der Ersatzreserve und deren Heranziehung zu jährlichen Uebungen. Gerade darin aber liegt auch das stärkste wirthschaftliche Opfer, weil der wirthschaftlichen Production der Nation die Thätigkeit dieser Ersatzreservisten für die Dauer ihrer Einberufung entzogen wird und in vielen Fällen noch darüber hinaus, weil nicht jede unterbrochene wirthschaftliche Thätigkeit sich sofort wieder aufnehmen läßt. Wie wir den Reichstag für verpflichtet halten, die Mittel zu einer als nothwendig nachgewiesenen Vermehrung unsrer Wehrkraft zu verwilligen, so halten wir ihn nicht minder für verpflichtet, sorgsamst auf Mittel zu sinnen, um den schweren Druck unsrer Militärlast zu mindern. Der neueste wahnsinnige Ausbruch des Nihilismus in Rußland, der nach den Vorgängen der letzten Monate noch weitere Erneuerung fürchten läßt, wird übrigens hier

Digitized by Google

theilweise als ein Moment aufgefaßt, das die Nothwendigkeit, unsere Wehrfähigkeit zu erhöhen, nur noch vermehre.

Daß die neue Militärpräsenzziffer nicht einer jährlichen Bewilligung unterworfen werden dürfe, ist von manchen Führern der nationalliberalen Partei schon längst anerkannt worden. Ob eine fünf-, sechs- oder siebenjährige Bewilligung vorzuziehen sei, scheint uns mehr eine Frage der Opportunität.

Der zweite Hauptgegenstand, die Verlängerung der Geltungsdauer des Socialistengesetzes, dürfte weit geringeren Schwierigkeiten begegnen, als seiner Zeit die Vereinbarung des Gesetzes selbst. Das Gesetz, im Ganzen loyal gehandhabt, hat besser gewirkt, als Viele erwartet hatten. Die Gemeinschädlichkeit socialdemokratischer Agitationen kann durch Gesetz allein nicht beseitigt werden; daß sie, wenn auch vermindert, aber keineswegs beseitigt ist, zeigen außer anderen Thatsachen auch neuere socialdemokratische Wahlsiege. Die Geltungsdauer des Gesetzes zu verlängern, wird deshalb für diejenigen eine nothwendige Consequenz sein, die seiner Zeit für das Gesetz selbst gestimmt haben, wobei noch dahin gestellt bleiben mag, ob die Verlängerung gerade fünf Jahre zu betragen hat. Die Hauptsache scheint uns die zu sein, daß man solchem gegen vorübergehende Schäden gerichteten Gesetze nur eine bestimmte Geltungsdauer verleihen darf, die man, wenn es nöthig ist, einmal oder öfter weiter erstrecken kann, aber nicht auf zu langen Zeitraum. Das Centrum stimmte seiner Zeit gegen das Socialistengesetz. Ob es diese verneinende Stellung dem Socialistengesetze wie dem Militärgesetze gegenüber jetzt aufrecht halten wird, wird lediglich davon abhängen, ob es alsdann eine bejahende oder verneinende Haltung seinem Interesse entsprechender findet. Es ist müßig, dies im Voraus feststellen zu wollen, deshalb ist es aber auch gefährlich, einer politisch kirchlichen Partei einen wesentlichen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einzuräumen, deren Entschließungen so unberechenbar sind und, wenn nicht ausschließlich, so doch zum Theile nicht von nationalen, sondern von römischen Erwägungen abhängen.

Wenn sonach für Militär- und Socialistengesetz mit großer Wahrscheinlichkeit eine Mehrheit im Reichstage zu erwarten ist, so scheint uns dies weniger der Fall bezüglich der Verfassungsänderungen, welche erstens die dreijährige Wahlperiode in eine vierjährige, zweitens die einjährige Budgetperiode in eine zweijährige und drittens die Vorschrift einer jährlichen Berufung des Reichstages aufheben.

Die Verlängerung der Wahlperiode für den Reichstag haben wir längst verlangt und uns öfter in diesen Blättern dafür ausgesprochen, weil Deutschland für die Dauer die Aufregung und Arbeit und Last einer allgemeinen Wahlagitation aller drei Jahre nicht erträgt. Wir hätten lieber eine fünf-

Digitized by Google

jährige Wahlperiode gewünscht als eine vierjährige. Die zweijährige Budgetperiode ist mehr eine Frage von technischer als politischer Bedeutung, wenngleich auch die letztere nicht zu unterschätzen ist. In technischer Beziehung aber mag die zweijährige Budgetperiode für kleinere Staaten zulässig sein, für größere Staaten aber, wie das deutsche Reich, scheint sie uns recht unzweckmäßig, da auf zwei Jahre hinaus unmöglich mit Sicherheit die Voranschläge gemacht werden können. Um sicher zu gehen, werden dann die Anschläge möglichst hoch gegriffen werden und doch werden unfehlbar die Ueberschreitungen und die Nachpostulate sich vermehren. An Berathungszeit wird sicherlich nichts gespart werden, denn ein Budget auf zwei Jahre ist in der That ungleich schwerer zu berathen und festzustellen als ein Budget auf ein Jahr. Die Klagen über jetzige Collision der Budgetberathungen im Reichstage und in den Einzellandtagen würden zu beseitigen sein, wenn das Reichsbudget immer zuerst festgestellt und dazu der Reichstag im Spätherbst berufen würde, die Einzellandtage später.

Die dritte Aenderung, die nur zweijährige Berufung des Reichstages, der bis jetzt einer der wichtigsten und, wie uns scheint, unentbehrlicher Factor für die Entwickelung und Festigung des Reiches war, würde diese Mitwirkung von einer organischen und regelmäßigen zu einer ausnahmsweisen machen und damit auf so geringes Maß reduciren, daß das deutsche Reich damit im wesentlichen auf autokratisches Regiment mit einem parlamentarischen Scheinapparate gestellt wäre. In fünfzig oder hundert Jahren könnte vielleicht das gefestigte deutsche Reich solches Experiment eher vertragen, heute nicht. Deshalb scheint uns diese Verfassungsänderung unannehmbar und sie hat wohl auch keine Aussicht auf eine Mehrheit im Reichstage.

An diese drei wichtigsten Vorlagen schließen sich nun möglicherweise noch diejenigen, die man als Fortsetzung der begonnenen Finanzreform bezeichnet, d. h. neue Steuervorlagen. Bis jetzt verlautet darüber nur aus der „Provinzialcorrespondenz", daß anderweit das Brausteuergesetz und „vielleicht einige andere Vorlagen" zu erwarten sind. Die Einführungsrede des neuen Schatzsecretärs Scholz, die derselbe bei der Generaldebatte über den Etat hielt, enthielt keine derartigen Ankündigungen, bewegte sich überhaupt wie diese ganze Debatte selbst, in der natürlich Rückblicke auf die Reform des vorigen Jahres, auf die daran geknüpften Voraussagungen und Erfolge eine Hauptrolle spielen mußten, in sehr sachlichen Grenzen. Charakteristisch war die freiwillige Erklärung, daß die Regierung heute so wenig wie im vorigen Jahre mit einer Aenderung unserer Münzwährung umgehe.

Wir möchten heute hiermit schließen, aber ein erster Bericht aus dem Reichstage kann den ersten Act des Reichstages, seine Constituirung und Präsidentenwahl nicht völlig mit Stillschweigen übergehen. Lieber schwiegen

Digitized by Google

wir gänzlich über diese Präsidentenwahl, die diesmal lediglich den Charakter eines Fractionshandels annahm und in das Publikum die irrige Vorstellung hinausträgt, als ob die Reichsangelegenheiten wirklich unter dem wesentlichen Einflusse einer innerlich übereinstimmenden klerikal-conservativen Coalition geleitet würden. Der von uns im Eingang erwähnte Zusammenhang zwischen der vorigen und der jetzigen Session hat in dieser Beziehung allerdings eine Bestätigung gefunden, aber nur scheinbar und äußerlich. Im vorigen Jahre ward diese Coalition geschlossen, um die Finanz- und Wirthschaftsreform durchzubringen und gleich damals sind die Zweifel ausgesprochen worden, ob sie darüber hinaus Bestand haben und für die Dauer als etwas sich bewähren werde, worauf die Reichsregierung sich stützen könne, ohne an die römische Curie gefährliche Zugeständnisse zu machen. Die Thatsachen haben seitdem die Berechtigung dieser Zweifel bewiesen. Der Weg nach Canossa ist nicht angetreten, steht auch nicht in Aussicht und das Centrum ist im preußischen Abgeordnetenhause mehr und mehr wieder in seine frühere feindselige Stellung zurückgekehrt und hat von neuem bewiesen, daß eine wesentlich in fremdem Boden wurzelnde und fremden Interessen dienende Partei nie eine dauernde Stütze deutscher Politik sein kann. Angesichts der wichtigen Vorlagen, die jetzt den Reichstag beschäftigen sollen, deren zwei (Militär- und Socialistengesetz) bisher im Centrum die entschiedensten Gegner fanden, ist es daher unbegreiflich, wie die Conservativen für die Präsidentenwahl ein Bündniß erneuern konnten, das den Reichstag unter conservativ-klerikale Flagge zu stellen und der Reichsregierung unter dieser Flagge eine Stütze anzubieten scheint. Es wird sich bald zeigen, daß dies nur Schein ist. Politische Kurzsichtigkeit, Haß gegen die Liberalen und vor allem beschränkter Fractionsehrgeiz mögen zusammengewirkt haben, um die Conservativen zu dieser fehlerhaften und, wie man bemerken kann, von Manchem schon bereuten Taktik zu verleiten. Daß der Reichskanzler wenig Freude hat an diesem Aufstecken einer falschen Flagge für den Reichstag, darüber hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ keinen Zweifel gelassen, und die „Germania“ beeilt sich offen und entschieden zu erklären, daß mit der vollzogenen Präsidentenwahl der ganze Inhalt des Pactes erschöpft sei, und daß das Centrum für seine Stellung allen Reichstagsvorlagen gegenüber sich vollständige Freiheit vorbehalte. Das ist deutlich gesprochen. So viel ist klar: es würde eine Täuschung sein, aus der klerikal-conservativen Präsidentenwahl zu schließen, daß auch die Berathungen und Beschlüsse des Reichstages wesentlich unter dem Einflusse dieser Coalition stehen würden. So weit sind wir noch nicht und wir hoffen, daß auch die eifrige und besonnene Mitarbeit der nationalliberalen Partei an den jetzigen Geschäften beitragen wird zu verhüten, daß wir überhaupt dahin kommen.

M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die nihilistischen Unthaten. — Die Katastrophe im Winterpalaste an der Newa ist, abgesehen von der ganz unerhörten Erfindung und Ausführung, vor Allem darum von besonders furchtbarer Art, weil hinter derselben eine Reihe von Fragen auftaucht, auf welche schlechterdings jede Antwort versagt, und deren unheimliches Dunkel vielleicht niemals ganz aufgehellt wird. Die Folge ist eine erschreckende Ungewißheit, die am drückendsten und unmittelbarsten auf dem unglücklichen Monarchen lastet, die sich aber überall fühlbar macht, so weit menschlicher Antheil und sittlicher Abscheu sich erstrecken, und nicht minder, so weit die politische Zukunft des Czarenreiches Gegenstand einer begreiflichen Aufmerksamkeit und Sorge ist. Wo ist der Ursprung dieser mit erstaunlichen Mitteln und entsetzlicher Ausdauer betriebenen Mordthaten zu suchen? Antwort: in den teuflischen Anschlägen der Nihilistensecte, die überall und nirgends ist, unsichtbar und allmächtig, die den Organen der Staatsgewalt völlig unfaßbar mit der Sicherheit einer constituirten Nebenregierung handelt; in den Anschlägen dieser wahnsinnigen Verschwörung, deren Ziele ebenso dunkel sind wie ihre ganze Existenz, die zuletzt keinen andern Zweck zu haben scheint als Umsturz, Zerstörung um ihrer selbst willen, den wollüstigen Genuß der absoluten Anarchie, und die hierbei auf den Tod des Monarchen rechnet als das geeignetste Mittel, weil es das größte Entsetzen verbreiten würde und, an sich schon die denkbar höchste Befriedigung für eine mordlustige Phantasie, zugleich eine augenblickliche Verwirrung im Regierungsmechanismus hoffen läßt. Doch die Umstände, unter welchen das neueste Complot ins Werk gesetzt wurde, haben dem Verdachte noch eine andere Richtung geben müssen. Es erscheint ja undenkbar, daß, wie bei dem Moskauer Eisenbahnattentate, ein unterirdischer Minengang von Außen her nach dem Herde der Explosion geleitet wurde. Die Folgerung ist unabweisbar, daß innerhalb der Palasträume das Unternehmen vorbereitet und ausgeführt wurde, unabweislich der weitere Schluß, daß Personen des Palastes selbst zwar nicht die Urheber, aber doch Mitwisser, ja Begünstiger des Anschlages gewesen sind. Das Vertrauen innerhalb der nächsten Umgebung des Kaisers muß erschüttert sein. Es ist schon schlimm, wenn es den Mördern auch nur gelungen ist, durch Drohung und Einschüchterung auf einflußreiche Personen derart zu wirken, daß die Veranstaltungen für die persönliche Sicherheit des Kaisers illusorisch werden. Denn an eine jener Palastrevolutionen, wie sie sonst auf diesem Boden nichts Gewöhnliches sind, wird man ja nicht denken dürfen: eine im Innern des Palastes schleichende Verschwörung würde ja schwerlich zu so ungeheuerlichen

Digitized by Google

und complicirten Mitteln greifen, es müßte denn nur die Absicht Weniger dahin gerichtet sein, den Monarchen zu beseitigen, als vielmehr zu schrecken und dadurch seine Abdankung zu erzwingen. Doch wozu in dieses Labyrinth von Möglichkeiten sich einlassen? Es ist kein Ende und Ausgang, wenn man sich darein verstrickt; so neu und unerhört, so jedem uns geläufigen Maßstabe spottend sind diese Vorgänge. Es ist darum auch müßig, weiter nach den Gründen zu forschen, aus denen die Beseitigung des Kaisers gewünscht oder doch zugelassen, die Pläne der Verschworenen in der Stille wohl gar begünstigt werden: ob damit blos ein Regierungswechsel angestrebt wird, ob man hofft, durch solche Bluthaten in den Besitz verfassungsmäßiger Einrichtungen zu gelangen, oder ob ein Hinderniß für den kriegerischen Ausbruch der nationalen Leidenschaften beseitigt werden soll — genug, daß die Ausführung des Complottes, wer auch die mittelbaren oder unmittelbaren Urheber sind, dasselbe in eine Reihe stellt mit den nihilistischen Mord- und Umsturzplänen. Thatsache ist, daß alle Bemühungen, den Fäden dieser verruchten Vehme auf die Spur zu kommen, geschweige denn sie in der Hand zu fassen, sich fruchtlos erwiesen haben, daß das Verderben zuversichtlich weiter schleicht und daß nach jedem Mißerfolge diabolische Erfindungskraft zu gesteigerten, raffinirteren Mitteln greift. Es ist nicht zu viel gesagt: jeder Augenblick kann eine gigantische Entfesselung der russischen Umsturzelemente bringen, die unter dem eisernen Banne der Polizei- und Regierungsgewalt nur immer gewaltiger angewachsen, immer verwegener geworden sind. Wohlfeile Weisheit ist es: hier kann nur eine Verfassung helfen. Die Frage ist nicht: ob, sondern wie und wann? Möglich, daß die Epidemie des Nihilismus nicht diese furchtbaren Dimensionen angenommen hätte, wenn früher mit dem Versuche begonnen worden wäre, dem russischen Volke Antheil an der Regierung zu verstatten. Aber man begreift doch die Scheu vor einem so unsichern Experimente, und im jetzigen Augenblicke das Ventil öffnen, hieße ohne Zweifel nichts als den Umstürzlern eine furchtbare Waffe in die Hand geben, sie geradezu zu Herren der Lage machen. Daß dieselben, was im Uebrigen ihre Hintergedanken sind, der ordentlichen Function einer Staatsverfassung nicht minder geschworene Feinde sind, als dem jetzigen Selbstherrscherthume, das liegt auf der Hand. So will sich nach keiner Seite ein Ausweg zeigen, die Lage ist in der That eine verzweifelte. Rußland steckt in dem fatalen Cirkel: der Nihilismus zieht seine Nahrung aus der politischen Stagnation, diese aber mit der bürgerlichen Freiheit zu vertauschen erscheint unmöglich in einem Augenblicke, wo die nihilistischen Leidenschaften so um sich gefressen haben. Aus diesem fürchterlichen Dilemma wird schwerlich ein Ausweg gefunden werden ohne gewaltsame Erschütterungen, in denen die Leidenschaften ebenso sich austoben, wie es in Frankreich während der Revolution der Fall gewesen

Digitized by Google

ist. Wir Deutsche aber werden gut thun, nicht zu vergessen, daß diejenigen nationalen Elemente, die sich zum Umsturz von Staat und Gesellschaft in Rußland verschworen haben, noch eine andere Todfeindschaft im Herzen tragen: Haß gegen deutsche Gesittung und alles deutsche Wesen. g.

Aus Berlin. Vertagung des Landtages. — Das Ende der Landtagsverhandlungen, welches durch die Eröffnung des Reichstages nothwendig geworden, ist nach einigem Schwanken nicht in der Form des Sessionsschlusses, sondern der Vertagung erfolgt. Während der Schluß der Session im Ermessen der Krone liegt, ist zu einer Vertagung auf mehr als dreißig Tage die Zustimmung der beiden Häuser verfassungsmäßig erforderlich; es soll damit ein Druck geübt werden, daß die Durchberathung der einmal eingebrachten Vorlagen entweder in einem Zuge zu Ende geführt oder durch den Sessionsschluß für das laufende Jahr gleichwie durch Ablehnung abgebrochen werde, wenn nicht die beiden Häuser selbst die Wiederaufnahme der Verhandlungen in der Lage, in welcher sie abgebrochen wurden, als wünschenswerth anerkennen. Gegenwärtig handelte es sich darum, die Erledigung wenigstens eines Theiles der Verwaltungsreformvorlagen noch in dieser Session möglich zu machen, wozu im günstigsten Falle noch mehrere Wochen erforderlich sind. Die Entscheidung, ob Schluß oder Vertagung, war also davon abhängig, ob nach dem Gange der Commissionsberathungen ein positives Ergebniß erwartet werden könne, und daß man zuletzt die Vertagung gewählt, gestattet daher den Schluß, daß die Regierung in der jetzt fertig gewordenen Commissionsarbeit kein Hinderniß einer schließlichen Verständigung findet. Insbesondere hat man in der vielbestrittenen Frage der Verbindung von Verwaltungsgericht und Bezirksrath einen Mittelweg gefunden, auf welchen der Minister des Innern eingehen zu wollen scheint. Es würde demnach die formelle Vereinigung der beiden Behörden unter dem Regierungspräsidenten als Spitze eintreten, das Verwaltungsgericht aber als besondere Abtheilung für Verwaltungsstreitsachen mit einem eigenen Vorsitzenden fortbestehen. Es wäre damit der doppelte Vortheil erreicht, daß die Vertheilung der Sachen hinfort nur eine Geschäftsordnungsfrage und der Rechtsuchende nur an die eine verbundene Behörde gewiesen wäre, und daß die bürgerlichen Mitglieder abwechselnd in beiden Abtheilungen thätig sein könnten und damit wenigstens von dieser Seite der Einseitigkeit der Geschäftsbehandlung vorgebeugt würde. Auf der andern Seite scheint Graf Eulenburg sich dahin resignirt zu haben, daß die neue Behördenorganisation vorläufig doch nur in den sogenannten Kreisordnungsprovinzen zur Durchführung gelangt und auf die übrigen Landestheile nur in gleichem Schritte mit der Einführung neuer Kreis- und Provinzialordnungen ausgedehnt wird. Die Vertagung der Session lautet übri-

gens nicht auf einen bestimmten Termin, sondern auf den zweiten Werktag nach Schluß oder Vertagung des Reichstages, und falls das eine oder das andere in der Woche vor Pfingsten erfolgt, auf den 20. Mai. Es liegt darin also die Voraussicht, daß, wenn der Reichstag nicht spätestens in der Woche vor Pfingsten geschlossen werden kann, er seinerseits durch eine Vertagung dem Landtage Raum machen werde.

Die Verhandlungen der letzten Wochen haben ein nichts weniger als erfreuliches Bild dargeboten. Fast die Hälfte der Zeit nahm noch der Cultus- und Unterrichtsetat ein. Die Hauptkämpfer waren aber nicht mehr die Ultramontanen; die hochkirchlich Conservativen hatten ihren ganzen Ingrimm gegen das Unterrichts- und hauptsächlich das Volksschulwesen zu ergießen, wie es unter der Falk'schen Verwaltung geworden, und es ist charakteristisch für das ungesunde Vorwalten der Extreme, daß die Hauptschlacht in einer Abendsitzung zwischen dem Hofprediger Stöcker auf der einen und zwei fortschrittlichen Rednern geschlagen wurde. Ein widerwärtiges Nachspiel erhielten diese Verhandlungen, indem die Wahl des nationalliberalen Abgeordneten Seyfardt, welcher seit vielen Jahren die Stadt Crefeld mit größter Anstrengung gegen die Ultramontanen behauptet hat, durch die conservativ-ultramontane Coalition cassirt wurde, wenige Tage nachdem derselbe eine warme Vertheidigungsrede für die Simultanschulen gehalten. Die Rechtsvorwände, in welche dieses Tendenzverfahren sich einhüllte, waren so fadenscheinig, daß auch Herr von Puttkamer sich bewogen fand, gegen seine Partei für die Beanstandung der Wahl zu stimmen. Bei der dritten Berathung des Etats endlich brach der welfische Abgeordnete Brüel eine Gelegenheit vom Zaune, um die Liebe und Verehrung, welche das preußische Volk seinem Königshause entgegen trägt, damit zu verhöhnen, daß sie „dem Außenstehenden an Idolatrie zu grenzen“ scheine. Der Ordnungsruf des Präsidenten folgte auf dem Fuße, der Minister Graf Eulenburg gab dem „Gefühl der Empörung“ Ausdruck, welche das Haus erfülle, und in der That war dasselbe so allgemein und stark, daß die Centrumspartei in einer schleunigst aufgesetzten Erklärung ihren „Hospitanten“ Preis zu geben für gut fand. Daß sie aber darum ihr Verhältniß zu dem Manne abgebrochen hätte, der trotz seines auf die preußische Verfassung geleisteten Eides sich als „Außenstehender“ bezeichnet, davon hat nichts verlautet.

In den letzten Sitzungen noch hat das Abgeordnetenhaus den Entwurf durchberathen, durch welchen die in der vorigen Landtagssession von dem Finanzminister Hobrecht mit der nationalliberalen Partei erzielte Verständigung über die „constitutionellen Garantien“ wegen der aus den neuen Reichssteuern zu erwartenden Ueberschüsse in gesetzliche Form gebracht werden sollte. Die Commissionsfassung, welche die ängstliche Verclausulirung des Re-

Digitized by Google

gierungsvorschlages dem Sinne der vorjährigen Vereinbarung, wie das voll wiegende Zeugniß des Herrn Hobrecht selbst bekräftigte, entsprechender erweitert, hat bei der Regierung keinen Widerspruch gefunden, obwohl dieselbe auch keine Verpflichtung eingegangen ist, bei dem Herrenhause dafür einzutreten. Da diese Körperschaft sich anscheinend vorbehält, die „constitutionelle" Frage eingehend zu behandeln, so wird sich Gelegenheit ergeben, die Uebertreibungen in Erwartung und Befürchtung, die sich an den Entwurf heften, auf ihr richtiges Maß zurück zu führen. Möchte nur der Landtag unter günstigeren Aspecten, als unter denen er heute auseinandergeht, sich im Frühjahre wieder zusammenfinden! x.

Literatur.

Dr. Hermann Cohen, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg, Ein Bekenntniß in der Judenfrage. Berlin, F. Dümmler's Verlag. 1880. — Endlich, endlich ein Tropfen trinkbares Wasser in der nicht enden wollenden Schlammfluth, die sich in den letzten Wochen über Treitschke ergossen hat. Der Verfasser hat den Muth, die Schwächen der jüdischen Raçe nicht zu leugnen, er giebt die Verschiedenheiten zu, die jüdisches und deutsches Wesen trennen, aber er hofft von der Zeit, daß sie überwunden werden. Und darin befindet er sich bekanntlich mit Treitschke in voller Uebereinstimmung. Worüber er mit ihm streitet, das ist im Grunde nur der secundäre religiöse Punkt. Er will es Treitschke nicht zugeben, daß das Christenthum die Ehre habe die Nationalreligion der Deutschen zu sein, und daß ein gläubiger Israelit, der von der Religion seiner Väter nicht lassen will, kein ehrlicher Deutscher sein könne. Mit anderen Worten, wir haben hier die Schrift eines Juden, aus der nicht die gereizte Stammeseitelkeit des Semiten, die sich fast täglich in neuen Wuthschreien Luft macht, sondern der gekränkte Stolz eines Deutschen redet. Die Schrift ist nicht blos deutsch geschrieben, sondern auch deutsch gedacht und empfunden, und man glaubt es dem Verfasser gern, wenn er sich zu der großen Schaar derer rechnet, die von Treitschke Impulse empfangen haben. Nachdem die letzten Wochen in trauriger Weise die eine Behauptung Treitschke's bestätigt haben, daß ein großer Theil der deutschen Juden noch weit entfernt sind jüdische Deutsche zu sein, liefert diese Schrift den erfreulichen Beweis für die andere, daß sie es werden können und zum Theil schon sind.

Der sogenannte thierische Magnetismus. Physiologische Beobtungen von Professor Dr. Rudolf Heidenhain in Breslau. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Durch die Beobachtungen, die in dieser Schrift niedergelegt sind, ist dafür gesorgt, daß sich Angesichts der Productionen des Herrn Hansen nicht der traurige Vorgang wiederhole, den man aus Anlaß der Kunstleistungen des Herrn Slade erlebt hat. Sie verlegen einer neuen Form des Aberglaubens den Weg, indem sie die Erscheinungen des sogenannten Magnetismus wissenschaftlich erklären. Sind die Schaustellungen des Herrn Hansen ein abgekartetes Gaukelspiel oder sind sie die Wirkungen einer neuen, specifischen Kraft, mittels deren der Experimentator in geheimnißvoller Weise auf den Willen und die Handlungen seiner Versuchsobjecte wirkt? Sie sind weder das eine noch das andere. Wie eine Reihe erfolgreicher Versuche ergeben hat, erklären sich alle Erscheinungen des „hypnotischen Zustandes", wie ihn der Verfasser nennt, aus ein-

fachen Prämissen, die durchaus auf physiologischer Grundlage ruhen. Die Schrift, welche dies des näheren begründet, schließt mit einer oratio pro domo: die Aufklärung über das Wesen des „Magnetismus“, also der Schutz gegen Wahn und Aberglauben ist nur ermöglicht durch den Thierversuch, den wohlmeinende Schwärmer, die nicht wissen, was sie thun, aus der Wissenschaft verbannen möchten.

g.

Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit. Epische Dichtungen von Emil Engelmann. Mit einem allegorischen Titelbilde. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1880. — Der Verfasser der vorliegenden Dichtungen ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß das Studium der germanischen Göttersage und des Märchenschatzes der Vorzeit viel eifriger betrieben werden müsse, als es geschehe, und erneuert den seit Klopstock's Tagen in den verschiedensten Formen gemachten Versuch, der germanischen Mythologie einen Vorrang vor der antiken zu erkämpfen. Ein solches Beginnen muß nach unsrer Meinung fruchtlos bleiben, nicht weil die Lobsprüche, welche Engelmann dem poesiereichen und markigen Inhalte der alten germanischen Dichtungen spendet, nicht berechtigt wären, sondern weil das in ihnen vorhandene Material immer ein in dieser Form nicht unmittelbar zu brauchender Rohstoff bleiben wird, während die Gestalten der antiken Mythologie durch die alten Dichter von Homer bis Ovid Fleisch und Blut bekommen haben und sich mit plastischer Deutlichkeit unserm Gedächtnisse einprägen. Darum wird auf dem Wege bloßer Nachdichtung oder leiser Umbildung, wie ihn Engelmann eingeschlagen hat, trotz der gewandten Ausführung, die ihm nicht abzustreiten ist, der von ihm erstrebte Zweck gewiß nicht erreicht werden. Ueberhaupt liegt schon in der lehrhaften Absichtlichkeit seines Versuches eine bedeutende Gefahr, dagegen ist es mit der größten Freude zu begrüßen, wenn unsere Dichter sich ohne einen andern als einen poetischen Zweck derartigen Stoffen zuwenden und sie in selbständiger Weise verarbeiten. Daß dies gar nicht so selten geschieht, ist dabei ein Beweis gegen die Berechtigung von Engelmann's Klagen über die Hintansetzung unsrer vaterländischen Sagenwelt; Arthur Fitger's „König Drosselbart“ und die umfangreichern Dichtungen von Julius Wolff, „der Rattenfänger von Hameln“ und „der wilde Jäger“, sind z. B. höchst gelungene Proben solcher zugleich wahrhaft poetischen und patriotischen Thätigkeit. E—e.

Notiz.

Zum Franzosenfeiertag in Schwaben. In dem Aufsatze in Nr. 51, 1879, „der Franzosenfeiertag in Schwaben“, ist des in der Schrift von Dr. Bunz als grundlos bezeichneten Gerüchtes Erwähnung gethan, daß zu gleicher Zeit auch im Elsaß wegen eines Einfalles der Deutschen Schrecken geherrscht habe. Wir erhalten mit Bezug hierauf folgende Zuschrift aus Stuttgart:

„Schreiber dieser Zeilen verweilte vom Herbste 1847 bis 1848 in Mülhausen und weiß sich noch sehr gut des panischen Schreckens zu erinnern, der die Mülhäuser Bevölkerung ergriff, als es hieß: „die Dütsche und die Kosacken kommen!“ Man berathschlagte sich in dem Hause, das ich bewohnte, wohin das Silberzeug am sichersten zu verstecken sei 2c., und erst auf meine energische Versicherung, daß meine Landsleute lange nicht so schlimm seien als die seligen Sansculotten, beruhigten sich die Mitbewohner.

Hüben wie drüben war die Panik gleich groß. G. S.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 26. Februar 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die höheren Schulen und die deutsche Literatur.*)

So weit geht doch jetzt die Uebereinstimmung der Pädagogen, daß alle ein gutes Stück der nationalen Literatur zur schulmäßigen Aneignung bringen wollen. Ansichten wie sie früher von bedeutenden Männern vertreten wurden, gemäß welchen deutsche Bücher nur der häuslichen Lectüre nachgelassen werden sollten, ja aber nicht die schulmäßige Arbeit von den allein geschätzten alten Klassikern ablenken durften, brauchen wir nicht mehr zu bekämpfen. Aber innerhalb dieser immerhin erfreulichen Harmonie besteht eine Fülle von abweichenden Ansichten, die Niemanden der erarbeiteten Uebereinstimmung froh werden läßt. Die Sache bleibt einer der schwierigsten und unfertigsten Abschnitte der Unterrichtslehre. Wirklich erledigt werden könnte die Frage nach dem Betriebe der Nationalliteratur nur durch eine neue Analyse des ganzen Unterrichtsbetriebes. Gegenwärtig können nur partielle Lösungen versucht werden, und dabei hat die praktische Erfahrung im wirklichen Schulleben ein gewichtiges Wort mitzureden, aber doch nicht das große Wort zu führen. Warum das letztere nicht, zeigt die pädagogische Literatur. Denn diejenigen Männer, welche über den Gegenstand gegenwärtig am meisten consultirt werden, Hincke, Ph. Wackernagel (R. Raumer), Heiland, Laas haben Alle längere Jahre praktische Lehrthätigkeit geübt, und W. Herbst, der so eben die Discussion wieder aufnimmt, ist erst recht ein praktisch erfahrener Pädagoge, aber wenn trotzdem in den Schriften jener Männer die verschiedensten Wünsche, Ansichten und Anweisungen zum Ausdruck kommen, so muß die Erfahrung des Amtes doch vieldeutig sein, und es müssen andere Gründe sein, die zu den großen Verschiedenheiten der Ansichten hintreiben.

Und das kann Niemand anders erwarten. Was muß nicht alles bei dieser pädagogischen Frage mitsprechen! Bald stellt sich die Frage vor uns, ob das, was man beabsichtigt an die Schüler zu bringen, allen ethischen Ansprüchen genügt, und darnach ergiebt sich ein bedeutendes Schwanken von

*) W. Herbst, Die neuhochdeutsche Literatur auf der obersten Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung. Gotha, F. A. Perthes. 1879.

Digitized by Google

mehr oder weniger; oder man fragt sich, was man eigentlich wolle und bei der geringen intellectuellen Entwickelung der Schüler wollen dürfe, liebende Erfassung einiger Dichtungen ohne viele „Zerklärung“, mit Abweisung eines biographisch-culturgeschichtlichen Begreifenwollens, oder ob im Gegentheile diese innere Entwickelung der großen wundervollen Literatur der eigentliche Gegenstand des Unterrichtes sein müsse, dem die Schul- und Hauslectüre nur zu dienen habe. Das ist denn entscheidend für die Behandlung im Ganzen, qualitativ und quantitativ. Allerlei populär-gedachte Rücksichten kommen dazwischen vor, z. B. was man gelesen haben müsse, um nicht in der Gesellschaft als ungebildet zu erscheinen. Sie sind wirksamer als alle tiefsinnigen Motive. Doch genug, um an die größten Schwierigkeiten auf diesem didactischen Gebiete zu erinnern.

Die Lehrmittel, die man der Schule gegeben hat, entsprechen vielfach der Rathlosigkeit der Sache. Eine pädagogische Caricatur geradezu sind viele „Literaturgeschichten“, die nach der ausdrücklichen Erklärung ihrer Verfasser für die Schüler bestimmt sind und einem längstgefühlten Bedürfnisse abhelfen sollen. Da schreibt denn so Einer von den indogermanischen Wanderungen bis auf Mörike und Geibel aus größeren Büchern ein chronologisch-eidographisches Compendium zusammen mit gegen 400 Autorennamen und 1000 bis 2000 Schriften, von denen er selbst vor seinem löblichen Unternehmen nichts gesehen hat, auch nicht den Titel. Nur ein Beispiel, wie man dabei, von dem Ganzen seiner Aufgabe angezogen, das Einzelne vernachlässigt. Eins der vernünftigsten Lehrmittel dieser Art, in seinen neuen Auflagen gewiß das beste, hat in der ersten Auflage bei der Inhaltsangabe von Maria Stuart Folgendes: „Talbot und Graf Shrewsbury sehen in der Verurtheilung der Maria nur einen Justizmord und können“ u. s. w. Dieser Plural ist offenbar kein Druckfehler, aber ein interessanter Beweis von der Art, wie solche Bücher entstehen. Wie gesagt, dies Buch ist eins der besten seiner Art und übt weise Beschränkung in dem Stoffe, anders als ein Schulbuch eines Vorgängers, das, wie als abschreckendes Beispiel erwähnt wird, auf einer Seite 54 Namen von zum Theil ganz unbekannten politischen Rednern der neuesten Zeit zum Besten giebt, wahrscheinlich auch, um das nationale Bewußtsein bis in die Rednerbühnen der Ständekammern, der Paulskirche und der übrigen Parlamente auszudehnen. Wer nun auf solche Bücher geräth, weil ihm die Aufgabe gestellt wird, „Literaturgeschichte“ zu betreiben, muß schon einen sehr starken Charakter oder ein sehr helles pädagogisches Bewußtsein haben, um nicht sein Gewissen zu beladen. Denn das Buch will ihn verleiten, von Dingen zu sprechen, die er nicht kennt, und von Büchern, die er nicht gelesen hat — eben wie manchmal der Verfasser — und über die nicht bekannten Bücher Urtheile zu verbreiten, die subjectiv unwahr, wenn auch möglicher-

Digitized by Google

weise objectiv richtig sind. Natürlich ist diese Manier nicht ein unabänderliches und unvermeidliches Schicksal, sonst würde man der Schule solche Lehrmittel verbieten. Aber wo mögen die Lehrer gefunden werden, die jenem Unfug nicht erlegen sind?

Aber, könnte man sagen, wir haben ja doch auch andere Lehrmittel nach Art der alten Klassiker. Wir haben ja deutsche Textausgaben mit Einleitungen und Commentaren. Gewiß, das ist schon etwas Anderes. Hier wird uns nicht blos wie in den Literaturgeschichten gesagt, was wir lesen könnten, wenn wir in den Besitz der Bücher gelangen könnten, und was wir dann für ein günstiges oder ungünstiges Urtheil haben könnten*), sondern wir müssen selbst lesen, und die Bemerkungen sollen nur zeigen, daß wir keineswegs Alles, weil es deutsch ist, schon verstehen und sollen die vorhandenen Schwierigkeiten auflösen. Freilich, was ist auch in dieser Commentation für ein Material in bester Absicht zum Hohne der Pädagogik zusammengeschleppt worden. Herbst giebt Seite 29 ein wahrhaft klassisches Beispiel: „So erschien vor 25 Jahren eine Erklärung von Schiller's ‚Glocke' im Umfange von circa 400 Seiten, in der bei der bekannten Brandscene auf, ni fallor, 6 bis 8 Seiten die umständlichste Beschreibung unserer städtischen Löschanstalten gegeben war, ohne dem Leser die Notiz zu schenken, die Löscheimer seien in der Regel von Leder. Ach, nicht blos diese!" Und doch auch solche Bücher sind noch nützlich, sofern sie nicht für den Schüler, sondern für den Lehrer bestimmt sind. Ein Glück ist es schon, daß wir nicht mehr die romantische Abneigung gegen jede Erklärung unserer Klassiker haben und uns nicht damit begnügen, einige große Dramen von dem besten Rhetor unter den Lehrern den Schülern der oberen Klassen in einem Zuge vorlesen zu lassen, damit sie „erfüllt seien von den großen Gestalten und mächtigen Geschicken". Es ist das ja ganz schön, aber es ist nicht Alles und vor Allem nicht das Erste. Es ist wirklich so, daß der denkfaule Schüler, wie er eben ist, erst durch Arbeit in dem Gegenstande genußfähig für denselben wird und das gehört eben auch zu dem allgemeinen pädagogischen Einverständnisse unserer Zeit.

Aber es muß doch etwas sein, was uns immer wieder auf die Literaturgeschichte zurückführt. Gewiß, es ist eine unausweichliche Forderung, die schönsten klassischen Texte, die wir dem Schüler vorlegen, doch nicht absolut isolirt zu lassen, sondern sie irgendwie in einer Reihe als Entwickelungsmomente aufzuweisen. Der Schüler der oberen Klassen ist in andern huma-

---

*) Zur Vorsicht giebt man uns das „bewährte" Geschmacksurtheil im voraus, damit wir vorkommendenfalls wissen, was wir zu urtheilen haben. Wie der französische Spießbürger nie in die erste Vorstellung eines Schauspieles geht, car il veut savoir d'avance les endroits où il doit rire et pleurer. Le feuilleton lui fournit des jugements tout faits sur toutes les matières. Ganz wie bei uns.

Digitized by Google

nistischen Studien, besonders in der Geschichte, Kirchengeschichte, in Allem, was Cultur und Culturgeschichte streift, an den Gedanken des Werdens und sich Entwickelns gewöhnt, man hat ihn in vieler Beziehung gezwungen, seine Gedanken nach dem Werden der Dinge und Verhältnisse richtig zu verknüpfen. So sollen ihm auch die gelesenen Stücke, Minna von Barnhelm, Tell, Wallenstein u. s. w. nicht als isolirte künstlerische Erscheinungen wie aus der Pistole geschossen vorkommen.

Aber über das „Wie" dieser Einreihung entspinnen sich die heftigen Widersprüche der Methodiker. Jene Compendien, bloße Auszüge aus Gervinus und Koberstein, treiben die Fiction am weitesten, denn sie denken an Literaturgeschichte, deren Unmöglichkeit in der Prima sie sich verhehlen. Anders denken schon Männer wie Hincke. Sie wollen nicht das qualitativ und quantitativ Unmögliche einer ganzen Literaturgeschichte; aber in beschränkten Perioden, zumal in der Zeit nach der Reformation, wollen sie doch qualitativ sehr Bedeutendes erreichen. Ernst Laas sieht sehr wohl, daß hier Verstiegenheiten vorliegen, und er selbst geht nicht so weit. Ich kann überhaupt nicht recht billigen, daß man Laas jetzt manchmal als Repräsentanten übertriebener Anforderungen hinstellt, oder gar seine Forderungen als ganz oder halb „toll" bezeichnet. Allerdings geht er mir zu weit, aber liegt nicht schon in der Berliner Jugend höherer Stände, mit ihrer durch locale und Familieneinflüsse gesteigerten Theilnahme für ästhetische Erörterungen eine Entschuldigung für ihn, der mit dieser Jugend zu thun hatte? Was er an einem seiner früheren Lehrer auszusetzen hat, daß er nicht zwischen Schule und Universität habe unterscheiden können, das ist eben auch sein Unglück. Nur ein Beispiel. Laas will Julius Cäsar von Shakespeare gelesen wissen, und zwar in Secunda. Dagegen ist nichts zu sagen, aber man sehe die Begründung. Er sagt Seite 258: „Julius Cäsar muß geradezu auf der Schule gelesen werden, man (?) weiß, wie er Lessing schon im Samuel Henzi als Muster vorschwebte, wie Schiller ihn in den Räubern, im Fiesco ausnutzte, wie er ihm bei seinen theoretischen Erörterungen fortwährend im Sinne lag." Und das soll sich auf die Schule beziehen! Wie nun, wenn die Schule sagt: „wir wollen nichts mit Samuel Henzi, nichts mit Schiller's Räubern und Fiesco zu thun haben, und es ist uns gleichgültig, was Schiller'n bei seinen theoretischen Erörterungen fortwährend im Sinne lag." Und so geht es bei ihm noch oft. Man sieht, es ist die Absicht, nicht blos die Literaturwerke in das geistige Leben des Dichters und Schriftstellers richtig einzuordnen, sondern den ganzen Strom der Literatur innerhalb des abgesteckten Zeitraumes in seiner Entstehung, beständigen Wechselwirkung, in dem Fortwirken und Ueberspringen der Motive zu andern Männern, Zeiten, Völkern zu verfolgen. Das ist nun sehr werthvoll, und diese Art von Arbeit ist ja besonders den

Deutschen sehr ans Herz gewachsen. Aber den Secundanern und Primanern diese Anstrengung zuzumuthen, grenzt allerdings an — Schwärmerei. Auch ist die Sache bei Laas nicht so schlimm gemeint. Leider liegt etwas der Art in der jetzigen Zeit. Nachdem so lange die Alten für die Entwickelung des Intellects und des stilistischen Könnens ausschließlich verwendbar schienen, glaubte man sich zu Ehren der neuen Entwickelung Deutschlands verpflichtet, zu zeigen, daß unsere eigene Literatur, die eben eine „uferlose Weltliteratur" ist, noch höhere Bildungskraft an schwereren Aufgaben entwickele und hoffte so auch die beste Brücke vom Gymnasium zur Realschule zu schlagen. Allerdings eine gewisse Betonung dieser Disciplin war nothwendig, und von dem übermäßigen Drucke zwingt ja schon die zähe Natur der Dinge zurückzukommen.

Willkommen ist es uns, für die Rückkehr unserer Pädagogik zu maßvolleren Zielen auf dem Gebiete deutscher Literatur auf das Büchlein von Wilhelm Herbst verweisen zu können. Der Verfasser ist nicht blos als einer unserer gebildetsten und erfahrensten Schulmänner bekannt, er hat gerade auf diesem Gebiete der Literatur, als er das Lebensbild von Claudius und von Voß entwarf, jahrelang in den Quellen unserer neuen Literatur, auch den entlegensten, arbeiten müssen. Nun giebt er uns für seinen Gegenstand den „Niederschlag langjähriger Erfahrung und vielfachen Nachdenkens"; zunächst ein „Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte" für die Hand der Schüler, die neuhochdeutsche Literatur umfassend (nur 57 Seiten), dann für den Lehrer als Anweisung oder erläuternde Bemerkungen zum Vorigen: Die neuhochdeutsche Literatur auf der obersten Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung (nur 29 Seiten). Dazu kommt dann als drittes, oder wenn man will, erstes Stück: „Die mittelhochdeutsche Literatur", von Dr. Robert Boxberger in Erfurt verfaßt, wie er sagt, nach „den Intentionen" von Dr. Herbst (29 Seiten). Wir müssen bekennen, daß wir zwar eine principielle und wissenschaftliche Verständigung über den Gegenstand vorgezogen haben würden. Da diese Erledigung der Schwierigkeit aber vielleicht noch nicht möglich ist, besonders für Männer, die, wie wir, zu lange alle pädagogischen Fragen vom Standpuncte der preußischen Schulreglements und des Abiturientenzieles betrachtet haben, so nehmen wir auch die vorliegende empirisch-technische Behandlung des Gegenstandes dankbar hin und leben der Hoffnung, daß diese pädagogische Gabe auch außerhalb der Lehrerwelt einigermaßen zur Klärung der Ansichten beitragen wird.

Herbst stellt gleich den wichtigen Grundsatz hin, „daß man in der Literaturstunde (in der Regel) nicht über den Anschauungskreis der Schüler und die diesen erreichbare Quellenkunde hinausgehen dürfe". Und was die Behandlung im Ganzen betreffe, so zeichnet er als die naturgemäße Stufenfolge

Digitized by Google

von 4 Betrachtungsweisen 1) das Einzelwerk, 2) den Meister, 3) Zeit- und Culturzusammenhang, 4) ästhetisch-philosophische Würdigung. Von diesen 4 schließt er 3 und 4 von der Schule aus, aber er bleibt auch nicht beim Einzelwerke stehen, wiewohl ihm die Lectüre immer das Wesentliche bleibt, sondern will die biographische Verknüpfung auch noch der Schule vindiciren. Und was die Lebensläufe unserer großen Dichter angeht, so hat Herbst natürlich nicht die Meinung, als könne der Primaner wirklich in sie eindringen, er meint mehr den äußern Verlauf des Lebens, und wie auch in dieser Begrenzung Biographisches und Persönliches, so weit es Jeder begreift, wichtig werden muß für das Verständniß der einzelnen Hervorbringungen, hat ja für Goethe sich noch neulich in Herman Grimm's Vorlesungen anschaulich gezeigt. Und wenn Herbst Nr. 3 und 4 ausschließt, so ist das auch mehr eine principielle Warnung, gelegentlich verschmäht er ästhetische Urtheile nicht, und culturgeschichtliche Notizen wird man auch nicht absolut von sich weisen, wenn sie sich schon dem Standpuncte des Schülers verständlich und heilsam erweisen.

Mehr tritt noch die eigenthümliche Beschränkung des quantitativen Stoffes bei Herbst hervor, denn er beginnt mit Klopstock, und neben diesem will er principiell nur noch Lessing, Goethe (bis 1832) und Schiller behandelt wissen; nämlich ex professo, denn auch andere Namen kommen wohl vor; Wieland und Herder z. B. Auch ist vorgesehen, daß die Schüler von der Romantik und von den Dichtern der Freiheitskriege, auch von Uhland, das Nöthige erfahren. Auch will ein „Epilog" verhindern, daß der Schüler sich einbilde, mit Goethe's Tode sei Alles dahin und die Gegenwart lebe in poetischer Unfruchtbarkeit.

Bei aller Neigung nicht zu sehr anzustoßen, sehen wir doch Herbst mehr als bisher üblich war oder erträglich schien, mit der oft empfohlenen Beschränkung Ernst machen. Es ist wahrhaft erquicklich, bei ihm zu lesen, daß Wieland nicht der Jugend gehört, er scheint allmählich überhaupt dem Volke nicht mehr zu gehören, sondern fast nur den gelehrten Liebhabern der Literatur. Indeß auch Herbst widmet Wieland episodisch doch wenigstens eine halbe Seite bei Goethe's Eintritt in den Weimarschen Kreis und Herder kurz vorher noch etwas mehr. Hätten wir von Herder eine zweckmäßige Auswahl von Prosa, so würde ich recht viel von ihm lesen lassen; wir brauchen ihn ja darum nicht weniger zu beachten, weil er kein eigentlicher Dichter ist.

Das von Herbst festgehaltene Requisit des Fragmentarischen — und es läßt sich ja auch bei einer Hiecke'schen Behandlungsweise der Sache nicht abstreifen — tritt auch bei der Auswahl dessen, was er bei seinen vier großen Schriftstellern zur Kenntnißnahme heranzieht, völlig deutlich hervor. Er selbst

sagt es wiederholt. Von Klopstock werden die Oden, Fragmente des Messias und der erste Gesang des Messias (vollständig) genannt als zu lesen. Die biographische Skizze hätte demgemäß noch einfacher sein können. Von Lessing will Herbst in der Klasse oder zu Hause zur Anschauung bringen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, (Stücke aus der H. Dramaturgie) und Partieen aus Laokoon. Von Goethe weder Werther, noch Wilhelm Meister, noch Wahlverwandtschaften, noch Faust — mit Ausnahme einiger vorzulesender Stellen —; „Dichtung und Wahrheit" will er nur zu lesen empfehlen; dagegen besonders wichtig sind ihm Egmont, Götz von Berlichingen, Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea. Von Schiller: Wallenstein, Tell und andere Schiller'sche Stücke, Stücke aus den historischen und philosophischen Schriften, viele lyrische Gedichte, in Prima auch Spaziergang, Ideal und Leben. Von Rückert aus den Geharnischten Sonetten. Von Uhland auch Ernst von Schwaben. Man sieht, er scheut nicht den Vorwurf der Einseitigkeit oder Dürftigkeit in dieser Beziehung. Er weiß, daß vielmehr das Angegebene noch eine recht tüchtige, im Interpretiren maßhaltende Persönlichkeit voraussetzt. Und diese Einsicht ist vielleicht noch wichtiger, als das Einzelne in seinen Vorschlägen, die wohl der Abänderung unterliegen dürfen, je nach persönlichen Verhältnissen des Lehrers oder der Schüler, ja je nach der Natur des Ortes, wo die Schule liegt. Jedenfalls brauchen wir uns in diesem Aufsatze nicht mit diesen Einzelheiten zu beschäftigen. Es kam nur darauf an, auf die Stellung hinzuweisen, die das Unternehmen des Herrn Rector Herbst im Ganzen einnimmt. Die letzten Jahre haben nicht blos auf dem Gebiete der politischen und socialen Reformen viele neue Ideen angeregt, sondern auch der Schule Culturideale und Aufgaben vorgehalten, die neben Ansprechendem auch recht viel Trügerisches in sich bargen. Unwillkürlich reißt uns dieses trübe Gemisch eine Strecke mit sich fort. Aber die alte Ueberlieferung wird doch nicht einfach fortgeschwemmt. Es findet sich doch immer Jemand, der mit Nüchternheit und ohne gegen die Bedürfnisse der neuen Zeit sich zu verschließen, die alten, längst erarbeiteten Principien der Pädagogik wieder zur Geltung bringt. In dieser Beleuchtung sehe ich die genannten Arbeiten Herbst's und bin dessen gewiß, daß sie eine erhebliche Wirkung üben werden.

Eine Reise vor hundert Jahren.

Unlängst ist in dieser Zeitschrift das Büchlein zur Anzeige gebracht worden: „Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren" (Breitkopf und Härtel), das aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten

Digitized by Google

pietätvoll an's Licht gestellt ist. Von demselben Verfasser und aus derselben Zeit stammen die nachfolgenden Blätter: sie beschreiben die Reise oder vielmehr die Reisen, die der Leipziger Student nach Göttingen zu unternehmen pflegte. Damals war eine solche Reise wirklich ein Unternehmen, und es muthet uns Kinder eines andern Jahrhunderts eigen an, durch die umständliche Beschreibung dieser Fahrten von Meile zu Meile, von Station zu Station wieder lebhaft in die Zeit der Post- und Küchenkutschen zurückversetzt zu werden. Man wird in dieser Aufzeichnung dieselbe trockene Gewissenhaftigkeit, denselben offnen Sinn, denselben Eifer, sich überall zu unterrichten, finden, wie in jener Schilderung der Universität Leipzig. Der Student hieß, wie aus den Anmerkungen des Herausgebers jener Schrift zu ersehen ist, Johann Heinrich Jugler. Er war geboren in Lüneburg den 21. September 1758, und starb im Jahre 1814 als Landphysicus in seiner Vaterstadt. Zur Ergänzung, theilweise Berichtigung der an jener Stelle gegebenen biographischen Mittheilungen mag hier noch beigefügt sein, daß er in Leipzig Michaeli 1777 bis 1779, in Bützow und Göttingen 1779 bis 1781 Medicin studirt hat, später auch das medicinisch-chirurgische Institut zu Berlin, „das jetzt eines der berühmtesten ist und die Besuchung desselben einem Medico zur Vervollkommnung seiner Kunst sehr nützlich werden kann", wie es in einem auf seine Studienverhältnisse bezüglichen Actenstücke von 1781 heißt, besucht hat; ferner, daß er vor dem Antritte der Stelle in Lüneburg nicht in Luckow, sondern Lüchow Landphysicus gewesen ist; endlich, daß sein Vater, der königlich großbritannische und churfürstlich braunschweig-lüneburgische Rath nicht Curator, sondern Inspector, d. h. Director der Lüneburger Ritterakademie gewesen ist. Und nun mag der Student von 1779 selbst das Wort zu seiner Reisebeschreibung nehmen.

1.

Von Leipzig nach Gorßleben.

Ich habe diese kleine Reise von 12 Meilen mehr als einmal, und allemal sehr vergnügt, gemacht. Das erstemal war zu Ostern 1778, wo ich nebst andern Passagieren die Gesellschaft des Herrn Pastor Müller aus Soest in Westphalen hatte, eines ansehnlichen, großen, schätzbaren Mannes, der von London zurückkam, und von Leipzig über Cassel wieder nach Hause reisete. Er unterhielt uns die kalte, stürmische, nasse Nacht durch auf das angenehmste. Erst in Cölleda, wo er abgieng, sagte er mir seinen Namen. Im Anfange, etwa bis Merseburg, hielten wir ihn für Basedow, der gerade zu der Zeit in Leipzig war, und mit dem er in der Statur einige Aehnlichkeit hat, den aber keiner von uns genau genug kannte. Ich sagte ihm dies in Cölleda,

Digitized by Google

als ich Abschied von ihm nahm. „Das wäre mir nicht lieb, daß ich das wäre," antwortete er lächelnd.

Die bequemste Art, diese Tour zu machen, ist auf der Casselschen Post. Diese geht Mittwochs und Sonnabends in Leipzig ab. Sie soll um 9, halb 10 Uhr abgehen: ich weiß, daß sie oft nach 10 Uhr erst aus Leipzig fuhr. Gemeiniglich kann man sich in der Zeit nach dem Abholen des Coffers richten, worauf in einer guten halben Stunde die Post abfährt. Zuweilen, und fast immer gegen die Meßzeit, ist sie sehr stark besetzt; deswegen thut man wohl, sich den Tag vorher früh einschreiben zu lassen, um einen guten Platz zu gewinnen. Einschreiben läßt man sich am besten bis Cölleda, (denn näher nach Gorsleben kömmt die Post nicht) welches auf der Post 11 Meilen gerechnet werden, ohngeachtet es nur eigentlich 10½ Meilen sind. Dafür bezahlt man auf dem Posthause in Leipzig die Meile mit 3 ggr. = 1 thlr. 9 ggr. Dem Coffreträger 'giebt man nichts, sondern das bezahlt man zugleich mit den 4 ggr. Wagenmeistergeld, welches man dem Wagenmeister giebt. Man kann sich, wie man will, entweder vor dem Thore, oder auch in Lindenau, aufsetzen; nur muß man alsdann dies dem Coffreträger sagen. Stationen hat man auf diesem Wege bis Cölleda vier, 1) Merseburg, drey Meilen, wo man also 6 ggr. Stationengeld bezahlt, 2) Freiburg, drey Meilen, = 6 ggr. 3) Heßler, zwey Meilen, = 4 ggr. 4) Großneuhausen, zwey Meilen, = 4 ggr. In Cölleda giebt man dem Postillion 2 ggr. Stationengeld, welche dieser in das Weißenseesche Postamt (wohin die Post von Cölleda geht) liefert. Außerdem giebt man auf jeder Station dem Postillion 2 ggr. Trinkgeld, und in Cölleda eben so viel. Also kostet einem die ganze Reise, ohne Zehrung,

Auf der Post in Leipzig	1 thlr.	9 ggr.
Stationengeld, 11 Meilen	— „	22 „
Trinkgeld für den Postillion, 5 Stationen .	— „	10 „
	2 thlr.	17 ggr.

Mit dieser Post fährt man von Leipzig aus dem Ranstädter Thore, die Funkenburg, den Kuhthurm vorbey, über Lindenau. Bis hieher ist keine sehr hübsche Gegend, blos Wiesen und Holz, zur Rechten und Linken, und der Horizont ganz nahe von Bäumen eingeschlossen. Hinter Lindenau fängt sie an, besser zu werden; der Horizont erweitert sich und ist entfernter. Auch sieht man schon hin und wieder Anhöhen, und die Gegenden sind etwas abwechselnder. So geht die Reise die holländische Windmühle vorbey, bis zum schwarzen Bären, einem einzelnen Hause, wo der Postillion etwas füttert, und man wohl thut, zu Mittage zu essen. Der Tisch geht an, und ist billig. Hier ist ohngefähr die Hälfte Weges bis Merseburg. So, wie man von

Digitized by Google

hier abfährt, hat man eine herrliche Aussicht vor Augen: Doppelreihen von unterschiednen Bäumen, Erhöhungen des Landes, dazwischen lachende Aecker und Wiesen mit ihren mannigfaltigen Farben; und der Horizont von Anhöhen geschloßen, die allmählig sich herunterneigen und zu Aeckern oder Wiesen werden. Diese Aussicht dauert bis nach Merseburg, doch, dünkt mich, verliehrt sie nahe vor dieser Stadt etwas, weil das Land ebener wird. Kurz vor Merseburg kömmt man über eine hübsche Brücke, die über die Saale führt.

Merseburg ist die erste Poststation, und drey Meilen von Leipzig. Die Stadt ist groß genug, und liegt angenehm. Sie giebt einen guten Prospect. Auf dem Wege, auf dem man von Leipzig dahin kömmt, liegt gleich vor der Stadt, zur Rechten, ein artiges Gartenhaus, zu dem ein Gewächshaus gehört, das man über die Planke hervorragen sieht. Gleich darneben ist das St. Andreähospital, ein kleines, aber gutes Gebäude. Hier wird einem die Armenbüchse präsentirt. Nun kömmt man durch die Vorstadt, die freylich kläglich ist, in die Stadt. Auf dem Posthause ist man eigentlich gar nicht zur Bewirthung der Passagiere eingerichtet: zuweilen kann man nichts haben, als Caffee und Bier, höchstens kalte Küche; sonst zu Essen gar nichts; zuweilen kann man warm Essen bekommen: aber in beiden Fällen wird für die Zeche übermässig gefordert, und noch obendrein bittet wohl gar die Köchin um ein Trinkgeld. Besser thut man, in den Gasthof zur Sonne zu gehen, welcher nicht weit von der Post liegt. Man wird hier billiger, und gut bedient. — Die Stadt hat einige, nach ihrer Art, sehr gute Häuser. Der Dom und das Schloß sollen von innen sehenswerth seyn. Die Domkirche ist, wie der Baron Pöllnitz recht sagt, ein gothisches Gebäude, worin das Grab des Kaisers Rudolf von Schwarzburg gezeigt wird. (Richtig: des 1080 gefallenen Gegenkönigs Rudolf von Schwaben.) Ich habe sie innen nicht gesehn. Das Rathhaus ist allenfalls noch so ziemlich: an der Seite steht an der Wand das Merseburgische Wapen: über der Thür stehn ein paar groteske Figuren, die wohl nicht leicht zu errathen sind; die eine, die dem, der außen steht, zur Linken ist, hat etwas in der Hand, das eher einem Sonnenschirme von Taffend, mit Fränzen besetzt, und langem Stiele, ähnlich sieht, als dem Dinge, das es etwa vorstellen soll.

Von Merseburg geht es auf Freiburg. Die Gegend ist herrlich. Gleich rechter Hand, wenn man zum Thore von Merseburg ausfährt, geht ein langer Train von lauter Dörfern fort, die zum Theil schöne Kirchen präsentiren, und beinahe an einander zu liegen scheinen, fort; dieser Prospect thut eine außerordentliche Würkung, zumal da einige dieser Dörfer etwas tiefer, als die andern liegen. Zwischen Merseburg und Freyburg, näher etwas nach dem letzteren Orte zu, kömmt man bey dem berühmten Roßbacher Schlacht-

Digitized by Google

selbe vorbey, welches man links liegen läßt, und wo 1757 die Preussen über die französische Armee ꝛc. siegten, und rechter Hand fährt man nahe an dem, etwas erhaben liegenden, Baume weg, von wo aus der König von Preussen die Bataille observirte. Das Dorf Roßbach selbst sieht man auch, aber es liegt etwas entfernter. Näher nach Freiburg zu wird die Aussicht düstrer und melancholischer, bleibt aber immer schön, und man kömmt durch einige Hohlwege.

Freiburg liegt etwas tiefer, als der Bezirk der Gegend umher, welche sehr schön ist, obgleich noch nicht so schön, als die Naumburger. Vorzüglich nimmt sie sich auf der Seite aus, wo man nach Heßler ꝛc. hinausfährt, oder nach Taucha; denn hier sind, denke ich, die mehrsten Weinberge. Der Wein hier ist erträglich: man bezahlt für die Bouteille etwa 4 ggr. Wer nur so lange sich hier aufhält, bis die Post weiter geht, und umgepackt ist, der findet im Posthause gutes Essen, und andre Bedienung. Ich weiß nicht, ob man auch Nachts dort logiren kann. Der Gasthof zum Ringe, am Markte, ist bequem, und mit ziemlich guten Zimmern versehen: man wird gut und wohlfeil bedient. Auf dem Markte sieht man auf einem Piedestal eine Statüe zu Pferde von Stein, die, falls ich mich recht erinnre, den Herzog Christian den Wilden von Weisenfels vorstellt. Sie stand mit andern Statüen im Friedensthale, zwischen Pödelist und Freyburg. Alle aber wurden endlich auf Befehl verkauft, wo diese eine ein Bauer vor ein Spottgeld erhandelte. Der Rath in Freiburg kaufte sie ihm wieder ab, (aus Dankbarkeit gegen den Herrn, den sie vorstellt, weil derselbe, denk ich, Freiburg oft besucht und sehr lieb gehabt hatte,) und ließ sie auf das Neue vergülden — aber nicht vor sein Geld; sondern jeder Bürger muste dazu nach seinem Vermögen beytragen. Dies letztre weiß ich von einem Freiburger Bürger selbst, der das Ding noch nicht ganz vergessen konnte. Die Statüe ist nicht fein und künstlich, aber doch, dünkt mich, noch regelmässig genug gearbeitet, und fast das einzige, was Freiburg Merkwürdiges hat. Häuser und öffentliche Gebäude sind nicht schön, und die Kirche, die dem Posthause gegen über ist, ist auch weiter nicht sehenswerth. Aber das Schloß verdient wenigstens von aussen gesehen zu werden: inwendig zweifle ich, ob etwas zu sehen ist; man sagte mir, es wohne ein Pachter oben, was aber davon die nähere Beschaffenheit ist, weiß ich nicht. Es hat erstaunend viel kleine, spitze Thürmchen, und scheint noch gute, wenigstens standhafte, Gebäude und Mauern zu haben. Es liegt auf einem Berge, der ziemlich steil ist: aber der Aufgang ist nicht so steil, und durch einen Treppengang erleichtert. Ich bedaure, daß es schon Abenddämmerung beinahe war, als ich hinaufstieg; ich glaube, schon allein die schöne Aussicht, die oben seyn muß, verdient eine Ersteigung des Berges, welcher ohnehin nicht sehr hoch ist.

Digitized by Google

Uebrigens fließt bey Freiburg die Unstrut, welche von hier den Weg nach Naumburg nimmt und sich vor dieser Stadt mit der Saale vereinigt. Freiburg ist die zweite Poststation auf dieser Reise, und drey Meilen von Merseburg, also sechs Meilen von Leipzig. Die Post von Merseburg kömmt gegen Nacht dort an, und auf der Retour noch später. Trifft es sich gerade, daß man bey der Durchreise durch Freiburg Mondenschein hat; so hat man auf dem Wege nach Heßler hinaus, so bald man aus dem Thore ist, einen sehr angenehmen Anblick an den Weinbergen, die man zu beiden Seiten liegen hat, und an den kleinen, zum Theil recht hübschen, weissen Weinberghäuschen, aus deren einigen die Laterne eines Wächters entgegenschimmert.

Von hier bis Heßler sind zwey Meilen. Den Weg habe ich nicht bemerken können, so wenig als die Gegend, weil man hier allemal, auch Retour, in der Nacht passirt. So viel weiß ich, daß man zuweilen durch eine Allee und einen Wald fährt.

Heßler selbst, die dritte Station, ist ein blosses Dorf. Der Postmeister war zu meiner Zeit ein artiger und gefälliger Mann, und ein Schwager von Herr Hillern in Leipzig, dessen Frau, glaub ich, seine Schwester ist.

Von Heßler fährt man auch noch in der Nacht wieder ab, welche noch den ersten Theil des Weges daurt. Von hier bis Grosneuhausen werden auf der Post zwey Meilen gerechnet, die dem sehr groß vorkommen, der nicht weiß, daß der Weg eine gute Strecke lang durch das Weimarische geht, welches nicht mit in Betracht kommen darf auf der Ch. Sächs. Post, wie man mir sagte. Der Weg geht unter andern durch die Dörfer Eßleben, und Harsleben, wovon das erste ein klägliches Wirthshaus, das letzte aber ein desto besseres, und überhaupt einige artigere Gebäude hat.

Grosneuhausen, zwey Meilen von Heßler, die vierte Station, ist ebenfalls ein Dorf, und gehört eigentlich den Grafen von Werthern. Dem Posthause gegen über ist das artig sich präsentirende Schloß mit dem Gräflichen Wapen über der Thür. Der hiesige Postmeister war nicht ganz Bauer, aber doch auch nicht so gar keiner, wie der Heßlersche. Man kömmt hier frühmorgens, ohngefähr um sechs, sieben Uhr, an. Man kann Caffee ꝛc. u. d. gl. wohl auf dem Posthause bekommen, aber er ist erbärmlich, und das Geräth eckelhaft. Ich ließ mir immer Eier mit Essigbrühe und Speck hier zum Frühstücke machen, wobey ich mich noch am besten stand, ohngeachtet auch nicht viel daran war.

Etwa nach einer Stunde geht die Post hier wieder ab, über Cölleda ꝛc. nach Weissensee, wo eine neue Station ist. So wie man nur ein wenig von Grosneuhausen sich entfernt, sieht man Cölleda schon vor sich, welches sich mit seinen Ziegeldächern artig, und weitläuftig genug, präsentirt. Die Gegend stellt so ziemlich eine Ebene vor, und der Horizont hinten ist von schön ab-

Digitized by Google

wechselnden Bergen entfernt umschlossen: im Grunde ist der Boden, worauf man fährt, ein Hügel, man merkt nur die Veränderungen der Höhe und Tieffe nicht so sehr. Man fährt etwa eine Stunde bis Cölleda.

Cölleda, im gemeinen Leben Cöln, (Kuhcöln) ein Städtchen, ebenfalls den Grafen von Werthern zugehörig, liegt, obgleich nicht unmittelbar nahe, an der Unstrut, die alsdann bey Grifsstädt, Gorßleben, Sachsenburg 2c. vorbey geht. Zu sehen ist in Cölleda gar nichts. Die Post hält hier blos an, um Briefe 2c. abzugeben: es ist auch hier nur blos ein Postsecretair. Ich stieg hier ab, und ließ meinen Coffre in den Hommelschen Gasthof (zum schwarzen Adler, wenn ich nicht irre,) bringen, und begab mich selbst dahin. Essen 2c. ist nicht sonderlich: man kann Wein hier haben, der mir auch nicht schmeckte.

Von Cölleda bis Gorsleben werden drey Stunden gerechnet; in welcher Zeit man es mässig gehen kann. Ich wurde von hier entweder mit einem Gorslebischen Wagen abgeholt; oder ich nahm in Cölleda (aus dem Hommelschen Gasthofe) einen Leiterwagen mit vier Pferden, wovor ich etwa einen Gülden (20 ggr.) gab; oder ich gieng auch zu Fuße. Der Weg geht durch die angenehmsten Gegenden, die sehr abwechselud, und voller Berge sind, durch Schillingstedt, 2c. Beichlingen vorbey, 2c. und hernach läßt man Etzleben linker Hand liegen.

Gorßleben liegt in einer der angenehmsten Gegenden Thüringens, und ist eines der besten und angesehensten Dörfer in dem umherliegenden Bezirk; der Pfarrdienst ist einer der einträglichsten, obgleich kein Filial, und kein eingepfarrtes Dorf dazu gehört. Es sind wenigstens 4 bis 5 Rittergüter im Orte, die ganz ansehnlich zum Theil sind; und das Dorf besteht aus 120 Häusern, wo ich nicht irre. Es gehört unter das Amt Sachsenburg, und die Pfarre gehört in die Diöces Weissensee.

Gorßleben liegt an der Unstrut, welche gleich daneben vorbeyfließt, und oft die umliegenden Gegenden mit großem Wasser überschwemmt. Sie geht von hier nordwärts gegen Artern hinauf, geht wieder herunter, und ostwärts Wendelstein, Reinsdorf, Nebra, Laucha, vorbey, nach Freiburg; an der Lossa, welche unmittelbar von Etzleben herunterkömmt, und sich bei der sogenannten Kuhbrücke mit der Unstrut verbindet. Bey dem nahgelegnen Sachsenburg fällt die Wipper ebenfalls in die Unstrut.

Die Gegend umher ist ausserordentlich schön; vorzüglich habe ich mich immer an der herrlichen Aussicht geweidet, die gerade der Pfarre gegen über an den fruchtbaren Bergen sich präsentirt, an denen unten bebaute Felder hinlaufen. Oft setzte ich mich auf den großen platten Stein vor der Hofthür der Pfarre, um bey heiterm Wetter mich an dem reitzenden Prospect, und dem viererley verschiednen Grün, das die gegenüberliegende Reihe von

Digitized by Google

Bergen darstellet, zu erheitern, und den schönen schnurgeraden Wuchs der hohen Esche, gerade der Pfarre über, zu bewundern!

Haec et ego quondam gustavi gaudia Vestra:
Heu, placuit nimium vita beata mihi!

Unter den zum Dorf gehörigen Bergen sind viele Weinberge, die schöne Trauben liefern, — auch Muscateller. Meinem Oncle wurden ihrer zur Zeit der Lese von jeder Familie seiner Bauern gebracht. Wein wird glücklicher Weise nicht daraus bereitet, als was der Becker thut, welcher den Wein zur Communion liefern muß. Ich habe diesen getrunken: er war erbärmlich sauer. Ausserdem hat der Ort sehr schöne, beinahe die besten, Viehweiden und Wiesen in der Gegend, welche das sogenannte Küh- und Pferderiet ausmachen. Diese, so wie die Weinberge, geben schöne ländliche Spatziergänge. Die Gärten, die zum Theil groß sind, sind meistens Obstgärten. Sie liegen, wenigstens die besten unter ihnen, an der Unstrut. Einige kleine Lustgärtchen, z. E. der v. Germarsche, der Schallersche, werden angenehm durch die gleich darneben fließende Unstrut, von der ein Stacket sie trennet.

Das Dorf selbst ist mit einer Mauer eingefaßt, und hat zwey Thore, das Ober- und Unterthor; ich weiß nicht, ob das so leicht bey einem andern Dorfe seyn wird. Der Pfarre gegen über ist ein Stück dieser Mauer eingefallen, und nicht wieder aufgerichtet. Diese Stelle, die manchen Weg verkürzt, heißt nur schlechtweg die Lücke. Der Ort hat seine Mühle, seinen Becker, seinen Schneider, seinen Schuster, Leinweber, Balbier, ꝛc. und ausserdem einen Cantor, der zugleich Knabenschulmeister ist, und einen Mädchenschulmeister. Der Hoymbürger ist hier etwa das, was an andern Orten der Schulze, und ist, so wie die Gerichtsschöppen, einer der Einwohner des Dorfs. Die Kirche ist in ihrer Art schön, und helle; sie ist eigentlich dem heil. Bonifacius geweihet, dessen hölzerne Statue auch rechter Hand vom Altar steht. Die Rudera einer andern vormaligen Kirche, der Johanniskirche, sieht man noch außen im Unterdorfe. Inwendig ist ein rundes Loch, das ohngefähr die Figur einer Thurmglocke hat: man giebt vor, es sey hier einmal etwas ausgegraben worden.

Was diesen Ort aber wirklich in der Gelehrtengeschichte merkwürdig macht, ist, daß er der Geburtsort des Sethus Calvisius ist, dessen großes Brustbild, auf Leinwand gemahlt, in der Kirche daselbst linker Hand des Altares hängt. An der Malerey ist nichts. Um dem Gemälde steht: „Sethus Calvisius, Astronomus. Chronologus. Musicus. Poeta. Aetatis LX. Moribus antiquis.“ Unter dem Bilde lieset man folgende Verse:

„Sethus Calvisius ist der berühmte Mann,
Von dem Gorßleben sich mit Rechte rühmen kann,

Weil er an diesem Ort ans Licht der Welt gebohren; ad. 1556.
Chronologie, Music, und andrer Künste Ruhm,
War vor gelehrter Welt sein rechtes Eigenthum,
Drum hat ihn Leipzig auch nicht ohne Schmerz verlohren.

copirt im Monat Martii 1738.
J. F. Fritsch."

Diese Copie soll nach dem Originale auf der Leipziger Pauliner Bibliothek seyn. — Nähere Nachrichten von Calvisius, die man hier zu finden vermuthen muß, fehlen, denn die Kirchenbücher von der Zeit sind verbrannt. Seine Vorfahren hießen Kalbitz: es sind noch in Hemleben Kalbitze: er nannte sich aber Calvisius.

Sonst kann man auch von Leipzig nach Gorßleben mit der Braunschweiger Küchenkutsche, (oder der sogenannten gelben Kutsche) reisen. Man läßt sich in Leipzig auf der alten Post bis Wallhausen einschreiben, welches 10 Meilen sind, wofür man, (die Meile 3 ggr.) 1 thlr. 6 ggr. bezahlt, ohne weiter auf den Stationen etwas zu geben, als dem Schwager 2 ggr. Trinkgeld. Allein der Schaffner, der mit dieser Post fährt, prätendirt wohl freigehalten zu werden; und überdem geht es mit der Kutsche ungleich langsamer, als mit der offenen Post. Von Wallhausen bis Gorßleben sind alsdann noch 5 Stunden, die man zu Fuße, mit einem Bothen, machen kann.

Ich bin auf dieser Postkutsche nie gefahren.

Sonst reisete ich auch einmal von Leipzig nach Gorsleben bis Freiburg mit der ordentlichen Casseler Post, und fuhr, mit Gelegenheit einer Chaise der Fräul. von Germar, von Freiburg über Scheiplitz, Laucha, Bebra, ꝛc. den Lauhartschen Gasthof, Bacher, Münder, Battichendorf, Schaafe, Cölleda zur Seite, Beichlingen vorbey, vollends nach Gorsleben.

Von Freiburg aus gieng ich erst nach Schönburg, einem Dorfe zwey Stunden von dieser Stadt, wo ich bey dem Hrn. Pastor Friedel, einem Schwager meiner Tante in Gorsleben, eine Nacht blieb. Gleich vor Schönburg muß man sich auf einem Kahne über die Saale setzen lassen, welche gleich am Dorfe wegfließt. Aus dem Pfarrgarten sieht man unten auf einen Theil der Landstraße nach Weissenfels und Naumburg; hart an dieser Straße fließt die Saale. Ueberhaupt liegt die Pfarre etwas erhaben, und erlaubt daher eine gute Aussicht. Die hiesige Kirche ist von innen recht artig, und hübsch ausgemahlt, und helle. Sie ist nicht klein: sie wird sonntäglich von der Schönburger, und noch von einer andern, (falls ich nicht irre, der Possenhayner) Gemeinde besucht, deren Plätze aber sorgfältig abgesondert sind, indem auf der einen Seite der Länge nach die Schönburger, auf der andern Seite

Digitized by Google

die andre Gemeinde sitzt. Beyde Gemeinden haben ihre eigne Thür, welche ihrer Seite gegenüber ist. Das alte Schloß, welches hier ist, und wo ein sehr tiefer Brunnen seyn soll, habe ich nicht besehen können. Den andern Tag gegen Abend gieng ich auf einem angenehmen Wege, der sich kurz vor Naumburg in eine artige Allee verwandelt, nach

Naumburg, wo gerade Messe war. Ich habe aber nur auf der Seite, die mir zunächst war, etwas in die Stadt gekuckt, an dem Theile derselben, wo die Marienkirche steht. Ich kann also weiter hier nichts sagen, als daß die Stadt sich von aussen sehr schön präsentirt. Die Häuser sind, so viel ich mich erinnre, großentheils mit Schiefern gedeckt; selbst, wo ich nicht irre, der Dom und die Kirchen. Ich liebe den Anblick solcher Dächer in der Ferne: sie haben etwas angenehm-Melancholisches. Die Stadt ist recht schön, und hat auch zum Theil schöne Gebäude. Die Messen sagen wohl jetzt nicht viel mehr. Ich habe nicht einmal den Wein hier gekostet, von dem der Bar. von Pöllnitz (Memoir. Vol I. S. 199 ff.) sagt: „Les Environs de cette ville sont presque tous Vignobles, je ne sai pourquoi, car le Vin y est detestable, aussi le donne-t-on presque pour rien"; ich kann also nicht sagen, in weit dies Urtheil richtig ist, doch glaube ich, konnte wohl ein Pöllnitz so sprechen. Sonst ist doch der hiesige Wein besser wie der Freiburger. So hielt ich mich in Naumburg kaum eine gute halbe Stunde auf, und gieng durch die reitzendsten Gegenden, zu allen Seiten mit Weinbergen, die sehr schön lagen, umgeben, ꝛc. bis an die Roßbacher Fähre, wo ich mich über die Saale setzen ließ, und so durch Gegenden, die, nach Proportion der Naumburger, immer an Schönheit abnahmen, nach Freiburg zurück.

Am andern Morgen machten wir uns auf den Weg nach Gorßleben. Gleich hinter Freiburg, etwa eine kleine Stunde davon entfernt, liegt das Dorf

Scheiplitz, auf einem Berge. Es ist sonst elend. Nur präsentirt es auf der Seite nach Freiburg einen guten Anblick, indem es kaum eine Viertelstunde weit von dieser Stadt zu liegen, und der Berg erschrecklich steil scheint. In der That ist der Weg hinauf auch nicht gut. Der Fußsteig ist ziemlich gut, und ein gutes Theil kürzer, als der Fahrweg. Von hier nach

Laucha, einem Städtchen an der Unstrut, in einer angenehmen Gegend, durch welches wir blos durchfuhren. Ich fand hier eine kleine, aber gut eingerichtete Apotheke.

Bebra, oder Bibra, ebenfalls ein Städtchen, aber elend, ungleich schlechter als Laucha. Ich bezahlte im Wirthshause für ein Bierglas Landwein (etwa ein Quart) 1 ggr. 6 pf. Mitten im Orte, dichte an der Landstraße, wenn man von Laucha kömmt rechter Hand, sieht man einen Theil eines Gebäudes, das gegen die andern Häuser des Orts unendlich absticht, und also deswegen

Digitized by Google

sogleich in die Augen fällt. Dies ist der Gesundbrunnen; dessen Gebäude wirklich artig ist. Es war verschlossen: aber wurde mir sogleich gegen ein Trinkgeld geöffnet, weil ich es inwendig zu sehen wünschte. In der Mitte ist die Quelle, welche für den Regen bedeckt ist, und rund um dieselbe geht im Cirkel eine ziemlich hohe Mauer von Quadersteinen, in denen hin und wieder der Name eines Brunnengastes, (deren sich zuweilen eine geringe Anzahl einfindet), eingeschnitten waren. Das Wasser piquirt sehr wenig. An dem Gebäude darneben wurde noch gearbeitet: ich weis nicht mehr, was es werden sollte. Im gelehrten Teutschlande von 1776 finde ich, daß Joh. Chsti. Hesse, Med. Dr. und Kursächsischer Rath, Landphysikus in Bebra ist, und geschrieben hat: „Das wiederauflebende Bebra, in dem allda wieder hergestellten martialischen Gesundbrunnen. 1766." Einige Einwohner, die mir zusahen, als ich mich beim Brunnen umschaute, sagten mir, ihr Brunnendoctor habe das Wasser einige Grade stärker noch als das Lauchstädter gefunden.

Von Bebra aus kamen wir auf den Lauhartschen Gasthof, wo wir Schinken und Salat zu Mittags assen, und von da auf dem schon vorher erwähnten Wege nach Gorßleben fuhren.

Ein andermal fuhr ich diesen Weg mit der Casseler Post zur Zeit der Naumburger Messe. Alsdann ist das Oberpostamt in Naumburg, welches macht, daß die Post von Merseburg aus nach Naumburg fahren muß, und man erst von hier nach Freiburg alsdann fährt. Wir sämmtliche Passagiers stiegen diesseits der Saale vor Naumburg in der nackten Henne, einem Gasthofe, ab. Gleich darneben ist die Saale, über welche hier eine große, breite Fähre geht, deren Namen ich vergessen habe. (Ich denke, sie heißt die Saalfähre.) Hier gieng die Post über, und fuhr nach Naumburg und holte uns nach ein paar Stunden wieder hier ab, nach Freiburg. In diesem Gasthofe aßen wir recht gut, und ließen uns den wohlfeilen und passablen Wein auch gut schmecken. Die Zeche war billig. Das Zimmer, auf dem wir hier waren, gieng auf der andern Seite hinaus, als wo wir hereingegangen waren: gleich linker Hand fließt die Saale: dies, und der Mondenschein, der uns durch die Bäume entgegenschien, und die schönen Gegenden erhellte, war in der That etwas Bezauberndes.

2.

Von Gorßleben nach Göttingen.

(Nach Michael 1779.)

Ich miethete in Gorsleben Pferde und Wagen, bis Nordhausen. Freilich gieng das Fuhrwerk sehr langsam, zumal da schlechter Weg war, und man

Digitized by Google

ganz impertinente Berge passiren muß. Der Weg bis Nordhausen wird von hier aus fast nie trocken: die Spur war gewiß eine halbe Elle, und noch tiefer, an manchen Orten.

Man fährt von Gorsleben über Sachsenburg, an dem Berge, auf dem die alten Thürme liegen, und den man links liegen läßt, dicht weg, durch Oldisleben, Seehausen (lauter Dörfer) nach

Frankenhausen, einer Stadt an einem Arme der Wipper, im untern Fürstenthume des Schwarzburg-Rudolstädtischen Gebietes. Sie liegt angenehm; anfänglich, auf dem Wege von Gorsleben, ist die Gegend steil, felsigt, und etwas düster: hernach wird sie etwas besser. Man sieht lauter Berge. Ehe man in die Stadt kömmt, passirt man Gärten zu beiden Seiten. Die Stadt selbst ist nicht vorzüglich, und die Häuser schlecht. Die Luft wird durch den Rauch der Salzkothen trübe, ungesund, unangenehm. Sie ist der Sitz einer fürstlichen Regierung und eines Consistoriums. Auch hat sie ein fürstliches Schloß, welches ganz hübsch sich präsentirt: man sieht es, auf dem Wege den ich machte, gleich links, zu Anfange der Stadt. Ausserdem ist hier eine Landschule, deren Inspector und Rector Hr. Joh. Frdr. Mannisske ist, und die ihre eigne Schulbibliothek hat. Ich habe sie so wenig, als die Schule, gesehen.

Frankenhausen hat seine eignen Intelligenzblätter, und Zeitungen, die der Hofrath Hankel daselbst dirigirt. Das hiesige Salzwerk ist wichtig und eines der ältesten in Deutschland. Die Soole wird gekocht; nicht durch Gradirhäuser erst mühsam gereinigt. Doch ist das Salz grob und fest, in ziemlich großen Crystallen.

Ein geschickter Apotheker in Frankenhausen ist Hr. Landgraf, ein junger Mann.

Gasthöfe sind in Frankenhausen die Menge. Ich hielt mich ein paar Stunden im grünen Walde auf, wo es passabel war.

Zwischen Frankenhausen und Auleben, etwas näher nach dem letztern Orte hin, sieht man rechter Hand den sogenannten Kipphäuser, einen hohen Berg mit Ueberresten eines alten Schloßes. Man erzählt lächerliche Schatzgräbergeschichtchen davon, wobey der Teufel mit ins Spiel kommt, und die der gemeine Mann fest glaubt. Alle Italienischen Hechelträger und Rattenfänger ꝛc. besteigen den Berg: man sagt, sie nähmen eine Art von geringhaltem Goldsand oder Golderz mit. Man hat einmal untersuchen lassen, aber so viel ich weiß, nichts entdeckt.

Von Frankenhausen ging es Rotleben, hernach Bendeleben, und darauf Bader, (lauter Dörfer. Ich besinne mich, daß mir die Kirche in Bader, die man gleich von der Landstraße aus sieht, auffiel, wegen einer comischen Bauart, die mir entfallen ist) links vorbey, durch eine herrliche Gegend, die bis

Digitized by Google

über Heringen währt, und einen Strich der goldenen Aue ausmacht, nach Auleben, einem Dorfe; und von da nach

Heringen, einem Städtchen an dem Flusse Helm, das, (so wie Kelbra, ein anders Städtchen) den Fürsten von Schwarzburg und Grafen von Stolberg gemeinschaftlich gehört. Man giebt hier Zoll. Zu gehen war fast keine einzige Straße; alles schwamm in Dreck und Koth so arg, als ich es noch in meinem Leben nie gesehen habe: und das schien so gewöhnlich zu sein. Des Spaßes halber muß man das Rathhaus sehen, welches aber doch wirklich groß genug war. Mitten durch die Stadt, gerade in der Mitte der Straße, fließt ein Wasser, (etwa von der Helm?) von dem kein Fuhrmann sein Pferd saufen läßt, und welches auch Schuld seyn soll, daß das hiesige Bier, so gut es schmecken soll, wie ein Stein im Magen liegt. Ich habe weder Wasser, noch Bier, probirt.

Von Heringen sind noch 2 Stunden bis Nordhausen. Die Gegend wird jetzt wieder weitläuftiger, ebner, und schöner. Von Heringen aus fährt man in einer beständigen Ebne. Auf diesem Wege, etwas näher nach Nordhausen, sieht man zur rechten Hand vor der Stadt an einem Balken einen Korb hängen: dieser ist, wenn er Abends heruntergelassen wird, das Zeichen des Feierabends für die Landleute, welche auf den Feldern, der großen Entfernung wegen, die Abendklocke nicht hören können.

Nordhausen sieht man ziemlich weit vor sich liegen. Es präsentirt sich von aussen wirklich recht schön, und zeigt von ferne schon seine Thürme. Es liegt an der Zorge, in einer Ebne, obgleich die Straßen inwendig zuweilen etwas bergigt sind. Hinten am Horizont, hinter und zu den Seiten der Stadt sind Berge. Ich kam ohngefähr Abends gegen 5 Uhr hieher, und sah einen trüben Nebel, der sich um die Stadt zusammengezogen hatte. Diesen Nebel sah ich um eben diese Zeit den andern Tag wieder, und ich glaubte auch zu bemerken, daß die Morgendämmerung hier eine gute Viertelstunde später, und die Abenddämmerung um eben so viel früher anfienge, als vor zwey Tagen noch in Gorsleben. Die Häuser der Stadt sind schlecht, doch sind einige recht schön darunter; z. E. das kaiserliche, und das hannöverische Posthaus. Das Rathhaus ist gar nicht schön: unten steht an der Wand desselben, in ein Stacket, wie ein Weinstock, eingeschloßen, der berühmte große Roland, ein unproportionirtes Stück. Der Markt ist schlecht, und die Straßen fast alle eben so. In der Neustadt steht auf einer Säule ein großer, gut gearbeiteter Vogel. Die vornehmste Nahrung der Einwohner besteht in der Brandteweinbrennerey, und in einem starken Getraidehandel nach dem Oberharz. Man hat mich versichern wollen, und ich glaube es gerne, daß es hier Brandteweinbrenner von mehr als 100000 thlr. im Vermögen gebe. Natürlich giebt der Brandteweinstrank ein gutes Futter für die Schweine,

Digitized by Google

und ich habe auch in der That noch nie so fette Schweine gesehen, als einige hier auf der Straße. Der Umgang unter den Einwohnern soll zum Theil recht artig seyn, wie mich Leute versichern, die öfter in Nordhausen, und bekannter dort waren, als ich. Die Einwohner schienen mir phlegmatisch zu seyn, und spät aufzustehen. Trachten und Moden, so viel ich sie habe beobachten können, schienen mir altväterisch, und zu gemein. Eine Miethkutsche sah ich hier, über die ich mich des Lachens nicht enthalten konnte: sie war so, wie sie, im Orbis pictus denke ich, abgemahlt sind, ein viereckter Kasten, der unten etwas spitz zugieng, ꝛc. und ein Kutscher darauf, der ganz hölzern steif da saß auf dem Bocke, mit einem langen Rocke, breiten Schößen, langen Aufschlägen, Schnurbart, und einem dicht vom Kopf steif wegstehenden Zopf ꝛc.

Die Stadt wird in die Neustadt und Altstadt getheilt. Es liegen fast von allen benachbarten Mächten Werber in Nordhausen, z. E. Dänen, Preußen, Kayserliche, Hannoveraner ꝛc. Die Stadt ist groß und weitläuftig. Der Buchhändler in Nordhausen heißt Carl Gottfr. Groß. Er wohnt, und hat sein Gewölbe, am Markte, dem Rathhause gegenüber.

Ich kam gerade am Martini Abend hieher, der hier festlich begangen wird. Alle Klocken der Stadt werden geläutet, fast alle Häuser sind erleuchtet, und auf den Straßen ist viel Lärm: Es giebt Schmäuse unter den Einwohnern, wobey allezeit die Martinsgans auf dem Tische ist. Sogar im Gasthofe, wo ich logirte, bekam ich Abends Gansbraten.

Es sind hier zwey Posthäuser, das kaiserliche und das hannöverische. Jenes schien mir besser gebauet. Da es mir hier nicht gefiel; so war ich froh, als am Donnerstage um 11 Uhr früh die Post nach Goettingen abgieng. Diese Post geht zweimal die Woche, Donnerstags früh 8 Uhr, und Sonntags Nachmittags um 3 Uhr. Man meldet sich dazu auf dem Hannöverischen Posthause, und bezahlt dort bis Nordheim (8 Meilen) 1 thlr. 16 ggr. als für die Meile 5 ggr. Man fährt in einer Postkutsche, — eine fatale Sache für mich. Die Oefnung des Schlages ist zu klein, um die freye Aussicht ganz zu genießen, und das ist eins meiner größten Vergnügen beim Postfahren: überdies ist die Luft so eingeschloßen, und heiß, daß es beinahe unausstehlich wird. Inwendig ist diese Postkutsche mit Juchten ausgeschlagen, man erzählte mir, als diese Austapezierung noch neu gewesen sey, habe sich fast jeder Passagier deswegen übergeben müßen. Uebrigens sind die Hannöverischen Postkutschen ansehnlicher, und innen bequemer, als die Sächsischen.

Man hat von Nordhausen bis Nordheim acht Meilen, und zwey Stationen unterwegens, Scharzfels (oder Hannöverisch Neuenhof) und Osterode. Die ganze Reise bis Nordheim kostet ohne Zehrung ꝛc. folgendes:

Digitized by Google

Auf der Post in Nordhausen bis Nordheim	1 thlr.	16 ggr.	
Wagenmeistergeld	— „	2 „	
In Scharzfeld dem Postillion Trinkgeld . .	— „	2 „	
Wagenmeistergeld	— „	2 „	
In Osterode dem Postillion	— „	2 „	
Wagenmeistergeld	— „	2 „	
In Northeim dem Postillion	— „	2 „	
	2 thlr.	4 ggr.	

Ungewohnt war es mir, daß ich auf dieser ganzen Reise auf jeder Station nicht im Posthause absteigen konnte, sondern in den Gasthof gewiesen wurde; so in Scharzfeld, Osterode, Nordheim. Wollte die Post wieder abgehen, so rief mich der Schwager, oder der Wagenmeister.

Scharzfeld ist auf diesem Wege die erste Station, vier Meilen von Nordhausen. Die Dörfer, die man hieher passirt, sind anfänglich Brandenburgisch, alsdann Braunschweigisch und endlich Hannöverisch. Der Weg ist schlecht, felsigt, und überaus bergigt; dies und die schwere Postkutsche waren Schuld, daß wir erst den Abend ganz spät (ich denke um 10 Uhr,) in Scharzfeld anlangten. Die Post hielt sich ein Paar Stunden hier auf: und gieng alsdann weiter nach Osterode, zwey Meilen von Scharzfels.

Osterode. Man fährt auf diesem Wege unter andern durch den Flecken Herzberg, der eine Gewehrfabrick hat, und über welchem auf einem Berge ein Schloß liegt, welches man linker Hand sieht.

Osterode, eine Stadt nicht weit vom Harze, an der Söse, präsentirt sich von aussen weitläuftig genug, aber im geringsten nicht schön, so wenig als Häuser, Straßen ꝛc. kurz die ganze Stadt inwendig schön sind. Es liegt in der Tiefe, zwischen Bergen. Die Stadt ist wohl etwas größer, aber sie hat schlechtere Häuser, als Nordheim. Der Markt ist ziemlich groß, und an dem liegen auch noch einige in ihrer Art gute Gebäude, z. E. das Posthaus, und Hrn. Schellschlägers Haus, ein Wirthshaus, der Post queer gegenüber, wohinein man gewiesen wird. Ich kam zwar an einem trüben Herbstmorgen hier an, aber doch schien mir die Gegend finster und kahl auch sonst zu seyn. (Ganz anderer Meinung ist de Luc [phys. Briefe, B. I. p. 435. s. deutsche Uebers.] von der Gegend um Osterode. „Die Stadt mit ihren Gärten, sagt er, liegt in dem schönsten, mit Wiesen geschmückten, und von einem kleinen Flusse gewässerten Thale.“ Vergl. ibid. p. 438 flg. u. p. 455 u. 457.)

Von Osterode bis Northeim sind zwey Meilen. Die Gegend fängt auf diesem Wege gleichsam wieder an, aufzuleben. Man fährt unter andern, bald hinter Osterode, durch Dorste, ein Dorf, wo man gutes Frühstück findet, und weiterhin das Amthaus Catlenburg vorbey auf einem Berge an der Ruhme, die hier Catel und Oder aufnimmt.

Nordheim, eine Stadt an der Ruhme, welche sich hier in die Leine er-

Digitized by Google

gießt. Die Stadt ist klein, hat jedoch 500 Häuser; und die einzige in ihrer Art gute Straße ist die, auf der man von Osterode herein, und nach Göttingen hinaus fährt. An dieser Straße liegt das Rathhaus, (ein elendes Gebäude, welches 1532 massiv erbaut ist), das Posthaus, der Cronprinz, ein Gasthof, welcher für den besten in Northeim passirt, rc. Die Anzahl der Einwohner belief sich 1779 (nach Rüling, Beschreibung der Stadt Northeim) ohngefehr auf 3200 Personen.

Ich kam hier Freitags Nachmittags um drey Uhr an, und wußte mich vor langer Weile nicht zu lassen, zumal, da die Post von Hannover, welche mich nach Goettingen eigentlich mitnehmen sollte, erst den andern Tag früh kam. Zu meinem Trost kam endlich die Postkutsche von Goettingen, die nach Hannover gieng. Diese hatte einen Beiwagen, der um elf Uhr Abends nach Goettingen zurückfuhr: auf den setzte ich mich. Von Northeim bis Goettingen sind zwey Meilen: ich bezahlte auf der Post in Northeim dafür 12 ggr., dem Wagenmeister 2 ggr. und in Goettingen dem Postillion 2 ggr.

Der Weg geht durch den adlichen Flecken Nörten, Kloster Marien-Stein vorbey, durch Angerstein, Rauschenwasser, Bovenden vorbey und die alte Plesse vorbey durch Wehnde, nach Goettingen, wo ich des Nachts um vier Uhr etwa ankam. Die Gegend auf diesem ganzen Wege ist so, wie sie um Goettingen ist, ziemlich angenehm, bergigt, aber nur zu wenig abwechselnd, zu wenig lebhaft und grün.

Goettingen, eine Stadt an einem Arme der Leine, der Sitz einer Universität und Generalsuperintendentur, liegt im Fürstenthum Calenberg, in einem Thale, das rund um, aber nicht zu nahe, von Bergen umschlossen ist. Die Gegend nimmt sich ziemlich schön aus, am besten auf der Westseite, nach Münden und Cassel hin: im Ganzen fehlt der Gegend die Abwechselung, und die Berge sind zu kahl, um das Auge sehr zu reitzen.

Die Stadt präsentirt sich von außen nicht schön: die Thore sind zum Theil alt, zum Theil nicht in die Augen fallend: die Thürme der Stadt haben keine Proportion, und sind von alter Bauart, aber doch gegen die Häuser hoch genug, und vorzügliche Gebäude der Stadt sieht man von außen nicht.*)

Der Umkreiß der Stadt hat keine bestimmte, regelmäßige Figur: man sieht das augenscheinlich am Walle. Die Größe der Stadt ist, über den Wall gemessen, ohngefähr 3800 Schritte, mit den Abgängen des Walls, die bey jedem Thor hernieder gehn, wodurch die gerade Linie unterbrochen wird.

*) An dieser Stelle zählt der Verfasser auf, was er an Karten, Grundrissen, Prospecten, ferner an Schriften über die Geschichte der Stadt und Universität Göttingen hat auftreiben können, ein Beweis, wie gründlich er sich zu orientiren strebte, wie er denn auch sonst bei den Städtchen, durch welche ihn die Reise führt, jedesmal des betreffenden Prospectes in Merians Topographie Erwähnung thut.

Digitized by Google

Thore hat die Stadt vier, das Albaner, das Geismar, (zwey alte,) das Wehnder und das Grohnder (von welchen beiden das erste neu gebauet ist, u. das andre jetzt 1780 zu bauen angefangen ist).

Von innen ist das Ansehn der Stadt auch nichts weniger als schön; meistens alte, niedrige, schlechte Häuser: die neugebauten sind niedrig, zwar gut, aber keine merkwürdigen, vorzüglichen Gebäude. Die zwey schönsten Häuser in der ganzen Stadt sind das Grätzelsche vor der Allee und das, worin Dietrichs Buchhandlung ist, an der Gothmerstraße, welches ihm selber gehört.

Die Häuser sind im Ganzen genommen nicht massiv; statt des Kalkes wird Leim und Erde, mit gehacktem Stroh gebraucht. Kaum ist im Sommer sehr eilfertig ein solches neues Haus aufgekleckst, so läßt es der Eigenthümer nicht erst austrocknen, sondern er läßt die noch nassen Leimwände übertünchen und zieht ein. Die Tünche trocknet, aber die Leimwand nie: daher viele Krankheiten.

Auch findet man mit unter noch häufige Gypsfußboden.

Die Straßen sind wirklich breit, und zum Theil gerade und hübsch. Wären sie mit schönen, hohen Häusern besetzt, so würde man allenfalls sagen, sie wären schön. Die vorzüglichsten sind die Wehnder, die hübschste in ganz Göttingen, und zugleich die längste, die Grohnder, und die Geismar, eine Dreckstraße. Die mehresten, und alle vorzüglichen, Straßen haben zu beiden Seiten der Häuser eine Fußbank von breiten Steinen, die bequem, aber doch bey Weitem so schön nicht ist, als in Braunschweig. Eine große Unzierde einiger Straßen ist, daß das Vieh, Kühe, Schweine ꝛc. auf ihnen ausgetrieben wird; dies ist der Fall bey der Geismar, u. Grohnderstraße. Ueberhaupt ist es eckelhaft, wenn Vieh in der Stadt darf gehalten, oder doch ausgetrieben werden, welches sich in Göttingen aber freilich nicht ändern läßt: Das ist eine Schönheit mit an Leipzig.

„Ganz Göttingen ist ein Paxendyk," (eine schmutzige Straße daselbst,) sagte einmal Baldinger, „inzwischen lieber Gott, wo man was Gutes zu essen und zu trinken hat, da bleibt man doch gern."

Das Reichswehrrecht.

II.

Fast noch wichtiger als die Abgrenzung der Militärhoheit zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten erschien bei Begründung der Verfassung die Sicherung des Bestandes der nothwendigen Heereseinrichtungen. Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes hatte daran gekrankt, daß, während den

Digitized by Google

Bundesgliedern überhaupt nur ein Minimum von Leistungen vorgeschrieben werden konnte, und ihnen mit der gesammten Wehrverfassung nach eigenem Ermessen die Vorsorge überlassen blieb, in wie weit für den Fall der Noth eine Steigerung jener Leistungen möglich sein würde, für die ordnungsmäßige Unterhaltung der Contingente in Friedenszeiten keine andere Sicherung als durch die zeitweiligen Bundesinspectionen gegeben war. Ueber die Beschaffung der Mittel für ihre bundesmäßigen Leistungen hatten sich die Regierungen wie es eben gehen wollte mit ihren Landesvertretungen abzufinden und es ist nur zu wohl erinnerlich, wie sehr es in diesen für liberale und gesunde Politik galt, diese „unproductiven" Ausgaben nach Möglichkeit zu beschränken und unter einer so wohlklingenden Devise in die unbilligste Ungleichheit der doch für das Gesammtvaterland erforderten Lasten hineinzutreiben. Der preußische Landtag hatte dagegen den bestehenden Heereseinrichtungen gegenüber einen gesunden politischen Takt bewiesen; die einseitig von der Regierung durchgeführte Erweiterung derselben war dann aber der Anlaß zu der heftigsten Verfassungskrisis geworden.

Der Verfassungsentwurf der norddeutschen Regierungen glaubte diesen constitutionellen Schwierigkeiten mit einem Schlage, wenn nicht für immer, so doch für längere Zeit vorbeugen zu sollen. Indem er die in Preußen geltende Wehrpflicht auf den Bund ausdehnte (Artikel 53 und 55, jetzt 57 und 59 der Reichsverfassung), setzte er in Artikel 56 (60) die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres, nach dem in Preußen durch die Reorganisation bedingten Maßstabe, auf ein Procent der Bevölkerung von 1867 fest; wenn es weiter hieß: „bei wachsender Bevölkerung wird nach je zehn Jahren ein anderer Präsenzstand festgesetzt werden", so änderte das an der dauernden Geltung der ersteren Bestimmung nichts, sofern nicht eine neue Vereinbarung zu Stande kam. Endlich sollten nach Artikel 58 „zur Bestreitung des Aufwandes für das gesammte Bundesheer" dem Bundesfeldherrn „jährlich so viel mal 225 Thaler als die Kopfzahl der Friedenspräsenzstärke beträgt" zur Verfügung gestellt werden. Diese Einrichtung des sogenannten Pauschquantums war in ihrer Geltung vollends ohne zeitliche Begrenzung gedacht; der Bundesfeldherr hätte sich in der Folge nur dann mit Bundesrath und Reichstag auseinanderzusetzen gehabt, wenn die ein für allemal angewiesene Summe nicht ausgereicht hätte. Und ganz in diesem Gedankengange würde dann in Artikel 65 (69) die Feststellung des Bundeshaushaltsetats „abgesehen von dem durch Artikel 58 bestimmten Aufwande für das Bundesheer" geordnet; der letztere wurde gleichsam als abgesondertes Stiftungsvermögen behandelt.

Von den vielen Reden, welche im constituirenden Reichstage über und gegen diese Vorschläge gehalten wurden, ist nur diejenige des Abgeordneten Gneist (vom 8. April 1867) von tieferer staatsrechtlicher Bedeutung. Der

Redner begnügte sich nicht, die politischen und wirthschaftlichen Unzuträglichkeiten des Pauschquantums, als einer dauernden Einrichtung gedacht, in der schärfsten Weise darzulegen: er ging der Sache auch darin auf den Grund, daß er zeigte, durch welche berechtigten Erwägungen und Befürchtungen die maßgebende preußische Militärverwaltung zu den Vorschlägen des Entwurfes geführt worden sei, und verlangte ehrlich, daß man denselben auf andere Weise gerecht werde. Er stellte für die Behandlung des Militärbudgets zwei Fundamentalsätze auf: daß die Bundeseinnahmen für Militärzwecke „in ihren Hauptmassen allerdings gesichert sein müssen in einer gewissen Propetuität des unbedingt Nothwendigen", und daß der Reichstag nicht ein „Ausgabebewilligungsrecht" zu dem Zwecke, mit dem Erfolge und mit dem Rechte in Anspruch nehmen dürfe, um im Wege der jahresweisen Ausgabebeschränkung den in Paragraph 56 bereits festgestellten Präsenzstand abzuändern. Wenn ein solches Recht als „constitutionell" und liberal gefordert werde, weil es in der englischen Meetingbill ungefähr so gehalten sei, so folgerte er daraus „prima facie nur, daß dieser Grundsatz für uns unrichtig sein muß, weil er in England besteht", weil er dort nämlich in jedem Punkte für entgegengesetzte Rechts- und militärische Verhältnisse besteht. Er führte in wuchtigen Zügen den Unterschied aus, welcher in allem und jedem besteht zwischen dem englischen Soldheere und dem deutschen Heere, welches die Schule der Nation für die Waffen ist. Der oberste Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bedingt ein festes Classensystem durch zwölf Jahre hindurch, welches nie auf etwas anderem beruhen kann als auf Gesetz, in dessen Gesammtgebilde unmöglich durch variable Jahresbeschlüsse eingegriffen werden kann. Er wies nach, daß es in Preußen seit Bestand der Verfassung niemals anders gehalten sei, daß der Streit um die Heeresreorganisation ursprünglich nur entstanden sei, weil die Regierung das Recht in Anspruch genommen, das gesetzlich bestehende Classensystem einseitig zu ändern, daß selbst auf der Höhe des Conflikts die strenge Verfassungspartei immer nur die Wiederherstellung einer gesetzlichen Grundlage verlangt, daß der Streit sich thatsächlich nur um eine verhältnißmäßig untergeordnete Differenz über die Friedenspräsenzstärke gedreht. Er forderte daher Regierungen und Reichstag auf, vorbehaltlich einer kürzeren Uebergangsperiode zur Ausdehnung der preußischen Einrichtung auf den Bund grundsätzlich den Boden zu betreten, den die Commission des preußischen Abgeordnetenhauses schon 1863 eingenommen mit dem Vorschlage: „Die Stärke des Heeres für den Friedensstand soll durch ein Gesetz festgestellt werden. Auf Grund dieses Gesetzes erfolgt die jährliche Veranschlagung der Ausgabe für das Heer."

Die einfachsten und klarsten Lösungen sind es nicht, welche in der Zersplitterung unserer parlamentarischen Kämpfe am leichtesten durchdringen.

Weder die Militärverwaltung, noch gar die „ausschlaggebenden“ Parteien waren so leicht geneigt, ihre Lieblingsvorstellungen von „königlichem Organisationsrecht“ und „parlamentarischem Ausgabebewilligungsrecht“ Preis zu geben, und der Scharfsinn der parlamentarischen Vermittelungsmänner erschöpfte sich, in gewundenen Compromißclauseln die eigentliche Schwierigkeit zu umgehen und zu vertagen. Staatsrechtlich hat nur das letzte Ergebniß dieser Unterhandlungen Bedeutung, wie es in den jetzigen Artikeln 60 und 62 der Reichsverfassung niedergelegt ist. Demgemäß wurde die in Artikel 56 des Entwurfes vorgeschlagene Friedenspräsenzstärke nur bis zum 31. December 1871, also limitativ angenommen und „für die spätere Zeit“ die Feststellung „im Wege der Reichsgesetzgebung“, also möglicher Weise nicht durch Gesetz, sondern durch den im „Wege der Reichsgesetzgebung“ zu Stande kommenden jährlichen Reichshaushaltsetat vorbehalten. Die Bestimmung des Entwurfes in Artikel 58 wurde durch den Artikel 62, Absatz 1, der Reichsverfassung, insofern sie die Einnahme von 225 Thaler für den Kopf der angenommenen Friedenspräsenzstärke zugleich als Ausgabe-Pauschquantum behandelte, gleichfalls in ihrer Geltung auf die Zeit bis zum 31. December 1871 eingeschränkt. Als Sicherung eines Minimums der Einnahmen für den Militärbedarf sollte sie jedoch, nach Absatz 3, unter Festhaltung des in Artikel 60 bestimmten Präsenzsatzes bis zu dessen gesetzlicher Abänderung, auch über jenen Termin hinaus in Kraft bleiben, die Verausgabung dieser Einnahme alsdann aber, nach Absatz 4, durch das Etatsgesetz festgestellt werden. Endlich wurde in Absatz 5 des Artikel 62 anhangweise eine unklare Reproduction des Gneist'schen Grundgedankens in der Fassung aufgenommen: „Bei der Feststellung des Militärausgabeetats wird die auf Grundlage dieser Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Bundesheeres zu Grunde gelegt.“

Die Bedeutung und das gegenseitige Verhältniß dieser Bestimmungen blieben unverändert, als gegen Ende des Jahres 1871 die Geltung des im Artikel 62, Absatz 1 festgesetzten Pauschquantums nur drei Jahre, also bis zum 31. December 1874 erstreckt wurde. Inzwischen waren in dem Wehrgesetze vom 9. November 1867 die Ausführungsbestimmungen zu den in Artikeln 57 und 59 der Reichsverfassung niedergelegten Grundzügen der Wehrpflicht erlassen worden. Noch lag es der Regierung ob, „nach gleichmäßiger Durchführung der Kriegsorganisation des deutschen Heeres“, wie Artikel 61 im Absatze 2 bestimmte, „ein umfassendes Militärgesetz“ dem Reichstage und Bundesrathe vorzulegen, welches an die Stelle der nach Absatz 1 vorläufig im Reiche eingeführten „gesammten preußischen Militärgesetzgebung“ zu treten hätte. Diese Vorlage wurde nun benutzt, um die außerhalb ihres eigentlichen Zweckes liegenden Anordnungen aufzunehmen, welche

die Voraussetzung für den endlichen Uebergang aus der Pauschquantumswirthschaft zu einem regelmäßigen Militärbudget bilden sollten. Während über den eigentlichen Inhalt des Militärgesetzes wenig Streit sein konnte, waren es jene Bestimmungen, an welchen in der ersten Session von 1874 der bis dahin lebhafteste politische Kampf seit Begründung des Norddeutschen Bundes entbrannte. Es galt die in den Paragraphen 2 bis 5 des Entwurfes vorgeschlagene gesetzliche Feststellung der äußern Organisation des Friedensheeres, insbesondere der Cadres und der zugehörigen Offizierstellen, vor allem aber die im Paragraph 1 vorgesehene dauernde Festsetzung der Friedenspräsenzstärke auf die bereits in der Reichsverfassung aufgeführte Zahl — beides vereint die endliche Erfüllung des Gneist'schen Vorschlages von 1867, zu welcher die Regierung sich jetzt aus freien Stücken bekannte, die aber den „ausschlaggebenden" parlamentarischen Kreisen erst in einem nochmaligen mühsamen Ringen abgewonnen werden mußte.

Der Kampf endete bekanntlich mit der unveränderten Annahme der Organisationsbestimmungen und der Festsetzung der Präsenzstärke nur auf einem Zeitraume von sieben Jahren. Eine periodische Revision dieser Festsetzung von zehn zu zehn Jahren hatte ja auch der Regierungsentwurf der Bundesverfassung vorgesehen, und daß jetzt die Regierung selbst schon nach sechs Jahren mit einem Antrage auf Erhöhung der Ziffer vorgeht, kann nur für den kürzeren Zeitraum sprechen. Formell besteht nun freilich zwischen dem Vorschlage von 1867 und der Bestimmung des Militärgesetzes der Unterschied, daß nach jenem die einmal getroffene Feststellung bis zu einem Beschlusse über ihre Abänderung fortbestanden hätte, während nach dem Wortlaute des Militärgesetzes mit Ablauf der siebenjährigen Periode es an der gesetzlichen Grundlage für diesen Factor der Heereseinrichtungen fehlen würde, wenn nicht vorher eine neue Vereinbarung darüber getroffen ist. Eine praktische Bedeutung scheint indeß auch die Regierung dieser formalen Möglichkeit nicht mehr beizulegen, indem sie gegenwärtig selbst nur die Erneuerung der Bestimmung von 1874 für die vorgeschlagene höhere Ziffer in Frage bringt, und eine genauere Betrachtung des geltenden Rechtes wird in der That zeigen, daß die Heeresorganisation im Uebrigen hinreichend gefestigt ist, um zur Noth das Eintreten jener formalen Lücke ertragen zu können.

Um aber das Verhalten der Parteien in der heutigen Lage der Sache richtig zu beurtheilen, ist es nicht unwichtig, sich über den Sinn des im Jahre 1874 gegen die dauernde Festsetzung der damals fraglichen Ziffer gerichteten Widerstandes zu vergewissern, wenigstens insoweit derselbe nicht wie Seitens der Ultramontanen und Socialdemokraten blos politische Tendenzopposition war. Es ist nun vor allem zu erinnern, daß von den fortschrittlichen Mitgliedern der damaligen Commission des Reichstages versucht worden

Digitized by Google

ist, auch die vorgeschlagene Zahl der Cadres zu beanstanden; man hatte die Velleität, zum mindesten auf die „Luxuswaffengattungen“ der Jäger und Kürassiere Sturm zu laufen und damit 20 Bataillone von 469 und 50 Schwadronen von 465 abzustreichen. Nachdem aber selbst die eigene Partei diesen Gedanken verworfen, mußte sie zugleich sich klar werden, daß in der unverkürzten Annahme der Cadres die Voraussetzung desjenigen Minimums der Friedenspräsenzstärke selbstverständlich enthalten sei, welches zur bestimmungsmäßigen Ausfüllung der Cadres sowohl als Grundstock der Kriegsformationen, wie als Ausbildungsanstalt für die Wehrpflichtigen unentbehrlich ist. Der grundsätzliche Widerspruch konnte also nicht mehr gegen die Bestimmung einer „eisernen“ Friedenspräsenzstärke an sich gehen. Es blieb die lediglich politische Tendenz übrig, daß zwischen dem, was als unerläßlich ein für allemal zugestanden werden müßte, und dem, was die Militärverwaltung nach den jeweiligen Zeitverhältnissen für nothwendig oder wünschenswerth hielt, ein Spielraum der „freien Bewilligung“ bleibe, innerhalb dessen der Reichstag sich als politische Macht bewähren könne. Diese Tendenz heftete sich nun an den Umstand, daß thatsächlich die Militärverwaltung auf dem Boden des Militärgesetzes eine nicht unbeträchtliche Erhöhung der bis dahin eingehaltenen Durchschnittspräsenz anstrebte. Die Präsenzziffer des Paragraphen 1 deckte sich allerdings noch mit der in den Jahren 1867 und 1871 festgestellten; da aber die Pauschquantumssumme von Jahr zu Jahr unzureichender geworden war, um die wirklichen Bedürfnisse bei Einhaltung jener Ziffer zu decken, so hatte man die effective Durchschnittspräsenz immer tiefer herabsetzen müssen, und zwar auf dem doppelten Wege einer mehrmonatlichen Zwischenzeit zwischen der Entlassung der Reserven und der Einstellung der Rekruten und starker Beurlaubungen aus dem dritten Jahrgange der Dienstzeit, so daß nach den Aufstellungen der Verwaltung die durchschnittliche Dienstzeit bei der Infanterie auf weniger als zwei Jahre und zwei Monate herabgegangen war. Aus dieser Zwangslage wollte nun die Militärverwaltung herauskommen, indem sie freiwillig auf den Weg einlenkte, dem sie früher ausgewichen war — die freie Berathung des Militäretats auf dem Boden gesetzlicher Organisation und Präsenzstärke. Die thatsächliche Erhöhung der Durchschnittspräsenz, um welche es sich dabei handelte, wurde mit wenigen Abweichungen auf 25—30,000 Mann berechnet, und bedingte, wie sich demnächst bei der Feststellung des Militäretats ergeben hat, in Verbindung mit anderen Anforderungen einen jährlichen Mehraufwand von nahe an 50 Millionen Mark. Man zeigte sich nun selbst in der Fortschrittspartei bereit, eine feste Durchschnittspräsenzziffer auf dem Boden des zur Zeit thatsächlichen Zustandes anzunehmen, während man von anderer Seite der Regierung mit dem Vorschlage einer Mittelsumme entgegen zu kommen suchte. Die Mili-

tärverwaltung bestand indeß auf ihrer Anforderung aus militärischen Gründen, die so nachdrücklich und einleuchtend geltend gemacht wurden, daß die Fortschrittspartei zuletzt die vorgängige Bewilligung der geforderten Präsenzstärke für den nächstjährigen Etat antrug. Damit war man, da ein baldiger Rückgang hinter die einmal etatmäßig angenommene Präsenzstärke außer allem Bereiche der Wahrscheinlichkeit lag, den thatsächlichen Gegensatz gegen das „Septennat" nahezu in gleicher Weise verwischt, wie früher schon den rechtlichen Gegensatz gegen die dauernde Präsenzstärke überhaupt. So ist denn auch der bei den letzten Wahlen gemachte Versuch, dem bevorstehenden Ablaufe des Septennats noch einmal eine sensationelle Bedeutung zu verschaffen, nur in einen gänzlichen Mißerfolg ausgelaufen. Die periodische gesetzliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke auf einen längeren Zeitraum ist ein unverrückbarer Bestandtheil des Reichsstaatsrechtes geworden, und die akademische Erörterung der Frage, wie es sein würde, wenn einmal die Periode ohne neue Festsetzung abliefe, kann nur die Zuversicht bestärken, daß der Fall selbst niemals eintreten wird, so wenig wie die nach der „constitutionellen Theorie" immer noch „mögliche" Verweigerung des Budgets. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die Berathung der Militärvorlage beginnt in Tagen, in welchen das Gefühl der Unsicherheit der Weltlage stärker als je sich aufdrängt. Glücklich und beneidenswerth, wer sich bei der wohlfeilen Weisheit beruhigen kann, die auswärtigen Dinge würden in listiger Absicht künstlich schwarz gemalt, um unsere Volksvertreter in Schrecken zu setzen und schwankende Stimmen für die neuen Forderungen der Reichsregierung zu gewinnen. Nur das naivste Begriffsvermögen kann verkennen, daß in diesem Augenblicke von Berlin aus die nachdrücklichsten Mittel eingesetzt werden, um durch unverhüllte Hinweisung auf offenkundige Thatsachen die Gefahren zu beschwören und den Frieden zu erhalten. Gerade der Nachdruck und die Offenheit, mit der diese Mittel angewandt werden, lassen keine Täuschung über den Ernst der Dinge zu. Seit September vorigen Jahres hat sich die Reichsregierung in Position gesetzt, um einer möglichen Coalition Frankreichs und Rußlands gewachsen zu sein. Von diesen beiden Mächten sehen wir die eine mit methodischer Sicherheit, rastlos und umsichtig zugleich, auf den Moment hinarbeiten, wo sie den Versuch wird unternehmen können, nach dem Ausdruck von Gambetta's Organ „das gestörte Gleichgewicht Europas wieder herzustellen". Es fehlt nach einem Jahrzehnt angestrengter Vorarbeit wenig mehr als die Gelegenheit. Und nun sehen wir gleichzeitig die andere Macht

Digitized by Google

in furchtbaren Zuckungen, die jeden Augenblick ein Unerwartetes bringen können, die jede sichere Berechnung für die Zukunft ausschließen. In solcher Lage wird es für unser Reich zur gebieterischen Pflicht, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist das einzige Mittel, von dem sich hoffen läßt, daß es den üblen Willen der Nachbarn in Schranken halte. In Rußland hat das letzte, noch immer in unheimliches Dunkel gehüllte Verbrechen der Nihilisten zu dem Versuche einer militärischen Dictatur geführt, vor welcher selbst der Absolutismus des Czaren eine Zeit lang abdicirt. Wie der Mordplan ein ungeheuerlicher gewesen, so ist man auch auf ein ungeheuerliches Mittel verfallen, das Uebel auszurotten. Straffer und straffer sehen wir den Bogen anziehen, er ist dem Zerspringen nahe. Wie es scheint, haben im Rathe des Kaisers zwei Meinungen die Oberhand sich streitig gemacht. Die eine ging dahin, daß es an der Zeit sei, ernsthaft die bessernde Hand an die inneren Schäden des Reiches zu legen; ihr Sieg wäre zugleich eine Friedensbürgschaft für Europa gewesen. Die andere Meinung hat den Sieg davon getragen: die Sicherheit des Czaren ist in die Hand des Soldatenthumes, in die Hand der altrussischen, der nationalen Partei gelegt. Nun ist nichts gerechtfertigter als der Wunsch, daß es dem Dictator gelingen möge, die Pest des Nihilismus auszurotten. Aber die Beruhigung ist doch nur eine halbe, wenn der Teufel durch Beelzebub, wenn der Nihilismus durch den Panslavismus ausgetrieben wird. Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich der Ausführung des Herrn von der Brüggen, daß wirklich bisher die Slavistenpartei einen rettenden Damm gegen den Nihilismus gebildet hat. Allein beide Mächte haben doch einen Berührungspunkt, der sogar eine Art Friedensschluß herbeizuführen vermöchte: beide sind von demselben grimmigen Hasse wider alles deutsche Wesen erfüllt. Unter diesen Umständen ist der Gedanke, alle wilden Leidenschaften zu einem Kreuzzuge an die westliche Grenze zu rufen, keineswegs so abenteuerlich, als er nach den Erfahrungen des letzten türkischen Krieges scheinen möchte. Verzweifelten Glücksspielern mag er als rettender Ausweg erscheinen. Mit künstlicher Ruhe, unter der die Ungeduld schlecht sich verbirgt, wird man in Paris den weiteren Gang der Dinge im Czarenreiche verfolgen. Erwägungen der Politik, und nicht etwa juristische und staatsrechtliche Instructionen, werden auch voraussichtlich das Schicksal des Russen entscheiden, den die russische Regierung der Urheberschaft des Moskauer Attentates bezichtigt, und dessen Auslieferung sie von der Republik begehrt. Aus der schlimmsten Verlegenheit, in die sich die republikanische Regierung versetzt sah, scheint sie in diesem Augenblicke bereits befreit, die Indemnität scheint ihr auf alle Fälle gesichert. Es wird ihr nicht verwehrt sein, dem Zukunftsverbündeten, wenn es irgend mit Anstand geschehen kann, möglichst zu Willen zu sein. Zwar die Frage, ob Mayer-Hartmann, falls seine Schuld erwiesen

Digitized by Google

wird, als politischer oder als gemeiner Verbrecher anzusehen ist, diese Frage ist ziemlich müßig, da er ja, wenn er dem neuen Dictator ausgeliefert wird, auf alle Fälle als Staatsverbrecher behandelt werden wird. Und theoretisch betrachtet mag es für die Republikaner beschämend sein, wenn sie sich — noch dazu einem solchen Willkürregiment gegenüber — willfähiger erweisen, als nach Präcedenzfällen monarchische Regierungen sich gezeigt haben. Aber praktisch sind die französischen Republikaner viel zu disciplinirt, als daß sie nicht die Gründe der höheren Politik würdigten und vor ihnen sich beugten. Das Fehlen eines geschriebenen Vertrages läßt der Regierung völlig freie Hand. Wenn auch ihre geschworenen Gegner, die Intransigenten und die Monarchisten den Fall mit Lust für ihre Zwecke ausbeuten, die eigentlich republikanische Partei hält schon jetzt einmüthig ihren schützenden Schild vor das Ministerium, wie auch dessen Entscheidung ausfalle. Die Staatsraison, so heißt es im Chore, wird entscheiden, dabei haben sich alle guten Republikaner zu beruhigen, Interpellationen sind im voraus verbeten. Die Staatsraison wird entscheiden — eben darum darf man auf die Entscheidung gespannt sein.

g.

Aus Wien. Der Krieg um den Unterricht. — Schon vor Jahren und zu wiederholtenmalen ist an dieser Stelle die Ansicht ausgesprochen, daß der Liberalismus in Oesterreich in der Schulfrage eine kurzsichtige Politik verfolge. Die Thatsachen geben heute jener Auffassung Recht, aber die Partei würde ihrer doctrinären Richtung etwas vergeben, wenn sie den Fehler eingestehen wollte; Thatsachen anzuerkennen ist eine Schwäche, deren sich der principientreue Liberale niemals schuldig macht. Man war bei Erlaß des Volksschulgesetzes überzeugt, das beste Volksschulgesetz erfunden zu haben; gleiches Maß der Bildung für das ganze Volk, ohne Unterschied von Nationalität, Sprache, Religion, Reichthum oder Armuth, Stadt oder Land, Bodenbeschaffenheit, Klima u. s. w., und dieses Maß so hoch als irgend möglich — genug, das Ideal der Volksbildung. Ueber die schüchternen Einwendungen gegen dieses Ideal ging man zur Tagesordnung über. Der Clerus war gescheidter. Dessen Einfluß auf die Schule war eingeschränkt worden, und er wußte ganz gut, daß um seiner schönen Augen willen Bürger und Bauer selbst in den „stockigsten Provinzen“ sich nicht echauffiren würde. Aber er konnte Agitationen gegen das Schulgesetz veranstalten, in der Hoffnung, bei der Gelegenheit selbst wieder die Macht in die Hände zu bekommen. Wirkliche und erdichtete Schäden der Gesetzgebung, Bedürfnisse und Vorurtheile wurden klug benutzt. Gewerbsmann und Bauer seufzten unter dem Zwange, ihre Kinder bis zum vierzehnten Jahre in die Schule schicken zu müssen; der nüchterne Verstand mußte den Widersinn erkennen, die großen Städte, das

Digitized by Google

flache Land, die ärmsten Gebirgsgegenden mit einem Maße zu messen, als ob der slovenische Bursche in Krain dieselben Kenntnisse und Fertigkeiten auch nur verwerthen könne, wie der Sohn eines Landwirthes oder Handwerkers in Deutschböhmen, und als ob der arme Keuschenbewohner im Gebirge der Hilfe seiner Kinder so lange entrathen könne, wie der Großstädter. Schulbauten, gewiß meistens sehr zweckmäßig, häufig aber auch verschwenderisch aufgeführt, hatten die Gemeinden in Schulden gestürzt, und bald war es willkommenes Schlagwort, die Schule, d. h. Bauten, verbesserte Lehrergehalte ꝛc., sei für jede schlechte Communalwirthschaft verantwortlich. Befreiung von den lästigen Schuleinrichtungen verhießen die klerikalen Wahlcandidaten ihren bäuerlichen Wählern, und daraufhin erhielten sie die Mandate. Als diese Bewegung begann, hätten die Liberalen noch derselben zuvorkommen können. Im Reichsrathe selbst mußten Modificationen des Gesetzes mit Rücksicht auf provinzielle Verhältnisse beschlossen werden. Allein die Einen waren wirklich so verrannt in die Doctrin, und die Andern scheuten sich überhaupt ihr Werk als verbesserungsbedürftig zu bezeichnen oder meinten, einen politischen Fehler zu begehen, wenn sie den Klagen der klerikalen Partei wenigstens theilweise Berechtigung zuerkennten. So wuchs von Session zu Session letztere Partei an, jetzt hat sie durch den tschechischen Zuzug das Heft in die Hände bekommen, und allem Anscheine nach wird nicht nur die Schulzeit eingeschränkt, sondern die Schule wieder dem Clerus in die Hände gespielt werden.

Eine Zeit lang schien es allerdings, als ob die Abgeordneten, welche aus dieser Absicht kein Hehl machten, Fürst Liechtenstein und der einstige gefürchtete Wiener Staatsanwalt Lienbacher, und mehr noch der tschechische Clerus Böhmens mit seinem Manifeste die Sache verschüttet hätten. Stremayr's entschiedene Sprache im parlamentarischen Ausdrucke, seine Weigerung, neben einem Unterrichtsminister Kriegsau ferner im Cabinete zu bleiben, die Verstimmung der reactionären Zeitungen ließen sich nicht anders deuten, als daß der Sturm abgeschlagen worden sei. Aber Herr von Stremayr hatte nichts gegen einen Finanzminister Kriegsau als Collegen und auch nicht gegen den Baron Conrad von Eybesfeld, bisherigen Statthalter von Niederösterreich, als Inhaber des Unterrichtsportefeuilles; und er saß auf der Ministerbank, als Graf Taaffe Abänderungen der Schulgesetze auf gesetzlichem oder administrativem Wege ankündigte. Sollte man es für möglich halten, daß die Verfassungstreuen auch da noch nicht die Lage der Dinge übersahen? Wieder empörten sie sich gegen jede Aenderung, nicht einzig und allein gegen die auf dem Wege der Verordnung. Heute sind ihnen allerdings die Augen aufgegangen. Beinahe jeder Tag bringt eine Verfügung, welche direct gegen das Deutschthum gerichtet ist, und zwar wird zunächst das Mittelschulwesen in Mähren als Versuchsfeld benutzt. In Gegenden mit gemischter Bevölkerung

Digitized by Google

werden nach und nach die Gymnasien zu einsprachigen umgewandelt. Das Weitere wird folgen. Freilich regt sich ein Theil der tschechischen Bevölkerung Böhmens, welchem vor den Ultramontanen graut, freilich regnet es Zustimmungserklärungen von Gemeindevertretungen, Handelskammern u. s. w. in Böhmen zu den Memoranden der deutsch-böhmischen Abgeordneten und der deutschen Professoren in Prag. Doch damit ist jetzt nichts mehr zu erreichen. Die „Reform“ wird durch Verordnungen vollzogen werden. Sind einmal überall, wo Tschechen wohnen, die Mittelschulen nationalisirt, dann braucht man die Prager Universität nicht erst officiell für eine tschechische zu erklären, und wenn für jeden abgehenden deutschen Professor ein der deutschen Sprache mächtiger Tscheche ernannt wird, so ist das nichts ungesetzliches. Aehnliche Maßregeln der Dänen in Schleswig scheiterten an dem festen Willen der deutschen Bevölkerung: jetzt werden die Deutschen in Böhmen und Mähren eine ernste Probe zu bestehen haben. Mit Adressen allein wird dieser Kampf nicht durchgefochten.

Was Mähren anbelangt, tragen abermals die Deutschösterreicher eine schwere Schuld. Die slavischen Mähren waren stets die Wallonen in dem tschechischen Heerhaufen, standen abgesondert und hielten sich gesetzt. Sie haben sich von ihren böhmischen Stammesgenossen viel Bitteres darüber sagen lassen müssen, daß sie während der langen Jahre des Strikes auf ihrem Posten im Reichsrathe aushielten und keine Lust zeigten, sich in das Königreich Böhmen einverleiben zu lassen. Gute Politiker würden diese Zeit und diese Haltung benützt haben; doch damals waren die Deutschen ihrer parlamentarischen Macht viel zu sicher, um auf der Rechten Bundesgenossen zu werben. Und erst in der allerneuesten Zeit lieferten sie ein Stücklein ausgesuchten Ungeschickes. Im Tschechenclub waren Mißhelligkeiten ausgebrochen, die Mähren blieben fort. Anstatt nun den Zwist von den Betheiligten auskämpfen zu lassen, ruhig abzuwarten, ob die, größtentheils dem österreichischen Staatsgedanken anhänglichen Mähren nicht vielleicht einen Kern bilden würden, welchem sich die übrigen, gegen die Tyrannei der Clam und Rieger murrenden Elemente der Partei hätten anschließen können, hängte man die Sache an die große Glocke, verkündete triumphirend die Spaltung, und brachte damit glücklich die Grollenden wieder in das Tschechenlager zurück!

Die verfassungstreue Opposition wird auch schwerlich die Regierung stürzen, welche jetzt so entschieden der Rechten zuneigt. Wenn diese keine Dauer haben sollte, so wird sie von der rechten Seite her zu Falle gebracht werden. Indessen kann das noch ziemlich lange währen. Weshalb sollen die Föderalisten nicht die Hauptarbeit durch Minister besorgen lassen, welche nicht aus ihren Reihen hervorgegangen sind? Wohl mag die Ungeduld der Parteihäupter groß sein, sich endlich selbst auf den Ministersesseln zu wiegen und

dem Deutschthume den Fuß auf den Nacken zu setzen. Aber sie wissen auch, daß ihre Namen an der Spitze der Regierung als eine Kriegserklärung aufgefaßt würden, nicht nur gegen die liberalen Ideen im Inlande, und daß auf ihre Maßnahmen die ganze Welt ein scharfes Auge haben würde. Deshalb werden sie wohl ihre Thatenlust noch zügeln und die Coalitionsminister die Laufgräben führen lassen, bis der Moment kommt, wo die Dienstwilligen abgedankt werden können und die große Action beginnen soll. Inzwischen können sich auch die auswärtigen Beziehungen günstiger gestaltet haben. So lange Herr von Haymerle Minister ist und so lange die Ungarn ein Wort mitzusprechen haben, sind die Wünsche für eine Coalition mit Rußland gegen Deutschland aussichtslos. Doch genießt eben diese Richtung bekanntlich sehr mächtige Protection, und die Zustände in Ungarn sind dermaßen zerrüttet, daß Niemand sagen kann, wie lange es dauern wird, bis auch dort eine reactionäre Strömung die Oberhand gewinnt. Allerdings scheint in regierungsfähigen Mitgliedern der jetzigen Opposition die Ahnung aufzudämmern, daß das Bündniß, welches der magyarische Chauvinismus zwischen den Reactionären, Liberal-Conservativen und Kossuth-Anhängern zu Stande gebracht hat, das Uebermaß des Unsinnes ist; und da der junge Graf Apponyi bereits den Muth gehabt hat zu verrathen, daß er nicht abgeneigt wäre, in eine andere Bahn einzulenken, so bleibt noch die Hoffnung, daß die verständigen Elemente sich entschließen, die jetzige Mehrheit zu stärken und — zu reinigen, und dann entschlossen an die ernste Arbeit zu gehen, Ordnung im Lande und vor allem Ordnung im Haushalte zu machen. Dies Ergebniß wäre ein in verschiedenen Beziehungen unschätzbares. Denn man darf nicht vergessen, daß in Ungarn und Siebenbürgen der Protestantismus eine Macht ist und auch innerhalb der katholischen Kirche doch der Ultramontanismus wenig Boden hat.

Aus Berlin. Reichstag. Theater. Bildende Künste. Gemäldeausstellungen. — Die Carnevalszeit ist vorüber, und die stillen Wochen vor Ostern beginnen sich in unserem gesellschaftlichen Leben bemerkbar zu machen. Dagegen nimmt die politische Saison erst recht ihren Anfang. Der Reichstag ist versammelt, vor der Hand freilich meist in nicht beschlußfähiger Anzahl; mit der gegenwärtigen Woche jedoch dürften sich bei der Berathung des Militärgesetzes die Bänke füllen und unsere süddeutschen Reichsboten kaum noch länger auf sich warten lassen; auch die gewichtigste Figur des Gesammtbildes, der Kanzler, wird schwerlich länger von der parlamentarischen Bühne sich fern halten. Das Sichdrängen nach Eintrittsbilleten zu den bevorstehenden „großen Sitzungen" hat denn auch schon seinen Anfang genommen, und unsere Theaterdirectoren mögen mit Neid auf dieses Treiben sehen, das manche von ihnen lieber vor den Pforten ihrer Tempel

genießen möchten. Seit Lindau's Drama „Gräfin Lea" haben die hiesigen Bühnen gerade keine großen Erfolge zu verzeichnen gehabt. Der „Rattenfänger von Hameln" ist von dem vorstädtischen Bellealliancetheater nach dem Opernhause gewandert, natürlich nicht in der Gewandung und Musik eines harmlosen Volkstheaterstückes, sondern in der ganzen Pracht einer großen Oper, deren Text nach der bekannten Aventiure J. Wolff's von Hofmann gedichtet, und deren Musik von Neßler componirt ist. Weder dem einen noch dem andern läßt sich besonders hohes Lob nachsagen. Das hübsche Epos Wolff's ist nicht mit Geschick für den dramatischen Gebrauch umgearbeitet worden, und die Musik fällt ohne innern künstlerischen Zusammenhang in mehrere nur ganz äußerlich verbundene Theile auseinander; es mangelt ihr an der wahren künstlerischen Einheit und Geschlossenheit, an einer das Ganze beherrschenden durchgehenden musikalischen Empfindung, mit einem Worte, die Oper enthält sehr tüchtige und packende einzelne Melodien, aber es fehlt ihr das, was zu einem großen, wahrhaft verdienten künstlerischen Erfolge führt. Trotzdem nahm das Publikum das Werk recht günstig auf, der Componist wurde mehrmals hervorgerufen und die Darsteller der Hauptrollen ebenfalls durch Beifall reichlich ausgezeichnet. Sehen wir von einem neuen, glänzend in Scene gesetzten Ausstattungsstücke „Die schwarze Venus" auf dem Victoriatheater und von einer ziemlich schwachen Posse „Der jüngste Lieutenant" auf dem Wallnertheater — in der wenigstens Fräulein Wegner Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihres hervorragenden drastisch-komischen Talentes gegeben ist — ab, so bleibt über unsere Theater nichts Erwähnenswerthes zu melden übrig.

Um so mehr bieten die bildenden Künste. In der Nationalgalerie hat die Ausstellung der Werke von Eduard Meyerheim, Ernst Fries und Fr. Nerly begonnen, auf die ich schon vor Wochen in diesen Blättern hinwies. Es ist die neunte derartiger Ausstellungen von den Hauptwerken jüngst verstorbener deutscher Meister, welche in ihrer Gesammtentwickelung und künstlerischen Eigenart hierdurch kennen zu lernen dem Publikum durch die Fürsorge des Directors Jordan erst möglich gemacht wird. Auch die diesmalige Ausstellung ist eine ungemein gelungene. Das liebenswürdige und dabei streng geschulte Talent Meyerheims ist in Berlin, wo der Meister lebte und wirkte, und man darf sagen auch in ganz Deutschland so bekannt, daß wesentlich neue Züge zu dem Gesammtbilde kaum hinzutreten. Gleichzeitig ist des Künstlers Selbstbiographie (bei Stilke) erschienen. Sie liefert eine angenehme und erfreuliche Ergänzung zu dem, was der Maler uns in seinen Bildern erzählt. Berthold Auerbach hat ein Vorwort dazu geschrieben, L. Pietsch giebt eine Charakteristik von dem Künstlercharakter des Meisters mit der umfassenden Kenntniß und dem feinen Urtheile, das gerade er von

Digitized by Google

des zeitgenössischen Berliner Meisters Werken besitzt wie kaum ein Anderer, Paul Meyerheim, der Sohn, giebt sehr willkommene Anmerkungen zu der Biographie des Vaters. Die ganze Bescheidenheit und Einfachheit des „alten Meyerheim“ tritt in wohlthuendster Weise fast auf jeder Seite des Büchleins hervor. Weniger bekannt, besonders in Berlin, ist der Landschafter Fries aus Heidelberg. Er lebte in München und Karlsruhe und bewegte sich in der von J. Anton Koch der Landschaftsmalerei gegebenen Richtung. Neben größeren Oelgemälden sind aquarellirte oder in Sepia ausgeführte italienische Studien von ihm ausgestellt, welche eine streng stilistische, wunderbar großartige Auffassung der Natur zeigen. Friedrich Nerly's, des alten Venetianers, Schilderungen der Lagunenstadt mit ihrem ewig jungen Zauber machen in liebenswürdiger Weise den Beschluß der Ausstellung. Ich kann diesen wenigen Worten über die Nationalgalerie und ihr neues verdienstliches Unternehmen erfreulicher Weise hinzufügen, daß — was ich in meinem letzten Briefe als Wunsch aussprach — der Erfüllung nahe ist. Die Werke des jüngst dahingegangenen unvergeßlichen Anselm Feuerbach sollen, wie ich höre, den Stoff für die nächste zu veranstaltende Ausstellung abgeben. Möge es gelingen, möglichst alle großen Gemälde des genialen Künstlers, nicht minder wie seine Zeichnungen und Entwürfe, zu diesem Zwecke hier zu vereinigen!

Von dem berühmten russischen Maler Siemiradzki ist der „Schwertertanz“ in der permanenten Ausstellung des Vereins Berliner Künstler zu sehen. Am Neapolitanischen Meeresgestade in herrlicher, sonniger Landschaft, die der Künstler mit coloristischer Bravour ohne Gleichen zu schildern weiß, sehen wir vor einer Corona üppiger Bewunderer eine nackte Mädchengestalt auf einem Teppiche zwischen aufgesteckten Schwertern einen charakteristischen Tanz aufführen. Mag man die Kunst, besser vielleicht das technische Können des Malers, das er in der Darstellung der Tänzerin wie der Corona entfaltet, ebenso seine historische Treue noch so sehr anerkennen, mir bleibt die landschaftliche Staffage, der Hintergrund des Bildes schätzenswerther als jene pointirte Sonne, welche sich vor unsern Augen im Vordergrunde abspielt. Unter den lebenden Künstlern, von denen zur Zeit hier Bilder ausgestellt sind, gebührt aber diesmal unseres Erachtens zweifellos einem Franzosen die Palme. Im Uhrsaale der Akademie ist des Pariser Malers de Neuville berühmtes Schlachtbild von der Erstürmung der Kirche in Le Bourget, nachdem dieser Ort, von den erst daraus vertriebenen Deutschen unter furchtbarem Blutvergießen wieder eingenommen worden ist. Der Maler stellt den Moment dar, als der eigentliche Kampf schon beendet, die Sache entschieden ist. Die halbzerschossene kleine Kirche wird von den Deutschen besetzt, die Franzosen sind gefangen. Die einzelnen Körpergestalten, denen man den heldenmüthigen Widerstand, welchen sie geleistet haben, in der mannichfachsten

Digitized by Google

Weise ansieht, sind ausnahmslos von einer Großartigkeit und künstlerischen Wahrheit der Auffassung, wie man ihr in modernen Schlachtgemälden nicht oft zu begegnen gewohnt ist. Ein Zug von Heldengröße und Begeisterung geht durch die gesammte Conception, welcher unmittelbar auf den Beschauer wirkt, uns sofort in lebendige Beziehung zu dem Bilde setzt und darüber hinwegsehen läßt, daß die deutschen Soldaten — wenn sich der Künstler auch glücklich von albernem Karrikiren frei zu halten verstand, doch, was den psychologischen Ausdruck, die Individualisirung der einzelnen Gestalten anlangt, nicht völlig mit demselben Maße gemessen sind wie die Landsleute des Künstlers. y.

Literatur.

Pergamon. Vortrag gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs II. am 29. Januar 1880 von Alexander Conze. Berlin, Ferd. Dümmler. — Einer der Nächstbetheiligten giebt hier eine vorläufige, gedrängte Uebersicht über die Ergebnisse der Ausgrabungen von Pergamon, wodurch die ersten triumphirenden Berichte über die Bedeutung des Fundes in vollem Umfange bestätigt werden. Auch die patriotische Seite dieser wissenschaftlichen Entdeckung ist gebührend hervorgehoben, und mit Recht wird der Umstand, daß die gefundenen Schätze der deutschen Hauptstadt angehören werden, ein allgemeiner Gewinn genannt „insofern, als eine Vertheilung der Werke griechischer Kunst in den Mittelpunkten der civilisirten Welt ihre Wirkung zu steigern geeignet ist, mehr als wenn das Streben der heutigen Griechen erfüllt würde, sie als Familieneigenthum bei sich zu halten, oder als wenn der Wille des ersten Napoleon Bestand gehabt hätte, die besten alle in einer Metropole zu vereinigen, oder als wenn wir England den Vorrang in solchen mit Erwerbung verbundenen Entdeckungen unbestritten hätten lassen wollen". g.

Siegfried Bunstorp's Meisterstück. Culturgeschichtlicher Roman aus der Zeit der Zunftunruhen. Von Otto Rüdiger. 2 Bde. Jena, Gustav Fischer. 1878. — „Alles, was über das Leben des kleinen Volkes, der namenlosen, unberühmten Menschen von den Geschichtsforschern geschrieben wird, gewährt uns historisch nur ein unvollkommenes Bild. Wichtige, berechtigte Fragen kann uns die Historie, darf sie uns nicht beantworten, wenn sie noch Historie sein will, wenn sie nicht Dichtung werden will. Und in der Culturgeschichte, die auch das Leben der Namenlosen behandelt, hat die Dichtung der Historie schon so oft helfend zur Seite stehen müssen. Männer mit berühmtem Namen haben sich nicht gescheut, die Dichtung zur Hilfe zu rufen, um als Dichter das voll und ganz darzustellen, was sie als Historiker nur unvollständig, matt und vermuthungsweise hätten sagen können." In diesen Worten seiner Einleitung zu dem Romane „Siegfried Bunstorp's Meisterstück" kehrt Otto Rüdiger ein bekanntes Wort Gustav Freytag's, dem er sein Werk gewidmet hat, über das Verhältniß von Dichtung und Culturgeschichte so ziemlich in das Gegentheil um; er will in seiner Dichtung jedenfalls auch Culturgeschichte geben und die erstere zur Helferin und Magd der letzteren erniedrigen. Nicht weil ihm Gestalten und Vorgänge der Vergangenheit in dichterischer Verkörperung und Verklärung vor der Seele stan-

den, sondern weil er seine culturhistorische Anschauung ohne die Lücken, welche die Forschung darin noch für die wissenschaftliche Darstellung hat lassen müssen, als ein Ganzes vortragen wollte, hat er seinen Roman geschaffen: das sprechen jene Worte der Einleitung aus, das läßt sich, was für das Urtheil über das Werk von größerer Bedeutung ist, aus demselben selbst entnehmen. Denn das culturgeschichtliche Material ist nicht in der Art verarbeitet, daß es die bescheidene Unterlage für die Dichtung bildete, sondern recht oft drängt es sich anmaßlich vor und bringt dem Leser in Erinnerung, daß er über die Zunftunruhen und was sonst in das Hamburger Leben des vierzehnten Jahrhunderts gehört, belehrt werden soll; Anmerkungen verweisen ausdrücklich auf die Quellen des Berichtes und laden zu weiterer Verfolgung der lehrreichen Betrachtung ein. Dem entsprechend ist auch die Fabel ohne größere Verwickelung; im Wesentlichen handelt es sich nur um den Widerstand, den Frau Geldersen, eine stolze Geschlechterin aus Köln und Gattin eines hochangesehenen Rathsherren, gegen die Vermählung ihrer Tochter Marie mit dem sehr viel niedriger stehenden Maler Siegfried Bunstorp erhebt, und um die theils privaten, theils noch mehr öffentlichen Vorgänge, die zur Ueberwindung dieses Widerstandes führen. Aus demselben Grunde, weil das sachliche Material so sehr überwiegt, kommen ferner die Charaktere nicht zu rechter Entfaltung eines individuellen Lebens und bleiben vielmehr typische Vertreter ihrer Stände und Standesanschauungen; selbst Frau Eva Holstenstede und ihr Sohn Klaus, von denen die eine durch ihren Lebensgang zu einem Bruche mit den Standesvorurtheilen geführt, der andere gar nicht in die nicht blos beengenden, sondern auch schirmenden Schranken eingelassen ist, ziehen nicht durch eine hervorragend interessante Eigenart an. Kurz, als Dichtung vermögen wir Rüdiger's Buch nicht gerade besonders hoch zu stellen und in ihm eine nachahmenswerthe Form des uns sonst sehr zusagenden historischen Romanes zu finden, wohl aber können wir dem Laien, welcher sich in bequemer Weise und ohne ein mühsames Nachschlagen in den vom Verfasser citirten Quellen über die in Frage kommenden Verhältnisse unterrichten will, eine zuverlässige und ausreichende Befriedigung seines Wissensdranges versprechen. E—e.

Münchener Bilderbogen von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebr. Pätel. 1879. — Es ist ganz in Dingelstedts zwangloser, cavalièrer Art, daß er, statt die Denkwürdigkeiten seines Lebens methodisch, von vorne zu beginnen, vielmehr in der Mitte ansetzt und ein beliebiges Stück davon zum besten giebt. Uebrigens ist es ein besonders anziehendes und inhaltvolles Capitel, das sich auch wohl absondern läßt und für sich ein Ganzes bildet: seine Wirksamkeit in München als Theaterintendant von Ende 1850 an bis Anfang 1857. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet das bekannte „Gesammtgastspiel" im Jahre 1854, das erst heuer, nach 26 Jahren, zum zweiten male versucht werden soll. Mit gerechtem Stolze blickt der Urheber auf diesen „Dodekameron" zurück mit seinen Leiden und Freuden, Aengsten und Triumphen. Zur Kenntniß der von König Max versuchten Dichter- und Gelehrten-Aera an der Isar sind diese Aufzeichnungen ein werthvoller und pikanter Beitrag. Zumal in die Gründe, warum diese Herrlichkeit nicht lange dauern konnte, bekommt man einen guten Einblick. Dingelstedt gefällt sich in einem geistreichen witzigen Geplauder, das scheinbar an der Oberfläche der Dinge bleibt, aber dabei läßt er, wie absichtslos, die treffendsten Lichter auf Menschen und Zustände fallen, und namentlich gelingen ihm mit wenigen hingeworfenen Strichen recht charakteristische Porträtskizzen, so von Gustav Kolb, von Liebig, Kaulbach, Pfeuffer u. A., und von König Max selber. Der

Höhepunkt jener Jahre, wie die stoßweise wirkenden Momente des Niederganges treten anschaulich hervor. Eine Empfindung, wie die über ein verlorenes Paradies, spricht aus folgenden Worten: „Als Specialität in Bowlen glänzte Bischoff, der treffliche Anatom und Physiologe. Eine Waldmeister- oder Erdbeerbowle, von ihm gebraut, auf der Menterschweig, so zu sagen: an der Quelle genossen, ringsum der heitere Kranz unserer Frauen, Töchter, Kinder, bis auf die Kleinsten hinab, die sich im Grase balgten, zu unseren Füßen die rasch und hell dahinschießende Isar, über uns der grüne Wald und der tiefblaue Sommerhimmel, der sich über der Münchener Hochebene höher und fester als irgendwo in den deutschen Landen zu wölben scheint, zum Schlusse ein Gesangsstück meiner Frau mit ihren unvergleichlichen Lerchentrillern und Nachtigallencadenzen, oder ein Improvisationswettstreit zwischen Geibel, Bodenstedt und mir — o, über solchen Stunden liegt ein Schimmer höchsten Glückes, der Duft inniger Herzenszufriedenheit, den nicht blos der verklärende Zauber der Erinnerung hintendrein darüber breitete, sondern der im vollen Sonnenschein der Wahrheit, der Wirklichkeit von uns allen und von jedem Einzelnen erkannt und genossen wurde. Wie viel wir unser auch waren, wie verschieden an Begabung, Richtung und Stellung, an Werth und Wesen: wir fühlten uns familienhaft verbunden, fester als durch eine zufällige Geselligkeit, durch die Gemeinsamkeit unserer Arbeit, die Solidität unserer Interessen, persönlicher wie sachlicher. Der Reiz der uns gestellten Aufgabe wurde nur erhöht durch deren Schwierigkeit und die von ihrer Lösung untrennbaren Kämpfe; vielleicht sogar durch eine unbestimmte Ahnung, die in uns pochte, als ob unserem Beisammensein keine lange Dauer, diesen Kämpfen kein voller Sieg beschieden sei." L.

Halfblod. En Roman ut Sleswig-Holsteen vun Angelius Beuthien. 2 Bde. Lübeck, Dittmarsche Buchhandlung. 1880. — Die Dialectdichtung kann nur dann eine Berechtigung haben, wenn sie die Handlungen und Schicksale von Menschen darstellt, welche ausschließlich oder wenigstens gewöhnlich im Dialect sprechen; in solchem Falle vermag nur sie die Stimmungen und Anschauungen getreu wieder zu geben. Aus dieser ersten Bedingung ergiebt sich aber sofort eine zweite: eine Darstellung, welche sich in den Sphären bewegt, in welchen der Gebrauch des Dialectes vorherrscht, kann nur eine solche des Kleinlebens, kann nur eine idyllische und in ihrem Grundtone humoristische sein. Bei dem größten Dialectdichter, den unsere neuere Literatur aufzuweisen hat, bei Fritz Reuter, sind diese Bedingungen erfüllt und bei ihm ist deshalb auch die Anwendung des plattdeutschen Dialectes gerechtfertigt, ja er hat aus ihr nicht den geringsten Theil seiner poetischen Kraft gewonnen, aber der allerwesentlichste Grund für die von ihm erzielte Wirkung ist doch der, daß er, ob im Dialect dichtend oder nicht, ein hervorragendes Talent war, welches wahrhaft poetische Gestalten schauen und schaffen konnte. Mit dem Verfasser des vorliegenden, in plattdeutscher Sprache geschriebenen Romanes steht es unseres Erachtens nicht so günstig. Bei ihm ist weder eine außergewöhnliche Begabung wahrzunehmen noch gehören die im Vordergrunde seiner Dichtung stehenden Personen einer vorzugsweise plattdeutsch redenden Gesellschaftsschicht an, noch tritt der hin und wieder auftauchende humoristische Zug mit gleichmäßiger Stärke auf. Dabei verräth indessen die Fabel des Romanes ein gewisses Erfindungstalent und hinter ihr liegt in deutlicher und angemessener Zeichnung ein nicht uninteressanter Hintergrund, so daß die Erzählung, wenn sie in hochdeutscher Sprache geschrieben wäre und sich rascher lesen ließe, und wenn die Vertheilung des Stoffes eine glücklichere wäre, einen ganz ange-

nehmen Eindruck machen könnte. Aber der letztere Punkt ist die wundeste Stelle der Composition. Während man zuerst des Glaubens sein muß, daß der Bauer Grimm eine Hauptrolle zu spielen berufen ist, verschwindet dieser nach dem ersten Capitel vollständig, um nur in einem der allerletzten Abschnitte noch einmal aufzutreten. Dann wird man, ohne doch die Voraussetzungen seiner Existenz recht zu begreifen, längere Zeit von dem Jugendleben Paul Grimm's unterhalten, dann treten mit einem Male die Herren Hellberg und Kalewind auf, um bald wieder Paul Grimm und seinem Freunde Kurt von Löwenklau Platz zu machen: kurz, diese einleitenden Capitel haben etwas Sprunghaftes und Unruhiges und außerdem erweisen sich die auf komische Situationen deutenden Ueberschriften als ziemlich trügerisch. Mit Paul's Eintritt als „Schreiber" auf dem Gute Rosenhagen lenkt die Erzählung allerdings in ruhigere Bahnen ein, aber daß erst im zweiten Bande die Aufklärung über das Verhältniß des angeblichen Förstersohnes zu der Familie der Barone von Löwenklau gegeben wird, dient weniger dazu, zu spannen, als im Unklaren zu halten, und die große Ausführlichkeit, mit welcher der Verfasser dabei verfährt, hat an einer Stelle, wo wir für Paul's Geschick bereits ein größeres Interesse haben als für das seines längst verstorbenen Vaters und für die psychologischen Grundlagen in dem Charakter des ältern Barons von Löwenklau, keinen Werth, sondern wirkt eher nachtheilig. Von denjenigen Gestalten, die geradezu eine humoristische Absicht zur Schau tragen, ist die des Grafen Ohnewitz wenig gelungen, von den übrigen die des alten Barons Kurt am meisten geglückt. Das öfter vorkommende Hochdeutsch erscheint etwas farb- und kraftlos und es sieht ganz so aus, als ob es durch die Nachbarschaft des Platt gelitten hätte und auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt wäre. E—e.

Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl von Karl Bartsch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen. 1879. — Die reichhaltige Anthologie mittelhochdeutscher Lyriker, welche Bartsch im Jahre 1864 herausgegeben hat, liegt hier in zweiter Auflage vor. Aeußerlich ist der Umfang des Buches nur unerheblich gewachsen; wer aber Seite für Seite vergleicht, wird manchen dankenswerthen Zusatz finden. Am wenigsten verändert sind die Texte selbst, obwohl ihnen die bessernde Hand des Herausgebers nicht gefehlt hat. Interessant ist die von Otto Behaghel versuchte Herstellung der ursprünglichen Mundart in den Liedern Heinrichs von Veldecke. Neu hinzugekommen sind nur der Leich Heinrichs von Rugge und ein Spruch Friedrichs von Sonnenburg. Um so wesentlicher sind die Zusätze in der Einleitung mit den Biographien der einzelnen Dichter, sowie in den Anmerkungen; was die Forschung von 1864 bis 1878 Neues gebracht hat, ist hier gewissenhaft nachgetragen. Bartsch's Werk ist für die verschiedensten Bedürfnisse von großem Werthe. Es ist so eingerichtet, daß auch der Anfänger sich leicht hineinlesen kann; andererseits bietet es auch für gelehrte Zwecke, vielleicht ganz besonders für germanistische Seminare, ein reiches Material; ohnehin muß dasselbe, so lange die Hagen'sche Minnesingerausgabe nicht durch eine andere, neuern Anforderungen entsprechendere ersetzt ist, in hohem Grade willkommen sein.

Sch.

Berichtigung.

In dem Aufsatze: Samuel Henzi (Nr. 8) ist Seite 290 Zeile 14 von oben irrthümlich 1730 statt „1739" gedruckt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 4. März 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Denkschrift über den Untergang der Panzerfregatte „Großer Kurfürst“ vor dem Reichstage.

Von der Reichsregierung wurde eine Darlegung der Ursachen, welche den Untergang des „Großen Kurfürsten“ herbeigeführt haben, in Aussicht gestellt, sobald das Kriegsgericht über den Fall abgeurtheilt haben werde. Schon damals durfte man annehmen, daß eine officielle Mittheilung die Acten des Kriegsgerichts gar nicht, oder nur sehr unvollständig veröffentlichen werde.

Das Kriegsschiff wird, sobald es in Dienst gestellt und dem Kampf mit Wind und Wellen übergeben ist, betrachtet wie ein Heerestheil, welcher unter besonderem Commando in Kriegszeiten operirt. Ist der Feind, gegen welchen das Kriegsschiff zu kämpfen hat, auch nur in einzelnen Fällen eine fremde Regierung und ein fremdes Volk, so ist doch der Kampf, welchen das Schiffscommando und die Bemannung gegen dienstbar gemachte Naturgewalten zu führen haben, nicht weniger ernst und gefährlich, als die Bewegung eines Heerestheils in feindlichem Lande. Das Commando des Kriegsschiffes wird unmöglich ohne eine Disciplin, welche den Willen des Einzelnen bis zum Tode dem Befehl unterordnet, und es fordert von dem Commandanten eben so, wie der militärische Befehl zu Lande, in einzelnen Stunden die stärkste Concentration der Einsicht und Willenskraft und die höchsten Qualitäten eines tapfern Mannes. Deshalb ist auch ganz in der Ordnung, daß bei Unfällen und Niederlagen zur See über den Grad der Verschuldung Einzelner und über die Strafe, welche den Schuldigen zu ertheilen ist, durch ein Gericht entschieden wird, welches in anderer Weise, als der Richter thun darf, die Persönlichkeit des Beklagten und die Motive seines Handelns in Rechnung zieht. In Wahrheit ist das Kriegsgericht da, wo es sich nicht um gemeine Verbrechen, sondern um Beurtheilung eines verhängnißvollen Commandos und um Nichtbefolgung von Ordres und Instructionen handelt, kein Gericht im bürgerlichen Sinne, sondern vielmehr ein Collegium von sachverständigen Standesgenossen, welches dem Kriegsherrn nach Erörterung des Thatbestandes von militärischen Gesichtspunkten das Urtheil zur Hand giebt,

Digitized by Google

und es kann oft geschehen, daß für seine Entscheidungen Gesichtspunkte maßgebend werden, welche sich nicht füglich zu einem Gesetz formuliren lassen. Wenn zum Beispiel ein höherer militärischer Führer sich ohne Befehl mit dem überlegenen Feinde in Kampf einläßt und in dem Kampfe unterliegt, so sind vielleicht Tausende von Soldaten einer unrichtigen Auffassung geopfert worden, der Führer wird doch, wenn er vor und in dem Kampfe die Energie eines tapfern Mannes bewiesen hat, nach alter preußischer — nicht nach österreichischer — Heerestradition vom Kriegsgericht freigesprochen oder mit milder Strafe belegt werden, weil der Wagemuth eines kühnen Mannes dem Gericht für etwas Hohes gilt.

Deshalb werden die Motive der Kriegsgerichte in allen solchen Fällen, wo die Schuld nach dem militärischen Charakter des Beklagten abgeschätzt wird, nur ungern veröffentlicht werden. Auch der oberste Kriegsherr wird abgeneigt sein, das Detail, welches ihm selbst die letzte Entscheidung richtet, in die Oeffentlichkeit kommen zu lassen.

So ist es auch hier geschehen. Nur ein lückenhafter Auszug aus den Acten der Kriegsgerichte ist gedruckt, und außerdem durch die Art seiner Bekanntmachung sein officieller Charakter beeinträchtigt worden. Demungeachtet sind die Vorwürfe, welche man der Denkschrift gemacht hat, zum Theil unbegründet, den Thatbestand berichtet sie in seinen Hauptsachen mit hinreichender Deutlichkeit. Der Zusammenstoß des „König Wilhelm“ und des „Großen Kurfürsten“ wurde vielleicht gefördert durch die enge Fahrordnung, in welcher die Schiffe des Geschwaders fuhren, er wurde verursacht durch Unsicherheiten und Fehler im Steuercommando, welche auf dem „König Wilhelm“ als erwiesen, auf dem „Großen Kurfürsten“ als nicht bewiesen angenommen werden. Das Sinken des „Großen Kurfürsten“ aber wurde dadurch herbeigeführt, daß die wasserdichten Verschlußthüren des untern Raumes, welche bestimmt sind die einzelnen Abtheilungen des Schiffes von einander zu scheiden, gegen die Dienstordnung im Augenblicke des Zusammenstoßes offen gewesen sind. So weit theilt die Denkschrift mit, was wir erfahren wollten. Das Urtheil über Schuld und Unschuld dagegen, welches durch das Kriegsgericht den einzelnen Commandeuren zugeschrieben wurde, ist nicht ganz verständlich. Der Contreadmiral, welcher Chef des Geschwaders war, ist bestraft worden. Die Strafe wurde ihm in Gnaden verkürzt, wahrscheinlich weil sein Versehen das eines muthigen Mannes gewesen war. Der dienstthuende Offizier, welcher das Rudermanöver auf dem „König Wilhelm“ leitete, wurde wegen Unsicherheit des Commandos verurtheilt. Der Commandant des „Großen Kurfürsten“, welcher zur Zeit des Zusammenstoßes auch das Rudercommando seines Schiffes leitete, wurde freigesprochen, weil bei Widersprüchen in den Zeugenaussagen ein falsches Manöver desselben nicht als erwiesen angenommen werden

Digitized by Google

könne und weil ferner aus dem Offenstehen der Verschlußthüren nicht ein strafbares Verschulden des Commandanten sich ergebe. Da die Zeugenaussagen, welche ein falsches Manöver des Commandanten behaupteten, in der Denkschrift ganz ausgelassen sind, so erfährt man nur beiläufig aus dem Urtheil des Kriegsgerichts, daß solche Zeugenaussagen vorhanden waren.

Diese Stelle berechtigt neben einigen anderen zu dem Schluß, daß souveräne Striche einer Feder in der Denkschrift gekürzt haben. Und dies Schriftstück, welches wie beiläufig und wie ohne amtliche Autorität erschienen, dürfte wohl in einer Weise officiell sein, wie wenige ähnliche Actenstücke, und wir dürfen annehmen, daß das Mitgetheilte Alles enthält, was ein maßgebender Wille von den Verhandlungen über das Unglück und seine Ursache für das Publikum bestimmt hat.

Daß es nicht der Chef der Admiralität war, welcher die Mittheilung in dieser Form veranlaßt hat, ist selbstverständlich, da es nach zahlreichen Provocationen in seinem höchsten Interesse gelegen hätte, das Publikum möglichst viel wissen zu lassen. Unter anderem auch, wodurch die wiederholte Berufung von Kriegsgerichten veranlaßt wurde. Haben doch ihm abgeneigte Zeitungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit behauptet, daß er selbst aus anderen als dienstlichen Beweggründen die Einsetzung neuer Kriegsgerichte und die Verzögerung der Veröffentlichung veranlaßt habe. Ja, man hat seiner Marineleitung die Schuld an dem Zusammenstoß aufbürden wollen und große Zeitungen wurden nicht müde, sein System als schädlich für die deutsche Marine anzuklagen. Es würde den hartnäckigen Tadlern schwer werden, sich und Anderen in Wahrheit deutlich zu machen, worin das falsche System besteht, welches durch Herrn von Stosch vertreten wird. Ueberhaupt war die Behandlung, welche der Marineleitung zu Theil wurde, bei einem Theil der liberalen Tagespresse zum Verwundern herb und ungerecht. Hat es dem Herrn von Stosch auch bei liberalen Zeitungen so sehr geschadet, daß er in der letzten Zeit nicht für einen Günstling des Fürsten Bismarck galt? Sind es die aufgeregten Klagen einiger mißvergnügter Marineoffiziere, denen die Presse so bereitwillig Verbreitung verschafft, oder ist es nur das Bedürfniß, überhaupt Jemand zu haben, an dem man die Unzufriedenheit über ein großes Unglück auslassen kann?

General von Stosch gehörte, als er Marineminister wurde, zu den Generälen, deren Bedeutung von der obersten Armeeleitung völliger gewürdigt wurde, als von dem Publikum, welches ihn niemals an der Spitze einer größeren Heeresabtheilung gesehen hatte. Er bewies im Jahre 1866, als Generalquartiermeister bei der Armee des Kronprinzen, bei einzelnen Vorfällen eine schnelle und wuchtige Energie und er galt von da dem Kriegsherrn für einen Offizier, der außer der Tüchtigkeit in seinem Amte in Augen-

Digitized by Google

blicken verhängnißvoller Entscheidung eine mehr als gewöhnliche Menschenkraft einzusetzen hatte. Beim Ausbruch des französischen Krieges wurde er zum Generalintendanten der Armee ernannt. Er vermochte selbstverständlich im Augenblick nicht alle Schäden und Mängel zu beseitigen, welche sich im Rücken eines großen Heeres fast untilgbar an die Verproviantirung anhängen, aber er machte durch seine entschlossene Thatkraft bei mehreren entscheidenden Operationen den Feldzug, wie er verlaufen ist, möglich. Er verstand auch, seinen Beamten einen wahrhaft heldenmüthigen Eifer im feindlichen Lande gegenüber einer insurgirten Bevölkerung mitzutheilen. Seit der Rechtsabmarsch nach Sedan durch seine Zuversicht ermöglicht worden war, und die Verproviantirung vor Paris geordnet fortlief, war man von seiner ungewöhnlichen administrativen Tüchtigkeit überzeugt, und er wurde von dem Könige und dem Chef des Generalstabes als ein zuverlässiger Gehilfe in Nothfällen betrachtet. In dieser Eigenschaft wurde er Ende November von Versailles aus zu der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg gesandt, dort brach er mit zwei preußischen Infanteriedivisionen und einem sehr geschwächten baierischen Corps im December 1870 den Andrang der großen französischen Loirearmee mit unübertrefflicher Zähigkeit. Als er nach vier Wochen fast täglicher Kämpfe in das Hauptquartier zurückkehrte, stand auch seine Bedeutung als Feldherr fest. Im Jahre 1871 blieb er als Adlatus des Freiherrn von Manteuffel in Frankreich zurück. Das Jahr darauf übergab ihm der Kaiser die Leitung der Kriegsmarine, welcher seit Gründung des deutschen Reiches große Aufgaben gestellt waren und der eine straffe, einheitliche Leitung sehr Noth that. In den acht Jahren seiner Marineleitung ist die Stärke der Marine auf mehr als das Doppelte gebracht. Doch nicht die Zahl der neugebauten Schiffe und des ausgebildeten Seepersonals, nicht der Ausbau der großen Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven und nicht die neu eingerichteten Bildungsanstalten bilden das Hauptverdienst seiner Thätigkeit. Schiffe und Bauwerke hätte mit den vom Reichstage bereitwillig zugewiesenen Geldmitteln auch ein Anderer construiren lassen. Aber erst durch ihn ist die Marine ein dem Landheer gleichberechtigter Factor unserer Kriegsmacht geworden.

Bis dahin hatte sie, obgleich ein preußischer Prinz Admiral war, wie ein fremdartiges Nebenwerk unter den Staatseinrichtungen gestanden, und sie war auch vom Auslande wie ein harmloses Spielzeug des deutschen Michels betrachtet worden. Offiziere und Mannschaften hatten diesen Schaden oft empfunden, auch der Tüchtige war zuweilen lässig, unsicher, ohne Selbstvertrauen, voll Scheu vor Verantwortung gewesen; von den Gewöhnungen der Handelsmarine war viel mehr in den Dienst übergegangen, als sich mit einem straffen Wesen, welches auch fremden Nationen Achtung abnöthigen sollte, vertrug.

Digitized by Google

Er verstand das Wohlwollen und Interesse des Kriegsherrn für die Seeeinrichtungen soweit zu steigern, wie der Kriegsmarine zu fröhlichem Gedeihen unentbehrlich ist. Der neue Chef wußte Offizieren und Mannschaften, jedem Zweige des Dienstes Etwas von dem scharfen, stolzen Selbstgefühl, von Energie und treibender Kraft mitzutheilen, welche dem Kriegsmann zur See ebenso unentbehrlich sind für die höchsten Leistungen seines schweren Berufs, als dem Soldaten des Landheeres. Wer in der Gefahr, oder wer den Fremden gegenüber Festigkeit und Kraft bewiesen hatte, den vertrat er mit wahrer Freundeswärme bis aufs Blut vor höheren Instanzen, so den damaligen Capitän Werner in den spanischen Gewässern gegen Bismarck. Auch den Flottengründungsplan, welchen er übernommen hatte, gestaltete er nach festen Grundsätzen im großen Sinne. Es waren bis dahin Schiffe im Auslande bestellt worden bald nach diesem, bald nach jenem System, er machte den Schiffsbau unabhängig vom Auslande und baute nach festem Plane und nach Modellen, welche bald auch von den großen Seemächten mit Anerkennung und hohem Interesse betrachtet wurden. Dadurch machte er das Material unserer Flotte zu einem der besten, die zur Zeit vorhanden sind.

Es war ein großer Uebelstand, daß bei der plötzlich erhöhten Machtstellung des deutschen Reiches die Aufgaben der Marine sich viel schneller steigerten, als die Zahl der Schiffe, der ausgebildeten Mannschaften und erprobten Führer vermehrt werden konnte. Mit den Vorzügen einer jungen Marine mußten wir auch die Schwächen und Gefahren in Kauf nehmen. Immer mußten die stärksten Anforderungen an die Einzelnen gestellt und Menschenkraft schonungsloser in Anspruch genommen werden als bei der Marine alter Seestaaten nöthig ist. Sein Amtsantritt traf ferner in eine Periode der größten nautischen Erfindungen und Experimente. Der Kampf zwischen Panzer- und Geschützstärke, der Torpedo, neue Methoden der Küstenbefestigung, neue Constructionen der Schiffe waren nach wenigen Jahren veraltet, Schiffe, welche eben erst vom Stapel gelaufen waren, wurden durch stärkere Neubauten anderer Mächte plötzlich in ihrem Kampfwerthe herabgedrückt, den Offizieren und der Bemannung mußte unablässig zugemuthet werden, sich in neue Constructionen, Erfindungen, Umänderungen einzurichten. In Vielem trat die deutsche Marine an die Spitze des Fortschritts. Sie war die erste, welche den Withhead'schen Torpedo von dem Erfinder so weit ausbilden ließ, daß er einer großartigen Anwendung fähig wurde. Schneller als Engländer und Franzosen erkannte der Chef unserer Admiralität das Bedenkliche der Panzercolosse, und er richtete sein Augenmerk auf Construction kleinerer Kriegsfahrzeuge mit stärksten Maschinen und schwerstem Geschütz. Er zuerst brach mit dem Systeme, das von Kaiser Napoleon Engländer und Russen angenommen hatten, und welches

Digitized by Google

nicht nur das Herz des Schiffes, die Maschine, sondern auch die Batterien und Mannschaften und sogar den Commandanten mit undurchdringlichem Panzer zu umkleiden versucht hatte. Vielleicht die schwerste Aufgabe war dem Chef der Admiralität bei Ausbildung der Offiziere und Mannschaften gestellt. Die neuen Kriegsschiffe sind nicht Fahrzeuge, welche allein durch die Tüchtigkeit und Erfahrung muthiger Seeleute vom alten Schlage geleitet werden. Es sind fast überkünstliche Maschinen, bei denen die Thätigkeit der Ingenieure und Maschinisten ebenso wichtig geworden sind, als das Amt der Bootsleute. Der Wechsel von kühnem Wagemuth in der Gefahr und von behaglicher Lässigkeit bei ruhiger See, welcher dem Seemanne eigen ist, vermag nicht mehr die Fahrt eines Schiffes in alter Weise zu sichern. Es ist peinliche Accuratesse und ein straffer militärischer Gehorsam auch in scheinbaren Kleinigkeiten nöthig geworden, deren die frühere Marine außer in den Momenten der Gefahr nicht bedurfte. Und die deutsche Marine konnte bei der allgemeinen Dienstpflicht den größten Theil ihrer Bemannung nur in sehr kurzer Fahrzeit verwenden und mußte fast immer mit einer übergroßen Zahl von Neulingen das Schwerste leisten. Längst hatte man z. B. mit Sorgen beachtet, daß das Offenlassen einer Thüre im untern Raume des Schiffes in jedem Augenblick den Verlust von mehreren Hundert Menschen und von einem Capital, das nach Millionen zählt, veranlassen konnte, und seit Jahren hatte man immer wieder bei Inspectionen die Erfahrung gemacht, daß trotz der strengen Reglements eine gewisse untilgbare Sorglosigkeit und Eigenwilligkeit der Leute solchen Verschluß außer Acht ließ. Aus solchen Gründen drang der Chef der Admiralität unablässig auf eine straffere Disciplin, und diese zu ermöglichen, gab es kein anderes Erziehungsmittel, als Etwas von dem militärischen Drill der Landarmeen für die deutsche Marine durchzusetzen. Das gab viel Unzufriedenheit selbst bei den Offizieren, denen zu ihren vielen Aufgaben auch noch diese fremdartige, gar nicht seemännische gestellt wurde. Am lautesten war der Unwille bei der Handelsmarine, der diese Zumuthung an Seeleute völlig ungehörig erschien. Wahrscheinlich gehört diese Neuerung unter die Einrichtungen, welche als falsches „System Stosch“ jetzt von der Tagespresse beklagt werden. Wir aber haben großen Grund zu beklagen, daß dieser militärische Gehorsam auf dem Großen Kurfürsten in entscheidender Stunde immer noch nicht groß genug war.

Wahrscheinlich haben unsere Marineoffiziere nicht selten genügenden Grund zur Klage. Der gehäufte Dienst, das Vielerlei, welches sie in kurzer Zeit nebeneinander treiben müssen, die unablässige Anspannung und Abnutzung ihrer Lebenskraft, das sind die unvermeidlichen Folgen nicht falscher Maßregeln, sondern einer Entwickelungszeit, wie sie unsere Marine jetzt durchmachen mußte, um dem Vaterlande etwas Tüchtiges zu leisten. Auch ist wohl möglich, daß der scharfe und kurzentschlossene Wille des Chefs Einzelnen zu-

Digitized by

weilen unrecht gethan hat. Solche Unzufriedenheit Einzelner, die sich nach Seemannsweise anders als beim Landheer mit großer Lebhaftigkeit und Offenheit ausspricht, hat hier und da den Weg in die Zeitungen gefunden. Aber dergleichen Reflexionen mißvergnügter Untergebener, oder Solcher, die es gewesen sind, dürfen kein Material geben für Verdächtigungen und Anklagen gegen den starken Führer, welchem die deutsche Kriegsmarine wegen seiner Verdienste um unsere Wehrkraft zur See größeren Dank schuldet als irgend einem andern Manne. Welche verzweifelte Ansichten würde man von unserm Landheer und dessen Führung erhalten, wenn man sich das Urtheil darüber aus dem Gemurr und dem Kopfschütteln unserer pensionirten höheren Offiziere zusammenreimen wollte?

Es ließ sich erwarten, daß die fortgesetzten systematischen Angriffe einzelner Zeitungen auch im Reichstage einen Nachklang hervorrufen würden. Der Antrag Hänel, daß der Chef der Admiralität dem Reichstage eine amtliche Erklärung über den Untergang des Schiffes und die Ursachen des Unglücks geben solle, war, trotz der vorsichtigen und maßvollen Motivirung nicht gut ausgedacht. Wie sollte der Chef der Admiralität etwas Anderes und wesentlich Mehreres mittheilen, als was in einer Denkschrift enthalten war, welche offenbar auch ihm Zwang auferlegte. Und Windthorst hatte ganz recht, wenn er betonte, daß der Reichstag nicht durchführen könne, eine Controle über das Detail militärischer Organisations- und Personenfragen auszuüben. Vollends Lasker hatte keinen glücklichen Tag, als er eine Anzahl Ausstellungen gegen das Marineministerium erhob, welche zum Theil bereits widerlegt sind, zum Theil gerade das tadeln, was seither ein Vorzug unserer Marine war. Denn der Umstand, daß General von Stosch die Geschäfte bis in das Detail selbst bewachte, daß sich in allen Zweigen des Dienstes ein einheitlicher fester Wille geltend machte, und daß er sich nach keiner Seite scheute, die volle Verantwortung für die Maßregeln und Einrichtungen auf sein Haupt zu nehmen, das hat den alten Schlendrian ausgeräumt und in wenig Jahren einer fast völligen Neuorganisation unsere Kriegsmarine zu Tüchtigkeit und Ansehen gebracht. Zuletzt verstrickte der Redner sich gar in einer, auf der Tribüne des Reichstags ganz unstatthaften Kritik über Persönlichkeiten. Der Reichstag aber verwarf sowohl den Antrag Hänel, als andere Vermittelungsanträge, und er that Recht daran. Wir Deutschen haben durch den Untergang der Panzerfregatte einen großen Verlust erlitten, den wir noch als ein nationales Unglück betrauern, aber wir dürfen uns nicht verleiten lassen, aus dem einzelnen Fall auf ein falsches System zu schließen und mit einer Beharrlichkeit, welche zu kleinlicher Gehässigkeit wird, Personen und Einrichtungen anzuklagen, die seither in einer Reihe von Jahren unser Selbstgefühl und unsere Ehren im Ausland vermehrten. G. F.

Digitized by Google

Aus dem böhmischen Feldzuge von 1866.*)

In dem dritten und letzten Bande der Denkwürdigkeiten von L. Schneider sind wohl die Blätter über den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 die lesenswerthesten. Es muß aber vorausgeschickt werden, daß diese Veröffentlichung überhaupt die Erwartungen, die an sie geknüpft waren, nicht gerechtfertigt hat. Man konnte sich immer noch mit dem trösten, was nachfolgen werde, allein jeder folgende Band hat nur die Enttäuschung vermehrt. Das Material, das diese Denkwürdigkeiten zur Zeitgeschichte liefern, ist unerheblich, und für das wenige, was sie bringen, muß man Vieles in Kauf nehmen, was den Abdruck kaum verdient hat. Einmal macht sich die liebe Eitelkeit des vom Schauspieler in die Hofkreise, in die unmittelbare Umgebung des Königs aufgestiegenen Mannes doch mehr als billig breit und stört das Vergnügen, auch an sonst harmlosen Plaudereien. Und dann fällt eine Beschränktheit des Gesichtskreises auf, die es zweifelhaft macht, ob der Verfasser blos aus Discretion, auf die er sich wiederholt viel zu Gute thut, für seine Schildereien vorzugsweise unbedeutende Stoffe wählt. Offenbar hat er nur für das Kleine ein Auge; er wird um so redseliger, je inhaltloser der Gegenstand ist.

Der neue Band beginnt mit einer Geschichte, Fanny Oldi, die ganz hübsch, geheimnißvoll, romantisch anfängt; sobald man aber merkt, daß die fragliche Sängerin als lästige Schwindlerin sich entpuppen wird, verstimmt die breite und aktenmäßige Ausführlichkeit, womit der Handel zu Ende erzählt ist. Höchst fade ist die Beschreibung der Königsreise nach Meurs im Jahre 1852, le Meursius prussien, eine Aneinanderreihung der unglaublichsten Kalauer, die noch dazu meist um den knurrenden Magen des Erzählers sich drehen. Der Leser greift nach diesen verdrießlichen Erfahrungen eilig nach den Blättern, die sich wenigstens mit größeren Stoffen beschäftigen, nach den Aufzeichnungen aus den Kriegen von 1866 und 1870, die Schneider als Vorleser des Königs, als officieller Berichterstatter für den „Staatsanzeiger" und zugleich als Correspondent der „Kreuzzeitung" mitmachte.

In ziemlich gedrückter Stimmung ging derjenige Theil des Hauptquartiers, bei dem der König selbst sich befand, am Morgen des 30. Juni 1866 von Berlin nach dem Kriegsschauplatze ab. „Ich schied," erzählt Schneider, „in sehr bewegter, nichts weniger als vertrauensvollen Stimmung, da ich die politisch maßgebenden Verhältnisse und die Gedanken des Königs besser kannte, als Viele, die in demselben Zuge mit auf den Kriegsschauplatz fahren sollten.

*) Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. III. Bd. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1880.

Digitized by Google

Ging es unglücklich, so war ich fest entschlossen, dem Könige überall hin, auch in Kummer und Verbannung zu folgen, ja in einzelnen Momenten dieses ersten Reisetages freute ich mich auf die Möglichkeit, meinem königlichen Herrn beweisen zu können, daß wahre Treue sich erst im Unglück zeigt. Hatte ich doch noch am Morgen früh vor der Abreise die Kiste in dem Bibliothekzimmer stehen sehen, in welche der König seine wichtigsten Papiere eingepackt, um sie im Falle der Noth in Sicherheit bringen zu lassen ... Aus meinem Waggon konnte ich dem Abschiede zusehen, den der König von der Königin und den Prinzessinnen des königlichen Hauses nahm. Was mochte dabei in der Seele des Monarchen vorgehen! Die Vergleiche mit 1806 und 1813 lagen so erschrecklich nahe." An die Siegesnachricht von Skalitz, die Tags zuvor eingetroffen war, wagte man nicht recht zu glauben. Und wenig ermuthigend war es, wenn man während der Fahrt die Zeitungen zur Hand nahm mit den friedewinselnden Eingaben und Protesten wider den „Bruderkrieg". Erst in Frankfurt an der Oder erhielt man ausführlichere Nachrichten über die glänzenden Waffenthaten der letzten Tage, und nun steigerten sich von Station zu Station die Scenen des Jubels und Enthusiasmus, zugleich die Scenen der Verwirrung, des Kriegslärmes, der geräuschvollen Thätigkeit im Rücken der Armee.

Von Königgrätz erzählt Schneider, der in peinlicher Ungeduld hinter der Schlachtlinie sich herumtrieb, daß bis zum Nachmittage überwiegend ungünstige Nachrichten von den zurückgebrachten Verwundeten verbreitet wurden. Er war bis Gitschin zurückgefahren und erhielt hier erst um 8 Uhr Abends die amtliche Depesche vom entscheidenden Siege zur Weiterbeförderung nach Berlin. Das Wunderbarste von diesem Tage ist ihm aber die fieberhaft angestrengte Thätigkeit, die er selber am Abend und in der Nacht am Schreibtische entfaltete mit Anfertigung von Briefen an die Berliner Zeitungen. So finden wir weiterhin gute Schilderungen von den Eindrücken nach der Schlacht, von dem Getümmel auf den Straßen, der Verwirrung in den Ortschaften; aber am meisten wundert er sich doch über sich selbst, „über die Spannkraft, die ich mir während dieses Feldzuges bewahrt habe"; wie er denn nie beredter wird, als wenn er erzählt, wie er sich unter unglaublichen Strapazen einquartiert hat, wie ihm des Nachts das Ungeziefer den Schlaf raubt, wie er nach zweitägigem Fasten anstatt einer gebratenen Gans — o Jammer! — mit einer gekochten vorlieb nehmen muß.

In Zwittau fielen den Preußen die österreichischen Brieffelleisen in die Hände, die dort liegen geblieben waren, als die letzten österreichischen Truppen abgezogen waren und die Postbeamten sich ihnen angeschlossen hatten. Alle Briefe, welche nach der Schlacht bei Königgrätz von Offizieren und Soldaten nach dem Innern Oesterreichs geschrieben waren, fanden sich hier noch wohl-

Digitized by Google

verpackt vor. Mit „entsetzlicher Offenheit“ geschrieben, gewährten sie einen Blick in den Zustand und in die Stimmungen des geschlagenen Heeres, und ihr Inhalt war auch dem Generalstabe von Wichtigkeit. Natürlich ist es Niemanden in den Sinn gekommen, diese Correspondenz irgendwie zu veröffentlichen.

In Brünn war Schneider bei dem Empfange des Königs von Preußen durch den Bürgermeister Dr. Giskra zugegen. Er erzählt: „Die Worte des Königs waren wichtig. Rasch eilte ich nach Hause, um sie für den Druck zu redigiren, und dann auf das Schloß, um die Erlaubniß für die Veröffentlichung zu erhalten. Auf dem Wege dahin begegnete ich dem Bürgermeister Dr. Giskra, den ich ersuchte, mir den Text seiner Anrede zu geben, und zwar so, wie er auch später unter veränderten Verhältnissen wünschen würde, sie gehalten zu haben; denn ich sah voraus, daß der mächtige Eindruck des Augenblickes, das Gefühl, vor einem siegenden Feldherren und Fürsten von so imponirender Persönlichkeit wie König Wilhelm zu stehen, vor allen Dingen der Wunsch, möglichste Schonung für die Stadt zu erreichen, manches Wort der Anrede später anders klingen lassen werde, als es im Augenblicke den Umstehenden klang. Dr. Giskra sah mich erst befremdet an, sagte mir dann aber, rasch meine gute Absicht erkennend, dankbar die Uebersendung einer Abschrift zu und hielt sein Versprechen auch im Laufe der nächsten Stunden.“ Bekanntlich wurde die Rede, die Giskra gehalten, später wirklich stark angefochten, selbst die „Times“ war freigebig mit dem Worte: „Vaterlandsverrath“. Dank der Voraussicht Schneiders — so erzählt dieser wenigstens — konnte sich aber Giskra auf den „Preußischen Staatsanzeiger“ berufen, der allein seine Worte richtig gegeben, während alle andern Versionen gefälscht seien. Giskra's Benehmen während der ganzen Zeit der preußischen Occupation Brünns wird von Schneider als ganz vorzüglich gerühmt. „Seine hohe Gestalt kam ihm dabei sehr zu Hilfe, denn seine Erscheinung hatte etwas Imponirendes. Ich sprach ihn auf der Rückkehr von Nikolsburg nach Prag und Berlin noch einmal im Concertsaale des Brünner Theaters, wo ich ihm die erste Nachricht von dem gesicherten Friedensschlusse brachte. Sein Schmerz und seine Entrüstung über den Ausschluß der Deutsch-Oesterreicher aus dem damals in Aussicht stehenden deutschen Bunde machte auf mich den Eindruck vollkommener Aufrichtigkeit.“ Dagegen erfüllte es den Verfasser mit großer Entrüstung, daß Wiener Zeitungen am 12. Juli, also neun Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, noch davon sprachen, Preußen müsse „zerschmettert“ werden. Selbst noch am 21. Juli paradirten in ihren Spalten Telegramme von erlogenen Siegen über die Preußen. Schneider verschweigt übrigens auch nicht, daß unter den stattlichen Gardelandwehrbataillonen, die am 24. Juli vor dem Könige in Nikolsburg defilirten, eine keineswegs kriegerische Stim-

Digitized by Google

mung herrschte. Es waren meist verheirathete Männer, sie hatten ihre bürgerlichen Geschäfte verlassen müssen, und selbst ihren Quartiergebern gegenüber machten sie kein Hehl daraus, daß sie eigentlich sehr gegen ihren Willen die Uniform trügen und nur Einen Gedanken hätten, so rasch als möglich wieder nach Hause zu kommen.

Die Rückkehr nach Berlin war von der preußischen Grenze an ein wahrer Triumphzug. Doch trübte es dem königlichen Vorleser gar sehr die Stimmung, daß er schon unterwegs wieder die „abgestandenen Phrasen" von Conflict, Indemnität, unveräußerlichen Rechten der Volksvertretung und dergleichen hören mußte. Dieses „fortschrittliche Geschwätz" verdarb ihm die ganze Freude und er schließt bekümmert: „Ganz niedergeschlagen kam ich in Berlin an, wo ich, das Herz voller Jubel, einzufahren gedachte." Noch viel charakteristischer aber für Schneider ist das Geständniß der Stimmung, in die ihn vier Jahre später der Ausbruch des Krieges mit Frankreich versetzte. Er befand sich in Wiesbaden, als die Herausforderung des französischen Kaisers bekannt wurde, und sah nun mit getheilten Empfindungen den weiteren Dingen entgegen. Einerseits freut er sich, daß die ganze deutsche Nation sichtlich durch jene Herausforderung sich beleidigt fühlte, aber andrerseits hat er eine instinctive Scheu vor dieser aufflammenden deutschen Begeisterung, „die sich mit meinen sonstigen politischen Anschauungen durchaus nicht vertragen wollte, und aus der ich in ihrer weitern politischen Entwickelung Schaden für mein Vaterland Preußen — soit: für meinen preußischen Partikularismus — erwachsen sah".

Auch den französischen Feldzug machte der jetzt 65jährige in der Umgebung des Königs und als officieller Kriegsberichterstatter mit. Seine Aufzeichnungen aus diesem Kriege, welche den vorliegenden Band beschließen, gewähren aber eine noch viel dürftigere Ausbeute als die über den böhmischen Krieg. Zu der gewaltigen Bedeutung desselben bilden diese interesselosen Erinnerungen eines nicht in hervorragender, aber doch in sehr bevorzugter Stellung Stehenden einen auffallenden Gegensatz. Von dem weltgeschichtlichen Hauche, der doch auch die Erlebnisse des Einzelnen, selbst des Geringsten, erhöhen mußte, ist hier kaum eine Spur. Er selbst hat die deutliche Empfindung davon; er schiebt aber die Schuld immer wieder auf seine musterhafte Discretion und Verschwiegenheit. Ja im Schlußworte sagt er: „Allerdings habe ich sorgfältig aufgezeichnet, was ich gesehen und erfahren, mir auch Urtheile aus meinem beschränkten Standpunkte erlaubt, aber alles erst dem Könige selbst zur Prüfung und Bewilligung vorgelegt; sind doch seine eigenen Correcturen für die Zukunft das Werthvollste meiner Arbeit." Zugleich deutet er an, daß er jene nicht censirten, frei von Rücksichten verfaßten Aufzeichnungen hinterlassen habe, daß sie aber erst lange nach seinem und der

Digitized by Google

Betheiligten Tode zur Herausgabe gelangen sollen. Er kündigt damit im Voraus einen werthvollen Beitrag zur Geschichte dieses Krieges an. Aber man muß gestehen, daß nach der vorliegenden Veröffentlichung auch die Spannung auf jene geheimen Memoiren erheblich vermindert ist. W. L.

Eine parlamentarische Verfassung in Rußland.

In einem Aufsatze über die Zustände, die des Kaisers Nikolaus dreißigjährige Regierung in Rußland geschaffen hat (Nr. 3 d. Jahrg. 1880), sahen wir uns genöthigt die Vermuthung auszusprechen, daß jenes Moskauer Attentat, das in dem Augenblick ganz Europa beschäftigte und empörte, wohl nicht das letzte seiner Art sein werde. Es gehörte leider keine Prophetengabe dazu, das vorauszusehen.

Seitdem ist ein neues Verbrechen und diesmal im Innern des kaiserlichen Palastes zu Petersburg begangen worden. Treulosigkeit und Verrath haben der Mordgier die Wege auch dorthin geöffnet.

Die ganze civilisirte Welt ist erschreckt, und wie das in der Natur der Dinge liegt, beschäftigt sich die öffentliche Meinung nicht blos mit dem Ereigniß selbst, sondern auch mit der Frage, wie wohl den krankhaften Zuständen abzuhelfen sein möchte, an denen Rußland in so furchtbarer Weise leidet. Die Antwort, die gar viele verständig und in guter Gesinnung redigirte Tagesblätter sich selbst und ihren Lesern auf diese Frage geben, ist eine sehr gut gemeinte, die aus einem redlichen Wohlwollen für die Menschheit im Allgemeinen und für Rußland insbesondere hervorgeht, aber sie ist eine mühelos gefundene, auf die auch jeder Zeitungsleser ohne vieles Nachdenken verfallen konnte: Man sagt, der Absolutismus habe Banquerott gemacht, er habe sich ohnmächtig erwiesen der nihilistischen Bewegung Herr zu werden; es gehe damit nicht weiter; der Kaiser müsse zu anderen Mitteln greifen; er würde wohl thun, seinem Reich eine parlamentarische Verfassung zu verleihen; das sei das Mittel, man glaubt sogar sagen zu dürfen, das unfehlbare Mittel, den Gang der Dinge in bessere Bahnen zu leiten.

Lieber Himmel! Wenn es so leicht wäre, die Uebel zu heilen, an denen Rußland krankt, dann brauchten wir uns keine großen Sorgen zu machen der Gefahren wegen, die dort, und von dorther auch uns drohen können.

Aehnliches wie die Zeitungen bringen, habe ich öfter auch gesprächsweise gehört. Man sagt, die Repressivmaßregeln hätten sich durchaus ohnmächtig erwiesen; damit sei nicht weiter zu kommen. Der Kaiser müsse sich auf den verständigen und gebildeten, redlich und gemäßigt liberal gesinnten Theil der Bevölkerung stützen, und den durch eine parlamentarische Verfassung um sich und seinen Thron versammeln. Ich kann nicht leugnen, daß dergleichen mich

Digitized by Google

immer zu einer Regung der Ungeduld aufreizte. Ich hätte jedes Mal die Herren, die sich so verständig vernehmen ließen, gern aufgefordert, sich doch gefälligst selbst nach Rußland zu bemühen, um dort die Leute aufzusuchen, von denen sie sprachen, und sie dann dem Kaiser Alexander vorzustellen, der ohne Zweifel sehr erfreut sein würde, seine Unterthanen dieser Art kennen zu lernen. Ich war versucht, hinzuzufügen, wenn die Herren sich zu solchem Ende nach Rußland auf den Weg machten, möchten sie aber ja nicht vergessen, die Laterne des Diogenes mitzunehmen; sie würden sie brauchen bei ihren Forschungen.

Es liegt eben solcher wohlfeilen Weisheit eine vollständige Unkenntniß der wirklichen gesellschaftlichen und Culturzustände Rußlands zum Grunde; die unbestimmt gedachte Vorstellung, es müsse sich dort alles ungefähr so verhalten wie im mittleren und westlichen Europa. In Wahrheit aber liegen die Dinge dort ganz anders. Der redlich gesinnte Theil der Bevölkerung, der aus den sogenannten Bartrussen besteht, aus den Bauern und Kleinbürgern, der hat nicht die Art von Bildung, die ihn befähigen könnte, an der Landesregierung, Gesetzgebung und Politik unmittelbaren Antheil zu nehmen; und er weiß das auch. Denjenigen Klassen aber, die sich einer gewissen oberflächlichen Bildung oder vielmehr einer Halb- oder Scheinbildung erfreuen, fehlt Reinheit des Charakters, so wie Ernst und Redlichkeit des Willens. Ausnahmen giebt es natürlich, aber sie stehen sehr vereinzelt da in der Masse.

Zwischen diesen Extremen giebt es nichts. Er fehlt der fleißige, ernste, in ehrenhaften Grundsätzen aufgewachsene Mittelstand, dem seit Jahrhunderten, von Geschlecht zu Geschlecht, die Handhabung des Rechts und die Pflege der Wissenschaften anvertraut gewesen wäre, wie etwa in Deutschland.

Daß der bei den Russen, wie bei allen Slaven, sehr scharf ausgeprägte Nationaldünkel eine sogenannte „freie Verfassung“ verlangt, nachdem eine solche nicht nur den Serben, sondern auch den Bulgaren — schwerlich zu ihrem eigenen Heil — zugestanden worden ist, das läßt sich wohl erklären. In Wahrheit aber wäre es wohl das größte alles denkbaren Unheils für Rußland selbst und für Europa, besonders für Deutschland, wenn dem weiten Slavenreich eine parlamentarische Verfassung verliehen würde.

Es hieße das einfach der Ruchlosigkeit und der Unvernunft die Herrschaft im Lande überlassen.

Hat man etwa vergessen, was der verrufene, sprüchwörtlich gewordene polnische Reichstag für ein Wesen und Treiben war? Ein russischer Reichstag würde um nichts besser sein; er würde aus denselben Elementen bestehen, wie der weiland polnische; aus großen Herren, die bei scheinbarer Weltbildung im Innersten roh sind, und denen bei großem Hochmuth jede Spur einer

Digitized by Google

ritterlichen Gesinnung fehlt, und dann einer Ueberzahl nichtsnutziger, käuflicher Gesellen aus dem kleinen Adel- und Beamtenstande.

Man vergegenwärtige sich doch nur, daß die Spuren der Knechtschaft unter dem Joche der Tataren noch keineswegs getilgt sind im Wesen der Russen, namentlich der höheren Stände, und dann gebe man sich Rechenschaft davon, was die Erziehung unter dem Kaiser Nikolaus, deren Folgen durch die letzten Jahrzehnte fort und fort nachwuchern, aus dem gegenwärtigen Geschlecht in Rußland gemacht hat. Wir haben es dort zu Lande mit einem Geschlecht zu thun, das kein sittliches Princip irgend einer Art anerkennt; das jedes Gefühl von Pietät für irgend wen oder für irgend etwas abgestreift hat, und insofern es an den revolutionären Umtrieben betheiligt ist, in dem Gefühle der Sicherheit, das eine weit verbreitete, in verschiedenen Abstufungen, vom Altrussenthume an bis zum Nihilismus herab, revolutionäre Verbindung verleiht, auch das immerhin heilsame Gefühl der Furcht. Von der Furcht vor der Macht, die in Ermangelung einer besseren Grundlage staatlicher Ordnung immerhin ihren Werth hat, fühlen sie sich um so mehr befreit, da sie wissen, daß der Kreis, in dem sie auf ganze und halbe Sympathien rechnen dürfen, ein sehr viel weiter gezogener ist, als der ihrer eigentlichen Mitschuldigen. Sie wissen auch, daß der sittliche Abscheu vor dem Verbrechen in den höheren gesellschaftlichen Kreisen russischer Nationalität nicht über einen sehr mäßigen Wärmegrad steigt. Hat doch ganz Rußland bewundernd und anbetend zu den Füßen der Mörder Peters III. und Kaiser Pauls gelegen.

Will man wissen, was von einem russischen Parlament, oder auch von russischen Ständen zu erwarten wäre, so braucht man nur den Blick in die jüngste Vergangenheit zurückzuwerfen. Als das heilsamste, was dort in neuester Zeit geschehen ist, muß doch gewiß jeder Unbefangene die Aufhebung der Leibeigenschaft, und, wie wir wenigstens in Beziehung auf die sogenannten Hofsleute (dworowye) hinzufügen müssen, der Sklaverei anerkennen. Nun wohl! Sie wäre vollkommen unmöglich gewesen und geblieben, wenn Rußland damals eine parlamentarische Verfassung oder eine Ständeversammlung gehabt hätte. Nun und nimmer hätten russische Pairs und Abgeordnete in die Freilassung der Bauern gewilligt. Wer sich davon überzeugen will, braucht sich nur zu erinnern, was für Rathschläge die Adelsversammlungen in den verschiedenen Provinzen, die um ihre Meinung befragt wurden, der Regierung an die Hand gaben; was für Ansichten sie aussprachen, obgleich sie sich gar nicht über die Freilassung selbst zu äußern hatten, die sie als etwas vom Kaiser bereits endgiltig Beschlossenes ansehen sollten; obgleich sie sich demnach nur über die zweckmäßigste Art und Weise der Ausführung aussprechen sollten.

Digitized by Google

Es war ganz wie in Polen, wo auch die Aufhebung der Leibeigenschaft unmöglich war und blieb, so lange der Reichstag darüber zu entscheiden hatte. Schon Napoleon I. hatte 1807, wie er als Sohn und Erbe der französischen Revolution mußte, die Freilassung der Bauern in Polen gefordert. Ihm zu widersprechen war nicht rathsam. Da täuschte ihn der Warschauer Reichstag durch ein Gesetz, das angeblich die Freiheit der Bauern proclamirte, in Wahrheit aber deren Ketten fester anzog und die Lage des Landvolks wesentlich verschlimmerte. Dieses selbe Gesetz mußte dann wieder dienen, den Kaiser Alexander I. zu täuschen, der überall liberale Principien zur Geltung bringen und alle Welt beglücken wollte. Als er Herr in Polen geworden war, ließen die polnischen Magnaten ihn glauben, daß die Bauern dort zu Lande schon seit einer Reihe von Jahren freie Leute seien; daß da in dieser Beziehung gar nichts mehr zu thun sei. Der Kaiser Alexander glaubte das, ließ darauf die Dinge in Polen wie sie waren, und wendete seinen Blick auf die deutschen Ostseeprovinzen, als den Punkt, von dem die Emancipation der Bauern im eigentlichen Rußland ausgehen sollte. In den Ostseeprovinzen wurde die Sache ohne große Mühe durchgeführt, weiter kam man nicht. Theils erlahmte nach und nach der Wille des Kaisers an dem Widerstande des russischen und polnischen Adels im eigentlichen Rußland und in den litthauischen Provinzen, theils wurde der Kaiser überhaupt durch die Sorge, die ihm die geheimen Gesellschaften in seinem Reiche machten, in die Bahnen der Metternich'schen Politik hinübergeführt.

Jene geheimen Gesellschaften, die endlich in dem Aufstande vom 14. December zu Tage traten, beschäftigten sich viele Jahre hindurch mit dem Plane, die öffentlichen Zustände in Rußland von Grund aus zu verbessern; man wollte zum allermindesten eine der französischen „Charte" nachgebildete Constitution; einige der Betheiligten verlangten sogar eine föderative Republik, wie die der Freistaaten in Nordamerika, von denen man so gut wie nichts wußte, die man aber um so entschiedener bewunderte. Man forderte selbstverständlich unbeschränkte Preßfreiheit und vollkommene Sicherheit gegen jede Willkür der Regierung. Charakteristisch aber ist, daß eine ganze Reihe von Jahren hindurch Niemand in den Sitzungen, in den Programmen, in den Verfassungsprojecten je einer Aufhebung der Leibeigenschaft gedachte. Erst Nikolas Turguenieff sah die Nothwendigkeit ein, die Freilassung der Bauern in die Entwürfe dieser nach Freiheit strebenden Gesellschaft aufzunehmen. Aber auch seine Pläne waren von der Art, daß ihre Ausführung der Landbevölkerung gar wenig genützt, in mancher Beziehung vielleicht sogar geschadet hätte. Die Bauern wären im Wesentlichen in der alten Abhängigkeit geblieben, und die Leistungen, zu denen sie dem Grundherrn verpflichtet waren,

Digitized by Google

hätten ganz willkürlich nach dem Ermessen eben des Grundherrn gesteigert werden können.

Indessen, so mangelhaft seine Vorschläge auch ohne Zweifel waren, so hatte doch einer unter den russischen Edelleuten, die sich zu geheimen Gesellschaften vereinigten, die Freilassung der Bauern überhaupt zur Sprache gebracht; es läßt sich nachweisen, daß auch ein paar andere sich im Stillen mit dem Gegenstand beschäftigten, und schließlich war es doch wenigstens in diesem verhältnißmäßig allerdings engen Kreise eine so ziemlich ausgemachte Sache, daß die Leibeigenschaft aufgehoben werden müsse. Anders in Polen. Da war der Reichstag nach dem Aufstande im November 1830 vollkommen frei und sich selbst überlassen; er konnte beschließen, was ihm gut däuchte, nichts hinderte ihn, es gab keine Macht, die über ihm gestanden hätte. Auch wurde da mit großer Ueberschwänglichkeit von allem Möglichen und einigem Unmöglichen gesprochen und verhandelt. Der gedrückten Lage der geknechteten ländlichen Bevölkerung aber gedachte unter allen diesen Freiheitsrednern und Helden Niemand auch nur mit einem einzigen Worte. Die Emancipation der Bauern gehörte zu dem Unmöglichen, von dem da nicht die Rede sein durfte. Wer sie hätte zur Sprache bringen wollen, wäre gar übel gefahren.

Nachdem die polnische Revolution besiegt war, blieb eben auch alles wie es war. Die russische Regierung suchte dadurch festeren Fuß im Lande zu gewinnen, daß sie eine Menge Rittergüter einzog und an Russen verschenkte, und zwar als Majorate, die bekanntlich in Rußland unerhört sind, hier aber beliebt wurden, damit die verschenkten Güter nicht durch Kauf und Verkauf wieder in die Hände von Polen kommen könnten. Niemand dachte daran, daß man die Herrschergewalt des Adels auf seinen Gütern brechen müsse, daß die Regierung ihre Stütze in einem befreiten Bauernstande suchen und finden könne. Dieser Gedanke ist damals gar nicht zur Sprache gekommen, und er wäre auf das entschiedenste abgelehnt worden, wenn ihn Jemand angeregt hätte; die russischen Staatsmänner, die nächste Umgebung des Kaisers hätten sich einstimmig und leidenschaftlich dagegen ausgesprochen; außerdem wäre es wohl nicht möglich gewesen, in Polen zur Freilassung der Bauern zu schreiten, ohne ähnliches auch in Rußland durchzuführen, und dazu hatte der Kaiser Nikolaus nicht den Muth, obgleich er im Stillen die Nothwendigkeit wohl einsehen mochte.

Auch die Erfahrungen des tagtäglichen Lebens, die einzelnen Bauernaufstände, die in Rußland sich stets erneuerten, und in Polen, wo die Lage der Bauern viel schlechter, viel gedrückter war, als in Rußland, nur deshalb nicht stattfanden, weil es kaum ein Dorf gab, wo nicht Soldaten standen: — selbst diese traurigen, oft blutigen Erfahrungen, belehrten die Grundherren weder hier noch dort. Man war, wenn etwas der Art vorkam, blos empört;

Digitized by Google

man äußerte sich entrüstet über den Frevel der Bauern, die sich gegen die göttliche Weltordnung auflehnten, entrüstet über die Regierung, die dergleichen nicht zu verhindern wußte. Denn nach den Ansichten der polnischen und russischen Grundherren war die Regierung überhaupt nur da, um ihnen die Bauern in Pflicht und Unterthänigkeit zu erhalten.

Der Krimkrieg machte die Aufhebung der Leibeigenschaft möglich. Man fühlte sich ohnmächtig und gedemüthigt. Das Bewußtsein, daß es so nicht weiter gehen könne, wurde überwältigend, und in dieser Stimmung widersprach man wohl noch, man gab Rathschläge an die Hand, durch welche die Freilassung der Bauern illusorisch gemacht werden sollte, aber man unterwarf sich denn doch, wenn auch grollend, dem Machtgebot der Regierung.

Nicht so leicht und ohne Anstoß sollte sich die Sache in Polen machen. War nicht ganz Europa erstaunt über den letzten Aufstand in Polen 1863, der, zu einer Zeit unternommen, wo nicht die entfernteste Aussicht auf Erfolg vorlag, ein geradezu unsinniges Unternehmen zu sein schien. Doch ließ es sich erklären. Es war eben nicht mehr und nicht weniger als ein letzter, verzweifelter Versuch, die Freilassung der Bauern zu hintertreiben, von der man wußte, daß sie diesmal ernstlich gemeint war. Um diese verhaßte Maßregel zu verhindern, war kein Wagniß und kein Opfer zu groß, und man unternahm, dadurch gereizt und angespornt, den abermaligen Kampf um die nationale Unabhängigkeit, auch unter den ungünstigsten Bedingungen. Freilich war das, beiläufig bemerkt, nicht die einzige bewegende Ursache dieses Aufstandes. Es wirkte hier auch, wie in Polen gewöhnlich, der Hader verschiedener Parteien mit, von denen stets die eine gerade das thut, was die andere nicht haben will. Namentlich hatten zwei Magnatenfamilien die Hand dabei im Spiele, von denen die eine seit anderthalb Jahrhunderten nach der Krone strebt, die andere sich neuerdings ganz besonders berufen glaubt, den Thron der Piasten einzunehmen. Ihr eigentliches Ziel zu erreichen, dazu hatten sie in dem Augenblick keine Aussicht; doch erlangten sie das, warum es ihnen zunächst zu thun war: nämlich einen gefährlichen Nebenbuhler, den Marquis Wielopolski zu beseitigen, und dessen schlau angelegte Pläne schleichender Klugheit zu durchkreuzen. Es lag hier ein Intriguengewebe zum Grunde, das vielleicht nie vollständig aufgeklärt wird, und das hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Doch dies nebenher. Der Aufstand in Polen wurde unterdrückt, die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland mit geringeren Schwierigkeiten ausgeführt, als man erwartet hatte. Seitdem ist auch in Rußland ein großer Theil des Landadels sehr liberal geworden. Man spricht sehr viel von Selfgovernment, d. h. man möchte gern die kaiserlichen Behörden großentheils beseitigt und Polizei und Verwaltung in die Hände des Adels jeder

Digitized by Google

Provinz gelegt sehen, mit anderen Worten, die Landedelleute möchten die Macht, die ehemals jeder für sich in seinem Dorfe übte, da sie in dieser Form nicht wieder herzustellen ist, als Gesammtheit in der Provinz üben. Auf diese Art von Reformen würde ein russisches Parlament zuerst und vor allem dringen, und mit großer Rücksichtslosigkeit.

Die zuverlässigen, conservativ gesinnten Schichten der Bevölkerung, Kleinbürger und Bauern, wissen sich das vielleicht nicht mit voller Klarheit zu sagen, aber sie widerstreben entschieden jeder Beschränkung der Czarengewalt, weil sie ganz im allgemeinen die höheren Stände, Adel und Beamtenthum, mit dem größten Mißtrauen betrachten. Sie sind seit langen Zeiten gewöhnt, in dem Adel und den Beamten ihre eigentlichen Bedrücker und Tyrannen zu sehen, in der unumschränkten Gewalt des Kaisers aber die einzige Macht, die sie gegen Druck und Tyrannei schützen kann. Wenn der Czar nur immer die Wahrheit wüßte, denken und sagen sie, dann wäre alles gut!

Gegenseitiges Mißtrauen, das sich ohne Zweifel unter dem Druck eines asiatischen Despotismus und aller nichtswürdigen Intriguen, zu denen er Veranlassung gab, unter der Tatarenherrschaft entwickelt hat, ist überhaupt ein Zug, der durch alle russischen Lebensverhältnisse geht. Nur die Bauern trauen einander, insofern sie nämlich einer und derselben Dorfgemeinde angehören. Höher hinauf traut kein Russe dem andern, wie man zu sagen pflegt, auch nur über den Weg. Es ließen sich davon sehr charakteristische Einzelheiten in Menge erzählen. So wurde z. B. ein reicher Kapitalist, der sich mit sibirischen Goldgräbern associirt hatte, durch einen Deutschen namentlich vor einem seiner Verbündeten gewarnt, dem er nicht trauen dürfe. „Jemandem trauen?“ antwortete lächelnd der Gewarnte, „ich traue mir selbst höchstens am Sonntag früh vor der Messe.“

Darnach läßt sich ohne weiteres ermessen, mit welchem Mißtrauen das eigentliche Volk ein Parlament, das nothwendiger Weise aus Edelleuten und Beamten bestehen müßte, in dem einige reiche Kaufleute nur als Ausnahmen eine Stelle finden könnten, empfangen würde; mit welchem Argwohn Bürger und Bauern beinah, vor allen die Kosacken, die sich als geschlossene, besondere, Völkerschaften ansehen, dann auch fort und fort das Schalten und Walten dieses Parlaments beobachten würden.

Und sie hätten alle Ursache dazu. Das Walten eines Parlaments, dessen Macht sehr bald über die der Krone hinweggehen könnte, würde unfehlbar nicht gerade einen Rückfall in die alte Barbarei, wohl aber einen Sturz in den Abgrund einer neuen Barbarei herbeiführen. Davon muß man sich überzeugen, wenn man sich Rechenschaft davon giebt, von welchen Ansichten

Digitized by Google

nicht die Nihilisten nur, sondern auch die Slavänophilen und mit ihnen alle altrussisch-patriotisch gesinnten Leute ausgehen.

Es sind das Ansichten, die früherhin, aus einem mehr oder weniger leidenschaftlichen Nationalgefühl hervorgegangen, formlos geblieben waren, denen aber dann in neuerer Zeit zuerst Chomäkov eine bestimmte Form gegeben hat, die seitdem maßgebend geblieben ist. Dieser Chomäkov hatte wie alle Russen vom Provinzialadel eine sehr ungenügende Erziehung erhalten, war eine Zeit lang Husarenoffizier gewesen, wollte dann Philosoph und Dichter sein und kannte von der Welt nichts als Moskau und die innern Provinzen Rußlands. Von dem leidenschaftlichsten Fremdenhaß, vor allem Deutschenhaß beseelt, construirte er sich mit einer Unwissenheit, die außerhalb Rußlands zu den Seltenheiten gehören würde, die ganze Weltgeschichte zur Verherrlichung des Slaventhums. Er geht von dem Satz aus, daß die europäische Civilisation, wie Griechen, Römer und Germanen sie im Laufe von Jahrtausenden entwickelt haben, nicht eine allgemein gültige sei, sondern nur eine bestimmte Form der Civilisation neben mehreren anderen und keineswegs die unbedingt beste. Chomäkov spricht ohne alle Ironie unter anderem auch von einer chinesischen Civilisation als einer gleichberechtigten und stellt dann schließlich eine slavische, die er voraussetzt, als die unendlich bessere, aus reineren Elementen hervorgegangene, neben die europäische. Im Bereich dieser letzteren sind ihm zu Folge alle Staaten durch wilde, rohe Eroberung gegründet worden; da sind alle Regierungen durch Gewalt, Unterdrückung, Knechtung der Völker entstanden. Anders unter den Slaven; bei den Slaven wohnt die Freiheit; der Sinn für die wahre friedliche, wohlwollende Freiheit, die das Recht eines jeden anerkennt, und niemanden unterdrücken will, ist den Slaven eigen, wie der Knechtsinn den Germanen. So haben sich denn auch Staat und Regierung bei den Slaven durchaus auf friedlichem Wege gebildet, durch allgemeines Uebereinkommen Aller. Natürlich spielt hier die Sage von der friedlichen Berufung der Normannen nach Novgorod ihre Stelle; auch wird uns dann weiter gesagt, daß der Charakter einer slavischen Regierung bleibend durchaus verschieden sei von dem einer europäischen. Eine slavische Regierung hat keine eigenen, von denen der Gemeine verschiedene Interessen; sie herrscht überhaupt nicht, sie vermittelt, versöhnt, gleicht alle Schwierigkeiten aus, die sich unter ihren Angehörigen erheben können.

Die sprachlichen Beweise, die Chomäkov für diese phantastischen Vorstellungen anführt, sind von einer rührenden Kindlichkeit. Indem er die Worte „wlast“ Herrschaft „wladet“ herrschen, „wladetel“ Herrscher ins Auge faßt, fällt ihm nicht entfernt die Verwandtschaft mit dem deutschen Walten und Gewalt ein, die doch selbst der gewahr werden könnte, dem, wie diesem

Digitized by Google

Chomäkov wissenschaftliche Sprachstudien durchaus fremd geblieben sind. Er verwandelt sich den „Wladetel“ den Herrscher, in einen „Wladitel“, einen Versöhner, Vermittler, Ausgleicher und ruft dann triumphirend aus, in dieser Benennung des Regierenden sei das Wesen aller Regierung unter den Slaven ausgesprochen; es zeige sich hier der Abgrund, der zwischen dem rohen gewaltthätigen Europäismus und dem reinen milden, so zu sagen seraphischen Slaventhume liege.

Von solchen Anschauungen ausgehend, kommt Chomäkov sogar dahin, das liberum veto der Polen, jene Seltsamkeit der alten polnischen Verfassung, in Schutz zu nehmen, der zu Folge kein Beschluß des Reichstags anders als einstimmig gefaßt werden konnte, jeder einzelne durch seinen Widerspruch jeden Beschluß unmöglich zu machen vermochte. Das sei echt slavisch, meint Chomäkov; es zeige sich darin die Achtung vor der Freiheit eines jeden Einzelnen. Beschlüsse, die durch Stimmenmehrheit gefaßt würden, seien doch immer ein Act der Tyrannei, den die Mehrheit gegen die nicht zustimmende Minderheit übe. Dergleichen widerstrebe dem slavischen Sinne. Auch könne die Wahrheit immer nur Eine und für Alle dieselbe sein; der slavische Geist finde seine Befriedigung erst, wenn sie gefunden und einstimmig anerkannt sei.

Diese Lehren sind dann, von der Moskauischen Schule weiter und weiter ausgesponnen, das Glaubensbekenntniß der Slavänophilen geworden. Die praktischen Folgerungen liegen nahe; sie sind am vollständigsten in einem übrigens unbedeutenden Buch von Danilewsky „Rußland und Europa“ gezogen. Es gilt alles falsche, verkehrte Europäische zu vertilgen, das sich seit Peter dem Großen in Rußland eingenistet hat, namentlich jede Spur von Deutschthum, um alles auf echt slavische Anfänge der Civilisation zurückzuführen, die es natürlich in der Wirklichkeit nie gegeben hat.

Dieser Geist ist es nun, der in einem russischen Parlament vorherrschen würde, neben einer sehr allgemeinen sittlichen Verderbtheit, namentlich in einer dreisten Unredlichkeit, die nie erröthet; des Nihilismus gar nicht zu gedenken, der sich da auch in großer Ausdehnung geltend machen würde. Die besseren Elemente würden gewaltig überstimmt, zum Schweigen gebracht, ganz unbedeutend bleiben; und überhaupt müßte bei dem allgemeinen Mangel an gründlicher Bildung, an wirklichen Kenntnissen, die ganze Versammlung dem ziemlich unbedingten Einfluß einiger redefertigen und leidenschaftlichen Sophisten verfallen.

Die künftige Barbarei würde dann, ohne Zweifel, durch eine gründliche Umgestaltung des Schul- und Studienwesens vorbereitet werden. Das Studium der alten Sprachen und alles, was damit zusammenhängt, würde, wenn nicht gänzlich unterdrückt, doch jedenfalls auf das äußerste beschränkt werden.

Digitized by Google

Der Anlauf dazu ist ja verschiedentlich bereits, selbst im Minister-Comité, genommen worden. Diese Studien sind es, aus denen der Europäismus hervorgegangen ist. Sie können nach der Meinung der Slavänophilen in Rußland nur verderblich wirken, nur dazu dienen, das Gift des Europäismus einzuführen, und das reine Slaventhum wieder durch fremde, ihm widersprechende Elemente zu verunstalten. Nur das Studium der realen Wissenschaften würde in der bisherigen Weise, die blos Abrichtung zu bestimmter Thätigkeit bezweckt, begünstigt werden, und daneben eine ganz willkürliche, ruhmredige Phantasterei in Beziehung auf die Vergangenheit der Slaven, vor allem der Russen.

In Beziehung auf innere Politik und wirthschaftliche Verhältnisse müßte man sich auf die allerunsinnigsten Verfügungen gefaßt machen. Auch würde es da gar manchen bösen Hader geben. Diejenige Adelspartei, die geneigt ist, eine große Machtvollkommenheit in den Provinzen für sich in Anspruch zu nehmen, und die Nihilisten würden wohl sehr leidenschaftlich aneinander kommen. Am allerwenigsten aber würden wohl die verschiedenen Kosackenstämme in Gutem darein willigen, ihr politisches Sonderdasein aufzugeben, gleichsam aufzugehen in ein Ganzes, das ihnen fremd ist, und sich gleich allen anderen Unterthanen Rußlands von einem Parlament regieren zu lassen, in dem ihre Abgeordneten nur eine unbedeutende Minderheit bilden könnten. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müßten sich ihrerseits auf eine furchtbare Zukunft gefaßt machen. Die Absicht der dann herrschenden Panslavisten, Slavänophilen und Altrussen würde ganz unumwunden dahin gehen, jede Spur deutscher Bildung und Sitte am Ostseestrande mit äußerster Brutalität zu vernichten.

Die Folge einer parlamentarischen Regierung nach Außen wäre in allernächster Zukunft ein mit Leidenschaft und Wuth geführter Krieg gegen Deutschland. Der Vorwand dazu wäre bald gefunden, in-so fern es eines solchen überhaupt bedürfte. Auch ohne Parlament hat die öffentliche Meinung in Rußland, durch die Slavänophilen geleitet, den Kaiser gezwungen, zu sehr ungelegener Zeit Krieg zu führen, um die Südslaven von türkischem Joch zu befreien. Der Krieg gegen Deutschland würde angeblich die Befreiung der slavischen Brüder im Westen zum Zweck haben, und ein russisches Parlament würde ihn geradezu gebieten.

Nicht nur die Befreiung der Kleinrussen und Polen in Galizien, der Slovaken, Kroaten und Dalmatiner in Ungarn, der Polen im Posenschen, der Masuren in Ostpreußen wird in den Schriften der Moskauischen Schule laut und gebieterisch verlangt, sondern auch die der slavischen Brüder in Böhmen und Mähren. Ohne Zweifel würde man auch die Befreiung der Wenden im Spreewald fordern, wenn man zu Moskau etwas von ihrem

Digitized by Google

Dasein wüßte. Schon Chomäkov sah in einer poetischen Vision den Hradschin zu Prag im Besitz griechisch-rechtgläubiger Priester, und wie oft ist seitdem ähnliches wiederholt worden; wie oft ist den Russen seitdem der mehr oder weniger ausgearbeitete Plan zu einer großen Conföderation slavischer Staaten vorgelegt worden, deren Mittelpunkt Constantinopel sein sollte. Mit am ausführlichsten hat Danilewsky diesen Plan behandelt. Das Gebiet der Conföderation würde natürlich von der Beringstraße bis nach Eger reichen. Was von Griechen, Magyaren und Rumänen dazwischen lebt, wäre, wenn auch in eigenen Staaten, von dem großen Slavenbunde abhängig; die Deutschen, ohne eigene Staaten zu bilden, Unterthanen dieses oder jenes slavischen Staates würden sehr dringend und nach Umständen auch mehr oder weniger unsanft aufgefordert, sich der griechisch-russischen Kirche und einer slavischen Nationalität anzuschließen.

Sind das nun auch Träume, so ist doch der Krieg mit dem Germanenthum kein bloßer wesenloser Traum. Ein russisches Parlament würde ihn, wie gesagt, bald genug herbeiführen. Es ist ein sehr wohlfeiles, aber auch genauer angesehen sehr ungenügendes Mittel der Beruhigung, wenn man sich selbst und anderen sagt, Rußland habe die finanziellen Mittel nicht zu einem europäischen Kriege.

Gewiß, Rußland hat die Mittel dazu nicht, so lange eine geregelte Regierung an seiner Spitze steht. Eine leidenschaftliche revolutionäre Regierung aber, die aus Unverstand nicht begreift, welches Unheil sie dadurch im eigenen Lande anrichtet, und der dieses Unheil dann auch gleichgültig ist, die findet immer Mittel zum Kriege.

Frankreich war im Jahre 1792 sehr vollständig bankerott und fand doch Mittel genug, Deutschland, die Niederlande und Italien mit Krieg, Raub und Plünderung zu überziehen.

Was die inneren Verhältnisse Rußlands und deren Zukunft betrifft, so haben wir bereits angedeutet, welche Elemente des Haders sich in einem Parlament des Czarenreichs zusammenfinden müßten. Der leidenschaftliche Hader würde da sehr bald zu Katastrophen führen, und eben deshalb eine Constitution, die Berufung eines Parlaments, keineswegs der Abschluß der Gährung sein, die jetzt Rußland in erschreckender Weise bewegt. Sie würde nicht alle wogenden Elemente beruhigen, sondern im Gegentheil der Ausgangspunkt einer ganz unabsehbaren Reihe unberechenbarer Revolutionen werden.

Aus dem deutschen Reichstage.

Wenn der Gesetzentwurf wegen Einführung zweijähriger Budgetperioden seine Begründung zum Theil in den Klagen über die langen Budgetberathun-

Digitized by Google

gen in den Parlamenten sucht, so könnte man glauben, der jetzige Reichstag wolle den Ungrund dieser Klagen durch die That widerlegen. Denn bis jetzt verliefen die Budgetberathungen überaus glatt und schnell, und auch für die Theile des Budgets, die der Commission zur Vorberathung überwiesen sind, liegen von derselben schon eine ganze Reihe von Berichten vor. Indeß ist dieser glatte und schnelle Verlauf für den Reichstag kaum eine Neuerung, da hier die Budgetberathungen immer weit kürzer waren, als in den Landtagen und namentlich im preußischen Abgeordnetenhause, wo die langen Culturkampfreden des Centrums die Budgetberathungen so weit hinauszogen. Am wenigsten könnte eine jetzige Abkürzung der Budgetdebatten auf eine gemeinsame Empfindung und Entschließung des Reichstages zurückzuführen sein. Denn eine solche gemeinsame Empfindung würde Eine Seele voraussetzen, die den Reichstag belebt. Nun lebt aber nicht Eine Seele in ihm, sondern viele Seelen, die in Gestalt von Fractionen, Fractiönchen und Gruppen eine Gemeinsamkeit des Empfindens und Entschließens in ihm ausschließen. Die Verwirrung und Verschiebung der Parteiverhältnisse, die durch die Wirthschaftsreform des vorigen Jahres erzeugt wurden, macht sich sehr bemerkbar, insofern fühlt man deutlich die Continuität des jetzigen Reichstages mit dem vorigen, der seine verwirrende und auflösende Wirkung wenigstens bis jetzt auch auf die jetzige Session übertrāt. Deutschland hat immer mit seiner starken Begünstigung des Individualismus eine Neigung zur Sectenbildung bewiesen, das gilt für das politische Leben nicht minder wie für das kirchlich-religiöse, und gilt heute noch ebenso wie zur Zeit der Wiedertäufer, deren intoleranter Fanatismus manchmal auch in politischen Secten Nachbildung finden zu sollen scheint. Leider hat die Gemeinsamkeit der Volksvertretung, die Deutschland im Reichstage gefunden hat, der Zersplitterung in zahllose politische Parteien, deren Unterscheidungen oft nur auf die Verschiedenheit in Temperament und Gewohnheit der leitenden Personen zurückzuführen sind, noch kein Ende zu machen vermocht, hat nicht vermocht, an die Stelle dieser kleinen politischen Parteien und Secten eine Zusammenfassung der verwandten Elemente zu setzen, die den großen Aufgaben der Gegenwart gegenüber im Großen und Ganzen durch gemeinsame Anschauungen verbunden sind. Nicht einmal die für jedes Staatswesen, das auf einer verfassungsmäßigen Mitwirkung der Nation auferbaut ist, unentbehrlichen und sich ergänzenden Gegensätze der treibenden und der zurückhaltenden Kraft, die in den Parteibezeichnungen des Liberalismus und des Conservatismus einen Ausdruck finden, kommen gegenwärtig zu wirklicher Geltung. An dieser Zersplitterung in kleine Parteien und Secten, die die tiefgreifende und noch mehr verheißende Reform des vorigen Jahres noch vermehrt hat, krankt der Reichstag wie unser ganzes öffentliches Leben. Die Secessionen des vorigen Jahres haben

im Reichstage die Zahl der Gruppen und die Zahl der „Wilden", von denen Andere nicht wissen, wohin sie gehören, und die zum Theil selbst diesen festen Punkt der Anlehnung nicht finden können, noch vermehrt. Noch in keinem Reichstage war die Zahl der „Wilden" so groß, wie im gegenwärtigen. Für das außenstehende Publikum wird es oft unmöglich sein, die unterscheidenden Merkmale einzelner Gruppen zu verstehen, weil die Unterscheidungen oft eben rein persönlicher Natur sind. Aus dieser Zersplitterung in kleine Fractionen oder Secten oder Gruppen entwickelt sich aber leicht eine bedauerliche Tendenz, die Dinge versuchsweise aus dem kleinlichen Gesichtspunkte der Secte oder Gruppe zu betrachten und zu behandeln. Es entsteht ein Fractionsehrgeiz, eine Fractionspolitik, die die Dinge nicht rein nach ihrem sachlichen Werthe oder Unwerthe prüft, sondern nach dem Vortheile oder Nachtheile, den die eine oder andere Partei davon haben kann, die z. B. die Nothwendigkeit der beantragten Armeeverstärkung für die Sicherheit Deutschlands nach der gegenwärtigen Gesammtlage Europas anzuerkennen bereit ist, und dennoch zwingt, die Verwilligung abzulehnen, wenn nicht gewisse Parteiconstellationen damit Hand in Hand gehen. Das ist ein verderbliches Verfahren. Es ist mit gefördert worden durch das Schwanken unserer Politik, die heute hier und morgen dort einen Bundesgenossen suchte und fand und damit ein System der Vergebung an den Mindestfordernden begünstigte, mit gefördert auch durch das Beispiel der großen kirchlich-politischen Partei des Centrums, die am offensten solche Fractionspolitik trieb, indem sie politische Entschlüsse abhängig machte von Zugeständnissen an ihre Partei und an die römische Curie. Die unnatürliche Coalition von Centrum und Conservativen, unnatürlich weil die innere Uebereinstimmung in Lösung wichtiger Aufgaben der Gegenwart fehlt, hat diese Verwirrung noch vermehrt.

Die Wirkung dieser Verwirrung in den Parteiverhältnissen, die einer Ausscheidung nicht zusammengehöriger und einer Zusammenfügung innerlich verwandter Elemente noch bedürfen, zeigte sich bisher in der Physiognomie des Reichstages, die sich zum Theil als eine unsichere, verdrossene bezeichnen läßt. Das bisherige gänzliche Wegbleiben des Reichskanzlers von allen Sitzungen konnte nicht dazu beitragen, die Stimmung zu beleben. Inwieweit seit etwa acht Tagen sein schlechteres Befinden (vermehrte neuralgische Schmerzen) dies auffallende Wegbleiben motiviren, oder inwieweit die auswärtige Lage ihm bei der Militärdebatte eine hierbei doch kaum zu vermeidende Aeußerung über die auswärtige Politik augenblicklich für unthunlich erscheinen ließen und deshalb sein Ausbleiben veranlassen, das wagen wir nicht zu entscheiden.

Ein ziemliches Aufsehen erregte ein Incidentpunkt in den bisherigen Verhandlungen, nämlich die Frage, ob trotz der im vorigen Jahre erfolgten

Digitized by Google

gesetzlichen Regulirung der Tabaksteuer die Reichsregierung beabsichtige, davon wieder abzugehen und das Monopol an die Stelle zu setzen. Gleich bei Beginn des Reichstages waren Gerüchte dieses Inhalts in Umlauf, die so entschiedene Gestalt annahmen, daß in der Budgetberathung eine Anfrage deshalb an die Regierung gestellt ward. Die ausweichende Antwort, daß dem Bundesrathe nichts hierüber vorliege und daß Erklärungen über etwaige Absichten überhaupt nur gegeben werden könnten, wenn dieselben die greifbare Gestalt wirklicher Pläne und Entschlüsse gewonnen hätten, hat die Klarheit in der Sache nicht gefördert, wohl aber die Beunruhigung vermehrt. Und in dieser Beunruhigung liegt eine schwere Schädigung des deutschen Tabaksgeschäftes, von welchem Hunderttausende von Existenzen abhängen, und das schon seit einer Reihe von Jahren durch das fortwährende Schwanken neuer Tabaksteuerprojecte genug geplagt worden ist und nicht am wenigsten geschädigt durch die hazardirende Speculation, die nothwendig dadurch mittelbar gefördert werden mußte. Wohin sollen wir kommen, wenn eine nach jahrelanger Unsicherheit und schweren Kämpfen endlich mühsam zu Stande gebrachte gesetzliche Regelung nach kaum Jahresfrist wieder in Frage gestellt und in das Gegentheil verwandelt werden soll? Auf diese Weise wird das Schwanken und die Speculation der Gesetzgebung unwillkürlich der unsoliden Speculation im wirthschaftlichen Leben Vorschub leisten und eine gesunde, stetige Entwickelung wird unmöglich. Wir hoffen daß, wenn wirklich gegenwärtig wieder stille Gedanken mit einer Vorbereitung des Monopols sich beschäftigen sollten, die Realität unserer Bedürfnisse und die Factoren, die sie vertreten, sich doch stark genug erweisen werden, um zu verhindern, daß die jetzt stillen Gedanken die fertige Gestalt wirklicher Entschlüsse annehmen können. Wenn der Partei des Centrums, die für angemessene Concessionen gern den Preis des Tabaksmonopols gewähren würde, damit stille Hoffnungen in Nichts sich auflösen würden, so würde Niemand außer dem Centrum darüber klagen.

Von den großen die Session beherrschenden Gesetzesvorlagen hat nun die Militärdebatte den Reigen eröffnet, ohne daß seitens der Regierung die Nothwendigkeit der Armeeverstärkung durch die auswärtige Lage begründet worden wäre, im Gegentheile hat der Kriegsminister ausdrücklich betont, daß nicht eine augenblickliche Gefahr, nicht die Aussicht auf einen unmittelbar bevorstehenden Krieg es sei, was die verbündeten Regierungen veranlasse, eine Verstärkung der Wehrkraft zu verlangen theils durch eine verhältnißmäßig nicht sehr bedeutende Erhöhung der Präsenzziffer von 401,000 Mann auf circa 426,000 Mann (also um circa sechs Procent), theils durch Heranziehung der Ersatzreserve zu militärischen Uebungen, um für den Fall eines Krieges eine größere Zahl geübter Ersatzmannschaften in sofortiger Bereitschaft zu haben.

Digitized by Google

Also nicht Drohung, nicht Krieg soll die Armeevermehrung bedeuten, sondern Bürgschaft des Friedens dadurch, daß Deutschland stark genug ist, etwaige Kriegsgelüste der Nachbarn in Schranken zu halten. Graf Moltke drückte das in seiner Rede sehr klar aus durch den Hinweis darauf, daß eine schwache Regierung eine Gefahr für die Nachbarn sei, daß das schwache Deutschland stets der Tummelplatz und die Beute für kriegslustige Nachbarn gewesen sei, und in gleichem Maße werde das starke Deutschland, das nie eine aggressive Politik treiben könne, der beste Schutz sein, um Krieg zu verhüten. Wenn diese Tendenz im Großen und Ganzen die Verhandlungen durchzog, so bedurfte es allerdings zur Begründung der Vorlage keiner Aufklärungen über die auswärtige Lage. Denn um zu wissen, daß der russische Koloß, mit einer mächtigen, von Deutschenhaß beseelten panslavistischen Partei einerseits und andererseits mit einer weit verbreiteten Verschwörung ringend, in Zuckungen liegt, die jeden Nachbar gefährden, weil ihr Ausgang völlig unberechenbar ist, und daß auf der andern Seite Frankreich seit 1871 seine Wehrkraft mit ganz fabelhaften Opfern bis zu einer uns um beinahe fünfundzwanzig Procent überlegenen Friedenspräsenzstärke gesteigert hat — (Frankreich 497,000 Mann Friedenspräsenz, Deutschland 401,000 Mann) und gegen wen gesteigert hat, denn von seinen Nachbarn Italien, Spanien oder England hat es doch keinen Krieg zu fürchten, wir sagen, um das zu wissen, brauchen wir kein Blau- oder Gelbbuch und brauchen keinen Leiter der auswärtigen Politik zu nöthigen, diese Jedermann bekannten Thatsachen noch einmal öffentlich zu wiederholen und dadurch erst recht Beunruhigung zu erzeugen und das Gegentheil von dem zu thun, was unsere Armeeverstärkung will, nämlich den Frieden zu sichern. Nur der kindlichen Unschuld des Centrumsführers Windthorst war es vorbehalten, von alle dem nichts zu wissen, er verschanzte sich hinter die Versicherung der Thronrede, daß die Beziehungen zum Auslande friedlich seien und versichert deshalb, nicht die mindeste Nothwendigkeit zur Stärkung deutscher Wehrkraft einzusehen, so lange ihm nicht in feierlicher amtlicher Form die ihm bis jetzt völlig unbekannten Thatsachen nachgewiesen wären, die Deutschland zu irgend einer Befürchtung und zu einer Verstärkung seiner Wehrkraft Anlaß geben könnten. Die stärkste Seite des Herrn Windthorst ist seine gewandte Dialektik, sie hat ihm diesmal einen bösen Streich gespielt, denn sie führte ihn an die Grenze der Lächerlichkeit, indem er Thatsachen, die offen vor Europa daliegen, nicht zu wissen vorgab und erst noch besonders nachgewiesen haben wollte. Es war eine Verlegenheitsrede, denn die Herren vom Centrum haben ja stets schöne Reden gehalten gegen den Militarismus in Deutschland und haben von Abrüstung gefaselt und ihren Wählern Minderung der Militärlast versprochen; um ihre Wahlsitze zu wahren, können sie jetzt freilich nicht gut für Armeeverstärkung

Digitized by Google

stimmen und auf der andern Seite möchten sie doch nicht gern durch Widerstand dagegen sich den Aufstieg nach oben verschließen. Aus dieser Verlegenheit wird wohl der Ausweg helfen müssen, daß man von der Partei des Centrums als solcher sowohl den Vorwurf der Förderung einer Heeresverstärkung als des Widerstandes dagegen fernzuhalten sucht, indem man die einen dafür, die anderen dagegen stimmen läßt. Herr Windthorst sprach dagegen, jedoch mit solchen Hinterthüren und Cautelen, daß er zuletzt, wenn es etwa zufällig für die Fractionspolitik passen sollte, auch noch dafür stimmen kann. Das ist diese unselige Fractionspolitik, die die Dinge nicht nach ihrem sachlichen Werthe oder Unwerthe beurtheilt und behandelt, sondern darnach, was augenblicklich der einen und andern Partei oder fremden Interessen vortheilhaft ist. Gott sei Dank sind Deutschlands Geschicke noch nicht ausschließlich abhängig von solcher jammervollen Fractionspolitik, wir brauchen die etwaige Hülfe des Centrums nicht für die Durchbringung der Militärvorlage, die für unsere nationale Unabhängigkeit nöthig ist. Dies klargestellt zu haben, betrachten wir als den großen Gewinn dieser ersten Militärdebatte, und dieser Erfolg ist vorzugsweise erreicht dadurch, daß die nationalliberale Partei — mit schmerzlichem Bedauern müssen wir sagen, mit Ausschluß einiger wenigen hervorragenden Mitglieder — durch eine treffliche Rede ihres Führers von Bennigsen sich voll und ganz auf den Boden der Gesetzesvorlage stellte. Die nationalliberale Partei giebt den Ausschlag für dieses, für Deutschland und Europa nothwendige Gesetz, wie sie seit dem Jahre 1867 den Ausschlag gegeben hat für jede für die nationale Aufrichtung und Festigung Deutschlands nothwendige Maßregel, und wir betrachten es als einen der besten Erfolge der letzten Tage und Wochen, daß diese Auffassung der Lage die ganz überwältigende Mehrheit in der nationalliberalen Partei für sich gewonnen, und daß nicht die nörgelnde Politik sich hat geltend machen können, die im Anfange bekrittelt und verneint, was sie doch schließlich verwilligt.

Zum Glück scheinen wir doch in dieser Beziehung von den Franzosen gelernt zu haben, die im Augenblicke der leidenschaftlichsten Parteikämpfe über die Frage Monarchie oder Republik doch ohne jeden Parteikampf, ohne Augenzucken alles verwilligten, was für die Vermehrung der nationalen Heeresstärke gefordert ward. Wenn Deutschland seine Forderungen in dieser Beziehung bei weitem nicht so hoch stellt als das reiche Frankreich, so ist doch seine nationale Opferwilligkeit keine geringere als in Frankreich, und dies dem Auslande zu zeigen, dafür giebt die nationalliberale Partei im Reichstage den Ausschlag, und wir bedauern tief, daß einige wenige, aber besonders hervorragende Mitglieder derselben in dieser Frage, wie ihr Redner Herr von Stauffenberg sich ausdrückte, ihren eigenen Weg zu gehen sich ver-

anlaßt fühlen, der weniger in anderm als in der Frage der siebenjährigen Verwilligung eine Abweichung zu zeigen scheint. Wir können das Gewicht dieser geringen Differenz nicht verstehen und können namentlich die Logik nicht verstehen, die Anstoß nahm an der heftigen Erregung, die immer nach sieben Jahren die gesetzliche Feststellung der Präsenzstärke verursache, und deshalb wollte, daß diese Debatte alljährlich stattfinde. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß diese in einer Frage dissentirenden Mitglieder schließlich doch der schweren, aber leider unvermeidlichen Forderung unserer nationalen Unabhängigkeit kein Nein entgegensetzen werden. Die ganz überwiegende Mehrzahl der nationalliberalen Partei hat allerdings diesmal zum Glück von der Methode des Marktens und Zögerns und Ablehnens und schließlich doch Verwilligens sich entschieden abgewendet und sich auf den Standpunkt gestellt, das, was das Reich braucht, ihm auch ohne Nörgeln voll und ganz zu gewähren. Und des Reiches Sicherheit braucht jetzt Verstärkung der Armee und Verlängerung des Socialistengesetzes (letzteres zunächst wohl nicht auf fünf, sondern auf drei Jahre). Beides soll ihm so gewährt werden, wie die französische Volksvertretung inmitten der heftigsten Parteikämpfe doch in geschlossener Einigkeit unweigerlich alles für die Stärkung ihrer Wehrfähigkeit Erforderliche verwilligte. Das Ausland wird sich bald überzeugen, daß es in dieser Beziehung auf keine Spaltung in Deutschland rechnen darf, daß vielmehr eine große Mehrheit im Reichstage den Parteihader vergißt, wenn es sich um Gewährung des für die Grundlagen unserer nationalen Unabhängigkeit Nothwendigen handelt. Je mehr der Reichstag sich damit als eine Stütze des Reiches bewähren wird, um so entschiedener wird er hoffentlich die durch die Verfassungsvorlage ihm gestellte Zumuthung abweisen, diese Stütze durch eine nur aller zwei Jahre stattfindende Berufung zu schwächen. Dieser Vorschlag sieht wohl sicher einer beinahe einstimmigen Ablehnung entgegen, während leider der politisch nicht gleich wichtige, aber praktisch höchst unzweckmäßige Gedanke zweijähriger Budgetperioden Aussicht auf eine Mehrheit hat.

Ueber das Militärgesetz beginnen nun die Commissionsberathungen, wobei jedenfalls der Versuch gemacht wird, die siebenjährige Feststellung der Präsenzziffer auf einen kürzeren Zeitraum zu beschränken. Nach unserer Meinung mit Unrecht. Vor sechs Jahren verlangte die Regierung die eiserne Präsenzziffer, d. h. dauernde gesetzliche Feststellung derselben, und opferte schließlich im Wege eines Compromisses auf siebenjährige Verwilligung diesen principiellen Standpunkte. Dauernde oder periodische Verwilligung, das ist die Principfrage, ob die Periode drei, fünf oder sieben Jahre betragen soll, das ist nicht Princip-, sondern Zweckmäßigkeitsfrage. Die Regierung hat sich loyal auf den Boden des Compromisses von 1874 gestellt, nicht dauernde, sondern

Digitized by Google

periodische Verwilligung und zwar die gleiche Periodenlänge wie 1874. Und daran wird jedenfalls auch die Commission festhalten und hoffentlich am wenigstens auf den Gedanken dreijähriger Bewilligung eingehen, wodurch die Militärziffer bei jeder Wahlagitation in Frage gestellt und zum Mittelpunkte der Wahlkämpfe gemacht würde.

Außerdem wird die Commission das technische Detail des Gesetzes eingehend zu prüfen haben und wir halten sie für verpflichtet, hier alle die Erleichterungen eintreten zu lassen, die zulässig sind, ohne an der beabsichtigten Armeeverstärkung eine Abminderung eintreten zu lassen. Namentlich wird wegen der Zahl der jährlich zu Uebungen einzuberufenden Ersatzreservisten noch genauere Feststellung zu treffen sein. Die Commission darf keine Fürsorge unterlassen, um innerhalb des Rahmens der vorgeschlagenen Armeeverstärkung die Last für die Bevölkerung nach Möglichkeit zu erleichtern. Denn ebenso entschieden, wie wir jetzt für dies Gesetz eintreten, halten wir auch daran fest, daß Deutschland für die Dauer diese Militärlast nicht ertragen kann und daß Erleichterungen geschaffen werden müssen, die augenblicklich freilich nicht erreichbar sind, durch Beschränkung der dreijährigen Dienstzeit und Ersparnisse in einzelnen Waffengattungen und Verwaltungszweigen.

Auf die wichtige Debatte über die Marine und das System Stosch müssen wir später zurückkommen. Für heute möchten wir nur unsere Genugthuung darüber aussprechen, daß der Versuch, die Stellung des Minister v. Stosch durch den Reichstag unmöglich zu machen, gescheitert ist. Welche Klagen auch vielleicht bezüglich unserer Marine in technischer Beziehung berechtigt sein mögen, was wir dahin gestellt sein lassen, daran halten wir doch fest, daß wir alle Ursache haben, eine so ausgezeichnete und bewährte Kraft, wie v. Stosch es ist, für jetzt sowohl als für die Zukunft uns zu erhalten. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Vom Landtage. Militärkrisis. — Die neulich an dieser Stelle erwähnte Schwüle unserer politischen Verhältnisse hat sich in der letzten Woche unserer am 21. Februar zu Ende gegangenen Landtagssession in einer Krisis Luft gemacht. Die Reichsmilitärverhältnisse spielen in unserer Kammer stets eine gewisse Rolle, Dank dem gesonderten baierischen Militärbudget, dessen Specialbehandlung sich unser klerikaler Kammerparticularismus übrigens zum Glück in der denkbar ungeschicktesten Weise angelegen sein läßt. Die Manie der in einer Einzelkammer zu stellenden Bittanträge mit Bezug auf die von dem Landesherrn zu gebende Instruction für die Abstimmung im Bundesrathe konnte in der Reichsmilitärfrage an unserer

Digitized by Google

Kammer natürlich nicht vorübergehen; dieselbe hat sich ohnehin bereits ganz normalmäßig daran gewöhnt, Reichsverhältnisse vor ihr Forum zu ziehen. Wie weit diese Gewohnheit bereits gediehen ist, ging aus der von dem ersten Kammerpräsidenten Freiherrn von Ow gegebenen ersten Tagesordnung für die Kammersitzung des 7. Februar zur Genüge hervor. Der genannte Vorgänger und Nachfolger des Freiherrn von Stauffenberg im Kammerpräsidium, seit 1868 Vertreter von Landshut in Zollparlament und Reichstag, setzte in der beneidenswerthesten Behaglichkeit auf jene Tagesordnung einen „Antrag zum Reichsmilitärgesetz" und ließ die Bitlinstanz, den Ausdruck der höchstens indirecten Competenz des Landtages zum Einreden in die deutschen Reichsverhältnisse, einfach aus. Jener Antrag war von dem Landtagsabgeordneten Dr. Daller eingebracht worden und enthielt die Bitte um eine Abstimmung der baierischen Bundesrathsmitglieder gegen jenen Reichsgesetzentwurf. Der Antragsteller, bei unscheinbarer Persönlichkeit und geringer Redegabe eines der gescheidtesten und einflußreichsten Mitglieder der klerikalen Kammerpartei, zog seine Motion zurück, als er am 7. Februar die bereits den Tag vorher erfolgte einstimmige Annahme der Reichsmilitärnovelle durch die Militär- und Rechnungsausschüsse des Bundesrathes erfuhr; in beiden Commissionen ist Baiern vertreten. Der klerikale Antragsteller war übrigens von seinem Glücke besser berathen, als von der eigenen Vorsicht. Er würde eine Reihe unangenehmer Dinge zu hören bekommen haben, wäre die Debatte über jenen merkwürdigen Antrag in Scene gegangen. Offenbar kann das Interpellations- oder vielmehr Petitionsrecht der baierischen Kammer mit Bezug auf die Bundesrathsabstimmungen und Instructionen der Krone nur geschädigt werden, wenn man dasselbe ganz nach Lust, Laune und Vergnügen handhabt. Die eigentliche Krisis erwuchs dann aus der Behandlung des außerordentlichen Militäretats. Die sonderbar verzwickte Situation des baierischen Kriegsministeriums gab seinem Träger die, wie es scheint, lang ersehnte Veranlassung, nach sämmtlichen hier in Betracht kommenden Seiten seinem Ueberdrusse an den ihm bisher bereiteten Chikanen einmal Ausdruck zu geben und sich wenigstens für eine gewisse Zeit freiere Bahn zu schaffen. Für den ordentlichen baierischen Militäretat findet hier jeden Sommer eine kurze Specialsession statt. Das hochsommerliche Klima läßt vom hiesigen Standpunkte aus eigentlich bedauern, daß im Reichstage, wie es scheint, die zweijährigen Etatsperioden unbeschadet des durchaus nothwendigen alljährlichen Tagens der Nationalvertretung nicht auf Annahme zu rechnen haben. Jener außerordentliche, dafür aber in die gewöhnliche zweijährige Finanz- und Budgetberathung fallende Militäretat mit seinen Verdrießlichkeiten und Conflikten hat eine specifisch baierische Geschichte von sehr eigenthümlicher Art. Im Jahre 1873 wünschte bei Feststellung des neuen Reichsfestungsetats

Baiern das rheinpfälzische Germersheim bewahrt und sein altbaierisches Ingolstadt ausgebaut und modernisirt zu sehen. Der Wunsch des ersten Bundesgenossen des deutschen Kaisers war nach Lage der Sache natürlich unabweisbar, obgleich jene durch die vergebliche Belagerung Gustav Adolfs kriegsberühmte Festung einen strategischen Werth im höheren Sinne entschieden nicht hat und es nicht blos für Baiern zu bedauern bleibt, daß der zugleich historisch und strategisch entscheidende Punkt des Landes, Regensburg, Dank den Wirren und Widersprüchen der deutschen Geschichte so spät baierisch geworden ist und dann zwar aus einer protestantischen Reichsstadt ein jesuitisches Hauptquartier, dafür aber nicht mehr, wie es könnte, eine baierische und deutsche Festung ersten Ranges. Abgesehen von dem dreißigjährigen Kriege hat der Donaufeldzug von 1809 und selbst das Jahr 1866 die Wichtigkeit jenes Punktes ausgiebig bewiesen. Was Ingolstadt betrifft, so erhielt Baiern für dessen Ausbau in dem angegebenen Jahre 12 Millionen Mark bewilligt. Schon damals prophezeihten sachkundige Leute, daß jene Bewilligung im Zusammenhange mit der resp. Pflicht für Baiern nichts anders als eine Verlegenheit und eine Last werden würde. Man kann nicht umhin, den damaligen Kriegs- und Finanzverwaltern unseres Landes, den Herren General Freiherrn von Pranckh und von Berr, eine zu starke Nachgiebigkeit gegen die aura popularis zum Vorwurfe zu machen. Baiern zahlte, vom rein fiskalischen Standpunkte aus sehr richtig vorgehend, mit den französischen Kriegsentschädigungs- und den deutschen Armeeretablissementsgeldern Staatsschulden zurück, ersparte eine Menge Zinsen, half den privaten Geldmarkt mit Mitteln überfluthen, welche in der allgemeinen Finanzkrisis der Nation zu Grunde gingen, und verausgabte zu allgemeinen Staatszwecken auch jene 12 Millionen. Das Reich mit seinen unvermeidlichen Ansprüchen auf den Ausbau jener Festung blieb dahinten. Seitdem hat sich von Landtag zu Landtag in Pausen von zwei Jahren jene Forderung betrübend nachgeschleppt. Um die Ausgaben und Bewilligungen, welche das Reich einfach vertragsmäßig zu beanspruchen hatte, mußte mit der Pfarrer- und Bauernmehrheit der baierischen Kammer pfennigweise gemarktet und gestritten werden. Nach vielen Verdrießlichkeiten und Empfindlichkeiten kam die Sache diesmal zu einer Art von Austrag. Der Kriegsminister General von Maillinger, seit dem 27. März 1875 Nachfolger des Freiherrn von Pranckh, verlangte 700,000 Mark für die Uebertragung von Geschützgießerei und Hauptlaboratorium nach Ingolstadt. Der Finanzausschuß strich die Forderung, und nach einer leidenschaftlichen, am 13. Februar im Finanzausschusse abgespielten Scene gab Herr von Maillinger seine Entlassung. Die liberale Ausschußminderheit stellte durch den fortschrittlichen Dr. Frankenburger aus Nürnberg 500,000 Mark als Vermittelungsangebot vergebens zur Verfügung. Die Nachricht von dem Entlassungs-

gesuche des Kriegsministers warf in die urtheilsfähigen Partikularistenkreise ein wahrhaftes Entsetzen. Unbeschadet einer gewissen persönlichen jähzornigen Reizbarkeit ist der General von Maillinger vielleicht der constitutionell gewissenhafteste Kriegsminister der baierischen Geschichte gewesen; nicht alle seine Vorgänger würden die formelle Verpflichtung gegenüber der Kammer des eigenen Landes im Verhältniß zu den vertragsmäßigen Verbindlichkeiten gegen Kaiser, Reich und Nation so subtil genommen haben wie jener glänzend begabte Offizier. Eben so mußte auf der Hand liegen, daß die ohnehin etwas unlogische Sonderstellung des baierischen Landtages in der baierischen, das heißt doch implicite auch der deutschen Militärfrage durch baierische Militärkrisen nicht gerade dauerhafter gemacht werden konnte. Bereits die nächsten Ausschußabende sahen die klerikale Commissionsmehrheit wesentlich zahmer; der Vorsitzende des Ausschusses, Dr. Freytag, Reichstagsabgeordneter für Augsburg, stimmte regelmäßig mit der liberalen Partei für die Forderungen des Kriegsministers. Von verschiedenen Seiten wurde General von Maillinger zum Bleiben beschworen. Dennoch war derselbe ziemlich hartnäckig; gewisse sonstige Verhältnisse hatten ihn verdrossen. Am letzten Tage der Landtagssession kam nach längerem Hin und Her die Sache zur Entscheidung. Herr von Maillinger begnügte sich formell graziös mit 200,000 Mark und zog dann dem Anscheine nach sein Entlassungsgesuch bei der baierischen Krone zurück. Jener durch den klerikalen Reichstagsabgeordneten für Dillingen, Grafen Fugger-Kirchberg-Meißenhorn und den Dr. Frankenburger eingebrachte Vermittelungsvorschlag vereinigte in der Kammer alle gegen elf Stimmen für sich; unter den letzteren befanden sich diejenigen der Reichstagsabgeordneten für Deggendorf und das oberpfälzische Neustadt a. W. N. Freiherr A. von Hafenbrädl und Pfarrer Dr. Schäfler. Die klerikale Partei hat wegen jenes verfehlten Feldzuges von allen Seiten Angriffe geerntet und zwar mit vollem Rechte. Sie ließ sich auf einen Versuch ein, bei dem sie unmöglich etwas gewinnen konnte. Vertragsmäßige Verpflichtungen dem Reiche gegenüber zu bestreiten, kann dem baierischen Partikularismus der Natur der Dinge nach unmöglich zuträglich sein. Man wird wohl vermuthen dürfen, daß jene Krisis unsern Klerikalpatrioten mit ihrem nur auf Wählercaptivirung und also auf Heuchelei berechneten Abstrichsysteme einen guten Denkzettel gegeben haben wird. Was den General von Maillinger betrifft, so scheint derselbe seine Entlassung definitiv zurückgezogen zu haben; der König hat ihm nach dem Ausgange jener Krisis in der schmeichelhaftesten Form das neunte baierische Infanterieregiment „Wrede" verliehen. Jenes Handschreiben betont nicht ohne Nachdruck die oberste Kriegsherrnstellung, gewiß sehr mit Fug gegenüber dem Einreden einer Bauernkammer und hoffentlich auch gegenüber gewissen Tendenzen anderer Mitglieder der Dynastie von

Wirksamkeit. Der logische Zusammenhang zwischen der Aufrechterhaltung jener obersten Kriegsherrlichkeit und der vollständigen kriegerischen Ebenbürtigkeit der baierischen Armee gegenüber dem im engeren Sinne sogenannten deutschen Reichsheere wird hoffentlich bei allen einflußreichen hiesigen Stellen begriffen werden.

Unsere extrem-klerikale Kammerpartei strebt, unbeschadet der übrigens ziemlich geschickt verkleinerten Betheiligung an jenem Niederlagenfeldzug gegen das Militärgesetz sichtlich auf. Die zuerst von der „Neuen Zeitung" in Mainz ausgegangene Discussion der Bildung einer speciellen baierischen oder süddeutschen klerikalen Reichstagsfraction hat bei dem vollständigen Mißcredit des Berliner Centrums in der baierischen klerikalen Wählerschaft ihren Bestrebungen nur neue Nahrung geben können. Einstweilen ist der neue Reichstagsabgeordnete für Neustadt a. W. N., der vorgenannte Pfarrer Dr. Schäfler, der Centrumsfraction des Reichstages nicht beigetreten, mehrere Mitglieder derselben, wie der vorgenannte Freiherr von Hafenbrädl, sind mit dem Gange der Berliner Centrumspolitik äußerst unzufrieden. Auch daß der bei allen Schrullen auf ächt schwäbische Weise nicht gerade der persönlichen klugen Fürsorge entbehrende Dr. Jörg sein Augsburger Reichstagsmandat seinem Genossen in der Führerschaft der baierischen Kammerfraction, Dr. Freytag, überlassen hat, dürfte kein Zufall gewesen sein. Ueber die innere schlechte Situation des Reichstagscentrums kann man unter den baierischen Mitgliedern täglich die ausgiebigsten Aufschlüsse bekommen. Eine ziemlich entscheidende Probe auf das Verhältniß wird man demnächst bei der Passauer Reichstagswahl an Stelle des wegen Krankheit ausscheidenden Oberlandesgerichtsraths Dr. Krätzer machen können. In jenem niederbaierischen Wahldistricte wollen die Extremen gegen die officiellen Centrumsanhänger mit einem auf den Nichteintritt in das Reichstagscentrum zu verpflichtenden Candidaten ihr Glück versuchen. Vielleicht gelingt den officiellen Klerikalen wie seiner Zeit bei der Ersatzwahl im unterfränkischen Neustadt a. S. indeß eine Art Compromiß. Auf jeden Fall wird die Frage wegen Beschickung oder Nichtbeschickung des Reichstagscentrums, d. h. wegen der Existenz von dessen zur Zeit auf 31 Mitglieder sich belaufenden baierischen Flügel bei den Reichstagswahlen von 1881 eine bedeutende Rolle spielen.

Die Reichsmilitärrede des Freiherrn von Stauffenberg hat unter seinen zahlreichen hiesigen Verehrern und Freunden durchweg ein unliebsames Aufsehen erregt. Das letztere Wort ist vielleicht in so weit ungenau, als man auf eine starke Linksschwenkung des beredten Mannes hier seit geraumer Zeit gefaßt gewesen war. Seit der zur Zeit des Camphausen'schen Sturzes gehaltenen großen Reichstagsrede am 22. Februar 1878 ist der hochverdiente Patriot in einiger Beziehung für manche seiner wärmsten Verehrer nicht

mehr ganz wieder zu erkennen gewesen. Seine Wahlniederlage in der Stichwahl des 8. August 1878 hing außer mit dem klerikal-socialdemokratischen Wahlbündnisse namentlich auch mit der Verstimmung der hiesigen liberalconservativen Kreise über manche seiner Aeußerungen zusammen. Einen Widerhall werden seine Ausführungen in dem nichtklerikalen Baiern höchstens in Nürnberg finden, dessen fortschrittlicher Vertreter Dr. Günther sich zu ähnlichen Zugeständnissen wie einem dreijährigen Reichsmilitäretat und dergleichen herbeigelassen hat. Man weiß hier übrigens sehr gut, daß eine Ablösung des linken Flügels der nationalliberalen Partei auch die innere Krise des Restes der alten Reichstagsfortschrittspartei beschleunigen würde. Speciell Dr. Günther hat einen Zusammenschluß der Richtung Hänel unter Abwendung derselben von der Nüance Richter-Parisius mit der Richtung Forckenbeck-Stauffenberg-Lasker notorisch wiederholt angestrebt.

Der kurze Besuch des Kronprinzen von Oesterreich hat hier zu eigenthümlichen Erscheinungen Veranlassung gegeben. Der hier jetzt auf einige Wochen anwesende König bewirthete den österreichischen Thronfolger in dem sonst fast für Jedermann unzugänglichen Wintergarten und gab ihm auf dessen Reise nach Irland bis zu der Station Retzbach zwischen Würzburg und Aschaffenburg in einer Nachtfahrt das Geleite. Im Vergleiche mit den beim Besuche sonstiger fürstlicher Persönlichkeiten hier üblichen Gewohnheiten wird diese glänzende persönliche Auszeichnung natürlich einigermaßen commentirt.

Aus der Schweiz. Der Durchbruch im Gotthardtunnel. — Der am 29. Februar erfolgte Durchbruch im Gotthardtunnel ist nicht ein Ereigniß, das unerwartet und mit ungeahnter Bedeutung in die Welt tritt. Er ist ein integrirender Theil des Gesammtunternehmens der Gotthardbahn, dessen Bedeutung längst erkannt sein mußte. Mit ziemlicher Sicherheit konnte er ungefähr zu der Zeit erwartet werden, wo er erfolgt ist, und einige Tage oder selbst Wochen früher oder später können für ein solches Werk wenig ausmachen. Aber wenn das Ereigniß nicht überraschend wirkt, so wirkt es darum nicht weniger befriedigend und beruhigend; der Hergang selbst konnte im Einzelnen immer noch mehr oder weniger glücklich sich gestalten, er bleibt immer etwas Großartiges, und nachdem die Nachricht bereits von allen Seiten mit Freude begrüßt worden ist, geziemt es sich, demselben Gefühle auch in diesen Blättern Ausdruck zu geben.

Schon seit einiger Zeit wurden die täglichen Fortschritte der Arbeit im Tunnel mit steigendem Interesse beobachtet und berichtet, und wie im Innersten des Tunnels („vor Ort") die Temperatur immer stieg (so daß die Arbeiter halb oder ganz nackt arbeiten mußten), wuchs auch die Spannung der Geister bei den Nächstbetheiligten und in den weiteren Kreisen. Es herrschte

Digitized by Google

eine fast fieberhafte Aufregung und doch zugleich eine fast feierliche Sammlung und Ruhe, weil ja auch die Arbeit selbst immerfort die gleiche Sorgfalt und Umsicht verlangte. Diese mußte sogar noch erhöht werden, je mehr man von beiden Seiten einander nahe rückte; die Vorsicht erheischte, daß man nicht mehr gleichzeitig Sprengungen vornahm. Die Arbeiter hörten auf jeder Seite das Geräusch der Werkzeuge und Maschinen von der andern, aber die Größe des noch übrigen Zwischenraumes konnte nicht ganz genau und sicher geschätzt werden — der einzige Mangel an Wissenschaft, der in diesem letzten Stadium des Werkes zu Tage getreten ist. Man glaubte noch ungefähr 8 Meter Distanz zu haben, während die wirkliche nur noch 3 Meter betrug. Dieser geringfügige und unschädliche Fehler der Berechnung, der dann nur zu größerer Freude ausschlug, soll sich aus unvermeidlichen Differenzen der täglichen Messungen auf beiden Seiten, vielleicht auch aus der Höhe der Temperatur erklären. Um so glänzender, ja in bewunderungswürdigem Grade hat sich die Wissenschaft in der weit wichtigeren Berechnung der Höhe und Richtung (Niveau und Axe) der beiden Stollen bewährt, welche genau zutrafen.

Man hatte den Durchbruch zuletzt in der Nacht vom Sonntag, den 29. Februar, auf Montag, den 1. März, erwartet. Berichterstatter aus verschiedenen Ländern und Orten waren rechtzeitig zur Stelle; Einzelne fuhren noch selbst in den Tunnel ein, die übrigen lagerten an den Einfahrten und vor dem Telegraphenbüreau. Am 28. Februar, Abends 7 Uhr bohrte man auf der Seite von Airolo eine mehrere Meter lange stählerne Sonde in das Gestein; sie drang durch und wurde von der andern Seite mit Jubel empfangen, war aber so heiß, daß man sich die Hände daran verbrannte. Durch das Bohrloch sah und sprach man einander bereits; es war genau durch die Mitte der Stollenbrust gegangen. Man kann sich denken, daß die Arbeiter und Ingenieure nicht tief in den Sonntag Morgen hinein schliefen, ja daß überhaupt von Ruhe in jener Nacht kaum die Rede war. Daß der Sonntag nun zum Werktage und doch zugleich zu einem hohen Festtage wurde, versteht sich; der Durchschlag konnte aber nicht schon am Morgen früh stattfinden, da er mit einiger Feierlichkeit vorbereitet und begleitet werden mußte. Von Göschenen, auf der Nordseite, wo man am Abend vorher etwas überrascht worden war, fuhren um sieben Uhr Morgens ungefähr fünfzig Personen, Delegirte der Behörden, Fachmänner und Gäste, auf eigens construirten niedrigen Wagen in den Tunnel ein. Unter den Arbeitern, meistens Italienern, war ein besonders geschickter Mineur, der am Mont Cenis seine Schule gemacht und dort den letzten Sprengschuß losgebrannt, aber auch hier sich ausgezeichnet hatte, so daß er nachher die erste Ehrenmedaille erhielt. Da aber Abends vorher die Station Airolo mit ihrer Sonde im Vorsprung ge-

Digitized by Google

wesen war, so gebührte ihr auch heute der Vorzug. Von beiden Seiten 7500 Meter tief in den Tunnel gedrungen und vor Ort angelangt, wo eine Hitze von ungefähr 35° Celsius herrschte, begrüßte man einander zuerst wieder durch das Sondenloch. Dann wurden die letzten Sprenglöcher gebohrt und geladen, und man zog sich eine Strecke weit zurück. Jetzt — am 29. Februar, Vormittags 11 Uhr 15 Minuten — krachten die Schüsse: die letzte, nur noch 1½ Meter tiefe Scheidewand war durchbrochen, 1 Meter weit und ebenso hoch vom Boden, und durch diese Oeffnung stürzten die Werkführer von beiden Seiten einander in die Arme, Andere ihnen nach, her- und hinüber, alle tief bewegt und hoch aufjubelnd. Ein frischer, kräftiger Luftzug von Nord nach Süd löschte die nächsten Lampen aus, brachte aber eine erquickende Kühlung. Diesen Moment ergriff der Inspector Kaufmann, um in einer kurzen Ansprache den überwältigenden Gefühlen aller Anwesenden Ausdruck zu geben. Er pries den Triumph der Wissenschaft und der Arbeit und gedachte dankbar aller Derer, die zu dem großen Erfolge beigetragen, der Arbeiter, die ihr Leben eingesetzt und auch zum Theil eingebüßt hatten, besonders aber des kühnen Unternehmers, Louis Favre, der am 19. Juli 1879 mitten in seinem Werke, 2000 Meter tief im Tunnel, an einer Stelle, wo nun sein Name eingegraben ist, plötzlich todt zusammenbrach, so daß ihm nicht vergönnt war, den heutigen Ehrentag zu erleben. Nachdem man sich erholt hatte, zog man nach Airolo hinaus, wo man mit flatternden Fahnen, Geschützsalven, Glockengeläute und Musik empfangen wurde.

Der 1. März war ein Rasttag, zugleich aber Vorbereitung auf die Feier des 2., welche besonders den Arbeitern zugedacht war: es sollten unter sie 1300 silberne und bronzene Medaillen vertheilt werden. Sie stellten sich, heute rein gewaschen und in ihrem besten Staate, zu ihrem Feste dar; wurden in italienischer Sprache angeredet und erwiderten auch durch einen aus ihrer Mitte mit Lebehoch auf die drei zu dem Werke vereinigten Staaten, die Direction und den allbeliebten Favre. Am Abend war Illumination und Volksfest. Mittags um 1 Uhr waren die Festgäste von Göschenen durch den nunmehr bereits ganz beschienten Tunnel, theils mit Pferden, theils mit Dampf, nach Airolo gefahren, wo am folgenden Tage das Festmahl des höheren Personales stattfinden sollte. Die Fahrt, die künftig nur ¾ Stunden dauern wird, erfordert jetzt noch 3½ Stunden. Der Empfang war wieder festlich, der Eingang des Tunnels bei Airolo geschmückt mit Kränzen, den Wappen der betheiligten Staaten und Kantone und mit allen Werkzeugen, die zu der Arbeit gedient hatten. Das Bankett begann am 3. März, Mittags 12 Uhr, in der zierlich hergerichteten Maschinenhalle, mit 200 Gedecken. Vertreten waren dabei die italienischen und eidgenössischen In-

Digitized by Google

spectoren, die Direction der Gotthardbahn, die Unternehmer (Director Bossi, Nachfolger Favre's), die Beamten und Lieferanten der Bahn, die Wissenschaften (Geologie, Geometrie und Mechanik). Favre's Bildniß schaute bekränzt und mit ehrenvoller Inschrift auf die Versammlung hernieder. In den Tafelreden wurde abermals seiner und der Arbeiter, als der „Soldaten der Zukunft" gedacht. Nachher wurden die Glückwünsche verlesen, welche auf die Anzeige des schweizerischen Bundesrathes von dem erfolgten Durchbruche der deutsche Kaiser, der König von Italien, der Großherzog von Baden, Fürst Bismarck und der Minister Cairoli telegraphisch gesandt hatten. Es sprachen noch die Vertreter der Kantone Uri und Tessin und andere Redner. Kein Mißton störte das ganze Fest. Am 4. März haben die Arbeiten wieder begonnen, welche nun zunächst dem Ausbau des Tunnels gelten, den man in vierzehn Monaten zu vollenden hofft. Unterdessen wird auch der Bau der Zufahrtlinien zum Gotthard vorrücken. Der Tunnel soll aber wo möglich schon vor der Vollendung der Zufahrten in Betrieb gesetzt werden.

Der Bau des Tunnels wurde begonnen vor 7½ Jahren, mit einer Frist von acht Jahren. Diese wurde damals von Fachmännern zu kurz gefunden; sie ist nun also nicht einmal ganz aufgebraucht worden, Dank den (von Professor Colladon in Genf erfundenen) verbesserten Bohrmaschinen und der Anwendung von Dynamit als Sprengmittel statt Pulver. In den ersten Jahren wurde die Arbeit etwas verzögert durch Wasser und zersetztes Gestein im Innern des Berges. Der Luftzug, der nun durch den Tunnel streicht, wird den Ausbau desselben erleichtern. Es liegt nahe, diesem Zuge eine beliebig weit reichende, sinnbildliche Bedeutung beizulegen. Er ist der Zug fortschreitender Cultur und Völkerverbindung, vor Allem also ein Hauch des Friedens. Möge er es bleiben und möge es der Schweiz beschieden sein, diese Bestimmung des großen Werkes mit fester Hand zu bewahren! Aber die Zukunft ist noch schwerer zu durchdringen als das Hochgebirge. Für einmal möge die Thatsache, daß der Tunnel vor dem Termine durchbrochen wurde, eine gute Vorbedeutung dafür sein, daß auch der Ausbau desselben und die Herstellung der Zufahrtlinien nicht das Maximum der Zeit erfordern werden.

Die Gotthardbahn hat wesentlich internationale Bedeutung; aber damit ist eine engere, innere Bedeutung derselben für die Schweiz nicht ausgeschlossen. Diese besteht darin, daß der Kanton Tessin fester mit der Eidgenossenschaft verbunden werden soll. In der That sollte der frische Luftzug, der von Norden weht, in seiner geistigen Bedeutung zunächst dem Kantone Tessin zu Gute kommen, der dessen sehr bedarf. Denn gerade in diesen Tagen, wo man in Airolo ein Verbrüderungsfest feierte, hat in Stabio die Verhandlung eines politischen Processes begonnen, der schon mehrere Jahre lang hin-

Digitized by Google

geschleppt wurde und die Parteien in schroffer Haltung gegen einander zeigt. Zu einer Amnestieerklärung konnte man sich nicht aufraffen; möge nun wenigstens das Urtheil unparteiisch ausfallen und möge der wahrhaft ultramontane Geist der jetzt herrschenden Partei gebrochen werden durch den Luftzug von Norden!

Literatur.

Die Dislocation der russischen Armee. Dislocations-Karte der russischen Armee, entworfen von E. v. Tröltsch, Hauptmann. Stuttgart, Karl Aue. 1880. — Im Anschlusse an die früheren Arbeiten des Verfassers, welche die Vertheilung der deutschen und der französischen Armee durch farbige Zeichen auf der Karte darstellten, ist gegenwärtig die Dislocation der russischen Armee erschienen auf einem großen Blatte, etwa im Maßstabe 1:1,500,000 eingetragen.

Die Karte giebt nur die Flüsse, die größeren Orte, die Landes- und Militairbezirksgrenzen sowie die Eisenbahnlinien des russischen Reiches. Die Truppen sind durch verschiedene Farben für die Regimenter ꝛc. der einzelnen Waffengattungen angezeigt. Die Regimentsnummer steht in dem farbigen Felde. Die Sitze der Corps- und Divisionsstäbe sind durch römische oder größere Ziffern auf farbigem Grunde bei dem betreffenden Ortsnamen kenntlich gemacht. Nur für den Kaukasus ist, um Raum zu sparen, die Dislocation in Form einer Liste gegeben. Die seit dem Orientkriege neu errichteten Reservetruppen, welche bei der Mobilmachung von einem Bataillone des Friedensstandes auf fünf kriegsstarke Bataillone gesetzt werden sollen, sind ebenfalls nur durch eine Liste ihrer Standorte vertreten, um die Uebersichtlichkeit nicht zu beeinträchtigen. — Die Eisenbahnen bilden fünf Linien gegen die Ostgrenze des Reiches, drei münden in Polen, zwei gegen Galizien und Rumänien. Zweigeleisig ist nur die Bahn von Petersburg über Moskau bis Kursk; auf einzelnen anderen Strecken sind doppelte Geleise, doch fällt das für den durchgehenden Verkehr nicht in Betracht. Sehr zweckmäßig ist die Darstellung der zwei Geleise durch zwei Querstriche zwischen den doppelten Linien. Diese Signatur ist auch bei der preußischen Landesaufnahme gegenwärtig eingeführt.

Der erste Blick auf die Karte zeigt eine starke Gruppirung von Truppen um die Hauptstädte, demnächst eine buntere Färbung an der Westgrenze, was nicht befremden darf, denn Rußland wird seine Front nicht gegen Asien aufstellen. Bei der Prüfung der Truppenzahl in den längs der Westgrenze liegenden Militairbezirken, welche die Haupteintheilung des Landes ausmachen — da die erst kurz vor dem Orientkriege eingeführten Corpsverbände keine territoriale Bedeutung haben — ergiebt sich, daß an Linientruppen stehen: im Bezirke Warschau (Russisch-Polen) acht Infanterie-, vier und eine halbe Cavallerie-Division und die entsprechende Artillerie; dann im Bezirke Wilna, gegen die ostpreußische Grenze, sieben Infanterie- und drei Cavallerie-Divisionen; endlich im Süden im Bezirke Kiew vier Infanterie- und zwei Cavallerie-Divisionen. In den letzteren beiden Bezirken steht ein Theil der Truppen noch ziemlich von der Grenze entfernt, doch können dieselben mit für die in erster Linie an der Grenze aufzustellende Armee gerechnet werden, da die Eisenbahnlinien für ihre schnelle Beförderung ausreichen. Der Transport der übrigen Truppenmasse des Reiches nimmt bei den eingeleisigen Bahnen verhältnißmäßig größeren Zeitraum in Anspruch. — Der Druck ist klar, nur die grünen Quadrate — Infanterie — sind nicht sauber, weil sie zur Ersparniß an Druckplatten mit blau auf gelb hergestellt sind.

Sammlung musikalischer Vorträge, herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1879. — Es ist ein glücklicher, bei zweckgemäßer Durchführung gewiß sehr dankbarer Gedanke, eine Reihe von Vorträgen zusammen zu stellen und der gesammten Lesewelt zugänglich zu machen, welche in verschiedenen größeren Städten und über Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der Musik gehalten worden sind. Während die Essays mehr den Charakter von Streifzügen an sich tragen, welche weder das Gebiet, über das sie gehen, völlig erforschen, noch ihren Gegenstand allseitig erschöpfen wollen, kommt den Vorträgen mehr die Bedeutung und der Werth einer das Wesentlichste und Neueste thunlichst erschöpfenden Zusammenfassung zu. Denn der Vortragende soll und will nicht blos über seinen Gegenstand etwas sagen, sondern er soll und will den Zuhörer mit dem Gegenstande möglichst vertraut machen; so giebt er das Beste, was er hat, und dieses wieder in der bestmöglichen und knappsten Form. Daher dienen solche Vorträge, wenn sie nicht blos geistreich, sondern gut sind, namentlich aber, wenn sie — wie z. B. der Vortrag Spitta's über „Johann Sebastian Bach" — die goldene Frucht tiefdringender, mühevoller und solider Forschung darbieten, denjenigen Freunden der Kunst zur Orientirung, welche weder die Zeit noch die nöthige Gelegenheit haben, dem Gange und der Entwickelung der musikalischen Wissenschaft genau und im Einzelnen zu folgen. Von dem Künstler und ausübenden Musiker fordern wir unbedingt, daß er sich das Wissen über seine Kunst aus den Quellen selbst hole, daß er nicht blos spielen und setzen lerne, sondern auch über das Wesen, über die Gesetze und über die Geschichte seiner Kunst umfassende Kenntnisse erwerbe, nicht aus Musikzeitschriften und Vorträgen, sondern aus soliden Werken. Vom Dilettanten können wir das in dem Maße nicht erwarten: wohl greift ein gebildeter Musikfreund aus Dilettantenkreisen, wenn er irgend Muse dazu hat, nach einer guten Musikgeschichte oder Aesthetik, nach Jahn's Mozart, Chrysander's Händel, Spitta's oder Bitter's Bach u. A.; aber es ist für ihn meist wegen anderweitiger Arbeiten nicht möglich, auf dem laufenden zu bleiben. Wenn ihm nun Vorträge geboten werden, welche das, was wissenschaftlich und ästhetisch festgestellt ist oder eine brennende Tagesfrage bildet, in zusammenfassender Form und auf Grund solider, gründlicher Sachkenntniß behandeln, so wird ihm solche Gabe hoch willkommen sein. Demnach — da musikalische Werke mehr von den Kunstfreunden als von den Männern der Zunft gelesen zu werden pflegen — wird ein dahin zielendes Unternehmen dann den segensreichsten und, auch vom buchhändlerischen Standpunkte betrachtet, glücklichsten Erfolg haben, wenn unter den Gegenständen, welche zur Behandlung kommen, die sorgfältigste Auswahl mit Rücksicht auf das Bedürfniß weiterer Kreise getroffen wird: nicht alles Gute paßt in eine solche Sammlung. Rein technische Fragen zum Beispiel sind auszuschließen und der Schule zu überlassen.

Unter den vorliegenden Vorträgen heben wir als die nicht nur der Idee der Sammlung am meisten entsprechenden, sondern auch gehaltreichsten und abgeklärtesten hervor: Nr. 1. Ueber Johann Sebastian Bach, von Philipp Spitta; Nr. 3. Die Entwickelung der Claviermusik von J. S. Bach bis Robert Schumann, von Carl Debrois van Bruyck; Nr 4. Robert Schumann und seine Faustscenen, von Selmar Bagge; Nr. 6. Wolfgang Mozart, von E. Naumann, welcher wesentlich durch den Vortrag Nr. 7 über: „Die Gesammtausgabe der Werke Mozarts", von dem Herausgeber Paul Graf Waldersee, ergänzt wird; Nr. 9. Friedrich Chopin's Leben und Werke, von Niggl. Höchst lesenswerth ist Nr. 12. Chorgesang, Sängerchöre und Chorvereine, von H. Kretzschmar; Nr. 8. Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst, von Ludwig Meinardus.

Anregend und gedankenreich ist der Vortrag Nr. 11. Licht= und Wendepunkte in der Entwickelung der Musik von Julius Alsleben, interessant Nr. 10. Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts, von W. J. von Wasielewsky, welcher letztere dem „Zwecke" der Sammlung vielleicht mehr gedient hätte durch eine zusammenfassende Uebersicht über die Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Säculum, die zu geben ihm, als dem Verfasser eines trefflichen Werkes über diesen Gegenstand nicht schwer gefallen wäre. Nr. 2. R. Wagner's Siegfried, von H. von Wolzogen, nimmt sich etwas fremdartig in der Umgebung aus; eine zusammenfassende Charakteristik Wagner's oder etwa des ganzen Nibelungenringes hätte dem Zwecke der Sammlung besser entsprochen. Nr. 5. Ueber Form und Inhalt des musikalischen Kunstwerkes, von A. Reißmann, ist gleichfalls anregend und interessant; freilich, eine so tief eingreifende Frage eingehend und erschöpfend zu behandeln und in befriedigender, abschließender Weise zu lösen, kann einem Vortrage kaum zugemuthet werden. — Wir sehen: es ist ein Strauß von meist edeln Blüthen, den uns Graf Waldersee hier bietet, und mit Vergnügen sehen wir der zweiten Serie entgegen.

H. A. K.

Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechtes. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Friedrich von Hellwald. Leipzig, O. Spamer. 1880. — Zur Orientirung in der jungen, rüstigen und schon vielverzweigten sogenannten prähistorischen Wissenschaft ist das Hellwald'sche Buch sehr geeignet. Hier ist Alles noch im Flusse, jeder Tag bringt neue Gräber=, Höhlen= oder Uferfunde. Aber so wenig man noch von fertigen Resultaten der urgeschichtlichen Forschungen reden kann, so sehr ist es von Werth, einen Ueberblick über das bis jetzt an's Licht gebrachte thatsächliche Material zu gewinnen. Bisher war alles in Fachzeitschriften der verschiedenen Länder verstreut; die Belesenheit des Verfassers und sein bekanntes Compilationsgeschick hat es in ein so übersichtliches als reichhaltiges Gesammtbild eingeordnet. In den ersten Abschnitten macht natürlich sein energisch darwinischer Standpunkt sich geltend, im Uebrigen aber sieht er bei der Gruppirung der Ueberreste vorhistorischer Vergangenheit von verfrühter Systematisirung, von Hypothesenjägerei ausdrücklich ab, er will nur die Thatsachen reden lassen. So ist namentlich die in der frühern Bearbeitung von W. Baer angenommene Eintheilung in die drei Perioden der Stein=, der Bronce= und der Eisengeräthe vollständig aufgegeben. An verschiedenen Stellen seines Buches kommt Hellwald darauf zurück, daß diese Eintheilung sich nicht aufrecht halten lasse, höchstens locale Bedeutung habe. Hellwald legt vielmehr, nachdem er die Anfänge der urgeschichtlichen Forschung erzählt und eine prähistorische Ethnologie entworfen, eine sachliche und im Wesentlichen geographische Eintheilung zu Grunde, indem er die Funde von Ostasien an durch die Länder des Mittelmeeres bis zum germanischen Norden und den Alterthümern der Pfahlwerke verfolgt. Ein eignes Capitel ist den Höhlen Mitteleuropas gewidmet, ein andres den Menschenresten aus den Höhlen. In dem Abschnitte über die „Cultur der Ureuropäer" kommt auch die Frage nach der Echtheit der vorgeschichtlichen Thierzeichnungen zur Erörterung. Ueberall wird man mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft bekannt gemacht und freut sich an der wohlgeordneten Zusammenstellung eines überaus reichen Materiales, das freilich seine Deutung erst von weiteren Forschungen empfangen kann.

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 11. März 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wehrsteuer für das Reich.

Vor etwa einem Jahre haben wir in dieser Zeitschrift (1879 I. S. 496 ff.) für die Einführung „einer neuen Reichssteuer" die Stimme erhoben, welche das Princip und die Ausführung der schweizerischen Militärpflichtersatzsteuer zum Vorbilde nehmen und nach ihrem Theile bei der Reform der Reichsfinanzen mitwirken sollte. Wir gingen davon aus, daß der Militärdienst, so ehrenvoll er seiner Idee nach sein mag, doch ein schweres Opfer an persönlichen Vortheilen dem Bürger auferlegt, derart, daß die reichliche Hälfte der männlichen Unterthanen des Reiches, welche bei vollkommener Erwerbsfähigkeit oder bei vermögender Glückslage aus irgend einem untergeordneten Grunde für waffenuntüchtig erklärt und vom Kriegsdienste befreit werden, einen ansehnlichen Vortheil genießen im Vorzuge vor den Dienstpflichtigen. Wir schlossen damit, daß wir sagten: „Früher oder später — dessen sind wir gewiß —, wenn nicht in nächster Zeit, dann nach Verlauf etlicher Jahre, wird man auf den Gedanken zurückkommen, weil derselbe in der Gerechtigkeit wurzelt und durch die Erfahrungen der schweizerischen Steuergesetzgebung seinen vollgiltigen Stempel empfangen hat."

Die neuesten Nachrichten aus amtlicher Quelle haben nun zu unserer Freude bestätigt, daß man in der That seit einigen Wochen in den betreffenden Behörden des Reiches sich mit dem Entwurfe eines Wehrsteuergesetzes beschäftigt. Angesichts dieser Vorbereitungen wollen wir uns gestatten, an die früher gemachten Anregungen anzuknüpfen und einzelne mehr praktische Momente für das neue Steuergesetz hervorzuheben.

Der Gedanke der fraglichen Steuer, wie derselbe in der schweizerischen Gesetzgebung, zumal in dem Bundesgesetze vom Jahre 1878, zum Ausdrucke gekommen und wissenschaftlich neuerdings in der „Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" (Jahrgang 1879, Heft 3 und 4) von Gustav Cohn eingehender begründet worden ist, — der Gedanke dieser Steuer beruht darauf, daß der Staat im Allgemeinen und in verschiedenen Epochen seiner Entwickelung theils die persönlichen, theils die sachlichen Leistungen seiner

Digitized by Google

Bürger in Anspruch nimmt. Insbesondere versuchen die Staaten der Gegenwart jenes richtige Verhältniß der Combination persönlicher Theilnahme der Bürger am Staate mit den technischen Anforderungen der Arbeitstheilung im Staate herzustellen, welche sich ergiebt aus dem Bedürfnisse nach politischer Freiheit einerseits, aus der Nothwendigkeit zweckmäßiger Ausführung der öffentlichen Obliegenheiten andererseits. Für die einzelnen Staatsbürger folgt daraus die Verpflichtung, mit ihren wirthschaftlichen Kräften für den (arbeitstheiligen) Bedarf des Staatswesens einzustehen, insoweit als ihre persönlichen Leistungen diesem Bedarfe nicht gewachsen sind. Für alle die staatlichen Zwecke, für welche des Bürgers Person aus dem einen oder dem andern Grunde nicht genügt, leistet er Geld, damit er, was er auf der einen Seite zu leisten unfähig ist, auf der andern Seite decke. Eine Deckung, die natürlich nicht individuell abgeschätzt werden kann und nicht individuell abgeschätzt werden soll: denn es handelt sich bei diesem Gegensatze um eine allgemeine Nothwendigkeit, die aus den Bedingungen des gegenwärtigen Culturzustandes folgt, nicht aus der individuellen Unzulänglichkeit Einzelner im Gegensatze zu allen Uebrigen; auch wäre eine individuelle Compensation, eine individuelle Abschätzung der Verpflichtung zu entsprechendem Betrage undurchführbar. Vielmehr kann hier nur die Rede sein von zwei großen qualitativ verschiedenen Hälften, von zwei Gruppen öffentlicher Leistungen, zu denen jeder Staatsbürger nach seiner Fähigkeit und mit Rücksicht auf alle übrigen Staatsbürger verpflichtet ist.

In der Idee sind alle diese öffentlichen Leistungen des Staatsbürgers eine Ehre, und keineswegs blos die persönlichen Leistungen. Auch bei den Steuern hat man öfters und in gewissem Sinne mit Recht von einer „Steuer-Ehre" gesprochen. In demselben Sinne redet man mit Recht von der Ehre des Kriegsdienstes. Nur hört damit durchaus nicht die Forderung der Gerechtigkeit auf, welche von der handgreiflichen Thatsache ausgeht, daß bei aller ideellen Ehre des Kriegsdienstes dieser Dienst für einen großen Theil der Pflichtigen eine wirthschaftliche Last, und für die Gesammtheit derselben im Falle des Krieges ein schweres Opfer an Gesundheit und Leben bedeutet. Eine Forderung der Gerechtigkeit, welche dahin gerichtet ist, daß der mehr als die Hälfte betragende Theil der männlichen Bürger, welcher von dem Dienste befreit bleibt, in sachlichen Opfern für dasjenige einzutreten gebunden sein solle, wofür er mit persönlichen Kräften einzutreten nicht geeignet ist. Mit andern Worten: daß nach dem allgemeinen Grundsatze, nach welchem die öffentlichen Bedürfnisse befriedigt werden, auch in diesem Falle verfahren werden soll: daß insoweit, als die persönlichen Kräfte sich ungeeignet erweisen, die sachlichen Kräfte, d. h. die Steuern, herangezogen werden müssen.

Ist dieser Standpunkt einmal gewonnen, so folgt daraus von selber die

principielle Grundlage eines Wehrsteuergesetzes, wie die Schweiz es zuerst in den Cantonen angebahnt, neuerdings in dem Bunde einheitlich gestaltet hat. Eine Grundlage, welche auch nach den bisherigen Mittheilungen aus den Reichsbehörden, die den Entwurf eines solchen Gesetzes bearbeiten, eben diesen Arbeiten gleichsam als selbstverständliches Fundament zu dienen scheint.

Schon das Königreich Baiern hatte in seinem „Wehrgelde", welches bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1867 — für die wenigen Jahre bis zur Schaffung des Deutschen Reiches — dort ins Leben trat, diesen gleichen Standpunct eingenommen, indem es die Sätze des Wehrgeldes progressiv abstufte, im Anschlusse an das Einkommen der Wehrgeldpflichtigen. In Württemberg hatte man freilich in ganz verfehlter Weise dieselbe Maßregel zu einem festen Einheitssatze gestaltet, welches sich von dem Principe einer Steuer eben so weit entfernte als es sich dem alten Stellvertretersysteme näherte. In Preußen selber, wo bisher der Gedanke einer Wehrsteuer als allgemeiner Maßregel noch nicht Boden gewonnen hatte, war doch bei den Mennoniten, so lange dieselben von der Wehrpflicht persönlich befreit waren, bereits durch die Cabinetsordre vom Jahre 1830 die Anordnung getroffen, daß diese (durchgehends wohlhabenden) Staatsbürger als Ausgleich eine Einkommensteuer in Höhe von drei Procent zu zahlen haben sollten.

Nirgendwo ist aber bisher eine so consequente Ausführung des in Frage stehenden Gedankens durch die Gesetzgebung verwirklicht worden, als in dem schweizerischen Bundesgesetze vom Jahre 1878, an welches der oben erwähnte Aufsatz in dem vorjährigen Jahrgange dieser Zeitschrift anknüpft. Indem dieses Gesetz, im theilweise engen Anschlusse an cantonale Steuergesetze wie dasjenige von Zürich, die Steuer dahin normirt, daß sie bestehen solle aus einer Personaltaxe von sechs Franken jährlich, und außerdem aus einem Ansatze von anderthalb Franken auf jedes Tausend Franken Vermögen und jedes Hundert Franken Personaleinkommen — stellt sie die Wehrsteuer einfach auf den Grund der verbreiteten Einkommen- und Vermögenssteuer, wie sie in den Schweizer Cantonen besteht.

Nach der sich in dem Einkommen und dem Vermögen kund gebenden Steuerkraft sollen alle Wehrsteuerpflichtigen Jahraus, Jahrein ihr Theil dem Staate steuern. Und zwar in folgender Weise. Ein einheitlicher Satz wird zunächst von jedem Pflichtigen erhoben, in Höhe von sechs Franken, gleichviel wie groß oder wie klein sein Einkommen sei. Dafür bleibt ein Minimum von sechshundert Franken Einkommen oder tausend Franken Vermögen außer Berechnung bei dem Zuschlage von anderthalb Procent. Dieser Zuschlag selber hat das Bemerkenswerthe, daß er das Vermögen in einem Verhältnisse heranzieht, welches auf eine angenommene Verzinsung von zehn Procent herauskommt; denn jedes Tausend Vermögen wird eben so mit anderthalb

Franken besteuert, wie jedes Hundert Personaleinkommen. Nur für landwirthschaftliches Vermögen ist eine Ermäßigung des Ansatzes — auf drei Viertel des Ganzen — zugegeben.

Weiter dann erstreckt sich die Errichtung der Steuer auf die ganze, lange zeitliche Ausdehnung der Altersjahre der Wehrpflicht, nämlich vom zwanzigsten bis zum vollendeten vierundvierzigsten Lebensjahre, immerhin für die zweite Hälfte dieser Frist nur die Hälfte des ganzen Betrages.

Endlich ist für außerordentliche Jahrgänge, in welchen der größere Theil der Truppen des „Auszuges" durch activen Dienst in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen wird, die Bundesversammlung berechtigt, die Steuer bis auf den doppelten Betrag zu erhöhen.

Sollen wir im Hinblick auf die neue Steuermaßregel für das Deutsche Reich an jene schweizerischen Bestimmungen einzelne Erwägungen knüpfen, so möchten diese etwa die folgenden sein.

Vor allem ist zu constatiren und Niemand wird das bestreiten, daß die Strenge der persönlichen Wehrpflicht auf einer ganz andern Stufe steht im Reiche als in der Eidgenossenschaft. Sofern also überhaupt die Thatsache einer Last anerkannt und eine Ausgleichung um der Gerechtigkeit willen geschaffen werden soll, muß festgehalten werden, daß die Energie des schweizerischen Bundesgesetzes von 1878 unmöglich über das Niveau desjenigen hinausgehen dürfte, was im Deutschen Reiche von einer Wehrsteuer zu verlangen wäre. Der Gedanke also, eine rechte und wahre Einkommensteuer aus der Wehrsteuer zu machen, müßte zuerst adoptirt und in seinen Consequenzen aufgenommen werden. Es müßte die Steuerkraft nach dem Einkommen (womöglich mit Berücksichtigung der größeren Steuerkraft des fundirten Einkommens nach dem Vorbilde der schweizerischen Gesetze) entsprechend erfaßt werden. Es müßte aber auch, und zwar noch folgerichtiger als in dem Militärsteuergesetze der Schweiz, ohne überflüssige Anknüpfung der Entrichtungsfrist dieser Steuer an die Militärdienstzeit der Wehrpflichtigen, Anfang und Ende der Jahre der Steuerpflicht gerade so festgesetzt werden wie man es sonst bei Steuern festzusetzen gewohnt ist. Der Anfang also und namentlich das Ende der Verpflichtung möchte wesentlich später eintreten als es jetzt in der Schweiz der Fall ist. Dieses folgerichtig durchzuführen, würden wir um so mehr empfehlen, je mehr sich die Nothwendigkeit ergeben sollte, mit Ausbildung der indirecten Steuern für das Reich vorwärts zu gehen — in dem Sinne, wie das in dem vorjährigen Aufsatze bereits geschah, nämlich zum Zwecke einer Art von Gegengewicht gegen eine einseitige und ausschließliche Ausbildung der Consumtionssteuern.

Dabei wäre ein Moment eigenthümlicher Art nicht zu übersehen, welches scheinbar im Widerspruche steht mit der Thatsache der möglicherweise schwereren

Digitized by Google

Last des deutschen Militärdienstes gegenüber dem schweizerischen. Wir meinen nämlich, daß gerade die strenge Dienstpflicht des Deutschen Reiches für die Masse der ärmsten Schicht der männlichen Bevölkerung eine Schule der Zucht, der Ordnung, der Reinlichkeit, der Gesundheit ist, eine Schule, welche sie durch keinen Verlust in den Chancen eines bürgerlichen Berufes zu bezahlen haben, da sie, eben nach den Verhältnissen der Schicht, der sie angehören, einen solchen Beruf nicht haben und nicht unterbrechen. Der gelernte Handwerker befindet sich bereits in einer andern Lage als diese; für ihn wird eine Laufbahn des Erwerbes durch den Militärdienst unterbrochen und der nicht Dienst leistende Handwerker gewinnt den Vorsprung vor dem Dienst leistenden Handwerker. Angesichts dieser Thatsache wird man die Steuer für die unterste Schicht der vom Militärdienste befreiten Leute mit angemessener Milde normiren müssen; es würde ein Satz wie die schweizerische Personaltaxe von sechs Franken unseres Erachtens zu hoch sein; er würde es aber namentlich deshalb sein, weil die Mehrzahl der zu jener untersten Schicht gehörenden vom Militärdienste befreiten Männer auch nach den sonstigen finanziellen Erfahrungen große Mühe haben würde, eine jährliche directe Steuer von diesem Betrage aufzubringen. Selbst in der Schweiz, in welcher die durchschnittsmäßige Lage der arbeitenden Mehrzahl des Volkes unzweifelhaft günstiger ist und die Leute zahlungsfähiger macht als in einem großen Theile Deutschlands, — selbst in der Schweiz haben Jahraus, Jahrein viele Tausende den Militärpflichtersatz, welchen sie schuldeten, nicht geleistet und nicht leisten können.

Unter dem Einflusse solcher Erwägungen würden wir die Hälfte des schweizerischen Einheitssatzes, das heißt, etwa zwei Mark bis höchstens drei Mark, als vollkommen ausreichenden Satz betrachten; ja, wir würden einen solchen Einheitssatz überhaupt als problematisch hinstellen, wenn wir die Gewißheit hätten, daß die Praxis der Veranlagung zu dieser Steuer die vorhandene Steuerkraft der etwas besser Gestellten, bei Freilassung der untersten Classe, angemessen heranziehen würde — was nach den sonstigen Erfahrungen ziemlich zweifelhaft erscheint.

Um so bestimmter dürfte aber das Verlangen geltend gemacht werden, daß die Mittelclassen und die höhern Classen des größern Wohlstandes und Reichthumes ein ansehnliches Theil für diese Steuer aufbringen. Man erwäge, daß die Schweiz bei einer relativ so wenig drückenden Militärpflicht neben sehr bedeutenden sonst schon bestehenden Einkommen- und Vermögenssteuern (welche in einzelnen Cantonen sogar weit über das vernünftige Maß getrieben worden sind) jene ansehnlichen Ansätze für die Militärsteuer eingeführt hat, welche im einfachen Satze bis zu einem Maximum von dreitausend Franken jährlich für das größte Einkommen ansteigen, im doppelten Satze

Digitized by Google

also eventuell auf sechstausend Franken. Hiergegen halte man nun die schwere Last der Wehrpflicht des Deutschen Reiches, ihre strengen Anforderungen in Friedenszeiten, ihre noch viel schwereren Forderungen in Kriegszeiten — eine Last, welche dem Mittelstande und dem größern Wohlstande keinen Zweifel übrig läßt, daß die davon Befreiten um ein bedeutendes Opfer für das gemeine Wesen erleichtert sind. Ferner bedenke man, daß die in den Staaten des Deutschen Reiches erhobenen Einkommensteuern keineswegs in demselben Grade entwickelt sind wie in der Schweiz, namentlich aber relativ weit geringer sind, weil in der Schweiz die indirecten Steuern, die auf der Consumtion der Mehrzahl des Volkes ruhenden Abgaben, wesentlich kleinere sind als in deutschen Landen.

Trifft das hier Angedeutete zu, so möchte die Einnahme aus der neuen Wehrsteuer für das Reich füglich eben so hoch veranschlagt werden als die gegenwärtig in der Schweiz bezogene Summe beträgt. Selbige beläuft sich auf etwa anderthalb Millionen Mark und würde demgemäß, auf die Bevölkerungsziffer des Deutschen Reiches übertragen, ungefähr vierundzwanzig Millionen Mark als jährlichen Ertrag abwerfen. Natürlich sind das ganz allgemeine Schätzungen; aber immerhin wäre die genannte Summe eine verhältnißmäßig bescheidene Anforderung. Eine Frage für sich könnte es allerdings bleiben, ob nicht bei der Neuheit einer solchen Maßregel zunächst mit geringeren Sätzen angefangen werden sollte, um allmählich zu höheren Sätzen überzugehen. Immer aber dürfte das schweizerische Vorbild hinsichtlich der Steigerungsfähigkeit der Ansätze in Kriegszeiten Nachahmung verdienen.

Auf derlei Einzelheiten kommen wir seiner Zeit vielleicht zurück. Für heute mögen die wenigen Bemerkungen genügen. Ein Beweis dafür, daß eine allgemeinere Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der fraglichen Steuer sich auszubreiten begonnen hat, scheint auch darin sich kund zu thun, daß in Oesterreich ebenfalls ein ähnliches Steuerproject von Seiten der Regierung entworfen worden ist. Ein Irrthum ist es dagegen, wenn in einem neulichen, diesem Gegenstande gewidmeten Artikel die „Kölnische Zeitung“ nur von einem im Jahre 1876 verworfenen schweizerischen Bundesgesetze der Art zu erzählen wüßte. Allerdings ist im Jahre 1876 und noch einmal im Jahre 1877 ein von der schweizerischen Bundesversammlung zubereiteter Entwurf des Bundesrathes über ein Militärsteuergesetz durch die Abstimmung des Schweizer Volkes verworfen worden; indessen hat der dritte Gesetzentwurf vom Jahre 1878 die stillschweigende Annahme beim Volke gefunden, ohne daß er gerade sehr bedeutende Aenderungen gegen die beiden voraufgegangenen Entwürfe erfahren hätte. Auch ist das neue Bundesgesetz von 1878 vielmehr in formell-staatsrechtlicher Hinsicht als in materieller Hinsicht eine neue Maßregel in der Schweiz: vielmehr bestanden derartige Steuern zuvor bereits in allen einzelnen

Cantonen, als die revidirte Bundesverfassung vom Jahre 1874 in der Consequenz der stärkeren Centralisation des Militärwesens eine einheitliche Ordnung der Militärsteuern von Bundeswegen verlangte, um für die Bundesfinanzen die Hälfte des Bruttoertrages derselben in Beschlag nehmen zu können. Das Institut einer solchen Steuer hat in der Schweiz seit dem Anfange des Jahrhunderts bestanden, anfangs freilich schwach entwickelt und ohne deutliches Princip, bis es dann in den letzten drei oder vier Jahrzehnten immer schärfer entwickelt worden ist.

Vier Briefe aus der Jugendzeit Philipp Jaffé's.

Mitgetheilt von S. Löwenfeld.

Es dürfte Mancher, der den Lebensgang Philipp Jaffé's, des Gelehrten, gekannt hat, nicht wenig erstaunt sein, wenn man ihm erzählt, daß dieser merkwürdige Mann auch einmal — Kaufmann gewesen ist. Philipp Jaffé und Kaufmann! Giebt es einen größern Gegensatz als den? Fast komisch nimmt es sich aus, einen Mann, dessen höchstes und einziges Ideal die Wissenschaft war, der Tag und Nacht gesammelt und geforscht hat, in einer Thätigkeit zu finden, die einem so arbeitsamen, so ruhelosen Geist so wenig Befriedigung gewähren kann. Wie das gekommen, läßt sich mit wenigen Worten sagen; aber wie er diesen Zustand ertragen, wie er unter einem widerwärtigen Geschicke seufzt und dann mit ihm ringt und ringt, und es endlich besiegt, sollen seine eigenen Briefe erzählen; sie sind der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen, welche das jugendliche Herz in dieser trüben Periode seines Lebens bewegt haben. Damals also schon, gegen das Ende der Dreißiger Jahre, hören wir die Kette der Leiden klirren, die fast unaufhörlich bis an sein Lebensende ihn umschlungen hielt, die zu zersprengen er mit selbstmörderischer Hand sein irdisches Dasein vernichten mußte.

Philipp Jaffé besuchte bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Marien- und von da ab das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen; er war durchaus kein hervorragender Schüler, und die einzige Neigung, die er als Primaner verrieth, war die zur Schriftstellerei. Ob man das besonders hervorheben soll? Ich glaube nicht; denn wenn er auch noch im ersten Jahre seiner Lehrlingszeit schreibt: „Des Morgens lese ich und arbeite an meinen Novellen" (Brief 1), so war doch die Lust, in gebundener und ungebundener Rede zu produciren, jedenfalls nicht stärker, als bei den meisten jungen Männern seines Alters. Sein Vater bestimmte ihn zum Kaufmann und brachte ihn in ein heut noch bestehendes hochangesehenes Bank- und Getreidegeschäft

Digitized by Google

in Berlin. Jaffé, der am 17. Februar 1819 geboren ist, stand damals in seinem zwanzigsten Jahre. In diese Zeit seiner „Sclaverei", wie er es einmal nennt, fallen die drei ersten Briefe, die hier veröffentlicht werden; im vierten schreibt er bereits als Student, der für seine „Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen" (Berlin 1843) von der Berliner philosophischen Fakultät mit dem Preise belohnt war. Was Jaffé von dieser Zeit ab im Dienste der historischen Wissenschaften geleistet hat, ist von berufeneren Männern so eingehend und liebevoll geschildert worden, daß ein Hinweis auf diese genügt. Ich beschränke mich, drei zu nennen. Wattenbach hat ihm in seinen „Geschichtsquellen" einen Ehrenplatz eingeräumt, Ottokar Lorenz und Alfred Dove haben in ihren schönen Nekrologen (Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1870, und Nationalzeitung 1870, Nr. 171) Lorbeerkränze auf das frische Grab ihres Lehrers und Freundes gelegt.

Der Mann, an welchen die folgenden tagebuchartigen Briefe gerichtet sind, ist ein um wenige Jahre älterer Onkel Jaffé's gewesen; er lebt heute noch als rüstiger Herr in Posen und weiß mancherlei Interessantes von seinem berühmten Neffen zu erzählen. Die Correspondenz, welche in ihrer Jugendzeit eine sehr rege gewesen, hörte später auf, aber die Freundschaft dauerte fort. Der Name dieses Mannes ist Aron Thorner. Mit der größten Liebenswürdigkeit hat er mir gestattet, die Briefe zu veröffentlichen, und ich habe aus diesen nur wenige Stellen fortgelassen, welche entweder für das größere Publikum kein Interesse bieten oder sich jetzt noch der Publikation entziehen.

1.

Berlin den 1 July 1838.

Bester Herr Onkel!

Eben lege ich den Don Quixote aus der Hand und kann mich nicht genug freuen, daß ich nicht zu Cervantes Zeiten gelebt habe, wo mir gewiß der Genuß an diesem ausgezeichneten Werke der Laune u Satire, durch die vielen Anfeindungen, die es hat erleben müssen, wäre vergällt worden. Es ist eine schöne Sache um die Nachwelt, u ich möchte fast den Wunsch äußern, immer in der Nachwelt zu leben, sogar *meiner* Nachwelt, wenn nicht der Wunsch in sich selbst zerfiele, da das Wort Leben gerade die Gegenwart bedingt. Deshalb mag ich Euch Posener, dort in dem Winkel, immer beneiden, denn Ihr seid so ein Stück Nachwelt, wenn nicht dem Worte, doch dem Sinne nach. Während wir hier mitten im Strudel der Bewegung leben, mitten im Geräusch der Literatur und des Journalismus, während wir alles, Gutes und Schlechtes, genießen müssen, um eben das Gute zu finden, fliegen Euch, wie der Nachwelt, die gebratenen Tauben in's Maul (excusez ich wollte: „in den Mund" sagen) d. h. kommt zu Euch nur das Gute, das wir erst haben suchen müssen. Und kommt es auch zu Euch immer erst ein Paar Monde später, so können Sie mit Schiller sagen: Spät kommt Ihr — Doch Ihr kommt.

So werden Sie wahrscheinlich das neueste Werk vom Dr. P. gewiß erst viel später erhalten als wir. Es enthält seine Reisen, und der erste Band wird

im Oktober erscheinen. Es soll ein sehr ausgezeichnetes Buch sein, denn der Verfasser hat's mir's selbst gesagt. „Um mich von dessen Güte zu überzeugen," fügte er hinzu, „sollte ich doch pränumeriren." Was meinen Sie, bester Thorner, können Sie noch zweifeln, daß ich — — nicht pränumeriren werde. —

2. Juli.

Ich beeile mich den Brief fortzusetzen, den ich gestern unterbrechen mußte. Doch was schreibe ich? Etwas von meiner jetzigen Lebensart, die Sie gewiß zu kennen wünschen.

Nun was ich jetzt bin, das wissen Sie. Ich bin mit meiner Stellung bei Herrn K. zufrieden, aus vielfachen Gründen, denn außerdem daß ich im Ganzen blos 7 Stunden täglich im Comptoir bin, Vormittags von halb neun bis zwölf und Nachmittags von halb drei bis sechs, was mir höchst lieb ist, da mir viel Zeit noch immer zum Studiren bleibt, so ist auch die Begegnung, die ich da erfahre, nicht die übelste. Meine Mußezeit wende ich wie gesagt immer den Wissenschaften zu. Des Morgens lese ich und arbeite an meinen Novellen; Mittags höre ich bei Raumer neuere Geschichte. Wie oft habe ich Sie hergewünscht, um nur einmal zu Raumer mit Ihnen gehen zu können; das ist ein Mann, bei dem man Geschichte kennen lernt. Raumer kommt mir manchmal wie die lebendige Geschichte vor; da ist kein Zweifel, da ist kein Irrthum, allenthalben Klarheit, Bestimmtheit des Ausdrucks u der Ansicht. Und dazu seine ganze äußere Erscheinung; dies kleine bewegliche Köpfchen, diese lebendigen Augen, dieser Mund, der sich keineswegs, wie man's immer gewohnt ist, pathetisch aufsperrt und deklamirt, sondern aus dem ruhig und langsam die köstlichsten Perlen, die er bei der Geschichtsforschung gefunden hat, herausfallen. Doch glauben Sie nicht, daß Raumer sich auf die Ausführung des Details einläßt, u nein — blos den Rahmen, die Umrisse giebt er; die sind aber so meisterhaft, zum Entzücken. Wir sind jetzt bei der englischen Revolution; wieviel Stoff zum Reflektiren und Beobachten giebt uns nicht dieser Geschichtsabschnitt. Sie ist eine ganze Weltgeschichte, wenigstens in ihren Ideen Resultaten, denn in politischer, wie in religiöser Hinsicht finden wir die ganze Skala der Ideen durchgelaufen vom strengsten Royalismus und Papismus bis zum atomistischen Republikanismus. —

— — — — Leben Sie wohl und schreiben Sie bald

Ihrem

Philipp Jaffé.

2.

Berlin 10 Mai 1839.

Bester Thorner!

— —

Was möchten nicht die Bäume u die Blumen u die Gräser machen, wenn sie gehen könnten? Haida! das wäre ein Leben auf dem Felde — da käme die alte Eiche gegangen u machte der jungen Rose einen gewaltigen Knix und ein seichtes Compliment u die Rose würde den Eichenbaum auslachen und davonlaufen u die Eiche hinterher — hurra! — hahaha — oder die schlanke Pappel, die sich gewaltig viel mit ihrer Taille hat, würde die Nelke anfallen u sprechen: „Mein schönes Fräulein darf ichs wagen, Ihnen mein Geleite anzutragen." — „Aber mein Gott" würde da die Nelke rufen, „diese Phrase steht wohl in Al-

Digitized by Google

bertis Complimentirbuch? Hundertmal bin ich schon so angeredt worden — ich weiß gar nicht was ich davon halten soll!“ — u dergleichen mehr würden die lieben Pflanzen thun, wenn sie gehen könnten, etwas denken setze ich freilich auch voraus — — Es ist aber doch gut, daß sie nicht gehen können; denn ich habe da auf dem Tisch einige Gläser voll Pflanzen stehen, u es wäre ja schrecklich, wenn sie in der Nacht anfingen aus den Gläsern zu steigen, in der Stube herumzuspazieren u auf meiner schlafenden Wange sich etwa gar zärtliche Rendezvous's zu geben. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich Pflanzen auf dem Tische stehen habe — nun das ist gerade kein Wunder — ich wüßte keinen Grund warum ich sie nicht haben sollte. Aber diesmal giebt's eine bestimmte Ursache, weshalb ich sie habe: Ich habe nehmlich gestern zu botanisiren angefangen. Bei Professor Schulz hör ich die Naturgeschichte von 7—8 Uhr Morgens, u Sonntags u Feiertags (gestern war Himmelfahrt) werden Excursionen gemacht. Vom gestrigen Gange habe ich manches Blümchen kennen gelernt u ich bin recht froh, daß ich für diese schöne Welt der Pflanzen einen Sinn bekommen habe — es ist wunderbar.

Außer Schulz höre ich noch Professor Ranke, der neuere Geschichte liest, Mittags von 12 bis 1. Ranke ist ein tiefer philosophischer Geschichtsforscher, seine Ansichten sind klar, hell u besonders schön weiß er die Charaktere der verschiedenen Zeitabschnitte darzustellen — dies kann ich vorläufig über ihn sagen; ich hab ihn erst 3mal gehört. Schade, daß sein äußeres Wesen so gewaltig, wenigstens in der ersten Zeit, stört. Denken Sie sich eine kleine Gestalt, (schwarzer Leibrock), schmaler Backenbart, fast quer über die Backe, hervorragende Unterlippe, starrende Augen — er dehnt sich, er reckt sich, schlägt unbändig schnell die Füße immerfort übereinander, jetzt ballt er die Hände u drückt sie an die Brust, jetzt streckt er die Hände wie ein Kreuz aus u. s. w. Man ist wahrhaftig in fortwährender Ueberraschung, wenn man so vernünftige Aussprüche seinen Mund verlassen hört, weil sein Wesen Einen glauben machen könnte er sei verlegen u wisse nicht, was zu sagen, oder daß ein böser Dämon, neidisch auf unsre horchende Ohren, den schönen Redefluß zu stören suche. — Ob solch ein ausgezeichneter Mann nicht solche Aeußerlichkeiten ablegen könnte? — Da, da — sehen Sie wie kindisch ich geworden — mit den Diamanten bin ich nicht zufrieden, er soll durchaus noch in Gold gefaßt sein! —

Es freut mich sehr daß ich Ranke höre u dies habe ich Raumer's Abwesenheit zu verdanken, denn da Raumer ebenfalls von 12—1 zu lesen pflegt u ich gewiß zu ihm gegangen wäre, so hätte ich Ranke nicht hören können. Raumer macht aber jetzt eine italienische Reise; er will in Pisa, Bologna, Neapel für seine Hohenstaufen weitere Studien anstellen u eine neue Ausgabe von dem vortrefflichen Buche veranstalten.

Daß Professor Gans gestorben ist, haben Sie doch wohl schon gelesen oder gehört? Bei einem fröhlichen Mahle hat ihn der Schlag getroffen, einige Tage lag er besinnungslos u ohne Sprache. Sein Leichenzug soll ungeheuer gewesen sein — Der Schwanz des Zuges war noch in der Oranienburgerstraße während der Kopf, der Todtenkopf, in der Behrenstraße sich bewegte, das ist ungefähr in Posen vom Schauspielhause bis zum Dom; 10 Minuten war die ganze Passage gesperrt. — Gans hatte unstreitig das größte Auditorium hier in Berlin. Ob das wohl ein Beweis seiner Tüchtigkeit war? — Es scheint so — — Gans befolgte ein Prinzip, das gut u verständig durchgeführt, gewiß von der erfolgreichsten Wirkung sein muß, nehmlich: Die jungen Studirenden über Rosen ins Thal der Wissenschaften zu führen, sie gleichsam hineinzulachen. Leider befolgte

aber Gans sein Prinzip so consequent, daß es immer bei den Rosen und beim Lachen blieb u nie der Ernst der Wissenschaften erschien. Sein Vortrag war eine Reihe von Anekdoten und Witzen. Daß ein solcher Vortrag seine Liebhaber hat, ist gar nicht zu zweifeln, u wie ungeheuer diese Liebhaberei hier ist, geht eben daraus vor, daß Gans gewöhnlich 200—300 Zuhörer hatte. Auch war es einem großen Theil der letztern gar nicht ums Lernen zu thun, denn fragte man den Einen u d. Andern, warum er zu Gans gehe? so lautete die einfache Antwort: „Um mich zu amüsiren!" — Bei Raumer amüsirt man sich freilich nicht, aber man lernt was, u deshalb hat auch Raumer nur 15—20 Zuhörer. —

den 14ten Mai.

Soeben komme ich daher, wohin ich nimmer wieder zurückkehren möchte — aus dem Comptoir. Ich höre wie Sie befremdet fragen: noch immer die Grillen?! — ach gebe Gott oder der Teufel, daß es nur Grillen wären, ich hätte wenigstens dann noch die Hoffnung, sie doch einmal los zu werden. Schreit der aus Uebermuth, dem das kalte Messer im Fleische wüthet? thut ers aus Grille? thut er's weil andere schreien? nein, nein! es ist baarer, leidiger, grausamer Schmerz, der ihn foltert und ihm den Schrei auspreßt. — Könnte ich wohl dem Uebermuth, einer Grille oder der Nachahmungssucht so lange Zeit Gehör geben, wenn sich solche Hindernisse, wie die Mißbilligung des Vaters entgegenstellen? Hält man mich denn wirklich für so kindisch, hartnäckig, u eigensinnig? Ich kanns nicht glauben. Und doch muß ichs glauben. Denn glaubt ichs nicht, so traut man mir doch Selbstbewußtsein mithin moralische Freiheit zu u dann ist des Vaters Verfahren die — schrecklichste Tyrannei. Bedenken Sie, was es heißt einen Menschen fesseln, ihm seine Freiheit rauben. Aber das ist nur die körperliche, der Geist, das bessere Theil des Menschen, bleibt dabei doch frei. Aber mir — Gott ich möchte weinen — mir ist der Geist gebunden, ich soll vertrocknen, ich soll vergehen — in sinnlosen Zahlen soll ich meinen Geist vergraben, meine schöne, schöne, schöne Zeit tödten mit Additionen und Subtraktionen —. Und was ist das Ziel, was ist der Lohn für so kostbare Opfer? Geld, Geld — verfluchtes Geld! ich fange an deine Macht zu begreifen. Ueber mich aber schwingst du deinen Scepter vergebens — du bist mein König nicht. — — — —

Ach halten Sie es meiner momentanen Aufgeregtheit zu Gute, wenn ich mich in Exclamationen ergehe. Die Länge der Zeit hätte mein Blut schon kühlen sollen, und dennoch kocht es und siedet's immer in mir, wenn ich daran denke. — Auf der andern Seite aber bin ich mir so klar, daß ich jetzt ein verfehltes Leben führe — — es ist ein Uebel, das immer größer wird, je länger man verabsäumt den Arzt zu rufen, die Zeit vergeht und die Lage der Dinge bleibt doch dieselbe. Ich betrachte mich jetzt gleichsam im Exil u mein Messias wird des Vaters Lösungswort sein — er muß es aussprechen über kurz oder lang — der Damm hält den Strom lange Zeit, lange Zeit, doch endlich durchreißt er ihn.

Es ist merkwürdig, wie die Leute sich so wenig über ihre Sphäre zu erheben wissen. Es ist als läge ein Fluch auf ihrem Blick, daß er sich über die Grenze ihres Gesichtskreises nicht hinauszuheben wagt — ein Fluch, der mir zum Fluch wird. Die gewöhnliche Beschwörungsformel womit man mir den Kaufmannsstand eintrichtern will, ist immer die: Du wirst es da besser haben als in der Wissenschaft. Frägt man was das heißt: besser haben? so antwortet man: mehr haben! mehr Geld haben! — So ist ihnen der Maßstab, womit sie alles messen

das Geld; auch dem Geist wird die Elle angelegt. Sie können gar nicht begreifen, daß der Geist in sich selbst die Befriedigung findet, daß es eine Sphäre giebt, wo das Geld nur ein Knecht ist u nicht ein Gott, wie bei ihnen.

Den 19ten Mai.

Heut Abend wird Romeo u Julie von Shakespeare gegeben. Ich habe mir 8 Groschen gepumpt, um hinzugehen. — Warum giebt es nur einen Shakespeare? Warum nur der eine Riese unter den vielen Pygmäen? Hat die Natur ihre ganze Bildungskraft an dem Einen verschwendet und für die Andern ist nichts übrig geblieben? Oder ist es Laune der Natur, alle Tausend Jahre nur einmal einen Homer oder Shakespeare unter die Menschen zu setzen, um die Menge recht ihre Nichtigkeit fühlen zu lassen? Oder darf sie nicht anders, damit das Göttliche, das in jenen zur Offenbarung kommt, nicht profanirt werde u seine Hoheit verliere? Was macht den Dichter? Kenntniß des Herzens, Gefühl, u die Gewalt der Darstellung vereinigt. Wohl sind nun diese hohen Gaben zerstreut durch die ganze Menschheit u jeder hat einen Theil davon — u man könnte den Gedanken haben, daß ja nur Menschen mit diesen verschiedenen Eigenschaften begabt zusammentreten dürften, um ein Ganzes zu geben. Die Kenntniß des Herzens hat der Eine, mit dem Gefühl tritt der Andere hinzu und wirft das milde Licht der Empfindung auf die scharfen Ecken und Kanten, die der erste aufgefunden hat, u der dritte bringt es zur Darstellung. Dann bestände das Facit aus Wahrheit, Idealität und künstlerischer Gestaltung — Ja wohl, man dürfte ja nur Kopf, Hals, Rumpf, Hände und Beine wohl an einander ordnen, um einen Menschen zu haben, — dh. einen todten — aber das Leben, das Leben! — ja das Leben ist freilich nicht dabei — u jenes Kunstwerk? Das Leben ist freilich nicht dabei. Der Funke, der Blitz fehlt, der jene Gaben in Einen zusammenschmolz. Mit einem Wort — verdammt; es klopft: ich bekomme Besuch. —

Den 20ten Mai

So eben lege ich ein köstliches Büchelchen aus der Hand, es ist eine Abhandlung über „die Wahlverwandtschaften“ von Dr. Rötscher. Rötscher ist Professor in Bromberg am Gymnasium. Vor einem Jahre oder noch früher, hat er unter dem Titel: „Philosophie der Kunst“ hier eine Abhandlung über Lear erscheinen lassen, die über die Wahlverwandtschaften ist das zweite Bändchen. Geben Sie Sich Mühe, dessen habhaft zu werden, es wird Sie nicht gereuen. — Aus dem Buche habe ich zum ersten Male gelernt, ein Kunstwerk in seiner Totalität aufzufassen. Ich war nie recht überzeugt, daß in einem Kunstwerke eine Idee so in allen ihren Beziehungen durchgeführt, von allen ihren Seiten beleuchtet werden kann. Ich glaubte immer, nur die Abstraktionen des Philosophen könnten dies zu Stande bringen, u die Gestalten des Dichters würden ihr concretes Leben verlieren u zu Abstraktionen werden, wenn sie sich Jenes zum Ziel setzten. Und es ist auch wahr, daß es sich der Dichter nicht früher zur Absicht setzen kann, u dann erst nach Gestalten suchen. Das wäre ein todtes, anatomisches Verfahren u käme nie zur Lebendigkeit. Die Idee und die Gestalt erscheinen dem Dichter mit einem Schlage. Der Dichter soll nicht Sittenprediger sein, aber die Moral wird durch das Werk verherrlicht. Das ist das Schwere der Kunst. Der Mittelpunkt der Wahlverwandschaften ist die Ehe; jenes sittliche Institut, von dem alle Civilisation nur ausgehen kann — doch ich verweise Sie auf Rötscher's Abhandlung (bei Duncker u Humblot in Berlin erschienen). —

Digitized by Google

Den 7 Juni.

Diese Blätter fallen mir heute zufällig in die Hände u ich will sie zum Briefe falten. Der Zufall bringt dies Papier an seine Bestimmung, da ich es schon vergessen hatte. Man muß andren Gerechtigkeit widerfahren lassen, um selbst darauf hoffen zu können. — Vielleicht komme ich auch noch an meine Bestimmung. Leben Sie wohl und schreiben Sie recht bald, recht bald Ihrem

Philipp Jaffé.

3.

Berlin den 13ten Juni 1839.

Bester Thorner!

— — — — — — — — — — — — — — —

Schreiben Sie mir Ihre Briefe nicht mehr französisch, oder englisch, schreiben Sie deutsch. Es ist unsere Muttersprache, in der unsere Meinung den treffendsten Ausdruck finden kann. Eine fremde Sprache bleibt uns fast Zeit unseres Lebens fremd; und was wir in ihr zusammenbringen können, bleibt zuletzt doch nur immer eine Reihe zusammengesetzter Phrasen, und wenn dies auch so geistreich geschieht, als man es nur von Ihnen erwarten kann. Der Gedanke verliert ohnedies schon genug von seiner Ursprünglichkeit, wenn wir ihm überhaupt erst immer ein Kleid aus Worten zuschneiden, nähen u umhängen müssen; um wieviel mehr wenn diese Worte erst ganz fremde sind. Ach ich möchte meines Geistes Arme weit ausstrecken in alle Welt u seine übrigen Brüder an ihn reißen, daß sie einander verständen. — Noch eine andere Bitte will ich hier gleich Gelegenheit nehmen hinzuzufügen. Vermerken Sie doch auf ihren künftigen Briefen an mich nicht mehr: chez Monsieur le banquier K. Wenn ich einmal emanzipirt sein werde, will ich mir bei Durchlesung Ihrer Briefe, die Sie mir in dieser Periode der Sklaverei schrieben, die schöne Erinnerung an Sie nicht mit den widrigen Bildern aus meinem Kaufmannsstande verunzieren.

Erst gestern brachte ich wieder ein solch liebes Bild aus dem Comptoir mit nach Hause. — Ein Getraidehändler kam nehmlich aufs Comptoir u gerieth gleich mit K. in ein langes Gespräch. „Wenn Sie," bemerkte K., „nach Pankow gehen möchten, so würden Sie Sich ungemein freuen über das schön aufgeschossene Getraide!" „Ich mich freuen?" erwiederte Jener mit einem Tone, der halb Aerger halb Ironie war u setzte kleinlaut hinzu: „Ich hab viel Getraide liegen!" — Wäre das auf meiner Stube vorgefallen u ein guter Stock zur Hand gewesen; in der That, zwei Stöcke wären in sehr nahe Berührung gekommen. — Schweigen wir davon. Das Aergern thut mir nicht gut, zumal da ich jetzt unwohl bin. —

Sehr oft macht mich die Erbitterung gegen den ganzen Kaufmannsstand, ich muß es gestehen, ungerecht gegen die Einzelnen. Der Sohn von K. bot mir vor einiger Zeit ein Billet zu einer französischen Vorstellung an. Obgleich ich wußte, daß er mir es schenken wollte, griff ich doch hastig in die Tasche nach meiner Börse, die aber beiläufig gesagt so leer war, wie ein jüdischer Magen nur an Jom Kippur*) sein kann, u fragte schnell: „Wie viel kostet es?" — „Nichts," erwiederte er freundlich u reichte es mir hin. „Dann kann ich keinen Gebrauch davon machen!" sagte ich u kehrte ihm den Rücken. Um seinen Mund spielte ein krampfhaftes Lächeln und damit war die Szene geschlossen. — Wenn ich auch

*) Versöhnungstag.

Digitized by Google

mit der Abweisung des Billets Recht hatte, so hätte sie doch auf glimpflichere Weise geschehen können. Wer will aber bei so starker innerer Aufregung, die mir kommt, so oft ich das Comptoir betrete oder nur daran denke, seinen Aeußerungen das gebührende Maß geben und wer kann es? —

Den 18ten Juni.

Wie beneide ich doch die Tausende, die so glücklich sind, ohne es selbst zu wissen, sie trinken das Glück in vollen Zügen und denken: es muß so sein. Man kommt auch gar nicht zum Bewußtsein über den Werth des Glücks anders, als negativ. Man muß erst unglücklich gewesen sein; es geht damit wie mit der Gesundheit. — Ich wüßt' es schon zu schätzen! —

Die Wissenschaft rächt sich fürchterlich an mir, daß ich nur einmal so thöricht, so blödsinnig war, einzuwilligen in die Trennung von ihr. Die Strafe ist zu groß; — Tantalus, Tantalus wie gleich ich dir. Aber ich kehre zu ihr zurück; so wahr ich ein Mensch, so war ich frei geschaffen bin, ich werde zurückkehren, ich werde, ich werde. —

Den 19ten Juni.

Ich will Sie diesmal mit meinen Jeremiaden nicht länger belästigen u schließe also den Brief. —

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Philipp Jaffé.

4.

Berlin den 2 September 1843.

Theuerster Onkel!

Das beiliegende Exemplar meiner Preisschrift mache ich mir das Vergnügen, Ihnen zu überreichen. Ich hoffe, daß sie Ihnen in Bezug auf mich um so größeres Interesses einflößen wird, als Sie, von mir an Jahren nicht allzu entfernt, einen großen Theil meiner geistigen Entwickelung unter Ihren Augen gehabt haben u mich in diesem Buche nun in einer Sphäre erblicken werden, zu der mich früher äußerlich hervortretende Neigung nicht hinzuziehen schien. Abgesehen von meiner Persönlichkeit muß Ihnen die Metamorphose als solche interessant genug sein.

Näher auf das Buch zurückzukommen, so werden Sie darin, wie ich passend mit Raumer es nennen kann, ein Stück Mosaik finden. Es galt aus den verlorenen und wiederaufgefundenen Resten einer vergangenen Zeit, diese zu reconstruiren. Unmöglich war's, es genügend zu leisten. Denken Sie sich ein Marmorbild in Tausend Stücke u Stückchen zerschlagen u diese alle über die Erde hingestreut. Dann die Aufgabe, alles dies zusammenzulesen u die ursprüngliche Gestalt wiederherzustellen. Das heißt Geschichtsschreiberei des Mittelalters. Und dabei sind die Leute so pragmatisch. Was würde ein unterrichteter Zeitgenosse sagen, wenn er aufwachte und die vielen pragmatisch geschriebenen Bücher ansähe? Er würde die Hände zusammenschlagen, wie der Künstler, der an seinem restituirten Jupiter die Nase seines Bacchus und die Lippen seines Satyrs wiederfände. — Natürlich meine ich nur jenen Pragmatismus, der von außen her, sei's vom aprioristischen Dreifuß, sei's von eigenmächtigem Bedünken her, an die Dinge gelegt wird. Aus ihnen selbst aber ist der Zusammenhang zu nehmen. Das war mein Streben. Sehen Sie zu, ob und wie's mir gelungen ist.

Ihr Sie liebender und hochschätzender Neffe

Philipp Jaffé.

Digitized by Google

Was wird in Frankreich auf die Herrschaft der Commune folgen?

Diese Frage mußte man sich schon in dem Augenblicke vorlegen, in dem der Marschall Mac Mahon von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zurücktrat. Schon damals war es einem Jeden, der Frankreich und die dortigen Zustände kennt, sehr wahrscheinlich, daß dieses Land vorübergehend der Herrschaft jener rothen Partei verfallen werde, die man wohl eine anarchische nennen muß, nicht als eine republikanische bezeichnen kann. Da nun aber Unfähigkeit und Wahnsinn sich immer nur kurze Zeit im Besitz der Macht zu behaupten vermögen, schloß sich an die Erwägung dieser Wahrscheinlichkeit unvermeidlich die Frage, was dann weiter?

Der Augenblick, in welchem die Commune zur Herrschaft gelangen könnte, scheint nun mit ziemlich raschen Schritten näher heran zu rücken. Wie schwach ist bereits der Widerstand geworden, den die Regierung noch den Forderungen der extremen Partei entgegenzusetzen wagt. Sie hat nicht mehr den Muth, diese Forderungen grundsätzlich zu verwerfen; nur aus Gründen der Opportunität werden sie unter vielen Entschuldigungen einstweilen, für den Augenblick, abgelehnt.

Mit solcher Schwäche widersteht man einem Wildstrom nicht, und wie die Dinge sich in Frankreich gestaltet haben, könnte es gar wohl geschehen, daß der Wildstrom diesmal zwei Regierungen zugleich mit sich fortreißt.

Der Gang der Dinge hat, wie bekannt ist, in Frankreich etwas gar Seltsames zur Erscheinung gebracht, nämlich eine Doppelregierung, wie sie wohl auch nie und nirgends bestanden hat. Neben der sichtbaren, Frankreich selbst und, was die internationalen Beziehungen betrifft, der gesammten Welt verantwortlichen, anerkannten Regierung unter dem Präsidenten Grévy, steht hinter den Coulissen eine andere, die es kaum der Mühe werth achtet, sich zu verbergen, die überall bestimmend oder vielmehr entscheidend eingreift, und sich dabei jeder Verantwortung entzieht. Wie oft ist Gambetta, das Haupt dieser Nebenregierung, aufgefordert worden, in einer verantwortlichen Stellung an die Spitze der Regierung zu treten. Das war natürlich genug, aber man hätte voraussehen können, daß er unter keiner Bedingung auf einen solchen Vorschlag eingehen werde. Gambetta hat es abgelehnt, Präsident der Republik zu werden; er hat die ostensible Regierung dem Herrn Grévy überlassen und der gemäßigten Partei, zu der er selber nicht gehört, sichtlich in der Absicht, diese Partei solle sich zuvörderst abnutzen und ihr Ansehen im Lande einbüßen, damit sie ihm nicht mehr gefährlich sein könne, wenn er dann, nach ihrem Sturz, die Regierung der Republik übernahm. Daß Grévy

ihn seinerseits unschädlich zu machen sucht, indem er ihn auffordert, sich der gegenwärtigen Regierung anzuschließen, als deren, gleich den Anderen, verantwortliches Mitglied, das war gleichsam der natürliche Gegenschachzug. Aber wie konnte man erwarten, daß Gambetta auf diesen Vorschlag eingehen, daß er darein willigen werde, sein Spiel aufzugeben, seiner selbständigen Zukunft zu entsagen, und sein weiteres Schicksal von dem der gegenwärtigen Regierung Frankreichs abhängig zu machen!

Und doch, so entschieden er bemüht gewesen ist, sich außerhalb der gegenwärtigen Regierung in gesonderter Stellung zu behaupten, kann es geschehen, daß er gemeinschaftlich und zu gleicher Zeit verbraucht und für die Zukunft unmöglich wird. Die Nebenregierung, an deren Spitze er steht, ist eben zu sichtbar geworden und bereits den Radikalen verdächtig. Es ist gar wohl möglich, daß er und Grévy's Partei zu gleicher Zeit von einer vermessenern, weitergehenden Fraction überflügelt und beseitigt wird; daß in der Präsidentenreihe, die man voraussehen mußte, Grévy, Gambetta, Clémenceau, gerade Gambetta ausfällt, und auf Grévy unmittelbar Clémenceau folgt.

Clémenceau's Herrschaft wird ohne Zweifel in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine gewaltsame Reaction, eine durch Zwang bewirkte Rückkehr zu geordneten Zuständen herbeiführen, und da eine durch offene Gewalt bewirkte Reaction niemals auf halbem Wege stehen bleibt, zu einer monarchischen Regierung führen. Schon die Erwägung, daß die Rückkehr zu einer gemäßigten Republik den Radikalen alle Wege offen ließe, ihre Umtriebe von neuem anzufangen und ein zweites Mal nach der Herrschaft im Lande zu streben, müßte zu einer solchen Restauration führen. Aber in dem Augenblick einer solchen Krisis pflegt überhaupt nicht abstractes Denken und eingehende Erörterung zu bestimmen, was weiter geschehen soll. Die reale Macht entscheidet und natürlich im Sinn der Partei, die sie übt.

Welcher Art wird dann aber diese hergestellte Monarchie sein? Daß drei verschiedene monarchische Parteien, Legitimisten, Orleanisten und Buonapartisten einander in Frankreich den Sieg streitig machen, daß die Republik eigentlich überhaupt nur fortbesteht, eben weil ihre Gegner in dieser Weise unter sich uneins sind, das ist allgemein bekannt. Wer aber Frankreich kennt, der zweifelt nicht daran, daß unter diesen drei monarchischen Parteien die buonapartistische nicht etwa nur die besten, sondern in der That allein Aussichten hat, und zwar, obgleich man sagen könnte, daß es eine solche Partei in dem Sinne, wie sich eine legitimistische nachweisen läßt, überhaupt gar nicht giebt. Man ist Buonapartist nicht aus Grundsatz, nicht von wegen eines höheren Princips, das etwa durch die Dynastie der Napoleoniden verwirklicht werden soll, sondern lediglich aus Gründen der Opportunität. Man könnte sagen, daß zweite Kaiserreich wurde auch nicht durch eine eigene Partei gehalten, sondern —

Digitized by Google

abgesehen von der Armee, die man doch nicht als politische Partei bezeichnen kann — gleichsam durch lauter negative Anhänger, durch Leute, die dieses oder jenes Andere nicht wollten.

Ein solcher negativer Anhang wird auch dem dritten Empire nicht fehlen, sobald die gegenwärtigen Zustände unerträglich geworden sind, und das Haupt der Napoleoniden Anstalt macht, sich in Besitz der Macht zu setzen.

Die Elemente dieses Anhangs lassen sich sehr leicht nachweisen. Sie bestehen zunächst und vor allen aus den Legitimisten. Diese Partei umfaßt den in seinem Privatleben ehrenhaftesten und achtungswerthesten Theil der Bevölkerung Frankreichs, nämlich den Provinzialadel, der in einer mit Würde gepaarten Zurückgezogenheit auf seinen, aus den Stürmen der Revolution geretteten oder seitdem wieder erworbenen Landgütern haust. Wer Gelegenheit gehabt hat, Familien und gesellschaftliche Kreise dieser Kategorie in Frankreich kennen zu lernen, muß es bedauern, daß sie in Beziehung auf die innere Politik ihres Vaterlandes in veralteten Ansichten und Träumen lebt, die sie ihres möglichen Einflusses auf die Bevölkerung nahezu ganz berauben.

Was die Stellung dieser Partei den anderen gesellschaftlichen Classen gegenüber betrifft, haben sich die Verhältnisse seit der großen französischen Revolution von 1789 geradezu umgekehrt. Vor dieser Epoche war es der Adel, der von den mittleren Ständen gehaßt und beneidet wurde. Jetzt ist es gerade umgekehrt, der Adel, der die höhern Schichten des Mittelstandes, die Zunft der Advokaten, der Handelsleute überhaupt, und der bürgerlichen Millionäre insbesondere beneidet und haßt. Diese Stände haben den Einfluß auf den Gang der Regierung gewonnen, der nach den Ansichten des Adels eben nur ihm gebührt, und das wird nicht verziehen. Darum ist ein orleanistisches Königthum, das seine Stütze in einer parlamentarischen Verfassung suchen müßte und würde, der ganzen Partei, überhaupt den Ständen, die ihr angehören, nicht weniger verhaßt wie die demokratische Republik. Hier ist eine Versöhnung unmöglich. Weit eher als einem orleanistischen Bürgerkönigthum würde sich der Adel einem napoleonischen Kaiserthum anschließen, weil dieses sich seiner Natur nach auf die Armee und nebenher auf das allgemeine Stimmrecht stützen würde, nicht auf die verhaßte Bourgeoisie, die unter dem Kaiserreich bescheiden in den Hintergrund treten müßte, um die erste und vornehmste Rolle der Armee zu überlassen. Die Legitimisten würden darin, jetzt wie früher, wenigstens einen immerhin erträglichen Zustand sehen und sicher nichts unternehmen, um ihn zu Gunsten irgend einer andern Combination zu stören. Einzelne Herren und Damen dieser politischen Kreise könnten wohl auch bewogen werden, sich dem kaiserlichen Hof geradezu anzuschließen. Der „légitimiste rallié“ war auch unter Napoleon III. eine nicht ganz unbekannte Persönlichkeit.

Digitized by Google

Ein zweites gewichtiges Element dieses negativen Anhangs wäre dann der ultramontan gesinnte Theil des Clerus, und der umfaßt die gesammte Prälatur und allermindestens zwei Drittheile der niedern Geistlichkeit. Der Gallicanismus ist gar sehr zusammen geschwunden und unbedeutend geworden in Frankreich, dafür haben die Jesuiten gesorgt, indem sie sich der Seminarien, und damit der Erziehung des heranwachsenden Priestergeschlechts bemächtigten. Selbstverständlich wäre der Geistlichkeit die Herstellung des ancien régime in seiner alten Herrlichkeit vor allem erwünscht, aber die Herren sind zu klug, um nicht zu wissen, daß sie unmöglich ist. Sie sehen das besser als der legitimistische Adel, und in Folge des kosmopolitischen Charakters der päpstlichen Kirche ist es ihnen auch gleichgültiger, unter welcher Firma sie die Weltherrschaft des Papstes zu fördern suchen.

Verhaßt ist ihnen wie dem Adel die flach und seicht freigeisternde Bourgeoisie. Eine Herrschaft dieser Classe, eine Regierung, die sich auf diese Classe stützt, ist das, womit die französische Geistlichkeit sich niemals versöhnen, was sie stets bemüht sein wird, zu verhindern oder zu untergraben, wenn es da ist.

Dagegen weiß die Geistlichkeit aus Erfahrung, daß sich ihre Sonderzwecke auch unter dem Schutz eines napoleonischen Kaiserthums ganz gut verfolgen lassen. Haben doch die Jesuiten sich eben unter dem Schutz des Kaiserthums aller früher gegen sie erlassenen, nie widerrufenen Gesetze unerachtet in Frankreich behaupten und der Leitung der Priesterseminare bemächtigen können! Die Kirche würde sich daher eine neue Wiederherstellung des Kaiserthums ganz gut gefallen lassen, und wenn sie auch nicht eigentlich mit ihm sympathisiren könnte, würde sie doch nichts thun, um es zu stürzen, vielmehr sich ihm weit bestimmter anschließen als etwa der alte Adel Frankreichs. Die nahen Beziehungen zu den Legitimisten würde die Geistlichkeit dabei natürlich für alle Fälle unbedingt aufrecht erhalten und nach der Seite hin stets zu erkennen geben, daß sie eigentlich doch immer das Königthum Ludwigs des Heiligen im Herzen tragen. Mißbilligenden Bemerkungen von dieser Seite wäre dann leicht mit der für solche Fälle immer bereiten Wendung zu begegnen, daß die Kirche unter allen Bedingungen für das Heil der Seelen zu sorgen habe; daß irdische Interessen ihr fremd sind und bleiben müssen.

Dazu kommt nun noch als ein sehr gewichtiges Moment, daß von den gesellschaftlichen Klassen und politischen Parteien, die geneigt sein könnten, sich der Herstellung des Kaiserthums zu widersetzen — abgesehen von dem Proletariat der großen Städte —, nur ein sehr geringer Grad von Initiative und Energie zu erwarten steht. Die freisinnige gebildete Bourgeoisie ist feige, pour trancher le mot. Ihre Führer wissen ganz vortrefflich zu sprechen,

Digitized b

schöne Reden zu halten und geistreiche Leitartikel zu schreiben, diese eloquenten Herren haben aber gar keine reale Macht hinter sich, denn daß die Bourgeoisie sich je zu einer That ermannen könnte, daran ist gar nicht zu denken. Eben darum haben auch, beiläufig bemerkt, die Orleans am wenigsten Aussicht auf Erfolg, denn sie haben nichts für sich, als eben diese freigeisternde liberale Bourgeoisie, die keiner That fähig ist. Das Landvolk ist von einer Willenlosigkeit, die einen Engländer, einen Deutschen immer von neuem in Verwunderung setzt. Es verlangt nichts als einfach in Ruhe gelassen zu werden. Ueber das Schicksal des Landes mag in Paris entschieden werden, so lange man nicht die persönlichen Verhältnisse, den Besitz der Landleute antastet, ist ihnen ziemlich gleichgültig, in welchem Sinn das geschieht. Sie haben schon so manchen Wechsel erlebt, daß es ihnen auf ein paar Regierungsveränderungen mehr oder weniger gar nicht mehr ankommt. Anhänglichkeit oder ein Gefühl der Pietät haben sie für keine.

Das Proletariat der großen Städte aber ist zwar Feind des Kaiserthums, aber auch ganz in demselben Grade Feind der gegenwärtigen gemäßigten Republik und überhaupt einer jeden Regierung, die nicht die Commune ist. Diese Partei, oder vielmehr diese gesellschaftliche Klasse, wird, wie gesagt, vermöge ihrer ruchlosen Energie zur Herrschaft gelangen, den Kampf mit ihr, der dann folgen muß, wird aber die Armee zu führen haben, denn es giebt in Frankreich kein anderes Element der Bevölkerung, das entschlossen genug wäre, ihn zu unternehmen.

Die Zukunft Frankreichs wird dann wieder einmal durch die Armee bestimmt werden, wie schon so oft seit den Tagen des Vendémiaire. Die Armee lebt aber im Wesentlichen noch immer in den Erinnerungen an das erste Kaiserreich, die Zeit, in der sie allein etwas bedeutete in der bürgerlichen Welt. Die Herrschaft der Bourbons war ihr verhaßt, weil da der alte Adel Frankreichs wieder an der Spitze der Gesellschaft stand und im Staat die Stellung einnahm, die sie für die Marschälle und Generale in Anspruch nahm. Das Bürgerkönigthum der Orleans war der Armee gleichgültig, weil unter ihm die Bourgeoisie, Redner, Péquins, Philister, die Hauptrollen spielten und den Kriegerstand in den Hintergrund zurückdrängten. Dazu kommt denn noch, daß die Armee in Frankreich dem Lande und allen politischen Parteien außerhalb ihrer eigenen Reihen ziemlich vollständig entfremdet ist. Die Offiziere leben im Wesentlichen ausschließlich unter sich, ohne anderweitigen gesellschaftlichen Verkehr, die Unteroffiziere in ihrer Art desgleichen. Wie die Armee gegen die Republik gesinnt ist, das zeigt sich schon jetzt in vielen Einzelnheiten, und ihre Stimmung wird gewiß dadurch nicht gebessert, daß die Regierung Leute wie den General Vinoy aus einem Ehrenposten entfernt. Daneben würde es verhältnißmäßig wenig bedeuten,

Digitized by Google

wenn etwa gegen das zeitweilige Haupt der Napoleoniden persönlich ein und anderes einzuwenden sein sollte. Sicher wird die Armee nicht das Proletariat besiegen, um die Republik zu erhalten, selbst wenn deren Herstellung unmittelbar nach der Herrschaft der Commune auch sonst denkbar wäre.

Was der Armee am nächsten liegt, ist dann das Kaiserthum, die Militärherrschaft wieder herzustellen. Der legitimistische Adel wird gewähren lassen. Die Geistlichkeit wird nichts dagegen haben. Im Gegentheil sollte der vielbesprochene Artikel 7 des Ferry'schen Unterrichtsgesetzes schließlich angenommen werden, oder wollte die Regierung die längst bestehenden Gesetze gegen die Jesuiten, die Napoleon III. stillschweigend der Vergessenheit übergeben hatte, nun wirklich ausführen, dann würde die Geistlichkeit geradezu das ganze Gewicht ihres Einflusses zu Gunsten einer Herstellung des Kaiserthums in die Wagschaale legen, und dieser Einfluß ist wahrlich in den Kreisen der höheren Stände nicht gering anzuschlagen. Haus und Familie gar manches, in aller kühnster Weise freigeisternden Franzosen wird unbedingt von dem Beichtvater seiner Frau beherrscht.

Die liberale Bourgeoisie müßte sich eben fügen, wie sie sich im Lauf der letzten neunzig Jahre schon öfter gefügt hat, und würde sich in bebender Angst vor der Commune fügen, ohne im Augenblicke das allergeringste Geräusch zu erheben.

Nur ein General, der eine glänzende siegreiche Vergangenheit hinter sich hätte, das Vertrauen der Armee besäße und ihr Stolz wäre, könnte, als neuer Retter der Gesellschaft, den Napoleoniden den Thron streitig machen. Ein solcher ist aber für jetzt nicht da und wird auch wohl vor der Stunde der Entscheidung nicht mehr erscheinen.

Diese Zeilen waren geschrieben, ehe entschieden war, daß der sogenannte Hartmann nicht an Rußland ausgeliefert werden solle. Es ist gewiß sehr seltsam, daß Rechtsgelehrte und Regierung in Frankreich erklären, es sei nicht genügend erwiesen, daß Hartmann der Verbrecher ist, der gesucht wird, obgleich er sich selber dazu bekannt hat. Sein eigenes Geständniß wird ignorirt; doch konnte dieser Beschluß den, der Frankreich und seinen gegenwärtigen Zustand kennt, nicht überraschen. Wir haben ihn erwartet. Aber vor aller Welt ist nun wohl klar, wie schwach die französische Regierung sich bereits dem Radikalismus gegenüber fühlt.

Digitized by Google

Franz von Holstein.*)

Am 21. Mai 1878 ist aus der Reihe echt deutscher Tonmeister ein Mann geschieden, dessen künstlerische Bedeutung es dem deutschen Volke zur Pflicht macht, sein Gedächtniß in Ehren zu halten. Mit Freuden ergreifen wir daher die Gelegenheit, die Freunde des liebenswürdigen Menschen und seiner reinen Muse, aber auch weitere Kreise hinzuweisen auf ein Doppelbüchlein, in welchem ein vertrauter Freund in pietätvollem Sinne das Leben und Streben des Hingeschiedenen zeichnet, und in welchem dieser selbst in schlichten, nur das Empfundene und Erfahrene ohne Künstelei und Manier aussprechenden Gedichten den Freunden sein inneres Wesen aufschließt. War doch Franz von Holstein, ähnlich wie sein Zeitgenosse Richard Wagner, Dichter-Componist — die Texte seiner Opern („Der Haideschacht", „Der Erbe von Morley", „Die Hochländer") hat er, wie Wagner, selbst gedichtet; nur war er vorwiegend eine lyrische, und, nach dem Bilde, welches seine nachgelassenen Gedichte widerspiegeln, eine zarter gestimmte, feinfühlige, weniger kecke als leicht sich zurückziehende Natur. Demgemäß wäre das „Lied" seine Domäne gewesen und wir treffen die Sache vielleicht richtig, wenn wir den Zauber, welchen seine Opern, namentlich der „Haideschacht", ausübten, in dem frisch quellenden Strome der Liedmelodie, des „Gesanges", finden, daran sie so reich sind. Ebendamit ist freilich auch die Ursache bezeichnet, warum sie gegenüber den groß angelegten, scharf gemeißelten und schroff gezackten Musikdramen seines großen Zeitgenossen trotz allen Beifalles nicht so recht aufkommen und nicht ein so kräftiges Dasein behaupten konnten, als sie es nach dem Gehalte von Poesie und Musik im besten Sinne des Wortes verdient hätten. Das große Publikum war eben auf die großen tragischen Effekte und die schroffe Drastik der Wagner'schen Muse gerichtet — da entgingen ihm die feineren und zarteren Laute und Accente einer mehr dem milden Pathos des Schönen und Innigen huldigenden Muse. Uebrigens beanspruchen wir mit diesen Zeilen nicht von ferne, ein zutreffendes Bild des Musikers Holstein oder ein erschöpfendes Urtheil über sein Schaffen zu geben: wir haben nicht das Glück gehabt, ihm persönlich nahe zu treten und seine Opern in guter Ausführung mehrmals zu hören; dramatische Musik vom Clavier und von der Partitur aus zu beurtheilen, haben wir von jeher für ein bitteres Unrecht erklärt, das ehrliche Kritiker nie an einem Künstler verüben sollten. Was wir oben gesagt, was wir vielleicht im Verlaufe unserer Besprechung andeuten, will nichts weiter sein, als rein persönliche Aeußerung.

*) Franz von Holstein. Seine nachgelassenen Gedichte, herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Heinrich Bulthaupt. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Nur der Wunsch, das Gedächtniß eines edlen Künstlers aufzufrischen, giebt uns die Feder in die Hand, und wir folgen dabei ganz dem von Freundeshand gezeichneten Bilde.

Friedrich Franz von Holstein wurde am 16. Februar 1826 zu Braunschweig geboren. Er war der Sohn eines Officiers, welcher den russischen Feldzug mitgemacht hatte und kaum dem Tode des Ertrinkens bei dem Uebergang über die Beresina entronnen war. Der stramme Soldat sah wohl die künstlerischen Neigungen, welche der Knabe schon in früher Jugend an den Tag legte, er begünstigte und förderte sie nicht, trat ihnen aber auch nicht gerade energisch entgegen, ohne Zweifel, weil ihm das tiefere Verständniß dafür abging und er die musikalischen Bestrebungen des Sohnes mehr nur für Liebhaberei ansah, die er stillschweigend gewähren ließ, wiewohl das erste Clavier hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen in's Haus gekommen war. Nahrung fand Franz von Holstein's musikalisch-dichterische Begabung im Hause der Großeltern zu Wolfenbüttel. Dort lernte er die ihm so sympathische nordische Welt durch den Großvater kennen, der die Romane Walter Scott's Abends am Kamine vorlas; dort, angeregt durch alles Mögliche, „beging" er denn auch seine ersten Tragödien, und spielte, so gut es eben ohne ordentlichen Unterricht ging, Beethoven's Sonaten. Mit dem sechzehnten Lebensjahre trat der Jüngling in das braunschweigische Cadettenhaus ein. „Die militärische Zucht that dem zarten Körper wohl, aber sein allzuweiches Gemüth litt unter ihrem Zwange." „An manchem kalten Wintermorgen, wenn es früh 6 Uhr, unsere Aufstehzeit, noch finster war, stahl ich mich früh ohne Kopfbedeckung aus der Thüre meines Gefängnisses und lief etliche Male um die ehrwürdige alte Domkirche, welche dem Hause des Cadettencorps gegenüber lag, nur um mich einer kurzen, selbsterrungenen Freiheit zu freuen." Der Mann war freilich zum strammen Soldatendienst nicht geboren! Die Gewöhnung an Ordnung und die Nöthigung, sich selbst in Zucht zu nehmen, kam übrigens gewiß auch dem in ihm schlummernden Genius zu gut: Holstein ist in der Musik stets ein Mann der guten Form geblieben. Der Künstler in ihm fand Nahrung durch den bekannten R. W. Griepenkerl, welcher die Cadetten in die Literatur einführte, sowie durch die meteorartige Anwesenheit von Hector Berlioz — dessen Erscheinung den unerfahrenen Enthusiasten nahezu blendete. Während der Vorbereitungen zum Officiersexamen fertigte er eine Oper („Zwei Nächte in Venedig"), alles natürlich in dilettirender Weise. Nachdem das Examen glänzend bestanden war, fand die Musik auch bei dem gestrengen Vater officielle Duldung. Es kam das Jahr 1848 mit seinen unklar durch einander wogenden Strömungen und seiner alle Herzen mit sich fortreißenden nationalen Bewegung.

Digitized by Google

„Die kühn ihr habt ein freies Wort gesprochen,
Euch schlägt mein Herz mit voller Gluth entgegen;
Geht unbekümmert fort auf euren Wegen,
Ob Schergen über euch den Stab gebrochen!

Erst schüchtern wird's in mancher Brust sich regen,
Dann wird es laut in vieler Herzen pochen,
Und wenn entflohen Jahre, Monde, Wochen,
Dann keimt des freien Wortes reicher Segen.

Hofft nicht, daß Dank für euch hienieden wohne,
Die Wahrheit bricht sich langsam Bahn auf Erden.
Und den Apostel weist mit Trotzgebärden
Die Welt zurück und steinigt ihn zum Lohne.
Doch denkt daran — mag's euch zum Troste werden —
Auch der Erlöser trug die Dornenkrone!"

Der junge Officier, der solche Lieder sang, konnte sich von Stund' an nicht glücklich im Waffenrocke fühlen, als die Zeit kam, da der Soldat gegen den Bürger stand. Wohl singt er:

„Wir zählen nicht zu jener blut'gen Rotte,
Die toll und zügellos sich überrennt,
Und an der Freiheit keuschem Licht verbrennt
Wie an der Kerze Flammen eine Motte!"

aber eben so energisch fordert er:

Ein freies Wort gebt uns, ein Vaterland,
Daß wir nicht länger heimathlos uns wähnen;
Hört uns! — — — —

Wir wundern uns nicht, daß der kecke Dichter aus der Nähe der Düppeler Schanzen der treuen Mutter schreibt: „Es ist einmal so und wird so bleiben; ich fühle mich hier an einem Platze, an den ich nicht gehöre. Ich fühle das Bedürfniß, in meine wahre, mir vorgeschriebene Bahn zu kommen. Jetzt, wo die Möglichkeit wieder herrscht, daß das Militär in fatale Conflicte kommt, wo man sich wieder fragt, was ist deine Pflicht, deine Meinung — jetzt wünsche ich mehr denn je, mich ganz der Musik zu widmen" — — — aber die Zeit war noch nicht da, loszukommen, freilich auch die Fähigkeit nicht, „die Musik an den Nagel zu hängen". Der Zwiespalt zwischen der Neigung zur künstlerischen Einsamkeit und den Pflichten der Kameradschaftlichkeit (denn im „Dienste" ließ er es in keinem Pünktchen fehlen!) dauerte fort, bis er zum Adjutanten eines Landwehrbataillones ernannt und in dieser Eigenschaft nach dem Städtchen Seesen, dem Geburtsorte Ludwig Spohr's, versetzt wurde. Hier fühlte er sich unabhängig; er fand ihm sehr sympathische und anregende Umgangskreise und sein Beruf ließ ihm Zeit genug, um seinen künstlerischen Ideen nachzugehen und an mehreren größeren Entwürfen zu

Digitized by Google

arbeiten. Da sollte er zum Regimentsadjutanten ernannt werden; in dieser Stellung hätte er, wollte er dem Dienste treu bleiben, die Musik an den Nagel hängen müssen. Die Entscheidung war gekommen: der Vater willigte endlich ein, daß sein Sohn den Waffenrock ablege und sich der Kunst widme, unter der Bedingung, daß erst eine Autorität in der Musik über die Bedeutung und Leistungsfähigkeit des Talentes entscheide. So wandte sich Franz von Holstein nach Leipzig und legte die Oper „Die Gastfreunde" dem von allen Seiten als erste Autorität anerkannten Moriz Hauptmann vor. Nach sechs Wochen kam von diesem ein liebenswürdiges Schreiben, welches den Entschluß des jungen Officiers, den Degen mit dem Musenstabe zu vertauschen, rechtfertigte.

Wie ihm war, als die Entscheidung endlich getroffen und der Zwiespalt zwischen äußerm und innerm Berufe gelöst war, sagen die Worte des Motto's, welches er über die Reihe seiner Gedichte, denen er den Titel „Neues Leben" gab, setzte:

> Aus schwerer Krankheit, bang durchträumter Nacht
> Bin ich gesund und morgenfrisch erwacht.
> Ich glaubte, ich hätte mich selbst verloren,
> Da hatt' ich mich selber neu geboren.
> Mit frischem Sinn der eignen Kraft vertrauend,
> Mit klarem Blick in's weite Leben schauend,
> Flog ich mit muth'gem Flügelschlag
> Dem Glücke nach!

Das Glück kam denn auch in Gestalt eines lieben, holden Mädchens, Hedwig Salomon, die ihm nicht blos Heimath und Herd traulich gestaltete, sondern auch seinem Schaffen das innigste Verständniß entgegenbrachte. Die künstlerischen Früchte wollten freilich so schnell nicht reifen, die künstlerischen Lorbeeren ließen lange auf sich warten. Im Jahre 1853 war Holstein nach Leipzig gezogen, um den Dilettanten zum Künstler zu schleifen; denn Leipzig war seit Mendelssohn's gesegnetem Wirken der Mittelpunct des Musiklebens und die hohe Schule der Tonkunst. Aber es war, gerade in Folge der herrschenden Stellung, welche Mendelssohn's Genius und Richtung auch nach dessen Hingang behauptete, für Holstein nicht gerade der günstigste Platz zur Ausbildung. Nach Cassel zu dem Dramatiker Spohr hatte ihn Hauptmann gewiesen. Wenn Holstein blieb und bei Hauptmann in die Schule ging, so hat sich vielleicht dadurch der Augenblick hinausgezogen, da sein eigener Genius zur Geltung kam: aber segensreich ist ihm die strenge, vor allem auf Maß und Schönheit dringende Schule jedenfalls geworden. Freilich auf dem Gebiete der absoluten Musik gelang es ihm nicht, besonderes Aufsehen zu erregen; es mochten wohl Zweifel an der Kraft und Energie seines Talentes manchmal über ihn kommen, bis endlich der Tag kam, der aller Welt klar

Digitized by Google

machte, daß auch mit ihm ein eigenartiges Gestirn am Himmel der Kunst aufgegangen sei.

Strahlende Helle ging über sein Leben mit dem reinen Liebesglücke; am 4. September 1855 führte er die Geliebte heim: in Italien feierte er den Liebesfrühling. Von seiner Liebe, wie von seinem feinen, offenen Sinne für alles Schöne zeugen die Gedichte unter der Aufschrift „Neues Leben". Erst das Jahr 1868 brachte dem Künstler die volle Anerkennung. In diesem Jahre kam seine schon 1866 vollendete Oper „Der Haideschacht" in Dresden zum erstenmale zur Darstellung und errang einen durchschlagenden Erfolg. Holstein, getragen von der freudigen Anerkennung derjenigen, welche er hochhielt und auf deren Wort er baute, entfaltete eine frische Schaffenskraft. 1871 vollendete er die Oper „Der Erbe von Morley"; 1875 nahm er „Die Hochländer" in Angriff, in welchen er, der nach seinem eignen Bekenntnisse mehr, ja ausschließlich zum „innig-genrehaften", weniger zum hoch-tragischen neigte, nach dem Urtheile mehrerer seiner Freunde sich zu sehr dem Einflusse der Wagner'schen Muse hingab. Das Gefühl, in seinem tiefsten Wollen auch von Nahestehenden doch nicht ganz verstanden zu sein, verschärfte sich in Folge körperlichen Leidens, das heimlich an seiner Kraft und Gesundheit nagte. Als er 1877 im September das liebliche Oberstdorf, seit Jahren sein Sommerasyl und Tusculum, verließ, bewegten trübe Ahnungen seine Seele. Noch beschäftigte er sich mit künstlerischen Entwürfen; wider den Rath der Aerzte machte er eine künstlerische Reise nach Hamburg zur Aufführung der „Hochländer". Es war seine letzte. Die Krankheit fesselte ihn bald ganz an's Haus. Geschieden von der Außenwelt „fand er sich selbst" im Schaffen wie im Leben:

„In's Inn're wieder wend' ich meinen Blick
Zum Ewigen erweiternd mein Geschick,
Und durch den Schleier, den das Leid gewoben,
Heb' ich das Auge andachtsvoll nach oben!"

Ergreifend sind die schlichten Zeugnisse der „Einkehr" und „Die Lieder des Sterbenden", wenn er muthig ruft:

„Und mag das Wetter den Mast mir zerschellen,
Mag er auch bersten, der schwankende Kiel;
Nimmer doch brecht ihr den Muth mir, ihr Wellen,
Und wer beharret, der ringt sich an's Ziel.

Jenseits der tanzenden, schimmernden Wogen
Winkt ein glückseliges, sonniges Land,
Ruh' findet dort, wem die Hoffnung gelogen,
Frieden, wer friedlos die Heimath nicht fand."

oder wenn es ihn unter der sanften Hand der treuen Pflegerin übermannt:

Digitized by Google

„So lang ich Dich noch hab',
Was kann mir fehlen?
Mag Krankheit mich mit tausend Schmerzen quälen,
Nie soll sich mir das süße Glück verhehlen,
Daß ich, Geliebte, Dich noch hab!"

oder wenn er in stiller Leidensnacht entsagt:

Und ist es ein Traum gewesen
In meinen Leiden so schwer,
Und soll ich doch nicht genesen,
Beklag' ich es nicht mehr.

Es fällt die Lust der Erde
Schon ab von mir wie Tand,
Ich harre des neuen „Werde"
Im ewigen Heimathland.

Beim Gang durch die dunkle Pforte
Sei, Heiland, mein Geleit,
Der mit erlösendem Worte
Auch mich vom Tod befreit,

Befreit vom Staube der Sünden,
Der allem Ird'schen anklebt,
Die Seele, die aus den Gründen
Gereinigt zur Höhe entschwebt.

Am 21. Mai 1878 ging er zur Ruhe ein. Noch einmal, wir zeichneten nicht den Künstler und Musiker — wir wollten nur in wenigen Zügen das Bild des Mannes uns vergegenwärtigen, wie es Freundeshand entworfen hat. Wir danken dem Verfasser obigen Büchleins, daß er uns mit einer edlen, warmblütigen, lauteren und feingestimmten Natur bekannt gemacht hat! Mit neuem Interesse und tieferem Verständniß werden wir den Klängen und Melodien nun lauschen, nachdem wir in den Schacht geblickt haben, darin der frische Quell entsprungen ist! H. A. Köstlin.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die vergangene Woche ist reich an bemerkenswerthen Vorgängen in der auswärtigen Politik gewesen. In England ist das Parlament aufgelöst worden, überraschend, plötzlich, wie dies die Art des gegenwärtigen Premiers ist, der eben jetzt den Zeitpunkt als günstig erkannte, seiner imperialistischen Politik ein ausdrückliches Vertrauensvotum des britischen Volkes zu gewinnen. Daß die neue Aera des Machtaufschwunges und der kriegerischen Annexionen dem britischen Volke schmeichelt, bei aller Unbe-

haglichkeit der Verwickelungen, die endlos eine aus der andern entspringen, haben die letzten Jahre unzweideutig dargethan. Der Erfolg hat sich, trotz mancher Unglücksfälle und schwerer Opfer, an die Politik Beaconsfield's geheftet, mit Stolz kann der leitende Staatsmann auf sein Vorbild, auf die Staatskunst der alten Römer hinweisen, in Asien und in Afrika ist die britische Macht im Vordringen, und obgleich die kriegerischen Lorbeeren spärlich geblieben sind, das Glück im Gewinnen und Erwerben ist nicht in Abrede zu stellen. Wenn freilich Lord Beaconsfield dazu auch den Ruhm in Anspruch nehmen will, daß der Einfluß, ja das Uebergewicht Englands im Rathe Europas der Sache des Friedens in unserm Welttheile zu Statten komme, so hat man die Verdienste Englands in dieser Richtung erst noch von der Zukunft zu erwarten. Seine Staatsmänner haben die Anstrengungen der deutschen Politik, ein Friedensbollwerk in der Mitte Europas aufzurichten, willkommen geheißen, aus begreiflichen Gründen, weil ihnen damit eine Last abgenommen, weil ihnen damit gleichsam der Rücken gedeckt wird für ihre Unternehmungen in Asien, aber daß die britische Politik irgend etwas gethan hätte, die Gefahren abzuwenden, welche dem Frieden aus einer Handreichung Frankreichs und Rußlands drohen, davon ist noch nicht das Mindeste bekannt geworden.

Die Möglichkeit, die Nähe, die Wahrscheinlichkeit eben dieses west-östlichen Bündnisses beherrscht andauernd die politische Lage und wird sie für die nächsten Jahre beherrschen. Unsere Staatsleitung hat, wie immer, die Taktik befolgt, kein Hehl aus dem Ernste dieser Lage zu machen, deutlich und offen hat sie vor Jedermann erklärt, was sie zwinge, ihre Vertheidigungsmittel zu verstärken, niemals ist das Verhältniß der Staaten weniger ein Geheimniß gewesen als heute. Diese deutsche, oder vielmehr Bismarck'sche Art von Diplomatie, nämlich jedes Ding bei seinem Namen zu nennen, hat bisher den besten Erfolg gehabt. Auch der Ausgang, den der Fall Mayer-Hartmann in Paris genommen hat, verstärkt den Eindruck, daß eine Störung des Friedens für die nächste Zeit nicht zu erwarten ist. Man darf darin einen Beweis erkennen, daß die Stunde, wo beide Staaten auf einander zu zählen haben, noch nicht als nahe bevorstehend angesehen wird. Die französische Regierung hat allerdings ihre Geneigtheit verrathen, dem künftigen Alliirten nach Möglichkeit entgegenzukommen, allein sie traf im eigenen Lande auf eine Empfindlichkeit und Entschiedenheit der öffentlichen Meinung, welche ihr keine Wahl ließ. Es war ihr schlechthin unmöglich, den Wunsch der russischen Regierung zu erfüllen, und dies hat eine Verstimmung und Spannung zwischen beiden Mächten herbeiführen müssen, die freilich nur so lange dauern kann, bis stärkere Interessen diesen Zwischenfall wieder vergessen machen.

Hat die Regierung des Präsidenten Grévy durch die Freilassung des

russischen Nihilisten einem Gebote der Selbsterhaltung gehorcht, so sah sie sich gleich darauf durch die Entscheidung des Senates in der Jesuitenfrage in eine neue und, wie es scheint, ernsthaftere Verlegenheit versetzt. Offenbar hat man nicht recht an die Möglichkeit glauben wollen, daß der Senat seine eigene Meinung derjenigen des Ministers und der Kammer entgegenzusetzen wage, sonst hätte der Eindruck des Votums vom 9. März nicht so stark und verblüffend sein können. Mit Drohungen gegen den Senat wird natürlich nichts auszurichten sein; der Verfassung irgend wie Gewalt anzuthun, werden die gegenwärtigen Machthaber sich hüten, die so oft sich rühmten, jetzt die definitive Ordnung der Dinge in Frankreich begründet zu haben. Doch was die Hauptsache ist, auch wenn ein Conflict zwischen den constitutionellen Gewalten vermieden wird, ist für die Unterrichtsfrage im Sinne der Regierung noch immer nicht viel gewonnen. Gesetzt auch, der Senat ließe sich noch zu einer Sinnesänderung bewegen, so wird man doch zweifeln dürfen, ob die Votirung des Artikels 7 wirklich und unwiderruflich den nichtautorisirten Ordensgesellschaften die Pforten der Schulstuben schließen würde. Das Merkwürdigste, was die Debatte über das Ferry'sche Unterrichtsgesetz zu Tage brachte, ist doch dies, daß es an zahlreichen und strengen Gesetzen wider die Einmischung der Ordensgeistlichen in die Schulen, und wider die Jesuiten insbesondere in Frankreich keineswegs fehlt, daß aber alle diese Gesetze und Decrete wirkungslos gewesen sind und die gegenwärtige Blüthe des klerikalen Unterrichtswesens nicht verhindert haben. Wer bürgt dafür, daß die Votirung des Artikels 7 auf die Dauer daran etwas ändern würde? Wer kann vollends glauben, daß als Repressalie wider das Senatsvotum jene bestehenden Gesetze, wie jetzt gedroht wird, wirklich mit voller Strenge ausgeführt würden? Vielmehr hat sich gezeigt, daß der Ultramontanismus in der heutigen französischen Gesellschaft, und bis in die politischen Kreise hinauf, eine Macht ist, mit der die Republik zu rechnen hat. Man darf wohl daran erinnern, daß in diesen Schwierigkeiten, auf welche die Gesetzgebung der Republik stößt, sich zugleich ein bezeichnender Act der Nemesis vollzieht. Als nämlich das Deutsche Reich mit denselben leidigen Aufgaben beschäftigt war, als es galt, den Unterricht gegen die vaticanische Ordensgeistlichkeit zu sichern und insbesondere die Gesellschaft Jesu zu beseitigen, war die freisinnige Presse in Frankreich einmüthig darin, uns mit vornehm überlegener Weisheit unsern Irrthum vorzuhalten. Diese Weisheit glich auf ein Haar derjenigen, die jetzt Jules Simon im Namen der Doctrinäre des linken Centrums im französischen Senate vortrug. Die Demokratie aller Länder, natürlich auch die in Deutschland selbst, fand es unerhört, daß man wider die schädlichen klerikalen Einflüsse ein anderes Mittel anwende, als die „Freiheit"; im Namen der Freiheit nahm sie die Jesuiten in Schutz; grausam, tyrannisch nannte

Digitized by Google

man die deutschen Gesetze, grausam gegen die Ordensleute, die man des Landes verwies, grausam gegen die Familienväter, die man der „Freiheit" beraube, ihre Kinder bei Lehrern ihrer Wahl unterrichten zu lassen. Nun, von dieser Art von Freiheit sind die französischen Republikaner, seitdem sie am Ruder sind, gründlich zurückgekommen. Sie haben sich der Auffassung bequemt, die sie zuvor über die Achsel ansahen, daß unter einem klerikal erzogenen Volke die Freiheit des Unterrichtes nur zur widerstandlosen Ausbreitung des klerikalen Einflusses dienen kann. Jetzt sehen sie, daß der Staat nur in gerechter Nothwehr handelt, wenn er das Unterrichtswesen für sich reclamirt. Aber sie sind allem Anscheine nach damit auf einen Feind gestoßen, der nicht in kurzem Sturmlaufe aus seinen Positionen verdrängt werden kann. Der weibliche Unterricht ist in Frankreich bekanntlich so gut wie ausschließlich in den Händen der geistlichen Orden, damit allein besitzen diese eine ungeheure Macht; die freien Schulen, welche bis zu den Universitäten hinauf — zumal seit dem Gesetze über die Unterrichtsfreiheit vom Juli 1875 — gegründet wurden, sind so ausgestattet, daß sie überall den Vergleich mit den Staatsschulen aushalten, an ihre Existenz knüpfen sich eine Menge von Interessen, die in ihrer Vereinigung eines gewaltigen Widerstandes fähig sein werden. Und doch handelt es sich hier für die Republik in der That um eine Lebensfrage. Die herrschende Partei hat eine ganz richtige Empfindung: die Republik steht auf überaus gebrechlichen Füßen, so lange die heranwachsende Jugend ihre Erziehung, ihre Ideale und ihre Lebensgrundsätze aus den Agenturen des Vaticans empfängt. g.

Aus München. Ministerwechsel. — Plötzlich und unerwartet haben wir hier einen Wechsel an der Spitze unseres Ministeriums gehabt. Der Vorsitzende des Ministerrathes, Minister des Auswärtigen wie des königlichen Hauses, Herr von Pfretzschner, ist auf seinen Wunsch seiner amtlichen Thätigkeit enthoben worden; am 4. dieses Monates hatte er seine sehr kurz verlaufende Abschiedsaudienz bei dem Könige. Der offiziell angegebene Grund einer bedrohten Gesundheit ist wahrscheinlich auch der allein richtige. Immerhin können die Begebenheiten der letzten Jahre die Amtsmüdigkeit des scheidenden Ministers noch etwas verstärkt, resp. seinen Entschluß beschleunigt haben. Die beständigen Nörgeleien wegen der außerhalb des deutschen Reiches unterhaltenen baierischen Gesandtschaften, wie wegen des Reichseisenbahnprojectes können einem zwischen dem König und der Kammer in der Mitte eingeklemmten, auch dem Reiche gegenüber ohne formelle Verpflichtung, doch thatsächlich keineswegs der Verantwortung gänzlich entbehrenden Minister das Leben wohl einigermaßen sauer machen und ihm den Entschluß zum Rücktritte erleichtern. Herr von Pfretzschner steht übrigens im sechzigsten Lebens-

Digitized by Google

jahre und ist notorisch leidend und abgespannt. In Würzburg geboren, aber von oberfränkischer Herkunft, wurde Herr von Pfretzschner zuerst am 26. December 1864 Mitglied des Ministeriums und zwar für das Handelsressort; es war zu der Zeit, als die Gefahr in der deutschen Frage zu dem zweiten Ministerium des Freiherrn von der Pfordten trotz der gegen die inneren Regierungsmaximen desselben gehegten Bedenken führte. 1866 vertauschte Herr von Pfretzschner das Handelsportefeuille mit demjenigen der Finanzen, am 24. September 1872 das letztere mit der jetzt von ihm aufgegebenen Stellung als Nachfolger des am 2. Juni desselben Jahres verstorbenen Grafen Hegnenberg-Dux. Das lange Interregnum war durch die Episode mit dem an den Freiherrn von Gasser, damals Gesandter in Stuttgart, jetzt in Dresden, ertheilten und von diesem nach vergeblichen etwas tragikomischen Versuchen zurückgegebenen Mandates wegen Bildung eines Ministeriums auf rein partikularistischer Grundlage veranlaßt worden. Herr von Pfretzschner entsprach politisch sehr genau der Richtung seines königlichen Herrn; im Innern gemäßigt liberal, gegenüber dem Reiche strenge verfassungs- und vertragstreu bei sorgfältiger Wahrung der baierischen Sonderstellung. In dieser Richtung hat er die verschiedenen Anträge zu der Gesandtschaftsfrage, wie am 25. Februar 1876 die Interpellation Freytag über die Stellung Baierns zu dem dasselbe wegen seines Reservatrechtes direct übrigens gar nicht berührenden Reichseisenbahnprojecte beantwortet. Außer jetzt durch die Erhebung in den dem unverheiratheten Minister allerdings nur persönlich zu Gute kommenden Freiherrnstand hat ihn der König schon früher durch die Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des baierischen Reichsrathes, einer etwas wunderbaren Abart von Pairskammer, ausgezeichnet. Auch in Berlin war der gewandte und verbindliche Mann, dem seine vollendete weltmännische Erscheinung hier den heiter anerkennenden Beinamen „der Minister des angenehmen Aeußern" eingetragen hatte, in seiner Wirksamkeit als baierisches Bundesrathsmitglied sehr beliebt und angesehen. Fürst Bismarck suchte ihn vor seiner Erhebung an die Spitze der baierischen Geschäfte einmal als baierischen Gesandten ständig in die Reichshauptstadt zu bekommen. Es war das nicht zur Zeit des jetzigen durchaus reichsnational agirenden Gesandten Herrn von Rudhardt, sondern zu Zeiten von dessen sehr stark partikularistischem Vorgänger Freiherrn Pergler von Perglas. Die etwas stark gefärbte vorerwähnte Aeußerung des 25. Februar 1876 zur Reichseisenbahnfrage brachte übrigens zeitweise doch eine kleine Verstimmung hervor. Der Reichskanzler soll etwas überrascht davon gewesen sein, einen von dem Reichseisenbahnprojecte gar nicht berührten Staat so energisch gegen dasselbe Front machen zu sehen.

Was die Nachfolge des Herrn von Pfretzschner betrifft, so hat der König

dieselbe getheilt. Vorsitzender im Ministerrath wird unter Beibehaltung seines Portefeuilles der bisherige Cultusminister Dr. Johann von Lutz. Der talentvolle Volksschullehrerssohn aus dem unterfränkischen Städtchen Männerstadt ist also im Alter von 53 Jahren an die Spitze der Geschäfte des Königreiches Baiern getreten. Seine Laufbahn ist eine eigenthümliche gewesen. 1857 war er Bezirksrichter in Nürnberg. Damals wurde er der dort tagenden deutschen Bundescommission zur Ausarbeitung eines einheitlichen Handelsgesetzbuches als Protokollführer beigegeben; mit dieser Commission wanderte er auch später nach Hamburg. Am 1. Januar 1863 wurde er Cabinetsrath des Königs Maximilian II. wie später seines Sohnes, am 1. October 1867 Justizminister, in der Krisis nach dem klerikalen Kammerwahlsieg von 1869 zugleich Cultusminister, bei der durch den Grafen Hegnenberg 1871 vorgenommenen Neubildung des baierischen Ministeriums behielt er das letztgenannte Portefeuille. Seine bedeutende Wirksamkeit bei Abschluß der Versailler Verträge ist bekannt; obgleich neben dem Grafen Bray und dem Kriegsminister Freiherrn von Pranckh nur der Dritte im Bunde, war er doch die Seele jener baierischen Ministerdeputation bei Aufrichtung der deutschen Reichsverfassung. Er soll sich damals bereits mit der Hoffnung auf die Nachfolgerschaft des Grafen Bray an der Spitze des Ministeriums getragen haben; Graf Hegnenberg und Herr von Pfretzschner enthielten ihm nahezu neun Jahre lang diesen Platz noch vor. Seine verschiedenen kirchenpolitischen Kammerauseinandersetzungen von 1871 u. s. w. sind noch in frischer Erinnerung. Er hat in Baiern den von den entschiedenen Klerikalen außerordentlich gefürchteten und gehaßten „schleichenden" Culturkampf geführt und ist wenigstens in Besetzung der verschiedenen durch Todesfall erledigten baierischen Bisthümer Rom gegenüber sehr erfolgreich gewesen. Die Friedfertigkeit, ja zum Theil so etwas wie ein blasser Staatskatholicismus hat zur Zeit in dem wieder completirten achtköpfigen baierischen Episcopat entschieden die Mehrheit. Ministerpräsident ist er nicht, so wenig wie es Herr von Pfretzschner gewesen, sondern nur Vorsitzender des Ministerrathes. Einen Premier hat Baiern seit dem Tode des Grafen Hegnenberg überhaupt nicht mehr gehabt. Die Verschiebung der Ministerialspitze vom Auswärtigen Amte in dasjenige des Cultus trägt übrigens unbeschadet der Anciennitätsansprüche des Herrn von Lutz vielleicht so etwas wie das Geständniß der Einsicht, daß in Baiern das Auswärtige Amt nicht mehr die politische Hauptsache ist.

Der neue Träger desselben, Freiherr Krafft von Crailsheim, ist ein verhältnißmäßig noch sehr junger Mann, geboren am 15. März 1841, aus einer protestantischen Adelsfamilie Frankens. Er war zuerst im Handelsministerium, nach dessen durch den Grafen Hegnenberg vorgenommenen Verschmelzung mit dem Auswärtigen Amte in dem letzteren als Legationsrath thätig und hat

namentlich die pfälzischen Eisenbahnverhältnisse sowie die Rheinschifffahrtsverträge zu bearbeiten gehabt. Vielleicht hängt seine Ernennung mit der durch den Durchbruch des Gotthardtunnels und den Sieg der preußischen Staatsbahnidee wieder gesteigerten Temperatur der Reichseisenbahnfrage zusammen. Der begabte, unterrichtete und weltmännisch gewinnende Mann ist, beiläufig bemerkt, seit dem gerade vor fünf Jahren erfolgten Rücktritte des Kriegsministers Freiherrn von Pranckh wieder der erste geborene Adelige unseres Ministeriums.

Aus Baden. Vom Landtage. — Die Ansicht, daß in Folge der Eingliederung in das Reich, und nachdem speciell Baden einen bedeutenden Theil seiner Hoheitsrechte an das Reich bezw. an Preußen abgegeben hat, die Sessionen unserer Particularlandtage aus Mangel an Stoff von kürzester Dauer sein würden, wird durch die bisherige Erfahrung nicht bestätigt, namentlich nicht durch die Erfahrungen, die man mit dem gegenwärtigen und mit dem vorigen Landtage gemacht hat und macht. Das vorige Mal freilich war die ermüdende Länge der Session erklärlich durch die hohe und schwierige Aufgabe, welche mit Einführung der Justizgesetze der Particulargesetzgebung gestellt war. Für die Dauer des jetzt noch versammelten Landtages kann ein ähnliches Moment nicht geltend gemacht werden. Wir wollen die minutiöse Budgetberathung, zuerst in der Commission und dann im Plenum der Kammer nicht allzu scharf kritisiren. Denn wenn dieselbe wirklich, wie verlautet, zur Folge hat, daß die von der Regierung vorgeschlagene Erhöhung directer Steuern vermieden und das Gleichgewicht im Staatshaushalte durch einige Erhöhung indirecter Steuerbezüge (Wein- und Bieraccise um je fünfzig Procent) hergestellt wird, so ist dieses Resultat vollauf anerkennend zu würdigen. Aber Viele sind der Ansicht, daß solches Ergebniß sich hätte gewinnen lassen, auch ohne daß Alles und Jedes, was zuvor in der Commission schon gründlichst erörtert und erwogen war, in derselben Breite noch einmal vor dem Plenum behandelt wurde. Die endlose Reihe sodann von Anfragen, Wünschen, Beschwerden und dergleichen, welche sich an die einzelnen Budgetpositionen anzuhängen pflegen, hätten doch wohl etwas kürzer gehalten, oder, zum Theil, unbeschadet des Staatswohles, unausgesprochen bleiben können. Stundenlange Erörterungen über die Robe der Richter und Anwälte und über ähnliche hochwichtige Themata waren entbehrlich. Vor allem aber — last non least — möchte es angezeigt sein, daß die juristischen Abgeordneten das Steckenpferd ihrer speciellen Fach- und Schulfragen, ihrer Verwaltungs- oder criminalrichterlichen Sonderanschauung und dergleichen fürderhin nicht mehr so unermüdlich Parade reiten, wie sie diesesmal gethan. Peinlich wird es empfunden, daß die sechs oder sieben zugleich mit Reichstagsmandaten be-

trauten Abgeordneten unserer Kammern durch die lange Dauer des Landtages sich mit ein oder zwei Ausnahmen bis dahin verhindert sahen, an der Berathung der den Reichstag beschäftigenden wichtigen Vorlagen Theil zu nehmen. Schon die Achtung vor dem Reiche und seiner Würde erfordert gebieterisch, daß mit Ernst darnach gestrebt werde, solche Unzukömmlichkeiten künftig absolut zu vermeiden.

Die Examensfrage der Theologen ist erledigt. Der zweite Entwurf eines Gesetzes, betreffend die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen, wurde in der von uns in Nr. 8 d. Bl. mitgetheilten Fassung mit folgendem Zusatze angenommen: „Das Nähere wird durch Regierungsverordnung bestimmt. In gleicher Weise wird festgestellt, in wie weit und unter welchen Voraussetzungen auswärtigen Geistlichen die öffentliche Ausübung kirchlicher Functionen aushilfsweise und vorübergehend gestattet ist." Die Annahme erfolgte in der zweiten Kammer einstimmig, in der ersten Kammer mit allen gegen eine (liberale) Stimme. Das Gesetz hat unterm 5. d. M. die Sanction des Großherzogs erhalten und ist im Gesetzblatt publicirt worden. Damit wäre die leidige Examensfrage für Baden erledigt. Während die preußische Maigesetzgebung, um die allgemein wissenschaftliche Bildung der Candidaten des geistlichen Standes zu constatiren, dem Candidaten nach zurückgelegtem theologischen Studium eine öffentliche Prüfung, „insbesondere auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte und der deutschen Literatur" auferlegt, begnügt man sich jetzt in Baden mit dem Nachweise über Maturitätsprüfung, dreijährigem Universitätsbesuch und Hören von vier Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Facultät. Die liberale Partei in Baden ist sich dessen bewußt, daß die jetzt bei uns erfolgte Regelung der Examensfrage wohl nicht ganz ohne Einwirkung auf die preußischen Verhältnisse bleiben wird. Möglich, daß die Position der preußischen Staatsregierung sich in Folge dieser Regelung schwieriger gestaltet. Es läßt sich nun ja gewiß an und für sich viel für die Beibehaltung eines besondern staatlichen Examens in den allgemein wissenschaftlichen Fächern sagen. Das theologische Studium, insbesondere das katholisch-theologische, führt nicht in gleicher Weise zwingend zur Beschäftigung mit dem geistigen Leben und Streben der neueren Zeit, wie die übrigen Facultätsstudien dies thun. Da hat es vollen Sinn und hohe Bedeutung, wenn der Staat um des großen Einflusses willen, den die Geistlichen auf das Leben des Volkes üben, und den er, der Staat, durch seine Einrichtungen und Gesetze schützt und fördert, verlangt, daß dem angehenden Geistlichen jenes Leben und Streben nicht fremd bleibe und daß ihm, dem Staate, Gelegenheit geboten sei, zu erkunden, ob diesem Verlangen entsprochen sei. Hierüber kann eine Divergenz nicht bestehen. Ob aber zum Zwecke der Erkundung der allgemein wissenschaftlichen Bildung der Theologen die

Einrichtung eines besondern staatlichen Examens nöthig ist, oder ob der Staat sich bezüglich der bezeichneten Forderung durch auf andere Weise geleisteten Nachweis für befriedigt erklären kann, das muß je nach den factisch gegebenen besonderen staatlich-kirchlichen Verhältnissen der einzelnen Staaten verschieden beurtheilt werden. Als unberechtigt, als ein Eingriff in die Rechte der Kirche kann ein besonderes Examen an sich niemals erscheinen. Und wo die specielle geschichtliche Entwickelung eines staatlich-kirchlichen Gemeinwesens darauf hinweist, da mag man das Examen haben und halten. Die Verhältnisse in Baden weisen gebieterisch auf den jetzt gewählten, schon mit dem Grundgesetze vom 9. October 1860 intendirten Modus. Dieser konnte, lediglich der Renitenz der Curie wegen, früher nicht gewählt werden. Nachdem die Kampfesmittel der Verordnung von 1867 und des Gesetzes vom 19. Februar 1874 den Widerstand der Curie gebrochen hatten, lag kein Grund vor, sie ferner beizubehalten. Ein Rückschluß bezüglich dieses Punktes von Baden auf Preußen dürfte von vornherein keineswegs als innerlich berechtigt erscheinen.

Die Temperatur der ersten Kammer gegenüber dem zweiten Gesetzentwurfe war eine wesentlich kühlere, als die der zweiten Kammer. Der erste Gesetzentwurf und das mit diesem documentirte Bestreben der Regierung wurden dort viel günstiger und anerkennender beurtheilt, als es hier geschah. Speciell hat man sich sehr erwärmt für den staatlichen Commissar. In diesem Commissar, welcher, der theologischen Fachprüfung als stummer Zuhörer anwohnend, „nicht das Theologische zu beurtheilen hat, sondern den aus dem Theologischen nicht nothwendig hervorgehenden Beweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung, und der nicht einmal eine Frage erörtern und stellen kann", wollte man ein wichtiges Kronrecht verkörpert finden! Schon die bloße Anwesenheit eines solchen Commissars sei eine Controle dafür, daß das Examen in wirklich wissenschaftlichem Sinne abgehalten werde ꝛc. Selbst der Berichterstatter der ersten Kammer, Bluntschli, zeigte sich von solchen Anschauungen inficirt. Nichts war in dieser Hinsicht unzutreffender als der Hinweis auf die gänzlich anders gearteten württembergischen Verhältnisse. Mit dem Commissar wäre der Keim für künftige Conflicte zwischen Staat und Kirche unvermeidlich gegeben gewesen. Und wie würde der staatliche Commissar bei der theologischen Fachprüfung zu Paragraph 7 des Gesetzes vom 9. October 1860 stimmen, wonach die Kirchen ihre Angelegenheiten „frei und selbständig" verwalten? Der Grundton, welcher durch die Verhandlung der ersten Kammer hindurchklang, war — in großem Gegensatze zu der zweiten Kammer — der Ausdruck eines Dankvotums an die Regierung für ihre Behandlung der Examensfrage und sodann der Ausdruck des Bedauerns, daß nicht die erste Gesetzesvorlage acceptirt werden könne.

Digitized by Google

Die Verhandlung der zweiten Kammer über das Examensgesetz ließ den scharfen Gegensatz zwischen der liberalen Mehrheit und dem in erster Linie die Vorlage vertretenden Ressortminister, Ministerialpräsidenten Stößer, in vollster Weise hervortreten. Als im September 1876 nach dem Rücktritte Jolly's der damalige Präsident des Handelsministeriums, Turban, an die Spitze der Staatsleitung berufen und mit der Aufgabe betraut wurde, „auf Grundlage der bisher maßgebend gewesenen Richtung der Regierung, sowohl in Betreff der innern Politik, als auch in Bezug auf die nationalen Entwickelungsaufgaben ein freisinniges Ministerium neu zu bilden" (Handschreiben des Großherzogs), da zeugte es nicht von großem staatsmännischen Geschicke des neuen Ministerpräsidenten, daß er das wichtige Portefeuille des Innern einem Manne übertrug, welcher als Abgeordneter zur zweiten Kammer ganz kurz vorher — aus Gründen der Nichtübereinstimmung mit der Mehrheit hinsichtlich der Frage der Umwandelung der confessionellen Volksschulen in confessionell gemischte, und weil er sich dem bezüglichen Fractionsbeschlusse nicht unterwerfen wollte — aus der die große Mehrheit der zweiten Kammer repräsentirenden nationalliberalen Fraction ausgeschieden war. Die in Folge dessen von vornherein gegebene Spannung zwischen Herrn Stößer und der Kammermehrheit ließ es sofort als unwahrscheinlich erscheinen, daß sich jemals ein Verhältniß gegenseitigen aufrichtigen und vertrauensvollen Zusammengehens und Zusammenwirkens ergeben werde. In der That war denn aber auch die ganze nun $3^1/_2$ jährige Wirksamkeit des Ministerialpräsidenten in keiner Weise dazu angethan, ein solches Verhältniß herbeizuführen. Von dem geräuschvollen, wort- und redereichen Auftreten der Herbstwochen des Jahres 1876 an bis herauf zu den jüngsten Verhandlungen mit der Curie und den dieselben begleitenden Umständen zeigte sich Herr Stößer als ein Mann ohne feste liberale Grundsätze. Er wollte zwar liberal sein, nicht das System sollte unter ihm sich ändern, nur die „Methode", aber gegebenen Falles — wir erinnern nur an den Fall des „Staatspfarrers" Glattfelder — war diese Methode eine solche, die das System rettungslos preisgab. Hie und da einmal wurde ein scharfer Anlauf genommen, so z. B. bei der Adreßdebatte des gegenwärtigen Landtages. Aber solchem Anlaufe in Reden folgte fast regelmäßig ein scharfer Rückschlag in Thaten. So war es insbesondere mit dem berührten Auftreten in der Adreßdebatte und der mit demselben in schneidenstem Widerspruche stehenden Haltung bei der Behandlung der Frage des Examensgesetzes. Den Widerspruch der Kammermehrheit gegen den ersten Entwurf hätte der Ministerialpräsident für sich ausnutzen, gestützt auf den Widerspruch der Kammer den vordem ausgesprochenen „Wunsch" der vorherigen Unterwerfung der Kirche unter das bestehende Gesetz als absolute Forderung erheben sollen. Statt dessen erfolgte in der „Karlsruher Zeitung"

Digitized by Google

eine geharnischte Kriegserklärung gegen die Kammer, kleinliches Maßregeln und Bevormunden der von der Regierung abhängigen Presse. Der Mangel eines festen liberalen Princips, das Bestreben, geschichtlich gegebene Gegensätze, die sich kämpfend ausgleichen müssen, abzuschwächen, zu verwischen; das Liebäugeln nach rechts und nach links, nach oben und nach unten — das ist's, was auf der abschüssigen Bahn mit raschen Schritten weiter und weiter geführt hat, zuletzt zu dem Beschlusse der zweiten Kammer, womit am 10. März dem Ministerialpräsidenten Stößer ein unverhohlenes Mißtrauensvotum ausgesprochen wurde. Zur Debatte stand das Cultusbudget, speciell die Dotation des erzbischöflichen Stuhles. In Uebereinstimmung mit der Regierung ging der Antrag der Commission, wie seit dem Jahre 1874 regelmäßig, dahin, diese Dotation mit jährlich 32,618 Mark 81 Pfennig nicht zu bewilligen, die Regierung aber zu ermächtigen, wenn im Laufe der Budgetperiode eine vorschriftsgemäße Besetzung des erzbischöflichen Stuhles erfolgen sollte, vom Tage des Amtsantrittes des neu gewählten Erzbischofes an diesem die dotationsmäßigen Bezüge auszubezahlen. Hierzu gelangte folgender Antrag von Kiefer und Genossen: „Die zweite Kammer, im Hinblick auf die bei der Behandlung des Gesetzentwurfes über die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen gemachten Wahrnehmungen, erklärt als ihre Erwartung zu Protokoll, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles vom großherzoglichen Staatsministerium (also nicht vom Ministerium des Innern, in dessen Ressort diese Sache gehört) geführt werden," nach vierstündiger Verhandlung und bei namentlicher Abstimmung mit 28 gegen 19 Stimmen zur Annahme. Für den Antrag stimmte die liberale Fraction mit Ausnahme von 7 Abgeordneten, welche sich der Abstimmung enthielten; gegen denselben votirten die Ultramontanen, die Demokraten und die Ministerabgeordneten Turban und Grimm. Nicht abgestimmt haben die Abgeordneten Stößer (der angegriffene Minister) und Lamey (der Kammerpräsident). Man mag die Sache betrachten und erwägen, wie man will: das absolute Mißtrauen der liberalen Partei in die Dienstführung des Ministerialpräsidenten Stößer hat in parlamentarisch correcter Weise vollgültigen, in keiner Weise anzuzweifelnden Ausdruck erhalten. Staatsminister Turban, dem mit dem Antrage indirect und in den begründenden Reden der einzelnen Abgeordneten direct ein Vertrauensvotum ertheilt wurde, trat unter Betonung der vollen Solidarität des Ministeriums aufs Nachdrücklichste für Stößer ein, indem er für die „tief beklagenswerthen Fehler", welche die Regierung gemacht habe, mit Rücksicht auf die besondere Lage der letzten Wochen „Indemnität" begehrte. Stößer, die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zurückweisend, erklärte, daß er im Falle der Annahme des Antrages die Folgen für seine Person ziehen werde. Er hat sie ge-

zogen. Daß der Großherzog das Entlassungsgesuch nicht annahm, hat die Lage wesentlich, für uns nicht in überraschender Weise, geklärt. Was wird jetzt werden? Der Landtag steht am Ende seiner Arbeiten. Eine sofortige Auflösung hätte kaum Sinn. Anderseits wäre aber auch das dauernde Verbleiben Stößer's auf seinem Posten neben dieser Kammer mit den in Baden sonst hoch gehaltenen constitutionellen Grundsätzen schwer vereinbar. Staatsminister Turban hat ein Vertrauensvotum erhalten. Wohl! Seinem Charakter, seinem Wollen muß dieses unbedingt ertheilt werden. Wäre aber mit dem Wollen auch das Geschick, die staatsmännische Leistungsfähigkeit gepaart, so hätten Dinge, wie sie in den jüngsten Wochen mit seinem Wissen, mit seiner Billigung sich ereignet haben, nicht vorkommen können. Wie oft in diesen Tagen ward das Gedenken aufgefrischt an den Mann, der vor 3½ Jahren einer jetzt noch nicht völlig aufgeklärten persönlichen Verstimmung zum Opfer gefallen, von dem Posten des badischen Ministerpräsidenten zurückgetreten ist. Ruhte Jolly's starke, feste Hand noch am Steuer unseres Staatsschiffleins, dem beunruhigenden Schwanken, der curslosen Fahrt dieser neuesten Tage wären wir enthoben. Bleibt, um Alles zu sagen, nur noch zu erwähnen, daß die „Karlsruher Zeitung" am Tage des Kammerbeschlusses gegen Stößer im Hinblicke auf „die wiederholt auftretenden Gerüchte" die officiöse Notiz brachte, daß „Aenderungen des Ministeriums und des Regierungssystems nicht beabsichtigt seien". H.

Aus Berlin. Enthüllung des Luisendenkmals. Goethedenkmal. — Unsere Hauptstadt hat am 10. dieses Monats ein Fest von seltenem Charakter gefeiert; es war eine patriotische, geschichtliche, monarchische Gedenkfeier, die zugleich einen besondern intim-familiären, städtisch-bürgerlichen Zug besaß — ein Fest, dessen ganze Innigkeit und Weihe Ausländern kaum verständlich zu machen sein dürfte, und das selbst in großen Theilen unseres deutschen Vaterlandes in seiner tiefen speciell altpreußischen und Berliner Bedeutung schwerlich so voll und ganz erfaßt werden kann, wie hier in der Residenz der Hohenzollernschen Königsfamilie. Es gehört dazu die lebendige Tradition der Schmach von Jena, die von den Vätern auf die Söhne vererbte Anhänglichkeit und Liebe zu der edeln, schönen und vom Unglücke gebrochenen Frauengestalt, der die Feier galt, ein tiefes Verständniß, mit einem Worte, für altpreußisches Wesen und das Verhältniß Berlins zum Herrscherhause. Erst wer all diesen Factoren nicht mehr fremd gegenüber steht, vermag sich ein Bild von der Feier der Enthüllung des Luisendenkmals zu machen, wie sie in Gegenwart ihres Sohnes, des deutschen Kaisers, des 82jährigen ehrwürdigen Heldengreises im Thiergarten stattgefunden hat. Es liegt mir fern, nachdem alle Tagesblätter in ihren Chroniken ausführliche

Digitized by Google

Berichte gegeben haben, noch einmal die Scenerie jenes sonnigen Frühlingstages und die Einzelheiten der Denkmalsweihe schildern zu wollen — aber auf das Kunstwerk selbst, das nun in strahlender Hoheit an einem der reizendsten Gartenplätze unseres städtischen Waldparkes gegenüber dem schönen Monumente Friedrich Wilhelms III. von Drake sich erhebt, möchte ich mit einigen Worten zurückkommen. Unserer modernen bildenden Kunst werden selten Aufgaben gestellt von wahrhaft volksthümlichem Charakter. Ueber Porträtstatuen berühmter Männer, welche die Pflicht der Pietät setzt und die dann in ihrem unvortheilhaften Costume oft genug dem Spotte verfallen, an denen die große Menge theilnahmlos vorübergeht, ist genug gesagt worden. Wenige Gesichter bringen fest in das Gedächtniß und in die Tradition des Volkes ein, wie das Friedrichs des Großen oder Luthers. Der Königin Luise ist es vorbehalten gewesen, spät nach ihrem Tode auch künstlerisch in einer Weise dargestellt zu werden, die ihr Andenken, auch wenn es nicht ohne dies im Herzen der Nation fortlebte, für lange Zeit bewahren würde. Rauch's Statue der Königin, wie sie auf dem Sarkophage im Charlottenburger Mausoleum gebettet liegt, war die erste dieser Darstellungen. Zwei andere haben die letzten Jahre gebracht. Die eine ist das herrliche Oelgemälde Gustav Richter's, der Schmuck der letzten Berliner akademischen Kunstausstellung, dessen hinreißender Zauber den Ruhm des Künstlers weit über Deutschland hinaus verbreitet hat. Die andere gehört der Plastik an. Es ist Erdmann Enke's Marmorstatue, welche seit dem 10. dieses Monats den Thiergarten ziert. Beide Bilder haben die holde Gestalt der Königin so lebendig in die Erinnerung zurückgerufen, drücken ihr innerstes Wesen, wenn auch in verschiedener Richtung, so meisterhaft aus, daß es schwer ist zu entscheiden: ist die volksthümliche Aufgabe, die lebendige Tradition von der edeln Fürstin mehr dem Künstler bei der Lösung seiner Aufgabe zu Statten gekommen, oder wird umgekehrt das vollendete Gebilde der Kunst mehr das Andenken an die dargestellte Persönlichkeit im Volke festwurzeln machen? Jedenfalls sind beides Werke einer wahren volksthümlich nationalen und historischen Kunst, wie sie die moderne Zeit in Deutschland nicht viele zu Stande gebracht hat. Enke's Statue zeigt uns die Königin nicht in ihrer fast jungfräulichen Lieblichkeit, wie das Richter'sche Portrait. Er stellt sie reifer, großartiger, in frauenhaft mütterlich-ernster Haltung dar. Die Sorge um das Vaterland, der Druck der schweren Zeit spricht sich in dem gesenkten Antlitze aus, dessen ruhige und reine Züge trotzdem die volle Schönheit zeigen, welche der schwergeprüften Landesmutter bis zu ihrem Tode verblieben ist. Ergebung in das schwere Schicksal und das feste Vertrauen auf die Zukunft, eine selbstbewußte Sicherheit und zugleich die Demuth der Dulderin kommen in gleicher Weise zum Ausdrucke. Anmuth und Würde, diese charakteristi-

Digitized by Google

schen Worte Winckelmann's von den klassischen Gebilden der alten Kunst, lassen sich mit voller Berechtigung auf das Standbild Enke's anwenden, nur daß demselben jener tiefe individuelle seelische Ausdruck zugleich in Gesicht und Haltung der Gestalt anhaftet, den die besten Künstler der nachchristlichen Periode — selten freilich — ohne Schädigung des streng plastischen Momentes ihren Gebilden zu verleihen wissen. Die Königin ist nach der Sitte ihrer Zeit gekleidet. Ein hochgegürtetes Seidengewand umkleidet eng die Gestalt und fällt in einer langen Schleppe an der rechten Seite bis über den Rand der Basis. Der Faltenwurf ist trefflich geordnet und durchaus natürlich. Das etwas gesenkte Haupt ziert ein Diadem, und ein Spitzenschleier fällt tief an Rücken und Schultern nieder, von der linken Hand leicht zusammengefaßt. Die Rechte ruht in einer ungemein edlen Bewegung vorn auf der Brust. Das Postament ist cylindrisch wie das der gegenüberstehenden Statue des königlichen Gemahls. Ein Reliefstreifen umgiebt dasselbe und zeigt Darstellungen aus dem Leben der preußischen Frauen zur Zeit der Franzosenkriege. Der Krieger nimmt Abschied von Weib und Kind, die er noch einmal an seine Brust drückt, und entreißt sich den Armen der Braut, um in den heiligen Kampf auszuziehen. Andere Frauengestalten sieht man mit der Pflege der Verwundeten und der Speisung der Erschöpften und Armen beschäftigt, noch andere trauern um die auf dem Schlachtfelde Gefallenen. Weiterhin sieht man den siegreichen Krieger zurückkehren in die Arme der Lieben. Bei diesen Hautreliefs ist die ideale Gewandung gewählt, welche die schönen Formen des menschlichen Leibes nicht verbirgt. Die Rundcomposition ist vorzüglich gelungen, in edlen Linien schließt sich eine Gruppe an die andere, die Behandlung des Fleisches ist weich und lebendig, ohne weichlich zu werden, die Marmortechnik trefflich. So erhebt sich das Standbild in heiterer Schönheit und doch von monumentalem Ernste mitten im Grün des Waldes, umgeben von duftendem Blumenschmucke reizender Anlagen, welche der Berliner Gartenkunst zu hoher Ehre gereichen. Die Gesammtpartie des Thiergartens, in welcher beide Monumente, das des Königs und seiner Gemahlin, ihren Platz gefunden haben, ist mit ihrem Ensemble von Wasser-, Wald- und Gartenmotiven unstreitig von einer landschaftlichen Lieblichkeit und Anmuth, wie sie selbst in den Potsdamer Parks nicht übertroffen wird.

Hat so der März dieses Jahres unserem Stadtwalde eine künstlerische Verschönerung ersten Ranges durch Enke's Luisenmonument gebracht, so dürfen wir hoffen, im Herbste noch ein anderes, nicht minder bedeutsames und noch großartiger angelegtes Monument, das Standbild Goethe's von Fr. Schaper, an der Ostseite des Thiergartens erstehen zu sehen. Die Statue des Dichterfürsten auf reichgegliedertem und mit allegorischem Figurenschmucke versehenen Postamente wird an dem Rande des Waldes längs der Königsgrätzerstraße, also in unmittelbarer Nähe des Brandenburger Thores aufgestellt werden. Die Fundamente sind bereits gelegt, der Tag der Enthüllung des fast fertigen Werkes ist jedoch noch nicht festgesetzt. Dasselbe ist im Entwurfe bereits bekannt und hat überall den verdienten Beifall gefunden. Nachdem die Hauptstadt des Landes den beiden großen Sternen Weimars Denkmäler errichtet hat, wird sie hoffentlich bald eine alte Ehrenschuld einlösen und demjenigen der deutschen Geisteshelden, dessen Talent und Charakter gerade der geistigen Richtung und dem Wesen Berlins am nächsten verwandt ist, dem Heros der Kritik und Intelligenz, Gotthold Ephraim Lessing, dem Schöpfer der Minna von Barnhelm, das Denkmal in Erz oder Stein setzen,

das ihm von Rechtswegen früher als jedem andern Dichter oder Gelehrten in der preußischen Residenz, seiner zweiten Heimath, gebührt hätte. Möge die Feier der Enthüllung des Goethedenkmals abermals einen Anstoß zu dem schon so oft angeregten, leider aber immer wieder unausgeführt gebliebenen Plane geben, den Dichter des Nathan durch ein öffentliches, im großen Stil entworfenes Monument zu ehren. y.

Literatur.

Nausikaa. Der Tempel von Dodona. Roman aus dem Griechischen von Chr. von Husen. Leipzig, Otto Wigand. 1880. — Dies Werk ist laut einer Stelle des Vorwortes aus einer Absicht hervorgegangen, welche nichts mit der Poesie zu thun hat: es soll die allgemeine Aufmerksamkeit auf „die bis jetzt nur in den Schulen gelesene Odyssee" lenken, und für die Erreichung dieses Zweckes erschien „als nicht-ermüdende Einkleidungsform" der Roman. Mit einem solchen Bekenntnisse hat der Verfasser nach unserer Auffassung über den künstlerischen Werth seines Buches bereits das Urtheil gesprochen; ein poetisches Werk, welches ausgesprochener Maßen sich nicht ausschließlich und allein selbst Zweck ist, kann unmöglich jenen echt dichterischen Geist athmen, der auch den Leser ganz in dem Gelesenen aufgehen läßt. Und in der That ist diese „Nausikaa", mag sie auch von den ihr vorgesetzten brieflichen Bruchstückkritiken noch so sehr herausgestrichen werden, weiter nichts als ein wunderliches Gebilde, eine Curiosität, bei deren seltsam realistischem Tone man sich mitunter alles Ernstes fragt, ob es der Verfasser nicht vielmehr auf eine Parodie abgesehen habe. Die Handlung geht theils auf der Phäakeninsel, theils in Dodona vor sich. Einige Zeit nach der Heimkehr des Odysseus nach Ithaka kommt auch Telemach als Schiffbrüchiger nach Scheria, und nun knüpft sich zwischen ihm und Nausikaa das Band, welches sich zwischen Odysseus und der Tochter des Alkinoos nicht hat knüpfen können. Aber ehe dies glückliche Ende eintritt, wird Nausikaa durch einen eifersüchtigen Phäaken nach Dodona entführt und aus der allerseltsamsten Gefahr auf die allerseltsamste Weise gerettet. Der Verfasser hat damit einen Gedanken verwerthet, der in einer einzelnen spätern Ueberlieferung, in welcher Telemach und Nausikaa als die Eltern des Persepolis bezeichnet werden, angedeutet ist und der auch Goethe bei seinem Entwurfe der „Nausikaa" vorgeschwebt hat. In diesem Punkte, wie in manchem andern (z. B. in der Wahl der Namen für verschiedene Gestalten), nimmt man eine genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse wahr; für die Schilderung von Dodona und seinem Orakel ist, freilich nur als ganz allgemeine Grundlage, Herodot benutzt, dessen betreffende Aeußerungen in einem Anhange ausdrücklich citirt werden. Durch die wunderliche Art der Ausführung hat der Verfasser übrigens auch seinen eigentlichen Zweck, der Odyssee Anhänger zu gewinnen, verfehlt; denn wenn der unkundige Leser in der Odyssee eine ähnliche Anhäufung von Abenteuern, Intriguen und derben, aber wirkungslosen Scherzen erwarten muß, wird er schwerlich ein besonderes Verlangen danach empfinden. E—e.

Berichtigung.

Heft 11, S. 423, Z. 30 v. o. lies: „Rolle" statt „Stelle".
Heft 11, S. 424, Z. 2 v. o. lies: „Uladitel" statt „Wladitel".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 18. März 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zur Literatur des jüngsten Orientkrieges.*)

Als die gegnerischen Armeen auf beiden Kriegsschauplätzen, an der Donau wie in Armenien Monate lang einander gegenüberstanden, ohne daß die Entscheidung des Feldzuges gefördert wurde, fand ein Wort Anklang und Verbreitung, welches den Krieg des Jahres 1877 einen altmodischen nannte. In der That erinnerte die Langsamkeit der Operationen, die Vertheilung der Streitkräfte in zahlreiche größere und kleinere Gruppen, das Festliegen der Armeen vor verschanzten Positionen an ähnliche Erscheinungen während der Feldzüge des achtzehnten Jahrhunderts. Der Vergleich ließ sich indeß nicht aufrecht halten, sobald man andererseits die ausgiebige Verwendung der modernen Kampfes- und Bewegungsmittel in's Auge faßte, wie solche von beiden Parteien unternommen wurde. Hierher gehörte bei den Türken die Ausnutzung der Tragweite der neuen Waffen, die stetige Ergänzung ihrer Heere, und die wiederholte Ueberführung von ganzen Armeen zu Schiffe und mittelst der Eisenbahn aus einem Wirkungsbereiche zum andern. Bei den Russen tritt in dieser Hinsicht besonders die überaus anerkennenswerthe Durchführung des Winterfeldzuges im Gebirge hervor, den sie ohne längere Vorbereitung sofort nach dem Falle von Plewna in Angriff nahmen und welcher die letzte Entwickelung des Krieges eben so sehr beschleunigte, als der Eingang schleppend und schwerfällig verlaufen war.

Sei es nun, daß die Theilnahme der Außenstehenden an den Erscheinungen der Kämpfe während der langen Dauer dieser ersten Periode sich allmählich erschöpfte, sei es, daß der drohende Wiederausbruch der Feindseligkeiten nach dem Frieden die Aufmerksamkeit zu schnell ablenkte — jedenfalls ist es unleugbar, daß das allgemeine Interesse an den gedachten Vorgängen ungewöhnlich schnell verschwunden ist, während das militärische sich lediglich auf einzelne Punkte beschränkt hat, welche den Gegenstand sachlicher Tagesfragen bilden. Ueber die Anwendung des Infanteriefeuers auf weite Entfernungen und die

*) The Russian Army and its Campaign in Türkey in 1877—1878, by F. V. Greene, U. S. Army. London, W. H. Allen and Co.

Digitized by Google

Bedeutung der Erddeckungen im Feldkriege sind von allen Seiten eingehende Studien auf Grund der Erfahrungen des Orientkrieges veröffentlicht worden.

Näheres über den Krieg vom türkischen Standpunkte aus zu erfahren, war bis jetzt sehr schwer, da die einzelnen officiellen Begleiter der türkischen Hauptquartiere, die englischen Offiziere, ihre Wahrnehmungen leider nicht im Zusammenhange herausgegeben haben. Daß dies nicht geschieht, ist für die Kriegswissenschaft entschieden bedauerlich, indeß in analoger Weise haben bisher auch die fremden Offiziere, welche auf russischer Seite den kriegerischen Handlungen beiwohnten, geschwiegen. Bekanntlich war eine ungewöhnlich große Zahl — im Ganzen achtzehn — von Offizieren anderer Armeen auf russischer Seite zugegen, welchen in anerkennenswerther Offenheit die Beobachtung der militärischen Vorgänge freigestellt wurde. Von diesen hat unseres Wissens zuerst Lieutenant Greene vom Ingenieurcorps der Vereinigten Staaten von Amerika seine Berichte zu einer Gesammtdarstellung des Krieges vereinigt und ergänzt, welche sich durch eine vortreffliche Klarheit der Schreibweise und eine erschöpfende Schilderung bei sparsamer Beimengung von Einzelheiten auszeichnet. Der frische Ton seiner durchaus urwüchsigen und militärisch knappen Sprache läßt an keiner Stelle den richtigen Takt vermissen; sein Urtheil ist überaus vorsichtig und maßvoll, es übersteigt jedenfalls nicht die Grenzen der freimüthigen Eingeständnisse, welche auch in den russischen Berichten nicht zurückgehalten werden. Greene rühmt die Gastlichkeit, mit welcher die ordnungsmäßig beglaubigten fremden Offiziere aufgenommen wurden und vergißt die schuldige Rücksicht auf den Wirth durchaus nicht. Dies beeinträchtigt in keiner Weise die Unbefangenheit seines Berichtes.

Das Studium ausländischer Heeresverhältnisse vermag Nutzen zu gewähren nur bei steter Vergleichung mit den heimathlichen. So behält auch Greene beständig Amerika, seine Armee und Kriegsgeschichte im Auge und weiß geschickte Parallelen zu ziehen.

Ueber ein Dritttheil des Werkes ist der Darstellung derjenigen Wehrverfassung gewidmet, mit welcher Rußland die Mobilmachung im Jahre 1876 begann. Die Angaben sind reichlich durch Zeichnungen und Uebersichten ergänzt und entbinden den Leser von einer aus andern Werken zu entnehmenden Vorbereitung zum Studium der militärischen Operationen. Die sachliche Genauigkeit entspricht derjenigen, welche die Loebell'schen „Jahresberichte" auszeichnet. Der Vollständigkeit halber sind die Vorgänge in Armenien im Schlußtheile behandelt, den Kern des Werkes bildet die Darstellung des Feldzuges auf der Balkanhalbinsel, dessen bedeutendere Kämpfe der Verfasser in unmittelbarer Nähe erlebt hat. In der gewandten Bearbeitung russischer Quellen — offizieller Berichte — und in einer Reihe von Bemerkungen, welche einer aufmerksamen Beobachtung entstammen, liegt der Werth des

Digitized by Google

Werkes, welches ein eingehendes Interesse verdient und ein solches um so mehr erwecken muß, als gegenwärtig eine unparteiische Würdigung des Werthes der russischen Armee allgemein willkommen ist.

Die Rückschläge, welche die Russen im Laufe des Feldzuges betroffen haben, sind in ihren Einzelheiten und meist auch in ihren Ursachen vielfach richtig geschildert worden. Es erscheint daher angemessen, die erfolgreichen Unternehmungen bei der Besprechung des Greene'schen Buches zunächst in den Vordergrund zu stellen.

„Der Zug Gurko's über den Balkan — um das Vorspiel des Krieges, sowie den glücklichen Donauübergang hier nicht zu berühren — war mehr als ein einfacher Cavallerie-„Raid", es war ein vortrefflich ausgeführter Vormarsch einer Vorhut aus allen Waffengattungen. Mit 8000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferde und 32 Geschützen hatte diese in weniger als einem Monate einen Hauptgebirgspaß in Besitz genommen, welchen die Russen, trotz der erbittertsten Gegenangriffe, nicht mehr aus den Händen gelassen haben und welchen sie schließlich im Januar 1878 für den Uebergang eines starken Heerestheiles benutzten. Das erste Vordringen trug den Schrecken in das ganze Gebiet zwischen Balkan und Constantinopel, die Streifparteien waren nahe gegen Adrianopel herangeritten und hatten Eisenbahn und Telegraphen an empfindlichen Stellen zerstört."

Die Stärke der anrückenden türkischen Südarmee — in ihrer Hauptmasse bestehend aus den zu Schiffe von Montenegro herangeführten Truppen Suleiman's — hatte die Cavallerie richtig erkannt, so daß der nothwendige Abzug in's Gebirge ohne größere Verluste ausgeführt wurde. Greene knüpft hieran folgende Bemerkung:

„Bei diesem Zuge allein während des ganzen Feldzuges wurde die Reiterei energisch geführt, sie war stets in Bewegung, und lebte vom Lande. Mehrfach bestand dieselbe ein Gefecht zu Fuß, vierzehn Schwadronen (1800 Mann) hielten sich gegen 4000 Mann türkischer Infanterie nebst zahlreichen Baschi-Bozuks und Tscherkessen. Die russischen Dragoner gingen sogar einmal zum Bajonettangriffe über. Die geringere russische Artilleriebewaffnung sowie die Minderzahl wurde mehr als aufgewogen durch die Geschicklichkeit und Energie, mit welcher die Schwadronen geleitet waren."

Die offizielle Benennung „Avantgarde" für Gurko's Heerestheil gestaltete sich als eine eigenthümliche Ironie, denn es folgte keine Hauptmacht. Das überraschende Auftreten der Armee des Pascha Osman in der Flanke der Vormarschrichtung, die abgeschlagenen russischen Angriffe auf die Höhen vor Plewna am 20. und 30. Juli veränderten die Kriegslage nördlich des Balkan und legten die Heere in drei Gruppen fest. Erst nach dem Falle Plewna's begann der Bewegungskrieg von Neuem. Wie stark indeß der Ein-

Digitized by Google

druck des ersten Vordringens des General Gurko geblieben war, zeigte sich in den machtlosen Angriffen Suleiman's gegen den Schipkaübergang. Es ist bekannt, wie schwierig die Abwehr dieser Stürme den Russen wurde, dennoch erklärt Suleiman in seinem Processe, und der Sultan sammt dem wohlweisen Kriegsrathe erkennt dies in andern Documenten ebenfalls an, daß die türkische Südarmee vor Schipka festgehalten worden sei.

Was die beiden oben erwähnten Gefechte vor Plewna am 20. und 30. Juli betrifft, so enthält Greene sich jeder Parteinahme in den vielfachen Controversen, welche, zumal auf russischer Seite, sich an diese Niederlagen geknüpft haben, er bestätigt nur folgende Punkte: daß eine stark befestigte Stellung durch eine Minderzahl angegriffen wurde; daß am 30. das Vorgehen beider Colonnen völlig unabhängig von einander erfolgte; daß die einzelnen Regimenter nach einander, anstatt gleichzeitig, vorgeschickt wurden; endlich, daß die geringen Tiefenabstände der einzelnen Gefechtsglieder — mithin unvortheilhafte taktische Formen — die großen Verluste bedingt haben.

Aufgewogen wurden diese Mängel allein durch das glänzende Vorgehen Skobelew's, welcher mit seiner Kosakenbrigade auf der unbesetzten Südfront bis an die Stadt Plewna heranritt und die türkischen Truppen hinter der angegriffenen Südfront unter Artilleriefeuer nahm. Einfluß auf den Ausgang des Kampfes vermochte dies kühne Reiterstückchen nicht zu üben, aber es zeigte einen günstigen Weg für neue Angriffe, allerdings auch für die Ausdehnung der Vertheidigungswerke nach dieser Seite, welche Osman nicht versäumte.

Den Mittelpunkt des Interesses bildet jener großartige Kampf, welcher nach vorhergegangener Beschießung am 11. September von den vereinigten Russen und Rumänen zur Bezwingung der Armee in Plewna vergeblich unternommen wurde. Wiederum griff man von allen Seiten, aber nicht gleichzeitig, an. Die Rumänen, oder vielmehr, nachdem diese wiederholt abgeschlagen waren, die russische Brigade, welche dieselben unterstützte, nahm die Griviza-Schanze. Dies war der einzige bleibende Erfolg aller Stürme; ihr Besitz war indeß entwerthet, da wenige hundert Meter weiter ein neues Feldwerk entstanden war, welches, aus dem Vorlande gesehen, bis zu diesem Tage wie ein gewöhnlicher Verbindungsgraben erschienen war. Nur die Sturmcolonne, welche General Skobelew führte, drang abermals auf der Südseite bis in die Nähe der Stadt Plewna vor und behauptete sich noch einen vollen Tag dort, während der Kampf an den übrigen Stellen gänzlich schwieg. Die Erschütterung, welche die Verluste bei dem Hauptangriffe auf der Westfront verursacht hatten, war eine so große, daß das russische Obercommando sich nicht entschließen konnte, zur Unterstützung Skobelew's die letzten Reserven einzusetzen. Die Erfolge dieser Colonne gingen daher wieder gänzlich ver-

Digitized by Google

loren und die Bezwingung Osman's, welcher seine Kräfte schleunigst wieder zu ersetzen wußte, war in's Unabsehbare hinausgeschoben. Auf russischer Seite trat völlige Rathlosigkeit ein, denn die erwarteten Verstärkungen — die Truppen, welche erst im August, nach den erlittenen früheren Rückschlägen, auf Kriegsfuß gebracht worden waren — befanden sich noch unterwegs, und bis zu ihrem Eintreffen konnten die Russen durch ein Vorbrechen der Türken von allen Seiten an und über die Donau zurückgeworfen sein. Allein das Glück war mit dem Angreifer wie schon oft in der Kriegsgeschichte. Die Türken verharrten in der reinen Abwehr; so weit überwog der Eindruck der Kühnheit der russischen Angriffe. Die Krisis verlief zu Gunsten der Russen.

Greene bemerkt zu den Unternehmungen der Russen in den Tagen der Septemberschlacht: „Es fehlte die Einheit im Oberbefehle der Armee. Die Truppen vor Plewna standen unter Fürst Karl von Rumänien, aber dieser Befehl war insofern nominell, als die Dispositionen wesentlich vom General Sotow ausgingen, welcher die Truppen vor dem Eintreffen des Fürsten commandirt hatte. Sotow war der Aufgabe, eine große Armee zu führen, nicht gewachsen, aber wäre er selbst ein militärischer Geist ersten Ranges gewesen, so würde er Mühe gehabt haben, unter den widrigen Umständen, die ihn einengten, einen Sieg zu erlangen. Wenige Tage vor Eröffnung des Angriffes kam General Lewitzky aus dem großen Hauptquartiere mit Instructionen, dann traf der Obercommandirende Großfürst Nikolaus selber mit dem Chef des Stabes, Nepokoischitzky, ein. Derselbe billigte natürlich alle bisherigen Anordnungen, aber er nahm selber thatsächlich den Befehl an sich. Obgleich er nun so weit als möglich umherritt und sogar sich unvernünftiger Weise den feindlichen Postirungen näherte, so war es dennoch unmöglich für ihn, sich völlig mit der Beschaffenheit des Geländes vertraut zu machen, und bei seinen Erlassen hatte er doch wieder auf den Rath und das Urtheil Anderer zu hören. Endlich war auch der Kaiser zugegen mit dem Kriegsminister und großem Gefolge. Der Kaiser kam lediglich als Zuschauer, um die Truppen durch seine Gegenwart zu ermuthigen, in der Hoffnung, Zeuge eines Sieges zu sein. Allein der Kaiser von Rußland wird von jedem russischen Soldaten mit einem Gefühle betrachtet, welches in andern Ländern schwer zu erklären ist; zu jeder Zeit ist sein Wille Gesetz und sein Wunsch Befehl, und es ist unmöglich für ihn, lediglich Zuschauer zu sein. Er nahm keinen Antheil am Commando, obgleich jede Meldung und jeder Befehl sofort an ihn mitgetheilt wurde. Nach dem 12. September fanden lange Berathungen über das weitere Verfahren statt, bei welchen der Kaiser den Vorsitz führte. Der Gegenstand ist etwas empfindlich und ich habe den Wunsch, auf nichts weiter als auf eine Darlegung derjenigen Thatsachen einzugehen, welche jeder Einzelne der im Hauptquartiere Anwesenden beobachten konnte. Mein einziger

Digitized by Google

Zweck geht dahin, zu zeigen, daß der alte und unbestrittene Kriegsgrundsatz, wonach ein Mann zu befehlen und alle Uebrigen zu gehorchen haben, nicht völlig bei Plewna befolgt worden ist. Die Russen wurden vor Plewna niedergeworfen, nicht weil die Stellung uneinnehmbar gewesen ist, noch weil sie über zu geringe Kräfte verfügten, sondern weil sie die Stellung des Feindes nicht erkannten und es verfehlten, ihre Stärke auf den entscheidenden Punkt zu werfen, und schließlich nicht alle Kräfte einsetzten."

Die Möglichkeit, ein besseres Ergebniß herbeizuführen, erörtert Greene auch, sie liegt auf der Hand und die russischen Führer, sagt er, sprachen dies selber nach der Katastrophe aus. Hier liegt die Grenze, an welcher die kriegsgeschichtliche Kritik heut zu Tage sich bescheidet. Man ist vorsichtig mit dem Worte „der Feldherr mußte wissen . . .", denn man hat mehrfach gesehen, welches wunderliche Bild der Feldherr in Wirklichkeit über die Verhältnisse beim Gegner nach den vor der Schlacht gesammelten Nachrichten sich ausgemalt hat, ohne daß ihn unbedingt deshalb ein Vorwurf treffen müßte.

Das Eintreten des Generals Todleben als Gehilfe des Fürsten Karl bezeichnete den Wendepunkt in den Unternehmungen gegen Osman Pascha. Man verzichtete auf eine Wiederholung des gewaltsamen Angriffes und entschloß sich trotz des drohenden Winters, wenn auch erst nach längerer Frist so doch sicher durch feste Einschließung die Armee in Plewna zur Uebergabe zu zwingen. Sehr anschaulich schildert Greene die Schwierigkeiten, mit welchen Todleben beim großen Hauptquartiere zu kämpfen hatte, um die Heranziehung der Verstärkungen, zunächst des Gardecorps zur Westarmee, durchzusetzen. Es gab eine gewisse Partei unter den Rathgebern des Großfürsten Nikolaus, welche ihn heftig bestürmte, die Dinge vor Plewna und am Lom in ihrem gegenwärtigen Zustande zu belassen und die neu ankommenden Truppen mit den bisherigen Vertheidigern des Schipka zu vereinigen, um mit dieser Colonne über den Balkan auf Adrianopel vorzubringen. Personalfragen spielten hier mit hinein, denn der Großfürst-Thronfolger war der eigentliche Führer der Garden im Friedensverhältnisse und konnte doch nimmermehr in dieser Stellung unter den Fürsten von Rumänien treten. Nach der Heranziehung der Garden vor Plewna verblieb der Thronfolger daher nach wie vor im Oberbefehle der Ostarmee am Lom. Ueber die Thätigkeit dieses Heerestheiles sagt Greene: „Die Errungenschaften der Armee des Thronfolgers sind einigermaßen verdunkelt worden durch die blutigeren Kämpfe um Plewna und den demnächst folgenden glänzenden Vormarsch über den Balkan. Aber es darf nicht vergessen werden, daß während der ganzen Campagne die Ostarmee buchstäblich, und ohne Verstärkungen von den andern Heeresgruppen zu entnehmen, ihre Aufgabe erfüllte, welche darin bestand, die linke

Digitized by Google

Flanke der Armee zu decken und das Viereck der türkischen Festungen zu maskiren."

Die Garden nahmen die Befestigung von Goraz Debeiak an der Chaussee von Plewna nach Sophia im Sturm und schnitten Osman die weitere Zufuhr ab. Die Einschließung wurde durchgeführt und die Dinge vor Plewna nahmen ihren regelrechten Verlauf. Eine Störung drohte nur noch einmal, „als die Nachricht von dem glänzenden Sturme auf Kars die Einbildungen jener Partei im Stabe des Großfürsten Nikolaus anfeuerte, welche den Vormarsch über den Balkan — ohne vorherige Einnahme von Plewna — gefordert hatte". Diese schlugen nun einen abermaligen Sturm auf die Erdwerke Osman's vor. Obgleich der Hinweis auf die fortgesetzten Leiden der Truppen in den nassen Laufgräben zu einem solchen hätte verleiten können, legte Todleben seinen ganzen Einfluß dagegen in's Gewicht. Ein neuer Sturm koste zwar möglicherweise nicht mehr wie der Abgang an Kranken bei Fortsetzung der Einschließung noch auf längere Zeit, aber es sei ein Risico und selbst ein glücklicher Ausgang „demoralisire den Rest, und geraume Zeit sei dann erforderlich, um die Armee für weitere Operationen zu reorganisiren". Todleben behielt die Oberhand, wohl zum Vortheile der russischen Waffen. An die Darstellung des Falles von Plewna knüpft Greene geschickte Vergleiche nicht nur mit den Einschließungen von Sewastopol, Metz und Paris, sondern auch mit den Kämpfen um den Besitz von Vicksburg und Richmond im amerikanischen Secessionskriege.

Nach der Einnahme von Plewna trat Todleben abermals in Widerspruch mit dem großen Hauptquartier und diesmal unterlag er, ohne daß der weitere Verlauf ihm Recht gab. Er wollte den Gebirgsübergang im Winter vermeiden, zunächst Rustschuk belagern, um für die Fortsetzung des Feldzuges im Frühjahre gesicherte Verbindungen zu haben. Jedoch einige Zeit vor dem Falle von Plewna hatte der Großfürst Nikolaus sich dem Plane zugewendet, obgleich von den Generalen nur Gurko und Skobelew zustimmten, den Balkan im Winter zu überschreiten trotz allen Erschwerungen eines solchen Unternehmens. In diesem Kriege eben so wie in allen andern mußten die rein militärischen Beweggründe sich den höheren politischen Betrachtungen unterordnen. Man durfte England nicht Zeit lassen sich zu besinnen.

Nachdem General Gurko bereits zu Ende November in den Balkan vorgedrungen war und die Vorrathskammer für Plewna — Oschanie — in Beschlag genommen hatte, erfolgte um den Jahreswechsel die Ueberwindung des letzten Widerstandes der Türken, die Einnahme von Sophia und der Fang der türkischen Schipkaarmee durch Skobelew. Diese Vorgänge bieten nur Interesse, wenn man sie im Detail studirt. Es war gerade dieser Winterfeldzug im Gebirge, welcher die Wehrkraft der Türkei zerstörte. In der

Energie der Durchführung bildet derselbe ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem Zuge Suwarow's vom Reuß- zum Rheinthal. Der weitaus überwiegende Grund dieses Erfolges liegt in der fast grenzenlosen Geduld und Ausdauer des russischen Soldaten. Sie marschirten und schliefen in Schnee und Eis mit einer Bekleidung, die schon durch den vorhergehenden Feldzug stark verbraucht war, und zeitweise ohne Brod zu besitzen. Das Maß des activen Widerstandes der Türken in der zweiten Hälfte des Feldzuges war freilich nicht sehr bedeutend.

Die äußere Ausstattung des Buches ist verführerisch. Man kann nicht umhin, bei englischen Werken dieser Art den geräumigen Druck und das feste Papier stets von Neuem zu rühmen. Ein Hauptwerth des Buches liegt in dem beigegebenen Kartenatlas. Zumal von der Umgebung von Plewna sind die neuesten Aufnahmen reproducirt und in origineller Weise dargestellt, die Berge braun schattirt, die Gewässer blau, ähnlich wie bei den Baedeker'schen Karten. Die Hebungen und Senkungen sind nicht durch Bergstriche, sondern durch Curven — sogenannte Horizontalen — angegeben, welche so eng gelegt sind, daß die dadurch entstehende Schattirung der steilen Abhänge eine große Uebersichtlichkeit gewährt. Trotz des kleinen Maßstabes ist auch den Truppeneinzeichnungen — roth und grün — durch Anwendung von Pfeillinien eine große Deutlichkeit gegeben. Besonders interessant ist es, die nach und nach folgende Ausdehnung der Vertheidigungswerke um Plewna auf den einzelnen Blättern zu verfolgen. Ein Mangel, der selbst bei sonst guten Werken häufig hervortritt, nämlich die fehlende Uebereinstimmung zwischen Text und Karte, ist hier gänzlich vermieden. Die Hinweise auf Einzelheiten der Terraindarstellung sind leicht zu verfolgen, und die Schilderungen der Bodenform zur Ergänzung der Zeichnung wirken sehr plastisch und zeugen von großer Beobachtungsgabe des jugendlichen Verfassers, dessen Werk in England sehr anerkannt wird.

Der Anfang vom Ende.

Zu der Zeit, als die Encyklika Pius IX. vom 5. Februar 1875 den kirchenpolitischen Conflict in Preußen auf die Spitze getrieben hatte, bei der Rechtfertigung der sachlich schärfsten von den „Kampfmaßregeln“, mit welchen die preußische Regierung jener Kundgebung des curalistischen Uebermuthes begegnete — der Aufhebung jener Verfassungsartikel, auf welchen die ganze Stellung der katholischen Kirche im constitutionellen Preußen beruhte — hat Fürst Bismarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. April 1875 die staatsmännisch weitsichtigen Worte gesprochen: „Wie uns die Geschichte

Digitized by Google

kriegerische Päpste und friedliche, fechtende und geistliche, zeigt, so hoffe ich, wird doch auch wieder einmal demnächst die Reihe an einen friedliebenden Papst kommen, der nicht lediglich das Product der Wahl des italienischen Clerus zur Weltherrschaft erheben will, sondern bereit ist, auch andere Leute leben zu lassen nach ihrer Art, und mit dem sich Friede schließen lassen wird." Die Voraussicht schien sich sofort zu bestätigen, als Leo XIII., am 20. Februar 1878 gewählt, noch an demselben Tage seine Thronbesteigung dem deutschen Kaiser anzeigte und sich an dessen „Hochherzigkeit" wandte, damit seinen katholischen Unterthanen „der Friede und die Ruhe des Gewissens wiedergegeben werde". An friedlichen Kundgebungen ist seitdem der neue Papst fast so fruchtbar gewesen wie sein Vorgänger an kriegerischen, es fehlte nur allein immer noch ein Kleines — ein erster ernstlicher Schritt aus jener Stellung heraus, in welcher Pius IX. sich für befugt erachtet hatte, preußische Staatsgesetze für ungiltig zu erklären. Auch nachdem in monatelangen Unterhandlungen unter sachkundigen Bevollmächtigten alle einzelnen Bestimmungen der preußischen Kirchengesetze hin- und hergewendet waren, tönte von Rom her immer noch der alte Kehrreim herrüber, daß der preußische Staat die katholische Kirche, wenn er mit ihr in Frieden leben wolle, nehmen müsse wie sie eben sei — das heißt also, wie der Papst in seinem Schreiben vom 17. April 1878 verlangt hatte, ihren Satzungen gemäß seine Gesetze verändern müsse, eine Zumuthung, auf welche der deutsche Kronprinz klar und bündig erwidert hatte, daß ihr „kein preußischer Monarch wird entsprechen können, weil die Unabhängigkeit der Monarchie eine Minderung erleiden würde, wenn die freie Bewegung ihrer Gesetzgebung einer außerhalb derselben stehenden Macht untergeordnet werden sollte".

Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Curie sich hinter ihren „Principien" verschanzt hielt, schien die Möglichkeit, daß ein Ausgleich auf dem Boden der Thatsachen und Bedürfnisse durch eine Revision der sogenannten Maigesetze bekräftigt würde, bereits über die Grenzen des laufenden parlamentarischen Jahres hinausgerückt zu haben, wenngleich die Vertagung der Kammern einen letzten Spielraum dafür offen hielt. Endlich, nach zwei vollen Jahren hat Leo XIII. sich — oder seiner Umgebung — einen Schritt abgerungen, der ihm oft als unerläßliche aber auch ausreichende Vorbedingung zu einem Vorgehen der preußischen Gesetzgebung im Sinne des Friedens nahegelegt war. In unscheinbarer Form und unter ängstlicher Wahrung des kirchlichen Standpunktes kündigt sich dieser Schritt an. Der Papst richtet ein Schreiben an den nach den preußischen Gesetzen aus seinem Amte entlassenen und in freiwilliger Verbannung lebenden Erzbischof Melchers von Köln, welche seine Muße dazu verwendet hat, zu dem päpstlichen Sendschreiben über den Socialismus einen Commentar zu verfassen. „Durch die Geschichte der früheren

Digitized by Google

Jahrhunderte belehrt," heißt es nach der gebührenden Anerkennung für den fleißigen Prälaten und einer hieran sich reihenden Betrachtung über die „schreckliche und gefährliche Pest" jener Bewegung, „daß nicht der Fortschritt in den natürlichen Wissenschaften" (den doch der Papst vorurtheilsfrei genug ist, bewundernswürdig und unglaublich zu finden), sondern der Eifer, welcher darauf gerichtet, das Gesetz Christi kennen zu lernen und zu befolgen, den vom rechten Wege abgeirrten Völkern zum Heile gereicht und sie vor dem Verderben bewahrt", wünscht Leo XIII. „sehnlich, daß die Kirche Christi überall ihre Freiheit genieße" und er wünscht es in erhöhtem Maße „zum Glücke und Gedeihen Deines berühmten Vaterlandes". Nach einem bedauernden, aber nicht entmuthigten Rückblicke auf die zwei Jahre seiner Regierung, während deren „Uns die Erfüllung Unserer Wünsche" für Deutschland noch nicht zu Theil wurde, spricht der Papst die Zuversicht aus, daß, da „Wir nicht in fremde Rechte eingreifen", zwischen der kirchlichen und der staatlichen Gewalt ein dauerndes Einvernehmen bestehen kann, wenn nur von beiden Seiten der geneigte Wille nicht fehlt." Endlich versichert er, seinerseits diesen Willen „so entschieden" zu hegen, daß „Wir in Voraussicht der Vortheile, welche daraus für das Heil der Seelen und für die öffentliche Ordnung hervorgehen werden" . . „um dieses Einvernehmen zu beschleunigen, dulden werden, daß der preußischen Staatsregierung vor der kanonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen." Das Zugeständniß, welches der letzte Satz bringt, ist so ängstlich vorbereitet, daß man ebensowohl sieht, wie schwer es dem heiligen Vater angekommen, als daß er zu demselben nur durch die und zwar unmittelbare Erwartung bedeutender Vortheile bewogen ist, die er sich von seinem Schritte versprechen zu dürfen gewiß ist.

Man muß sich den ganzen Verlauf des siebenjährigen kirchenpolitischen Conflictes vergegenwärtigen, um nicht diese Berechnung des päpstlichen Briefstellers für eines der den kirchlichen Vorstellungen so leicht begegnenden Mißverhältnisse zwischen Leistung von ihrer und Gegenleistung von Seiten des Staates zu halten. Die „Anzeige", welche der Papst „dulden" will, entspricht der Vorschrift des § 15 des preußischen Gesetzes vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen. Sie hat nur den Zweck, dem Oberpräsidenten die Einlegung des Einspruches gegen die Ernennung zu ermöglichen, dessen materielle Bedingungen § 16 desselben Gesetzes aufstellt, ist also an sich eine bloße Förmlichkeit, gegen welche auch die geschraubteste kirchliche Rechthaberei sachlich kein Gewissensbedenken auftreiben könnte. Aber am 31. Mai 1873 hat der damalige preußische Episcopat eine Protesteingabe gegen die Maigesetze an das Staatsministerium gerichtet, in welchem derselbe

erklärt, „daß wir nicht im Stande sind, zum Vollzug der Gesetze mitzuwirken", weil dieselben „die Rechte und Freiheiten verletzen, welche der Kirche Gottes nach göttlicher Anordnung zustehen", und worin es zum Schlusse heißt: „Auch denjenigen einzelnen Bestimmungen der gedachten Gesetze, welche von der Kirche an verschiedene Staaten kraft eines Uebereinkommens derselben mit dem apostolischen Stuhle zugestanden sind, vermögen wir aus diesem Grunde nicht Folge zu geben, sonst würden wir die Competenz des Staates, über kirchliche Dinge einseitig zu verfügen, anerkennen." Es handelte sich also darum, den Gesetzen formell in Bausch und Bogen die Anerkennung zu versagen und gegen die Ausführung derselben einen grundsätzlichen Widerstand einzuleiten; und um diese Stellung auch praktisch gleich an der Schwelle ganz unzweideutig zu bezeichnen, war es offenbar der kirchlichen Auffassung ganz willkommen, daß die Nichterfüllung der Gesetze mit einer an sich so gleichgiltigen Vorschrift zu beginnen hatte. Die Besetzung der geistlichen Aemter ging also in sämmtlichen Diöcesen fort, ohne daß die Anzeige des § 15 erfolgte; die so ernannten Seelsorger, welche den Weisungen ihrer kirchlichen Oberen gemäß ihre Aemter übernahmen, verfielen den Strafbestimmungen des Gesetzes, und die Verurtheilungen wegen dieser unbefugten Amtshandlungen zählten bald nach Hunderten, im Laufe der Jahre nach Tausenden, und da die Verurtheilten nach Verbüßung der Strafen von ihren Gemeinden als Märtyrer gefeiert wurden, so war die Regierung, um die Gesetze nicht zum Kinderspotte werden zu lassen, im nächsten und dem folgenden Jahre genöthigt, sich neue und abermals neue Zwangsmittel in die Hand geben zu lassen, mittelst deren der planmäßige und hartnäckige Ungehorsam des Klerus unnachsichtlich geahndet werden konnte, bis zuletzt viele Hunderte von Gemeinden ganz ohne Seelsorger blieben. Weiterhin bildete die geflissentlich unterlassene Anzeige des Art. 15 einen stehenden und nicht am wenigsten ins Gewicht fallenden Anklagepunkt in den nach und nach gegen die meisten Bischöfe eingeleiteten Verfahren auf Entlassung aus dem Amte, welche dann wieder über die Diöcesen die Zwangsmittel des Gesetzes wegen Verwaltung erledigter Bisthümer herabzogen. Kurz, mittelbar oder unmittelbar lassen sich gut neun Zehntel aller thatsächlich fühlbar gewordenen „Härten" der Maigesetze auf die Nichterfüllung jener unscheinbaren Anzeigepflicht zurückführen.

Um so mehr war es nach diesem Hergange auf Seiten des Staates angezeigt, allem Ansinnen auf Beseitigung der in den Maigesetzen angeblich oder wirklich enthaltenen Gewissensbeschwerden und der durch ihre Ausführung oder vielmehr Nichtausführung herbeigeführten Nothstände die klare und unausweichliche Forderung entgegenzuhalten, daß Hierarchie und Klerus vorerst durch Erfüllung der allerersten und unpräjudicirlichsten Vorschrift der Gesetze

ihre formelle Unterwerfung unter dieselben ausdrücken. Diese Forderung ist in der That durch alle Stadien der seit fast zwei Jahren mit den Vertretern der Curie geführten Besprechungen und Unterhandlungen von der preußischen Regierung unbeirrt festgehalten worden. Und wenn nun heute der Papst endlich mit einem rückhaltlosen Ja auf diese Forderung eingeht, wenn er „dulden" will, daß eine Vorschrift derjenigen Gesetze durch Bischöfe und Clerus erfüllt werde, welche sein Vorgänger für „ungiltig" erklärt hat, so ist dies offenbar ein Schritt des Rückzuges und der Nachgiebigkeit, welcher dem Staate die volle Ehre des Sieges in dem siebenjährigen Kampfe überläßt. So wenig wir sonst geneigt sind, klerikale Uebertreibungen beim Worte zu nehmen, so können wir es doch verstehen, daß, wie die „Germania" sagt, alles Ernstes ein ultramontaner Leser die päpstlichen Worte nur „mit blutendem Herzen" lesen kann.

Die Dinge sind aber nicht dazu angethan, sich von der andern Seite in leerer Freude über den Sieg als Sieg zu ergehen. Wie ein Stein fällt es dem deutschen Patrioten vom Herzen, da er endlich die Möglichkeit eröffnet sieht, ohne eine für alle Zukunft verhängnißvolle Schwäche des Staates zu zeigen, auf die Beseitigung von Zuständen hinzuarbeiten, bei welchen in mehr als einer Beziehung die sittliche Integrität und am letzten Ende doch auch die staatliche Treue eines guten Drittels unserer Reichsgenossen in Frage steht. Ganz unmittelbar aber wird durch den päpstlichen Schritt die preußische Regierung in Thätigkeit gesetzt; denn nach den Worten, mit welchen derselbe eingeleitet ist, läßt sich doch wohl nicht zweifeln, daß an denselben in den vertraulichen Unterhandlungen die positive Aussicht auf ein legislatorisches Vorgehen geknüpft ist, und es dürfte kaum etwas entgegenstehen, daß hierzu schon die bevorstehende Nachsession des preußischen Landtages benutzt werde. Für eine gemäßigte Politik windet sich hier der Pfad zwischen zwei Klippen hindurch. Auf der einen Seite würde sie sich gegen die Neigung stemmen müssen, die immerhin doch nur ganz formale Nachgiebigkeit der Curie mit übertriebenen materiellen Zugeständnissen zu belohnen. Auf der andern Seite hat sie auf der Hut zu sein, nicht durch überflüssiges Herauskehren einer grundsätzlichen Ablehnung gegen die Vorschläge, mit welchen die preußische Regierung hervortreten sollte, die positive Gestaltung des Ausgleiches in die Hand des Bundes der hochkirchlich Conservativen mit dem Ultramontanismus zu geben. Vertrauen wir, daß die sichere Hand, welche unsere Politik auch auf diesem Felde so glücklich an die Schwelle eines heilsamen Ausganges geleitet hat, bis zum letzten Augenblicke die Zügel fest anhalten wird! x.

Digitized by Google

Widmann's „Oenone".*)

Nach einer langen Pause, während welcher er als epischer Dichter erfolgreich thätig war, kehrt Widmann mit diesem neuesten Werke zum Drama zurück, auf dessen Gebiete er, irren wir nicht, vor fünfzehn Jahren, mit dem vielversprechenden Schauspiele „Iphigenie in Delphi" seine dichterische Laufbahn begonnen hat.

Wieder ist es ein antiker Stoff, mit dessen Bearbeitung der Dichter vor uns tritt; aber diesmal ein weder durch die griechische Sage selbst, noch durch anderweitige dichterische Bearbeitung schon im Wesentlichen bestimmter; vielmehr gerade durch seine bisherige Unberührtheit zu freier, origineller Behandlung reizend und geeignet.

Man kann streiten, ob unsere heutigen Dichter gut daran thun, bei der Wahl ihrer Stoffe immer wieder ins Alterthum zurückzugehen. Sicher ist, daß viele der Versuche, welche in letzter Zeit in dieser Beziehung gemacht wurden, entschieden zu tadeln sind. Um der raffinirten Liederlichkeit und der schwächlichen Tugendheuchelei unserer Zeit zu fröhnen, hätten beispielsweise die Schatten Messalina's und Arria's nicht heraufbeschworen zu werden gebraucht. Aber sicher ist auch, daß die antiken Stoffe für die Darstellung großer und edler Leidenschaft doch immer sehr geeignet sind, daß namentlich die griechische Sage eine Menge von Stoffen bietet zu schöner Entfaltung reiner dichterischer Kräfte, und daß in letzter Linie doch immer die Bearbeitung eines Stoffes, nicht aber dieser selbst oder gar die Zeit, der er angehört, den Maßstab für die Beurtheilung einer dichterischen Leistung abgiebt.

Dem Stoffe, den Widmann sich in seiner „Oenone" ausgewählt, ist eine zum Theil vorzügliche Behandlung zu Theil geworden. Ja, unseres Erachtens hat der Dichter in diesem neuesten Werke das Beste gegeben, was seine Muse bisher hervorgebracht. Der originellen und poesievollen Leistung dürfte auch ein größerer Leserkreis seine Theilnahme nicht versagen.

Die Heldin des Stückes, Oenone, ist die verlassene Geliebte des Paris. Im idäischen Gebirge, wo einst der troische Königssohn als Hirt aufgewachsen und wohin Oenone aus ihres Vaters fürstlichem Hause mit ihm geflohen war, um mit dem Hirten als Hirtin zu leben, weilt sie jetzt, um den verlorenen Geliebten klagend, der schon lange, nach dem siegreichen Wettkampfe mit seinen Brüdern, in das heimathliche Königshaus zurückgekehrt ist, auf der Fahrt nach Griechenland die schöne Helena geraubt hat und, in der letzteren Armen ein Weichling geworden, Oenonen und sein früheres Glück seit Jahren

*) „Oenone". Trauerspiel in fünf Aufzügen von Jos. Vict. Widmann. Zürich, Cäsar Schmidt. 1880.

Digitized by Google

vergessen hat. Aber um des Raubes der Helena willen — ihr hat auch Oenone den Krieg geschworen — tobt schon im zehnten Jahre der Kampf in der Ebene von Troas. Schon ist Hektor ein Opfer des Krieges geworden. Zu seiner Bestattung ist eben ein kurzer Waffenstillstand zwischen Griechen und Troern geschlossen. Die Griechen benutzen die Zeit zur Jagd, und auf solchem Jagdzuge kommen Philoktet, und Thersites — beide durch die von den Griechen erlittene Unbill Freunde geworden — in's Gebirge; kurz darauf auch Neoptolemos, Diomedes, Ajas und Machaon; die letztern als eine Gesandtschaft der Griechen an Philoktet, um ihn, den immer noch schmollenden Besitzer des berühmten Bogens des Herakles, zu dem bisher stets vergebens erbetenen Schusse zu bewegen, durch welchen nach dem Spruche des Orakels Troja fallen und der lange Krieg sein Ende finden wird.

Das ist die Exposition des Stückes, an die zugleich die ersten Verwickelungen der Handlung sich schließen: Nach langem Hin und Wider verspricht Philoktet, den verhängnißvollen Schuß zu thun: wenn er eine weiße Hinde, der er im Gebirge nachstelle, erlegt, dann solle „sein zweiter Pfeil Ilium gelten“. Die weiße Hinde ist Oenone, die er bereits im Walde gesehen und deren Schönheit ihn bezaubert hat, sein Versprechen aber doppelsinnig auch insofern, als er, wenn er Oenonen gewonnen, den zweiten Pfeil — zu Iliums Glück — ruhig im Köcher stecken lassen und mit der Geliebten nach Griechenland entweichen will.

Zweiter Act. Aus ihres Vaters Hause hat Oenone bei der Flucht mit Paris ein Fläschchen geheimnißvollen Balsams mit sich genommen, der Todwunde heilt und ihnen neue Lebenskräfte giebt und dessen Wirkung sich noch eben erst an Makareus bewährt hat, dessen Töchter Oenonen's Wohnung dankbar bekränzt haben. Dieser Balsam ist der Verlassenen einzige Hoffnung: Beim Abschiede von dem geliebten Paris bat sie diesen einst, in kommenden Zeiten sich dieses ihres Besitzthumes und seiner Wunderkräfte zu erinnern; und da jetzt, wie sie wohl weiß, Hektor gefallen ist und die Troer täglich Paris bestürmen, für den Gefallenen in den Kampf zu ziehen, jetzt, hofft sie,

„kommt vielleicht der Tag, wo ich ihn heile
Zuerst von einer off'nen, blut'gen Wunde,
Die eines Griechen roher Speer ihm riß,
Dann aber von der schlimmern, unsichtbaren,
Geheimen Wunde, die das Griechenweib
Ihm schlug“.

Aus ihren Hoffnungsträumen schreckt sie Philoktetes' Ankunft. Er ist bis zu ihrer Wohnung gedrungen, er läßt sich nicht zurückweisen, er wirbt um sie. Oenone weist ihn ab:

Digitized by Google

„Es steht den Frauen,
Da Liebe Gunst ist, die nicht Gründe kennt,
Ein schweigendes Verweigern zu. Doch üb' ich —
Wenn weiter Du in mich nicht dringen willst —
Statt strengen Rechtes Gnade: Längst erhielt
Ein Anderer den Eidschwur meiner Liebe."

„Dieser Andere," setzt sie hinzu, „ist freilich todt für mich." Aber nicht für andere, kann ich helfen? entgegnet rasch der Grieche. — „Du?" —

„Ich bin ein Fürst der Griechen, bin noch mehr:
In diesen meinen Händen liegt das Loos
Von allen Männern, die an diesem Strande
Sei's in den Zelten wohnen hier am Meer,
Sei's dort in Ilium. Beim höchsten Gotte!
Hier Agamemnon mit den Griechenfürsten,
Dort Priamos mit allen seinen Söhnen
Sind jetzt wie Distelköpfe, die nach Laune
Der Stab des Hirten abmäht oder schont.
Und ich bin dieser Hirte mit dem Stab.
. . . Durch Göttersspruch fällt Troja,
Sobald durch meinen Schuß Held Paris sank."

Bei dem Namen Paris kann Oenone ihre Bewegung nicht verbergen und Philoktet weiß in dem gleichen Augenblicke, wer seinem Glücke hindernd im Wege steht. Jetzt ist sein Entschluß fest, den Schuß zu thun. Paris soll sterben, wenn Oenone Philoktetes' Werbung länger widersteht. Aber Oenone liebt noch immer ihren Paris über alles. Was soll sie thun? Nur List kann helfen, nur List, die sie die Götter zu verzeihen bittet, der Hoffnung, die sie stets gehegt, Erfüllung bringen:

„Die Leidenschaft des Griechen nützend,
Treib' ich ihn an, zu treffen den Geliebten,
Nur tödtlich nicht. Das muß er mir geloben.
Mag nun die Wunde schrecklich auch bedrohn
Sein Leben, — um so eher wird sich Paris
Der Heilung Spendenden im Schmerz erinnern;
Und ich errett' ihn so."

Und rasch entschlossen sagt sie nun zu Philoktet, der eben eine Probe seiner Schützenkunst vor ihren Augen abgelegt und sich erboten hat, durch's rechte Auge, tief in's Hirn, wenn sie es wolle, Paris zu erlegen:

„So viel verlang' ich nicht. Doch Deinem Schusse
Geb ich die Brust des Königssohnes Preis.
Nur merke wohl, was ich von Dir begehre.
Du triffst ihn nicht in's Herz, noch so daß plötzlich
Ihn Tod umfängt. Wenn Du ein Jäger bist,
So weißt Du, wie ein Wild oft manchen Tag

Digitized by Google

Im Waldgebüsch, am mondbeglänzten Teich
Sich blutend birgt, den bittern Pfeil im Blatt,
So triff ihn, anders nicht."

Philoktet: . . . . . . „Sag' an Oenone, wenn ich also thue,
Wenn ich gebiete meinem wilden Grimm,
Dem Feind das Herz nicht spalte mit dem Pfeil,
Daß er, den Staub mit seinen Zähnen knirschend,
Entseelt vom Wagen sinkt, wenn ich ihm gönne
Den sanftern Tod im Arme — Helena's
Und Abbruch thue meiner Schützenehre
Vor allen Griechen, was, für solches Opfer,
Hast Du zu bieten mir?"

Oenone: „Kommt Alles gut,
Dann — dann ist Liebe Deines Schusses Preis.
Und bis dahin kein Wort mehr zwischen uns,
Als dieses letzte: Willst Du's thun?"

Philoktet: „Ich thu's!" . . .

Im dritten Acte führt uns der Dichter in's Lager der Griechen. Den Zweifeln der Fürsten, ob Philoktet sich endlich zur Betheiligung am Kampfe rüsten werde, macht die plötzliche Erscheinung des Gewaffneten ein Ende. Aber bevor er sich anschickt, in's Schlachtfeld zu ziehen, läßt der Schlaue die Fürsten der Griechen sich durch Eidschwur verpflichten, ihn niemals die lange Verzögerung seines Schusses entgelten zu lassen. Triumphirend sieht Philoktet die Griechen ganz nach seinem Wunsche handeln, und, obwohl von Thersites, der die Sache durchschaut, verhöhnt, opfert er der Hoffnung seines Glückes mit Oenone sein Rachegefühl gegen die Griechen. Wirklich wird Paris durch seinen Pfeil zum Tode verwundet und wirklich erinnert jener sich auch, daß nur Oenone es ist, die ihn heilen kann. Zu ihrer Behausung wird er zu Anfang des vierten Aufzuges gebracht.

Voll Schamgefühl sieht Paris Oenonen sich gegenüber. Nicht ohne süße Hoffnung, aber zurückhaltend und fest entschlossen, bevor sie ihn heilt, sein Herz zu erforschen, hat Oenone den Verwundeten aufgenommen. Ein zärtliches Wort von Paris giebt ihrer Hoffnung stärkere Regung und macht sie weich. „Wohl euch, o Herr, denn Schuldgefühl, wo Schuld begangen ward, Entstellt die Seele nicht." Aber bald kommt die schreckenvolle, immer still gefürchtete Enttäuschung. Die Erinnerung an seine Liebe zu Oenonen ist Paris weiter nichts als ein Erinnern an ein Glück, das längst vergangen ist, das nicht mehr wiederkehrt; und heilen lassen will er sich und leben nur — um mit Helena zu leben. Oenone wird davon deutlich überzeugt, als sie sich erbietet, mit Paris in den Tod zu gehen.

Paris: „Warum denn sterben? Heilung suchend kam ich."
Oenone: „Der Tod heilt alles besser als das Leben."
Paris: „Mich lockt das Leben noch."

Digitized by Google

Oenone: „Auch mich durchrinnt
Der warme Strom, der seine Purpur-Wellen
So leise durch die weichen Glieder sendet,
Von Pulsschlag uns zu Pulsschlag weiter lockend,
Daß wir zuletzt wohl glauben, ewig müßte
Dies kaum bemerkte süße Pochen dauern.
Jedoch weshalb denn ewig, wenn das Beste,
Was uns die Welt mag bieten, wir gekostet.
Ich bin bereit zu sterben, wenn Du willst."
Paris: „Ich, den des Todes Fittig schon umrauscht,
Ich — bin es nicht."
Oenone: „Wenn ich voran Dir schreite?
Gleich jenen Schatten wandeln wir dahin,
Die einst des Hades dunkle Nacht verließen,
Zur Lichtwelt strebend; Orpheus geht voran,
Ihm folgt von fern die Gattin. Aber wir,
In umgekehrter Richtung schreitend, ändern
Die Ordnung auch. Du folgst; ich geh' voran."
Paris: „Oenone! hält Dich nichts zurück am Leben?"
Oenone (ängstlich forschend): „Und was hält Dich zurück? frag ich dagegen."
Paris: „Vernimm mich recht, Du Theure. Nicht mißdeute
Die schlichte Rede meiner bleichen Lippen.
Ich liebte Dich — — . . . .
. . . . Heute noch bist Du mir theuer,
Gern ruf' ich mir die holden sanften Tage,
Ach, jede süße Stunde mir zurück . . . . .
Doch alles dies — verzeih — es lebt wohl in Erinn'rung;
. . . . Doch einem andern gegenwärt'gen Glück
Gilt jeder Athemzug des flücht'gen Lebens."
Oenone: „O sprich's nicht aus."
Paris: „Willst Du denn Täuschung lieber?"
Oenone: „Den Namen sprich nicht aus!" . . .
Paris: „Heilung begehr' ich."
Oenone: „Für die Buhlerin,
Die Dir den Sinn verzaubert hat, zu leben?
O, sind denn alle Schätze stiller Liebe,
Hingebender Entsagung, treuer Pflege,
Selbstüberwindender Geduld, die heimlich
Im reinen Busen eines Weibes ruhen,
Für Euch, Ihr Männer, nichts vor einem Lächeln
Auf glattem Antlitz? . . . .
Ich habe Dich erkauft mit meiner Seele,
Den Göttern abgerungen hab' ich Dich.
Noch weißt Du nicht, daß ich den Pfeil beflügelt
Den Philoktet vom heil'gen Bogen sandte.
Und hätt' ich alles dies umsonst gethan?"
Paris: „Weh mir! vernehm' ich recht? O! dann vergebens
Hofft ich auf Dich."
Oenone: „Wohlan, ich heile Dich!
Und Du — undankbar, wie kein wildes Thier, —

Digitized by Google

Der kranke Löwe leckt die Hand der Pflege —
Du gehe dann von mir mit hartem Sinn.
Doch eines schwöre mir, daß Du die Griechin
In Fesseln führst in's Lager der Achaier,
So endend diesen mörderischen Krieg.
Mag auch mein Herz zu kaltem Stein erstarren,
Mag Einsamkeit, wie eines Kerkers Mauern
Mit dunkler Nacht auf meinen Geist sich senken,
So weiß ich eins: ich habe Dich gerettet,
Und an der schamlos frechen Buhlerin
Mein ganz Geschlecht gerächt. Du aber wandelst
Durch Friede-Stiften sühnend Deine That
Ein viel Gesegneter in Deinem Volke.
(Den Krystall emporhebend.)
Hier quillt Dir Leben. Leiste mir den Schwur!"

Paris: „Schön ist das Dasein. Doch wenn Du die Sonne
Vom Himmel reißest, ihre Gluth zu löschen
Im tiefen Meer — dann ist das Leben kalt.
Ha welche Gluth wallt mir im Herzen auf.
Das sind die Küsse Helena's. Heiß! heiß!
O, was weißt Du, wie sie das Leben schmückt!
. . . . Wie oft an meinen Lippen — —
Wie oft an meinem Busen! Komme Tod! — —
Das ist — vielleicht — noch unerhört Welt,
Daß sich ein Sterbender entzückt — um Schönheit.
Das konnte wirken — Helena allein.
Das ist ihr Ruhm — nichts sind die andern — Weiber."

Er sinkt erschöpft zurück, empört und verzweifelt aber schleudert Oenone das lebenbergende Gefäß in den Abgrund.

Sie ist fast leblos an der Bahre des Paris niedergesunken. Als sie wieder zu sich kommt, durchstürmen Reue und Verzweiflung ihr Gemüth und — Philoktet kommt, den Lohn für seinen Schuß zu fordern. Seine Zurückweisung und seine Erkenntniß, daß Oenone mit der Liebe, die sie als Preis für Philoktet's Schuß gesetzt, ihre Liebe zu Paris im Sinne gehabt hatte, bilden den Schluß des Actes.

Der fünfte Aufzug bringt den Glanzpunkt des Stückes und eine neue überraschende Wendung der Handlung.

Im Königspalaste zu Ilium liegt der Leichnam des Paris auf hohem Trauergerüste. Und dennoch hat man dort eben ein Fest gefeiert, zu dem der vermeintliche Rückzug der Griechen, die eben das Männer bergende Roß in die Stadt gebracht, den Anlaß gegeben. Aber als die Lichter im Saale verlöscht sind, wird doch der Trauer ihr Recht: Polyxena, Helena, Priamos kommen zu dem Todten. Helena will bei ihm wachen und schickt die andern zur Ruhe. Ein langes Selbstgespräch eröffnet uns ihr Herz: Es ist ganz nur die sinnliche Liebe, die sie mit Paris verband:

Digitized by Google

„Ich weine nicht, mein Gatte. Gute Stunden
Des Glückes haben wir vereint gekostet.
Ihr Sonnenschein durchwärmt jetzt meine Brust
Und trinkt die Nebel all des Grams. Ich liebte
Dich mächtig, wie in dem Geschlecht man liebt,
Dem Zeus sein Feuer in die Adern goß!
Das macht zu allem Schmerz die Stirn mir heiter.
Und — freit ein Andrer bald um mich — (auch das
Kann ich vor Deinem Leichnam still bedenken,
Denn ganz war ich die Deine, gab mich ganz
Zu eigen Dir), — wohlan so wird im Arme
Des künftigen Gatten mir Dein holder Leib,
Dein süßer Kuß, Dein dunkel glühend Auge
Auf ewig unverloren sein. — Es war!"

Da erscheint Oenone an der Pforte des Trauergemaches. Ohne Helena zu bemerken, schreitet sie zum Leichnam hin:

„O mein Gemahl, wie still, wie bleich, wie streng!
Weckt Dich kein Kuß? — Weh! dieser Mund ist kalt." —
. . . . . . Wo weilst Du nun, mein Gatte? Bist schon weit
Du mir vorangeschwebt? — Was gilt's, ich hole
Den Flüchtling ein?"

Helena: „Wenn nicht der Wahnsinn spricht
Aus diesem Mund, so will hier ein Geheimniß
Sich offenbaren.
(Hinzutretend und den Arm auf Oenonen's Schulter legend.)
Unbekannte Fremde!
Du bist hier mit dem Todten nicht allein.
Richt' auch an Lebende zuletzt die Rede.
. . . . . . Dieser Platz gebührt der Gattin nur."

Oenone: „Und ist Oenone seine Gattin nicht?"

Helena: „Wer ist Oenone?"

Oenone: „Bitt're Frage! — Ha!
Wer bist Du selbst?"

Helena: „Kann hier in Ilium
Ein Weib denn wohnen, das mich nie gesehn?
Und kannst Du's nicht errathen? Wer wohl weilte
Zur Nachtzeit hier am Lager dieses Helden,
Wenn nicht die Gattin Helena — —"

Oenone (mit einem Schrei aufspringend): „Bist Du's? . . .
Und hast vorhin die Schulter mir berührt — —
Entflieh! und störe nicht im Tode noch
Die Du im Leben auseinander rissest."

Helena: „Ich ahne wer Du bist . . . . . ."

Oenone: „Wagst Du zu lästern hohe reine Liebe?
Verlaß uns, Ehebrecherin! — Zwei Ehen
Hast Du zerrissen. Mir allein gebührt es
Zu stehn an diesem Lager."
. . . .

Digitized by Google

Helena: „Ich frage nur: Wer von uns war sein Weib?
Wem schenkt er ganz sein Herz und seine Seele?"
Oenone: „Mir einst zuerst, bis Du sie mir gestohlen."
Helena: „So warst Du einst sein Weib, als mein Gestirn
Noch nicht an seinem Himmel aufgegangen,
Seit er mich sah, war'st Du ihm nichts . . . . ."
. . . .
Oenone: „O wie verwandelt mir dies Weib
Den Thränenregen reuevollen Leides
In zorn'gen Hagelschauer! Ach mein Gatte,
Verzeihe, daß ich rühmen muß, was tödtlich
Zugleich als Stachel mir das Herz durchbohrt — — —
Wohlan denn, Helena! Gabst Du ihm Lust?
Ich gab ihm beß'res noch, gab ihm das Höchste,
Was ihm, dem schnöd entehrten Mann allein
Noch Wohlthat war, nachdem im Schäferspiele
Den Lorbeer seiner Ehre Du entblättert:
Ich ließ ihn tödten; denn das war sein Recht."
Helena: „Du rasest! — Hörst Du's Paris? Hörst Du sie?
Das ist nun die berühmte hohe Tugend.
Wie anders liebte Deine Helena!"
Oenone: „Und doch ist diese mörderische Liebe
Zuletzt die echte. — Sprich, wo ist Dein Gatte?"
Helena: „Wo Du ihn hingestreckt, dort auf dem Lager."
Oenone: „Bist Du sein treues Weib, was zögerst Du?
Geselle dort Dich ihm."
Helena: „Ihn selbst umfängt
Das stille Reich der Todten."
Oenone: „Wie? Und du
Bist lebend hier auf Erden?"
Helena: „Du nicht auch?"
Oenone: „Nicht lange mehr. Bei allen Göttern! nein!
. . . .
Hier, Helena, Du aphroditisch Weib
Du Weib der Liebe, lern in Deinem Leben
Zum ersten Male wahre Liebe jetzt. . . . . .
Sieh, meine Liebe, sieh! nicht fürchtet sie
Die blassen Lippen, nicht den starren Mund,
Das Thor, das uns halb offen stehend sagt,
Des Hauses edler Herr sei fortgezogen.
Blutlose Wangen dünken jetzt mich schön . . . .
Ich will die Farben meines Liebsten tragen . . .
O Helena, nur wie die Eintagsfliege
War Deine Lust, doch ewig wie die Sterne
Wird meine Liebe sein. — Leih mir Dein Schwert
Du schöner todter Held. — (Sie nimmt das Schwert des Paris.)
Nun Helena!
. . . . Gönnst Du endlich mir den Gatten? . . .
Du schauderst? . . . Ha!
Ich komme Paris!"

Und sie durchbohrt sich mit dem Schwerte, in süßem Tode siegreich über die Nebenbuhlerin. Noch faßt diese das Geschehene kaum, als Flammenschein und Kriegsgeschrei die Stille der Nacht vertreiben; die Griechen haben die Stadt in Besitz genommen; Thersites und Diomedes dringen in den Palast, dann Philoktet mit den Seinen; zuletzt die Führer des griechischen Heeres. Zwei Schuldige werden ihrem Richter überliefert: Helena ihrem rechtmäßigen Gemahle, Menelaos; Philoktet, der eigennützige Schütze, den der Anblick der todten Oenone schon fast vernichtet, seinem König Agamemnon.

So endet das schöne Stück, das man die dramatische Darstellung der falschen und der wahren Liebe nennen könnte. In den Händen zweier bedeutender Schauspielerinnen dürften namentlich die weiblichen Hauptrollen auf der Bühne eine große Wirkung üben, das Ganze aber vor vielen andern Stücken einen hervorragenden Platz behaupten. Und je mehr wir Jahr für Jahr den Mangel an poetisch bedeutenden und theatralisch wirksamen Stücken zu beklagen haben, um so mehr sei diese höchst erfreuliche Leistung den deutschen Bühnen empfohlen.

Es ist wahr, daß auch hier nicht alles allen Anforderungen zu entsprechen vermag: Der antike Charakter des Stückes ist nicht durchweg festgehalten: Besonders dürfte die Gestalt des Thersites (dem der Dichter ein längeres Leben gegönnt hat als die Sage) in ihrer modern pessimistischen Haltung Widerspruch finden und die ernsten Worte, die er am Schlusse des Stückes spricht, mit seinem sarkastischen (übrigens sehr originellen) Humor nicht sonderlich in Einklang gefunden werden. Auch die Berufung Helena's auf ihren Nachruhm (Seite 127) dürfte kein ganz glücklicher Zug zu nennen sein: die lebensvolle Gestalt verflüchtigt mit dieser geschichtlichen Perspective ihr Bild wohl mehr als sie es hebt. Bisweilen ist eine Bildlichkeit wohl etwas verschwommen und zu modern-sentimental, wie zum Beispiel die Vergleichung des Schmelzes von Paris' Stimme mit dem Abendroth im Pinienwalde (S. 95); und endlich darf man, weil ein Kunstwerk selten ohne Schaden für sich selbst an ein anderes erinnert, wohl auch ein paar wörtliche Anklänge an andere Dichter sich wegwünschen.

Doch solche Ausstellungen im Einzelnen haben dem Werthe des Ganzen gegenüber wenig zu bedeuten. Und das Stück ist ein Ganzes, und ist als Ganzes schön, nicht blos reich an schönen Einzelheiten. Wir haben nicht viele neue Dramen, von denen sich das sagen läßt. Um so mehr ist dem Dichter der beste Erfolg seines Werkes zu wünschen.*)

L. Hirzel.

*) Von demselben Verfasser ist soeben auch ein neues Schauspiel ausgegeben worden: „Die Königin des Ostens". Zürich 1880.

Digitized by Google

Aus dem deutschen Reichstage.

Der Reichstag hat seine Osterferien begonnen, die bis 6. April dauern sollen und bis zu gewissem Grade hat er sich ein Recht auf diese Ruhepause erworben, denn selten sind in einer Session die Geschäfte so prompt und rasch erledigt worden, wie im bisherigen Theile der gegenwärtigen, der freilich nur zum Theil den vollen Abschluß, zum Theil nur die weitgehende Vorbereitung der wichtigsten Aufgaben hat ermöglichen können. Der Etat ist rechtzeitig vor Ablauf der Etatsperiode fertig gestellt und es bedarf diesmal nun nicht der für die Verwaltung so peinlichen und störenden interimistischen Feststellung. Militär- und Socialistengesetz sind in den Commissionen fertig gestellt und haben damit wenigstens drei Viertel ihrer Laufbahn zurückgelegt, hinsichtlich des Brausteuergesetzes ist durch die bisherige Berathung seine Ablehnung annähernd sicher gestellt und auch dem Verfassungsgesetze wegen Verlängerung der Budgetperioden und Beschränkung der Reichstagsthätigkeit scheint das gleiche Schicksal besiegelt, da alle Theile stillschweigend übereinstimmten, es bisher unangerührt zu lassen. Ein wichtiger Initiativantrag endlich aus dem Hause selbst, Abänderung der Gewerbeordnung betreffend, ist so weit berathen, daß für seine fernere Behandlung wenigstens einige Unterlage gewonnen ist. Hiermit ist, abgesehen von der Erledigung einiger minder wichtigen Aufgaben, gewiß schon viel erreicht und es beweist dies, daß, wie sehr auch die Wirthschaftsreform des vorigen Jahres in allen Parteien ohne Ausnahme Differenzen und Schwankungen erzeugt hat, die ihrer Beilegung zum Theil noch harren, doch die pessimistische Auffassung falsch ist, die hierin einen Zersetzungsproceß erkennen will, der jede positive Thätigkeit des Reichstages ausschließe. Im Gegentheil, trotz aller Schwierigkeiten hat sich die positive Thätigkeit gerade recht wirksam erwiesen und zeugt von der gesunden Lebenskraft des Reichsgedankens, der trotz aller Differenzen seine Wurzeln doch so tief geschlagen hat, daß Alle, auch die Widerstrebenden, von ihm beherrscht werden. Nach Ostern handelt es sich nun außer der Erledigung der erwähnten zur Zeit nur vorbereiteten wichtigen Vorlagen hauptsächlich noch um wichtige und umfangreiche Gesetze wegen des Faustpfandrechtes für Pfandbriefe (für den Credit des Grundbesitzes von großer wirthschaftlicher Bedeutung), wegen des Pfandrechtes an Eisenbahnen, wegen des Wuchers, wegen Abwehr von Viehseuchen (mit Ausnahme der gesetzlich bereits geordneten Rinderpest), und um ein noch zu erwartendes Börsensteuer- und Stempelsteuergesetz, vielleicht auch noch um weitere Steuervorlagen. Es ist zweifelhaft, ob alle diese Aufgaben in dieser Session ihren Abschluß finden, zur Zeit aber ist die Hoffnung berechtigt, daß die wichtigsten davon bis Ende Mai

Digitized by Google

unter Dach gebracht sind, so daß alsdann der preußische Landtag seine nothwendige Nachsession beginnen kann. Möglich, daß alsdann ein Herbstreichstag die künftige Saison vor den Landtagen eröffnet, anstatt wie jetzt ihnen nachzufolgen, denn die durch den vorjährigen Franckenstein'schen Antrag eingetretene größere Abhängigkeit der Landesfinanzen von den Reichseinnahmen macht es nothwendig, daß das Reichsbudget eher festgestellt wird als die Landesbudgets und daß also der Reichstag den Einzellandtagen vorausgeht. Ein Nichtzustandekommen des Gesetzentwurfes wegen zweijähriger Etatsperioden würde diese Möglichkeit sehr nahe legen. Dieses Nichtzustandekommen wird aber durch das Verhalten des Centrums wahrscheinlich gemacht. Denn das Centrum will zwar für das Reich die zweijährigen Etatsperioden genehmigen, nicht aber für Preußen, wo es die jährliche Wiederkehr der Budgetdebatten zur Ausbeutung für Culturkampfreden nicht entbehren will. Damit wäre natürlich der wesentliche Zweck des Gesetzes vereitelt und nur die dem Centrum erwünschte Wirkung erreicht, daß der Reichstag mit zweijährigen Etatsberathungen degradirt und das preußische Abgeordnetenhaus in den Vordergrund gestellt würde. Da begreiflicherweise diese Tendenz anderen Leuten außer dem Centrum nicht zusagt, so wird damit das Scheitern der beabsichtigten Verfassungsänderung wahrscheinlich und daraus könnte dann eine Berufung des Reichstages im October oder November und des preußischen Abgeordnetenhauses im Januar oder Februar folgen, während bisher die Reihenfolge umgekehrt war.

Die Aufstellung des Etats ist so erfolgt, daß durch eine Reihe von Abstrichen in den Ausgaben und höhere Einstellung von Einnahmen nicht nur die vorgeschlagene Erhöhung der Matricularbeiträge um circa sieben Millionen vermieden, sondern noch eine Abminderung derselben gegen das Vorjahr erreicht worden ist. Die Neigung zum Abstreichen scheint allerdings theilweise über das zulässige Maß hinausgegangen zu sein, es sind namentlich im Bereiche der Post- und Telegraphenverwaltung die Mittel für eine Reihe nothwendiger Bauten verweigert worden zum großen Nachtheile völlig berechtigter Verkehrsinteressen, die darunter schwer zu leiden haben. Ein am unrechten Orte angebrachtes Streben nach Sparsamkeit hatte hieran wohl ebensoviel Antheil, wie die weit verbreitete Meinung, daß der Chef des Postwesens mit seinem hervorragenden organisatorischen Talente, dem wir die größten Erfolge verdanken, auch eine selbstherrliche Rücksichtslosigkeit und eine starke Neigung für kostspielige Bauten verbinde, die einer straffen Zügelung nicht entbehren könne. Wie begründet oder unbegründet diese Meinung sein mag, jedenfalls ist sie vorhanden und hat der wohlwollenden Aufnahme Eintrag gethan, die sonst die Pläne und Vorschläge unserer trefflichen Postverwaltung zu finden pflegten. Den wesentlichsten Einfluß auf die Gestaltung des Budgets hat

natürlich die Schätzung des finanziellen Erfolges der im vorigen Jahre verwilligten Zölle und Steuern. Im allgemeinen überwog im Reichstage die gewiß richtige Anschauung, daß ihr Gesammteffect erst nach einigen Jahren vollständig hervortreten könne, daß eine völlig sichere Abmessung ihres Effectes für die gegenwärtige Etatsperiode noch nicht möglich sei, daß aber große Wahrscheinlichkeit die von der Regierung angenommene Schätzung des Ertrages als zu gering erscheinen lasse. Namentlich Delbrück's Ausführungen befestigten die Hoffnung auf einen nicht unbedeutend höheren Ertrag. Ob der Reichstag nun andererseits in seiner Schätzung des Mehrertrages zu weit gegangen, und ob er wohl daran gethan hat, solchen möglichen Gewinn der Zukunft schon jetzt in sichere Rechnung zu stellen, darüber wird es gestattet sein, Zweifel zu hegen. Daran aber halten wir fest, daß die neuen Zoll- und Steuerfestsetzungen des vorigen Jahres eine längere Zeit brauchen, um ihre finanzielle Wirkung vollständig entwickeln zu können und daß man dies abwarten muß, ehe man neue Finanzquellen erschließt durch Verwilligung neuer Steuern. Deshalb hat die Brausteuer jetzt keine Aussicht auf Annahme, die Quittungsstempelsteuer, die so widerwärtige Erschwerung des täglichen Verkehres und Hinterziehungsversuche in sich schließt, eben so wenig, am ehesten noch die Börsensteuer.

Die Frage über das System Stosch, die wir im letzten Berichte berührten, hat mittlerweile in diesen Blättern von anderer Seite Besprechung gefunden, so daß wir nicht ausführlich darauf zurückkommen wollen. Nur das möchten wir noch bemerken, der Hänel'sche Antrag, den Chef der Marine zur Vorlegung ausführlicher Mittheilungen über den Untergang des „Großen Kurfürsten" aufzufordern, hätte, wenn ihm entsprochen worden wäre, nur dahin führen können, den Reichstag zu einer Kritik des in der Sache ergangenen richterlichen Erkenntnisses zu veranlassen, d. h. zu einem Uebergriffe in das Gebiet der Rechtsprechung. Gleichzeitig lag darin ein wenig überlegtes Eingreifen in das vorsichtig zu behandelnde Grenzgebiet zwischen der Verwaltung und der Armeeverwaltung im besondern und der Controle durch den Reichstag, ein Grenzgebiet, das der Abgeordnete Windthorst mit Recht vorsichtig zu behandeln und zu respectiren ermahnte. Die ganz menschliche und berechtigte Erregung des Gefühles angesichts eines so erschütternden Unglücksfalles, wie es der Untergang des „Großen Kurfürsten" war, schien mehr als die ruhige und besonnene Erwägung einen Antrag dictirt zu haben, der durch seine Annahme wie durch seine Ablehnung allemal für den Reichstag eine Verlegenheit sein mußte, der aber den beabsichtigten Zweck nie erreichen konnte. Man wollte Beschwerde erheben über angebliche Mängel in unserer Marineverwaltung, im System Stosch. Diese Mängel bezeichnete und specialisirte der Antrag aber nicht, weil man sie eben nicht kennt, sondern

Digitized by Google

nur vermuthet, anstatt dessen verlangte man einen Bericht über den Untergang des „Großen Kurfürsten", in der Hoffnung, darin vielleicht etwas zu finden, woraus man Anklagen formuliren könnte. Die Verwaltung sollte also selbst das Material liefern für eine mögliche, nicht etwa für eine als berechtigt nachgewiesene Anklage. Uebrigens wußte Jedermann, daß der Chef der Marine in der Ausführung seines Verlangens, dem Reichstage eine ausführlichere Mittheilung über die Sache zu machen, als die im Marineblatte enthaltene, durch einen höheren Willen behindert worden war und die weitere Verfolgung des Antrages, wenn er angenommen worden wäre, mußte sich also dann nach dieser Seite hin wenden. Daß dabei der Reichstag den Kürzeren hätte ziehen müssen, das leuchtet ein bei einem Antrage, dem so sehr das sichere Fundament und die Specialisirung fehlte und der so starke Verwandtschaft mit einem Eingriffe in die Rechtsprechung hatte. So war der Reichstag in die peinliche Nothwendigkeit versetzt, einen Antrag ablehnen zu müssen, der als ein Ausfluß humaner Empfindung und Mitgefühles berechtigt scheinen konnte, der aber politisch wenig überlegt war und einen Erfolg für Verbesserung unsrer Marineverwaltung nicht haben konnte. Die Frage, ob und welche Mängel in unserer Marineverwaltung enthalten sein sollen, ist dadurch nicht beantwortet, nicht gefördert, und das hätte sich der Antragsteller voraussagen können. Wir wollen diese Frage weder bejahen noch verneinen, freuen uns aber an der Thatsache, daß unsere junge Marine in ihrer gesammten Haltung und Leistung im Auslande hohe Achtung und Anerkennung genießt, mehr als in der Heimath. Sie ist dahin gebracht worden binnen wenigen Jahren durch das Organisationstalent und den eisernen Willen des Admirals von Stosch, dem die schwere Aufgabe zugefallen war, die junge Marine heranzubilden und in der Zeit ihrer Entwickelung sie doch schon als ein Werkzeug für unsere auswärtige Politik dienstbar zu machen, eine Doppelaufgabe, welche die höchste Anspannung aller Kräfte nothwendig machte und die Manches anders anzufassen nöthigte, als es sonst wohl hätte der Fall sein können. Einen Mann wie von Stosch, der so bedeutendes für das Land geleistet hat, wollen wir nicht über Bord werfen, auch wenn seine Verwaltung an einzelnen Mängeln leiden sollte.

Das Militärgesetz ist nun von der Commission auf den unveränderten Grundlagen des Regierungsentwurfes durchberathen und angenommen, wesentlich erweitert und verbessert durch eine Reihe von Bestimmungen, die den Umfang der Verpflichtungen der einzuübenden Ersatzreservisten genauer feststellen und die wirthschaftlichen Nachtheile, die mit der neuen Einrichtung verbunden sind, möglichst mildern. Darin erkennen wir einen großen Gewinn, denn die wirthschaftliche Last, die mit dieser Heranziehung der Ersatzreservisten verbunden ist, wiegt uns schwerer, als die finanzielle Last, die durch

das Gesetz bedingt wird. Die Militärverwaltung zeigte bei diesen von der Commission gemachten Zusatzbestimmungen ein dankenswerthes Entgegenkommen und jede schonende Rücksicht, um die Militärlast weniger drückend zu machen. Alle bisher schon der Ersatzreserve Zugewiesenen bleiben von den neuen Verpflichtungen des Gesetzes befreit, dasselbe bezieht sich nur auf die künftigen Ersatzreservisten, übt also seine volle Wirkung erst nach mehreren Jahren. Die Zahl der jährlich einzuübenden Reservisten wird jährlich im Etat festgestellt. Die Zeit der Einberufung wird lange vorher durch Einvernehmen zwischen Civil- und Militärbehörden unter Berücksichtigung der Zeit, die für die Mannschaften des Bezirkes die geeignetste scheint, festgestellt. Die im Entwurfe angenommenen 20 Wochen Uebungszeit sind auf 18 Wochen reducirt und anstatt je 2 Uebungen von 8 und je 2 Uebungen von je 2 Wochen sind nun 1 Uebung zu 10, ferner 1 zu 4 und 2 zu je 2 Wochen angenommen. Eine neue Bestimmung, wonach die Angehörigen des geistlichen Standes von den Bestimmungen des neuen Gesetzes befreit bleiben sollen, wird hoffentlich nicht die Zustimmung des Reichstages finden. Es wäre dies eine Durchbrechung des Principes der allgemeinen Wehrpflicht, während im Uebrigen das Gesetz die allgemeine Wehrpflicht weit consequenter als bisher durchführt und dem Scharnhorst'schen Ideale näher bringt.

Das Gesetz ward in der Commission gegen die Stimmen des Fortschrittes und des Centrums angenommen. Die bei der ersten Plenarberathung noch unentschiedene Haltung des Plenums scheint damit nunmehr als eine entschieden verneinende festgestellt zu sein. Man wird annehmen können, daß auch im Plenum Fortschritt und Centrum mit wenigen Ausnahmen gegen das Gesetz stimmen, dazu kommen dann die verneinenden Socialdemokraten, Polen, Anhänger der Volkspartei und einige Wilde, so daß diese Minderheit, wenn sie noch etwa 20 Stimmen gewinnen könnte, sich allenfalls in eine Mehrheit verwandeln könnte. Eine starke, von Berlin aus betriebene Agitation macht nun den Versuch, diese Stimmen zu gewinnen, indem in verschiedenen Wahlkreisen Versammlungen in Scene gesetzt werden, die Resolutionen fassen gegen Militär- und Socialistengesetz und ihren nationalliberalen Vertretern im Reichstage mit der mehr oder minder höflichen Androhung eines Mißtrauensvotums zusenden für den Fall, daß sie für diese Gesetze stimmen würden. Mehrere Abgeordnete versuchte man bereits vergeblich auf diese Weise einzuschüchtern und zu einem ihrer Ueberzeugung entgegengesetzten Votum zu bewegen. Wir glauben nicht, daß diese sichtbar von Einer Stelle aus eingeleitete Agitation, die sich gleichzeitig in Magdeburg, Danzig, Görlitz und anderen Orten bemerkbar machte, dem Gesetze schließlich die Mehrheit entziehen kann. Doch zu unterschätzen ist diese Agitation nicht, denn viel Stimmen dürfen nicht verloren gehen, wenn dem Gesetze die Mehrheit

bewahrt bleiben soll. Aber wie beschämend sind solche Erscheinungen für uns Deutsche den Franzosen gegenüber, die den erbittertsten Parteikampf vergessen in allen Fragen, die die Wehrhaftmachung ihres Vaterlandes betrafen.

Das Socialistengesetz ist ebenfalls von der Commission fertig gestellt, und zwar ganz in dem Sinne, wie die nationalliberale Fraction bei ihrer ersten Berathung darüber es gestaltet hatte. Anstatt der fünfjährigen Verlängerung ist eine $3^1/_2$jährige, d. h. bis zum 30. September 1884, gesetzt (dieser Endtermin anstatt des 31. März beruht auf geschäftlichen Gründen), außerdem ist eine authentische Interpretation beigefügt, wodurch das Gesetz auf Reichstagsmitglieder wegen ihres Verweilens in Berlin während des Reichstages für unanwendbar erklärt wird, und eine Resolution, wonach die Sammlungen für hinterbliebene Familienglieder nicht unter das Gesetz fallen sollen. Damit ist also das Gesetz angenommen ohne jede principielle Aenderung, denn die Verkürzung der fünfjährigen Frist, wofür wir uns schon früher aussprachen, ist keine Princip-, sondern nur Zweckmäßigkeitsfrage. In der Commission war die Stellung des Centrums dem Socialistengesetze gegenüber getheilt, theils zustimmend, theils verneinend, im Plenum wird wohl dasselbe der Fall sein; es scheint aber in dieser Frage die Zahl der Bejahenden bei weitem größer als die der Verneinenden.

Die Frage der deutschen Rechtschreibung, die neulich den Reichstag schon im Vorbeigehen berührte und die jetzt in Folge eines besondern Antrages Gegenstand eingehender Verhandlungen werden sollte, ist leider wegen vorgerückter Zeit nicht mehr zur Verhandlung gekommen, und nach Ostern, wo das neue System in den preußischen Schulen eingeführt sein wird, kommt der Antrag freilich nur noch sehr theilweise zur Geltung. Der Antrag geht dahin, daß der Reichskanzler im Wege der Verhandlung dahin wirke, daß Anordnungen wegen deutscher Rechtschreibung nicht einseitig von einzelnen deutschen Landesministerien, sondern nur auf Grund einer Verständigung aller deutschen Regierungen über gemeinsames Verfahren erfolgen mögen. Vielleicht darf ich in diesen Blättern ausführlicher auf den Gegenstand zurückkommen. Leider ist der Mißerfolg des Antrages bereits gewiß, da der preußische Cultusminister aus der Aufrechthaltung seiner Anordnung unbegreiflicherweise eine Cabinetsfrage gemacht und in Folge dessen Conservative und Centrum die Angelegenheit nicht nach ihrem sachlichen Werthe, sondern nur als eine politische Parteifrage behandeln. Dieses Schicksal hatte die deutsche Orthographie sich wohl nicht geträumt. Das sind bedauerliche Wirkungen der Fractionspolitik. Wir haben uns früher schon darüber ausgesprochen und wollen heute nicht wieder darauf eingehen. Aber eines Ereignisses aus dem Fractionsleben müssen wir zum Schlusse doch gedenken, das ist der nunmehr formelle Austritt des Abgeordneten Lasker aus der nationalliberalen Frac-

tion. Er kam nicht mehr überraschend, war auch eigentlich nichts neues, sondern nur der formelle Ausdruck eines bereits seit längerer Zeit mehr und mehr hervortretenden innern Zustandes, nämlich der fehlenden innern Harmonie zwischen Lasker und dem größeren Theile der Fraction. Wie sehr dieses Ausscheiden dadurch auch natürlich und gewissermaßen eine innere Nothwendigkeit ward, so bleibt doch das Ausscheiden Lasker's mit seiner dialektischen Schärfe, seiner Schlagfertigkeit, seiner Arbeitskraft und auch seiner Integrität und seinem hohen sittlichen Ernste ein schwerer Verlust für die Fraction, die gewiß bei aller Eigenart und Sonderstellung Lasker's seines verdienstvollen Wirkens immer dankbar eingedenk bleiben wird. Ob Andere dem Lasker'schen Beispiele folgen oder nicht, das weiß jetzt Niemand zu sagen, vielleicht wissen es auch diejenigen noch nicht, von denen man solch Ausscheiden am meisten erwarten könnte. Für den Augenblick scheint es, als solle das Lasker'sche Beispiel ohne Nachahmung bleiben oder solche doch nur ganz vereinzelt finden. Wir würden es tief beklagen, wenn die nationalliberale Fraction durch weiteres Abbröckeln und Ausscheiden hervorragender Mitglieder zu politischer Bedeutungslosigkeit herabsinken sollte. Denn so unentbehrlich ist gerade diese Partei für unser politisches Leben, daß, wenn persönlicher Hader, der leider eine viel zu große Rolle in unserm politischen Leben spielt, diese Partei heute zerstören sollte, sie morgen neu begründet werden müßte und begründet werden würde. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Victor Hugo. Sardou. Zwei neue Akademiker. Zola's Nana. — Victor Hugo hat in letzter Zeit mehrfach von sich reden gemacht. Seine etwas naive Zuschrift an den Präsidenten und die französische Regierung, betreffs Auslieferung des Nihilisten, in der er den Despotismus und Nihilismus als Milchbrüder und abscheuliche Erscheinungsreformen derselben politischen Thatsache hinstellt, muß man dem Romantiker zu Gute halten. Bemerkenswerth jedoch war die Jubelaufführung Hernani's im Theater français, die François Coppée in seinem von Sarah Bernhardt vorgetragenen Festgedicht: „La bataille d'Hernani", als die goldene Hochzeit jenes Dramas mit dem Ruhme zu bezeichnen beliebte. Es war gleichzeitig die 241. Vorstellung des Stückes, welches seiner Zeit so allgemeines Aergerniß und einen Monate lang anhaltenden Scandal hervorrief, bis es schließlich siegreich aus dem Kampfe hervorging. Als sich nach dem Schluß der Vorstellung der Vorhang wieder hob, sah man die Künstler der Comédie française, welche in Hernani, Ruy-Blas und Marion Delorme mitwirken,

in ihren Kostümen die Büste Victor Hugo's von David d'Angers umgeben, und nun sprach Sarah Bernhardt, einen grünen Palmzweig in der Hand haltend, unter feierlicher Stille des Publikums, das sich leise von seinen Sitzen erhoben, Coppée's Verse. Hugo selbst war nicht anwesend. Als aber die Künstlerin die Worte: Vieux chêne, plein d'oiseaux, tu sens tressaillir tes branches sagte, wies sie mit ihrer Palme auf die Seitenloge hin, in der die beiden Enkel des greisen Dichters der Festvorstellung beiwohnten, was allgemeine Rührung hervorrief.

Wenige Tage später fand von Seiten der Presse im Continental-Hôtel eine große Festlichkeit zu Ehren Hugo's, sowie zur Feier seines 78. Geburtstages statt, zu der alle Berühmtheiten der Kunst, der Literatur und der Pariser Presse geladen waren. In den Tischreden, die gehalten wurden, erwähnte man mehrfach Hugo's noch nicht veröffentlichter Arbeiten, und Francisque Sarcey, der Hugo mit Shakespeare verglich, trank auf die Première des Torquemada. Der Jubilar selbst vermochte vor Rührung kaum einige Worte zu finden, und ihm selbst wie den Theilnehmern wird dieser seltene Tag in angenehmster Erinnerung verbleiben.

Das eigentliche literarische Ereigniß des letzten Monats war im Uebrigen Sardou's neues Stück „Daniel Rochat", dem am ersten Abend seiner Aufführung die Ehre eines sehr zweifelhaften Erfolges zu Theil wurde, welches jedoch seitdem die Gunst des Publikums mehr und mehr zu gewinnen scheint und die einzige unbedingte pièce de resistance des Theaterjahres zu werden verspricht. Hieran ist einestheils der vielbeliebte Name des Autors, vorzugsweise aber die ausgezeichnete Darstellung von Seiten der Künstler des Theater français Schuld. Ich möchte geradezu behaupten, daß der Verfasser des „Daniel Rochat" den größten Theil seines Erfolges Delaunay und Fräulein Bartet verdankt, die ihre ziemlich verschrobenen Rollen mit ganz bewundernswerthem Geschicke behandeln, wodurch das Ganze wie von einem magischen Zauber überfluthet wird.

Was das Stück selbst anbetrifft, so läßt sich Vieles dagegen sagen, doch ist es, im Einzelnen genommen, nicht schlechter als viele andere Stücke Sardou's, ja manchen, wie z. B. der „Fernande", noch vorzuziehen. Man behauptete anfangs, er habe, wie vormals im „Rabagas", in der Person seines jämmerlichen Helden Gambetta persifliren wollen — wahrscheinlich darum, weil das Stück im Kanton Genf spielt, wo der Präsident der französischen Kammer hin und wieder seine Ferien verbrachte. Dem ist jedoch nicht so, Rochat zählt vielmehr zur Species der gleichzeitig opportunistisch und radikal angehauchten Blagueure, er ist ein Mann ohne Ueberzeugung, der in Worten stets der Strömung des Tages voran zu sein scheint, ihr im Uebrigen jedoch am liebsten folgt, und wenn Jemand dem Dichter Modell gesessen, so könnte

Digitized by Google

es ebenso gut, ja eher noch, Jules Ferry sein, da sich in seinem Leben etwas Aehnliches wie im vierten Acte des Stückes zugetragen, nur mit dem Unterschiede, daß er die Antipathie gegen die religiöse Einsegnung der Ehe schnell überwand und die reiche Braut heimführte. Gegenwärtig wird das Stück dreimal wöchentlich bei ausverkauftem Hause zur Aufführung gebracht, und man muß, um einen guten Platz zu bekommen, drei Wochen vorher eingeschrieben sein; das anfängliche Fiasko ist nahezu vergessen, überhaupt man sieht die Sache mit ganz andern Augen an, und die kleine Kabale hat nur als wirksamste Reclame gedient.

Ein Ereigniß anderer Art ist die Wahl der Herren Labiche und Maxime du Camp in die französische Akademie. Die republikanischen und besonders die radikalen Blätter sind über die Wahl des letzteren außer sich und möchten am liebsten die ganze Akademie auflösen. Herrn Du Camp's sechsbändiges Werk über Paris und seine Institutionen, sowie seine Convulsions de Paris sind eine werthvolle Compilation, die ihm als Schriftsteller einen geachteten Namen sichert, für die Akademie jedoch ist er etwas billig davongekommen, zudem die politische Laufbahn des neuen Akademikers ebenfalls eine etwas eigenthümliche ist. Erst Orleanist, dann Begleiter Garibaldi's auf seinem Zuge nach Sicilien, überreichte er vor zwei Jahren dem verstorbenen Prinzen Louis Napoleon sein stark aufgefärbtes Werk über die Commune, wobei er sich noch einfallen ließ, die erste Seite mit den Worten: „Dein Reich komme — und erlöse uns von dem Uebel“ zu zieren. Und jetzt hat er sich wieder offenkundig durch Legitimisten und Orleanisten in die Akademie hineinbugsiren lassen. Was Labiche anbetrifft, so ist von seinen vielen Theaterstücken „Le voyage de Monsieur Perichon“ auch in Deutschland bekannt. Er dankt, als intimer Freund Emile Angier's diesem wie der literarischen Coterie seinen Fauteuil. Elf Candidaten hatten sich um de Sacy's und Saint René Taillandier's Sitze beworben, unter diesen auch Laboulaye, der Verfasser des geistsprühenden „Paris in Amerika“, sowie der vorzüglichen Satyre „Prinz Pudel“; es ist in der That zu verwundern, wie sich die Akademie herbeilassen konnte, ihn zu übergehen und jene beiden einigermaßen Sterblichen in ihre Reihen aufzunehmen.

Schließlich noch muß ich Emile Zola's Erwähnung thun, der mit seinem neuen naturalistischen Roman „Nana“, zuerst in Feuilleton des Voltaire erschienen, wie vormals mit seinem „Assommoir“ einiges Aufsehen erregte und was den klingenden Erfolg betrifft, gewiß zufrieden sein darf, denn 50,000 Exemplare fanden gleich in der ersten Woche Nehmer, und der Absatz wird voraussichtlich auf 100,000 steigen, macht laut Vertrag ½ Franken pro Stück 40 bis 50,000 Franken. Der „Voltaire“ hat für den ersten Abdruck 20,000 Franken bezahlt, anderweitige Abdrücke und Uebersetzungen noch

Digitized by Google

10,000 Franken, und später inscenirt, wie der „Assommoir", an Tantième etwa 50,000 Franken, macht immerhin eine 'hübsche Summe', besonders für solche Arbeit. Zu bemerken ist, daß der buchhändlerische Erfolg sich vorzugsweise mit aufs Ausland stützt.

Es liegt auf der Hand, Zola will sich zum Sue der Gegenwart erheben, und was jener im socialpolitischen, das denkt er im naturalistischen Romane zu leisten, denn „Nana" bildet den integrirenden Theil eines auf etwa 20 Einzelromane angelegten Cyklus: „Les Rougon-Macquart", welcher die socialen und natürlichen Sitten oder Unsitten einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche in den grellsten Farben zur Darstellung bringt und der zugleich die Richtigkeit des von Zola allen seinen Erzeugnissen zu Grunde gelegten physiologischen Lehrsatzes beweisen will, daß der Mensch unfrei ist, das nothwendige Product seiner ihm angeborenen und angeerbten physischen Anlagen und Instincte, welche, je nach der Verschiedenheit der Umgebung, in der er lebt, ohne und wider seinen Willen eine im Voraus bestimmte verschiedenartige Entwickelung nehmen. Nana ist die Tochter der beiden dem Säuferwahnsinn erlegenen Helden des „Assommoir". Das Ganze ist die traurige Geschichte dreier Jahre einer frechen, verworfenen Dirne, die hier dem Publikum mit naturalistischem Cynismus aufgetischt wird. Zola, der Kalograph, verfolgt die Abschreckungstheorie, er will durch übertriebene Schilderung des Lasters in allen seinen Consequenzen Tugend und Sittlichkeit fördern. Ein recht verdächtiges Experiment! Das noch keinenfalls nöthigte, bei der Besprechung der Schäden der Gesellschaft geflissentlich und wie mit Behagen die cynischsten Ausdrücke zu gebrauchen. Die Kritik spricht sich ausnahmslos tadelnd aus, was ihm leider als treffliche Reclame nützt.

Aus Wien. Verlobung des Kronprinzen. Der Reichsfinanzminister. Neue Zeitung. — Wer nur die gewundenen, „geschwollenen", des Brillanten schreibenden Schmock würdigen Phrasen, mit welchen das officielle Abendblatt die Verlobung des Kronprinzen verkündete, oder gar den Blödsinn in dem officiösen Witzblatte über denselben Gegenstand gelesen hätte, könnte auf den Glauben kommen, daß dieses Ereigniß im Lande keine andere Theilnahme wachgerufen habe, als die conventionelle, mehr oder minder erkünstelte. Dem ist keineswegs so. Ohne auf eine Untersuchung der Frage einzugehen, wie weit das dynastische Gefühl trotz aller centrifugalen Tendenzen mächtig geblieben sei, darf man behaupten, daß die alten gemüthlichen, beinahe familiären Beziehungen zwischen dem Herrscherhause und den Wienern bei allem Wandel der Zeiten ungeschädigt fortbestehen, Dank dem schlichten, zugänglichen Wesen des Kaisers selbst und der meisten Erzherzöge. Daß dieses Verhältniß nicht getrübt werden möge, ist der allgemeine Wunsch,

Digitized by Google

und daß dabei viel von der Persönlichkeit der künftigen Kaiserin abhängen werde, versteht sich von selbst. Der Tochter der einst sehr beliebten Erzherzogin Maria Henriette, und nicht weniger der belgischen Prinzessin kommt das günstigste Vorurtheil entgegen; man ist überzeugt, daß der Kronprinz eine gute Frau bekomme, deren Geist und Herz gebildet, die ihre Stellung begreifen, einen wohlthätigen Einfluß nach allen Seiten ausüben, die Sympathien der Bevölkerung sich auch verdienen und erhalten werde. Da die Kaiserin sich von Jahr zu Jahr mehr als Königin von Ungarn giebt, durch ihre exclusiven Liebhabereien sich dem Bürgerthume immer stärker entfremdet, und da ihre Umgebung nichts zu thun scheint, um sie von Schritten abzuhalten, welche hier zu Lande verletzen müssen (wie die sich wiederholenden und ungeschickterweise in die Welt hinausposaunten Bestellungen und Ankäufe ausländischer Erzeugnisse, welche die heimische Industrie eben so gut, wenn nicht besser, herzustellen vermag): so wird der Kronprinzessin zum nicht geringen Theile die Aufgabe zufallen, welche sonst die regierende Fürstin zu übernehmen und so leicht und mit so viel Dank zu lösen pflegt.

Ein untergeordneteres Ereigniß beschäftigt Federn und Zungen fast eben so sehr, während das Herz mit demselben nichts zu thun hat: der Reichsfinanzminister Freiherr von Hofmann soll aus dem Amte, ja aus dem Staatsdienste überhaupt, scheiden, und der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, Herr von Szlavy, scheint zu seinem Nachfolger ausersehen zu sein. Gegen die Auffassung, daß magyarische Intriguen dabei im Spiele seien, weil man es in Pest nicht vertragen könne, im gemeinsamen Ministerium nur Deutsche zu sehen, verwahren sich die dortigen Blätter mit großer Heftigkeit. Aber all ihr Poltern, ihr Drohen mit Enthüllung des wahren Sachverhaltes ändert nichts an der Thatsache, daß von Anfang an nur magyarische Candidaten genannt wurden; ist also Herr von Hofmann nicht von den Ungarn gestürzt worden, so sind doch diese augenscheinlich sehr früh von der Lage der Dinge in Kenntniß gewesen und haben sogleich ihren Vortheil gewahrt. Und wie die Tschechen Jene stets gern carrikiren, so verlangen sie jetzt, daß auch einer der Ihren in's Ministerium kommen müsse, welches nur aus drei Personen besteht. Das Kriegsportefeuille von der Nationalität abhängig zu machen, dazu würde sich der Kaiser niemals verstehen, mithin müßte Baron Haymerle etwa dem Grafen Clam-Martinitz weichen. Derartigen Rechnungen zu folgen, ist heutzutage nicht so müßig, als man glauben mag. Augenblicklich sind die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland sehr populär. Allein von den verschiedensten Seiten wird die Ansicht immer auf's neue verbreitet, daß Deutschland in der höchsten Noth die österreichische Freundschaft gesucht habe, daß es ohne diese verloren gewesen sein würde, daß Oesterreich also eine Art Protectorrolle übernommen habe; daher soll sich

denn auch das allmähliche Zurückdrängen des Deutschthums im Lande ganz wohl mit der deutschen Freundschaft vertragen, welche zu kündigen die Sache der künftigen entschieden-föderalistischen Regierung sein würde. Der polonisirte Deutsche Hausner nahm erst dieser Tage Anlaß seinen Groll gegen Deutschland und seine Sehnsucht nach einem Bündnisse mit Frankreich gegen Deutschlang zu proclamiren. Der Ausfall war recht kindisch; die projectirte Arlbergbahn ist für ihn von Wichtigkeit, weil durch dieselbe die militärische Cooperation Oesterreichs und Frankreichs via Romanshorn—Belfort ermöglicht werde. Aber die gesammte Slavenpartei jubelte dem Redner zu. Vielleicht wäre es doch nützlich für beide Theile, wenn einmal etwas Authentisches über die Vereinbarungen vom vorigen Spätsommer in die Oeffentlichkeit gebracht würde.

Aber hier muß vor allem aufgeklärt werden, weshalb der Rücktritt des Ministers Hofmann ein Ereigniß ist. Die Staatsgeschäfte wird es wenig berühren, ob er oder ein Anderer in dem alten, schönen Palaste des Prinzen Eugen residirt, die Staatsgeschäfte haben ihm wenig Zeit gekostet und wohl auch wenig Sorgen gemacht. Dafür entwickelte er auf andern Gebieten eine staunenswerthe Thätigkeit. Er kannte jede Ballettänzerin in der Wiege, er weinte jeder in die Grube nach, er war der erste Held bei jedem Feste — könnte man, Herwegh parodirend, von ihm sagen. Er verstand es, wie der Tanzmusiker Strauß, auf einem Dutzend gleichzeitig stattfindender Bälle „persönlich" zu erscheinen, und wie berühmte Taschenspieler um dieselbe Minute zu sämmtlichen Thoren einer großen Stadt hinausgefahren sein sollen, sah man ihn um dieselbe Stunde in sämmtlichen Theatern. Er fungirte als Censor für das Burgtheater, hatte eine gewichtige Stimme in den Fragen der Engagements, der Annahme, Besetzung und Scenirung der neuen Stücke, wohnte den Proben bei, soll auch hilfsbedürftigen Damen die Rollen einstudirt haben, ohne deßwegen die Bühnen zweiten, dritten, vierten Ranges und deren Angehörige zu vernachlässigen. Heute präsidirte er dem Alpenvereine, morgen inspicirte er eine Theaterschule oder arrangirte Arm in Arm mit einem halben Dutzend Primadonnen und Heroinen einen sogenannten Eliteball; von einem hocharistokratischen Rout eilte er sternbesät zu einem Tanzkränzchen der Ralten oder dem Souper bei irgend einer jener Damen, welche nur Herrengesellschaften zu geben pflegen. Und daneben mußte er noch die Reichsfinanzen verwalten! Seine Laufbahn bis zu diesem Posten war ebenfalls originell. Im Jahre 1860 Mitbegründer des klerikal-föderalistischen „Vaterland", bis 1865 besoldeter Schriftführer des Herrenhauses wurde er in dem genannten Jahre dem Baron Halbhuber beigegeben, welcher während des berühmten Condominiums Holstein regierte. Um den Ablatus sammelten sich alle Literaten, welche sich der Sache des Herzogs von Augustenburg angeschlossen hatten und unter dieser Firma gegen Preußen Krieg führten, und

man erzählte damals, die in Kiel einrückenden preußischen Truppen hätten sich besonders angelegentlich nach Herrn von Hofmann erkundigt. Er war ihnen jedoch bei Zeiten aus dem Wege gegangen und eben zurechtgekommen, um im Gefolge des Grafen Mensdorff an den Unterhandlungen in Nikolsburg Antheil zu nehmen. Beust fand sichtlich großes Gefallen an ihm. Im Nu hatte der Legationsrath Hofmann alle Zwischenstufen zurückgelegt und alle Vormänner übersprungen, war Sectionschef, das heißt Stellvertreter des Ministers. Andrassy theilte seines Vorgängers Geschmack nicht, dessen Vertrauter mochte ihm unbequem sein, auch soll er an der Vorliebe desselben für alles Theatralische Anstoß genommen haben. Der inzwischen baronisirte Herr von Hofmann fiel, aber die Treppe hinauf, er wurde Minister, und wenn seine journalistischen Freunde ihn nicht verleumdet haben, nährte er den Ehrgeiz, Andrassy selbst zu verdrängen. Wenn er jetzt, wie man behauptet, Generalintendant der Hofbühne werden sollte, so wäre dieser Abschluß der Laufbahn wohl auch ein ungewöhnlicher, vornehmlich aber deshalb, weil in diesem Falle ihm Niemand genügende Vorbildung absprechen könnte. Sein präsumtiver Nachfolger Szlavy dürfte schwerlich so populär werden: er hat eine lange Audienz beim Kaiser gehabt und sich geweigert, den ihn bestürmenden Abgeordneten und Reportern den Inhalt der Audienz mitzutheilen! Begreiflicherweise nimmt man ihm solche unerhörte Zugeknöpftheit ernstlich übel.

Die Zahl unserer politischen Tagesblätter hat sich abermals um eins vermehrt und zwar ein in großem Stile auftretendes Organ, „Wiener Allgemeine Zeitung". Dieselbe soll gegründet worden sein, um der Alleinherrschaft der „Neuen freien Presse" ein Ende zu machen. Diesem Vorhaben wird es nie an Sympathien mangeln, da das Monopol auf keinem andern Felde so gefährlich und unerträglich ist, wie auf dem der Publicistik; allein der wiederholt gemachte Versuch hat bisher nicht glücken wollen. Zum Theil konnte er nie glücken, weil die Concurrenzunternehmungen im Grunde nur getreue Copien jener Zeitung waren. Das neue Blatt will nun etwas anderes sein. Es giebt ein Abendblatt heraus, während man in Wien bisher nur Mittagblätter kannte, welche um 3 Uhr schon in jedem Kaffeehause zu haben waren; die „Wiener Allgemeine Zeitung" bringt daher alle Nachrichten, welche Nachmittags einlaufen, die vollständigen Parlamentsverhandlungen, Börse u. dgl. m. um zwölf Stunden früher als die übrigen. Sie scheint dem Feuilleton eine ernstere, würdigere Haltung bewahren zu wollen und schließt principiell jene schmählichen Ankündigungen aus, durch deren Abdruck nicht blos hiesige „große Zeitungen" darauf verzichten, in ein anständiges Haus eingelassen zu werden. In der Politik scheint sie sich auf den Standpunkt des Abgeordneten Plener zu stellen, eines der wenigen Politiker in

Digitized by Google

unserem Unterhause. Es vereinigen sich mithin verschiedene Umstände, um dem neuen Unternehmen eine gute Meinung zu verschaffen. Es wird sich nur darum handeln, ob ihm genügende Mittel zur Verfügung stehen, um die ersten schweren Jahre zu überdauern.

Aus Berlin. Geburtstag des Kaisers. Neue Oper. Fischereiausstellung. — Der Geburtstag des Kaisers, der unter den außerordentlichen Verhältnissen und Schicksalswendungen, welche das Leben und besonders die nun zwanzigjährige Regierung des greisen Herrschers auszeichnen, zu einer Festfeier für die Hauptstadt geworden ist, die allmählich eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat, als sie sonst den entsprechenden Festtagen anderer Monarchen innezuwohnen pflegt, fällt in diesem Jahre auf den ersten Tag der Charwoche, und der öffentliche und geräuschvolle Theil der Feier findet daher bereits vor dem 22. März statt. Die Akademie der Wissenschaften hat ihre öffentliche Sitzung, welche sie nach altem Brauche auf diesen Tag anzusetzen pflegt, schon am 18. d. M. gehalten. Die beiden Redner waren die Geschichtsforscher Mommsen und Droysen. Der erstere gab in seiner geistvollen und scharfsinnigen Weise einen Ueberblick über die Leistungen der Akademie unter der zwanzigjährigen Herrschaft Kaiser Wilhelm's, welche durch die politischen Geschicke Preußens und Deutschlands in diesem Zeitraume so wesentlich gefördert worden sind und an Großartigkeit gewonnen haben. Die archäologischen Institute in Rom und Athen wie die Humboldtstiftung sind lebendige Zeugnisse der Fürsorge und Huld, die der ruhmreiche Monarch der Akademie, jener erhabenen Stiftung Friedrich's des Großen, von Beginn seiner Regierungszeit an gewidmet hat. Der zweite Redner Droysen entwickelte darauf in einem meisterhaft zusammengedrängten Vortrage die Grundzüge des alten preußischen Staatswesens, wie sie in der Verwaltung und Politik vom großen Kurfürsten, von Friedrich Wilhelm I., dem eisernen Vater des großen Friedrich, und von dem letzteren selber festgestellt worden sind. Die Akademie der Künste und die Universität werden ihre Festfeier später halten. —

Das königliche Opernhaus hat einen Erfolg zu verzeichnen. Die vieractige Oper „Carmen", auf die wir schon von Beginn der Saison an als auf ein hervorragendes Ereigniß vorbereitet worden sind, ist am 12. d. M. zum ersten Male über die Bühne gegangen. Das Werk stammt von einem französischen Autor her und verräth diesen seinen Ursprung sehr deutlich durch seine Fehler wie durch seine Schwächen. Georg Bizet — das ist der Componist — hat den Stoff einer Novelle Prosper Merimée's entlehnt; der Verfasser des Libretto's hat dieselbe frei und ohne viel Anstoß an sittlichen Bedenklichkeiten zu nehmen, aber äußerst geschickt und mit jener den Franzosen eigenen Kenntniß aller Bühneneffecte benutzt. Die Hauptperson und Titel=

Digitized by Google

heldin Carmen ist eine junge schöne und pikante spanische Zigeunerin, welche ein weites Herz hat und einen Liebhaber, der es ernst mit ihr meint, zu Grunde richtet, am Schlusse der Oper aber von der Hand des von ihr Verrathenen fällt. Das Ganze gehört zum Genre der komischen Oper, trotzdem die Sache in den beiden letzten Acten einen romantisch-tragischen Ausgang nimmt. So viel über den Text. Die Musik gehört zu dem Zierlichsten und Geistreichsten, was französische Componisten in dieser von ihnen mit besonderer Virtuosität gepflegten musikalischen Gattung hervorgebracht haben. Wenn der Text hier und da bei einzelnen Situationen und Scenen an die Offenbach'sche Operette leise anstreift — namentlich in den ersten Acten, deren burleske Tollheiten Esprit und Grazie manchmal etwas zu sehr im Stiche lassen —, so hält sich die Musik von Beginn an dauernd auf der höheren Stufe der französischen opéra comique, ist in manchen Nummern von hinreißender Frische und bleibt überall interessant und fein. Der gelehrte und verwöhnte musikalische Kenner wird dabei ebenso befriedigt werden, wie der Laie sich angeregt und unterhalten fühlt. Singstimmen und Instrumentation sind in gleicher Weise künstlerisch behandelt und folgen klar und deutlich dem Gange der Handlung, ohne jemals platt oder überladen zu erscheinen. Die Oper erntete den entschiedensten Beifall schon am ersten Abend und die seitherigen Wiederholungen bestätigen immer mehr die Gunst des Publikums, die sich dem Werke rasch und intensiv zugewandt hat. Die saubere Inscenirung, die reiche Ausstattung des Bühnenwerkes, vor allem die treffliche Darstellung der Rollen ohne Ausnahme waren durchaus geeignet, zu dem vollen Erfolge der Oper bedeutend mit beizutragen. Decorationen und Costüme, sowie das Gesammtarrangement waren einer großen Hofbühne in jeder Beziehung würdig und überall im künstlerisch durchgebildeten Sinne gehalten. Die früher in Wien beschäftigte, erst seit etwa einem Jahre am hiesigen Opernhause thätige Frl. Tagliana, welcher die Rolle der Heldin des Stückes anvertraut ist, erwies sich derselben dem Spiele wie dem Gesange nach voll gewachsen und brachte jede Nuance zum feinsten Ausdruck. Demnächst wird hier der frühere verzogene Liebling Berlins, die Lucca, erwartet, um auf der Stätte ihrer ersten durchschlagenden Triumphe in einer Reihe ihrer Glanzrollen zu gastiren. Man glaubt, daß sie auch als Carmen auftreten wird. Damit würde der erstgenannten Künstlerin allerdings eine gefährliche Nebenbuhlerin erwachsen, denn für das blitzende Genie und die natürliche feurige Leidenschaft der Lucca bietet die Rolle der Zigeunerin in Bizet's Oper Scenen und Momente, wie sie für die Künstlerindividualität jener Sängerin günstiger kaum erdacht werden können. Das bevorstehende Gastspiel der Lucca wird übrigens mit steigender Ungeduld erwartet, und wenn nicht Alles täuscht, so wird die Sängerin ähnlich wie die Patti bei ihrem letzten hiesigen Auftreten

Digitized by Google

Triumphe feiern wie nie vordem. Vorläufige Anmeldungen und Gesuche um Plätze im Theater an den Abenden ihres Auftretens sollen bereits in so großer Anzahl der Intendanz vorliegen, daß sie in der Mehrzahl gar nicht erfüllt werden könnten, selbst wenn die Verwaltung der königlichen Theater solche Wochen vorher eintreffende Wünsche überhaupt berücksichtigte. —

Am 20. April soll die internationale Fischereiausstellung hier eröffnet werden. Dieses nützliche und großartige Unternehmen des deutschen Fischereivereines, dessen geistiger Vater der Abgeordnete Freiherr von Behr-Schmeldow ist, hat, seitdem die Idee dazu Leben gewann, an Umfang und Bedeutung stetig zugenommen. Für Berlin und das Frühjahrs- und Sommerleben der Residenz wird diese Ausstellung unstreitig das werden, was im Vorjahre die so wohl gelungene Berliner Gewerbeausstellung war; ja sie wird die letztere nach verschiedenen Richtungen hin noch entschieden übertreffen. Dafür bürgt der eminent internationale Charakter der Fischereiausstellung, die räumliche Ausdehnung derselben, welche die der Gewerbeausstellung nicht unbedeutend überragt, und der Geschmack der Einrichtung wie die Seltenheit vieler eingesandter Gegenstände. Das Hauptgebäude der Ausstellung ist der eben fertig gewordene stolze Palast des landwirthschaftlichen Museums vor dem Luisenplatze im Norden der Stadt — in unmittelbarer Nähe des Lehrter und Hamburger Bahnhofes, nicht allzu weit von den „Linden" entfernt. Es ist eine der großstädtischsten und glänzendsten Gegenden Berlins, die der fremde Besucher mit Ueberraschung hier wahrnehmen wird. An Raum für Gartenanlagen fehlt es nicht, und in rüstiger Weise wird schon lange an ihnen gearbeitet. Neben dem oben erwähnten, aus weißem Sandsteine monumental errichteten Gebäude werden noch große hufeisenförmige Annexbauten für den Zweck der Ausstellung aus Holz errichtet. Pavillons und Springbrunnen zieren den Garten. Einen mächtigen architektonischen Eindruck macht die glasbedeckte, von Säulengängen umgebene Halle im Hauptgebäude. In ihrer Mitte hat man ein Bassin hergestellt von bedeutenden Dimensionen, das eine plastische Gruppe von Meeresgottheiten ziert. Die Halle selbst hat etwa die Länge des „weißen Saales" im königlichen Schlosse und die entsprechende Breite. Das erwähnte Bassin sollen die größten und seltensten Fische aller Art bevölkern. Seitdem noch nachträglich auch Italien seine Betheiligung an der Ausstellung zugesagt hat, werden fast sämmtliche Culturvölker und nicht minder die Inselbewohner des Stillen Meeres, der australischen, südamerikanischen und afrikanischen Küsten mit ihren Fischereigeräthen und aus den Fischen und Muscheln gewonnenen Producten hier vertreten sein. Besonderes Interesse wird die Ausstellung Japans und Sibiriens bieten. Auch eine Sammlung köstlicher echter Perlen, noch in der Perlmuschel und bereits zum Schmucke hergerichtet, wird nicht fehlen. Von europäischen

Staaten dürften sich Holland, Norwegen und Schweden neben Deutschland, das natürlich am vollständigsten alle seine auf Zucht und Fang wie Verwendung von Fischen bezüglichen Einrichtungen und Leistungen aufweisen wird, durch die größte Reichhaltigkeit ihrer Ausstellungen hervorthun. Für die Feierlichkeit der Eröffnung erwartet man einen großartigen Fremdenbesuch. Sie wird mit allem Pompe und officiellen Gepränge in Scene gesetzt werden.

y.

Literatur.

Christenthum, Katholicismus und Cultur. Studien von Raffaele Mariano. Aus dem Italienischen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Der italienische Denker wird sich in der Erwartung nicht täuschen, daß diese ernste und umfassende Untersuchung über die Probleme von Christenthum und Cultur, Religion und Naturwissenschaft, Staat und Kirche, Protestantismus und Katholicismus auch in Deutschland die verdiente Beachtung finden werde. Der Leser wird erstaunt sein von der Kraft der Ueberzeugung, womit dieser Sohn der Campagna felice dem katholischen Kirchenglauben das Urtheil spricht und gleichzeitig Religion und Christenthum zu den Grundsäulen seiner Weltanschauung macht. Hier redet ein freier, unabhängiger, an unserem Geistesleben und insbesondere an unserer Philosophie gebildeter Geist, der mit der Fackel der Kritik die moralischen Grundlagen der heutigen Gesellschaft einer Prüfung unterzieht. Mit Interesse folgen wir ihm, wenn er die Fragen aufwirft, von deren Beantwortung die geistige Zukunft seines Vaterlandes abhängt, wenn er schonungslos die Unzulänglichkeit der politischen und kirchlichen Doctrinen nachweist, das große Problem zu lösen, das nur in einer religiösen Erneuerung bestehen könne. Und wir folgen ihm mit nicht minderem Interesse, wenn er, der warme Freund unseres Volkes, zu einer Analyse unsrer eigenen geistigen Zustände schreitet, in denen er freilich, von seinem idealistischen Standorte aus, mit Schmerz vielfach nur Entartung und ein Herabsinken von unserer einstigen idealistischen Höhe erblicken kann. Man bewundert die vielseitige Kenntniß und Belesenheit, die sich hier auf jeder Seite zeigen, und manches Urtheil des scharfen Kritikers ist nur allzutreffend, doch wird im Einzelnen oft auch der Widerspruch herausgefordert. Er verkennt doch offenbar, daß die Aufrichtung unseres Staates nicht blos eine Lebensfrage war, die schlechthin alle Kräfte in Anspruch nehmen durfte, sondern daß sie trotz allem Kleinen und Menschlichen, das daran klebt, selbst ein gewaltiges Stück Idealismus ist. Und dann geräth seine Kritik zuweilen gar zu sehr in die Wege der Deutschconservativen. Hier sind doch nicht unsere Idealisten zu finden! Es ist eine Verirrung, wozu er freilich nicht durch Enge des Gesichtskreises geführt wird, sondern in theoretischer Consequenz seiner philosophischen Prämissen, insbesondere seiner abstracten Verwerfung des Individualismus. Doch der Reiz seiner Studien, die mehr ein Bekenntniß als ein Lösungsversuch sind, besteht gerade in der Unabhängigkeit und in dem ehrlichen Muthe, womit er seine Ueberzeugungen begründet und ausspricht, die nirgends in eine Partei, weder politische noch kirchliche, sich einordnen. Die Prüfung jener fundamentalen Fragen von diesem Standpunkte bringt unstreitig manches Neue und Tiefgedachte, und für den deutschen Leser tritt der weitere Reiz hinzu, daß der italienische Gelehrte damit, daß er sein Buch auch uns Deutschen zugänglich macht, eine Art Dankesschuld abträgt. Er selbst nennt es im Vorworte einen Ausfluß der deutschen

Bildung. „Als aufrichtiger Verehrer Deutschlands, zumal seiner Philosophie und seines Idealismus, habe ich seit Jahren vom und im deutschen Geiste gelebt. Diesem letzteren verdanke ich mein Idealitätsbedürfniß; diesem auch die Kraft meiner Anschauungen und Ueberzeugungen. Mithin kehren meine Gedanken zu der Quelle zurück, aus welcher ich sie geschöpft habe. Und mit Recht wird der deutsche Leser empfinden, daß ich ihm nur zurückgebe, was ihm bereits gehört: einen, ob auch bescheidenen Theil seines idealen und ethischen Reichthumes."

L.

Dr. K. von Spruner's **Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit.** 3. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Theodor Menke. Gotha, J. Perthes. 1879. — Im Jahre 1871 begonnen, liegt die dritte Auflage dieses ausgezeichneten Werkes, in dessen Verdienst Gelehrtenfleiß und kunstvolle Ausführung sich theilen, nunmehr vollendet vor. Ein neues Werk, wenn man diese von Dr. Theodor Menke geleitete Bearbeitung mit den früheren Auflagen vergleicht. Sämmtliche Blätter sind neu gezeichnet, auch ist die Zahl derselben und noch mehr die der Nebenkarten vermehrt, ein sorgfältiges Quellenstudium hat den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu erreichen gesucht, und was so aus der Tiefe der Forschung, aus deutschen und italienischen Urkunden des Mittelalters und entlegenen Byzantinern heraufgeholt ist, erscheint nun auf diesen Blättern im farbigen Bilde, mit sinnlicher Deutlichkeit dem Auge faßbar. Die „Vorberichte" enthalten Andeutungen über die Motive der Linienführung, man bekommt durch sie einen Einblick in die verwickelte Werkstatt, aus der das schöne Unternehmen hervorgegangen ist, und indem auch auf die Lücken unserer gegenwärtigen Kenntniß und die zweifelhaft bleibenden Punkte hingewiesen wird, fällt ein helles Licht auf die Gewissenhaftigkeit der ganzen Arbeit. Es ist schwer, aus dem reichen Inhalt des gleichmäßig durchgeführten Werkes irgend etwas hervorzuheben. Doch ist die Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit der einmal Deutschland und dann der Orient behandelt sind, besonders willkommen. Den geschichtlichen Veränderungen auf deutschem Boden sind nicht weniger als 20 Karten gewidmet, und von der alten Gauverfassung an bis zum deutschen Reiche des Jahres 1871 liegt die Geschichte Deutschlands hier in einer Reihe sich ablösender, anschaulicher Bilder vor, begleitet von zahlreichen Nebenkärtchen, Schlacht- und Stadtplänen u. s. w. So hat beispielsweise die Karte, welche Deutschland zur Zeit Friedrichs des Großen zeigt, zwei Nebenkarten und nicht weniger denn 19 Schlachtpläne. Die folgende Karte, Südwestdeutschland in demselben Zeitraume, ist ein wahres Muster, wie durch geschickte Farbgebung und Deutlichkeit des Druckes auch die verwickeltste Territorialeintheilung verständlich und augenfällig gemacht werden kann. Die neueste Karte von Deutschland hat auf ihren Nebenkarten nicht blos Schlachtpläne des französischen Krieges, sondern auch Darstellungen, welche die Sprachgrenze gegen Frankreich, welche die Verbreitungsgebiete der im Jahre 1870 in Deutschland herrschenden Civilrechte, endlich die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands versinnbildlichen. Nur zum Beweise, wie mannichfach die Gesichtspunkte sind, die in diesem Kartenwerke Berücksichtigung gefunden haben. Der Orient ist von den Zeiten Justinian's bis zum türkischen Reiche des 17. Jahrhunderts auf 15 Blättern dargestellt. Die späteren Veränderungen, man weiß nicht recht warum, fallen außer den Rahmen des Werkes. Um so werthvoller ist es, die früheren Wandlungen auf diesem Boden so sorgfältig verzeichnet zu sehen. Man erkennt daraus, wie die neueste Entwickelung vielfach eine Rückkehr ist zu den nationalen Gestaltungen, wie sie vor der verheerenden Ueberfluthung des Osmanenthums bestanden haben.

g.

Ein neues Journal zur modernen Philologie. — Die rührigen Verleger in Heilbronn, Gebrüder Henninger, haben mit Anfang unseres Jahres eine Zeitschrift eröffnet, welche hier herzlich willkommen geheißen werden soll, unter dem Titel: „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Karl Bartsch herausgegeben von Dr. Otto Behaghel, Docent der germanischen Philologie, und Dr. Fritz Neumann, Docent der romanischen und englischen Philologie an der Universität Heidelberg." Zwei Hefte, das Januar- und Februarheft von 1880, liegen uns vor, und es läßt sich aus denselben ein recht vortheilhafter Schluß auf das ganze Unternehmen ziehen. Dasselbe soll eine möglichst umfassende Darstellung des Neuesten geben, was in dem von ihm umspannten Gebiete geleistet worden ist, da es bei dem stetigen Wachsen dieses Gebietes wohl für keinen Gelehrten möglich ist, von allen Erscheinungen desselben selber Kenntniß zu nehmen. Gleichermaßen will das Journal allen Bearbeitern dieses Gebietes dienstbar, es will kein Parteiblatt sein. Nun ist freilich gerade diese Zusicherung nicht immer sehr genau zu nehmen und jedenfalls eine derjenigen, welche in praxi am wenigsten gehalten werden. Es ist aber hier entschieden hervorzuheben, daß in der That nicht nur die Namen der Herausgeber dafür Bürgschaft leisten, das Blatt werde nie in cliquenhaftem Sinne mißbraucht werden, sondern daß auch unter den Gelehrten, welche ihre Mitwirkung zugesagt haben, mit Ausnahme der Berliner Schule strictester Observanz, alle Schattirungen und Standpunkte vertreten sind. Andererseits zeigen mehrere der kritischen Artikel in den zwei vorliegenden Nummern, daß Redaction und Mitarbeiter, wie sich's für die ernste Wissenschaft gehört, von jener lauen Milde und gleichmüthigen Toleranz weit entfernt sind, welche mit zu den gefährlichsten Gegnern der Fortentwickelung aller Wissenschaft gehört. Ueber die äußere Einrichtung mögen noch einige Worte hier Platz finden. Den Anfang jeder Nummer bilden wissenschaftliche Recensionen, welche ohne zu bloßen Anzeigen zu werden doch auch den Umfang eigentlicher Kritiken nicht erreichen — und nicht erreichen sollen, denn wir haben ja für solche keinen Mangel an größeren germanistischen und romanistischen Zeitschriften. Hierauf folgen Inhaltsangaben der neuesten Nummern der einschlägigen Zeitschriften, sowie einschlägiger Artikel in andern Journalen; alsdann Verzeichnisse neu erschienener Bücher, bezw. der neuesten Lieferungen solcher; weiterhin Angaben von Recensionen in andern Journalen; literarische Mittheilungen, Personalnachrichten, Anfragen u. a. — Gewiß ein sehr reichhaltiges Programm, in welchem nichts versäumt sein dürfte, um das gesteckte Ziel wirklich zu erreichen. sch.

Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhaltes von Dr. Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Den anmuthigen Titel tragen diese sechs Vorträge von dem Locale, in dem sie gehalten worden sind, von dem Rosensaale in Jena. Ihr Inhalt ist ernst und theilweise düster genug: es sind bunte Blätter aus dem weiten Gebiete älterer und neuerer Kirchengeschichte. Der Nestor dieser Wissenschaft hat außer den Fachgenossen längst einen weiteren Leserkreis um sich versammelt, der auch dieser Gabe sich erfreuen wird. Wissen und Geschmack, inhaltvolle Kürze, Unbefangenheit des geschichtlichen Sinnes sind auch in diesen kleinen Darstellungen vereinigt, aus denen als besonders lehrreich und inhaltvoll der Vortrag über „die französische Revolution und die Kirche" hervorgehoben sein soll. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 25. März 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Fürst Metternich.

„Nach dem berühmten Staatskanzler wird die lange Friedensära von 1815 bis 1848 den Namen tragen", so versichert im Vorworte der Herausgeber der „Nachgelassenen Papiere des Fürsten Metternich."*) Natürlich meint er es nicht in dem Sinne, in welchem in den Märztagen 1848 in Wien und in Oesterreich von der Metternich'schen Zeit gerade nicht in den höflichsten Ausdrücken gesprochen wurde. Als der schöpferische Geist soll vielmehr der Staatskanzler begrüßt werden, welcher einem Menschenalter die Bahnen gewiesen und mit mächtiger Hand den Gang der Ereignisse gelenkt hat. Niemand wird es dem Herausgeber verargen, daß die Pietät für den so hoch über ihm stehenden Vater alle Schatten aus dem Bilde des letzteren verwischte, und Metternich's Biographie in seinen Augen mit der „Weltgeschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts" geradezu zusammenfällt. Kann er sich doch auf den Staatskanzler selbst berufen, welcher von der eigenen Größe und Bedeutung ungemessene Vorstellungen besaß, von der eigenen Unfehlbarkeit vollkommen überzeugt war. Daß er „Geschichte gemacht habe", ist noch der geringste Ruhmestitel, den er für sich in Anspruch nimmt. Die bedeutendste Epoche seines Lebens (1810—1815) ist auch die bedeutendste in der Weltgeschichte gewesen. Der Weg, welchen er eingeschlagen, ist der einzige, auf welchem der gewissenhafte Mann den Stürmen der Zeit zu widerstehen vermag. Sein Weg aber folgte dem Wahlspruch: Die wahre Kraft liegt im Rechte. Dieses und noch manches andere Selbstlob stellte der Staatskanzler als Erklärung der Autobiographie voran, welche er 1844 aufgeschrieben und im Hausarchive niedergelegt hatte. Der Sohn glaubt den Worten des Vaters. Das ist ganz in der Ordnung. Uns einfachen Menschenkindern dagegen wird es wohl gestattet sein, die Ansprüche des Mannes auf dauernden Weltruhm ruhig zu prüfen, und auf seine Thaten und nicht blos auf

*) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström. 2 Bde. Wien, Braumüller. 1880.

Digitized by Google

seine Worte das Urtheil über seine Bedeutung zu bauen. Leicht wird es uns durch die Publication seiner nachgelassenen Papiere nicht gemacht. Denn wir empfangen aus denselben ein Doppelbild des Fürsten Metternich. Halten wir uns an seine Autobiographie im ersten Bande, so tritt uns eine ganz andere Gestalt entgegen, als sich in den Urkunden des zweiten Bandes, die zur Bestätigung und Erläuterung der Autobiographie dienen sollen, wiederspiegelt.

Dreimal hat Metternich die Feder angesetzt, um sein Leben zu beschreiben. Im Jahre 1829 entwarf er eine Skizze der diplomatischen Geschichte der Freiheitskriege, mit der offenkundigen Absicht, dieselbe im Drucke herauszugeben. Da die wichtigsten Verhandlungen zwischen den Fürsten und ihren Rathgebern mündlich gepflogen worden, so enthalten die diplomatischen Archive gerade über die Jahre 1813—1815 vielfache Lücken. Diese auszufüllen, mit „ungeschminkter Wahrheit die großen Triebfedern der Ereignisse zu verzeichnen", war Metternich's Zweck, als er das Manuscript abfaßte, das leider mit dem ersten Pariser Frieden schon abschließt, niemals vollendet wurde. Fünfzehn Jahre später (1844) begann der Staatskanzler die „Materialien" zur Geschichte seines öffentlichen Lebens zu sammeln. Diese Apologie reicht bis zum Jahre 1810, bricht hier plötzlich ab. Noch später, nachdem er aus seinem Exile nach Wien zurückgekehrt war, schrieb Metternich (1852) einen „Leitfaden" zur Erklärung seiner Denk- und Handlungsweise während des Verlaufes seines Ministeriums von 1809—1848. Aus diesen drei Stücken fügt sich die uns gebotene Autobiographie zusammen, in der Weise, daß, wo die Materialien aufhören, der Leitfaden ansetzt, nur daß für die Zeit von 1813—1814 an die Stelle des Leitfadens das 1829 bearbeitete Kapitel: „Zur Geschichte der Allianzen" tritt. Was er im Leitfaden über diese Jahre sagt, bleibt uns vorenthalten, die Fortsetzung des Leitfadens von 1815 an wurde für die später erscheinenden Bände aufbewahrt. Hätte der Herausgeber einen Fachmann zu Rathe gezogen, so würde dieser von dem Zerreißen und Zerstückeln des Leitfadens abgemahnt, insbesondere aber den Abdruck des Abschnittes aus dem Leitfaden, welcher von den Freiheitskriegen handelt, neben dem Kapitel: Zur Geschichte der Allianzen dringend empfohlen haben. Denn dadurch wären wir in die Lage versetzt worden, mit Sicherheit zu beurtheilen, ob Metternich nicht in verschiedenen Zeiten dieselben Ereignisse in verschiedener Färbung betrachtete. Daß er dieses aber that, daß das subjective Element in seinen autobiographischen Schilderungen eine große Rolle spielt, machen schon die mitgetheilten Proben in höchstem Grade wahrscheinlich. Metternich schrieb die Materialien und den Leitfaden in vorgerücktem Alter, als die Spannkraft seines Geistes bereits merklich nachgelassen und einem gewissen Quietismus Raum gegeben hatte. Metternich liebte in seinen späteren Jahren das Dociren.

Google

Selbst die jüngeren Erzherzöge, z. B. Erzherzog Stephan, mußten bei jedem Anlasse wohlgefügte Monologe über sich ergehen lassen und langathmige Auseinandersetzungen seiner „Grundsätze" geduldig anhören. Dieser docirende Ton, dieses fortwährende Prahlen mit unverrückbaren Grundsätzen, mit untrüglicher Weisheit und stets bewährter Voraussicht durchzieht auch die Autobiographie und beweist schon dadurch ihren Ursprung im höheren Alter des Fürsten. Das wäre an sich nicht schlimm. Metternich will uns aber glauben machen, daß ihn abgeschlossene theoretische Anschauungen, Maximen schon in seiner Jugend geleitet, Unveränderlichkeit, Treue den Grundzug seines Charakters zu allen Zeiten gleichmäßig gebildet hätten.

Bereits am Beginne seiner Laufbahn, so belehrt er uns, erkannte er als die Grundlage richtiger Politik den biblischen Spruch an: Thue dem Andern nicht, was Du nicht willst, daß Dir gethan werde. „Diese Grundregel jedes menschlichen Verbandes auf den Staat angewendet, heißt in der politischen Welt Reciprocität und ihre Wirkung ist, was man in der Sprache der Diplomatie bons procédés nennt." Schon in seiner frühen Jugend war Metternich entschlossen, nicht die Wege eines Richelieu, Mazarin, Talleyrand, Canning, Capodistria, Haugwitz zu wandeln und weil er verzweifelte, sich eine seinem Gewissen entsprechende Bahn brechen zu können, so zog er vor, sich nicht in die großen politischen Angelegenheiten zu stürzen. Natürlich konnte Metternich als junger Mensch nicht an Canning und Capodistria denken. Schwerlich hatte er aber auch mit Richelieu und Mazarin sich damals so eingehend beschäftigt, daß ihm die Verwerflichkeit ihrer Richtung klar geworden wäre. Was aber Talleyrand betrifft, so ist es notorisch, daß dieser auf Metternich den größten Einfluß übte und geradezu als sein Meister gelten darf. Es war ein genialer Gedanke des französischen Staatsmannes, auf dem Wiener Congresse den Grundsatz der Legitimität als höchsten Trumpf auszuspielen und die Verhandlungen von dem für französische Interessen gefährlichen Boden realer Verhältnisse auf das Gebiet der Principien zu übertragen. Hier fing er die Gegner wie in einem Netze ein. Von ihm aber hat seitdem Metternich gelernt, die Politik mit dem Scheine fester leidenschaftsloser Maximen zu umkleiden. Und wenn diese Uebertragung späterer Stimmungen und Anschauungen auf frühere Zeiten nur der einzige Fehler der Autobiographie Metternichs wäre. Aber auch seine Erinnerungen zeigen sich wiederholt in auffälliger Weise verdunkelt. Er ist z. B. über die Umstände, welche seine eigene Heirat mit Eleonore Fürstin Kaunitz begleiteten, wie über jene, welche der Vermählung der Erzherzogin Maria Louise mit Napoleon vorangingen, schlecht orientirt, überhaupt über die Dauer und die intime Natur seines Verkehres mit einzelnen Persönlichkeiten nicht klar. Nicht immer lassen sich solche Irrthümer auf die Schwäche des alternden Gedächtnisses zurück-

Google

führen. In den meisten Fällen haben sie in der Selbsttäuschung den Ursprung, in welche sich Metternich allmählich hineingelebt hatte, so daß er schließlich an die Wahrheit dieser falschen Spiegelbilder selbst glaubte. „Mein eigentlicher Beruf," so schildert er sich, „schien mir die Pflege der Wissenschaften zu sein, besonders der exacten und der Naturwissenschaften, die ganz eigentlich meinem Geschmacke entsprachen."

Ungefähr so, aber doch nicht ganz gleich, lautet die historische Thatsache. Metternich, in seiner Bildung durchaus ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, fühlte sich allerdings zu naturwissenschaftlichen Unterhaltungen stärker hingezogen, als zu historischen Studien. Als vornehmer Lebemann betrachtete er überdies die Natur, besonders die menschliche, halb mit neugierigem, halb mit scheuem Auge. Die Vertrautheit mit ihren Geheimnissen lehrte die Grenzen und das rechte Maß der eigenen Lebenskraft und des Lebensgenusses erkennen. Medicinische Dinge fesselten sein Interesse, vor wenigen Menschen hatte er so großen Respect wie vor seinem Leibarzte, dem in der Wiener medicinischen Welt hoch angesehenen Dr. Jäger. Ernstliche Studien lagen dem Fürsten vollständig fern. In seiner Jugend begeisterte er sich für Gall's Schädellehre, im Alter horchte er auf die Aussprüche der Phrenologen mit größerer Aufmerksamkeit als auf die Berichte seiner diplomatischen Agenten. Wie die Sammlungen Metternich's in Königswart den einfachen Dilettanten bekunden, so bewahrten auch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen stets einen spielenden Charakter. Auf einer Selbsttäuschung beruht auch die angebliche Zuversicht zu dem dauernden Siege seiner politischen Grundsätze. In dem Codicill, welches er 1849 seinem älteren Testamente hinzufügte, gelangt die kleinmüthige verzagte Stimmung zum schroffen Ausdrucke. „In Erwägung der Unmöglichkeit, die Lage seines Vermögens unter dem Drucke der Gegenwart zu bemessen und den Einfluß zu kennen, welchen der Sturz des alten Staatsgebäudes und neue Gesetzgebungen auf das Grundeigenthum und auf die Disposition mit demselben üben können", änderte er einzelne testamentarische Beziehungen. Während in dem früheren, vom 29. Juni 1843 datirten Testamente der Graf Münch-Bellinghausen zum Vormunde bestellt, und dieser auf den Beirath des Barons Salomon Rothschild, „der eine genaue Kenntniß meiner Schuldentilgungseinrichtungen hat", verwiesen wird, nennt das Codicill einen einfachen bürgerlichen Hausbeamten, Namens Ranzoni, als Vormund der minderjährigen Kinder. Offenbar hielt Metternich das Schicksal der fürstlichen Familie am besten gesichert, wenn sich dieselbe hinter einem unscheinbaren bürgerlichen Schilde barg. Also haben denn doch die Ereignisse einen Wechsel in Metternich's Anschauungen hervorgerufen und seinen Glauben an den Triumph der von ihm mitbegründeten Weltordnung erschüttert.

Digitized by Google

Die Summe der Selbsttäuschungen und Trübungen des historischen Urtheiles durch das Einmischen erst nachträglich gewonnener Standpunkte ist ziemlich beträchtlich. Dazu gehört insbesondere die Auffassung der französischen Revolution als einer wesentlich socialen Umwälzung. Erst nach der Julirevolution erschien sie Metternich in diesem Lichte; so lange sie unmittelbar herrschte, betrachtete sie der Diplomat als eine Kette einfacher politischer Verwickelungen. Wenn nicht als Selbsttäuschung, so doch als eine anmuthige Umschreibung der wirklichen Thatsachen darf sodann die Erzählung gelten, daß Metternich von seiner frühesten Jugend an auch nicht eine Stunde sich selbst gelebt hatte. Aus der Sprache des Circumlocutionoffice in ehrliches Deutsch übertragen, lautet dieser Satz etwa folgendermaßen: Metternich hat durch seine Lebensfreuden niemals seine Persönlichkeit und sein Amt compromittirt. Er war überhaupt keine überschäumende Natur. Von leidenschaftlicher, alles vergessender Liebesgluth, die ihn durchströmte, wußte die Welt nur einmal zu erzählen: als er, der fünfzigjährige Mann, um die Hand der reizenden Maria Antonia von Leykam warb. Sein Verkehr, auch wo Herz und Sinne mitspielten, beschränkte sich vorwiegend auf jene Kreise, welche ihm gesellschaftlich nahe, zuweilen sogar über ihm standen, mit welchen ihn sein Amt häufig zusammenführte, die in der Regel auch seine diplomatischen Interessen fördern konnten.

In einem Falle bleibt der Zweifel bestehen, ob Metternich abermals, ohne es zu wollen, Selbsttäuschungen huldigte, oder ob er gegen seine bessere Ueberzeugung, von höfischen Rücksichten getrieben, Irrthümern Ausdruck gab. Es ist die Schilderung des Kaisers Franz I. gemeint. „Insbesondere habe ich gewünscht," schrieb Metternich in der „Erklärung" seiner Materialien, „den verewigten Kaiser Franz I., der mir in seinem letzten Willen den Namen seines besten Freundes beigelegt hat, einen letzten Dienst zu erweisen, den größten, den ich dem Todten erweisen kann: den, ihn darzustellen, wie er war." Zu Schilderungen des Charakters seines kaiserlichen Freundes bot sich wiederholter Anlaß. Das Urtheil über den Kaiser faßt Metternich in folgende Worte zusammen: „Wenige Monarchen haben jemals ihrem Throne mehr Ehre gemacht als Kaiser Franz. Seine Völker haben seinen Werth als Mensch erkannt. Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, alle Tugenden eines Privatmannes in sich vereinigend, war er von vielen seiner Zeitgenossen in Beziehung auf seine ausgezeichneten Eigenschaften als Souverän nicht gebührend gewürdigt. Rein von Sitten, einfach in seinem Benehmen, jeder Art von Prunk abhold, und selbst jene Vornehmheit verschmähend, welche immer die Menge besticht und oft die Fürsten scheinen läßt, was sie nicht sind, in allen Dingen nur die Wahrheit liebend und suchend, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und immer gerade in seinem Urtheile, konnte dieser Monarch in

den Augen seiner Zeitgenossen doch oft eine untergeordnete Rolle zu spielen scheinen, gerade dort, wo die außerordentlichen Erfolge nur seiner Entschlossenheit, seinem festen Willen und seinen Tugenden zu verdanken waren." Auf die unerschütterlichen Grundsätze des Kaisers, seine Entschlossenheit und Festigkeit kommt Metternich noch öfter zurück. Wie war es dann aber möglich, daß Metternich in dem Vortrage, den er ihm in einem weltgeschichtlichen Augenblicke, ehe er zu den Prager Conferenzen 1813 abging, hielt, den Kaiser geradezu als einen unzuverlässigen, schwachen und wankelmüthigen Menschen behandelte, auf dessen Entschlüsse nicht die geringste Sicherheit gebaut werden kann? „Kann ich auf die Festigkeit Eurer Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensbasen Oesterreichs nicht annimmt; sind Eure Majestät unerschütterlich bestimmt, in diesem Falle die gerechte Sache der Entscheidung der Waffen anzuvertrauen?" Wohl selten sind von einem Minister an seinen Fürsten so beleidigende, geringschätzige Worte gerichtet worden. Metternich hätte es nicht wagen dürfen, das Mißtrauen gegen die Festigkeit des Kaisers in so schroffer Weise auszusprechen, wenn er nicht auf der einen Seite die schlimmsten Erfahrungen über den Wankelmuth des Kaisers gemacht hätte, welchem nur mit den stärksten Waffen begegnet werden kann, und wenn er nicht auf der andern Seite gewußt, daß den Kaiser Vorwürfe solcher Natur nicht verletzten. Lag ja doch in denselben eine Anerkennung seiner Macht, auf die allein er eifersüchtig festhielt.

In seltsamer Weise waren in der Natur des Kaisers die disparatesten Eigenschaften verkuppelt. Im persönlichen Verkehre anspruchslos, in den Lebensgewohnheiten spießbürgerlich, war Kaiser Franz doch von seiner absoluten Machtvollkommenheit vollständig durchdrungen. Er betrachtete den Staat als sein Privateigenthum, Oesterreich als eine Fläche von so und so viel Quadratmeilen, von so und so viel Millionen Menschen bevölkert. Eine Probe dieser Auffassung liefern die eigenhändigen Correcturen des Kaisers zu dem von Metternich entworfenen Handschreiben an den Fürsten Schwarzenberg nach dem Pariser Frieden, welche dem Buche facsimilirt beigegeben sind. An die Stelle des Vaterlandes setzt der Kaiser stets „meine Völker und mein Staat". Daß ihm das Beste der Armee stets vorschweben wird, erscheint ihm für einen absoluten Fürsten offenbar zu viel gesagt und zu wenig kanzleimäßig. Er setzt dafür: Das Beste der Armee wird stets mein Augenmerk sein. Kaiser Franz machte auf die Wiener Bürgerschaft den Eindruck des schlichten, wohlwollenden Biedermannes. Bonhommie wurde ihm vielfach als der hervorragendste Charakterzug zugeschrieben. Und dennoch konnte er, sobald dynastische Interessen und was er als politische Pflichten ansah, in das Spiel kamen, eine Herzenshärte entfalten, die alle in Furcht versetzte. In dieser Beziehung war er unnahbar. Die Unnahbarkeit sowie die unbedingte

Digitized by Google

Strenge, mit welcher er in Einzelheiten — für große, zusammenhängende Actionen, für alles, was nicht zu den „Personalien" gehörte, besaß er kein Verständniß — seinen Willen behauptete, erfüllten seine Umgebung mit Scheu und ließen keine Herrschaft neben ihm aufkommen. Auch Fürst Metternich hatte nicht selten unter dieser Forderung des Gehorsams in kleinen Dingen zu leiden. Sogar in sein Testament schließt sich ein leiser Seufzer über ungebührliche Zumuthungen ein. Kaiser Franz, sonst sparsam und gegen jeden Fortschritt mißtrauisch, ist doch öfter die Beute von Schwindlern geworden. So wurde ihm auch von einem Industrieritter das Dasein reicher Kohlenschätze in Dalmatien vorgespiegelt. Kaiser Franz ging auf den Gedanken ein und zwang die vornehmen Cavaliere, ihr Geld in dieser luftigen Unternehmung anzulegen. Nicht ohne Malice zählt Metternich in seinem Testamente (1843) als Erbschaftsgegenstand außer seinen Häusern und Landgütern auch den Antheil an dem dalmatinisch-istrianischen Steinkohlengewerke auf, „in welches ich mich auf Geheiß des höchstseligen Kaiser Franz eingelassen habe, wenn dasselbe Frucht bringen sollte".

Für den Biographen Metternich's sind alle diese Schilderungen, auch wenn sie auf geringer Selbstkenntniß und falscher Beurtheilung Anderer beruhen, von Interesse. Das Bild des alt gewordenen Metternich, welcher alle Ereignisse in den Rahmen seines Systemes von Grundsätzen eingespannt, gewinnt durch die autobiographischen Blätter an Deutlichkeit. Als historische Urkunden besitzen sie freilich wegen dieses subjectiven Elementes nur einen untergeordneten Werth. Der Geschichtsschreiber wird jedenfalls mit viel größerer Hast die „Schriftensammlung", welche die Lebensbeschreibung begleitet, zur Hand nehmen, in der Hoffnung, hier die leitenden Fäden für die vielverschlungene Politik der napoleonischen Periode zu finden. Auch hier harrt seiner zunächst eine unangenehme Enttäuschung. Manche der mitgetheilten Urkunden — und darunter gar wichtige — kannten wir bereits aus früheren Publicationen, neue bedeutsame Documente sind nur in geringer Zahl beigebracht. In erster Linie dienen auch sie nur zur schärferen Charakteristik des Fürsten, erst in zweiter Linie lassen sich dieselben für die politische Geschichte verwerthen. Man wird aber die napoleonischen Kriege in keinem wesentlichen Punkte umschreiben müssen, das Urtheil über die österreichische Politik in den Befreiungskriegen im Ganzen und Großen festhalten können.

Gleich die beiden ersten Urkunden werfen ein überraschendes Licht auf Metternich's Jugendzeit. Ein fulminanter Aufruf an die Armee, den Tod Marie Antoinette's zu rächen, eine Flugschrift aus dem Jahre 1794 über die Nothwendigkeit der Volksbewaffnung, gegen die alten Diplomaten, welche die Revolution in ihrem Entstehen als Kinderspiel betrachteten, gerichtet. Wer hätte gedacht, daß solche Schriftstücke der Feder Metternich's entstammen

könnten. Es thut förmlich wohl, ihn einmal aufbrausend zu sehen, und, daß sich sein Blut auch zu erhitzen fähig sei, zu bemerken. Wie sticht von diesem Glauben an die Macht einer Volkserhebung die geringschätzige Meinung über die Thaten der österreichischen Landwehr ab. Allmählich hatte auch Metternich den echt österreichischen Standpunkt erreicht, welcher seinen classischen Ausdruck in einem Linzer Polizeidirector fand. Vom Grafen Stadion 1809 aufgefordert, den Patriotismus und die Begeisterung des Volkes anzuregen, schrieb der biedere Polizeidirector zurück: Er hätte darüber nichts in den Acten gefunden und bäte sich deshalb Verhaltungsmaßregeln aus. Metternich verstand gleichfalls in den späteren Jahren die Selbstthätigkeit des Volkes nicht und konnte nur mitleidig über die Idealisten die Achsel zucken, welche an einen spontanen Volkswillen glauben und auf diesen ihre Handlungen stützen. Höchstens Börsenleute genossen seine Achtung. Sie vertreten „le véritable corps de la nation". Auch die aus Rastadt an seine junge Frau gerichteten Briefe bieten nur ein biographisches Interesse dar. In seiner Denkschrift spricht er sich über seine Thätigkeit in Rastadt folgendermaßen aus: „Der Congreß von Rastadt drängte mich aus meiner Zurückgezogenheit heraus. Die Grafen des westfälischen Collegiums betrauten mich mit der Wahrung ihrer Interessen. Ich nahm den Auftrag an, mehr aus Pflichtgefühl, denn in der Hoffnung, einem in seinem Bestande bedrohten Körper, wie es das deutsche Reich selbst war, dienen zu können." Wie ehrbar und gravitätisch. Zum Glücke erfahren wir aus seinen Briefen, daß das Pflichtgefühl ihn nicht allzusehr drückte, die Hoffnungslosigkeit seiner Aufgabe nicht verstimmte. Der Mangel an schönen jungen Frauen machte freilich Bälle wenig pikant. Auf hundert Männer, klagt er, kamen einmal acht bis zehn Damen und von diesen hatte die Hälfte überdies das fünfzigste Jahr hinter sich. Metternich amüsirte sich, so gut es die engen Verhältnisse erlaubten. Diners, Comödien, Opern, folgten fast ununterbrochen aufeinander. Den schönsten Augenblick in seinem Rastadter Dasein feierte er, als er in einem Liebhaberconcerte an der Spitze des Orchesters stand und Symphonien dirigirte.

Mit dem Eintritte Metternich's in den diplomatischen Dienst Oesterreichs steigert sich die Bedeutung seiner Mittheilungen. Jede einzelne Depesche zu analysiren, würde zu weit führen und stünde kaum im Verhältniß zu ihrem Werthe. Es wird genügen, die wichtigsten Gesichtspunkte, und was in dem politischen Systeme Oesterreichs dauernd und maßgebend war, hervorzuheben. Da tritt uns zunächst als Grundlage desselben die Eifersucht auf Preußen entgegen, die zuweilen Formen des Hasses annimmt, in der geheimen Hoffnung, daß es mit Preußens Zukunft nichts sei, der erschöpfte Staat dem Untergange entgegeneile, Trost findet. Gleich in der Instruction Metternich's, als er den Gesandtschaftsposten in Dresden antrat (1807), wurde die außer-

Digitized by Google

ordentliche Vergrößerung Preußens als eine der schlimmsten Folgen der letzten Staatsumwälzungen dargestellt und von dem Hohenzollernreiche folgende Schilderung entworfen: „Dieser schon vermöge seiner geographischen Lage mit Uns stets rivalisirende und noch immer im Wachsen begriffene Staat hatte seit der Regierung Friedrichs II. trotz der geringfügigsten finanziellen Ressourcen und des Populationsstandes eines secundären Staates die Initiative einer Macht ersten Ranges. Seine ganze Politik war auf Vergrößerung seiner Lande und auf Erweiterung seines Einflusses auf allen Wegen mit gänzlicher Hintansetzung aller anerkannten völkerrechtlichen und moralischen Grundlagen gerichtet. Die Allianz des Jahres 1791 verdient kaum einer Erwähnung. Ihre alsbaldige Vernichtung bestimmt den Grad des in sie gesetzten Vertrauens.“ Diesen Anschauungen folgt Metternich unverbrüchlich während seiner ganzen Laufbahn, mochte er auch bei seinem kühl-vornehmen Temperamente jeden starken Ausdruck seiner Abneigung gegen Preußen vermeiden. Ihm war dieser Staat unheimlich, Alles schien ihm Widerspruch in der Entwickelung Preußens, und ein wahrer Hohn auf die feststehenden Regeln der alten Staatsweisheit. Es muß doch noch etwas anderes das Schicksal der Reiche bestimmen als reiche finanzielle Zuflüsse und eine hohe Bevölkerungsziffer. Nach dem entsetzlichen Zusammenbruche der preußischen Macht im Tilsiter Friedensschlusse glaubt er Preußen aus den politischen Berechnungen ausschließen zu müssen. Schade, daß Napoleons Haß gegen Preußen keine Schranken kannte und ihn die Leidenschaft mehr leitete als der politische Calcül. „Hätte Napoleon, anstatt die Vernichtung Preußens anzustreben, seinen Ehrgeiz darauf beschränkt, diese Macht zu schwächen und in solchem Zustande dem Rheinbunde anzufügen, das unermeßliche Gebäude, welches zu errichten ihm gelungen war, würde eine Grundlage von Beständigkeit und Dauer gewonnen haben, welche der Friede von Tilsit ihm nicht verschaffte.“ Auf diesen „Rechnungsfehler“ kam er im Gespräche mit Napoleon im Jahre 1810 zurück, als Oesterreich sich schmeichelte, mit Napoleon, dem kaiserlichen Schwiegersohne, die europäische Beute theilen zu können. Für Metternich's Verstand existirten außer Frankreich nur zwei Großmächte auf dem Continente: Oesterreich und Rußland. Seine politische Speculation beschäftigte ausschließlich die Wahl einer solchen Stellung zwischen den beiden rivalisirenden Mächten, daß Oesterreich die größten Vortheile zufallen. An Preußen, die „puissance de troisième ordre“, das „vernichtete“ Preußen, dachte er nicht. Preußen war nur noch gut genug, wie Polen getheilt zu werden. „Da die Zerstückelung Preußens meines Erachtens unausbleiblich Folge des nächsten Krieges sei,“ berichtet Metternich im Januar 1811, so bietet sich „ein Theil von Schlesien als Compensationsobject“ dar. Und diesen begehrlichen Blick warf Metternich in einem Augenblicke auf Schlesien, in welchem

er den Anträgen des Königs von Preußen auf eine engere Verbindung gegen Frankreich freundlich zuhorchte. Da kann es denn freilich kein Wunder nehmen, daß, als Preußen alle diese Berechnungen zu Schanden machte, nicht, wie Metternich, Talleyrand, Fouché meinten und vielleicht auch hofften, schmachvoll unterging, sondern glorreich sich zu größerer Macht erhob, eine arge Verstimmung unter den Vertretern der alten Großmächte ausbrach und der kecke Eindringling mit scheelen Augen gemessen wurde. Wenn sich auch Metternich nicht wie der temperamentsvolle Gentz bis zu erbärmlichen Beschimpfungen Stein's und der preußischen Staatsmänner erniedrigt — Stein heißt in der Denkschrift Gentz' vom 12. Februar 1815 „le véritable perturbateur du repos public de l'Allemagne et de l'Europe" —, so läßt er doch keinen Anlaß vorübergehen, ohne seinen tiefsten Widerwillen gegen die leidenschaftliche, revolutionäre Politik Stein's und der national gesinnten preußischen Politiker zu äußern. Der ganze Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, zugleich der Schlüssel zur österreichischen Politik in den Freiheitskriegen ist in dem Bekenntnisse Metternich's niedergelegt: „In Bezug auf Oesterreich hatte der Ausdruck: deutscher Sinn, insbesondere in der Bedeutung, wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestirte, — lediglich den Werth einer Mythe." Als Commentar zu diesem Satze mag die cynische Aeußerung Gentz' über die Ziele des Wiener Congresses gelten: „le véritable but du Congrès était le partage entre les vainqueurs des dépouilles enlevées au vaincu" mit der Einschränkung, daß man lieber noch dem geschlagenen Feinde ein Stück der Beute zurückgab, als daß man den Erwerb dem ohne Erlaubniß mächtig und groß gewordenen Freunde gönnte.

Wahrscheinlich wird der preußenfeindliche Ton in Metternich's Autobiographie und Depeschen auch jetzt noch bei vielen österreichischen Lesern Anklang finden und dem Fürsten für so manche ihnen unsympathische Züge Verzeihung verschaffen. Denn wir dürfen uns über die in Oesterreich gegen uns herrschende Stimmung nicht täuschen und etwa glauben, das jüngste Bündniß habe mit einem Striche den hundertjährigen Grimm weggewischt. Die nichtdeutschen Stämme hassen uns aus nationalen, ein großer Theil der deutschen Bevölkerung aus politischen Gründen. Eine besondere Farbenmischung ist noch dadurch entstanden, daß viele die gute deutsche Gesinnung betonen, nur gegen das Preußenthum in Zorn erglühen. (Diese Nuance findet auf dem französischen literarischen Markte großen Beifall.) Nun wäre es gewiß unsererseits die größte Unbilligkeit, von den Oesterreichern ein fröhliches oder wohl gar begeistertes Eingehen auf deutsch-preußische Interessen zu verlangen. Die alten Wiener Staatsmänner waren in ihrem vollen Rechte, wenn sie mit allen Mitteln die Wünsche deutscher Patrioten bekämpften und Preußens

Macht nach Kräften einzudämmen suchten. Sie handelten durchaus nach den Gesetzen des Erhaltungstriebes, von dem richtigen Instincte geleitet, daß der Sieg der nationalen Politik in Europa das Ansehen Oesterreichs gefährde. Hätte Fürst Metternich den Wiener Congreß zu Häusser's oder Treitschke's Zufriedenheit geleitet, so würde er dafür die Festung verdient haben. Wir haben also nicht das geringste dagegen, wenn in Oesterreich die Thätigkeit der heimischen Staatsmänner nicht vom deutschen Standpunkte beurtheilt, die energische Bekämpfung Preußens ihnen zum Lobe gedeutet wird. Nur einen Gefallen können wir den Oesterreichern nicht thun. In unserer, in der deutschen Geschichte ist für den österreichischen Standpunkt kein Raum vorhanden. Der Besiegte erscheint in der Regel schlecht befähigt, die Geschichte des Siegers zu schreiben. Wenn Darius und Xerxes auch alle ihre Schreiber aufgeboten hätten, die Perserkriege zu erzählen, in der Weltgeschichte besitzen doch nur die griechischen Berichte über die Schlachten bei Marathon und Salamis Glaubwürdigkeit. Das Urtheil über Karl den Großen würden wir niemals auf die Berichte heidnischer Sachsen stützen, auch wenn wir solche besäßen, über den wahren Gang der Reformation kann uns kein gläubiger Katholik ausreichende Kunde geben. Dieses alles behaupten wir, nicht weil wir in der Geschichte den Erfolg für das ausschließlich Entscheidende halten, sondern weil wir der Ueberzeugung leben, daß wahre und dauernde Erfolge der Ausdruck unwiderruflicher, nothwendiger Naturgesetze sind. Wäre das nicht der Fall, so stände die Weltgeschichte noch eine Stufe tiefer unter der Schmetterlingskunde. Anders steht die Sache, wenn es sich nicht um Geschichte im großen Stile, sondern um die detaillirte Schilderung diplomatischer Verhandlungen, um die Lösung der von der Staatskunst oft wirr genug geschlungenen Fäden handelt. Genaue und vollständige Kenntniß der Proceßacten ist unbedingt nothwendig, soll das historische Urtheil sicher begründet werden und wenn auch dieses gegen die eine Partei ausfallen muß, so darf doch die geschickte Vertheidigung der Parteiinteressen auch bei dem schließlich unterliegenden Gegner anerkannt werden. Daß die alten österreichischen Staatsmänner, insbesondere aber Metternich am Wiener Congresse, sich nur zu oft als die überlegeneren Diplomaten erwiesen haben, die österreichische Politik in einzelnen Phasen des großen historischen Processes den Sieg beinahe in Händen hielt, darüber herrscht gerade bei deutschen Geschichtsschreibern nicht der geringste Zweifel.

Metternich's Erklärungen über das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen und Deutschland besitzen ein noch zur Stunde lebendiges politisches Interesse; die Schilderung seiner Beziehungen zu Napoleon gehört ausschließlich dem historischen Gebiete an. Alte österreichische Diplomaten konnten nie des Lobes genug sagen über die Trefflichkeit der Depeschen Metternich's aus Paris und

Digitized by Google

erzählten, mit welcher Spannung man in der Wiener Staatskanzlei denselben entgegenharrte, wie sehr die Glücklichen beneidet wurden, welche dieselben, so reich an Inhalt, so elegant in der Form, lesen durften. Die Pariser Berichte, die Denkschriften und Notizen über französische Zustände nehmen im zweiten Bande der „Nachgelassenen Schriften" einen breiten Raum ein. Sie üben zuweilen den Eindruck des künstlich Arrangirten und wirkungsvoll Drapirten, zeichnen sich aber allerdings, mit der Masse gleichzeitiger diplomatischer Depeschen verglichen, durch feine Beobachtung und einen leichten, oft lebendigen Ton aus. Einzelne Unterredungen mit Napoleon athmen geradezu dramatischen Charakter. Der Effect der Personalschilderungen wäre noch größer gewesen, wenn nicht zufällig zur selben Zeit mit Metternich's nachgelassenen Schriften die Memoiren der Madame de Rémusat die Presse verlassen hätten. Durch dieselben werden die Porträts Metternich's etwas in Schatten gestellt. Madame de Rémusat kannte auch Metternich persönlich, schien aber von seiner Begabung keinen gewaltigen Eindruck empfangen zu haben. Sie wundert sich schier, daß der Mann nachmals eine so große Rolle spielen und einen so gewaltigen Einfluß auf die Geschicke Europas gewinnen konnte. Seinen Eintritt in die napoleonische Hofwelt schildert sie mit folgenden Worten: „Il étail jeune, d'une figure agréable. Il obtint des succès auprès des femmes. Un peu plus tard il parut s'attacher à Madame Murat et il lui a conservé un sentiment qui a soutenu longtemps son époux sur le trône de Naples." Dadurch wird wohl am besten die Verschiedenheit des Colorits in den Porträtskizzen der drei Schwestern Napoleon's erklärt. Es wäre gewiß der Mühe werth, die Personalschilderungen Metternich's der Reihe nach zu analysiren. An Material, die Richtigkeit derselben zu prüfen, ist kein Mangel, zumal die bereits erwähnten Memoiren der Madame de Rémusat würden dabei gute Dienste leisten. Im höchsten Grade fesselt natürlich die Auffassung Napoleon's. In den späteren autobiographischen Aufzeichnungen giebt sich Metternich den Schein, als ob er Napoleon nach allen Richtungen durchschaut und seit dem Tilsiter Frieden das Schicksal des Kaiserreiches vorhergesehen hätte. Und man muß in der That Metternich das Zeugniß geben, daß er für die Schwächen Napoleon's, für die schwankenden Stützen des Kaiserreiches stets ein offenes Auge zeigt und sich weder durch die prahlerischen Flunkereien noch durch die groben Brutalitäten Napoleon's verblüffen ließ. Es ist dabei für Metternich's leidenschaftsloses Wesen bezeichnend, daß selbst die ärgsten Infamien des Kaisers ihm kein bitteres Wort entlocken. Als die Krone dieser gar nicht seltenen Infamien darf die Emission falschen österreichischen Papiergeldes im Kriege 1809 gelten. Daß die Emission nicht durchgeführt wurde — nur für eine Summe von 200,000 Gulden waren falsche Bankzettel ausgegeben worden —, vermindert nicht

Digitized by Google

Napoleon's Schuld. Die veränderten Umstände allein haben ihn vom Plane abgelenkt. Metternich behandelt aber die ganze Angelegenheit, die doch geradezu an den Brigantenstreich erinnert, den Hofhund zu vergiften, ehe der Einbruch gewagt wird, in kaltem geschäftsmäßigen Tone.

Zu dem Triumphliede, niemals hätte Napoleon den Fürsten getäuscht, stets des letzteren Voraussicht sich bewährt, liegt aber dennoch kein berechtigter Anlaß vor. In einzelnen Fällen zeigte Metternich's „Calcul" empfindliche Rechenfehler. Im Jahre 1808 horchte Metternich allzugefällig auf das Geflüster der Unzufriedenen, deren Zahl sich allmählich am Hofe Napoleon's beträchtlich vermehrt hatte. Er hatte ganz richtig die wachsende Friedensliebe der Franzosen in Erwägung gezogen, jedoch die unmittelbaren Gefahren des spanischen Krieges überschätzt. Er war von der Unvermeidlichkeit eines Krieges zwischen Napoleon und Oesterreich überzeugt, schwankte aber in Bezug auf die Rolle, welche die diplomatische Kunst bis dahin zu spielen habe, ob sie den Ausbruch des Krieges verzögern oder die Beschleunigung desselben anrathen soll. „Je laisserai à ma Cour toutes les voies ouvertes", schrieb er Stadion am 2. August 1808. Nur in einem Punkte war er vollständig seiner Sache gewiß: daß der Krieg nicht vor dem Herbste 1809 ausbrechen werde. Kräftige Warnungen vor dem Kampfe finden sich in seinen Depeschen nicht vor und wenn er später behauptete, er hätte dem Kaiser und Stadion im November 1808 die Bedenken, die er über das Gelingen der Schilderhebung gehegt, offen mitgetheilt, so geht aus den Urkunden hervor, daß seine Berichte aus dem Jahre 1808 die Kriegslust schüren und insbesondere auch zu dem Versuche, dem Kriege einen volksthümlichen Charakter zu verleihen, aufmuntern mußten. Wiederholt kommt Metternich auf die fürchterliche Niederlage zurück, welche Napoleon's innere und äußere Stellung erlitten hat. Napoleon besitzt nur eine Armee, die „grande armée", welche er vor dem Kriege 1805 organisirt hat. Die später ausgehobenen Truppen sind nicht besser als die Rekruten anderer Heere, von der „grande armée" aber liegt der beste Theil, die Garde, in Spanien begraben. Napoleon kann Oesterreich in einem Kriege höchstens 206,000 Mann, darunter höchstens 107,000 französische Soldaten, gegenüberstellen, seine Reserven bestehen nur aus schwachen Knaben. Der Krieg in Spanien ist kein Krieg gewöhnlicher Art, er ist ein religiöser und nationaler Kampf, dadurch ganz neu für Napoleon und mit unberechenbaren Gefahren für ihn verknüpft. Jedenfalls kann Oesterreich wenigstens am Anfange des Krieges über gleich große Streitkräfte wie Napoleon verfügen. Welche Schlüsse konnten aus diesen Mittheilungen in Wien gezogen werden, als daß ein Kampf gegen Napoleon niemals mit günstigeren Aussichten eröffnet werden könne, als in dem gegenwärtigen Augenblicke? Und wenn Metternich erzählt, er habe im November 1808 in Wien zu seiner Ueberraschung gefunden,

Digitized by Google

daß man dem Kriege schon näher gerückt sei, als er hätte muthmaßen können, so hätte er in Wahrheit sich eigentlich darüber wundern müssen, daß man nicht auf Grund seiner Berichte die Kriegsrüstungen noch fieberhafter beschleunigte. Ueber die Politik, welche Metternich vorgeschlagen haben soll und die zu besseren Resultaten geführt hätte, als die von Stadion befolgte Richtung, lassen uns die mitgetheilten Urkunden im Dunkeln.

In glänzender Voraussicht der künftigen Ereignisse bereitete Metternich seit 1811 alle Mittel vor, um im entscheidenden Augenblicke Oesterreich als Schiedsrichter eintreten zu lassen. So ungefähr könnte man nach Metternich's Selbstschilderung seine Thätigkeit vor den Freiheitskriegen zusammenfassen. Aber auch in diesem Falle haben sich Metternich's Erinnerungen als unsicher bewährt. Nach den gleichzeitigen von ihm selbst mitgetheilten Zeugnissen dachte er sich doch den Gang der Dinge vielfach anders, als er nachmals eintrat. Zunächst glaubte er, daß erst Napoleon's Tod das Kaiserreich zum Falle bringen werde. In Bezug auf den russischen Krieg war er der Meinung, nicht nur daß er Preußens Auflösung herbeiführen, sondern auch zunächst mit einem Siege Napoleon's enden werde. Rußland wird wahrscheinlich in die Steppen Asiens zurückgedrängt werden. Auf Napoleon's Sieg speculirt Metternich, darauf gründet er seine politischen Pläne, arbeitete er bereits Theilungsprojecte aus. Daß sich Metternich verrechnete, die Ereignisse einen ganz andern Lauf nahmen, als er erwartet, kann ihm kaum als Schuld angerechnet werden. Niemand hat im Jahre 1812 die Schlacht bei Leipzig vorhersehen können. Metternich bleibt immerhin der Ruhm, rechtzeitig die veränderten Verhältnisse mit in seine politischen Rechnungen gezogen und aus denselben für Oesterreich noch größere Vortheile herausgeschlagen zu haben als aus dem Bündnisse mit Napoleon. An diesem Ruhme eines diplomatischen Meisters muß er sich aber genügen lassen. Auf den weiteren, freilich viel stolzeren Ruhmestitel eines großen Staatsmannes, welcher dem Reiche eine feste Richtung gegeben, der weiteren Entwickelung desselben Weg und Ziel gewiesen, kann Metternich keinen Anspruch erheben. Diese Ueberzeugung, wenn sie noch einer Stütze bedurft hätte, wird durch jede Zeile des vorliegenden Buches gekräftigt. Wenn auch in demselben von den inneren Zuständen Oesterreichs wenig die Rede ist, so reicht doch das Wenige hin, zu zeigen, wie fremd ihm das österreichische Staatswesen geblieben ist, wie oberflächlich und dilettantenhaft er über dasselbe gedacht hat. Als Summe seiner Weisheit über Oesterreich offenbart er folgenden Satz: „Das Kaiserthum Oesterreich, ohne ein Föderativstaat zu sein, trug nicht minder die Vortheile wie die Nachtheile der Föderativ-Gestaltungen." Als das beste Heilmittel für alle Schäden empfahl er die Kaiserkrönung und daß dieselbe weder 1815

Digitized by Google

noch 1835 vollzogen wurde, scheint ihm beinahe den Schlüssel zu den späteren traurigen Schicksalen des Reiches zu enthalten.

Wären Metternich's Memoiren vor einem Menschenalter an das Licht getreten, mit welchem Heißhunger hätte sich die ganze Welt auf dieselben gestürzt. Heute läßt die Publication derselben kaum tiefere Spuren zurück. Die Zeitungen theilten ein paar pikante Anekdoten mit und überließen die weitere Würdigung des Werkes den Historikern, welche allerdings mannichfache Förderung ihrer Studien aus demselben erfuhren, aber durchaus keinen Anlaß hatten, das Buch den grundlegenden Schriften über die Geschichte unseres Jahrhunderts anzureihen. Weitere Kreise, namentlich in Oesterreich, schenkten den „Nachgelassenen Schriften Metternich's" kaum eine größere Aufmerksamkeit. Sind doch die Zeiten vor dem Jahre 1848 dem jüngeren Geschlechte beinahe vollständig schon aus dem Gedächtnisse geschwunden, werden kaum mehr verstanden, und erscheinen als eine öde Lücke im Volksleben. Seitdem man aufgehört hat, Metternich zu fluchen, hat man ihn vergessen. Alles hat sich in Oesterreich so gründlich geändert, die alten Einrichtungen sind so vollständig verwischt worden, daß die Erinnerungen an das sogenannte „alte System" und dessen Hauptträger im Volksmunde, den Fürsten Metternich, gänzlich verklungen sind. Niemand denkt mehr übel von jener Zeit, weil beinahe Niemand mehr an sie denkt. Sie ist für das jüngere Geschlecht vollkommen interesselos geworden. Als den größten Mann Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert sollen wir den Fürsten Metternich preisen. Wenn aber irgend ein Individuum den Vorschlag machte, diesem größten Manne ein öffentliches Denkmal zu errichten, er würde nicht mehr wie vor dreißig Jahren gesteinigt, er würde einfach verlacht werden. Darin spricht sich ein entsetzlich hartes und dennoch richtiges Urtheil über die „weltgeschichtliche" Bedeutung des Mannes aus.

Anton Springer.

Was die schwäbischen Bauern lesen.

Wir freuen uns, wenn wir zu erfahren vermögen, was eine berühmte oder geliebte Persönlichkeit am öftesten und liebsten gelesen hat oder liest. Und es ist nicht blos die Freude befriedigter Neugier — es ist der Jubel, ahnen und denken zu können, wie dies oder jenes Buch es gewesen ist, das sein Theil beitrug, die seelische Eigenthümlichkeit desjenigen zu wecken, zu nähren, zu entfalten, zu leiten und zu heben, den wir lieben und bewundern. Können wir doch da so weit kommen, daß wir ein Büchlein, an sich ohne Werth, blos darum lieben, weil es ein Anderer geliebt und gelesen hat. Oft eröffnet uns blos die Kunde von der Lectüre eines Mannes das Verständniß

seines Wesens. Das gilt nicht allein auf literarischem, künstlerischem, wissenschaftlichem, sondern noch auf manch anderm Gebiete. Die Keime nicht weniger Verbrechen liegen in der Lesung schlimmer Schriften, und die meisten Criminalnovellisten gehören auf die Anklagebank, nicht in die Literaturgeschichte.

Aehnlich empfinden wir Freude oder Abscheu, jedenfalls aber Förderung unserer Erkenntniß, wenn wir inne werden, was die Lieblingsschriften der Nationen durch ganze Zeitläufte hindurch gewesen sind. Wir bekommen ein deutliches Bild von dem Geschmacke und der Gesinnung des Lesepublikums der betreffenden Zeiten. Da wundert es uns oft, wenn wir unter den Lieblingsschriften einer Periode erstaunlich viele finden, deren ausgestorbenes Gedächtniß heute nur der Literaturforscher mit viel Mühe und wenig Erfolg auffrischt, und wenn wir so unbegreiflich viele nicht darunter finden, denen wir Einfluß und Ausbreitung in die weitesten Kreise zugeschrieben hätten.

Doch von derartigen Gesichtspunkten aus ist die Literatur, wenn auch meist nur beiläufig, nicht am rechten Orte und mit dem rechten Nachdrucke, schon betrachtet worden.

Wunderlich aber kommt es mir vor, daß noch nie versucht wurde, die Lectüre eines bestimmten Standes oder Stammes in unserem Volke nach irgend einer Richtung hin in's Auge zu fassen. Nicht einmal die Gegenwart scheint dies versucht zu haben — doppelt wunderlich, da sie doch so sehr für Statistik und die daraus fließenden Erwägungen eingenommen ist. Wenn man zusammenstellt, welches System von Dreschmaschinen in der einen und andern Gegend das beliebtere ist, dann darf man auch zusammenzustellen versuchen, welche Bücher in einem Gaue die verbreitetsten und gelesensten sind, zumal wenn man noch ganz nebenbei kleine Lichter auf allerhand Kleinigkeiten spielen läßt.

Das will ich nun heute, in meiner Weise, für das Schwabenland thun. Und da ich nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes erzählen will, so beschränke ich mich, wie in dem Versuche über die schwäbischen Bauerntheater *), auf einen engern Raum: was ich sage, soll nur gelten von den Leuten hinab höchstens bis zur Donau, hinauf nicht weit über die Bahnlinie Buchloe-Memmingen, Iller und Wertach sollen im Westen und Osten die Grenze bilden.

Auch auf dem platten Lande, man weiß es, ist heutzutage die Lesekunst von Allen gekannt und geübt, die Blinden, Blöden und wenigen Ueberreste der alten Schule oder vielmehr Nichtschule allein ausgenommen. Freilich liest man nicht immer und nicht Alles, was einem in den Wurf kommt, son-

*) Siehe „Im Neuen Reich" 1870, Nr. 42.

Digitized by Google

dern wenn man Zeit hat und was einen anspricht. Natürlich hat man im Winter mehr Zeit und Lust zu lesen als im Sommer. Der feiernde Pfründner liest mehr und Anderes als der Knecht, dem der Herr und das Wirthshaus und die Mädchen wenig Zeit lassen. Der herrische Bauer pflegt die Zeitung mehr als die bildende Volksschrift, für die der nach dem Bessern und Höhern ringende Handwerker und Kleingütler seine Groschen spart. Sondersamer Weise verlangt in der Regel das Weib hier außen weit seltener nach Lectüre als der Mann. Es geht seiner Arbeit nach und zieht das mündliche Verfahren vor. Man ist in diesen Gegenden aber auch nicht so galant, das Weib für den gesittetern, gescheidtern Theil zu halten. So wird eine mannichfaltige, nach Alter, Stand, Geschlecht und Fassungskraft verschiedene Lectüre getrieben. Die Hauptrichtung aber wird ihr in der Schule und durch sie gegeben.

Eine Reihe von Geschlechtern hindurch war Christoph Schmid's „Gottbüchlein" das erste Buch des Schulkindes. Das ist in den ersten Seiten aus lauter einsilbigen Wörtern zusammengesetzt und erzählt in kindlicher, herzlicher Sprache, ohne je klapperig und fade zu werden, von der Größe und Güte Gottes. War dieses ein- oder zweimal durchgelesen, so kam eine Sammlung von Erzählungen desselben Verfassers daran, die mit ihrer Einfachheit, Anschaulichkeit und Faßlichkeit oft bis auf den Buchstaben sogar in manchem Querkopfe lange hängen geblieben sind. Wenn auch diese erledigt, so war es wieder Christoph Schmid, der da ergötzte und erbaute durch seine Bearbeitung der biblischen Geschichten. Zunächst wurde den Kindern das Alte Testament in die Hände gegeben. Das ist immer ein wahrer Freudentag gewesen. Damals, als ich mit meinen Altersgenossen es bekam, fielen gerade ein paar Feiertage ein. Die waren eben recht, um das Buch mit voller kindlicher Spannung und Andacht von A bis Z zu lesen. Als wir wieder in die Schule kamen, glänzten und triumphirten die Gesichter, und die Stockfaulen mußten sich schämen und konnten nicht mitreden bei der lebhaften und immer lebhafteren kindlichen Kritik des Gelesenen. Da bekam auch ich meinen Treff: ich war so unvorsichtig, die Geschichte vom Joseph für die schönste zu halten, die in dem ganzen Buche stehe. Die Vertreter Moses' aber, der Esther und ganz besonders diejenigen David's und Goliath's machten mich schweigen. Wir wurden nun bald an das Neue Testament herangeführt. Da war die äußere Freude weit geringer: es war doch Vieles daraus schon bekannt, die Phantasie erhielt viel weniger Spielraum und Nahrung, die Dinge mußten ernster, heiliger genommen werden.

So war die Schullectüre an die fünfzig Jahre. Man sieht: Christoph Schmid herrscht da fast allenthalben, fast unbedingt, fast unangefochten. Erwägt man dies, so wird einem um so heller, mit welcher Vorliebe Schmid

Digitized by Google

auch nach und außer der Schule gelesen wurde. Was Gellert, ich weiß kein treffenderes Gleichniß, für das protestantische Norddeutschland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, das ist — voll und ganz, wenn nicht mehr — Schmid für die Jugend und das Volk des katholischen Süddeutschlands in unserem Jahrhundert gewesen. Es giebt Schriftsteller, und vielleicht gehören diese beiden auch darunter, die vom literargeschichtlichen oder gar ästhetischen Standorte aus betrachtet, in einigen Zeilen abgehandelt zu werden vermögen, dagegen vom sittengeschichtlichen aus besehen, ein ganzes, warm geschriebenes Buch verdienen. Wie lange der Einfluß Schmid's dauern wird? Theilweise — sagen wir leider! — ist er schon gebrochen: denn das gegenwärtig heranwachsende Geschlecht kennt ihn nicht und lernt ihn auch in der Schule nicht kennen. Hier ist nämlich ein neuer Geist eingezogen, selbstisch, überstürzend, hastig und heftig. Nicht nur das Veraltete, sondern auch das edle Alte ward bei Seite geworfen. Als altmodisch, moralistisch, faselig und täppisch wurde auch Ch. Schmid kräftigst in den Hintergrund geschoben. Die Schulmeister beutelte das literarische Fieber, das seinen Höhepunkt in der Lesebüchermachewuth fand. Dieser entsprach ein gleicher Grad von Lesebüchereinführungswuth, und so konnten alljährlich und womöglich auch noch während des Jahres Kinder und zahlende Eltern das Ergötzende der Veränderungen kosten. Die Lesebücher dieser meist seichten und einander bestehlenden Schriftler enthalten Versündigungen gegen den guten Geschmack, gegen Erziehungs- und Seelenkunde, gegen — doch es gehört nicht hieher, den Vertretern jenes jetzt schon bankerotten Theiles der modernen Erziehungswissenschaft und -künstelei, der so unvolksthümlich, ja volksverderbend gehaust hat und so echt aufklärerisch Alles nivelliren und uniformiren will, ihre Sünden vorzuhalten. Am wenigsten Verständniß für das Bedürfniß und Verlangen der Kindesseele haben sie bekundet, als sie die Aufhebung der biblischen Geschichte als Lesebuches auch für die katholische Schule verlangten und durchsetzten. Denn der Katholik kommt nicht wie der Protestant ohnedies und durch die Art des Gottesdienstes zur Kenntniß seiner heiligen Geschichte. Die wöchentliche Stunde, die für die biblische Geschichte offen gelassen ist, reicht nicht hin, die Belege zu dem jeweiligen Kapitel des Religionsunterrichtes zu sammeln, geschweige denn ein Lesen im Zusammenhange zu ermöglichen. Auch hätte man, namentlich auf dem Lande, gegen die Vertheilung von Preisbüchern weniger rigoristisch und idealistisch verfahren sollen; denn sie bildeten von den Mitteln nicht das unbedeutendste, durch welche Bücher und Anregung zur Weiterbildung unter die Leute kamen.

Kehren wir zu Ch. Schmid zurück! (Ich wollte, ich könnte das nicht allein meinen Lesern, sondern auch den Erziehern und Jugendschriftstellern zurufen!) Vor zehn, zwanzig und zurück bis vor vierzig und mehr Jahren

Digitized by Google

gab es wohl wenig Menschen in unsern Gegenden, die nicht ein und das andere Buch des Verfassers der „Ostereier", wie man Schmid beharrlich nennt, wiewohl man gerade dieses Buch vielleicht am wenigsten liest, gekannt und in freien Stunden gelesen hätten. Das Volk vergißt sonst leicht über der Wohlthat Person und Name des Wohlthäters. Den Namen Schmid's hat es behalten. Ich wüßte wenig ähnliche Fälle. Schmid's Schriften kamen als Andenken, Preisbücher rc. in das Haus des schwäbischen Landmannes. Weil das Kind, das darin las, gar so eine helle Freude zeigte, griff auch Schwester und Bruder, Vater und Mutter, Nachbar und Verwandter zu dem Buche. Am Feierabend ward wohl auch daraus vorgelesen. Einmal entzündet, verbreitete und erhöhte sich die Leselust immer mehr. Da schaffte sich so mancher kluge Geistliche einer Gemeinde die Schriften mehrmals an und lieh sie den Verlangenden oder regte die Stiftung einer Jugend- und Volksbibliothek an, die nach und nach auch die Schriftsteller umfaßte, die bewußt oder unbewußt, mit oder ohne Glück, in Schmid's Fußstapfen wandelten. Aber an Schmid selbst lernte immer das junge Geschlecht das Lesen, etwa wie unsere Gymnasiasten oft Theodor Körner als den ersten deutschen Klassiker in die Hand nehmen oder den Kenilworth als den ersten Roman. Was hat er gewirkt! Nicht Kenntnisse in Geschichte und Naturkunde verbreitete und verflachte er, was heute als die Aufgabe volksthümlicher Erzählung zu gelten scheint, er wandte sein Augenmerk auf das erste und letzte im Menschen, auf das Gemüth. Das hob er aus der Enge und dem Schmutze der Alltäglichkeit, das durchleuchtete er mit dem Lichte frommer Duldsamkeit und ruhiger Hoffnung, das befreite er vom Staube der Vorurtheile, vom Roste der Rohheit im Empfinden und Denken, das erfüllte er mit Wärme und mit Sitte, das besserte er, indem er es ermahnte und ergötzte. Er ward der Liebling des Volkes durch seine schriftstellerischen Vorzüge. Die Fehler wurden übersehen oder galten vielleicht den Früheren eben als rechte Vorzüge. Seine Stoffe lagen gerade nahe genug, um begehrt und gefaßt zu werden, gerade ferne genug, um der gewünschten Idealität nicht zu entbehren. Ein moderner Erzähler würde diese Stoffe nicht wählen oder realistischer behandeln. Idealistisch verschwommen sind sie aber auch nicht, wenn sie auch etwas süß und arg optimistisch dareinsehen. Er hat nicht den eigentlich volksthümlichen Stil, der mit ursprünglicher und unverfälschter Gewalt aus dem Herzen des Volkes herausredet, er reicht hierin bei Weitem nicht an Männer wie etwa Möser, Claudius, Pestalozzi, Hebel, Kolping u. A., seine Rede ist eine Buchsprache, aber sie ist einfach, deutlich, sinnig und nicht zu gedrängt. Die Tendenz seiner Schriften ist rein-christlich, mild-moralisch. Das Moralisirende tritt vielleicht in Anmuthungen, Ausrufen, Betrachtungen etwas aufdringlich hervor.

Digitized by Google

Der heutige Leser überschlägt solche aufhaltende Absätze, aber möglich, daß man sie seiner Zeit nicht überschlagen hat.

Mein Gott! was hat man in den Kreisen, von denen ich rede, vor Ch. Schmid zu lesen gehabt! Eben der Mangel an passenden Schriften für Volk und Jugend hat ja den damaligen Tannhäuser Schulbeneficiaten bestimmt, seine Versuche zu machen. Vorher las man Jahr aus Jahr ein seinen Goffine, die Lieblingsheiligen in einem abgeschmackten Legendenbuche, kaufte sich, wenn's hoch kam, ab und zu auf den Jahrmärkten ein Reutlingerbüchlein, das so den Bodensatz von dem enthielt, was einst als lebendige Sage frisch und muthig geschäumt hatte, und alle Jahre den Kalender. Das war eine recht magere, löschpapierne Lectüre. Nachdem aber Schmid die Bahn gebrochen, welche Aenderung! Nun mehrten sich mit den Lesern auch die Schriftsteller. Sie sind fast alle überholt und vergessen, die Bauberger, Häglsperger, Lautenschlager und wie sie Alle heißen mögen, die da, Schmid nacheifernd, für die Jugend, höchsten Falles für die reifere Jugend schrieben. Und doch hatten auch sie ihre Zeit und wurden nicht blos von der Jugend gelesen. Warum nicht? Ihre Geschichtenbücher erzählten von allen möglichen menschlichen Verhältnissen, Handlungen, Empfindungen — nur die Geschlechterliebe war nie Mittelpunkt verherrlichender Darstellung. Darnach verlangte man aber auch vor Zeiten nicht im mindesten. Heute hat man auch das ertragen und wünschen gelernt und findet es recht „kindelig", wenn nicht wenigstens ein paar Paare sich kriegen oder nicht kriegen. Das ist schon ein Grund, warum diese älteren Erzähler vergessen sind. Auch fühlt das Volk, daß in ihnen doch die ursprüngliche Kraft und reiche Individualität nicht wohne, wie in Schmid, den man immer wieder lesen kann, auch wenn man ihn schon ein paar Mal ausgelesen hat.

Unter den neueren Erzählern sind die Beliebteren etwa E. von Ambach, Trautmann, Hoffmann, Herchenbach. Diese stellen schon ein ganz anderes Geschlecht dar. Der Lehrton schlägt immer mehr vor. Die Erzählung ist häufig nicht mehr um ihrer selbst willen da, sondern um Kenntnisse von der Menschen- und Naturgeschichte, der Erd- und Völkerkunde etwas zugestutzt und aufgeputzt hinauszutragen. Es kommt nun bald die Zeit, in der zum mindesten Amerika der Schauplatz der Erzählung sein mußte und grundverlogene, sentimental gefaßte Indianergeschichten, unmögliche Reise- und Jagdabenteuer Mode wurden. Ich sehe nicht ein, daß dieser Grusel und Kitzel sittlich und dichterisch nur um ein Haar besser sein soll als der rasselnde Spuk der früheren Ritter- und Räubergeschichten. Aber es giebt Leute, die hierin einen literarischen Fortschritt sehen, wenigstens einen Herausschritt aus den Stoffen mittelalterlicher Romantik.

Nach einer andern Seite wirken andere Autoren geschmacksverderbend.

Digitized by Google

Sie ist hauptsächlich repräsentirt durch Bolanden. Seit Mitte der Sechziger Jahre hat dieser katholische Louis Mühlbach bedeutenden Einfluß auf Geschmack und Gesinnung des ländlichen Lesepublikums gewonnen. Von einflußreichster Seite wird dafür gesorgt, daß er in immer weitere Kreise dringe. Bolanden hat Talent. Er hat sogar populäres Talent. Schade, daß er schmiert. Schade, daß er sich im Dienste einer wüthigen, vergiftenden, undichterischen Tendenz wohlig fühlt. Schade, daß er phantastische Erfindung und Wahrheit der Geschichte undichterisch und ungeschichtlich verquickt. Aber er packt eben. Und Jeden anders. In kurzen Sätzen, aber doch gehörig breit und dünn, spinnt er seine Situationen, zuweilen fein vorbereitend, manchmal mit rohen Effecten, aus. Mit der Kürze erfreut er den Freund feinerer Arbeit, mit der Breite gewinnt er den Langsamen im Geiste, mit den Motiven befriedigt er den Gebildeten und mit den Effecten verblüfft er den Unerfahrenen. Kaum einmal hat er einen Stoff ergriffen, dem nicht von vornherein volksthümlichste Wirkung sicher gewesen wäre. Wen seine Geschichtskunde nicht rührte, den erschütterte er mit Erfindungen zarteren Geschlechtes. Seine Liebesgeschichten sind nicht das schlechteste, was er gemacht hat. Sie sind nothwendig in der Oekonomie seiner Erzählungen. Man muß doch auch innehalten und ausruhen von all den Schlachten, politischen Machinationen, theologischen und philosophischen Gezänken, gelehrten Citaten. Das Verlangen nach Liebesgeschichten wurde in dem schwäbischen Bauern nicht am wenigsten gesteigert durch Bolanden. Noch etwas anderes wurde durch seine Art gesteigert. Beileibe nicht der ästhetische Geschmack oder die sittliche Empfindung. Aber innere Verwirrung, vorurtheilsvoller Haß und Groll mit dem Bestehenden spukte in den Köpfen. Will man die Bauern zu Revolutionären erziehen, darf man sie nur Geschichte lehren, und vornehmlich so Geschichte lehren, wie Bolanden es thut.

Seit man Bolanden zu lesen angefangen hat, ist die Zeit um, wo Jugend- und Volksschrift als identisch gefaßt und verfaßt werden konnte. Isabella Braun's „Jugendblätter“ waren früher viel gelesen. Heute wird von den Erwachsenen kaum hie und da einer hineinsehen. Sie verlieren sogar die Liebe der Jugend. Das kommt freilich von wo anders her. Man fühlt nämlich, daß sie, vornehmlich in den neueren Jahrgängen, doch mehr für die städtische und studirende Jugend berechnet sind. Der Bauernbube weiß nichts anzufangen mit literatur- und kunstgeschichtlichen Aufsätzen, auch wenn sie noch einmal so dünn wären. Die Erzählung aber, wie er sie sucht und braucht, findet äußerst selten Raum. Von den modernen Jugendschriften, die, nicht periodisch, im stolzen Weihnachtskleide erscheinen, kommt wenig hinaus. Und was hinauskommt, bleibt in des Pfarrers Bücherkasten stehen. Einmal holte so ein Bursche ein solches Buch in seine niedere Stube. Er trug es bald

wieder fort und wollte keines mehr. Ihn schreckte der äußere Glanz und die innere Armseligkeit.

Der Deutsche ist ein sparsamer Bücherkäufer. Man hat das in letzterer Zeit feuilletonistisch und anderswie getadelt und verspottet. Es gäbe Gründe gegen diesen Spott und Tadel, allerlei, sogar ästhetische. Auch der schwäbische Bauer kauft nicht gerne Bücher trotz seiner seit langem gemehrten Leselust. Von all den Schriften, die bisher erwähnt wurden, finden sich nur ganz vereinzelt und zufällig solche in einem Bauernhause. Die schafft der Pfarrer an und leiht sie aus. Aber nicht alle Orte sind so glücklich, einen so klugen Pfarrer zu haben oder gehabt zu haben. Da sieht's dann recht armselig aus. Eine verkommene, zurückgebliebene Gemeinde! heißt es dann. Aber niemand erbarmet sich ihrer. Mit wie kleinen Mitteln wäre da bald etwas erreicht! Aber der Zug der Zeit geht nach dem Aeußern und Aeußerlichen. Mit so viel Pfennigen, als ein moderner Schulpalast Thaler kostet, wäre dem Orte zu einer genügenden Büchersammlung verholfen. Die Schulpaläste machen die Menschen weder gesitteter noch gescheidter und sie stimmen so schlecht zu der leiblichen und geistigen Armuth der Ortsangehörigen. Bei alle dem ist es ein Glück, daß diese Leute keine Ahnung von dem Dasein einer Leihbibliothek oder einen instinctiven Abscheu vor dem Besuche einer solchen haben. Die bekannte Weisheit und Geschicklichkeit der Bibliothekmamsellen würde da viel Unheil stiften können. Es sind nur ganz Wenige, die ihnen in die Hände fallen; Leute, an denen wenig mehr zu verderben ist und vor denen das Volk sich bekreuzt. Geschieht ein Unglück in dem Hause eines Solchen, schnell ist das Volk bereit, es dem frevelhaften Romanlesen zuzuschreiben. Ein Solcher verbirgt darum auch sorgsam vor Jedermann diese Bücher mit den großen Nummern auf dem gelben Rücken.

Für die Verbreitung anderer Schriften sorgt die Colportage. Auf diesem Wege gelangen die verschiedenartigsten, passenden und unpassenden Zeitschriften in das Haus des Bauern. Aber nicht leicht eine, die ohne Prämie ausgegeben wird. In den Fünfziger Jahren wurden hauptsächlich Legendensammlungen colportirt. Deren Bearbeiter sind meist recht gute Christen, aber herzlich schlechte Schriftsteller. Was wäre hier Segensvolles und Lohnendes zu thun für einen sinnigen christlichen Poeten! Die Sechziger Jahre brachten die meisten Zeitschriften unterhaltenden und belehrenden Inhaltes. Die bei Hallberger und Hoffmann in Stuttgart erscheinenden fanden die meiste Abnahme. Sie passen eigentlich nicht für diese Kreise. Man fühlt dies auch. Aber es gab und giebt bis heute keine auch nur annähernd passende. Etwas näher, wenigstens nach einer Seite, kommen die bei Benziger und Pustet verlegten. Wer den Muth hätte, eine Bauernzeitschrift zu verlegen, und das Zeug, sie zu redigiren und dafür zu arbeiten, der würde

Digitized by Google

nicht nur ein gutes Werk thun, sondern auch ein gutes Geschäft machen. Freilich ist es so schwer als groß, im hohen Sinne populär zu sein. Wen dieser Gedanke etwa entzündet, dem rathe ich, einstweilen zur Abkühlung und Vorbereitung Schiller's Recension über Bürger's Gedichte zu lesen. Aus der „Gartenlaube" — ich habe sie in einigen wenigen Häusern gesehen — würde Manches den Leuten gefallen. Aber sie müßte, was die Erzählungen anlangt, wieder auf die Höhe der früheren Jahrgänge kommen. Marlitt und Werner mögen in andern Kreisen entzücken, der schwäbische Bauer blättert, bis er eine Geschichte von Hermann Schmid findet. Und wenn es erst einen schwäbischen Hermann Schmid gäbe! Seit Ende der Sechziger Jahre wird nicht mehr halb so viel colportirt. Und was colportirt wird, sind wenig Zeitschriften und viel politische Broschüren, parteiische Flug- und Trugblätter ꝛc. Der Krieg von 1870—1871 ist in irgend einer Fassung, nur nicht in der des Generalstabes, in jedem Hause. In keinem aber finde ich eine Beschreibung des von 1866. Seit ein paar Jahren fangen sie an, die allerärgsten Schundromane in Heften auszukramen. Sie scheinen sehr billig, und man kauft sie. Man kehrt zur Löschpapierlektüre zurück. Ob der „deutsche Herold", der nach der Versicherung einer mitarbeitenden deutschen Schriftstellerin „eine Zukunft" hat, auch da draußen schon Einzug geblasen hat, konnte ich nicht erfragen.

Der Kalender spielt eine große Rolle in jedem Haushalte. Wenn man gar nichts zu thun hat, nimmt man den herunter von der Wand und studirt darin. Da ist es doch gut, wenn auch noch was anderes darin steht als die Finsternisse und der Namenstag und die Jahrmärkte. Die aber noch lederne Hosen tragen und aus der silberbeschlagenen Pfeife rauchen, mögen nichts wissen von den neumodischen Geschichten und beharren zäh beim altgewohnten Kempter Kalender, weil der auch so zäh beim Alten beharrt wie sie. Einmal haben sie auch in so einen Kalender mit allerhand Erzählungen geguckt. Das war aber einer, der nur so volksthümlich that und nicht von Herzen volksthümlich war. Das hatten sie aber bald los und lachten stillvergnügt und stolz wie über einen, der schwäbeln will und es nicht zu Wege bringt. Es giebt aber auch echt volksmäßig angelegte Kalender. In der Kalenderliteratur ist seit Jahren ein stetiger Fortschritt bemerkbar. Den beliebtesten gab oder giebt heraus Alban Stolz, den ich neben Sigl für den volksthümlich Begabtesten halten möchte, wenn ich auch ihn und den Andern gern anders sähe.

Seit dem Jahre 1866, noch mehr seit den Wahlen zum Zollparlamente, und vollends erst seit dem Siebziger Feldzuge wurde das Zeitungslesen immer allgemeiner. Jetzt giebt es wohl kein Haus, wo nicht mindestens ein Wochenblättchen gehalten wird. Und allerlei Zeitungen liest man, nur kein Gesetz- und Verordnungsblatt. Das überläßt man den Bürgermeistern. Aber die Buchbinder sagen, von manchen kämen ganze Jahrgänge unaufgeschnitten zu

ihnen. Die andern Leute wechseln auch mit den Blättern, um das eine und andere kennen zu lernen. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die liberalen Blätter wenigstens unserer Gegenden nicht viel volksthümliches Gepräge an sich tragen. Schon darum werden sie nur vereinzelt und nur hie und da gelesen. Die mehr oder minder entschieden katholischen Zeitungen dagegen sind sehr verbreitet. Sie haben doch, wenn auch oft nur zum Scheine, ein Bischen Volkston. Aber täppisch sollten sie sich deshalb nicht stellen, wie dies manchmal von dem „Wochenblatte für's christliche Volk“ (Augsburg, bei Manz) geschieht. Nach etwas mehr Einfachheit dürfte dagegen die gelesenste Zeitung in diesen Kreisen und in diesen Gegenden streben, die im Huttler'schen Verlage erscheinende „Neue Augsburger Zeitung“. Wenn man so viele Abonnenten hat, dürfte es sich doch lohnen, einem Manne die Leitung zu übertragen, der mehr mit der Feder als mit der Scheere schreibt, der die todte Objectivität, die für den Gebildeten sich eignet, fahren läßt und sich die Mühe nimmt, die Gegenstände unter den Horizont seiner Leser zu bringen. In all den Jahrgängen des Feuilletons, so weit ich sie kenne, findet sich auch nicht eine Erzählung von entschieden volksthümlichem Werthe. Und warum lesen doch so Viele dieses Blatt? Es ist nur aus Gemächlichkeit, Gewohnheit und aus Mangel an einem mundgerechten Ersatze. Auch mit einer politischen Bauernzeitung könnte ein Verleger und ein Publicist, die große Lücke ausfüllend, sich und Andern aufhelfen.

Da habe ich nun so ziemlich erzählt, was der schwäbische Landmann liest. Aber wo bleibt die Lyrik, sei sie nun volks- oder kunstmäßig, wo die dramatische Gattung, wo bleiben — unsere Classiker?

Der Schwabe liebt compakte Nahrung. Es werden wenig Leute sein, die ein Gedicht verdauen mögen. Sie meinen auch, Alles, was in Reimen geschrieben sei, sei schon zu hoch für ihren Verstand. Man darf auch in diese Gegenden nicht auf Volksliedersuche herauskommen. Es giebt keine. Es ist sonderbar: wenn diese Bauernburschen im Volkstone zu singen anfangen, singen sie Schnaderhüpfl'n in altbairerischer Mundart. Der Schwabe verbaiert.

Bezüglich der Lesung von Dramen verweise ich auf meinen früheren Aufsatz: „Schwäbische Bauerntheater“.

Was unsere Classiker anlangt, so glaube und wünsche ich nie zu hören, daß unsere Bauern Klopstock's Messias als Charwochenlektüre pflegen, oder den Wilhelm Meister verdauen lernen oder sich täglich aus dem Laokoon eine Nutzanwendung holen. Aber das glaube ich, daß man Schiller's oder Uhland's Balladen und von Goethe den Götz gerne lesen würde. Man versuche eine angemessene Empfehlung und Verbreitung! Es ist aber schwer, zu entscheiden, was Wirkung beim Volke hat, was nicht. Hierin lehrt nur die

Digitized by Google

Praxis. Mit Kleist's „Michael Kohlhaas“ und Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ darf man's getrost wagen. Sie machen eine starke Wirkung, von der ich schon zu öfteren Malen Zeuge war.

Josef Lautenbacher.

Zu Goethe's Leben und Werken.

1. Goethe als Schlittschuhläufer auf den Rödelheimer Wiesen.

Durch ein Bild Wilhelm Kaulbach's ist die Scene allgemein bekannt, wie Goethe im Pelze seiner Mutter auf dem Main Schlittschuh läuft. Die Darstellung des Künstlers geht auf Bettina's Erzählung zurück, welche im „Briefwechsel mit einem Kinde“ (II, 261) steht. Die Frau Rath berichtet angeblich am 28. November 1810 an Bettina: „Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis: Bettina, wenn Du ihn gesehen hättest! — So was Schönes gibts nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust; mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und aus dem andern wieder hereinlief, und wie der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug; damals war Deine Mutter*) mit auf dem Eis, der wollte er gefallen.“ Verbindet man aber diese Erzählung, besonders den Schluß, mit Briefen Goethe's an Frau von Laroche, wonach er die „Kutsche zum großen Schauspiel sendet“, und an Betti Jacobi vom Anfang Februar 1774, so verwandelt sich der Main in einen Wiesenplan. „Eine mächtige Kälte zieht durchs Fenster bis hierher an mein Herz zu tausendfacher Ergötzung. Ein großer Wiesenplan draußen ist überschwemmt und gefroren. Gestern trugs noch nicht, heute wirds gewagt. Vor zehn Tagen ungefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unseren pantomimischen Tanz anzusehen. Da haben wir uns prästirt. Gleich darauf thaute es, und jetzt wieder Frost. Hallelujah! Amen!“ Die Erzählung derselben Geschichte bei Joh. Falk („Goethe aus persönlichem Umgang dargestellt“, S. 5) wird gleichfalls auf Bettina zurückzuführen sein. Hiernach trug der Eislauf sich am 22. oder 23. Januar 1774 zu. Da es gleich darauf thaute, so brach Goethe ein (Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, herausgegeben von L. Urlichs. Leipzig 1875. Neunter Brief): „es krachte und bog sich und quoll und finaliter brach's, und der Herr Ritter pattelten sich heraus — —!“ In der Erzählung der Frau Rath wird sich die Erinnerung an einen älteren ähn-

*) Maximiliane (Maxe) Euphrosine Brentano, geborene von Laroche, geboren 1756, gestorben 1793.

lichen Vorgang auf dem Main mit der an den obigen verbunden haben. Aus dem „Jahrbuch des Frankfurter physikalischen Vereins" für 1831 (S. 48, 51) und Dr. L. Kriegl's „physisch-geographischer Beschreibung der Umgegend von Frankfurt" (1838, S. 50) geht hervor, daß der Main im Jahre 1774 nicht zugefroren war. Die größte Kälte dieses Jahres war — 9,8 R. am 12. Januar, es gehörte sonach zu der dreizehnten Classe kalter Winter. Im Winter 1774 konnte nach dem 15. Januar Frau Maxe Brentano in Frankfurt anwesend sein. Den „Wiesenplan" aber, wohin die Scene des Kaulbach'schen Bildes fortan zu verlegen ist, haben wir wohl an den Rödelheimer Wiesen zu suchen, welche, in dem Ueberschwemmungsgebiete der Nidda gelegen und durch einen Graben mit dem Hauptstrome in Verbindung gesetzt, allein in der Frankfurter Umgegend bei so geringem Kältegrade eine prachtvolle Eisfläche liefern und ein so gefahrloses Einbrechen gestatten.

2. Goethe's zweimaliger Besuch in seiner Vaterstadt vor und nach der zweiten Schweizerreise 1779 und 1780.

Goethe hat über den Besuch, welchen er im September 1779 vor der von Weimar aus angetretenen zweiten Schweizerreise in Begleitung des Herzogs bei seinen Eltern machte, in den „Tages- und Jahresheften" bei dem genannten Datum ebensowenig berichtet, wie über seinen Aufenthalt in Frankfurt und der Umgegend um die Jahreswende 1779 und 1780. Wir sind deshalb in Bezug darauf auf die Briefwechsel angewiesen, welche freilich über den ersten Aufenthalt reichere Ausbeute geben als über den zweiten. Am 9. August 1779 schreibt Goethe an seine Mutter nach Frankfurt (R. Keil, Frau Rath. Leipzig 1871. S. 144): „Mein Verlangen, Sie wiederzusehen, war bisher immer durch die Umstände, in denen ich hier mehr oder weniger nothwendig war, gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden, darüber ich aber vor Allem das strengste Geheimniß fordern muß. Der Herzog hat Lust, den schönen Herbst am Rein zu genießen, ich würde mit ihm gehen und der Kammerherr Wedel. Wir würden bei Euch einkehren, wenige Tage dableiben um den Meßfremden auszuweichen, dann auf dem Wasser weitergehen. Dann zurückkommen und bei Euch unsere Städte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. — — Wir kommen allenfalls in der Hälfte Septembers." Nachdem Goethe die zustimmende Antwort seiner Mutter erhalten, schreibt er wieder: „Unser Quartier wird bestellt wie folgt: Für den Herzog wird im kleinen Stübchen ein Bette gemacht, und die Orgel, wenn sie noch da stünde, hinausgeschafft. Das große Zimmer bleibt für Zuspruch und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schlafft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist unter einer leichten Decke. Das Caminstübchen wird für seine Bedienung

zurecht gemacht, ein Matraze Bette hineingestellt. Für Hr. v. Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet, auch ein Matrazzen Bette &c. Für mich in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack wie dem Herzog. Essen: macht ihr Mittags vier Essen, nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste, was ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt, wird gut seyn. Darauf reduzirt sichs also. Daß wir das erstemal, wenn wir ankommen, jedermann überraschen und ein paar Tage vorbeygehen, ohne daß man uns gewahr wird, in der Messe ist das leicht. In des Herzogs Zimmern thue sie alle Lüsters hinaus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen. Sonst alles sauber wie gewohnlich und weniger anscheinende Umstände je besser. Es muß ihr seyn, als wenn wir zehn Jahre so bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im gebrochnen Dach bey unseren Leuten sorgt sie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin, Lavor, Leuchter &c. Keinen Kaffee und dergleichen trinkt er nicht. Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles, was sie von uns Mannsvolck gesehen hat."

Am 20. (nicht 30., wie irrthümlich bei R. Keil: „Frau Rath", S. 149 steht) September 1779 schreibt Goethe an Frau von Stein („Briefe", Weimar 1857. I, 240) aus Frankfurt: „Nur einen guten Abend vom Angesicht der Väterlichen Sonne. Schreiben kann ich nicht. Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannten haben sich sehr gefreut. Den Abend unserer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum allerbesten deuteten. Meinen Vater hab' ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtniß nimmt ab. Meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe."

Am 23. September erfolgte die Abreise von Frankfurt, am 24. schreibt Goethe an Frau von Stein vom Rheinufer, Speyer gegenüber, am 25. aus Rheinzabern, am 28. aus Emmendingen &c. Fräulein von Göchhausen schreibt an J. H. Merck in Darmstadt aus Ettersberg den 22. October 1779 („Briefe an J. H. Merck." Darmstadt 1835. S. 185): „Von der Frau Aja sind, den Aufenthalt in Frankfurt betreffend, lange Briefe eingetroffen, die von sehr rosenfarbenem Humor zeugten, — den Vater mag es freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geheimrath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ."

Auf der Rückkehr von der Schweizerreise schrieb Goethe an Frau von Stein aus Mannheim am 22. December 1779, aus Darmstadt am 1. Januar 1780, aus Homburg am 3. Januar. Am 29. December schickte er von Frankfurt das Singspiel: „Jeri und Bätely" an seinen Landsmann Christoph Kayser (1755—1823) nach Zürich. Der erwähnte Brief aus Darmstadt

Digitized by Google

beginnt mit den Worten: „Seitdem wir uns an den Höfen herumtreiben und in der sogenannten großen Welt hin- und herfahren, ist kein Segen in der Correspondenz. Das schöne Jahr haben wir in Dieburg mit kleinen Spielen angefangen, heute sind wir wieder hier, morgen in Homburg, Dienstag wieder hier, wo die Erbprinceß das Melodrama geben wird" rc.

Der Brief aus Homburg beginnt: „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter" rc.

Diese Zustände, verbunden mit der Aussicht auf baldige Rückkehr nach Weimar (wo die Reisenden am 13. Januar 1780 wieder eintrafen) und einem Unwohlsein, woran Goethe (nach Riemer) schon in Frankfurt litt und das sich in Weimar als ein Katarrhfieber äußerte, mögen Goethe's Schweigsamkeit über den zweiten Aufenthalt im väterlichen Hause erklären.

3. Goethe's Frankfurter und Thüringer Idiotismen.

Der oben citirte Brief von Goethe an seine Mutter vom 9. August 1779 ist auch dialectisch interessant durch die Mischung von Frankfurter und Thüringer Mundart. Neben dem Nominativ Singular „Bette", dem Dativ Singular „Strohsacke", neben der norddeutschen Unform „das Entrée", kommen die Frankfurter Plurale vor: „Matrazze", „Jahr", „Kunststück", und das echt Frankfurtische „Lavor" (sprich Lafor, statt Lavoir). Ich weiß nicht, ob dieser Gegenstand schon umfassend bearbeitet worden ist; auf einzelne Punkte wurde schon früh geachtet, und es gab Leute, welche goethe'isch zu schreiben meinten, wenn sie hüben (aus „Dichtung und Wahrheit", fünftes Buch) und drüben recht oft anwendeten. Auch hier können nur einzelne Andeutungen gegeben werden.

Thüringisch (sächsisch) ist der Ausdruck „Grund" statt „Thal", den Goethe in seinen späteren Schriften immer anwendet,

die Zusammensetzung: liebe gute („Unaufhörliches Hin- und Herzerren von lieben guten Freunden, die nichts holen und nichts bringen"),

ist der Schädel eines Schöpsen, welcher in Goethe zuerst die Wirbeltheorie anregt,

ist der Ausdruck: von Kindesbeinen (24, 37. „Dichtung und Wahrheit", erstes Buch),

und die Flexion der Eigennamen in Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften: Wilhelmen, Eduarden, im Götz: Georgen, Franzen, der Plural: Jungens, ebenda und dicht dabei: die Kirch.

Sowohl der fränkischen Mundart von Götz, als dem volksthümlichen Tone des Stückes wäre es angemessener gewesen, wenn Goethe geschrieben hätte: dem Georg verdanke ich mein Leben und dem Franz.

Digitized by Google

Frankfurtisch dagegen ist: Bahn kehren („es ist entsetzlich kalt, wenn Sie auf der Ilm fahren wollen, es wird Bahn gekehrt"). „Briefe an Frau von Stein" II, 13.

Buckelorum („und hinten stand noch ein Buckelorum, der auch was mit munkelte"). „Werke" 42, 378.

in die Kirch, zweimal: „Götz", dritter Aufzug, Scene in Jaxthausen.

bei mich („Filangieris kommen diese Tage bei mich zu Tische") „Werke" 28, 38. „Italienische Reise", Brief aus Neapel vom 9. März 1787.

Kräppel („das Publikum meint immer, das, was man ihm vorsetzt, müßten jedesmal warme Kräppel aus der Pfanne sein"). Goethe an Zelter 6, 119. — „Die Kräppel schmeckten fürtrefflich". „Briefe an Frau von Stein" II, 159. Dagegen Kräpfel „Dichtung und Wahrheit", sechstes Buch.

4. In meiner Autographensammlung besitze ich folgendes Billet Goethe's auf einem mit schwarzer Zickzacklinie eingefaßten Queroctavblättchen; ganz von seiner Hand geschrieben:

„Hier sende ich die Verse . . Besorgen Sie gefallig (sic) das Unterlegen und die Abschriften. Letztere wünschte ich eher zu sehen als sie denen Sangern (sic) hingegeben werden, damit diese nicht wie es so oft geschieht falsch einlernen. G."

Die nähere Beziehung dieser Zeilen kenne ich nicht, wäre aber sehr begierig, sie zu erfahren. Wilhelm Stricker.

Von der Pariser Commune.*)

Sehr zeitgemäß in Bezug auf die dem Reichstage zugegangene Vorlage über die Verlängerung des Socialistengesetzes hat die Mittler'sche Buchhandlung in Berlin eine, man darf sagen, populäre „Geschichte der Pariser Commune von Jahre 1871" von F. von Meerheimb — wenn wir nicht irren, Oberst im Nebenetat des Großen Generalstabes und Vorstand der Bibliothek desselben — herausgegeben.

Auf nur 110 Seiten erzählt der Verfasser den Verlauf dieser kurzen, aber gräßlichsten Periode der neuesten französischen Geschichte, nach den besten Quellen beider Seiten, welche zum Schlusse aufgeführt sind.

Beigegeben sind kurze Lebensabrisse der hervorragendsten Mitglieder der Empörung, besonders lehrreich für die Beurtheilung der eigentlichen Natur derjenigen, welchen die Herrschaft zufiel und immer anheimfallen wird. Ferner

*) Die Pariser Commune 1871. Von F. v. Meerheimb. Berlin, Mittler u. Sohn.

Digitized by Google

folgt eine erhebliche Anzahl der interessantesten Documente, Proclamationen, Declarationen, Befehle der verschiedensten Art von den einzelnen revolutionären Behörden u. s. w. Ein illuminirter Plan von Paris und Umgegend erleichtert das Verständniß der endlich siegreichen Kämpfe der Versailler Armee gegen die im Verhältniß zur Einwohnerzahl von Paris nicht übermäßig starken, militärisch organisirten Vertheidiger — wenigstens wenn man die rechnet, welche sich wirklich schlugen.

Fast das interessanteste Kapitel des Buches ist für uns dasjenige, welches die Genesis der Macht erzählt, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, mit sehr divergirenden Absichten sich schließlich vereinigt, oder eigentlich zusammengefaßt wird von den energischsten und verbrecherischsten Charakteren, welche, ohne höhere politische oder sittliche Ziele, nur ihrer Eitelkeit und Genußsucht, ihrem Hasse und Neide fröhnend, wenn auch nur auf kurze Zeit, herrschen wollen.

Wenn irgend wo, war der Boden, wo dergleichen Männer heranwachsen und Einfluß gewinnen konnten, in Frankreich und vor allem in Paris gegeben. Die Sucht nach Neuerungen und die Unbeständigkeit der gallischen Rasse, ihr dem Theatralischen zugewendeter Sinn, die unheilvollen Schicksale des Volkes seit mehr als hundert Jahren, die Empfänglichkeit für die Phrase tragen dazu bei, und die Bedeutung von Paris für alle Franzosen häuft dort, im Kopf und Herzen, nicht des Weltalls, aber des Landes, Persönlichkeiten an, welche vom Leben Außergewöhnliches beanspruchen und solches dort zu gewinnen trachten.

Von alle dem wahrhaft Großen, oder dem nur durch Neuheit und Kühnheit der Ideen Blendenden, was je dort gedacht und versucht wurde, bleiben Spuren in einzelnen Köpfen zurück. Verfehlte Existenzen, neidische Halbkönner, Schwärmer edlerer Art, finden sich dort in größerer Zahl als in anderen ähnlichen Hauptstädten. Nirgends ist die Schule der Verschwörer so zahlreich und erfahren als dort. Diese war damals neben der Regierungsgewalt die einzig organisirte Macht und in jener verhängnißvollen Zeit nach dem Sturze des Kaiserreiches sehr viel klarer und entschiedener in der Verfolgung der letzten Ziele als diese je gewesen. Und dennoch, wo blieben in dem Verlaufe der Ereignisse die edlen Schwärmer für Menschenwohl, wo die socialistischen Führer, wo endlich die Verschwörer? Alle wurden bald völlig einflußlos; selbst die Männer des Centralcomité's, der Nationalgarde, welche nicht nur bestimmte Zwecke verfolgten und unter denen die Spitzen der Verschwörer sich befanden, sondern auch die militärische Gewalt zu ihrer Verfügung hatten, brachten es weder zu einer festen Organisation noch zu dauernder Herrschaft. Der Communalrath war von Hause aus gleich Null.

Digitized by Google

Die besseren Elemente wurden, wenn überhaupt gewählt, bald zurückgedrängt von energischen Einzelnen, welche sich zu Delegirten der verschiedenen Commissionen ernannten und die Gewalt an sich rissen, so weit sie es eben der Eifersucht der Uebrigen, welche sich selbst in den Tagen des letzten Kampfes gegen das militärische Element geltend machte, gegenüber vermochten. Die allerunbedeutendsten Männer, aber die größten Verbrecher, gefolgt von gar nicht starker bewaffneter Macht, thaten was ihnen beliebte. Sie plünderten, tranken und mordeten. Ein fürchterliches Bild der Verwilderung und ein mene tekel für Alle, welche glauben, eine derartige Revolution könne in Schranken gehalten werden. Schließlich werden stets die größten Verbrecher die Herrschaft an sich reißen und in der Zerstörung groß sein.

Mögen die Verhältnisse im März 1871 für die Verschwörer auch günstiger gelegen haben, als es irgend wo und wann wieder eintreten dürfte, mögen die Fehler der schwachen Regierungsgewalt in jenen Tagen auch sehr groß gewesen sein, und mögen endlich die Elemente der Ordnung durch die Belagerung und langen Leiden mehr als anderswo geschwächt gewesen sein, so wäre es doch vermessen zu behaupten, daß dergleichen Zustände, wie sie damals in Paris herrschten, nirgendwo und nie wieder eintreten könnten. Erinnere man sich an die Zustände in Polen im Jahre 1863 und die damaligen Hänge-Gensdarmen und beachte die nihilistischen Mörderbanden Rußlands. Principiis obsta gilt auch hier. Aehnliche Verhältnisse wie dort finden sich auch an anderen Orten. Socialisten, verlorene Subjecte, Verschwörer und Verbrecher sind in allen großen Culturcentren vorhanden und werden stets sich erneuern. Hüte man sich, Organisationen zu gestatten und Verschwörungen durch Schwäche zu begünstigen. Nur unter der vollen Herrschaft des Gesetzes wird die Masse der ruhigen Bürger die Regierung, welche sie schützt, auch thätig unterstützen. Auf solche thätige Theilnahme aber kommt es vor Allem an, um die Zeit zu gewinnen, alle die humanitären Bestrebungen, an denen unsere Zeit reicher ist als irgend eine andere Periode der Geschichte, durch legislative Maßregeln und freie Vereinsthätigkeit zum Segen der minder gut situirten Massen und der wirklich Elenden durchzuführen. In Frankreich scheint man das freilich noch immer nicht zu begreifen, denn die wenn auch nur theilweise Amnestie der deportirten Communarden muß nicht nur den Sinn der Massen verwirren, sondern auch den Verschwörern die Führer wiedergeben, welche bei der nächsten günstigen Gelegenheit die Unzufriedenen aller Art zu neuen, noch erbitterteren Kämpfen als 1871 führen werden. Wenn man einmal im Kriegszustande ist, einen solchen erklären diese Revolutionäre aber täglich auf das Energischste, so muß man, um Erfolg zu haben, so verfahren, wie es im Kriege allein zu Erfolgen führt. Cavaignac sagte nach der Junischlacht, daß er gesiegt habe, weil er

Digitized by Google

gewußt, daß er eine Schlacht schlüge, während man früher annahm, man habe nur eine Revolution zu bekämpfen.

Der Verlauf der Kämpfe vor und in Paris ist klar und zusammenhängend auf vierzig Seiten geschildert, aber der Verfasser ist mit seinem militärischen Urtheile über die Maßregeln sehr zurückhaltend. Es scheint ihm an Material gefehlt zu haben, einzelne Maßregeln und noch mehr Unterlassungen der Angreifer zu erklären. Die Gründe dafür müssen in politischen Verhältnissen und inneren Zuständen der Armee gelegen haben. Ein äußerer Feind hätte anders und mit schnellerem Erfolge verfahren.

Das kleine Werk, dem recht viele Leser zu wünschen sind, kann seines Erfolges sicher sein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Elsaß-Lothringen. Die Zollverwaltungskosten. — Heftige, erregte Debatten haben gelegentlich der zweiten Lesung des Etats der Zoll- und Steuerverwaltung im Landesausschusse stattgefunden. Klagen über Klagen sind laut geworden, die für den, der da weiß, daß aus Nazareth nichts Gutes kommen kann, zwar nicht weiter überraschend sind, die aber doch, soweit sie die Zollverwaltungskosten betreffen, deren vollständigen Rückersatz man in Anspruch nehmen zu können glaubt, verdienen etwas näher ins Auge gefaßt zu werden. Sie verdienen es um so mehr, als die Frage nicht blos das Reichsland, sondern auch die übrigen Staaten berührt und von Seiten des Abgeordneten Grad mit einer Streichung der bezüglichen Ausgabepositionen gedroht und dem Landesausschusse sonach nach unserer Auffassung eine Auflehnung gegen die Reichsverfassung zugemuthet wurde.

Durch Gesetz vom 17. Juli 1871 wurde der Artikel 33 der Reichsverfassung, welcher bestimmt, daß Deutschland ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze bildet, auch in Elsaß-Lothringen eingeführt. In Paragraph 3 dieses Gesetzes heißt es bezüglich des Ertrages der in die Reichskasse fließenden Zölle und Verbrauchssteuern:

„Dieser Ertrag besteht aus der gesammten, von den Zöllen und den übrigen Abgaben aufgekommenen Einnahme nach Abzug: 1) der Steuervergütungen und Ermäßigungen, 2) der Rückerstattungen für unrichtige Erhebungen, 3) der Erhebungs- und Verwaltungskosten, und zwar: a. bei den Zöllen der Kosten, welche an den gegen das Ausland gelegenen Grenzen und in dem Grenzbezirke für den Schutz und die Erhebung der Zölle erforderlich sind; b. bei der Salzsteuer der Kosten, welche zur Besoldung der mit der

Digitized by Google

Erhebung und Controlirung dieser Steuer auf den Salzwerken beauftragten Beamten aufgewendet werden; c. bei der Rübenzucker- und Tabaksteuer der Vergütung, welche nach den jeweiligen Beschlüssen des Bundesrathes den einzelnen Bundesregierungen für die Kosten dieser Verwaltung zu gewähren ist."

So das Gesetz vom 17. Juli 1871, dessen Artikel 3, wie ich gleich jetzt bemerke, im Wesentlichen mit dem Artikel 38 der Reichsverfassung, welche im Jahre 1873 in Elsaß-Lothringen eingeführt wurde, übereinstimmt. Was ist nun der Zweck jenes Gesetzes? Es verleibt Elsaß-Lothringen dem deutschen Zollgebiete ein und trifft Bestimmung darüber, welche Einnahmen das Land für seine Rechnung an das Reich abzuführen hat, mit anderen Worten, in welcher Weise Elsaß-Lothringen an den gemeinschaftlichen Reichseinnahmen participirt. Von einer Theilung oder Anrechnung der Reichsabgaben nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer ist zwar im Gesetze selbst keine Rede, sie ist aber, wenn man die sonstige einschlägige Gesetzgebung und das Verhältniß der übrigen Einzelstaaten zum Reiche betrachtet, so evident, daß kein Wort darüber zu verlieren wäre, wenn nicht Seitens des Herrn Grad und nach ihm einer ganzen Reihe anderer Herren die Sache so hingestellt worden wäre, als ob es sich bei den Zöllen und Verbrauchssteuern um Reichsabgaben handelte, die Elsaß-Lothringen auch nicht im geringsten berührten. Denn man verlangt, daß das Reich bei Heller und Pfennig die Kosten für die Verwaltung der Zölle und gemeinschaftlichen Steuern trage und die Landeskasse nicht dafür in Anspruch genommen werde. Da nun nach Artikel 36 der Reichsverfassung die Erhebung und Verwaltung der Reichsabgaben einem jeden Bundesstaate in seinem Gebiete überlassen ist, natürlich auf seine Kosten, soweit der Artikel 38 nicht eine besondere Entschädigung stipulirt, so läuft das geltend gemachte Verlangen auf die Forderung hinaus, daß die übrigen deutschen Staaten, denn diese bilden einschließlich Elsaß-Lothringens doch das Reich, zu den Kosten ihrer eigenen Verwaltung noch die der reichsländischen Verwaltung übernehmen. Daß dem so ist, darüber läßt der von Herrn Klein in der Sache erstattete Bericht keinen Zweifel.

Betrachten wir die entscheidende Stelle desselben: „Es ist als feststehend anzunehmen, daß seit der Einrichtung der Zollverwaltung in Elsaß-Lothringen, d. h. seit der Einführung der Reichsverfassung durch das Gesetz vom 25. Juni 1873 (ist ein Irrthum, der einschlagende Artikel der Reichsverfassung trat schon durch das Gesetz vom 17. Juli 1871 in Kraft), das Land in dieser Hinsicht, das was das Reich ihm vergütet abgerechnet, jährlich eine Summe von 1,2 bis 1,4 Millionen verausgabt. Eine jährliche, einen reinen Verlust darstellende Ausgabe von fast 1,5 Millionen ist bei einem Etat von 40 Millionen sehr drückend und empfindlich. Dies uns zum Nutzen des Reiches auferlegte Opfer ist um so bedauernswerther, als es ungerecht ist. Daran

reiht sich dann die Versicherung, daß das Land in den letzten Jahren hierdurch einen Verlust von 10 Millionen Mark erlitten habe, und wird der Antrag gestellt, die Regierung möge dahin wirken, daß das Reich die Verwaltung der Zölle rc. selbst in die Hand nehme, oder daß dieses dem Reichslande die Kosten dieser Verwaltung vollständig zurückerstatte. Der erste Theil dieses Antrages ist zwar im Plenum gefallen, weil man sich besann, es sei aus politischen Gründen besser, Elsaß-Lothringen behalte seine eigene Zoll- und Steuerverwaltung, allein nach wie vor sollen die Verhandlungen mit dem Reiche behufs vollständiger Rückerstattung der ausgelegten Summen fortgesetzt werden."

Diese Summen setzen sich wie folgt zusammen:

1) die Hälfte der Kosten für die Directivbehörde . (die andere Hälfte fällt auf das Enregistrement, welches lediglich Elsaß-Lothringen betrifft);	165 637 M.
2) die Gesammtkosten für Erhebung und Controlirung der Zölle und Steuern	3 009 335 „
3) die Hälfte der allgemeinen Ausgaben . . . . (die andere Hälfte fällt auf das Enregistrement)	91 112 „
Zusammen	3 266 084 M.
Da nun Seiten des Reiches für die Grenzbewachung und die Verwaltung der gemeinschaftlichen Steuern (vergleiche Artikel 38 der Reichsverfassung) nur vergütet werden	1 389 970 „
und die Erhebung der indirecten Landessteuern angeblich 15 Procent der Bruttoeinnahme erfordert, was . . ausmacht (der Bericht nimmt irrthümlich nur 500 000 Mark an),	597 154 „
so bleiben, wenn wir diese beiden Beträge von zusammen	1 987 124 M.
an der obigen Gesammtausgabe in Abzug bringen . .	1 278 960 M.

zu Lasten Elsaß-Lothringens, welche diesem von Seiten des Reiches zu erstatten sind. Dieser Betrag mit 10 multiplicirt, der Zahl der Jahre, seit die deutschen Zollgesetze in Kraft, giebt die 12 bis 15 Millionen Mark, welche wie ein rother Faden die Finanzdebatten durchziehen, und deren baldige Rückerstattung von dem Reiche man erwartet. Es ist nun klar, daß, wenn Elsaß-Lothringen die sämmtlichen Zollverwaltungskosten dem Reiche aufbürdet, die übrigen Staaten ein gleiches Recht haben, und da sie 10, 20, 30, ja Preußen und Hessen mehr als 50 Jahre dem deutschen Zollgebiete angehören, so können sie mit Zahlen aufwarten, vor denen selbst dem gewiegtesten Finanzmanne die Haare zu Berge stehen müssen. Allerdings behauptet Grad,

Digitized by

Elsaß-Lothringen sei kein Bundesstaat, habe keine Stimme im Bundesrathe, sei auf seinem Gebiete nicht souverain, habe keinen Vertrag mit den übrigen deutschen Staaten abgeschlossen — das Gesetz vom Juli 1871 und die Reichsverfassung existiren für diesen Herrn nicht, er will noch einen besondern Vertrag (!) —; aber was bedeuten diese Einwendungen, selbst wenn man sie zugeben wollte, gegenüber der Thatsache, daß das Land in finanzieller Beziehung ganz wie ein Bundesstaat behandelt wird, an den Einnahmen participirt, seine eigenen Beamten hat und haben soll? Wenn die Reichsverfassung und das Gesetz von 1871 nicht gelten, was gilt denn sonst? Man will doch bei Theilung der Reichseinnahmen, oder was dasselbe besagt, bei Festsetzung der Matricularbeiträge, wie die zum Zollgebiete gehörenden Bundesstaaten behandelt werden, warum nicht auch bezüglich der Ausgaben?

Nun ist es allerdings anerkannt, daß die Zollverwaltung einzelnen Bundesstaaten und darunter auch Elsaß-Lothringen mehr kostet, wie manchen anderen und daß die zur Beseitigung dieser Ungleichheiten im Artikel 38 der Reichsverfassung aufgestellte Entschädigungsgrundlage eine den thatsächlichen Verhältnissen nicht ganz entsprechende ist. Aber eine richtigere und zutreffendere scheint bis heute noch nicht gefunden, trotz aller Mühe, die man sich in dieser Beziehung gegeben hat, und ohne ein Prophet zu sein, wird man behaupten können, daß bei der Verschiedenartigkeit der Steuerverhältnisse und Behördenorganisation in den Einzelstaaten Ungleichheiten so lange bestehen werden, als nicht die Einzelstaaten bereit sind, ihre Zollverwaltung an das Reich abzutreten. Verfassungsmäßig brauchen sie das nicht und auch der Landesausschuß ist von seiner ursprünglichen Idee nunmehr zurückgekommen, aber wenn das Reich die Zollverwaltung des einen oder andern Staates auch in die Hand nehmen sollte, so würden doch zweifelsohne diejenigen Staaten, die ihre eigene Verwaltung behalten und bezahlen, berechtigt sein, vom Reiche eine besondere und entsprechend höher bemessene Entschädigung zu verlangen.

Sind denn nun die für Rechnung des Reichslandes verbleibenden Zollverwaltungskosten, abzüglich der vom Reiche geleisteten Entschädigung, wirklich so exorbitant, als man es gemeiniglich darzustellen sucht? Sehen wir uns die Sache genauer an. Im Etatsjahre 1878/79 (wir können dieses, ohne merkliche Fehler zu begehen, als Norm annehmen) sind im Deutschen Reiche aufgekommen:

a. Allen Staaten (exclusive der Zollausschlüsse) gemeinschaftliche Abgaben:

Zölle	114 727 247	Mark
Rübenzuckersteuer .	51 232 061	„
Salzsteuer	35 957 685	„
Tabaksteuer . . .	961 601	„
Wechselstempelsteuer .	6 125 452	„
	209 004 046	Mark.

Digitized by Google

Das deutsche Zollgebiet zählt 42 337 874 Einwohner, es entfallen somit auf den Kopf der Bevölkerung 4,9 Mark.

b. Einnahmen der Steuergemeinschaft, an denen das Reichsland participirt:

Branntweinsteuer	45 653 249	Mark
Uebergangsabgaben von Branntwein	114 227	„
	45 767 576	Mark

oder bei 33 726 772 Einwohnern 1,34 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Ich bemerke, daß diese Zahlen die Bruttosolleinnahme abzüglich der Rückerstattungen für unrichtige Erhebungen und abzüglich der Ausfuhrvergütungen darstellen, die den Einzelstaaten verfassungsmäßig zu gewährende Verwaltungskostenentschädigung dagegen selbstverständlich nicht in Abzug gebracht ist. Elsaß-Lothringen hat nun 1 531 804 Einwohner und participirt daher an den Reichseinnahmen mit 9 558 457 Mark. Ist dieser Antheilsumme gegenüber der durch Reichszuschuß nicht gedeckte Erhebungsaufwand von 1 278 960 Mark wirklich so exorbitant? Wir glauben nicht; denn er beträgt nicht ganz vierzehn Procent der Bruttoeinnahme, und sowohl in der Reichsverfassung als auch Seitens des Landesausschusses bezüglich der eigenen Steuern werden fünfzehn Procent gerechnet. Sollten sie aber auch bei einer genauen Berechnung, auf die wir uns hier nicht einzulassen brauchen, selbst fünfzehn und sechzehn Procent betragen, so weiß Jeder, der sich mit diesen Dingen etwas eingehender beschäftigt hat, daß andere Staaten auch nicht billiger durchkommen. Wir glauben deshalb, daß die zwölf bis fünfzehn Millionen auf ein ganz bescheidenes Sümmchen bei der demnächstigen anderweiten Regelung, die ja im Gange ist und in Aussicht steht, zusammenschrumpfen werden. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß unser jüngstes Kind allzugut bedacht worden, und es wäre dann an Elsaß-Lothringen, wenn die benachtheiligten Staaten den Spieß umkehren würden, den Mehrempfang wieder herauszugeben. Entschieden zu kurz wird das Reichsland aber kommen, wenn auch die Pensionen der Zoll- und Steuerbeamten vom Reiche übernommen werden sollen — angenommen die Reichsverfassung lasse eine solche zu —; denn kein anderer Staat ist in dieser Beziehung so gut gestellt, wie das Reichsland, das den Vortheil, wenigstens den finanziellen Vortheil, hatte, einen Stamm älterer Beamten nicht übernehmen zu müssen. Wir glauben deshalb auch, Herr Köchlin hätte besser gethan, die für die Zöllner gezahlten 49 000 Mark Pension nicht zur Rückerstattung anzumelden, wenn er auch dafür durch den Beifall der Versammlung belohnt worden ist.

Digitized by Google

Die Frage der Landesvertheidigung in der Schweiz. — Warum bedürfen wir einer Landesbefestigung? Diese Frage, welche sich dem patriotischen Schweizer im Hinblick auf die Zeitverhältnisse aufdrängt, weil sein Vaterland derselben nicht genügend Rechnung trägt, sucht ein „Stabsoffizier" in einer dreißig Seiten füllenden Broschüre unter obigem Titel als „Eine Mahnung an das Schweizervolk" (Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung. 1880) zu beantworten.

Unseres Erachtens nach ist es dem Verfasser vollkommen gelungen, die Nothwendigkeit einer solchen Ergänzung der neuen Wehrverfassung seines, jetzt in straffere politische Einigung getretenen Volkes zu beweisen.

Große Opfer sind und werden von demselben gebracht, um die ihm gewordene europäische Anerkennung seiner Neutralität unter allen Umständen aufrecht halten und eventuell vertheidigen zu können; aber dieselben bedürfen, um nicht unter besonderen Verhältnissen sich als mangelhaft zu zeigen, noch einer Vermehrung. Das lebendige, höchst achtungswerthe Heer ist doch nur eine Miliz. Die an sich sehr günstige Configuration des Landes allein vermag nicht demselben genügende Verstärkung zu gewähren und verlangt dringend die Unterstützung durch Befestigungen, um die unvermeidlichen Schwächen der Organisation der Wehrkraft auszugleichen.

Die kleine Schrift ist in verschiedene kurze Abschnitte getheilt, die geschickt gruppirt sind. Nachdem der Verfasser historisch nachgewiesen, daß in früheren Zeiten die Landesbefestigung durchaus nicht so vernachlässigt worden war, als dies seit den letzten fünfzig Jahren geschehen ist, beleuchtet er sehr allgemein die jetzigen politischen Verhältnisse. Er urtheilt, daß dieselben dringend eine gesteigerte Vorbereitung verlangen, wenn das Land einen Vertheidigungskrieg unter günstigen Verhältnissen führen oder einen solchen vielleicht zu vermeiden im Stande sein will.

Der nächste Abschnitt, Oekonomie überschrieben, enthält allgemeine Betrachtungen über die Aufgabe, dem Nationalwohlstande, Handel und Industrie genügenden und den wohlfeilsten Schutz zu gewähren, wohin eben Befestigungen am besten zu wirken im Stande seien, da sie außerdem noch eintretenden Falls das viel köstlichere Bürgerblut sparen würden. Die einzige Zahl, welche der Verfasser in dem Abschnitte nennt, ist die von 7 200 000 Francs, welche erforderlich sein würden, um nur drei Divisionen sechzig Tage lang aufzustellen. Das müßte aber mindestens geschehen im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Italien gegen Deutschland. Für diese Summe aber glaubt der Verfasser zwei Fronten ausreichend befestigen zu können. Dies kann zugegeben werden. Allein die nothwendige Stärke des Heeresaufgebotes zur Besetzung der Grenze mindert sich nicht in dem Maße, daß dadurch in kurzer Zeit die genannte Summe wieder erspart wird.

Digitized by Google

Im letzten Abschnitte betrachtet der Verfasser die militärischen Verhältnisse; zuvörderst weist er nach, daß zur Versammlung und Aufstellung von zwei Divisionen an den gefährdeten Grenzen vierzehn Tage erforderlich wären, während Frankreich in sieben Tagen an drei Orten mit je 70—80000 Mann aus den Friedensgarnisonen einzubringen vermöchte. Für Deutschland berechnet er ebenfalls die Möglichkeit, in sieben Tagen an zwei Orten mit 60—70000 Mann zu erscheinen. Selbst Italien soll in sechs Tagen aus seinem permanenten Heere und den Friedensgarnisonen gegen drei Orte der Grenze 20—30000 Mann vorbringen können.

Dann wendet sich die Betrachtung den veränderten Grenzverhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich zu, welche in dem früher oder später mit Sicherheit zu erwartenden Kriege dieser beiden Mächte entschieden eine Defensive der letzteren auf der deutschen Grenze verlange. Da nun von den in solchem Falle allein möglichen Wegen zur Offensive — Belgien und die Schweiz — der durch das nordwestliche Land viel fester und darum gefährlicher erscheine, als der durch letzteres, so wäre eine Verletzung der Neutralität der Schweiz nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich. Darauf hin deuteten auch die in den letzten Jahren so ausgedehnt gebauten Bahnen, Straßen, Brücken und Befestigungen, welche Frankreich aus dem Budget des Kriegsministeriums bezahlt habe, z. B. die Straßen nach Truntrut, Morteau und Joux und die Forts an denselben, unmittelbar an der Grenze. Zum Schlusse wendet sich der Verfasser dann mit warmen Worten an sein Volk, um es zu beschwören, endlich nicht nur klar zu sehen, sondern sich zu ermannen, das Nothwendige zu thun. Eine Karte von Mitteleuropa zwischen 0 und 7° östlich von Paris in $^1/_{1600000}$ mit den Ländergrenzen, den Hauptbahnen, Straßen, Flüssen und Befestigungen ist der Schrift beigegeben.

Nach einzelnen Zeitungsartikeln zu urtheilen ist die Stimme des Verfassers nicht mehr vereinzelt. Die Besorgniß vor deutschen Uebergriffen ist schon seit längerer Zeit bei den Schweizern in der Abnahme, und damit hat die Unbefangenheit in der Beurtheilung des westlichen Nachbarn erheblich zugenommen.

Sowohl von politischer als rein militärischer Seite dürfte es schwer fallen, den Verfasser zu widerlegen. Man darf also auf einen Erfolg desselben hoffen.

Literatur.

Carl Georg von Wächter. Von Bernhard Windscheid. Leipzig, Duncker und Humblot. 1880. — Ursprünglich ein Vortrag, gehalten bei der zu Wächter's Ehren von der Leipziger juristischen Facultät veranstalteten Gedächtnißfeier, wird diese Schrift den vielen Verehrern, Freunden, Schülern des berühmten Rechtslehrers eine willkommene Gabe sein. Aus der zuständigsten Feder ist hier

vor Allem die Bedeutung Wächter's für die Wissenschaft nach den verschiedenen Seiten hin gezeichnet. Seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit wird gewürdigt, wie seine Eigenthümlichkeit als akademischer Lehrer. Das Politische ist kurz berührt, wie ja dies nicht die starke Seite Wächter's gewesen ist. Mit großer Feinheit sind auch die Grenzen dieser seltenen und wahrhaft glücklichen Natur angedeutet. Warm geschrieben und anziehend ist die Zeichnung des Menschen, der ganzen Persönlichkeit. Die Gesundheit seiner Natur, des Körpers und des Geistes, das frische, vollkräftige, unternehmende Wesen, die Arbeitsfreudigkeit, die nur mit dem Leben selbst erlosch, und wieder die sonnige Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, sammt den Talenten der Geselligkeit, alle diese Züge sind zu einem Gesammtbilde vereinigt, das den Zeitgenossen eine werthe Erinnerung und für immer ein ehrenvolles Denkmal sein wird. g.

Sophokles' König Oedipus. Deutsch von Theodor Kayser. Tübingen, Franz Fues. 1879. Desgleichen Oedipus in Kolonos, 1879; Antigone, 1878. — Unter den neueren Uebersetzungen des Sophokles bietet die vorliegende so viel besonderes Interesse dar, daß es sich wohl verlohnen mag, jetzt, nachdem der Cyclus der Oedipusdramen abgeschlossen ist, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Der Uebersetzer hat — nach dem Vorbilde keines geringeren als Schiller's — zur Wiedergabe des jambischen Trimeters den modernen Blankvers, den wir mit greulichem Deutsch den fünffüßigen Jambus zu nennen pflegen, gewählt; die lyrischen Partien mit freien, gereimten Strophen wiedergegeben, die anapästischen Systeme und die trochäischen Tetrameter dagegen (die letzteren mit Zugabe des Reimes) beibehalten. Es ist sichtlich, daß er damit eine möglichst weit gehende Vereinigung der antiken und der uns gewohnten Versmaße angestrebt hat, insofern er die beiden letztgenannten Versmaße offenbar für diejenigen hielt, welche im Deutschen am wenigsten fremdartig klingen. Man kann mit ihm darüber rechten. Der trochäische Tetrameter hat im Griechischen den Charakter der gesteigerten Lebhaftigkeit der Rede gegenüber dem feierlicheren jambischen Trimeter; im Deutschen erscheint er uns, zumal gereimt, eher schwerfälliger. Die Anapäste aber sind wir ohnehin fälschlicherweise im hüpfenden Tripeltacte zu lesen gewohnt, da sie doch den Charakter eines feierlichen Marschrhythmus haben. Daß uns immerhin diese beiden Versmaße gewohnter klingen als die freien Rhythmen der lyrischen Strophen, ist keine Frage; nur das kann gefragt werden, ob die lyrischen Partien durch gereimte Uebersetzung nicht allzu viel von ihrem originalen Charakter verlieren, und, was wichtiger ist, ob nicht der jambische Trimeter ein uns so geläufiges Versmaß ist, daß er noch unbedenklicher hätte verwandt werden können als jene beiden oben genannten Rhythmen. Die Beantwortung der ersten Frage ist von der jeweiligen Ausführung nicht so ganz unabhängig. Es muß anerkannt werden, daß die Formen, welche Kayser angewendet hat, im Ganzen glücklich gewählt sind. Er hat alles gethan, um einen dem Originale möglichst verwandten Eindruck hervorzubringen; er wechselt mit längeren und kürzeren Versen, mit verschiedenen Tactarten kaum minder schnell ab als der griechische Dichter; ferner hat er auch durch gefällige Verschränkung der Reime den Strophen den Charakter größerer Freiheit und belebterer Mannichfaltigkeit zu geben gewußt. Daß hie und da der Gleichklang des Reimes bei kurzen, gerade reimenden Zeilen jenem Charakter Eintrag gethan hat, war wohl schwer zu vermeiden. Am bedenklichsten erscheint uns die Wiedergabe des Trimeters durch den Blankvers. Man sollte denken, zwei Verse vom nämlichen Takte, in der Länge wenig unterschieden, deren einer der herrschende Vers des antiken, deren anderer der des

modernen Drama's ist, wären ziemlich unterschiedslos für einander zu substituiren. Aber doch ist dem nicht so. Denn der Stil beider Verse ist nicht minder und nicht auf andere Weise verschieden, als der des antiken und des modernen Drama's überhaupt. Der symmetrisch abgerundete, voll und pathetisch ausklingende Trimeter ist der Vers der würdevollen antiken Tragödie mit ihrer sententiösen Diction, ihrem stets von der gemeinen Rede unterschiedenen Ausdruck; der zwischen männlichem und weiblichem Schluß schwankende Blankvers ohne feste Gliederung seines Baues macht ähnliche Wirkung nur dann, wenn er, wie in Sonett, Terzine, Octave &c. durch den Reim gebunden ist; er eignet billig dem modernen Drama, seiner realistischeren Färbung, seiner größeren Annäherung an die prosaische Sprache, seiner freieren, durch stilvolles Pathos minder gebundenen Entfaltung der Leidenschaft. Vor allem deutlich wird dieser Unterschied in den bei den Alten so ungemein beliebten Stichomythien; hier hat unser Uebersetzer ein unangenehmes Abklappen des Verses, der nicht wie der Trimeter in sich gebunden ist und für sich genügt, sondern weiter weist, nicht immer vermeiden können. Diese Bedenken sollen der Ausführung und Gestaltung, welche Kayser seinen Uebersetzungen gegeben hat, keinen Abbruch thun. Einer geringhaltigen Uebersetzung gegenüber wären die obigen Bedenken sehr überflüssig und gegenstandslos gewesen; denn nur von einem, der wesentliche und hochzuschätzende Vorzüge aufzuweisen hat, werde ich überhaupt versucht sein können zu wünschen, daß er durch gewisse Dinge seinem Werke noch mehr Vollendung gegeben hätte. In der That muß behauptet werden, daß Kayser's Uebertragung nach ihrer edlen Diction, ihrem poetischen Gehalte, der schönen Handhabung der gewählten Formen sich mit jeder andern des alten Tragikers messen kann. Ueber manche neue Wendung, manche treffende Wiedergabe darf man billig erfreut sein. Auch wer der Beibehaltung der antiken Formen den Vorzug giebt, wird doch begierig sein, zu sehen, wie wohl die Umgießung in moderne Formen wirken möge, und er wird auch sicher erfreut sein, in Kayser einen Interpreten zu finden, der zum Gelingen dieses Unternehmens alles gethan hat, was möglich war. sch.

Das Quellenverhältniß von Wielands Oberon. Von Dr. Max Koch. Marburg, N. G. Elwert. 1880. — Die beiden Grundpfeiler von Wielands Oberon sind einmal die Abenteuer, die Hüon auf des Kaisers Befehl unternimmt, sodann Oberons und Titanias Zwist und Versöhnung; das verbindende Mittelglied ist Hüons und Rezias Liebe. Wieland selbst hat in der Ausgabe von 1796 die Quellen seines Gedichtes angegeben: für die Haupthandlung das vom Grafen Tressan herausgegebene alte Ritterbuch von Huon de Bordeaux, für Oberon und Titania aber Shakespeare und Chaucers Merchant's tale. Die vorliegende sorgfältige Monographie untersucht nun das Gedicht in Rücksicht auf die Herkunft seiner einzelnen Bestandtheile; sie erklärt, wie der deutsche Dichter seine Motive fand und verknüpfte, wie er den vorhandenen Stoff zubereitete und umbildete, was in Handlung und Charakteren er entlehnte und was er freischuf. Das Ergebniß ist, daß Wieland die gegebenen Motive in durchaus selbständiger Weise umgebildet hat: „eine selbständige Schöpfung des deutschen Dichters können wir Oberon mit ebenso großem Rechte nennen, als Shakespeare's Stücke, die aus älteren dramatischen Arbeiten hervorgegangen sind, doch Shakespeare's selbständiges Eigenthum sind.“ g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 1. April 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

außerordentlichen Schwierigkeiten, die der Marsch durch ein Bergland voll steiler Abhänge, Schluchten und Hohlwege in dieser Jahreszeit mit sich bringt. Cavallerie und Artillerie mußten abgesessen führen; jedes hinfallende Pferd hielt die Colonne auf. Die Masse der Artillerie war in dem vereisten Engpasse kaum fortzubringen, sie wurde daher zurückgeschickt, um am folgenden Tage auf einer besseren Straße vorzugehen. Außerhalb der Wege konnte selbst die Infanterie nur mit großen Beschwerden langsam fortkommen, so daß eine umfassende Bewegung ausgeschlossen und nichts als der frontale Angriff auf und dicht neben der Straße übrig blieb.

Am 9. Januar standen die Truppen mit Ausnahme des zurückgebliebenen zehnten Corps dem Huisneflusse nahe gerückt. Der rechte Flügel marschirte schon seit mehreren Tagen auf der im Thale dieses Flusses führenden Straße. Durfte vermuthet werden, daß der französische Oberbefehlshaber eine Schlacht hinter dem Huisneflusse annehmen werde, so war es wünschenswerth, um alle Corps beisammen zu haben, zunächst beide Flügel an die Le Mans am nächsten stehende Mitte heranzuziehen. Andererseits aber diente jeder Aufschub dem Feinde zur Versammlung seiner noch zerstreuten Kräfte. Fünf bis sechs Divisionen der zweiten Loirearmee waren zwar im concentrischen Rückzuge immer näher an Le Mans gedrängt worden, die beiden aber, welche von Südwesten her gegen Vendôme, beziehentlich die linke Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Karl vorgeschoben waren, konnten bei baldiger Entscheidung sich kaum noch der Hauptstellung anschließen — Alle waren in ungünstige Gefechte verwickelt gewesen, und ein beträchtlicher Theil des französischen Heeres mußte sich in mehr oder weniger erschüttertem Zustande befinden.

Die Befehle des Prinzen Friedrich Karl faßten das kühnere Vorgehen ins Auge, welches die größeren Erfolge verhieß. Für die angeordneten Angriffsbewegungen stellte der Prinz als Gesichtspunkt auf, daß, je schneller und entschiedener die einzelnen Colonnen gegen Le Mans vordringen würden, in desto größere Verlegenheit die vereinzelten feindlichen Abtheilungen gerathen müßten, welche sich noch zwischen den Marschrichtungen des Angreifers befanden.

Dem französischen Obercommando in Le Mans war, wie es scheint, das allgemeine Vorrücken der deutschen zweiten Armee — bis zum 6. Januar wenigstens — verborgen geblieben. Am 7. Januar sahen sich die vorgeschobenen Abtheilungen der Franzosen auf ihrer ganzen, zehn Meilen langen Front fast an allen Punkten angegriffen. Da ein Theil der Truppen durch Nachtmarsch zurückgenommen worden war, hatte am 8. Januar wenigstens der linke französische Flügel, Dank dem gewonnenen Abstande, von den Deutschen nicht erreicht werden können. Allein während des Rückzuges hatten zum

Digitized by Google

Theil ungünstige Verschiebungen und einige Störung in der Verbindung der einzelnen Heeresglieder stattgefunden. Es mußte zweifelhaft erscheinen, ob der rechte Flügel überhaupt noch den Anschluß an die Hauptstellung gewinnen oder nur etwa gegen die linke Flanke des anrückenden Feindes thätig werden könne. Auf alle Fälle befahl General Chanzy für den 10. Januar einige Angriffsbewegungen, um seine Concentrirung günstiger zu gestalten. Es mußte daher an diesem Tage zu vielfachen Zusammenstößen kommen, da die Angriffspläne sich von beiden Seiten begegneten.

Die Erfahrungen der letzten Tage hatten bereits gezeigt, daß bei der Eigenthümlichkeit der Landschaft, in welcher die Armee sich bewegte, und schon mit Rücksicht auf die Kürze der Tage, tiefe Colonnen nicht zum Aufmarsch gelangen konnten. Es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, in mehreren getrennten Abtheilungen, mithin in breiter Front vorzugehen, wenngleich dies zur Folge haben mußte, daß überall verhältnißmäßig schwache Kräfte an den Feind gelangten. Es ist dies ein Beweis, daß in der Kriegskunst ein allzu strenges Festhalten an sonst allgemein giltigen Grundsätzen nicht zulässig ist.

Am Abend des 9. wurde für den folgenden Tag vom Armee-Obercommando befohlen: das dritte Corps (Mitte) setzt die Offensive auf Le Mans fort, das neunte folgt dahinter in Reserve. Das dreizehnte Corps (rechter Flügel) schiebt eine Abtheilung auf das jenseitige Huisneufer. Das zehnte Corps (linker Flügel) geht auf der südlichen Straße näher an Le Mans heran. Das dritte Corps sollte sein Vordringen erleichtern.

Am 10. Januar war die Luft klar, nicht kalt; die Wege waren aber glatt, wie am vorhergegangenen Tage.

Das dritte Corps ging in vier Colonnen vor. Am Abend standen diese nach heftigen Gefechten etwa eine Meile östlich Le Mans, dort, wo die Straßen von Chartres und Vendôme den Huisne überschreiten. Die beiden Flügel befanden sich auch an diesem Tage noch je zwei Meilen rechts und links rückwärts. Der Marsch des zehnten Corps, links, insbesondere war wieder durch zahlreiche Wegeunterbrechungen sehr verzögert worden, ein eigentliches Gefecht hatte nicht stattgefunden. Das dreizehnte Corps, welches rechts nach einem im Laufe des Tages an den Großherzog erlassenen Befehle mit den ganzen Kräften den Huisne überschreiten sollte, versuchte dies bei Pont de Gesnes. Der Feind hielt jedoch diesen Ort und die umliegenden Höhen fest, und es gelang der siebzehnten Division nicht, den Uebergang zu gewinnen.

Am Abend des 10. Januar war der Feind auf seinem rechten Flügel und im Centrum in seine verschanzte Hauptstellung vor Le Mans, auf dem linken Huisneufer, zurückgeworfen, während sein linker Flügel sich auf dem rechten Ufer des Flüßchens, wie eben erwähnt, noch hielt. Der Armee

Digitized by Google

waren aus dem Lager von Coulin etwa 10000 Mann, allerdings schlecht bewaffnete und wenig ausgebildete Nationalgarden, zugeführt worden. Einige Bataillone Mobilgarden der Landschaft Mayenne, welche von Laval anrückten, wurden zur Sicherung der oberhalb Le Mans gelegenen Sarthe-übergänge und zur Deckung von Alençon verwendet. Das Lager von Coulin, von Gambetta im November errichtet, war thatsächlich aufgehoben. Die übrigen Theile der dort vereinigt gewesenen Truppen, die weder bewaffnet, noch ausgerüstet waren, wurden in die Städte der Bretagne zurückgesendet.

General Chanzy war fest entschlossen, den Widerstand bei Le Mans fortzusetzen. Er nahm an, daß die Deutschen durch die Märsche und Gefechte der letzten Tage sehr erschöpft seien, und rechnete darauf, daß dieselben in dem durchschnittenen Gelände ihre Ueberlegenheit an Cavallerie und Artillerie nicht würden zur Geltung bringen können. Der General stellte seinen Truppen die Aufgabe, dem Feinde so lange zu widerstehen, als dessen Angriffe dauern würden. Es sollte zum Angriffe übergegangen werden, wo ein solcher nöthig und möglich erscheine. Einzelne Orte besonders, die am 10. verloren waren, sollten wiedergenommen werden. Eine Reihe von Verschanzungen gewährte dem rechten Flügel und der Mitte feste Stützpunkte, dem linken Flügel Aufnahme.

Die auf deutscher Seite für den 11. Januar zur Fortsetzung des Angriffes erlassenen Anordnungen wichen insofern von denen der letzten Tage ab, als die Mitte nunmehr nur den Feind vor seiner Front beschäftigen sollte, während die beiden Flügel umfassend auf Le Mans vorzubringen hatten. Das dreizehnte Corps mußte hierzu seine Bewegung auf dem rechten Flußufer zu Ende führen, während das zehnte sich nur auf die nächst westliche Straße setzte.

Das dritte Corps mußte für die Aufgabe des Tages wieder zusammengefaßt werden, das neunte rückte daher in die erste Linie vor und erhielt Befehl, sich in den Besitz einer vereinzelten Höhengruppe zu bringen, welche auf dem linken Ufer des Huisne, nordöstlich Le Mans, an zweihundert Fuß sich über das anliegende Gelände erhob. Der Gegner hielt dieselbe stark besetzt. Die vorhandenen Oertlichkeiten waren zur Vertheidigung eingerichtet, hinter Villiers vier Mitrailleusen vortheilhaft aufgestellt, und von einer Spitze des Höhenzuges aus flankirte eine Batterie den Abhang. Unter dem Schutze einiger bereits am Anberge eingenisteten Züge eines Regimentes des dritten Corps stieg die herangerückte Infanterie der Avantgarde in tief eingeschnittenen und verschneiten Hohlwegen den Hang hinauf. Mit großer Anstrengung folgten die beiden Batterien, sie nahmen auf einer Bergnase Stellung und eröffneten wirksames Feuer. Vor einer Durchführung des Angriffes mußten indeß die feindlichen Mitrailleusen unschädlich gemacht werden.

Digitized by Google

Zwei Zügen gelang es, sich denselben bis auf fünfzig Schritte zu nähern. Dann stürmte einer derselben vor und nahm drei der Mitrailleusen nach kurzem Kampfe. Die Franzosen gaben nun die nächste Umgebung auf. Einem Versuche, die Mitrailleusen zurück zu erobern, wurde durch wohlgezieltes Schnellfeuer und Angriff mit der blanken Waffe begegnet. Der Gegner zog demnächst ab, den vorderen Theil der Hochfläche vollständig räumend.

Das überhöhende rechte Ufer des Huisne zeigte sich durch eine starke Artillerie besetzt. Der weitere frontale Angriff mußte überaus schwierig werden. Zum Umfassen des feindlichen Flügels war das Corps nicht stark genug. Es wurde daher versucht, die Stellung des Gegners vom entgegengesetzten Flügel aufzurollen, wodurch das gesammte Höhenterrain bis zum Abend in Besitz genommen wurde.

Trotz heftiger Kämpfe war eine Entscheidung am 11. noch nicht erzielt worden, das zehnte Armeecorps auf dem linken Flügel war noch nicht herangekommen. Während der Nacht standen die Vorposten der Mitte unmittelbar am Feinde. Das dritte Corps hatte sich mit dem Feinde heftiger eingelassen und war, ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen, bis in das Herz der Hauptstellung eingedrungen. Dem Gegner standen anscheinend noch beträchtliche Reserven zu Gebote, mit welchen er auf den steilen Höhen des rechten Ufers den Widerstand fortsetzen konnte.

Um am folgenden Tage bei Wiederaufnahme des Kampfes nicht auf den frontalen Angriff gegen die feindliche Hauptstellung beschränkt zu sein, sondern dieselbe in ihrer linken Flanke fassen zu können, erhielt schon am Nachmittage das neunte Corps Befehl, neben Behauptung der eroberten Höhen einen Huisneübergang offen zu halten. Vom dreizehnten Corps war die siebzehnte Division auf das rechte Ufer des Huisne gegangen, und das Corps hatte unter mehrstündigem Gefechte dort festen Fuß gefaßt. Das zehnte Corps hatte dem Befehle gemäß sich auf die nächst östliche Straße gesetzt.

Die Befehle zum allgemeinen Angriffe für den 12. Januar wurden mit Tagesanbruch, zu welcher Zeit die Meldungen von den Corps eingingen, in St. Hubert, einem Orte unweit des genannten Straßenüberganges über die Sarthe ausgegeben. Sie bestimmten: das dritte und zehnte Corps, welches nun nahe heran war, setzen die Offensive fort, das neunte führt seine Artillerie auf dem Plateau, von dem oben die Rede war, auf und unterstützt nach rechts hin den Angriff des dreizehnten Corps durch Vortreiben einer Abtheilung über den Huisnebach. In der äußersten rechten Flanke ging Cavallerie gegen die Sarthe zur Aufklärung vor.

General Chanzy war am Abend des 11. unter dem günstigen Eindrucke, welchen die Wiederbesetzung eines Theiles der verlorenen Stellungen auf ihn gemacht hatte, und da bis zum Spätnachmittage entscheidende Ereignisse nicht

Digitized by Google

eingetreten waren, entschlossen, am folgenden Tage den Widerstand fortzusetzen.

Auf deutscher Seite war die Erschöpfung der Truppen groß. Der geringe Mannschaftsstand und der Mangel an Offizieren machte sich fühlbar. Schon bei Beginn des Vorgehens auf Le Mans hatten die Divisionen nur 7 bis 8000 Mann statt 12 000 gezählt, eine Reihe verlustreicher Kämpfe hatte seitdem stattgefunden.

Die Straßen waren auch am 12. Januar noch sehr glatt, und ein dichter Nebel, welcher erst um Mittag fiel, beschränkte die Fernsicht. Das dreizehnte Corps (rechter Flügel) trat mit Tagesanbruch, d. h. acht Uhr, an und erreichte an diesem Tage unter einer Reihe von Gefechten die nördlich nach Le Mans hineinführende Straße. Vor Le Mans selber wurde der Widerstand des Feindes gänzlich gebrochen. Das zehnte Corps griff in Richtung der südlich der Stadt gegenüber liegenden Sarthebrücke an. Jenseits des Flusses hielten die Franzosen eine Barrikade und die am Ufer liegenden Häuser besetzt. Als die Deutschen nahten, erfolgte die Sprengung der Brücke. Da jedoch die Zerstörung nur theilweise gelungen war, drangen die beiden an der Spitze befindlichen Bataillone der in dicht aufgeschlossener Colonne vorgerückten Abtheilung über die Trümmer und die Barrikade dem Feinde nach. Das eine Bataillon wendete sich links nach dem Bahnhofe, von wo die Signalpfiffe abgehender Züge ertönten, während die inzwischen nachgefolgten Bataillone gegen die Stadt vorgingen. In Le Mans dauerte der Straßenkampf bis zum Abend. Die nach dem Bahnhofe vorgehenden Bataillone erbeuteten schon unterwegs ein 1000 Centner haltendes Mehlmagazin, eine große Menge Proviantwagen wurden überdies genommen. Einzelne Bataillone drangen bis zu den nördlichen Ausgängen der Stadt vor. Nachdem endlich der letzte Widerstand in Le Mans gebrochen, bezogen die Truppen Alarmquartiere in der Stadt.

Der französische Oberbefehlshaber hatte bereits frühzeitig den Befehl zum allgemeinen Rückzuge gegeben. Derselbe sollte Sarthe-aufwärts stattfinden, wo nach Mittheilung des Kriegsministers Verstärkungen zu erwarten waren.

Die späte Stunde des Angriffes der Deutschen hatte den Rückzug der Franzosen wesentlich begünstigt. Es war überhaupt eine Eigenthümlichkeit bei dem Zuge gegen Le Mans, daß die Gefechte meist erst spät Vormittags begannen und die früh eintretende Dunkelheit dann verhinderte, die erreichten Vortheile durch Verfolgung auszubeuten. Aber die rauhe Jahreszeit machte es unthunlich zu bivouakiren. Die Truppen mußten ein Obdach suchen und fanden es meist erst in weiter Entfernung hinter dem Gefechtsfelde. Dort mußte Munition ausgegeben und die dürftige Mundverpflegung gekocht werden.

Digitized by Google

Derart konnten die Truppen dann am folgenden Tage erst spät sich nach vorwärts sammeln, und ihre Kräfte waren doppelt in Anspruch genommen.

Die siebentägigen Kämpfe hatten der Armee etwa 200 Offiziere und 3200 Mann gekostet. Viele Compagnien waren durch Feldwebel geführt. Bei dem unausgesetzten Vorgehen war es schwer, Ersatz an Mannschaft und Material nachzuschaffen. In diesen Tagen, in denen der Winter in ganzer Strenge auftrat, Schneetreiben und Glatteis die Bewegung hemmten, marschirte ein Theil der Infanterie in leinenen Beinkleidern und zerrissenem Schuhwerke. Die Offiziere waren nicht besser daran. Schon seit lange entbehrten sie ihr Gepäck, da das Fuhrwerk auf den schlechten Wegen nicht hatte folgen können. Aber der gute Wille, die Ausdauer und die Mannszucht der Truppen überwanden alle Schwierigkeiten, die in ununterbrochener Reihe sich entgegenstellten. Die höchsten Anforderungen waren an das dritte Armeecorps herangetreten; die Brandenburger hatten mehr als die Hälfte aller Verluste zu tragen gehabt. Ueber 20 000 Gefangene, 17 Geschütze, 2 Fahnen und ein reiches Kriegsmaterial hatte die zweite Armee dem Gegner entrissen. Den Verlust der französischen Armee beziffert ein französischer Arzt, Dr. Chenu, nur auf etwa 6200 Mann.

Als am 12. Januar die französische Armee ihren Rückzug antrat, war es die Absicht des General Chanzy, nördlich auszuweichen und demnächst über Evreux dem hart bedrängten Paris zu Hilfe zu kommen. Um jedem seiner Corps eine gesonderte Straße für diese Bewegung anzuweisen, mußten jedoch zwei derselben erst westlich marschiren, und diese Richtung war dann bald für alle maßgebend.

Der Kriegsminister hatte nämlich den Plan des Oberbefehlshabers nicht genehmigt und wohl mit Recht. Die beiden Divisionen des neunzehnten Corps, welche in Alençon Aufnahme gewähren sollten, waren noch nicht marschbereit; außerdem hätte die Armee über Evreux einen Bogen zu beschreiben gehabt, auf dessen Sehne die Deutschen sich frei bewegen konnten. Bei dem inneren Zustande der französischen Truppen mußte der Zusammenstoß in einem Landstriche, welcher die Verwendung aller Waffen gestattete, voraussichtlich mit völliger Auflösung der Armee endigen.

Auf deutscher Seite waren die Truppen nach den unausgesetzten Märschen und Gefechten der Ruhe dringend bedürftig. Die allgemeinen Hinweise des großen Hauptquartieres hatten überdies für die Ausdehnung der Operationen gewisse Grenzen gezogen, um die Möglichkeit zu wahren, auch in anderen Richtungen die Streitkräfte zu verwenden. Die zweite Armee konnte in naher Zukunft an der Loire, wie an der unteren Seine nöthig werden. Das Ziel des Zuges gegen Le Mans war erreicht, das feindliche Heer auf weite Entfernung von Paris zurückgedrängt worden. Prinz Friedrich Karl

Digitized by Google

beschloß, über die Sarthe hinaus nur mit schwachen Abtheilungen zu folgen. Für diesen Zweck wurde eine gemischte Abtheilung gebildet, welche am 13. Januar in nordwestlicher Richtung auf der nach Laval führenden Straße vorging.

Erst nach Empfang von Lebensmitteln und Fourage konnte gegen Mittag aufgebrochen werden. Zahlreiche stehengebliebene Wagen und fortgeworfene Waffen bezeichneten den Zustand des zurückweichenden Gegners, dessen Nachhut einigen Widerstand zu leisten suchte.

Die über den Rückzug des Feindes eingegangenen Nachrichten erhielten weitere Bestätigung durch in eroberten Bagagewagen und auf dem Telegraphenamt in Le Mans vorgefundene dienstliche Schriftstücke französischer Commandobehörden. Aus einem Schreiben des Armeeintendanten ergab sich, wohin die Trains der Franzosen zurückgeschickt waren. Der Prinz, welcher am 13. sein Hauptquartier nach Le Mans hinein verlegt hatte, ertheilte daher dem dreizehnten Corps die Weisung, auf Alençon zu folgen und sodann bei dieser Stadt vorläufig eine beobachtende Aufstellung zu nehmen. Das neunte Corps rückte in Quartiere nördlich Le Mans.

Von der französischen Armee hatte am 13. das letzte Corps die Sarthe überschritten. Große Unordnungen rissen bei den Mobilgarden der Bretagne ein. Diejenigen, welche an der Schlacht Theil genommen hatten, eilten in wilder Flucht bis Evron und kehrten von dort meist in ihre Heimath zurück. Ihnen schlossen sich die im Lager von Conlin noch verbliebenen Truppen an, nachdem sie dasselbe geplündert.

General Chanzy hatte beabsichtigt, mit der Armee hinter einem Bachabschnitte aufs neue Front zu machen. Nach den wiederholten Gefechten mit den Verfolgungstruppen löste sich die Ordnung in bedenklicher Weise. Unter diesen Umständen wurde das halb fertige Lager von Conlin nebst vielen Vorräthen ohne Widerstand genommen.

Den Verlauf der Verfolgungsoperationen anzudeuten ist nicht erforderlich. Nachdem am 16. Januar das dreizehnte Corps in Alençon eingerückt war, bedingte die allgemeine Kriegslage, die Verfolgung im Wesentlichen nunmehr einzustellen. Die bei der obersten Heeresleitung eingelaufenen Nachrichten ließen erkennen, daß die französische Nordarmee unter Faidherbe von neuem die Offensive ergreifen und die Versammlung der ersten deutschen Armee an der Somme erforderlich sein werde. Um die an der unteren Seine stehenden Streitkräfte verfügbar zu machen, war befohlen worden, das dreizehnte Corps auf Rouen in Marsch zu setzen. In Folge der hierdurch eintretenden Schwächung beschloß der Führer der zweiten Armee, dem Gegner über das Lager von Conlin hinaus nicht weiter zu folgen. Nur die gemischte Abtheilung blieb mit starker Cavallerie in Fühlung mit dem Feinde.

Digitized by Google

Die zweite Loirearmee hatte in den verflossenen Kämpfen gegen 25 000 Mann verloren. Während des Rückzuges hatten sich ihre Reihen stets in erhöhtem Maße gelichtet. Sie war auf die Hälfte der ursprünglichen Stärke herabgekommen und, im innern Halte tief erschüttert, für längere Zeit außer Wirksamkeit gesetzt. Ernstere Unternehmungen erfolgten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes nicht mehr. Bereits am 28. Januar Abends war dem Obercommando der zweiten Armee Seitens des großen Hauptquartieres der Abschluß eines am 31. Januar Mittags beginnenden dreiwöchentlichen Waffenstillstandes mitgetheilt worden. Am 29. folgten die Ausführungsbestimmungen, und zur festgesetzten Zeit wurden im Bereiche der zweiten Armee die Feindseligkeiten eingestellt.

Während die Niederlage der feindlichen Hauptarmee ausgebeutet wurde, benutzten die im Gebiete der oberen Loire noch vorhandenen französischen Streitkräfte den Abmarsch der zweiten Armee nach Westen zu kleinen Unternehmungen. Dieselben erlangten trotz einzelner Gefechte keine sonderliche Bedeutung, wurden indeß die Veranlassung, daß das neunte Corps sich wieder bei Orleans sammeln mußte, wo wie erwähnt nur die Darmstädtische Division desselben verblieben war. In den letzten Tagen des Monates wurde die durch das Departement Yonne führende Etappenlinie der zweiten Armee durch zahlreiche Franctireurbanden beunruhigt, welche auf verschiedenen Punkten schwächere Detachements von Etappentruppen überfielen, sowie Eisenbahn und Telegraphen störten. Um diesen Belästigungen ein Ziel zu setzen, wurde eine Brigade des sechsten Armeecorps von Paris auf der Eisenbahn nach Montargis befördert. Bevor dieselbe jedoch zur Thätigkeit kam, wurden die Feindseligkeiten durch Abschluß des Waffenstillstandes beendet.

Die sehr große Zahl kleiner Gefechte, welche in dem vorliegenden Hefte behandelt werden mußten, giebt der Darstellung nothwendiger Weise etwas Abspringendes. Der Charakter derselben hat sich gegen früher wieder dadurch um ein Weniges geändert, daß mehrfach Namen auch einzelner jüngerer Offiziere und Soldaten genannt werden. Eine große Schwierigkeit in der Beschreibung der Kämpfe bildet die unvermeidliche Wiederkehr gleichbedeutender Wendungen der Rede. Trotz des Reichthumes der deutschen Sprache an Synonymen ist ein Gleichklang nicht immer zu vermeiden, aber sowohl dieser Anforderung wie der Vermeidung einer Wiederholung der Namen von Personen und Orten ist mit großem Geschicke und Erfolge genügt worden. Außerordentlich schön und plastisch sind die Schilderungen des Geländes durch kurze, scharfe Angaben. Die gesammte Redeweise verläßt auch in diesem Hefte nie den Charakter einer ruhigen überlegenen Geschichtsschreibung, die sich nicht scheut, auch einzelne Schattenstellen anzudeuten. Zuweilen schläft auch der gute Homer, was den Stil betrifft; Wendungen wie: „es ließ sich

Digitized by Google

übersehen, daß die Verhältnisse .... noch nicht klar gelegt waren," oder „um nicht auf den blos frontalen Angriff beschränkt zu sein," „stehengebliebene Wagen" können füglich nicht als sehr glückliche gelten. Der gute Stil ist im Uebrigen so vielfach gebührend anerkannt worden, daß hier nur beiläufig bemerkt werden kann, wie gut es sein würde, wenn einige Militärschriftsteller denselben zur Richtschnur nehmen wollten. Es giebt dort keine falsch durchgeführten Metaphern, keine sinnwidrigen und überschraubten, oder gar falsch gebildeten Superlative und eingeschachtelten Participialconstructionen, vor allem keine unnöthigen und entstellenden Fremdworte mehr.

Spinoza und Darwin.

Wie sehr auch geistige Beschränktheit und Gedankenlosigkeit die spinozistische Philosophie verkannt und verdreht haben mag, kein Frevler hat es gewagt, die sittliche Integrität der Person anzutasten. Mit welch' unglaublicher Kurzsichtigkeit die ganze Herbart'sche Schule nach dem Vorgange ihres Meisters die angeblich egoistische Begründung der spinozistischen Ethik verdammt hat, die Erhabenheit des Charakters, die völlige Unbestechlichkeit des Urtheils, die gänzliche Unabhängigkeit von den traditionellen Einflüssen in Gesellschaft und Staat, die Unerschrockenheit der Ueberzeugung, kurz die wahrhaft großartige Persönlichkeit Spinoza's war geschichtlich schon gegen jeden Angriff gesichert. Nicht umsonst haben ein Lessing, Schleiermacher, Goethe sich hier den Frieden ihrer Seele gesucht, unbekümmert um das Geschrei der blöden Menge. Es handelt sich hier für uns also nur darum, den sachlichen Bedenken entgegen zu treten, zu zeigen, wie diese hinfällig sind, und wie sehr Spinoza es verdient, als ein genialer Forscher ersten Ranges erkannt zu werden, der mit kühnem Blicke diejenigen Resultate theilweise aprioristisch begründete, welche die Gegenwart auf anderem Wege empirisch erhärtet hat.

Das unabweisbare Bündniß der Naturwissenschaft mit der Philosophie, welches so oft zu Ungunsten des einen Theiles der beiden Contrahenten geschlossen war, hat endlich in unserer Zeit gute Früchte getragen; wenn jene unfraglich in der methodologischen Behandlung, in der systematischen Ausbildung des Details, in der Abrundung des Einzelnen nach einem gemeinsamen Gesichtspunkte, und vor allem in dem metaphysischen Resumé sich bei der Philosophie Raths erholen mußte, so verstand sich andererseits von selbst, daß diese ihren gesammten Inhalt von der Erfahrung entlehnte: der Psychologie mußte die Physiologie vorausgehen, der Lehre von der Erkenntniß die Lehre von den Empfindungen und ihrer Entstehung. Nur zu lange war die Philosophie in dem Wahne, aus aprioristischen Ideen heraus, die sie dem Men-

Digitized by Google

schen octroyirte, den ganzen Verlauf des geistigen Seins entwickeln zu können, aus einer schön gegliederten Dialektik der Begriffe die Wirklichkeit in Natur und Geschichte zu construiren. Das Bewußtsein des Ich war das Kaleidoskop, aus dem alle die Wunderbilder herausgezaubert wurden, die dann nachher sich dem andächtigen Publikum als Religions-, Sitten-, Rechts- und Kunstlehre producirten. Mit welcher Meisterschaft dies noch Hegel verstand — der übrigens ohne die werthvollen, obgleich eigentlich verbotenen Eingriffe in die thatsächliche Welt niemals jene Hexerei fertig gebracht hätte —, ist bekannt. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, in der Vereinigung philosophischen Denkens mit der Verwendung empirisch gewonnenen Materiales die Grundzüge für eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu entwerfen. Freilich sind auch wir noch in den Anfängen: allein es hat sich doch als unabweisbares wissenschaftliches Princip herausgestellt, erst mit allen transcendentalen Axiomen energisch zu brechen, ehe es gelingen kann, ein wahres Bild von der Entstehung und Ausbildung des menschlichen Bewußtseins in den verschiedenen Phasen zu verzeichnen. Und diesen schätzbaren Gewinn verdanken wir lediglich den fruchtbringenden Anregungen der Naturwissenschaft und speciell Darwin's. Wohl mag diesem genialen Manne die fundamentale Revolution nicht von Anfang an klar gewesen sein, die er durch Entdeckung eines neuen methodologischen Principes auf allen Gebieten menschlichen Wissens hervorrufen würde: aber daß der Gedanke einer allmählichen Entwickelung auf Grund bestimmter, mit Nothwendigkeit wirkender Gesetze ein leuchtender Blitz schöpferischen Erkennens gewesen ist, zeigt eben die theils mit Jubel, theils mit Ingrimm constatirte Thatsache einer völlig veränderten Weltanschauung. Nicht als ob nicht früher ähnliche Ansichten geherrscht hätten, aber es handelt sich hier um die Beweismittel der Hypothese, auf welche allein die Wissenschaft Werth legt. Diese in möglichster Vollständigkeit erbracht, das Princip in seinen einzelnen Wirkungsarten nachgewiesen und damit die Hypothese zum Range einer Theorie emporgehoben zu haben, das ist der wissenschaftliche Werth der Darwin'schen Lehre. Soll aber dieses Gesetz wirklich eine allgemeine Geltung haben, so muß seine Anwendung auf das organische Dasein eine unbeschränkte sein: nicht nur das engere Gebiet der Natur, sondern Völker- und Menschengeschichte, alle Hervorbringungen des schaffenden Menschengeistes unterliegen in ihrem Entstehen genau denselben Gesetzen. Religion, Sitte, Recht, Kunst u. s. f. sind Entwickelungsproducte, die sich mit Hilfe jener Gesetze auf das einfachste erklären lassen.

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich hier lediglich auf das Gebiet der Ethik; während noch Kant und alle diejenigen Moralphilosophen der Gegenwart, die den eigentlichen Sinn der Darwin'schen Lehre verkennen, die Ethik rein apriorisch construiren, d. h. das Normalbewußtsein des Menschen ihrer

Digitized by Google

Tage als Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen nehmen, ist jetzt jede Sittenlehre, die auf wissenschaftliche Anerkennung Anspruch erhebt, genöthigt, das Entstehen des Begriffes „Sittlich, Gut" u. s. w. in seinen verschiedenen Stufen empirisch zu verfolgen und in den einzelnen Organisationsformen der menschlichen Gesellschaft den realen Ausdruck jener sich immer weiter entwickelnden Idee zu finden. Soll aber eine wahrhafte Sittenlehre geschrieben werden, so ist vor allen Dingen eine derartige genetische Begründung der einzelnen Begriffe erforderlich, ohne welche eben jeder Maßstab für die Entscheidung des Sittlichen oder Nichtsittlichen fehlt. Dies nun — und zwar mehr intuitiv, als gestützt auf ein weitreichendes empirisches Material — versucht zu haben, ist ein Hauptverdienst Spinoza's.

„Handle so, daß die Maxime deines Wollens jeder Zeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann," das ist der bekannte Fundamentalsatz der Kantischen Ethik. Sehr gut, aber der Grund dieser Verpflichtung (die mit der Formel des kategorischen Imperativs nicht erklärt wird) erhellt nicht im mindesten. Denn um zu wissen, was jene allgemeine Qualification in meinem Thun vertragen kann, muß ich ja schon vorher, ehe ich handle, über diese ihre Fähigkeit unterrichtet sein, mit einem Worte, ich würde aus einer Experimentalphysik von anwendbaren Fällen nicht hinauskommen, falls ich blos bei meinem individuellen Standpunkte beharre. Es handelt sich also zunächst um eine zutreffende Definition des Begriffes Gut; hören wir Spinoza: „Was das Gute und das Schlechte anlangt, so bezeichnen sie auch nichts Positives in den Dingen, wenn sie an sich betrachtet werden. Sie sind nur Arten des Denkens und Begriffe, die man aus der Vergleichung der Dinge bildet. Denn eine und dieselbe Sache kann zu gleicher Zeit gut, schlecht und auch gleichgiltig sein. . . . . Unter Gut verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns nützlich ist, unter Schlecht verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns verhindert, ein Gut zu erreichen" (Ethik IV, Vorrede). Einmal beseitigt Spinoza damit das Vorurtheil, als ob Gut etwas Substantielles, in und an den Dingen Haftendes, an sich objectiv Feststehendes sei, er faßt es mit Recht als ein Attribut, das wir der Außenwelt verleihen, und zwar je nach unserer Individualität verschieden. Erst eine allmähliche, immer mehr sich differenzirende Entwickelung in den einzelnen Geistern kann den ursprünglich rohen Begriff des Guten steigern, aber auf jeder Stufe dieser aufsteigenden Vervollkommnung entspricht er dem jeweiligen Bewußtsein der betreffenden Menschheit. Wie für bestimmte Zeiten des geschichtlichen Verlaufes die Blutrache eine nothwendige Institution war — da sie der gemeinsamen Organisation nützte — und somit ein für jene Anschauung unentbehrliches Gut repräsentirte, so verwerflich — weil der allgemeinen Wohlfahrt schädlich — wird sie in der

zed by Google

staatlichen Periode. Wo liegt also der Werthmesser für die einzelnen Handlungen? Nicht in der engen Perspective des individuellen Bewußtseins, sondern in dessen Vergleichung mit der Umgebung. Dies ist die zweite wichtige Erkenntniß, daß nämlich eine Ethik undenkbar bleibt, sowohl in ihrer principiellen Begründung, als in der Aufstellung bestimmter Pflichten, sofern sie sich concentrirt auf das handelnde Subject als solches, daß vielmehr Sittlichkeit nur als Product der Factoren zu verstehen ist, welche einen bestimmten geistigen und moralischen Typus der Gesellschaft bilden. Nützlich ist hier also das der Gesammtheit Zuträgliche im Gegensatze zu dem individuell Behaglichen. Bei dem Weisen nun wird der subjective Nutzen sich stetig mit dem objectiven decken, da dieser ja den Gradmesser für jenen liefert. Das ganze Geschrei der Herbartianer über die engherzige Fundamentirung der spinozistischen Ethik fällt in sich zusammen, sobald wir Einsicht genug besitzen, alles Dasjenige, was unser Philosoph den einzelnen Menschen thun läßt, zu verallgemeinern: das Individuum ist Repräsentant der Gattung, sein Handeln das der Gesammtheit, der Nutzen und das Gute nicht das subjectiv, sondern das objectiv Angemessene. Nur mit dem Satze, daß keine Tugend vor dem Streben sich selbst zu erhalten gedacht werden könne (Ethik IV, Lehrsatz 22), giebt Spinoza jenem Vorwurfe einen Schein von Berechtigung: aber auch nur einen Schein; denn es versteht sich von selbst, daß diese Selbsterhaltungskraft (in metaphysischem Sinne übrigens geradezu ein Lieblingskind der Herbart'schen Philosophie) die unumgängliche Voraussetzung für jede sittliche That ist, daß ohne sie eine völlige Indifferenz und moralische Indolenz, ein Quietismus schlimmer noch wie der eines nach Nirwana sehnsüchtigen Buddhisten eintreten würde. Damit ist natürlich die eventuelle Aufgabe des eigenen Daseins in bestimmten Fällen nicht ausgeschlossen, nämlich dann, wenn sie im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt erforderlich ist. Haben wir also gesehen, daß Gut und Nützlich in objectiver Bedeutung identisch sind, so bedarf es einer immer klareren Erkenntniß, diesen Entwickelungsproceß zu verfolgen; nur eine sorgfältige kritische Auswahl, eine ruhige leidenschaftslose Betrachtung der Dinge kann uns in jedem einzelnen Falle das Zutreffende lehren und in der Perspective auf das gemeinsame Wohl das Richtige an die Hand geben. Deshalb ist die Erkenntniß die wahre Ethik und jede Bereicherung des Wissens zugleich eine Vertiefung der Sittlichkeit. Denn Verstand und Wille (als Vermögen der Bejahung und Verneinung gefaßt) sind in ihrer Urform eins und nur durch widrige, unharmonische Ausbildung von einander gelöst. „Die Kenntniß des Schlechten ist eine unzureichende Kenntniß" (Ethik IV, Lehrsatz 64). Wer einmal die Gründe einer Erscheinung ganz vollständig erkannt hat, der hat sie sich geistig zum Eigenthume gemacht, über den hat das Physische seine Gewalt verloren, weil die

d by Google

Gewalt der blinden, ohne das Licht der Vorstellung wirksamen Affecte durch die beherrschende Kraft der Vernunft gebändigt ist. Spinoza wiederholt daher den platonischen Satz, daß der Mensch nur gezwungen Böses thun könne, nämlich dem Impuls der Leidenschaften erliegend; frei wird der Mensch nur durch den Kampf mit den Affecten, durch ihre Subordination unter die Vernunft: nur in der klaren Erkenntniß der Welt, der causalen Verknüpfung aller Dinge, der Alles bedingenden Nothwendigkeit erwirbt sich der Weise die Freiheit, welche im Sinne des liberum arbitrium zu nehmen, eines unbeschränkten Wahlvermögens, Spinoza selbstredend weit entfernt war.

Ich habe in großen Umrissen die Quintessenz der spinozistischen Ethik darzustellen versucht, ohne mich zu sehr in das Einzelne einzulassen; es lag mir hierbei nur ob, das ganz specifische Princip zu zeigen, das diesem Systeme eigen ist. Es war ein absolut neues, als unser Philosoph sich an die Aufgabe machte, zu untersuchen, wie der Begriff Gut, wie überhaupt eine Sittlichkeit entstanden sei. Während früher das Sittliche als solches schon feststand, und es sich nur darum handelte, die verschiedenen Strahlenbrechungen dieser a priori in Jedem liegenden Idee bis zu der hochgelobten Gegenwart in buntschillernder Beleuchtung den Lesern vorzuführen, wurde jetzt mit einem Schlage jene ganze Spielerei zerstört durch die einfache Frage: Wie und wodurch bildet sich das Gute? Mit dieser Aenderung der Methode war aber ein genialer Umschwung der Wissenschaft nach ihrem Inhalte bedingt. Nicht von vorgefaßten Meinungen aus, nicht nach rein speculativen Grundsätzen, sondern an der Hand der Erfahrung galt es vorurtheilsfrei jener Genesis in den einzelnen Zuständen des menschlichen Lebens nachzuspüren, zu sehen, wie und wodurch sich dieses Ferment des gesellschaftlichen Organismus bildete, die Gesetze aufzufinden, die diese Entwickelung hervorriefen, kurz die ganze sittliche Welt, welche bisher ihr eigenes Budget gehabt, ebenfalls unter dieselbe Controle jenes großen Organismus zu stellen, den wir Kosmos nennen. Es ist damit der Stab gebrochen über jene veraltete, dualistische Methode, die zufolge der hergebrachten Theilung von Körper und Seele die gesammten wissenschaftlichen Disciplinen in zwei Gruppen zerlegt, für deren jede ein besonderes Recht sui generis existire. Gilt thatsächlich das Entwickelungsgesetz Darwin's für den Umfang der Naturwissenschaften, ist es dort als Fackel für die Beleuchtung der verborgenen Irrgänge des Organischen anerkannt, so muß es auch weiter verwendbar sein — oder es hat seine Kraft eingebüßt. Nun ist es nicht schwer, auch in den Grundzügen der spinozistischen Ethik dieselben Gedanken aufzufinden, mit deren Hilfe Darwin seine Resultate erreicht hat. Lesen wir den Satz unseres Philosophen: „Nichts einzelnes giebt es in der Natur, was dem Menschen nützlicher wäre, als der Mensch, der nach der Vernunft lebt. Denn dem Menschen ist das

Google

am nützlichsten, was mit seiner Natur am meisten übereinstimmt, d. h. der Mensch. Der Mensch aber handelt unbedingt nach den Gesetzen seiner Natur, wenn er nach der Leitung der Vernunft lebt, und nur in so weit stimmt er mit der Natur des andern Menschen nothwendig überein," so kann man keine bessere Uebertragung der Darwin'schen Anpassung auf das sittliche Gebiet haben. Ist Tugend, Sittlichkeit u. s. f. nur denkbar als Entwickelungsproduct einer Organisation, so bedarf sie eben zur Bildung und Vervollkommnung bestimmter Reagentien, die sie in jener Wechselwirkung erzeugen. Dazu gehört also bekanntlich die Anbequemung an die Umgebung, dieses unweigerliche Zugeständniß an die Mitwelt, die zugleich Grund der eigenen Existenz ist: denn mit der vollständigen Isolirung würde jedes Individuum, wenn nicht sein Recht auf das Dasein aufgeben, so doch auf jede Theilnahme an dem Fortschritte des gesammten Organismus verzichten. Ist aber dies Resultat nur auf Grund jener Erkenntniß zu erwarten, so ist dabei die Anpassung das wirksame Princip. Sehr gut schildert Spinoza diesen Verlauf, wenn er von dem Ursprunge des staatlichen Lebens spricht: „Jeder existirt nach dem höchsten Rechte der Natur, und deshalb thut Jeder mit dem höchsten Rechte der Natur das, was aus der Nothwendigkeit seiner Natur folgt, und deshalb beurtheilt Jeder mit dem höchsten Rechte der Natur, was gut, was schlecht ist, und sorgt für seinen Nutzen nach seinem Sinne.... Lebten nun die Menschen nach Leitung der Vernunft, so würde Jeder von diesem seinem Rechte Gebrauch machen, ohne irgend einen Schaden des Andern. Weil sie aber den Affecten unterworfen sind, welche die Macht oder Tugend des Menschen weit übersteigen, so werden sie oft nach entgegengesetzten Richtungen gezogen und sind sich einander entgegen, während sie doch gegenseitiger Hilfe bedürfen. Damit also die Menschen in Eintracht leben und sich einander zu Hilfe sein können, ist es nöthig, daß sie ihr natürliches Recht aufgeben und sich gegenseitig die Sicherheit gewähren, Nichts thun zu wollen, was zu eines Andern Schaden gereichen könnte..... Durch dieses Gesetz (nämlich, daß ein Jeder sich der Beschädigung Anderer enthält aus Furcht vor eigenem größeren Schaden) kann die Gesellschaft gesichert werden, sobald sie das Recht sich aneignet, das ein Jeder hat, sich zu rächen und über Gut und über Schlecht das Urtheil zu fällen..... Eine solche Gesellschaft, die durch Gesetze und die Macht sich zu erhalten befestigt ist, heißt Staat und diejenigen, welche durch dessen Recht geschützt sind, Bürger" (Ethik IV, Lehrsatz 37, Erläuterung). Es giebt kaum eine klarere Schilderung, wie aus dem Grunde der Ethik der Staat und damit das Recht herauswuchsen, als nothwendige Producte der socialen Organisation. Die Sittlichkeit ist die Voraussetzung des Rechtes und dieses die Gewähr für die Erhaltung jenes. An sich giebt es kein Recht ohne Sittlichkeit, thatsächlich keine Sittlichkeit ohne Recht. Wir

Digitized by Google

finden auch hier in den Anfängen der Ethik jenen großartigen Zug, der Spinoza's ganzes System charakterisirt, nämlich das Bestreben, die Betrachtung von dem engen Gesichtspunkte des Individuums auf die Gesammtheit, von den Launen des Zufalls auf allgemeine, mit unverbrüchlicher Nothwendigkeit wirkende Gesetze zu erheben. Ist die Entwickelung der Welt die Summe aller geistigen Kräfte in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung, so ist jeder Fortschritt gebunden an die Intensität, mit der der Einzelne dem gemeinsamen Interesse dient. Nur in dieser Arbeit für das Ganze bethätigt er seine wahre sittliche Kraft, nur in dieser großen Perspective erscheint er als fruchtbares, lebendiges Glied der menschlichen Gesellschaft.

Wie aber? wenn das Gute das Product darstellt, welches einer bestimmten Stufe der socialen Gliederung am meisten entspricht und nützlich ist, und Jeder nur in so fern Sittlichkeit beanspruchen kann, in wie weit er sich diesem gemeinsamen Typus nähert, muß dann nicht ein allmählicher Stillstand eintreten, ein vollständiger Quietismus, der sich mit jener Assimilation an das betreffende Muster begnügt, ohne über dies Niveau je hinaus zu gehen? Eine moralische Stagnation ist anscheinend unvermeidlich, die Entwickelung hat innerhalb dieses Spielraumes ihr Ende erreicht. Aber auch jenes andere Mittel, mit welchem Darwin seiner Theorie das solide Fundament verlieh, ist auf diesem psychischen Gebiete wirksam, die natürliche Zuchtwahl. Jene Anpassung an das zur Zeit und für den betreffenden Culturstandpunkt Normale ist offenbar je nach der Intelligenz des Individuums eine verschiedene; dadurch muß sich mithin eine Differenz in der Auffassung herausbilden. Mit anderen Worten: ist jenes Regulativ nichts weiter als der geistige Niederschlag verschiedener Richtungen, die hierin ihren gemeinsamen Ausdruck gefunden haben, so ist mit der Steigerung des vernünftigen Erkennens auch eine Aenderung jener Bestimmungen gegeben, da sie schon nicht mehr ein genaues Spiegelbild des socialen Organismus darstellen. Freilich kann es vorkommen, daß, durch äußern Druck veranlaßt, sie sporadisch gleichsam in der Form rudimentärer Organe weiter existiren; aber daß dies möglich ist, beweist einmal nur, daß ein immanenter Fortschritt sie überwunden hat, und sodann, daß sie dem allgemeinen Typus zu gleichgiltig sind, um absorbirt zu werden. Solche, von Tylor treffend survivals genannte Reste früherer Culturen finden sich auf allen Gebieten.

Läßt sich nun die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung an sich nicht bezweifeln, so handelt es sich im Besondern darum, zu zeigen, in wie weit aus dieser Differenzirung nach jenem Ziele hin eine Pflichtenlehre sich construiren läßt, also aus der Ethik eine Moral wird. Hierbei müssen wir freilich, wollen wir anders Spinoza's Gedanken ganz recht verstehen, uns für einen Augenblick von jener hergebrachten Dreitheilung der seelischen

Digitized by Google

Functionen in Fühlen, Wollen und Erkennen lossagen und als einziges Charakteristikum unserer Psyche das Empfinden annehmen. Dies ist die Grundform jedes weiteren seelischen Vorganges, und in so fern ist Spinoza mit der (freilich nicht erwiesenen) Behauptung von der Correspondenz des Denkens und der Bewegung der Vorgänger unserer heutigen monistischen Philosophie. Ist das vernunftgemäße Leben der Inhalt der Tugend, so bedarf es offenbar einer bis in das Einzelne gehenden Kenntniß aller Objecte, die eventuell Material meines Handelns werden können. Dadurch entsteht für Jeden die unumgängliche Pflicht, von allen Dingen eine möglichst ausreichende oder adäquate Anschauung zu besitzen; eine partielle Vorstellung hingegen, oder wie Spinoza sich ausdrückt, eine verworrene Idee kann uns niemals das Wesen eines Gegenstandes erschließen, also auch keine sichere, auf Vernunftgründe gestützte Werthschätzung ermöglichen. (Eine intuitive, gleichsam visionäre Beurtheilung, wie im religiösen und ästhetischen Gebiete, ist natürlich an sich nicht ausgeschlossen.) Die Unwahrheit besteht daher, sagt Spinoza, in einem Mangel der Kenntniß, welchen die unzureichenden oder verstümmelten und verworrenen Vorstellungen enthalten (Ethik II, Lehrsatz 35). Dieses Deficit nun ist einerseits auf die geringere geistige Reife, andererseits aber nicht zum Wenigsten auf die Wirksamkeit der Affecte zurückzuführen (und hier liegt der Vereinigungspunkt der Erkenntnißlehre mit der Ethik); denn diese beirren die klare vernünftige Betrachtung, indem sie den Menschen durch die beiden Empfindungen der Lust und Unlust mit ihren unendlichen Verzweigungen von Trauer, Freude, Haß, Liebe u. s. f. zum Spielballe fremder Mächte machen und der Selbstherrschaft berauben. Dies Verhältniß nun hat sein entsprechendes Gegenbild in der Beherrschung der Leidenschaften; wenn diese die besonnene Beurtheilung der Dinge und Zustände verwehren, den klaren Blick des Geistes trüben und ihn zu Entschlüssen anregen, die seine vernünftige Ueberlegung nachher verurtheilt, so folgt e contrario, daß mit dem wachsenden Verständnisse meiner ganzen Umgebung, mit der Erfassung der Erscheinungen in ihrem causalen Zusammenhange auch meine Kraft sich vermehrt, gemäß dieser Erkenntniß zu handeln; ich bin nicht mehr Sclave jener Eindrücke, die meine Sinne von den Dingen empfangen, oder anders ausgedrückt, auf die meine Seele in Form von Affecten reagirt, sondern ich habe den Gegenstand in seiner Wirkungsfähigkeit vernichtet und ihn mir unterthan gemacht. Diese Reproduction äußert sich nun in verschiedenen Formen des Strebens und Begehrens. Aber ursprünglich ist das Wollen, diese That der Seele, nichts anderes als die praktische Realisirung jenes vernunftgemäßen Erkennens, mit dem ich mir den ganzen Inhalt der Welt geistig destillire. Daher sagt Spinoza: „in der Seele giebt es kein Wollen, d. h. Bejahen und Verneinen, außer demjenigen, welches die Vorstellung als solche enthält“

d by Google

(Ethik II, Lehrsatz 49). Mithin ist jede echte logische Arbeit zugleich ein sittlicher Fortschritt, beides hängt unlösbar zusammen und hat sich nur für unsere gewöhnliche Beurtheilung in jene beiden Formen zerlegt. Wie also nach Spinoza eine gewisse geistige Reife zu einer entsprechenden ethischen Vollkommenheit erforderlich ist (offenbar weil sonst der ganze Proceß rein instinctiv sich vollzöge), so völlig unmöglich ist es, daß ein derartiger, nach den Grundsätzen der Vernunft lebender, im Dienste der Erkenntniß stehender Mensch jemals etwas Böses thun könne: denn würde er es je begehen, so hätte er in dem Augenblicke sich ein Testimonium paupertatis gegeben, er wäre aus der Rolle gefallen und in Widerspruch mit seiner Vergangenheit gerathen; er verzichtete dadurch auf seine Freiheit, weil er der Vernunft entsagte.

Es versteht sich von selbst (wie schon früher bemerkt), daß Spinoza eine Freiheit in dem gewöhnlichen Sinne einer absoluten Willkür, oder mit Kant zu reden, eines Vermögens, die Reihe der Erscheinungen von vorne anzufangen, nicht kennt. Wer so, wie unser Philosoph, überall auf die klare Erkenntniß des gesetzmäßigen Zusammenhanges aller Dinge und Ereignisse dringt, der kann diesem letzten Reste unserer christlich-supranaturalen Ansicht schlechterdings keinen Platz in seinem Systeme vergönnen. Jene harmlose Trennung von Natur und Geist in der Weise, daß allerdings jene ein nach feststehender Causalität wirkendes Ganze bilde, in dem jede Ursache ihre Wirkung habe und umgekehrt, in diesem Gebiete aber allerlei neckische Elemente sich mit jenen Gesetzen ein triviales Spiel erlauben dürften, daß die eine Seite des Organischen sich jenem Zwange ohne Weiteres und um so eher zu fügen habe, damit für die andere das Reservatrecht eigenen Dünkels gestattet werde, dieser Wahn, daß bei einer derartigen Betrachtung noch von einem Zusammenhange der Dinge, von einem Kosmos die Rede sein könne, ist für eine echte wissenschaftliche Forschung gründlich abgethan. Nur unvermerkte Concession an rein menschliche Schwäche ist es, wenn wir gelegentlich vom Zufall sprechen, als ob, wenn überhaupt einmal das Causalitätsgesetz seine Giltigkeit hat, nun plötzlich diese Kette zwischen Ursache und Wirkung unterbrochen werden könne. Freiheit hat also Spinoza nicht so verstanden, als ob diese sich von dem allgemeinen Verbande emancipiren dürfe, sondern so, daß durch das Verhältniß der Motivation, wie Schopenhauer sich ausdrücken würde, meine Seele in der klaren Erkenntniß der Dinge anders afficirt wird, sich anders disponirt fühlt, als ohne diese geistige Rüstung. Diese aber zu beschaffen und zwar in möglichster Vollkommenheit, ist Sache der subjectiven Enscheidung, wenigstens für den weitaus größten Procentsatz der Menschheit; die Anwendung dieser Waffen ist also die unmittelbarste Bethätigung ethischen Strebens, ihre Vernachlässigung ein Zeichen sittlicher Verkommenheit. Das ist mithin das große

Digitized by Google

Losungswort auf dem geistigen Gebiete, durch rastlose Thätigkeit vernunftgemäßen Erkennens den moralischen Fortschritt der Menschheit zu befördern, es ist der Kampf ums Dasein mit denselben Mitteln, nur auf anderm Felde und mit gesteigerten, weil intelligenteren Kräften. Durch die Züchtung der Tugend, die ihren Werthmesser in ihrer Beziehung auf das Allgemeine besitzt, wird durch die stete Wechselwirkung, in welcher das Individuum zu der sein Thun beurtheilenden Organisation der Gesellschaft steht, durch eine immer fortschreitende Differenzirung jenes Muster der Vollkommenheit stetig verfeinert, nach welchem hinzustreben die Grundbedingung jedes ethischen Verhaltens ist. Daß hier auch der enge Zusammenhang des Schönen mit dem Guten liegt, wird jedem Nachdenken bald einleuchten. Ueberall müssen wir uns blos als Glieder eines großen Organismus auffassen, dessen Leben wir mitempfinden, dem wir unsere Existenz verdanken und durch uneigennützige Hingabe unserer Kräfte im Dienste des Allgemeinen unsere Schuld abtragen können. „Das Gut, was Jeder, welcher der Tugend folgt, für sich begehrt, wünscht er auch den übrigen Menschen, und zwar um so mehr, je größer seine Erkenntniß Gottes ist," sagt Spinoza (Ethik IV, Lehrsatz 37); es liegt in diesen Worten eine Aufforderung an die menschliche Thätigkeit, die subjectiv erkannte Wahrheit auch weiter zu verbreiten und nicht in stiller Beschaulichkeit oder gar in verbitterter Stimmung dem Gange der Dinge zuzusehen. Hier und sonst betont Spinoza, daß die Freude die Macht der Seele vermehre, die Trauer sie vermindere, daß also das Getriebe der menschlichen Leidenschaften nur die klare Erkenntniß störe, jeder Sieg aber dieser über die Affecte ein inneres Behagen verschaffe, ein Gefühl, welches den geistigen und moralischen Gewinn anzeige. Gegenüber dem schwächlichen Pessimismus, der in unserer Zeit, gestützt durch politische und philosophische Strömungen, sich so vielen Boden erobert hat, ist dieser kräftige Hinweis auf den thatfrohen Optimismus sehr am Platze; gegenüber der ewigen Klage über die Schlechtigkeit der Welt, über die gänzliche Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen, über die Bosheit der Natur u. s. f., hebt uns Spinoza zu dem Standpunkte des Allgemeinen, der Idee empor, auf welchem alle jene kleinen Schattirungen subjectiven Mißbehagens verschwinden. Nicht das Individuum, sondern die Gesammtheit ist die Hauptsache, nicht Jammern über den Ungrund alles Daseins, sondern thatkräftiges Mitarbeiten an dem Wohle des Ganzen ist die Pflicht jedes Menschen; nur durch den Einzelnen gewinnt die Menschheit, aber die Vervollkommnung dieser ist das Ziel aller Entwickelung, womit die des Individuums schon von selbst gegeben ist; das Individuum ist nichts im Strome der Menschheit, und doch wieder alles, da es den alleinigen Durchgangspunkt bietet für die Realisirung der Ideen, auf denen im letzten Grunde aller Fortschritt beruht.

Digitized by Google

Absichtlich hat sich diese Darstellung damit begnügt, die Correspondenz zu erweitern, die zwischen Spinoza und Darwin auf sittlichem Gebiete besteht; die metaphysische Aehnlichkeit hervorzuheben, lag außerhalb der Grenzen dieser Aufgabe. Nur einem Punkte, der eine Grenzscheide zwischen metaphysischen und ethischen Problemen bildet, dürfen wir zum Schlusse unsere Aufmerksamkeit nicht versagen, das ist die Beseitigung des teleologischen Princips, die Spinoza kennzeichnet. Nicht als ob unser Philosoph jede Zweckmäßigkeit in der Welt geleugnet hätte, gerade so wenig wie Darwin, aber wesentlich war ihm das Bestreben, von den zufälligen, anthropologischen Gesichtspunkten, die meist, wenn auch versteckt dieser Auffassung zu Grunde liegen, auf die gesetzmäßige Entstehung jeder Erscheinung hinzuweisen, die Gründe jedes Geschehens zu erforschen und nicht voreilig die Aufgabe zu lösen, zu welchem idealen Sinne in dem Ganzen einer Weltordnung jedes Ding bestimmt sein möchte. Dieser bezeichnende Zug, der von der Naturwissenschaft jetzt allmählich in die übrigen Disciplinen einzudringen beginnt, dies Princip der causalen Erklärung des Gewordenen, der genauen Angabe der mechanischen Genesis, völlig unbekümmert zunächst um die eventuelle Verwendung des so behandelten Problemes in einem idealen Weltbilde, finden wir schon völlig bei Spinoza ausgebildet. „So wie die Natur um keines Zweckes willen da ist, so handelt sie auch um keines Zweckes willen; vielmehr hat sie für ihre Existenz wie für ihr Handeln kein Princip oder Zweck. Was man Zweck nennt, ist nur das menschliche Begehren, aufgefaßt als Princip oder erste Ursache des Gegenstandes" (Ethik IV, Einleitung). Es ist hiermit im Namen der Wissenschaft ein ernster Protest erhoben gegen jenen Standpunkt, der sich herausnimmt, das Seiende zu bemessen nach den Grundsätzen subjectiven Gefallens; nicht die dynamische, von Vorurtheilen, Geschmacksrücksichten aller Art befangene, sondern die mechanische Naturbetrachtung hat in unseren Tagen den Sieg davon getragen, einerlei, ob manche durch Tradition und Gewohnheit liebgewordene Vorstellungen sich als Irrthümer enthüllen. Daß damit der Zweck überhaupt aus der wissenschaftlichen Betrachtung verbannt sei, wird nur böswillige Verdrehung behaupten. Denn wem leuchtet nicht ein, daß das Gute als objectiv Nützliches den Zweck in sich selbst trage, ohne einer äußern Staffage zu bedürfen? Der ideale Zweck, um mich unspinozistisch auszudrücken, ist der Fortschritt der Menschheit: „Alle Menschen, die ihren Nutzen nach Anleitung der Vernunft suchen, erstreben nichts für sich, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschten" (Ethik IV, Lehrsatz 18); die subjective Voraussetzung hierzu ist die Klärung der Leidenschaften durch die Vernunft, die Vergeistigung der Welt durch unser Ich, selbst wenn das Nicht-Ich, die gesammte Erscheinungswelt unserer Kraft häufig überlegen ist. Wunderbar schön, ohne jeden Hauch bittern Gefühles schließt

Digitized by Google

in diesem Sinne Spinoza das vierte Buch seiner Ethik: „Die menschliche Macht ist meist sehr beschränkt und wird von der Macht äußerer Umstände weit übertroffen; wir haben daher keine unbedingte Macht, die äußeren Dinge nach unserm Bedarfe einzurichten. Demnach werden wir die Nachtheile, welche dem entgegen uns treffen, mit Gleichmuth ertragen, wenn wir uns bewußt sind, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben, und daß unsere Macht nicht so weit gereicht hat, um dies vermeiden zu können, und daß wir nur ein Theil der ganzen Natur sind, deren Ordnung wir befolgen. — Wenn wir dies klar und deutlich erkennen, so wird der Theil von uns, der die Erkenntniß bildet, d. h. der bessere Theil in uns, damit sich beruhigen und in dieser Ruhe zu beharren streben. Denn bei dieser Erkenntniß können wir nur das Nothwendige verlangen und nur in dem Wahren uns unbedingt zufrieden geben. So weit wir also dies richtig einsehen, so weit stimmt das Streben unseres besseren Theiles mit der Ordnung der ganzen Natur überein."

Th. Achelis.

Gleim und Schiller.

Wenige Männer des vorigen Jahrhunderts waren mit so vielen Schriftstellern von den verschiedensten Richtungen bekannt und befreundet wie Joh. Wilh. Ludw. Gleim. Von der Hallischen Dichterschule ausgehend, selbst ein hervorragender Vertreter der anakreontischen Poesie, hatte er sich früh auch persönlich an die Sänger eines heitern Lebensgenusses, an Uz und Götz, angeschlossen. Gleichzeitig wurde er mit Sulzer bekannt, und bald stand er mit Bodmer und den meisten Anhängern der schweizerischen Partei in Briefwechsel. Wenige Jahre darauf (1750) lernte er Klopstock kennen und schloß mit ihm den Bund der herzlichsten, bis zum letzten Augenblicke unvermindert andauernden Freundschaft. Der Verkehr mit Klopstock's Jugendgenossen, die theilweise schon vorher dem Dichter der „scherzhaften Lieder" nahe standen, wurde jetzt noch reger und inniger. Dazu trat um die Wende der Jahre 1754 und 1755 die persönliche Bekanntschaft mit Lessing und der briefliche Verkehr mit Wieland. Sechzehn Jahre später lernte Gleim letzteren, der damals die Stelle eines Professors der Philosophie an der Universität Erfurt bekleidete, auch von Angesicht kennen. Inzwischen aber hatten sich schon wieder neue Freunde an Gleim angeschlossen, unter anderen namentlich Joh. Gg. Jacobi, der Graziendichter, in seiner Poesie ihm wesentlich verwandt und von ihm nicht nur geistig gefördert, sondern auch materiell unterstützt: durch Gleim's Vermittelung erhielt er seit 1769 eine Präbende als Canonicus des St. Bonifacius- und Mauritiusstiftes zu Halberstadt. Thätige Theilnahme an den

Digitized by Google

Schicksalen und Arbeiten junger, strebender Dichter und Schriftsteller wurde von nun an die Lieblingsneigung des älteren Mannes: anregend wirkte er auf die geistige Entwickelung seiner jüngeren Freunde, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrte; oft aber trat er nicht nur in literarischen Beziehungen ihnen wohlwollend mit Rath und That zur Seite, sondern lieh ihnen überhaupt in den mannichfachsten Lebensverhältnissen uneigennützig den treuesten Beistand. Kaum gab es während der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts irgendwo in Deutschland einen schriftstellerisch thätigen Kreis, mit dem Gleim nicht in brieflichem Verkehre stand, von dessen Mitgliedern nicht das eine oder andere persönlich ihm befreundet oder zum Dank verpflichtet war. Als Schiller daher im November 1784 mit dem Plane hervortrat, eine Monatsschrift herauszugeben, die sich zunächst an Pfälzer Zustände, besonders an die Mannheimer Bühne anlehnen, zugleich aber dem Dichter wie dem Denker zu den verschiedenartigsten Excursen Anlaß geben sollte, war es nur natürlich, wenn auch er Gleim's Interesse und Unterstützung für sein Unternehmen zu gewinnen suchte. Er übersandte ihm daher ein Exemplar des Einzeldruckes (vier Seiten in Quart) der Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia" vom 11. November 1784 (Karl Goedeke's historisch-kritische Ausgabe, Band III, S. 528—534) mit folgendem, bisher ungedruckten Briefe, dessen Original Gleim's Archiv in Halberstadt aufbewahrt:

Mannheim d. 26. Novber. 84.

Erlauben Sie, werthester Herr, einem Ihrer wärmsten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundschaft und Wohlwollen anbiete, und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich schäzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen seyn würde. Wenn Sie es nicht zur Bedingniß derselben machen, Ihnen an Geiste zu gleichen, so ist er vielleicht Ihrer Liebe nicht unwerth.

Jacobi*), der auf seiner Reise nach Freiburg eine Zeit lang in Mannheim verweilte, und meinem Herzen sehr werth worden ist, hat mein Verlangen vermehrt, Sie zu kennen, und meine Hoffnung bestätigt, einen Freund an Ihnen zu finden.

Beiliegende Blätter, welche ich Ihrer gütigen Aufmerksamkeit empfehle, und deren Inhalt Ihnen vielleicht meine nähere Bekanntschaft machen wird, können Sie von einem Unternehmen unterrichten, deßen Beförderung nicht ganz unwichtig seyn dürfte. Solte es Sie nicht zu sehr beschweren, einigen Antheil daran zu nehmen, so möchte ich Sie wohl bitten, derselben in Ihren Korrespondenzen und übrigen Zirkeln zu gedenken, und ihre Bekanntmachung zu beschleunigen. Uebrigens ersuche ich Sie diesen Auftrag, der vielleicht schon ein zu großer Misbrauch Ihrer Freundschaft ist, für nichts anders als die Veranlaßung anzusehen welche ich ergriffen habe, Ihnen das aufrichtige Geständniß meiner Achtung zu thun, mit der ich zeitlebens seyn werde

Ihr
ganz ergebener
Schiller.

D.

---

*) Joh. Gg. Jacobi, der 1784 von Halberstadt hinweg an die Universität Freiburg im Breisgau als ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde.

Digitized by Google

Gleim ging auf den Wunsch des jüngeren Dichters freundlich ein; eine Abschrift seiner Antwort an Schiller von fremder Hand ist gleichfalls in seinem Nachlasse zu Halberstadt erhalten.

Halberstadt d. 16t Dec. 1784.

Mit größtem Vergnügen, mein werthester Herr Doctor, hab' ich die Nachricht wegen Ihrer rheinischen Thalia den Literaturfreunden hiesiger Gegend bekannt gemacht; auch hab' ich die wenig mir anvertrauten Exemplare derselben Briefen in entferntere Gegenden beigelegt und meinen Freunden die Bekanntmachung empfohlen.

Wär' ich nicht ein alter, mit Geschäften beladener Mann, so würd' ich aus Hochachtung für den Verfasser und dessen mit meiner Denkungsart sympathisirenden Aeußerungen thätiger gewesen sein.

Ich hoffe doch, daß meine Bemühung einige gute Folgen haben wird, und unterzeichne mit vielem Vergnügen für mich auf ein Exemplar; mit dem hiesigen Postamt werd' ich deßhalb Abrede nehmen.

Uebrigens wünsche von Herzen, daß das gute Werk zu Stande kommen und ich das Vergnügen in meinem Leben noch haben möge, den liebenswürdigen Schiller als einen verdienstvollen Beförderer des guten Geschmacks in unserm leider verdorbenen Vaterlande noch viel näher aus seiner Thalia kennen zu lernen.

Eiligst! Gleim.

Von späteren Briefen Schiller's an den liebenswürdigen Greis findet sich in Gleim's Archiv kein weiteres Anzeichen; nur aus dem Jahre 1794 sind einige Zeilen Gleim's an Schiller in einer Abschrift von des Briefstellers eigener Hand erhalten, die wieder ein helles Licht auf sein zum Wohlthun geneigtes Gemüth werfen.

Abschrift.

An H. Hoffrath Schiller.

Halberstadt den 14t Nov.
1794

Unter der Bedingung, lieber Herr Hoffrath, daß das Honorarium, das ich für zwey Bogen jedes Jahr, erhalten möchte von Ihnen, Einem armen Mädchen, zur Ausstattung gegeben werde, nehm' ich den Antrag an, Und bin mit großer Hochachtung

Ihr
Freund u. Dr.
der alte Gleim.

Der Brief bezieht sich auf die Theilnahme an Schiller's „Horen“, zu welcher der Herausgeber am 13. Juni 1794 (historisch-kritische Ausgabe, Band X, S. 232—235) unter anderen Autoren auch Gleim aufgefordert hatte. In der vom 10. December 1794 datirten Ankündigung der „Horen“ (historisch-kritische Ausgabe, Band X, S. 266 ff.) ist denn auch unter den Schriftstellern, die Beiträge zu der Monatsschrift versprochen hatten, „Hr. Canonicus Gleim in Halberstadt“ genannt. Franz Muncker.

Digitized by Google

Oesterreichs literarische Bestrebungen in Italien.

Vor einigen Monaten hat der greise Cäsar Cantù ein Buch über Monti und sein Zeitalter veröffentlicht, welches über die literarischen und politischen Zustände Italiens zur Zeit Napoleons und der österreichischen Restauration außerordentlich interessante Aufschlüsse enthält. Freilich leidet es an großen Mängeln: einmal ist der Stil (schon der Titel: „Monti e l'età che fu sua" ist unerträglich, und wenn man nicht zufällig weiß, daß er aus einem Verse Manzoni's entlehnt ist, unbegreiflich) noch ungenießbarer als in Cantù's früheren Schriften, was viel sagen will; ferner aber verschmäht es der Verfasser bei den überaus zahlreichen Auszügen aus anderen Quellen anzugeben, ob dieselben gedruckt sind oder nicht. Nicht allen Lesern ist es gegeben, die ganze Literatur dieser Zeit so genau zu kennen, daß sie bei jedem der mitgetheilten Actenstücke sagen können: dies ist aus dem Mailänder Archive, dessen Vorsteher Cantù ist, neu ans Licht gezogen, jener Brief steht schon in Ugo Foscolo's Werken.

Ohne Frage jedoch früher noch nicht bekannt ist ein Schreiben des Statthalters Grafen Saurau an Metternich vom 7. Juli 1816. Saurau war ein hochgebildeter Mann — die Nationaleitelkeit nahm es dem Aesthetiker Pietro Giordani sehr übel, daß er unter tadelndem Seitenblicke auf den Bildungsgrad des italienischen Adels erzählte, wie Saurau ein von ihm gebrauchtes Citat aus Horaz berichtigt hatte — und versuchte durch Gründung einer Zeitschrift in Mailand die Vorurtheile, die gegen Deutschland herrschten, zu bekämpfen. Diese „Italienische Bibliothek" hat bis zum Jahre 1857 existirt, sie litt hauptsächlich unter dem Haß gegen die Regierung, welche sie begründet hatte. Saurau schreibt:

„Die Zeitschrift hat einige Zeit ein kümmerliches Dasein gefristet, da es bei dem fast gänzlichen Mangel buchhändlerischer Verbindungen in Italien unmöglich war, ihr ein einsichtiges Publikum außerhalb Mailands und seiner nächsten Umgegend zu verschaffen.

In Italien ist es unmöglich, ein Geheimniß zu bewahren, wenn man es einigen Eingeborenen mittheilen muß. So genügte es den Uebelwollenden — und nirgends sind dieselben zahlreicher als unter den Literaten — zu wissen, daß unsere Regierung sich dafür interessire, um die ganze Unternehmung schlecht zu machen und durch jede Art von Intriguen in der literarischen Welt zu ruiniren.

Eine andere Zeitschrift, welche ursprünglich nichts als eine Uebersetzung des Maltebrun'schen „Spectateur" war und hier unter dem Namen „Spettatore" erscheint, hat sich zum Gegner unserer Zeitschrift aufgeworfen und

Digitized by Google

dadurch eine Verbreitung erlangt, die den Erfolg der „Italienischen Bibliothek" ernstlich zu gefährden scheint.

Ich habe es für klug gehalten, mich auf keine Weise in diese literarischen Zwistigkeiten zu mischen. Die Bibliothek hat fortgesetzt dem Publikum tief durchdachte und gut geschriebene Artikel geliefert. Ich habe ihr keine politische Richtung vorgeschrieben; ich habe die wissenschaftlichen Einrichtungen der vorigen Regierung noch nicht angegriffen, obgleich sie so viel Anlaß dazu bieten: allmählich erst werde ich dazu übergehen; jedoch schon jetzt habe ich den Italienern durch einen ihrer besten Schriftsteller, Giordani, in zwei Artikeln über Arici's Pastorizia und Mai's Themistius zu verstehen gegeben, daß sie weit davon entfernt sind, noch jetzt, wie im fünfzehnten Jahrhundert, auf der Höhe der europäischen Literatur zu stehen.

Ein Fremder kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, daß dieser lächerliche Anspruch noch heute in Italien erhoben wird. So groß ist im Allgemeinen die Unwissenheit der Italiener in Betreff dessen, was man jenseits der Alpen thut und schreibt (mit Ausnahme der durch die Bajonette bei ihnen eingeführten französischen Literatur), daß sie von der englischen Literatur nichts kennen als die Namen einiger alt-berühmter und darum unmöglich zu ignorirender Männer, und sich von den Deutschen einbilden, was man ihnen seit zwanzig Jahren vorgeredet hat, sie seien in französischen Röcken einherwandelnde Barbaren und der Literatur wie den Wissenschaften ebenso fremd wie vor hundert Jahren.

Der in der Halbinsel herrschende Parteigeist unterstützt diese unverzeihliche Unwissenheit, und unsere zahlreichen Feinde in Italien hören nicht auf, ihren Landsleuten einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie die Herrschaft eines so weit unter ihnen stehenden Volkes dulden.

Dieses unbegründete Vorurtheil, diese eitele Anmaßung vergiften in Verbindung mit so vielen anderen Umständen die öffentliche Meinung, und zu ihrer Bekämpfung habe ich in der „Italienischen Bibliothek" Gelegenheit genommen. Ein Zufall gewährte mir den Anlaß dazu.

Frau von Staël steht in genauer Verbindung mit den Redacteuren und besonders mit Herrn Acerbi und dem berühmten Monti: sie hatte ihnen einen Aufsatz über Uebersetzungen geliefert, welcher im ersten Hefte abgedruckt wurde. Durch denselben wurde die Eitelkeit der Ultras schwer verletzt, es erhob sich ein allgemeines Geschrei, Frau von Staël empfahl den Leuten die Werke der jenseits der Berge wohnenden Völker zu studiren.

Der „Spettatore" antwortete mit einem gemeinen Artikel, der von persönlichen Angriffen voll war: dieser sowohl wie andere gegen die berühmte Frau gerichtete Schriften enthüllten die unglaubliche Eitelkeit, welche sich jetzt zum ersten Male in ihrem eigenen Vaterlande angegriffen sah. Man

Digitized by Google

machte der Bibliothek schwere Vorwürfe, weil sie einen Italien so feindlich gesinnten Aufsatz aufgenommen hatte. Ich ließ also durch Herrn Gherardini eine Antwort auf den Brief der Staël verfassen, welche im dritten Hefte erschien, und worin die Italiener zwar in maßvoller Weise gegen die zu gewagten Anschuldigungen der Staël vertheidigt, aber dennoch die wirklichen Fehler, die sie ihnen vorwarf, sowie die hohe Bedeutung der auswärtigen Literatur, besonders der deutschen, zugegeben wurde. Hierauf bildeten sich zwei Parteien, die Discussion interessirte das Publikum, und ich erreichte mein hauptsächliches Ziel, nämlich die Italiener zu zwingen, von der Existenz jener Literatur Kenntniß zu nehmen und sich mit ihrem Studium wenigstens etwas zu beschäftigen.

Frau von Staël hat sich übrigens so beleidigt gefühlt, daß sie in einem im sechsten Hefte der Bibliothek abgedruckten Briefe ihren Gegnern geantwortet hat. Ich habe die Ehre Ew. Durchlaucht das französische Original dieses nur in der Uebersetzung gedruckten und deswegen zu einer literarischen Curiosität gewordenen Briefes zu übersenden.

Es ist mir gelungen, sie auf indirectem Wege dahin zu bringen, daß sie die deutsche Literatur lobte, und dieser Ausspruch in dem Munde einer solchen Anhängerin der Freiheit hat um so weniger seinen Zweck verfehlt, als dasselbe Heft einen mit vielem Witz und seltener Gelehrsamkeit geschriebenen Brief über die venetianischen Pferde und einen Aufsatz über die Leipziger Messe, beide von Schlegel, enthält, welche geeignet sind, die Behauptungen der Staël über die Talente unserer Nation in das hellste Licht zu setzen.

Seit dieser Zeit hat die Bibliothek viel an Verbreitung gewonnen, und man fängt an, sie in ganz Italien zu lesen: Sie hat — auch ohne Florenz auszunehmen — nirgends die Concurrenz der bestehenden Zeitschriften zu fürchten.

Die Folgen derartiger Unternehmungen können sich unmöglich sogleich bemerkbar machen: aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sie dadurch an guten Folgen nichts einbüßen werden, zumal in einer Zeit, in welcher der moralische Einfluß einer der mächtigsten Factoren der Staatskunst ist. Dieser Gesichtspunkt bewog mich Ew. Durchlaucht mit so viel wichtigeren Dingen beschäftigte Zeit in Anspruch zu nehmen, und läßt mich noch einige Bemerkungen über Frau von Staël hinzufügen, welche ich bei Gelegenheit ihres letzten Aufenthaltes in Mailand gemacht habe.

Frau von Staël reiste durch Mailand in Begleitung ihres Schwiegersohnes, des Herzogs von Broglie, ihres Sohnes, ihrer Tochter, des Herrn von Schlegel und des Herrn de Rocca, mit dem sie, wie man sagt, verheirathet ist. Sie hat hier nur ihre alten Bekannten besucht, Monti, Acerbi, den Grafen Albert Litta und einige weniger hervorragende Gelehrte.

Digitized by Google

Sie sprach sich heftig und ganz im Sinne der sich selbst so bezeichnenden Liberalen über die französischen Angelegenheiten aus. Der König, dessen Freundin sie sich in ihrer Bescheidenheit nennt, findet noch Gnade vor ihren Augen, aber die königliche Familie und besonders die Herzogin von Angoulême, die Empiristen, das herrschende System und die Knebelung der Presse sind Gegenstände ihres besonderen Abscheues.

Ich vermuthe, daß Frau von Staël als unverbesserliche Revolutionärin sich bei den Bourbons durch unvorsichtige Reden während ihres beabsichtigten Winteraufenthaltes in Paris verdächtig machen wird, obgleich ich überzeugt bin, daß sie sich nicht gegen die einzige Regierung in Verschwörungen einlassen wird, von welcher sie die Bezahlung der zwei Millionen erwarten kann, die sie beansprucht.

In unserem Jahrhundert verdienen Personen von europäischem Ruf um so mehr die Aufmerksamkeit der Regierungen, als sie meist etwas chamäleonartiges haben, und aus diesem Grunde habe ich es gewagt, Ew. Durchlaucht von der Farbe Mittheilung zu machen, unter welcher sich in diesem Augenblicke die Verfasserin der „Corinna" zeigt."

Charakteristisch für die Zeit ist, daß dieser von warmem Interesse für die deutsche Literatur zeugende Bericht in — französischer Sprache verfaßt ist.

F. Eyssenhardt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Stellung des Staates im Kirchenstreite. Lasker's Absagemanifest. — Der Deutsche ist noch immer nur zu sehr geneigt, über Vorgängen im Auslande, wie sie heute im englischen Wahlkampfe, in dem beginnenden französischen Culturkampfe sich abspielen, die eigenen Angelegenheiten zu vergessen. So wird jenes päpstliche Schreiben, welches im Augenblicke seiner Veröffentlichung einen so weiten Hintergrund der wichtigsten inneren Entscheidungen eröffnete, nur noch als eine Sache behandelt, die ihre gute Weile hat und welcher Ehre genug geschieht, wenn sie ab und zu eine Lücke der öffentlichen Discussion ausfüllt. Zum guten Theile trägt daran allerdings das Verhalten der Regierung die Schuld. Die erste und nächstliegende Annahme, welche auch in diesen Blättern ausgesprochen wurde, daß der päpstliche Schritt nicht ohne entsprechende Verständigung mit der preußischen Regierung erfolgt sei, welche letztere demgemäß durch denselben in die Lage gesetzt werde, nun ihrerseits mit dem seit Monaten zurückgehaltenen Ausgleichsprojecte vor den Landtag zu treten — diese Annahme hat sich nicht bestätigt. Es scheint, daß die amtlichen Kreise in Berlin von der päpstlichen Kundgebung nicht weniger überrascht worden sind als die

Digitized by Google

Oeffentlichkeit; und der Umstand, daß sie zwar auf amtlichem Wege, aber nicht in amtlicher Form — nur durch Mittheilung einer Abschrift des an einen nach preußischen Gesetzen aus dem Amte entlassenen Bischof gerichteten Schreibens — davon in Kenntniß gesetzt wurde, hat es ihr erleichtert, jede positive Entschließung darauf anstehen zu lassen, bis sich zeige, was in Ausführung desselben thatsächlich von Seiten derjenigen Bischöfe oder Bisthumsverwalter geschieht, die noch in der Lage sind, einer preußischen Behörde amtliche Anzeigen zu machen. Selbstverständlich wird Niemand, der in der Sache auf Seite der Regierung sich fühlt, ihr über die zu beobachtende Taktik Vorschriften machen wollen. Da es aber doch nur die Frage einer kurzen Zeit ist, welche praktischen Folgen die päpstliche Kundgebung haben wird, und nicht eben wahrscheinlich, daß der Papst eine Erklärung öffentlich abgegeben haben sollte, die in ihrer grundsätzlichen Bedeutung gar nicht mehr zurückgenommen werden kann, um etwa hinterher den Fortgang der Verständigung durch einzelne Streitfragen hinzuhalten, so ist es nicht eine müßige Arbeit zu fragen, was nun überhaupt der Staat thun kann, um, wenn es von der Gegenseite geschieht, auch seinerseits mit einer Verständigung Ernst zu machen. Auch haben es an Erörterungen dieser Art gerade solche Blätter nicht fehlen lassen, welche der Regierung mehr oder weniger nahe stehen. An einer Stelle hieß es: „eine solche rein thatsächliche, die Gewähr der Dauer nicht in sich tragende Unterwerfung unter die Gesetze des Landes (wie sie das päpstliche Schreiben im günstigsten Falle in Aussicht stellt) würde selbst nicht die Aufhebung derjenigen Vorschriften der Maigesetze rechtfertigen, welche als Kampfmittel anzusehen sind; vielmehr würden auch diese nur vorbehältlich der Wiederanwendung im Falle erneuerter Widersetzlichkeit zu suspendiren sein." Dieser Rede dunkler Sinn scheint sich ein wenig zu lichten, wenn es andererseits heißt, der beste Ausweg würde sein, eine ähnliche discretionäre Gewalt, wie sie der Staat kraft seiner Dispensationsbefugnisse besitzt, für gewisse Bestimmungen der Maigesetze (welche, wird auch nicht andeutungsweise hinzugefügt) der Regierung zu ertheilen. Es wäre das also, etwas trivial ausgedrückt, der modus vivendi auf den fessellosen Austausch von Angebot und Nachfrage verwiesen, und so ungewöhnlich diese plötzliche Vorliebe für Manchestergrundsätze bei einem die Politik des Fürsten Bismarck unterstützenden Organe, so überraschend geschmackvoll ist selbst nach den Gepflogenheiten einer journalistischen leichten Cavallerie der den Vorschlag würzende Ausfall gegen die, welche dem „Rechtsstaat genannten Phantom" folgen. Die innere Beglaubigung der beiden Anregungen ist staatsmännisch wie staatsrechtlich so zweifelhaft, daß man sich kaum entschließen kann, dieselben auch nur für ungeschickte Wiedergaben einer von maßgebender Stelle gefallenen Aeußerung zu nehmen. Es ist nicht zu sagen, welche andere als eine „rein thatsächliche"

Unterwerfung man zu Ehren der Staatsgesetze erwartet, und ob man sich in der That vorstellt, die Autorität des Staates könne dabei gewinnen, daß er sich die Befolgung seiner Satzungen von einem Theile seiner Unterthanen oder gar deren auswärtigem, geistlichem Oberhaupte erst förmlich verbriefen ließe. Und was für den ohnehin genug verwickelten Streit dabei herauskommen soll, daß man ihn erst noch mit der Construction einer „Suspensions- und Dispensationsgewalt" beschwert, die von den englischen Verfassungskämpfen her mindestens in schlechter Erinnerung ist, läßt sich vollends nicht absehen.

Leider nur scheint man sich auch in der liberalen Partei auf das einfachste und sicherste nicht besinnen zu wollen: daß man jetzt, nachdem die hierarchische Halsstarrigkeit gebrochen ist, und ehe andere Ereignisse vielleicht die Dinge in eine überstürzende Strömung hineinreißen möchten, sich selbst ehrlich und ohne doctrinäre Voreingenommenheit darauf besinne, wie viel zu einer ausgiebigen Behauptung der Staatshoheit an den kirchenpolitischen Ordnungen und Maßregeln der Jahre 1873—1875 in der That unentbehrlich ist, und was dagegen an formalistischer Rechthaberei zur Beendigung des „bitterlichen" Streites, wie ihn Dr. Falk nannte, geopfert werden könnte. Die liberale Partei, die nicht selbst Schöpferin der Maigesetze ist, vielmehr zum guten Theile denselben nur beigestimmt hat, weil die Regierung nicht mit weniger auszukommen glaubte — sie hätte doch in dieser Sache keinen Grund „staatlicher als der Staat", und gar — doctrinärer als der Abgeordnete Lasker zu sein, der bereits vor drei Jahren etwas voreilig bereit war, den bedrängten Gewissen zu Hilfe zu kommen.

Diese Erinnerung führt mich auf das Absagemanifest, mit welchem Herr Lasker sich nun förmlichst von den bisherigen „politischen Freunden" getrennt hat. Obwohl das Actenstück gerade wie für die Muße der parlamentarischen Ferien aufgehoben erschien, hat es doch bei Freund wie Gegner kaum einen mäßigen Achtungserfolg errungen — die Anerkennung wie die Bekämpfung, außer wo die erstere nicht dem Urheber zum Danke, sondern aus Haß der nationalliberalen Fraction gezollt wird — zeigen sich gleich schläfrig. Diese Erscheinung läßt sich nicht so sehr aus der gleichwohl erschreckenden Gedankenöde — dafür läßt sich die Tagespresse ja gern durch rasselnde Schlagworte genügen —, sondern aus dem gänzlichen Mangel an politischer Actualität der Kundgebung erklären. Wäre Alles beim Wort zu nehmen, was der Verfasser über seine Entfremdung von der nationalliberalen Partei sagt, so hat er einen rettungslosen Fehler begangen, in dem schnell verrauschenden Strome der Tagessituationen mit diesen Querelen fast ein volles Jahr hinter dem Augenblicke herzuhinken, in welchem sie irgendwo hätten Eindruck machen können. Wie einer auch zu dem vorjährigen Zoll-

Digitized by Google

tarife gestanden haben mag, alle verständigen Leute sind heut unerbittlich entschlossen, nichts mehr von allgemeinen Redensarten her und hin hören zu wollen, sondern allein noch die Probe der Thatsachen abzuwarten. Wird es sich zeigen, daß der neue Tarif wirklich eine neue Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges begonnen hat, so wird kein Liberaler, dem der Sitz im Parlamente wirkungsvoller erscheint als hinter dem Schreibtische, hinterher noch zugestehen, daß er „mit dem Inhalte irgend einer liberalen Politik unvereinbar" gewesen: sollten die Befürchtungen seiner Gegner sich greifbar verwirklichen, so wird es keiner Beglaubigung der reinen liberalen Idee mehr bedürfen, um ihn wieder zu Falle zu bringen. Das Seltsamste aber ist, daß die Vorwürfe, mit Verleugnung liberaler Grundsätze auf die „agrarische" Politik des Reichskanzlers eingegangen zu sein, an diejenige Fraction gerichtet sind, welche mit verschwindenden Ausnahmen zuletzt denn doch gegen den Tarif gestimmt hat, während die Mitglieder, welche an dem sträflichen Beginnen bis zum letzten Augenblick verharrten, eben darum bereits vor neun Monaten ausgeschieden sind. So trifft denn auch der andere, für Herrn Lasker „noch schwerer ins Gewicht fallende" Vorwurf, „die Steuerlast auf die unteren Erwerbsklassen gelegt" zu haben, thatsächlich nur noch die Annahme des Tabaksteuergesetzes, welches doch Herr Lasker selbst vor zwei Jahren nicht grundsätzlich, sondern nur wegen der Nase des Finanzministers Camphausen verwarf. Kurz, die vollen zwei Drittel der Anklageschrift sind nichts als ein trübseliges Stück politischer Heuchelei; der Herzensgedanke kommt erst zum Vorschein, wenn Herr Lasker die Taktik verwirft, welche, um die Bildung einer klerikal-conservativen Mehrheit unter allen Umständen zu verhindern, an deren Statt „allenfalls eine liberal-conservative Mehrheit" stellen will, eine Combination, die „nur dazu dienen kann, den liberalen Gedanken zu verwischen". Einen Doctorhut für eine Definition, was nur Herr Lasker unter dem „liberalen Gedanken" versteht! x.

Litteratur.

Zu Schiller's Räubern. — Jeder Freund einer exacten, philologischen Behandlung unserer großen Dichter und ihrer Werke, insbesondere aber jeder Freund der Schillerliteratur wird über eine Mittheilung hoch erfreut sein, welche Albert Cohn in dem um die Erforschung Schiller's schon vielfach verdienten Archive für Literaturgeschichte, Band 9, Heft 3, soeben gemacht hat. Die Kenner der Räuber und ihrer Entstehungsgeschichte wissen, daß Schiller während des Druckes der ersten Ausgabe (1781) theils auf eigenen Antrieb, theils freundschaftlichem Rathe Anderer, zumal Schwan's, folgend, verschiedene Aenderungen in seinem Stücke angebracht hat. Da nun in der definitiven Ausgabe die Bogen B, N und O, d. h. der zweite, vorletzte und letzte Bogen, bedeutend weiter gedruckt sind als die übrigen, so war die Annahme a priori gerechtfertigt, daß in diesen drei Bogen bedeutende Aenderungen, besonders Kürzungen vom Dichter vorgenommen worden seien, welche zu einem spatiöseren Neudrucke derselben führen

gitized by Google

mußten. Während aber von der unterdrückten Vorrede der Räuber sich zwei Exemplare erhalten haben, welche durch Facsimilirung allgemein zugänglich geworden sind, so existirt von jenen drei Bogen nur B im Privatbesitze. Karl Goedeke hat das Exemplar flüchtig durchsehen, aber nicht für die kritische Schillerausgabe benutzen dürfen; er meint, die Abweichungen des publicirten Textes beruhen „mehr auf ästhetischen als in ethischen Gründen". Der Bogen ist seither in andern Besitz übergegangen, und nachdem W. von Maltzahn 1868 in der Hempel'schen Schillerausgabe nur wenige Mittheilungen daraus gemacht, hat nun Cohn den ganzen Bogen an dem bezeichneten Orte nach Seiten, Zeilen und Buchstaben genau abdrucken lassen, zugleich zur Vergleichung in ebenso genauem Abdrucke den bekannten Text der ersten Ausgabe beigegeben. Daraus läßt sich nun entnehmen, daß Schiller's Aenderungen doch nicht so ganz unbedeutend, auch wohl nicht blos aus rein ästhetischen Gründen erfolgt sind. Der Bogen enthält noch den Schluß des cynischen Monologs Franzens in der ersten Scene des ersten Aktes, hierauf die zweite Scene bis nicht lange nach dem Anfange der Unterredung Spiegelberg's mit den anderen nachherigen Räubern, nachdem Moor auf die Lectüre des Franzischen Briefes hin das Zimmer verlassen hat (nach der kritischen Ausgabe Seite 26, Zeile 12, bis Seite 40, Zeile 9). Der Schluß von Franzens Monolog ist in der ersten Gestalt etwas länger, als wir ihn haben, doch ohne wesentliche Abweichungen des Sinnes. Bedeutend mehr geändert ist die Unterredung zwischen Moor und Spiegelberg. Hier fehlt in der ersten Fassung der Anfang der zweiten, wo Moor über das tintenklecksende Säculum flucht; statt dessen finden wir Spiegelberg im Vordergrunde, wie er über die ungleiche Vertheilung des Geldes schmäht. Später ist Spiegelberg's Rede von der Wiederaufrichtung des jüdischen Reiches weit ausgedehnter als in der definitiven Ausgabe, wobei es an Blasphemien nicht ganz fehlt. Noch stärkere, ebenfalls vom Dichter nachher getilgte, hat Moor zuvor ausgestoßen. Es ist kein Zweifel, daß Cohn Recht hat, wenn er in diesen Blasphemien, sowie, was den Anfang der Scene betrifft, in Moor's Mitwisserschaft bei Spiegelberg's Diebstählen diejenigen Anstöße findet, wegen deren die Aenderung erfolgt ist. Nicht erwähnt hat er, daß die Scene (in der wir ja Moor zum ersten Male zu sehen bekommen) weit wirkungsvoller beginnt, wenn Moor, als wenn Spiegelberg zunächst redend auftritt, daß überhaupt der spätere Anfang auch rein ästhetisch dem frühern weitaus vorzuziehen ist. Im Folgenden hat Schiller keine erhebliche Aenderung mehr vorgenommen, mit Ausnahme der einen schon von Goedeke bemerkten, wonach in der ersten Fassung Schwarz den Brief an Moor nicht herausgeben will und von Moor mit dem Degen dazu gezwungen wird, was Schiller als gänzlich unnöthige Verzögerung mit Recht gestrichen hat. Wer in der Betrachtung der Entwickelung, welche die Dichtung eines großen Poeten genommen hat, auch die kleinste Bereicherung unseres Wissens für Gewinn hält, wird für diese Veröffentlichung, die einen recht lebendigen Einblick in die Werkstätte des Genius gewährt, aufrichtig dankbar sein und wünschen, daß die noch fehlenden zwei Bogen gewiß entdeckt und veröffentlicht werden möchten. Wie wäre es aber, wenn die Cottaische Verlagsbuchhandlung sich entschließen wollte, diesen in einer Zeitschrift begrabenen Schatz auch ihrer kritischen Ausgabe durch Neudruck der betreffenden zwei Bogen zu Gute kommen zu lassen? Dafür würden ihr alle Liebhaber des Dichters Dank wissen, um den sie sich durch das monumentale Werk jener Ausgabe schon aufs höchste verdient gemacht hat. soh.

Heinrich Leo. Meine Jugendzeit. Gotha, F. A. Perthes. 1880. — Schon wieder ein Band Jugenderinnerungen! wird man unwillkürlich versucht

auszurufen, denn seitdem „Kügelgen's Jugenderinnerungen eines alten Mannes" solchen Anklang gefunden haben, mehrt sich die Fülle dieser Erscheinungen in ziemlich bedenklicher Weise. Aber nicht Jeder hat die schöne Gabe, so fein zu beobachten und so angenehm zu erzählen, wie der eben Genannte, und wenn begreiflicherweise Niemand verwehrt werden kann, die großen und kleinen Ereignisse seines Lebens niederzuschreiben, für sich zur Selbstschau oder für die Familie zu pietätvoller Erinnerung, so ist doch noch eine ganz andere Frage, ob alle derartigen Memoiren wichtig genug sind, in voller Ausdehnung der Lesewelt übergeben zu werden. Auch bei Leo möchte dies zutreffen; Niemand wird die Bedeutung des Geschichtsschreibers und des Mannes leugnen, auch seine Gegner werden ihn stets als Charakter anerkennen müssen; energisch, thatkräftig, hat er nie aus seinen Ueberzeugungen ein Hehl gemacht, stets schlagfertig und gewappnet war der viel Angefochtene einer der bestgehaßten Männer in Deutschland, und so mag es wohl interessant sein, den Bildungsmotiven in seinem Leben nachzugehen, seiner allmählichen Entwickelung zuzusehen. Aber wenn 82 Seiten dem Kindes- und Knabenalter gewidmet sind, wenn das ganze Buch seine Wanderung durchs Leben nur bis zum 21. Jahre enthält, so fragt sich doch, ob damit des Guten nicht zu viel geschehen ist. Leo ist 79 Jahre alt geworden (geboren 19. März 1799, gestorben 24. April 1878); hätte er seine Selbstbiographie in ähnlichem Maßstabe fortgesetzt, welche Bibliothek hätte dies gegeben! Zumal da seine Mannesjahre mit seinem vielfachen Eingreifen in die wissenschaftlichen, religiösen und politischen Fragen der Zeit, mit seiner Stellung als Parteihaupt doch weitaus die wichtigsten sind. Die Familie mag es interessiren, ob sein Bruder Wilhelm wöchentlich drei französische, zwei englische und eine holländische Privatstunde erhielt; lustige Geschichten und Schnurren aus der Schüler- und Studentenzeit erzählt man gerne im Kreise der Seinen, aber daß dies Alles gedruckt wird, ist nicht nach Jedermanns Geschmack; auch manche Derbheit wäre besser verschwiegen geblieben. — Heinrich Leo wurde am 19. März 1799 in Rudolstadt geboren, eine Familientradition führt den Ursprung der Leo nach Italien zurück, wesentlich hat dieselbe dazu beigetragen, seine Studien auf die Geschichte dieses seines Stammlandes zu leiten. In der patriarchalischen Einfachheit eines Pfarrhauses in dem rauh gelegenen Dorfe Braunsdorf (Thüringen), wo sein Vater Pfarrer geworden, wuchs der Knabe fröhlich heran, Freude an der Natur und ihrem Leben hat der ländliche Aufenthalt zeitlebens in ihn gepflanzt. Das wichtigste Ereigniß in seinen Knabenjahren, die Schlachten von Jena und Auerstädt, brachten wohl preußische und andere Flüchtlinge in das abgelegene Dorf, Franzosen haben es nie betreten. Mit dem Tode des Vaters, 12. August 1807, begann eine neue, wenig erfreuliche Epoche für den unbändigen Jungen; der väterlichen Leitung entbehrend, bald bei Verwandten, bald bei Fremden sich aufhaltend, führte er ein ziemlich regelloses Leben, das er beinahe allzu genau schildert. Innerlich haltlos und zerfahren, mit sich unzufrieden, den Kopf erfüllt mit einer kunterbunten Menge verschiedenartiger Kenntnisse bezog er mit 17 Jahren die Universität Breslau; der Weg führte über Berlin, und die Bekanntschaft mit Jahn, welche er dort rasch schloß, hatte einen ziemlich tiefgreifenden Einfluß auf ihn während der nächsten Jahre. Begeistert von dem Turnvater machte Leo als Mitglied der Jenaer Burschenschaft das Wartburgfest mit; in Wagener's Staats- und Gesellschaftslexikon hat er eine Beschreibung desselben und eine Charakterisirung der Burschenschaft überhaupt gegeben, sie ist in diese Memoiren vollständig wieder aufgenommen und bildet einen der wichtigsten Abschnitte derselben. In Breslau hatte er Medicin studiren wollen, ein Brief seines Freundes Göttling bestimmte den excentrischen Jüngling, sich philologischen Studien zuzuwenden, die ihn in

Jena, Heidelberg und Gießen allmählich der Geschichte zuführten. Mit seiner Doctorpromotion in Erlangen schließt das Bruchstück. —tt.

A. Frey, A. von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Leipzig, Haessel. 1879. — Obwohl die Geschichtsschreiber der deutschen Dichtung seit langer Zeit gewohnt sind, Albrecht Haller als denjenigen Dichter zu nennen, von dessen Auftreten der neue Aufschwung der deutschen Poesie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts datirt, so ist doch auffallender Weise gerade dieser vornehmsten und bedeutendsten dichterischen Erscheinung in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch nie eine ausführlichere literarhistorische Bearbeitung zu Theil geworden. Schon aus diesem Grunde, als der erste Versuch, ein allzu lange vernachlässigtes Thema in Angriff zu nehmen, verdient die vorliegende Schrift, welche ihre Entstehung einer Preisfrage verdankt, die zur Feier des hundertjährigen Todestages Haller's von der Berner philosophischen Facultät an die dortige Studentenschaft gestellt wurde, die Beachtung der Freunde der Literaturgeschichte. Sie verdient diese Beachtung aber auch als eine fleißige und gründliche Arbeit, welche eine Menge bisher noch nicht benutzter Quellen zugänglich gemacht und aus denselben viel werthvolles Material beigebracht hat, als eine Arbeit, welche neue Gesichtspunkte bringt und durchweg von dem Streben Zeugniß giebt, an die Stelle einiger traditionell gewordenen allgemeinen Urtheile eine wirklich begründete Kenntniß treten zu lassen. Es lag in der Natur der Sache, daß bei der Bearbeitung eines so lange unangebaut gebliebenen Gebietes, welches zudem ein nach den verschiedensten Seiten hin sich erstreckendes ist, nicht gleich beim ersten Anlaufe Alles endgültig ins Reine gebracht werden konnte. Und so kann man auch gegen den Verfasser der vorliegenden Schrift an vielen Stellen derselben den Vorwurf der Unvollständigkeit oder eines nicht fest genug gegründeten Urtheiles erheben. Wir wollen hier nur an den Abschnitt: Haller als Philosoph, den vielleicht am wenigsten ausreichenden der ganzen Schrift, erinnern, freilich nicht ohne zur Rechtfertigung des Verfassers gleich hinzuzufügen, daß billigerweise etwas Erschöpfendes gerade hier nicht erwartet werden konnte, wenn die Arbeit in den ihr gezogenen Grenzen sich halten sollte. Aber mag auch an vielen Stellen der Schrift dies und jenes hinzuzusetzen, dies oder jenes zu berichtigen sein, gewiß wird Niemand die Frey'sche Arbeit, ohne mannichfaltige Anregung und Belehrung gefunden zu haben, aus der Hand legen. Wir verweisen namentlich auf den Abschnitt über Haller's Vorbilder, in welchem der Verfasser ganz neue Mittheilungen aus Haller's Correspondenz mit dem Basler Stähelin macht, und auf das Kapitel über Haller's Verhältniß zur Sprache, welche beiden Abschnitte zu den besten der Schrift gehören. Auch sonst finden sich in dem Buche manche sehr beachtenswerthe Bemerkungen und gute Gedanken; wie jedoch hier und dort ein Zuwenig störend empfunden wird (der Gottsched'schen „Beiträge zur kritischen Historie" u. s. w., der vortrefflichen Rechtfertigung Haller's in den „Bremer Beiträgen" und anderer älteren Zeitschriftenliteratur geschieht keine Erwähnung), so auch bisweilen ein Zuviel, wie z. B. in dem geringschätzigen Urtheile über Usong und in der Zusammenstellung der Anklänge an Haller bei anderen Dichtern. Alles in Allem genommen hat der Verfasser einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte geliefert, und es ist nur zu wünschen, daß er dieser ersten Probe seiner Studien bald eine weitere nachfolgen lasse. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 8. April 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

gitized by Google

Die Freiheitsstrafe.*)

Offener Brief an den königl. sächsischen Generalstaatsanwalt Dr. Friedrich Oskar von Schwarze.

Hochgeehrter Herr! Als Sie kurze Zeit vor dem Erscheinen der unter obigem Titel „mit besonderer Berücksichtigung" meiner Person von Ihnen veröffentlichten Gegenschrift die Güte hatten, mir diese bevorstehende Publikation mit der Bitte um freundliche Aufnahme brieflich mitzutheilen, war ich einigermaßen in Verlegenheit, wie ich meinen guten Willen, Ihrem Wunsche thunlichst nachzukommen, am besten würde bethätigen können. Nachdem ich inzwischen gelesen, was Sie mir freundlichst zugedacht, gestatten Sie mir vielleicht, Ihnen an dieser Stelle offen dasjenige zu erwidern, was ich Ihnen an Antwort schuldig bin. Weiß ich doch ohnehin nicht, ob eine private Entgegnung auf gewöhnlichem Wege Sie noch in der Heimath anzutreffen Aussicht hat.

Ueber einen Punkt, der Sie beunruhigt zu haben scheint, mögen Sie vorweg unbesorgt sein: die „Schärfe" der Entgegnung vermag ich Ihnen in keiner Weise übel zu deuten. Ehrlich gesagt, habe ich im persönlichen Verkehre, wie beim Lesen Ihrer strafrechtlichen Schriften häufiger den Eindruck gehabt, daß Sie Sich durch Mangel an Schärfe schaden, als daß Sie andere durch zu viel Schärfe verletzen. Ein wenig mehr contractive und corrosive Elemente im Naturell würden, so glaube ich, die Wirkung Ihrer praktischen wie theoretischen Thätigkeit nur erhöhen, ohne doch der beneidenswerthen Urbanität Ihres Wesens Abbruch zu thun. Aber sollte Ihre Gegenschrift auch wirklich mehr Schneide enthalten, als ich darin zu entdecken vermocht habe, so haben Sie im Ausdrucke die Absicht jedenfalls außerordentlich zu verhüllen verstanden, oder mir selbst ist die Empfindung dafür stumpf geworden. Das letztere wäre nun freilich kein Wunder. Denn nach der Fülle trüben, kriti-

*) Die Freiheitsstrafe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Dr. Mittelstädt: „Gegen die Freiheitsstrafen", von Dr. F. O. v. Schwarze. Leipzig, Fues' Verlag. 1880.

Digitized by Google

schen Schmutzwassers, das von deutscher Tagespresse ob meines Frevels „gegen die Freiheitsstrafen" auf mein Haupt auszugießen versucht worden ist, würde auch ein Mensch von empfindsameren Nerven die Sensibilität eingebüßt haben. Könnte es auch vielleicht dazu beitragen, Sie über die noch möglichen Eindrücke Ihrer Polemik vollends zu beruhigen, so will ich Sie doch mit einer Blumenlese all der Bêtisen, deren ich bereits theilhaftig geworden, nicht behelligen. Glauben Sie mir auch ohne Belegstellen: was impotente Bosheit, ehrliche aber beschränkte und unbeschränkt unehrliche Entrüstung an Tönen des Abscheus und der Mißachtung auf ihrer Claviatur besitzen, es ist so ziemlich alles gegen mich abgespielt worden. Der Deutsche ist nun einmal von Natur unhöflich, nicht blos, wenn er die Wahrheit spricht, auch wo er sich um die Wahrheit nicht kümmert. Glücklicher Weise kenne ich aus jungen Jahren als Eingeweihter das Metier der Tagesschriftstellerei zur Genüge, um über diese ganze Sorte literarischer Marktwaare, gedankenlos auf Bestellung von müden, abgehetzten Köpfen täglich erzeugt, von einem lesehungrigen, zerfahrenen Publikum gedankenlos täglich verschlungen, und mit der nächsten Sonne zu Makulatur verlumpt — möglichst gering zu denken. Und da ich auch im Uebrigen Popularität weder zu gewinnen, noch zu verlieren habe, hat mir bisher jede Versuchung fern gelegen, mich über meine Kritiker zu ärgern, oder mich gar mit ihnen auf eine Discussion einzulassen. Jenes werde ich auch Ihnen gegenüber nicht thun; dieses Ihnen gegenüber ganz zu unterlassen, verhindert mich die Bedeutung Ihres Namens in unserer Wissenschaft, und, wie ich schon vorausschickte, die persönliche Verehrung, die ich Ihnen auch bei dieser unerwünschten Gelegenheit bezeigen möchte.

Doch sehe ich in unserm Falle nur eine geringe Aussicht auf Verständigung über den Kern der Sache. Denn von vorn herein scheint mir schon die Methode, die Sie bei Beurtheilung meiner Schrift befolgen, eine durchaus verfehlte zu sein. Sie haben Sich, hochgeehrter Herr, so sehr daran gewöhnt, große Werke der Gesetzgebung und Wissenschaft gründlich zu commentiren, daß Sie die Broschüre „Gegen die Freiheitsstrafen" behandeln, als hätte ich ein neues Handbuch des Strafrechtes oder eine Novelle zum Strafgesetzbuche schreiben wollen. Sie schütteln deshalb mißmuthig den Kopf über meine Ausdrucksweise, deren, wie Sie Sich ausdrücken, „in quantitativer, wie qualitativer Hinsicht auf das Aeußerste gesteigerte" Redeform und vermissen Nüchternheit, Objectivität, Ruhe. Sie entsetzen Sich alle Augenblicke über einen rechtshistorischen oder rechtsphilosophischen Satz, der ohne viel Begründung, jedenfalls ohne Citate und ohne die Autoritäten der Schulweisheit, ohne kluge Vorbehalte und Alles zurücknehmende Einschränkungen hingestellt wird. Sie sind sofort bei der Hand, die Wahrheit solcher Sätze zu bestreiten, oder doch so lange anzuzweifeln, bis ich den Beweis, den Sie mir als Kläger

zuschieben, erbracht haben würde. Einstweilen getrösten Sie Sich, daß die Leuchten der Wissenschaft, wie Carpzov, Meister, Chr. Wolff, Fichte, Ahrens u. a. m. auf Ihrer Seite sind. Vor Allem aber fragen Sie: was will der Mann, was sind seine praktischen Reformvorschläge? Sie fassen also Abschnitt VIII des Libells scharf ins Auge, zergliedern den Inhalt dieser vermeintlichen Postulate sub a, b ꝛc. bis f, und sind rasch damit fertig, diese Dinge theils als „nur wenig verwerthbares Material", theils als „längst durch die Erfahrung verurtheilte Anschauungen", theils als „das System der Freiheitsstrafe völlig unberührt" lassend — zum alten Eisen zu werfen.

Auf die Gefahr hin, daß ich durch das Geständniß in Ihrer wissenschaftlichen Werthschätzung erheblich herabsinke, muß ich doch bekennen, daß ich niemals beansprucht habe, mit der von Ihnen beliebten Elle gemessen zu werden. Dazu scheint mir fürwahr der ganze Wuchs der kleinen Schrift nicht angethan. Als ich die letzten Ferienwochen im verflossenen Sommer dazu benutzte, die wenigen Bogen, welche inzwischen so viele liberalen Gemüther in Harnisch versetzt haben, zu Papier zu bringen, bildete ich mir nicht im entferntesten ein, Doctrin oder Gesetzgebung durch irgend eine originale Leistung zu bereichern, oder überhaupt eine schriftstellerische Heldenthat auszuüben. Im Begriff, dem Strafrechte, dem ich seit meinem Rücktritte aus der Staatsanwaltschaft ins Richteramt schon die letzten Jahre immer mehr entfremdet worden war, mit dem 1. October 1879 gänzlich Valet zu sagen, drängte es mich, mir einige quälende Gedanken, die mich geraume Zeit in der modernen Richtung deutscher Strafrechtspflege behelligt hatten, von der Seele zu schreiben. Ich glaubte, hierzu ein Recht zu haben, so gut, als ein Anderer. Sie thuen so, als hätte ich irgendwo in meiner Schrift auf meine „Studien und Erfahrungen" gepocht, und übertrumpfen mich leicht durch Ihre siebenunddreißig Jahre criminalistischer Praxis. Nein, verehrter Herr, darauf hin habe ich mich nicht für berufen gefühlt, in der Sache mitzusprechen, und hierin räume ich Ihnen gerne jede Priorität ein. Es kommt im Leben überhaupt nicht darauf an, *wie viel* man erfährt, sondern *wie* das Erfahrene auf den Menschen wirkt; sonst müßten wir Beide am Ende einem ergrauten Gefangenenwärter, der zwanzig bis dreißig Jahre nur Gefangene gewartet hat, den Rechtstitel des Besserwissens ohne Weiteres einräumen. Hätte ich in aller Bescheidenheit etwas von persönlicher Autorität einsetzen wollen, so würde ich höchstens darauf Bezug genommen haben, daß ich vielleicht mehr als die meisten meiner Berufsgenossen den Wechsel und Wandel der Dinge auf recht verschiedenen deutschen Rechtsgebieten diese letzten Jahrzehnte zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, daß mir dadurch der Kopf freier geblieben ist von dem beengenden Drucke des Doctrinarismus, der Schlagwörter, der übereingekommenen Wahrheiten, und daß die goldene hanseatische Unabhängigkeit es

Digitized by Google

mir vergönnt, meine Herzensmeinung rund auszusprechen, sorglos um Gunst wie Ungunst volksthümlicher oder gouvernementaler Stimmungen. Aber auch von solchen Anwandlungen unvermeidlichen Selbstgefühls werden Sie in meiner Broschüre schwerlich Spuren entdecken. — Deshalb nun, weil ich, einem rein persönlichen Impulse folgend, unter vollständigem Verzicht auf allen landesüblichen Apparat literarischer Hilfsmittel, mit bewußter subjectiver Einseitigkeit, unmittelbar aus der Empfindung heraus geschrieben habe, glaubte ich auch, mich im Ausdrucke so frei bewegen zu können, wie es meinem Temperamente und meinem Gefühle für Wahrheit zusagte. Der Leserkreis, der mir vorschwebte, waren nicht die Schriftgelehrten der strafrechtlichen Doctrin und nicht die Pharisäer humanitärer Selbstgerechtigkeit: es waren alle die von der öffentlichen Meinung noch nicht unterjochten unabhängigen Leute unter Juristen, wie Nichtjuristen, Politikern, wie Nichtpolitikern, denen das Gemeinwohl höher steht als der wohlfeile Ruhm von Menschenfreundlichkeit und Freisinn. Die sogenannte öffentliche Meinung aber war es hauptsächlich, der ich entgegentreten, und deren Tyrannei ich brechen wollte. Diese, wie John Stuart Mill in seinem Essay über die Freiheit so treffend sagt, unerträgliche Herrschaft halbgebildeter Mittelmäßigkeit, deren Denken besorgt wird von Männern des gleichen Schlages, durch die Zeitungen zu ihnen oder in ihrem Namen sprechend, deren Ideal eines Charakters ist, keinen ausgesprochenen Charakter zu besitzen, wünschte ich so empfindlich wie möglich zu verletzen. Nicht aus Bosheit, sondern weil mir der breite philanthropische Schwall in seinem Einflusse auf Gesetzgebung und Praxis gerade für unsern deutschen Staat besonders verhängnißvoll zu werden drohte. In wie weit mir das eine oder das andere gelungen ist, stelle ich dahin. Daß jedoch in unserm Lande die Zahl der Männer, die gleich mir längst angeekelt sind von all der heuchlerischen, platten, blutleeren Humanitätsempfindsamkeit im Strafrechte, die bisher still geschwiegen haben, weil sie mit den Generalpächtern der public opinion keinen Streit zu haben wünschten, und bei denen meine Worte, gleichviel ob „qualitativ-quantitativ" übertrieben oder nicht, lebendig fortwirkenden Widerhall gefunden haben, daß die Zahl dieser meiner stillen Gesinnungsgenossen im Lande unter Juristen wie Laien viel, viel größer ist, als ich je voraussetzen durfte, davon, glauben Sie mir, habe ich mich zur Genüge überzeugen können. Das muß mir Erfolg genug sein. An die Billigung der zünftigen Gelehrsamkeit, an den Beifall der Criminalisten Ihrer geistigen Richtung und Complexion habe ich dabei so wenig denken können, als ich etwa darauf rechnen durfte, den diffusen Optimismus des Herrn Lasker und seiner Jünger zu bekehren.

Wenn ein Redner oder Schriftsteller es versucht, in kurzen Zügen einer ganzen Zeitperiode die Signatur abzugewinnen, große geistige Strömungen

Digitized by Google

vergangener wie lebender Geschlechter zu charakterisiren, wird er sich nothwendig in vielfach gewagten Generalisationen bewegen müssen. Ueberall die der vollen Genauigkeit entsprechenden Clauseln und Restrictionen anzubringen, ist bei solchem Unterfangen ein Unding. Alles kommt darauf an, ob die Charakteristik im Wesentlichen richtig ist, und wenigstens vor einer approximativen Wahrheit bestehen kann. Daß derartig allgemeine Sätze immer anfechtbar und zu bestreiten sind, liegt auf der Hand. Aber sind Sie wirklich ernsthaft der Meinung, daß es in solchen weit ausgreifenden Streitfragen das geringste verschlägt, ob ein paar rechtshistorische Irrthümer, einige zu apodiktisch hingestellte Sätze mehr oder weniger unterlaufen? Um ein paar beliebige Beispiele herauszugreifen: was soll das, daß Sie (Seite 16) meine Behauptung, die Carolina wisse Nichts von zeitlichen Freiheitsstrafen, als unrichtig rügen? In den Lehrbüchern werden allerdings unter den 219 Artikeln der Carolina zwei oder drei Stellen erwähnt, in denen von „Gefängnißstrafe" die Rede sein soll. Das eine Mal (Artikel 176) handelt es sich um die sogenannte Sicherheitshaft heutiger Rechtsterminologie, die Erzwingung von Caution und Bürgschaft gegen Bruch der Urphede und gefährliche Drohungen; in einem andern Falle (Artikel 216) soll die Haft Satisfactionsleistung für Ehrenkränkung zu Gunsten der Galgenmacher sichern. Nennen Sie das zeitliche Freiheitsstrafen? Sind das nicht kümmerliche Schulblümchen, die des Auflesens nicht werth sind, wenn der Schatten der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. vor uns aufsteigt? Oder, um ein anderes Gebiet zu berühren: Sie wollen es, gestützt auf die Statistik, durchaus nicht wahr haben, daß ich von dem „kläglichen Fiasko" spreche, welches das ganze System der bedingten Entlassungen in Deutschland gemacht hat (Seite 22, 23). Da Sie Sich rühmen können, der Vater des deutschen Systemes zu sein, kann ich mir wohl denken, daß mein kurz absprechendes Urtheil Sie unangenehm berühren mußte. Sie berufen Sich auf Ihre sächsischen Erfahrungen, und auch auf diese zumeist nur in so weit, als sie auf die stillen Zeiten von weiland König Johann von Sachsen zurückgehen. Offen gestanden, halte ich davon nicht allzuviel. Sie entsinnen Sich vielleicht noch, daß, als ich mit Ihnen gemeinsam die Ehre hatte, an der deutschen Strafproceßordnung zusammen zu arbeiten, Ihre Neigung, im Zweifelsfalle auf die königlich sächsischen Erfahrungen zu recurriren, in unserm Kreise meist ungläubigen Widersachern begegnete. Ihnen ist vergönnt gewesen, unter einem stark in juristischem Dilettantismus thätigen Monarchen in Ihrem engeren, damals noch von Freizügigkeit, Reichsindigenat und anderen auflösenden Kräften des Reiches unberührten Heimathlande erstaunlich viel strafrechtliche Experimente zu versuchen, die eben nur unter so beschränkten kleinstaatlichen Verhältnissen ohne Gefahr für das Ganze möglich waren. Wir

Digitized by Google

verdanken Ihrem Einflusse auf die Reichsgesetzgebung leider nur zu viel der Einführung jener schönen Dinge in das gesammtdeutsche Rechtsgebiet, und ich fürchte, wir werden daran noch geraume Zeit zu leiden haben. Ich kann deshalb nun einmal nicht umhin, den preußischen Erfahrungen unbedingt den Vorrang vor allen königlich sächsischen Erlebnissen einzuräumen. Und wie liegt die Sache für Preußen? Sie citiren ja selbst die Zahlen. Nachdem man im ersten Jahre nach Einführung des Strafgesetzbuches 1708 Sträflinge bedingt beurlaubt und 80 davon wieder eingezogen hat, sind die Zahlen dieser Urlauber in den drei folgenden Jahren auf 289, 179, 140 reducirt worden. Von 1708 auf 140 Köpfe zurückgehen müssen, das nenne ich, die Gefängnißbevölkerung Preußens zu Grunde gelegt, Fiasko machen. Denn unter einer so zahlreichen Gefängnißbevölkerung werden sich immer 1—200 Condemnaten mit Leichtigkeit aussuchen lassen, bei denen nach der Natur der Strafthat, die sie verbüßen (Todtschlag, Körperverletzung, Meineid, Bankerott und dergleichen), die Gefahr des Rückfalles von vorne herein so vollständig ausgeschlossen ist, daß man sie getrost so gut am ersten, wie am vorletzten Tage ihrer Strafzeit als „gebessert" entlassen könnte. Für Sie aber existiren diese Grundzahlen nicht, Sie haben nur für die Rückfallsziffern, die ich unter den heutigen Möglichkeiten polizeilicher Aufsicht und Controle nach der negativen Seite für werthlos halte, ein Interesse, Sie freuen Sich, daß von den 1708 Urlaubern 80, von den 140 nur 2 wegen schlechter Führung wieder eingezogen zu werden brauchten, und sind im Ganzen mit dem Erfolge nicht unzufrieden. Wer von uns beiden will nun mit diesen Thatsachen und Zahlen den Andern ad absurdum führen? — Und so könnte ich auf jeder Seite Ihrer Schrift Stellen nachweisen, an denen Sie meine Behauptungen bestreiten oder widerlegt zu haben glauben, nur, weil Sie einen Satz in seiner Allgemeinheit nicht gelten lassen wollen. Um all das in meinem, wie in Ihrem Sinne richtig zu stellen, bedürfte es unendlichen Streites. Die entscheidende Vorfrage bei derartigen Erörterungen bleibt immer: was ist das Wesentliche und was das Unwesentliche in einem Gedanken oder in einer Erscheinung. So lange hierüber kein Einverständniß obwaltet, wird alles andere leeres Wortgefecht.

Was sodann aber meine vermeintlichen Reformvorschläge anbetrifft, so vermag ich erst recht nicht zuzugeben, daß dasjenige, was Sie dagegen vorbringen, von irgend welcher Bedeutung für die Sache selbst ist. Aus dem einfachen Grunde, weil ich mit so viel Deutlichkeit als unsere arme Sprache überhaupt noch zuläßt, zur Einleitung des betreffenden Abschnittes (VIII) vorweg erklärt habe, das ganze Schlußkapitel sei für Sinn und Absicht meiner Schrift bedeutungslos. Woran mir gelegen, war lediglich, gegen die auf die Besserungstendenzen gegründete, das Wesen der Strafe als Strafübel

Digitized by Google

vernichtende vorherrschende Richtung im modernen Strafvollzuge der Freiheitsstrafen Widerspruch zu erheben, das Unklare, Unausführbare, die Rechtsordnung gefährdende dieser modernen Zeitströmung zu kennzeichnen. Ich sollte glauben, das Thema sei an sich klar und begrenzt genug, und ich verstehe auch heute noch nicht, was einige superkluge Journalisten an der für solches Thema gewählten Aufschrift eigentlich Unpassendes entdeckt haben. „Gegen die Freiheitsstrafen", wie sie zur Zeit bei uns in Uebung sind, habe ich Angriffe genug vorgebracht, und weshalb es nicht gestattet sein soll, „gegen" eine Person oder Institution zu schreiben, auch wenn man nicht flugs alles Bestehende daran ecrasiren zu wollen vermeint, bleibt das Geheimniß meiner „Gegner". Ob ich mit meinen Angriffen Recht oder Unrecht gehabt, darüber mag man mit mir rechten. Ob aber dasjenige, was ich zum Schlusse mit allem Vorbehalte an positiven Gedanken einer möglichen Reform so obenhin skizzirt habe, die Kritik verträgt, oder nicht, berührt den sonstigen Inhalt meiner Schrift in keiner Weise. Der ganze positive Kern des Gegensatzes beschränkt sich auf das einfache Postulat: die Strafen sollen wiederum werden, was sie von Gott und Rechtswegen niemals aufhören durften zu sein, ein Strafübel, und nur ein Strafübel. Ist nur diese Forderung wahr und gerecht, dann kann ich alles übrige rückhaltslos preisgeben, und besseren Leuten Besseres vorzuschlagen überlassen. Where is a will, there is a way, damit muß man sich in den Wirrsalen des Lebens recht oft begnügen. — Besonders schlecht ist es mir bekommen, daß ich unter anderen Dingen auch die Prügelstrafe erwähnt, und mich zu der Meinung bekannt habe, daß diese Strafart zwar für die heißen Fragen, die uns beschäftigen, praktisch von äußerst geringem Werthe sei, das Axiom der Abolitionisten aber, Prügelstrafe ist als Körperstrafe inhuman und deshalb verboten, eben so thöricht wie gemeinschädlich sei. Darüber rede ich in kühlster Gelassenheit auf etwa drei Seiten meiner Schrift. Daraufhin bin ich trotzdem von öffentlicher Meinung maltraitirt worden, als hätte ich ein Pamphlet für die Prügelstrafe gefrevelt, und sei das die ganze Pointe des Libells. Man hätte mir wenigstens so viel Muth zutrauen sollen, daß, wenn dies wirklich meine Absicht gewesen, wenn ich wirklich in der Wiederherstellung der körperlichen Züchtigung als normaler Strafart ein radikales Heilmittel aufstellen wollte, ich mich nicht gescheut hätte, das offen auszusprechen. Da ich das gerade Gegentheil erklärt, hätte man mich mit diesen Impertinenzen verschonen sollen. Aber ich darf mich wohl über eine derartige Behandlung von Seiten des durchschnittlichen Schlages heutiger Journalisten weniger beklagen, wenn ich sehe, wie auch ein Mann Ihrer Dignität mit besonderer Beflissenheit sich die letzten Seiten meiner vielgeschmähten Schrift heraussucht, um daran seine praktische Ueberlegenheit zu zeigen und damit den Inhalt des Ganzen abzuthun.

Digitized by Google

Im Grunde sehe ich in Allem, was Sie mir entgegenhalten, nur zwei sachliche Einwürfe, die gegen den Kern meiner Anschauungen gerichtet sind. Der erstere betrifft meine unbedingte Verwerfung des Besserungszweckes in den Freiheitsstrafen. Sie sind geneigt, zuzugeben, daß der Begriff der Strafe die Substanz eines dem Bestraften zuzufügenden Leides oder Uebels allerdings essentiell voraussetzt. Aber als „Nebenzweck", meinen Sie, habe man die Besserung des Uebelthäters niemals in der Rechtsgeschichte für entbehrlich erachtet, und als „Nebenzweck" gehöre die Besserung auch heute zum nothwendigen Inhalte eines vernünftigen Strafensystems. Zunächst will mir scheinen, vermischen Sie durchaus zwei verschiedene Gesichtspunkte, die, wenn sie nicht scharf auseinander gehalten werden, Alles verwirren. Es ist nicht davon die Rede, daß das Strafrecht, wie die Rechts- und Staatsordnung überhaupt, als ein wesentliches Element geistigen und sittlichen Culturfortschrittes die Aufgabe verfolgen müsse, den Status der Gesellschaft zu heben, friedfertige menschliche Coexistenz zu schützen, zu fördern, zu bessern. Welche staatliche, welche gesellschaftliche Einrichtung hat dieses letzte Ziel nicht im Auge! Daß in diesem weitesten Sinne auch alle staatliche Strafgewalt dahin abzielt, „durch stetige Erweiterung des Kreises gebotener Pflichten und verbotener Handlungen den Einzelnen, wie die Gesammtheit zur sittlichen Freiheit zu erziehen," habe ich (Seite 22) mit vollster Bestimmtheit anerkannt. Aber darum handelt es sich gar nicht. Mit der allgemeinen Idee kann jeder Strafzweck bestehen. Was allein in Frage steht, ist, ob das Strafrecht dazu berufen und befähigt ist, ein concretes Strafmittel, das der Freiheitsentziehung, dazu zu benutzen, durch die Art des Strafvollzuges selbst, individuell und unmittelbar, den Condemnaten positiv zu bessern und zu erziehen. Daß dieser Gedanke in dieser Formulirung gänzlich modernen Ursprunges ist, darüber kann es nicht zwei Meinungen geben. Nun bestreite ich sowohl a priori jenen Beruf staatlicher Strafgewalt, wie nach dem thatsächlichen Erfolge die Ausführbarkeit und Heilsamkeit des Bemühens. Dem gegenüber klingt es recht menschenfreundlich und gemüthlich, wenn man erwidert, so nebenbei, als „Nebenzweck" bleibe es doch immer gut und schön, an den nun einmal eingesperrten Gefangenen nach Kräften zu bessern. Warum nicht? Das ist am Ende allgemeine Menschenpflicht, die Jeder gegen seinen Nebenmenschen erfüllen soll, Jeder an seiner Stelle, der Herr gegen seine Dienstboten, der Richter, wo er Recht spricht, der Polizeibeamte, der für Ruhe, Ordnung, Sicherheit sorgt, weshalb nicht der Gefängnißbeamte gegen seine Gefangenen? So als „Nebenzweck" unklar gedacht läßt sich eben alles Denkbare mit einander vereinigen. So hat man in Wirklichkeit auf dem Gebiete der Freiheitsstrafen philanthropisch zu experimentiren angefangen, und schließlich hat die Philanthropie das Straf**recht** ausgetrieben. Man fand es in den herrschenden Strömun-

Digitized by Google

gen unserer Zeitläufe allerseits viel humaner, viel edler, menschenwürdiger, anmuthiger, zu bessern und zu bekehren, als zu züchtigen und zu strafen, man bedurfte geringerer Energie, Ausdauer und Rücksichtslosigkeit für jenes Werk der Liebe, als für diese Arbeit der Furcht, und so sind wir immer tiefer in den Sumpf weichlicher Rechtlosigkeit hineingerathen. Es ist einfach nicht wahr, wenn man jetzt die Sache so hinstellt, als sei der Besserungszweck ja immer nur Nebenzweck der Freiheitsstrafen gewesen. Nein, er ist thatsächlich bei uns der ganze und alleinige Zweck des Strafvollzuges geworden. In den Lehrbüchern des Strafrechtes hat man sich allerdings gehütet, das als Axiom auszusprechen, weil der Satz vor der Rechtsgeschichte, vor Vernunft und Wissenschaft nicht bestehen kann. Aber auch im Kreise der Doctrin läßt sich deutlich genug beobachten, wie die Bedeutung der Abschreckung in der Strafe, die mit dem Wesen des Strafübels absolut und untrennbar verknüpft ist, sich immer stärker verflüchtigt. Was aber mehr als die einflußlose Schulgelehrsamkeit zu besagen hat, die ganze moderne Richtung der Gefängnißreform, die gesammte geistige Anschauung unserer Gefängnißreformer, der Theoretiker, wie der Praktiker, ruhte innerlich so ausschließlich auf dem Gedanken, die Gefängnisse seien absolut als Besserungsanstalten umzugestalten, und die Ausmerzung aller peinigenden Verschärfungen der Haft, all' die großen bis zur Ermüdung abgehetzten Schlagworte von „Individualisirung des Strafvollzuges", „educatorischer" Aufgabe der Gefängnißdisciplin, waren so durchaus nur unter jener Voraussetzung verständlich, daß ich in den Versuchen, jetzt den Besserungszweck als Nebenzweck zu beschönigen, nur einen verschämten Rückzug erblicken kann. Mir kann das recht sein, wenn meine Gegner glauben, mich dadurch ins Unrecht zu setzen. Könnte ich mir je einbilden, auch nur soviel erreicht zu haben, daß man sich entschließt, Alles, was unmittelbar auf Besserung und Erziehung im Strafvollzuge abzielt, in die zweite Linie zurück zu stellen, so würde ich glauben, der Rechtsentwickelung des Vaterlandes einen nicht geringen Dienst geleistet zu haben. Dann mag man mich immerhin der Uebertreibung zeihen, daß ich von meinem Standpunkte aus den völligen Bruch mit den Besserungstendenzen verlange und, wie Sie sagen, das Kind mit dem Bade ausschütten will. Folgerichtig und für die schreienden Bedürfnisse der Gegenwart brauchbar halte ich auch heute noch allein die unbedingte Verwerfung aller philanthropischen Quacksalberei. Indessen will ich Niemandem, der in der Socialpolitik Kinderwärterinnen und Badefrauen als Muster vorsichtiger und vermittelnder Behandlungsweise empfehlen möchte, hierin allzu schroff entgegentreten.

Bedenklicher klingt der zweite Einwurf, den auch der von Ihnen so besonders gerühmte Gefängnißdirector Streng in seinem mir „aus der Fülle

Digitized by Google

seines Wissens und seiner Erfahrung" in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (1880, Beilage 23) ertheilten Non placet am nachdrücklichsten betont: daß nämlich der Abschreckungszweck der Strafen ein durch Geschichte und Erfahrung völlig überwundener Standpunkt sei. Herr Streng ist sich wenigstens darin consequent, daß er, wie alle Leute vom Metier, außerordentlich zufrieden mit dem Aste, auf dem sie sitzen und den sie sich nicht absägen lassen wollen, ohne ein „daneben" oder sonstigen Vorbehalt rund und kategorisch sein „Besserung ist der Zweck der Strafe" „über das Portal" seines modernen Gefängnisses schreibt. Denn, so belehrt er mich wiederum aus der Fülle seiner bajuvarischen Rechtsgeschichte, und so wiederholen Sie in wissenschaftlicheren Wendungen, mit drakonischem Terrorismus hat es die Strafgewalt im vorigen, wie im Anfange dieses Jahrhunderts hinreichend versucht, darauf ruhte der baierische Codex criminalis vom Jahre 1751, das baierische Gesetzbuch vom Jahre 1813, Feuerbach's ganzes System psychologischen Zwanges; es hat Alles nichts gefruchtet, auch damals klagte alle Welt über fortgesetzte Zunahme der Verbrechen, Räuber- und Gaunerbanden machten das Land unsicher, — was soll uns also die Rückkehr zu den unfruchtbaren Strafmitteln der Vorzeit! Wenn man das so hört, sollte man doch glauben, eines schönen vergangenen Tages hätten Staatsmänner, Gesetzgeber und Criminalisten die Entdeckung gemacht, mit der Abschreckung ist es nichts mehr, lassen wir es also des grausamen Spiels genug sein, versuchen wir es fortan mit dem Besserungszwecke, und so sei die Ablösung des einen durch das andere Strafensystem beschlossen worden. Wäre dem wirklich so, könnte ich mir immer noch mit der zwar trivialen, aber praktisch verständigen Einrede helfen: gut! wenn wir uns jetzt überzeugt haben, daß die Besserungsmethoden uns erst recht in die Irre und ins Verderben führen, dann bleibt nichts übrig, als die Probe noch einmal zurück zu machen, ob in einer geläuterten, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Wiederherstellung der alten Grundlagen des Strafrechtes nicht doch die Wahrheit noch am meisten enthalten ist. Indessen Ihnen gegenüber bedarf es keines Nachweises, daß die Sache sich nicht so zugetragen hat, wie Herr Streng es sich vorzustellen scheint. Niemals hat die Strafgesetzgebung irgend eines größeren Culturstaates mit Bewußtsein erklärt: fortan sollen die Freiheitsstrafen nicht mehr ein lediglich abschreckendes Strafübel sein, sondern den Zwecken der Besserung und Volkserziehung ganz oder nebenbei untergeordnet werden. Das Gegentheil ist wahr. Die deutsche Strafgesetzgebung, das glaube ich unwiderleglich nachgewiesen zu haben, steht in ihrem ganzen Systeme der Gradationen und Zumessungen der Freiheitsstrafen auch heute noch unverrückt ausschließlich auf dem Boden des in der Freiheitsentziehung enthaltenen, quantitativ unendlich theilbaren Strafübels. Die Gefängnißreformer mit wie ohne

Digitized by Google

Beruf, die Gefängnißtechniker von Profession, die ganze müßige Gesellschaft von philanthropischen Dilettanten, alle zucht- und autoritätsfeindlichen Tendenzen zerfließender Humanität, diese Elemente haben es zu Wege gebracht, daß allmählich, fast unmerkbar, nur durch die thatsächliche Gestaltung des Strafvollzuges, durch die thatsächliche Gestaltung modernisirter Gefängnißeinrichtungen der Besserungszweck sich eine souveräne Herrschaft erschlichen hat. Deutscher Idealismus mit seinen starken, wie mit seinen schwachen Seiten und deutsche Kleinstaaterei mit ihren gemüthlichen Affecten und experimentirenden Spielereien haben dann diese Herrschaft weiter getragen. Dadurch allein erklärt es sich, daß gerade in Deutschland eine so planlose Humanitätswirthschaft auf dem Gebiete der Freiheitsstrafen einreißen konnte, wie das in keinem andern Großstaate der Welt erhört ist. Und deshalb ist überall nicht davon die Rede, abgestorbene Formen und Bildungen des Strafrechtes der Vergangenheit mechanisch zu restauriren, sondern dem unverjährbaren Rechtstitel der staatlichen Strafgewalt, der in der Abschreckung und nur in der Abschreckung ruht, zu seiner legitimen Geltung wieder zu verhelfen, die nur durch kindische, muthwillige, täppische Hände verunstaltete Majestät des Staates von dem gleißenden, buntscheckigen, herabwürdigenden Aufputze humanitärer Lappen wieder zu befreien.

Alle allgemeinen culturgeschichtlichen Vergleiche zwischen einer etwas zurückliegenden Vergangenheit und der Gegenwart haben, sobald es sich nicht um greifbare Zahlen und Daten handelt, kaum irgend welchen praktischen Werth für die Lösung flagranter Probleme der Zeit. Daß man im vorigen und im Beginn dieses Jahrhunderts, als man in Deutschland das Abschreckungssystem im Strafrechte zwar nicht am härtesten, aber am doctrinärsten, bewußt methodischsten cultivirte, die Verbrechen nicht aus der Welt geschafft hat, ist gewiß. Geklagt über die zunehmende Verwilderung und Rechtsunsicherheit wurde damals, wie heute; besonders schlimm erschienen den Lebenden die Zustände während der wüsten Kriegsläufte des Revolutionszeitalters und der Napoleonischen Umwälzungen. Statistische Grundlagen der Vergleichung fehlen. Daß Alles, was aus jenen Tagen von Räubern, Dieben, Gaunern, Vaganten berichtet wird, an Umfang und Gefährlichkeit himmelweit zurückbleibt gegenüber unserer heutigen großstädtischen Verbrecherbevölkerung, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Wer mit einiger Unbefangenheit zu prüfen im Stande ist, wird ein schlagendes Beweisargument für die verhältnißmäßige Geringfügigkeit damaliger Criminalität schon in der ganzen Beanlagung der Criminalprocedur finden. Eine Proceßform von solcher Gründlichkeit, Umständlichkeit, Schwerfälligkeit, wie sie in den Tagen des alten Inquisitionsprocesses die Regel bildete, war nur denkbar, so lange die Untersuchungen wegen aller Capital- und eigentlichen Verbrechen zu den seltenen,

d by Google

außerordentlichen Rechtsactionen gehörten. Trotzdem der heute zur Bekämpfung krimineller Missethaten in Bewegung befindliche Apparat — Polizei, Staatsanwaltschaft, Richter, Gefängnißbeamte u. s. w. — nicht absolut, sondern relativ bemessen, gewiß das Zehnfache dessen betragen wird, womit man noch vor fünfzig Jahren in Deutschland ausreichte, möchte ich behaupten, daß das Hundertfache an Personal erforderlich sein müßte, wäre unser heutiger Criminalproceß noch in den alten schriftlichen Formen der General- und Specialinquisition, des artikulirten Verhöres u. s. w. befangen. Noch zu den Zeiten der altpreußischen Criminalordnung von 1805, wie sie bis 1849 den Strafproceß beherrscht hat, galt ein Einbruchsdiebstahl für eine so schwere Rechtsverletzung, daß der Inquirent bei Ordnungsstrafe angewiesen war, unter allen Umständen sich sofort persönlich an Ort und Stelle zu begeben, um den objectiven Thatbestand durch Augenscheinseinnahme gewissenhaft festzustellen (Paragraph 179, 180). Wie viel Dutzende von Untersuchungsrichtern würden heute in jeder großen Stadt erforderlich sein, um der Pflicht zu genügen! Man schlage in Berlin einmal die Criminalregister der Staatsanwaltschaft und der Polizeibehörden nach, und man wird finden, daß die schweren Diebstähle, die wegen Mangels jeglicher Anhaltspunkte für eine Strafverfolgung von vornherein gar nicht untersucht, sondern nur in Form eines kurzen Polizeiberichtes registrirt werden, jährlich Tausende betragen. Der alte Criminalproceß hat etwas von dem Charakter der alten Handwerksarbeit, langsam, immer in feste Regeln gebunden, sehr vorsichtig und sehr sorgsam, wenig leistend, aber das Wenige gründlich. Unser modernes Strafverfahren hat den Zug fabrikativen Großbetriebes, etwas mechanisch, aber schlank und rasch arbeitend, auf die Massenproduction des Verbrecherthums, die Massenfabrikation von Strafurtheilen berechnet.

So ließe sich noch ein Endloses mit Wahrscheinlichkeitsgründen hin- und herreden, käme es darauf an, einigermaßen exact festzustellen, was das vergangene, auf Abschreckung gegründete Strafensystem, und was die heutige Besserungsmethode in Wirklichkeit für Staats- und Rechtsordnung geleistet hat. Ich verzichte darauf, diese unfruchtbare Controverse fortzusetzen; nur auf einen Gesichtspunkt möchte ich nebenbei hinweisen, der für meine Auffassung von dem völlig verkehrten jener Gegenüberstellung alter und neuer Zeit nach den Strafzwecken entscheidend ist. Wäre es selbst keine unabweisbare Forderung des Rechtes, an dem Wesen der Strafe als Strafübel festzuhalten, und wäre es selbst erwiesen, daß vormals nicht fahrlässig, sondern mit bewußtem Wollen, und nicht bloß die barbarisch grausamen, sinnlos quälenden Formen, sondern das Princip der Abschreckung als solches verlassen worden sei, so wäre auch damit für die Bedürfnisse der Gegenwart gar nichts bewiesen. Die erste und die zweite Hälfte des neunzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts sind in den socialpolitischen Grundlagen deutscher Rechtsordnung tiefer von einander geschieden, als das ancien régime und das nachrevolutionäre Zeitalter in Frankreich. Als in unserm Vaterlande der religiöse Glaube und die Autorität der Kirche noch unerschüttert bestanden, als sittliche Zucht und Ordnung ihre mannichfachen festen Bindeglieder in zahlreichen Bildungen und Gliedern ständischer und corporativer Art besaßen, das Gefühl für Standesehre, bürgerliche Unbescholtenheit, makellosen Leumund lebendig, überall energisch reagirend und unmittelbar praktisch einwirkend die Luft erfüllte, konnte man sich unendlich leichter entschließen, auf die abschreckende Form der Strafmittel Verzicht zu leisten. Man konnte eher sich einer Täuschung darüber hingeben, daß das actuelle Strafrecht nicht lediglich auf die Motive der Furcht und des Schreckens zu gründen sei, da zahlreiche andere, kräftige und erprobte sittliche und sociale Beweggründe dem Verbrechen abschreckend entgegenwirkten. Heute ist diese Täuschung nicht mehr möglich. Ich bin kein Pessimist, und habe gar keine Neigung, die Dinge schwärzer zu malen, als sie sind. Aber die optimistische Schönfärberei ist mir freilich von ganzer Seele zuwider. Wie man eine gute Weile in dieser Welt gelebt, die entsetzlich zunehmende Verkümmerung von Religion und Kirchenthum, die volle demokratische Auflösung aller bestehenden Gesellschaftsformen, die sittliche Seuche der Socialdemokratie in Stadt und Land beobachtet haben kann, und doch dafür blind sein will, daß die Furcht vor der weltlichen Strafe das letzte ist, was wir der andrängenden Fluth grundsätzlicher Zucht- und Rechtlosigkeit entgegenzusetzen haben, verstehe ich nicht.

Und hier bin ich bei einem Punkte angelangt, wo die letzte Aussicht auf Verständigung zwischen uns schwindet. Denn es sind nicht mehr Differenzen in der concreten Auffassung der Dinge, es sind Disparitäten in den Grundwurzeln der Lebensanschauung und der Willensrichtung, die uns trennen. Sie halten an dem Glauben fest, „der Kern des Volkes ist gut geblieben,“ Sie getrösten sich dessen, daß „die Zucht des Hauses, der Familie, der Schule“ den Ursachen der auch von Ihnen nicht geleugneten bedenklichen Zunahme der Criminalität entgegenwirken müssen, die staatliche Strafgesetzgebung und Strafvollziehung aber absolut „ohnmächtig jenen Ursachen gegenüber“ sei. In alledem gehöre ich einer andern Confession an. Mir erscheint der Kern des Volkes an sich zum Guten wie zum Bösen gleich prädisponirt; nur sind, soviel ich erkennen kann, die Dämonen der Selbstsucht, Sinnlichkeit, Habgier heute so entfesselt, daß das Uebergewicht der Sünde zuneigt. Ich bin zwar völlig frei von dem Aberglauben in die Allmacht des Staates, und das staatliche Gesetz ist für mich durchaus nicht das höchste und das letzte Ideal unter den Gewalten des Himmels und der Erde. Wohl aber steht die Ueberzeugung in mir fest, daß, wie die Dinge in der Gegenwart liegen, menschlich

Digitized by Google

geredet, der letzte Rest sittlicher Zucht in unserm Volke verloren ist, sobald der Staat seinerseits im Kreise seiner richtenden und strafenden Gewalt statt mit entschlossenem Ernste und erbarmungsloser Strenge den Rechtsfrieden zu schützen, in Lässigkeit, Empfindsamkeit, feige Menschenfurcht verfällt. Es heißt für mich die Bedeutung der Strafgesetze in durchaus unzureichender Weise würdigen, wenn man, um die Nutzlosigkeit aller Abschreckungszwecke darzuthun, es als selbstverständlich hinstellt, daß jeder Uebelthäter, der ein Verbrechen auszuführen gewillt ist, immer der Strafe zu entfliehen hofft, und folglich niemals durch eine noch so abschreckende Strafe von seinem Vorhaben zurückgehalten wird. Mit solchen Raisonnements könnte man das Illusorische des gesammten Strafrechtes erweisen. Ist erst die Versuchung da, der verbrecherische Gedanke entwickelt, der rechtswidrige Wille in Bewegung, dann entzieht es sich freilich jeder Berechnung, ob und welche gegenwirkenden Kräfte überhaupt noch im Stande sind, die böse That innerlich wieder aufzuheben und äußerlich zu verhindern. Alles kommt vielmehr darauf an, die durch Strafgesetze befriedete Rechtsordnung so fest und ehern, mit so absoluter, durchgreifender, die Geister beherrschender Souveränetät zu stabiliren, daß schon die Versuchung, die Anwandelung, der Gedanke, sich dawider aufzulehnen, fest daniedergehalten wird, oder doch so selten als möglich zur Entwickelung gelangt. Dazu gehört, daß die Staatsgewalt gegen die äußeren wie gegen die inneren Feinde, also im Kriege wie im Frieden, Herr ist über Leib und Leben aller Volksgenossen, und mindestens im Princip keinerlei Schranken erduldet in der Wahl der Strafmittel, welche ihr zur Aufrechterhaltung des Rechtsschutzes nothwendig erscheinen. Eine Staatsgewalt, die erklären muß: ich habe kein Recht, mit dem Tode, mit körperlicher Pein zu strafen, ich bin überhaupt nicht legitimirt, zur Strafe Jemandem ein Leid zuzufügen, meine Befugniß geht nur dahin, hübsch säuberlich zu bessern und zu verzeihen, und die nach solchen Grundsätzen das Strafrecht gestaltet, eine solche für das Altentheil reife Staatsgewalt arbeitet verhängnißvoll den Mächten der Auflösung, Zersetzung, des nationalen Unterganges entgegen. Eine Strafart, die so eingerichtet ist, daß große Schichten des Volkes in ihr ein Uebel nicht mehr erblicken, weil sie nach der Enge und Gebundenheit ihres gewöhnlichen freien Daseins die bloße Entziehung der Freiheit als keine Entbehrung empfinden, die übrigen Existenzbedingungen im Gefängnisse aber für sie eher Anziehendes, als Abstoßendes haben — und so verhält es sich thatsächlich nicht mit einzelnen abnormen Subjecten, sondern mit der erheblichen Durchschnittsmasse heutigen proletarischen Verbrecherthums, mit der Mehrzahl unserer Diebe, Bettler, Vagabunden u. s. w. —, eine solche Strafart wirkt positiv demoralisirend und degenerirend auf die gesammte Rechtsordnung. Die Zucht des Hauses, der Familie, der Schule ist freilich ent-

Digitized by Google

scheidende Hauptsache für alle sittliche Volkserziehung, und der Staat vermag nicht allzuviel unmittelbar zur Kräftigung dieser Culturelemente, die den Menschen bei seiner Geburt empfangen und ins Leben einführen, mit seinen Mitteln beizutragen. Wohl aber vermag der Staat durch sein Beispiel und überall sichtbares Vorbild unendlich viel mittelbar, wie unmittelbar schädigend, verschlechternd, entsittlichend auf die Seele des Volkes einzuwirken. Wenn er selbst auf seinem Gebiete nicht mehr als gewaltiger Zuchtmeister voranschreitet, wird in Haus und Familie, Schule und Werkstätte Zuchtlosigkeit um so schneller und allgemeiner einreißen. Da auf Gottesfurcht unser Glaube und unsere christliche Kirche, auf Ehrfurcht alle gesittete Ordnung menschlichen Zusammenlebens gegründet ist, verlange ich allerdings auch von der weltlichen Strafgewalt des Staates, daß sie vor allen anderen irdischen Gewalten und in alle Wege gefürchtet sei! Diesen verzweifelt einfachen Satz so lebhaft, eindringlich, rückhaltslos, als es irgend in meinen Kräften stand, wieder einzuschärfen, war die ganze Aufgabe meiner Schrift. Alles Uebrige ist gleichgültiges Beiwerk. Wem aber solches Thema und seine Behandlungsweise antipathisch ist, wer darauf schwört, daß das Verhältniß zwischen dem Staate und seinen Unterthanen nur ein liebevolles, gemüthliches, anmuthiges sein und bleiben solle, der thut Unrecht, derartige Schriften, wie die meinige „gegen die Freiheitsstrafen", überhaupt zu lesen, und noch mehr Unrecht daran, sie zu kritisiren. Er wird sich nur die Stimmung verderben, hier und da vielleicht selbst in seinem Glauben an die Menschheit irre werden und, wie Sie in unserm Falle sehen, die Ungläubigen doch nicht bekehren. Der einzige Ersatz für soviel unerquickliche Mühe wird allenfalls die Zuversicht bleiben müssen, mindestens bei anderen den vermeintlich schädlichen Einfluß der Gegner discreditirt und die eigenen Gesinnungsgenossen in ihren überkommenen Ueberzeugungen ermuthigt zu haben. Nach den Ihnen bereits zu Theil gewordenen Beifallsbezeugungen der liberalen Presse zweifle ich nicht, daß dieser Erfolg Ihrer Gegenschrift nicht entgehen kann. Schließlich werden wir uns freilich beide bescheiden müssen, daß dafür, wie sich thatsächlich die öffentlichen Angelegenheiten in unserm Vaterlande gestalten werden, ob die deutsche Criminalpolitik der Zukunft sich mehr in Ihrem oder mehr in meinem Sinne fortbewegen wird, Ihre wie meine Worte nur geringen Einfluß auszuüben bestimmt sind. Darüber werden die unabweisbaren Bedürfnisse der Rechtsordnung, die sich befestigende oder lockernde Consolidation des Reiches, die Erstarkung oder Abschwächung des Staatsgedankens, der Staatsgesinnung, des Staatsegoismus in der Nation und manche andere fragwürdige Factoren, welche Auf- und Niedergang der Völker bestimmen, zu Gericht sitzen und die Entscheidung abgeben. Wenn mich nicht alle Zeichen der Zeit trügen, wird die Entscheidung kaum zu Gunsten Ihrer Anschauungen ausfallen, und

ich besorge, in einer nicht allzu fernen Zukunft wird ein guter Theil meiner von Ihnen so lebhaft bekämpften Behauptungen zu den Gemeinplätzen gehören, von denen man nicht mehr begreift, wie verständige Leute darüber streiten können. Mag dies nun Selbsttäuschung oder Ueberhebung von mir sein — jedenfalls ist damit die Auseinandersetzung zwischen uns an einen Punkt angelangt, über den hinaus die Discussion sich ins Leere verlieren muß. So lassen Sie mich denn mit dem Wunsche abbrechen, daß diese Zeilen, so leichtwiegend auch ihr Inhalt und so unbefriedigend ihr Abschluß ist, Sie doch in der Ueberzeugung nicht erschüttern mögen, daß nicht Rechthaberei und keine Abneigung, mich von Ihnen belehren und berichtigen zu lassen, mich auf meinem alten Standpunkte festhalten, der Zwiespalt unserer Meinungen vielmehr seinen tiefer zurückliegenden Grund auf dem Gebiete verschieden gearteter Weltanschauungen und Lebenserfahrungen hat, die zu dem Innersten des Menschen gehören, die mit jeder ausgeprägteren Individualität fest verwachsen sind und über die man mit einander nicht rechten darf.

Hamburg, im März 1880. O. Mittelstädt.

„Das goldene Kalb“ von Rudolf von Gottschall.*)

Rudolf von Gottschall's neuester Roman, dessen Name und allgemeine Tendenz an ein halbvergessenes Werk des Grafen von Benzel-Sternau erinnern, unterscheidet sich zu seinem Vortheile von seinem unmittelbaren Vorgänger, den „welken Blättern“, und wir halten es schon deshalb für eine Pflicht der Gerechtigkeit, an derselben Stelle, wo wir jenes frühere Werk einer abfälligen Kritik unterworfen haben, auch von dem späteren Notiz zu nehmen. Als ein Meisterwerk vermögen wir freilich, wie im Einzelnen näher zu begründen sein wird, auch „das goldene Kalb“ nicht zu betrachten, aber in einem wesentlichen Punkte überragt es „die welken Blätter“: es hat eine positive Idee, auf welche als auf ein letztes Ziel der ganze Verlauf der Erzählung hinarbeitet.

Jeder der drei Bände des Werkes enthält zwei Bücher; der Stoff ist gleichmäßig vertheilt und gelangt zu einem in formeller Hinsicht vollkommen befriedigenden Abschluß. Baron Ernst von Grünhausen, der durch den Tod seines Vaters zu einer vollständig unabhängigen Stellung gekommen ist, will, um sich den Vielen, die von ihm abhängen, wahrhaft nützlich machen zu können, die Verhältnisse des arbeitenden Volkes aus eigener Anschauung und

*) Das goldene Kalb. Roman in drei Bänden von Rudolf von Gottschall. Breslau, Eduard Trewendt. 1880.

Digitized by Google

in eigener dienstbarer Thätigkeit kennen lernen; indem er bei der Ausführung seines Planes verschiedene Uebergänge (vom Setzer zum Redacteur und zum Bureauleiter bei einem Juristen) durchmacht, nimmt er überall ein selbstsüchtiges und ein alle Thätigkeit beherrschendes materielles Streben, einen Tanz um das goldene Kalb wahr; schließlich verzichtet er, nachdem er durch sein abenteuerliches Verhalten in einen schweren Conflict mit seiner Familie gekommen und äußerster Gefahr nur mit Mühe entgangen ist, um volle Freiheit des Handelns zu behalten, zu Gunsten eines Vetters auf sein Majorat, und will auf dem ihm verbleibenden Allodialbesitz Arbeitergenossenschaften mit Antheil am Gewinn bilden und so neben dem ihm durch die Geburt verliehenen Adel des Wappens auch den höheren Adel der Gesinnung bewähren.

Der in dieser Fabel niedergelegten Idee fehlt es nicht an einem idealen Zuge, wohl aber, wie sich nicht verkennen läßt, an Natürlichkeit und Folgerichtigkeit. Baron Ernst könnte eben dasselbe, was er jetzt nach seinem noch dazu so kurzen Incognitoaufenthalte in der Arbeiterwelt thut, auch ohne einen solchen auf Grund der schon vorher bei ihm vorhandenen Anschauungen thun; daß er sich in der Ueberzeugung befestigt, daß das Trachten nach materiellem Gewinn in der Welt eine bedeutende Rolle spielt, kann auf den später von ihm ausgeführten Plan der Einrichtung von Arbeitergenossenschaften kaum einen Einfluß üben; auch nach seinem Verzichte auf das Majorat, dessen Nothwendigkeit nicht gerade einleuchtet, bleibt Ernst in so glänzenden Verhältnissen, daß man in seiner Entsagung kaum ein großes Opfer zu erblicken vermag. Aber auch in den Einzelheiten findet sich vieles Unwahrscheinliche. Wie kann der Baron daran denken, so nahe bei seinen Besitzungen unerkannt ein Incognitodasein als Arbeiter führen zu wollen, wie kann ihm überhaupt ein so abenteuerlicher Gedanke, dessen Unausführbarkeit auf der Hand liegt, in den Sinn kommen? Der Dichter läßt erst sehr spät und sehr vereinzelt Hindernisse auftreten, welche das Incognito zu zerstören drohen, in Wahrheit muß man annehmen, es habe nicht drei Tage bestehen können. Der Gegensatz, welcher in Manieren und Lebensgewohnheiten zwischen einem Arbeiter und einem Mitgliede der Aristokratie vorhanden ist, muß sehr bald einen derartigen Plan zu nichte machen. Seltsam und von überraschender Schnelligkeit sind auch die Uebergänge von der Thätigkeit als Setzer zu derjenigen als Redacteur und dann wieder zu der viel untergeordneteren und abhängigeren als Hilfsarbeiter bei dem Advocaten Renee, merkwürdig unklar das Verhältniß Ernst's zu dem letzteren und eigentlich nicht begreiflich, wie es sich überhaupt hat bilden können, so lange man dem Baron nicht den Vorwurf der Heuchelei und der absichtlichen Vertrauenserschleichung machen will. An letztere streift freilich mehr oder weniger das ganze Versteckspiel des Barons und es ist ein feiner Zug der Dichtung, daß den Helden sein wunderlicher Weg zuletzt vor-

Digitized by Google

übergehend ins Irrenhaus führt und er dort für seine Thorheit büßen muß. Eine in mancher Beziehung unwahrscheinliche Gestalt ist ferner Sintenis, der Erzieher und Freund Ernst's. Allerdings ist seine pessimistische und materialistische Lebensanschauung durchaus begreiflich gemacht und in folgerichtiger Entwickelung zur Darstellung gebracht, aber wohl muß man an der Möglichkeit zweifeln, daß eine derartige Persönlichkeit einen so wenig unheilvollen Einfluß auf ihren Zögling ausgeübt habe, daß der Idealismus Ernst's in solcher Schule herangereift sein sollte. In ganz ähnlicher Weise bewahrt Leonore von Halden, die spätere Gattin des Barons, unter den verruchtesten Einflüssen und Vorbildern eine wunderbare Reinheit. Den Charakter des Abenteuerlichen und Unwahrscheinlichen haben endlich auch eine Reihe von Erfindungen, vermittelst deren sich die Handlung weiter bewegt: so ein Theil der Vorgänge beim Hochzeitsfeste am Ende des ersten Bandes, die Geschichte der Margarethe und vor Allem, um nur noch eins zu nennen, das Exil des Doctor Pernitzsch sammt seiner gewaltsamen Beendigung. Diese und ähnliche Dinge erscheinen nicht als die natürlichen Erzeugnisse einer fruchtbaren und voll ausgebenden Phantasie, sondern als die mühsam gewonnenen Resultate eines unkünstlerischen Sinnes auf glänzende Effecte, und den Dingen selbst, wie den Personen, von denen sie erzählt werden, haftet der Charakter des Künstlichen und Gesuchten an. Nur ein paar Figuren geben sich natürlicher und haben natürlichere Erlebnisse, wie z. B. der Baron Rudolf von Grünhausen, der in seiner Harmlosigkeit sogar einen Anflug von komischer Art hat, Alma von Sommerfeld, die einen angenehmen Gegensatz zu Anna von Starken bildet, und endlich Lieschen, in der wir trotz der auch bei ihr hin und wieder angewandten starken Färbung die psychologisch begreiflichste und in ihren ersten Anfängen auch liebenswürdigste Gestalt der Dichtung sehen möchten.

Schon die übergroße Menge der Personen und das zu reiche Maß von einander sich drängenden kleinen Verwickelungen und Handlungen sind einer echt künstlerischen und liebevollen Ausgestaltung des Einzelnen, sowie einer consequenten und in das Wesen der Einzelgestalt sich versenkenden Charakterzeichnung hinderlich gewesen. Und dabei stehen fast alle Personen der Dichtung nur auf der einen Seite des Lebens, für welche das Streben nach Genuß und Gewinn das Evangelium, der Tanz um das goldene Kalb der Ausdruck ihres innersten Verlangens ist; die entgegengesetzte Auffassung vertreten außer Ernst nur sehr wenige und vollends keiner, auch Ernst nicht, in klarer und der Würde und Bedeutung der Sache entsprechender Weise. In Folge dieser ungleichen Vertheilung von Licht und Schatten erscheint die ganze im Roman zur Darstellung gelangende Welt als eine nur Verderben zu zeitigen fähige und selbst dem Verderben geweihte, der gegenüber die optimi-

Digitized by Google

stische und idealistische Anschauung Ernst's, deren Vorhandensein sich doch bei aller ihrer Unbestimmtheit und Farblosigkeit nicht leugnen läßt, etwas Unbegreifliches und Haltloses bekommt; in noch viel höherem Grade gilt das natürlich von so schwächlichen Gestalten, wie dem Doctor Pernitzsch und dem alten Corrector; doch soll nicht bestritten werden, daß die Zeichnung des letzteren einen nicht unangenehm humoristischen Beisatz hat. Der oben erwähnte Schaden hat noch einen andern nach sich gezogen: der Hintergrund, wie er in den Berichten vom Setzerstrike, von der Gründung Renee's, von der Haltung der Presse und insbesondere ihrer Handhabung der literarischen Kritik in sonst sehr anerkennenswerther Weise gegeben ist, weist ebenfalls gar zu dunkle Farben auf und giebt kein wahrheitsgetreues Abbild von unserm bei allen Leiden und Schwächen so reich gesegneten und innerlich so gesunden modernen Leben; kaum eine einzige erfreuliche Lebensrichtung, kaum eine einzige reinere Lebenssphäre werden dem Leser vorgeführt und auch insofern geht die am Ende des Werkes zur Geltung kommende Idee nicht aus einer folgerichtigen Entwickelung hervor. Eben deswegen darf man sich auch nicht wundern, wenn der Inhalt der Gespräche fast unausgesetzt ein kritischer und negativer ist; dagegen macht sich ein anderer, in den „welken Blättern" so stark hervortretender Fehler, daß sich nämlich die Gespräche zu weit von dem durch die Handlung hervorgerufenen Ideengange entfernen und sich in Erörterungen über die entlegensten Dinge verlieren, hier weniger bemerkbar. Der sprachliche Ausdruck ist, um auch davon noch ein Wort zu sagen, in dem jüngeren Werke weit correcter, von einer gewissen Manierirtheit hält er sich allerdings nicht immer frei.

Sonach läßt sich freilich nicht leugnen, daß man, wenn man den Gesammteindruck des Romanes mit kurzen Worten bezeichnen will, auch diesmal wieder von einem Zuviel an Künstelei und Effecthascherei und einem Zuwenig an einer aus wirklich schöpferischer Kraft hervorgegangenen Kunst reden muß, aber immerhin fühlt man sich eher angezogen als abgestoßen und muß rückhaltslos anerkennen, daß im Vergleich mit dem früheren Werke die Composition geschlossener, die Idee positiver und gehaltvoller ist. „Ich habe die Pflicht der Arbeit," sagt Ernst am Schlusse, „vertheidigt in den Kreisen, welche ihr Losungswort entweihen und nach bequemem Müßiggange trachten; jetzt vertheidige ich ihr gutes Recht und will als einer von ihnen mit ihnen zusammenstehen, zusammenschaffen. Der Adel des Wappens verpflichtet zum Adel der Gesinnung, und aus dem Adel der Gesinnung allein geht die Wiedergeburt der Welt hervor."

Edm. Fritze.

Digitized by Google

Die englischen Wahlen.

Seit langen Jahren hat kein Ereigniß die politischen Kreise Europas so verblüfft und vollständig rathlos gemacht, wie der Ausgang der englischen Parlamentswahlen. Noch am Vorabend derselben wußte es niemand anders, als daß die Partei einen glänzenden Sieg erringen werde, welche am nächsten Tage eine beinahe schimpfliche Niederlage erlitt. Und nun nach vollzogenen Wahlen tappt Jedermann im Dunkeln über die Ursachen des überraschend großen Erfolges der liberalen Partei. So viele und so verschiedenartige Gründe werden dafür angeführt, von der Unbeliebtheit des Feldzuges in Afghanistan bis zum Aerger über die angebliche Begünstigung der Kneipen durch das Toryministerium, daß man deutlich erkennt, über den wahren Hergang der Dinge herrsche noch nirgends Klarheit. In der That gewinnt die Erklärung immer mehr Anhänger, es wäre bei den Wahlen einfach wie bei einem Hazardspiele zugegangen. Nachdem die Leute lange Zeit auf noir gesetzt, hätten sie zur Abwechselung einmal rouge bevorzugt. Vielleicht hören wir noch, daß die Parlamentswahlen als eine Art Derbyrennen aufgefaßt werden, bei welchen es wesentlich auf die Befriedigung der Wettleidenschaft ankommt. Jedenfalls stehen wir vor einer vollendeten Thatsache und müssen in den nächsten Jahren mit einem liberalen englischen Ministerium rechnen. Welche Wege dasselbe in der innern Politik einschlagen, ob es die Erweiterung des Wahlrechtes, die Reform der kirchlichen Verfassung u. s. w. kräftig fördern wird, kümmert uns erst in zweiter Linie. Bedenklich lauten die Nachrichten von der namhaften Verstärkung der radikalen Partei im Parlamente. Von allen radikalen Parteien Europas huldigen die englischen Radikalen am schärfsten einer eigensinnigen doctrinären Richtung; selbst den leisesten Schein idealen Schwunges weisen sie in schroffer Weise zurück. Für die friedliche Entwickelung der westeuropäischen Staaten erscheint es gewiß nicht gleichgültig, wenn die radikalen Elemente, nachdem sie in den romanischen Ländern bereits zu großer Macht emporgestiegen sind, nun auch in England Kraft und Einfluß gewinnen sollten. Doch das sind spätere Sorgen. Zunächst kümmert uns die Stellung, welche die siegreiche liberale Partei zu den schwebenden Fragen der äußern Politik wahrscheinlich einnehmen wird. Ginge es genau nach den Worten und Wünschen Gladstone's, des gegenwärtig mächtigsten Mannes in England, so müßte man als erste Action des neuen Ministeriums den Widerstand gegen die Ziele des deutsch-österreichischen Bündnisses und besonders eine feindselige Politik gegen Oesterreich erwarten.

Wer erinnert sich nicht der überschwenglichen Lobpreisung, welche der Toryminister Salisbury dem deutsch-österreichischen Bündnisse spendete und

der groben Angriffe Gladstone's auf den österreichischen Kaiser? Unvergessen ist auch die Behauptung Gladstone's, daß die Balkanhalbinsel ausschließlich den Balkanvölkern gehöre und keine Macht Europas die südslavischen Stämme an ihrer politischen Constituirung hindern dürfe. So gar hitzig, wie es Gladstone's Reden im letzten Jahre vermuthen ließen, wird nun wohl das liberale Ministerium nicht vorgehen. Gerade in der äußern Politik eines jeden Großstaates herrscht eine Continuität, welche von allen regierungsfähigen Parteien beachtet werden muß. Das liberale Ministerium wird gewiß nicht den Berliner Vertrag kündigen, Gladstone wird nicht mit Gortschakow sofort ein Liebesduett anstimmen oder sich mit einer Sheffielder Klinge und einem Birminghamer Helm wappnen, um die österreichischen Soldaten aus Bosnien hinauszujagen. Wir fürchten nicht die unmittelbare Thätigkeit des liberalen Cabinetes; sie wird sich von der schwächlichen Politik der Toryregierung am Anfange der letzten Orientkrisis blutwenig unterscheiden. Desto stärker besorgen wir aber, daß durch bloßes Gehenlassen mannichfache Keime zu politischen Unruhen aus dem Boden des Orientes herauskriechen und wie Unkraut sich verbreiten werden. Wir maßen uns nicht an, die Gedanken der Cabinete über die wahrscheinlichen Pläne und Ziele des bevorstehenden liberalen Ministeriums in England zu kennen. Genau sind wir aber über die Schlüsse unterrichtet, welche auf der Balkanhalbinsel von Führern und Agitatoren aus dem Sturze der Toryregierung gezogen werden, und mit Sicherheit können wir die Hoffnungen errathen, welche auf den Sieg der englischen Liberalen von Bulgaren, Serben und Griechen gesetzt werden. Auf die erste Kunde von dem Ausgange der Parlamentswahlen wurden hier überall laute Glückwünsche ausgewechselt: „Nun haben sich die Engländer wieder die Ohren mit Baumwolle verstopft, nun können wir ungehindert unsere Befreiungskämpfe fortsetzen. Die österreichische Regierung, welche allein uns einen Riegel vorzuschieben im Stande wäre, wird nicht blos durch Rußland, sondern auch durch England zurückgehalten. Dieses wird uns keine Hilfe leisten, uns aber gewähren lassen und durch rechtzeitige Einsprache dafür sorgen, daß nicht der letzte Rest von Kraft in Konstantinopel gegen uns aufgeboten wird." In Serbien wie in der Bulgarei und in Griechenland ist es nicht unbemerkt geblieben, daß die englischen Handelsinteressen mit den österreichischen auf der Balkanhalbinsel überall feindlich zusammenstoßen.

Die Eisenbahnverhandlungen mit Serbien wären in Wien zu einem rascheren Abschlusse gekommen, wenn nicht Serbien an England einen geheimen Rückhalt besessen hätte. Waren schon zur Zeit eines Toryministeriums die wirthschaftlichen Interessen ein Hemmschuh für das offene und ehrliche Zusammengehen mit Oesterreich, wie viel schwerer werden sie unter der Regierung einer Partei in die Wagschale fallen, deren Mitglieder von allen

Digitized by Google

Göttern den Baumwollengott am eifrigsten verehren sollen. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Serbien, obgleich schon abgeschlossen, doch noch in der letzten Stunde empfindliche Störungen erlitten, noch weniger uns überraschen, wenn wir in der nächsten Zeit von stärkeren Räuberbanden, von vermehrter Unsicherheit in Bosnien, von neuen Reibungen der Pforte mit Griechenland hörten. Sind doch die Zustände in dem bulgarischen Fürstenthume, insbesondere aber in dem seltsamen Gebilde, welches auf den Namen Ostrumelien getauft wurde, in Wahrheit aber das Reich des souveränen Blödsinns heißen sollte, so gespannt und geradezu unhaltbar, daß wenig dazu gehört, um alles wieder in Fluß und in Frage zu bringen. Wie sich Oesterreich dazu verhalten wird, erscheint zur Zeit noch völlig unklar, wahrscheinlich auch der Wiener Regierung selbst, die sich im Reichstage auf Parteien stützt, welche die politische Selbständigkeit der südslavischen Stämme um jeden Preis begünstigen und für die Errichtung einer Oesterreich feindlichen Macht an seiner Südgrenze geradezu schwärmen. Es ist wohl noch nicht dagewesen, daß eine Regierung ihre Stärke in einer Partei findet, welche offen auf die Schwächung und den langsamen Verfall des Staates losarbeitet. Das trifft aber jetzt thatsächlich in Oesterreich zu. Das Bewußtsein, daß die Occupation Bosniens in Oesterreich selbst bei der gegenwärtig herrschenden Partei auf grimmigen Widerstand stößt, hindert das Wiener Ministerium, muthig die Consequenzen der Occupation zu ziehen und weitere Schritte zu wagen. Der gegenwärtige provisorische Zustand duldet aber keine lange Dauer mehr, wird vollends unhaltbar, wenn sich England offen zum Protector der Bulgaren, Serben und Griechen aufwirft. Gern wird Rußland dem liberalen englischen Ministerium den Ruhm gönnen, die politische Emancipation der christlichen Stämme auf türkischem Boden durchgesetzt zu haben. Ihm kann es gleichgiltig sein, auf welchem Wege seine politischen Ziele erreicht werden, es liegt sogar in seinem entschiedenen Vortheil, daß es sich selbst dabei im Hintergrunde hält und den Schein der Uneigennützigkeit wahrt. Man vergißt in Westeuropa nur zu sehr, daß Rußland die einzige Macht ist, welche unbeschadet seinem Ansehen unter den orientalischen Christen unter Umständen auch für die Mohamedaner eintreten kann. Wenn eine andere Macht den Anhängern des Korans das Wort spricht, oder selbst auch nur die dürftigsten Menschenrechte ihnen zuerkennt, so gilt sie als christenfeindlich und wird verflucht. Der Vater der Christen, der russische Czar allein, steht so fest als das natürliche Oberhaupt vor der Seele eines jeden Orthodoxen, daß, wenn er einmal den Mohamedanern Duldung gewährt, dieses einfach als eine That der Nothwendigkeit oder der Klugheit aufgefaßt wird. Und so können wir es noch erleben, daß Rußland als Freund und Beschützer der Pforte auftritt, aber erst nachdem England die Theilung der

Digitized by Google

Türkei recht weit geführt und die Machtlosigkeit und vollkommene Unschädlichkeit der Pforte sich klar herausgestellt hat. Wir können es sogar noch erleben, daß durch russische Agenten — und Rußland besitzt zahlreiche und leider überaus kluge — in Asien England als der Hauptfeind des Islam geschildert und gepredigt wird. Ob man es sich in den leitenden Kreisen Londons überlegt hat, daß es kein Meisterstück der Weisheit bildet, in Europa eine Politik zu treiben, welche in Asien nothwendig den Fanatismus aller Mohamedaner entflammen muß? Wir hoffen es und wünschen überhaupt, daß nicht später ein Augenblick kommt, in welchem es heißen wird: niemals ist der Weltfriede in so leichtsinniger und schnöder Weise bedroht worden als durch die englischen Wahlen im Frühling 1880. A. S.

Aus dem deutschen Reichstage.

Mitten in die ersten Berathungen des Reichstages nach beendeten Osterferien fiel die überraschende Kunde von dem Entlassungsgesuche des Reichskanzlers, so vollständig überraschend für alle Kreise, daß z. B. auch die dem Reichskanzler am nächsten stehenden Reichstagsmitglieder erst am späten Abend von der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" an verborgener Stelle enthaltenen und von den Meisten übersehenen Notiz Kenntniß erhielten. Nur Wenige wollten glauben, daß das Entlassungsgesuch seinen alleinigen Grund in der gegen den preußischen Vorschlag erfolgten Abstimmung des Bundesrathes über die Quittungsstempelsteuer haben könne. Denn um die Cabinetsfrage zu stellen, dazu scheint doch in der That dieser Gegenstand allzusehr eine Bagatelle zu sein, und sehr oft schon sind preußische Vorschläge im Bundesrathe in der Minorität geblieben, wie Bismarck z. B. im vorigen Jahre in Bezug auf die neuen Zölle klagte, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, daraus eine Cabinetsfrage zu machen. Man suchte deshalb nach anderen, nicht ausgesprochenen Gründen für das Entlassungsgesuch, und vermuthete sie besonders in dem Umstande, daß Bismarck's auswärtige Politik namentlich Rußland gegenüber sich nicht der vollen und uneingeschränkten Billigung und Unterstützung des kaiserlichen Herrn zu erfreuen habe. Auch heute, wo die ablehnende Cabinetsordre des Kaisers veröffentlicht ist und den Grund des Entlassungsgesuches wie der Ablehnung klar und offen angiebt, giebt es noch Zweifler, die meinen, daß hinter diesem Vorhange noch andere Differenzen verborgen und ausgeglichen sein könnten. Für uns müssen solche Zweifel gegenüber dem klaren und unzweideutigen Ausdrucke der kaiserlichen Cabinetsordre verstummen. Daß indeß das Publikum nicht unberechtigt war, wenn es in der bundesräthlichen Abstimmung keinen ausreichenden Grund für das

Digitized by

Entlassungsgesuch finden wollte, und deshalb noch andere unausgesprochene Gründe vermuthete, das bestätigt die ablehnende Cabinetsordre voll und ganz, indem sie erklärt, daß diese Abstimmung im Bundesrathe kein Motiv für eine Entlassung des Reichskanzlers abgeben, sondern nur der Anlaß sein könne, daß der Kanzler geeignete Anträge auf Abhilfe für die Zukunft an den Kaiser und den Bundesrath richte. Wir hoffen, daß die diesmalige Kanzlerkrisis, deren allzuhäufige Wiederkehr ein bedenkliches Zeichen ist, damit erledigt ist und daß die Sache damit in die richtige und natürliche Bahn organischer oder geschäftsmäßiger Abänderungen hinübergelenkt wird. Ob der Bundesrath selbst seinen jetzigen Beschluß zurücknehmen oder modificiren wird — (die Geneigtheit oder vielmehr Sehnsucht darnach scheint in den erschrockenen Gemüthern kleinstaatlicher Vertreter vollständig vorhanden zu sein) —, ist dabei von untergeordnetem Werthe, denn darin läge keine Abhilfe für die Zukunft. In dieser Beziehung fragt es sich, ob eine Verfassungsänderung bezüglich der Stimmenvertheilung im Bundesrathe eintreten soll oder nur eine Aenderung der Geschäftsordnung für den Bundesrath. Bei der jetzigen Abstimmung klagte man, daß Preußen, Baiern und Sachsen mit 33 Millionen Einwohnern majorisirt worden seien durch die Kleinstaaten mit 7½ Millionen Seelen. Diesem Mißverhältnisse kann aber im Bundesstaate keine Verfassungsänderung bezüglich der Stimmenvertheilung gänzlich abhelfen. Denn die Bevölkerungsziffer allein kann im Bundesstaate den Maßstab für die Stimmenvertheilung nicht abgeben; sollte in unserer bundesstaatlichen Reichsverfassung dies versucht werden, so müßte Preußen, das beinahe drei Viertel der ganzen Bevölkerung umfaßt, auch drei Viertel der Stimmen haben, dann wäre also von einer Abstimmung nicht mehr die Rede, und überhaupt nicht mehr von einem Bundesstaate. Eine solche Stimmenvertheilung, die ausschließlich auf die Bevölkerungsziffer basirt sein sollte, wäre eine radikale Verfassungsänderung, die weder im Bundesrathe noch im Reichstage auf Zustimmung zu rechnen hätte. So lange überhaupt der Bundesrath Beschlüsse nach Stimmenmehrheit faßt, an die der Kanzler gebunden ist, so lange kann auch der Fall vorkommen, daß diese Stimmenmehrheit gegen die Ansicht des Kanzlers ausfällt, wie dies denn in der That schon sehr häufig der Fall gewesen ist. Darin an sich sehen wir kein Unglück. Bedenklich wird die Sache erst, wenn eine solche Coalition der Stimmen die Regel bilden sollte, daß die Minorität Deutschlands, das heißt jene 7½ Millionen, über die Majorität von 33 Millionen immer die Stimmenmehrheit gewönne oder daß auch nur in einzelnen vitalen Fragen dieser Fall einträte. Wir glauben nicht, daß bis jetzt das Verhältniß sich so gestaltet hat, aber der jetzige Abstimmungsfall zeigt, daß es sich doch so gestalten kann, daß in der That auch innerhalb unserer Reichsverfassung der zwerghafte Particularismus einen hemmenden und nach-

Digitized by Google

theiligen Einfluß auf deutsches Leben entwickeln kann. Insofern mag das Entlassungsgesuch des Kanzlers als ein berechtigtes memento gelten für den Particularismus, dem der Kamm etwas geschwollen war, und der anfing, seine bundesstaatlichen Befugnisse weit auszudehnen über das Maß der ihm inne wohnenden Lebensfähigkeit. Niemand kann bezweifeln, daß dies eine wunde Stelle in unserer Verfassung ist, es ist die nothwendige Folge der bundesstaatlichen Verfassung, deren Natur es mit sich bringt, daß jedem Mitgliede eine freie Entschließung, das heißt ein Stimmrecht eingeräumt werden muß, ohne daß der Umfang dieses Stimmrechtes mit der Bevölkerungsziffer und den Machtverhältnissen der einzelnen Staatenmitglieder in völligen Einklang gebracht werden kann. Verfassungsparagraphen allein können gegen möglichen Mißbrauch in dieser Beziehung nicht schützen. Das Uebergewicht der mächtigen Persönlichkeit des Reichskanzlers gewährte bisher wohl einen genügenden Schutz in allen wichtigen Fällen (zu den wichtigen können wir den vorliegenden nicht rechnen). Was soll aber geschehen, wenn diese mächtige Persönlichkeit einmal nicht mehr da ist? Dafür Vorsorge zu treffen, dazu mag der jetzige Fall wohl Anlaß geben. Wir glauben aber, daß dazu Verfassungsänderungen nicht nöthig sind, sondern nur Abänderungen der Geschäftsordnung des Bundesrathes. Seine eigene Autorität verlangt, daß er nicht zur Gesandtenconferenz herabsinke, in welcher den größeren Theil des Jahres einzelne Staaten aus Sparsamkeitsgründen gar keine eigenen Vertreter haben, sondern ihre Stimmen dauernd von Einem Gesandten führen lassen, der dann, wie jetzt geschehen, ein Dutzend Stimmen in sich vereinigen und damit allerdings in der unnatürlichsten Weise Preußen majorisiren kann. In dieser Richtung war wohl unleugbar ein Mißverhältniß im Bundesrathe eingetreten. Wenn in dieser Beziehung die Kanzlerkrisis einige Heilung bringt, so hätte sie einen bei ihrer kurzen Dauer immerhin erfreulichen Erfolg, und das beste an ihr war ihr rascher Verlauf, Dank der raschen Entschließung des Kaisers. Das Entlassungsgesuch des Kanzlers datirt vom 6. April, die ablehnende Antwort des Kaisers vom 7. April. Wie könnten wir aber auch das welterschütternde Ereigniß einer Kanzlerkrisis auf dem bagatellen Hintergrunde einer Differenz über Bestempelung von Postanweisungen vertragen in einem Augenblicke, wo die kurzen Osterferien des Reichstages so überraschende Veränderungen im innern Staatsleben der Westmächte hervorriefen, die doch nicht ohne alle Rückwirkung bleiben können auf unsere deutschen Verhältnisse, sowohl in unseren Beziehungen zum Auslande, wie rückwirkend in unserer innern Entwickelung.

Der überraschende Wahlsieg in England — in seiner Ausdehnung überraschend für Sieger und Besiegte in England, wie für ganz Europa, wenn es auch hinterdrein weise Männer giebt, die das vorausgesehen zu haben be-

Digitized by Google

haupten — wird zwar wohl keinenfalls die Folge haben, daß das künftige Whigministerium, möge nun Gladstone darin eine amtliche Stellung einnehmen oder nur in unverantwortlicher Stellung es beeinflussen, die bisherige auswärtige Politik Lord Beaconsfield's vollständig verließe. Hartington's neueste Wahlreden mit ihren bedeutenden Schwenkungen im Augenblick, wo die bisherige Opposition die Verantwortlichkeit der Staatsruderführung übernehmen soll, bekunden schon deutlich, daß der Scenenwechsel nicht die auswärtige Politik, sondern nur die innere Politik betreffen soll. Die äußere Politik unausgesprochener Maßen höchstens in so weit, als die kraftvolle Initiative, die unmittelbare Einwirkung auf die europäischen Welthändel, die Disraeli nach langer Pause wieder in die englische Politik eingeführt hatte, wieder Platz machen soll einer von den Welthändeln sich zurückziehenden insularen Baumwollpolitik, die die Beziehungen der Völker zu einander nur mit dem stets kurzsichtigen Blicke der Börse zu betrachten versteht, eine Anschauung, deren Wirkungen wir in dem jetzigen Wahlsiege zu erkennen glauben, und zwar mit Bedauern als ein Symptom des Alterns des englischen Volksgeistes. Aber wenn auch, wie gesagt, das künftige Whigministerium den Berliner Friedensvertrag nicht auf den Kopf stellen und weder in der Türkei, noch in Asien eine wesentlich andere Politik als die Tories befolgen wird, so liegt doch für Deutschland die Wirkung dieses Wahlsieges schon darin, daß man in Rußland an solche Systemänderung glaubt, daß dort der Panslavismus glaubt, in einem englischen Whigministerium einen Verbündeten zu haben, der ihm erlaubt, die russische Orientpolitik nach dem Muster des Vertrages von St. Stefano wieder aufzunehmen und Deutschland und dem deutsch-österreichischen Bündnisse gegenüber, dem ja Gladstone in einer kaum zu überbietenden Weise sich feindlich gegenüberstellte, eine andere und drohendere Stellung einzunehmen als bisher. Diese Wirkung zeigt sich ja deutlich in dem Jubel der russischen Presse über den englischen Wahlsieg der Whigs, der offen bezeichnet wird als das Zeichen, daß nun freie Bahn geschaffen sei für die Theilung der täglich ihren Marasmus stärker bekundenden Türkei zwischen Rußland und England. Wenn es, wie wir fest glauben, für Deutschland ein vitales Interesse ist, daß Oesterreich in den Donauprovinzen einen überwiegenden Einfluß behaupten müsse, so würde, wenn diese russischen Folgerungen aus dem englischen Wahlsiege begründet wären, schon darin eine wesentliche Einwirkung auf die Stellung Deutschlands gegenüber der Weiterentwickelung der russischen Orientpolitik erkennbar sein. Wenn aber auch, was wir mehr anzunehmen geneigt sind, die russischen auf den englischen Wahlsieg berechneten Hoffnungen auf Täuschungen beruhen, so sind sie doch vorhanden und steigern die russische Gereiztheit gegen Deutschland und zwingen uns zu fortgesetzten Schutzmaßregeln dagegen, ebenso wie Oesterreich

Digitized by Google

beunruhigt wird durch die Steigerung italienischer Begehrlichkeit, die sichtbar durch den englischen Wahlsieg hervorgerufen worden ist in dem Lande, das weniger durch eigene Kraft als durch den Streit der Nachbarn Gewinn zu ziehen weiß.

Wie in England der Wahlsieg der Whigs in die Osterferien fiel, so in Frankreich die Maßregeln der Regierung gegen die römisch-katholischen Congregationen, das heißt gegen die von den Jesuiten beherrschte römische Curie. Wir wollen hier keine Conjecturen machen über den muthmaßlichen Ausgang dieses Culturkampfes der französischen Republik in einem beinahe ausschließlich katholischen, jedenfalls aber von ganz römisch-katholischem Geiste beherrschten Lande, ein Culturkampf, der sich dort ganz anders gestalten muß, als in dem überwiegend protestantischen Deutschland, und dessen weiterer Verlauf nicht unwahrscheinlich der radikalen, Deutschland feindlichen Partei den Weg zum ganzen, anstatt bisher halben Einfluß ebnen kann, und damit wäre ja der Einfluß dieser französischen Wendung auf unsere deutschen Geschicke am unmittelbarsten klar gelegt. Für den Augenblick liegt eine andere Einwirkung auf deutsche Verhältnisse nahe. Ist die römische Curie augenblicklich in Frankreich so gefährlich engagirt, so wird sie geneigter sein, ihren Frieden mit dem deutschen Reiche auf billigere Bedingungen zu machen. Das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn, den wir nicht von der Hand weisen wollen. Jedenfalls liegt darin der Beweis, daß diese französische Wendung von unmittelbarem Einfluß ist auf unsere innere deutsche Entwickelung. Befriedigen können wir römische Forderungen nie, aber solchen Waffenstillstand schließen, der kein staatliches Hoheitsrecht preis giebt, das liegt ja nach allen Seiten hin in unserm höchsten Interesse. Es kommt nur darauf an, daß die Staatsgewalt dabei mit der erforderlichen Festigkeit und Klugheit verfährt, um nicht unversehens in neue Abhängigkeit zu gerathen. Wir haben stets die volle Zuversicht festgehalten, daß der Reichskanzler nie einen faulen Frieden mit Rom schließen wird und daß wir seiner Festigkeit und Klugheit hierbei unbedingt vertrauen können. Es ist zu wünschen, daß auch der mit betheiligte Ressortminister von Puttkamer, dessen Ueberzeugungen ja manche Verwandtschaft mit klerikaler Richtung haben, mit der Bereitwilligkeit zu friedlichem Ausgleich auch die gleiche Einsicht und Festigkeit verbindet, die sich nicht unversehens zu allzu großen Concessionen verleiten läßt. Herr von Puttkamer ist in so hohem Grade Liebling der Conservativen und Ultramontanen, daß sie sein wunderliches Verlangen, seine sehr übereilte Verordnung wegen deutscher Rechtschreibung, deren Wirkung weit über die Sphäre der Schule hinausgeht und Schule und Leben mit einander in Widerspruch setzt, zur Cabinetsfrage zu machen, ohne Weiteres genehmigten. Deutsche Rechtschreibung ward dadurch zur hochpolitischen Parteifrage gemacht und der An-

Digitized by Google

trag an den Reichskanzler, im Wege der Verhandlung mit den deutschen Regierungen eine Einigung über gemeinsame deutsche Orthographie zu versuchen, ohne weiteres abgelehnt, weil der klerikale Liebling von Puttkamer es nicht wollte. So ist deutsche Rechtschreibung in Abhängigkeit gerathen vom Culturkampfe. Der Himmel bewahre Deutschland vor Fortführung solcher unseligen Fractionspolitik. Das Vorgehen der französischen Republik gegen die Congregationen kann voraussichtlich unsere Verhandlungen mit Rom nur erleichtern, ob indeß schon in nächster Zeit ein greifbares Resultat derselben sich ergeben wird, das muß stark bezweifelt werden. Eine parlamentarische Verhandlung darüber würde der Natur der Sache nach, da es sich dabei weniger um Reichsgesetze als um preußische Gesetze handelt, nicht in den Reichstag, sondern in das preußische Abgeordnetenhaus fallen, dessen bevorstehende Nachsession dadurch möglicherweise eine hohe Bedeutung erlangen kann.

Für die Reichstagssession wird, abgesehen von dem vor Ostern erledigten Etat, der Schwerpunkt der Aufgabe im Militärgesetz und im Socialistengesetz abgeschlossen bleiben, die beide wesentlich im Sinne der Vorlagen zur Annahme gelangen. Den Ausschlag dafür giebt die nationalliberale Partei, die mit ein paar verschwindenden Ausnahmen geschlossen und entschieden für diese beiden wichtigsten Vorlagen, die Deutschland jetzt braucht, eingetreten ist. Die Abstimmung in zweiter Lesung des Militärgesetzes ergab für die Hauptfrage in Paragraph 1 eine weit größere Mehrheit, als man erwarten konnte, 182 gegen 97 Stimmen. Die verneinenden Stimmen setzten sich zusammen aus denselben Elementen des Fortschrittes, des Centrums, der Polen, Socialdemokraten, die seit dem Bestehen des deutschen Reiches gegen alle Fundamentalgesetze eine mehr oder weniger negirende Haltung eingenommen haben. Leider gesellten sich auch fünf oder sechs nationalliberale Stimmen dazu. Wir beklagen aufrichtig, daß so hervorragende und verdiente Mitglieder dieser Partei, wie Stauffenberg, Bamberger, Forckenbeck, in dieser Frage sich von ihren Parteigenossen getrennt haben, ebenso wie von Verfolgung einer realen Politik. Ihr Antrag auf eine dreijährige Verwilligung anstatt einer siebenjährigen, der doch principiell sich nicht unterscheidet, wohl aber praktisch möglichst ungeeignet ist, vereinigte außer ihren eigenen Stimmen nur die oben bezeichneten stets verneinenden Stimmen auf sich. Wir sollten meinen, daß solche Bundesgenossenschaft doch schon zu denken giebt. Der Abgeordnete Lasker, der den Antrag auf dreijährige Verwilligung vertrat, plaidirte eigentlich nur für das Princip der jährlichen Bewilligung, und man suchte vergeblich, wie seine Beweisführung zu einer dreijährigen Verwilligung führen könne. Der Standpunkt der nationalliberalen Partei ward in der trefflichsten Weise vertreten durch eine meisterhafte Rede des Abgeordneten Rickert,

Digitized by Google

die die ganze Debatte auf ihren Höhepunkt führte. Kein Mitglied des Centrums stimmte für die Verwilligung, sondern, so viel deren abstimmten, alle dagegen, wohl aber hatten sich manche durch Abwesenheit der Abstimmung entzogen. Und das sind die verhätschelten Bundesgenossen der Conservativen. Kann eine deutsche Regierung wirklich eine Stütze suchen in einer Partei, die für die dringendsten Bedürfnisse, geradezu für Existenzfragen des deutschen Reiches nichts als ein kühles Nein hat?

Die Annahme des Militärgesetzes ist durch diese Abstimmung und zwar mit unerwartet großer Mehrheit gesichert, und das gleiche kann man bezüglich des Socialistengesetzes annehmen, das nächste Woche zur Verhandlung kommt. Wie wir schon früher bemerkten, soll seine Verlängerung nicht auf 5, sondern nur auf $3^1/_2$ Jahre ausgesprochen werden, worin wir aber keine principielle Differenz erkennen.

In diesen beiden zur Zeit wichtigsten Fragen sind unsere Ziele dieselben wie die des Reichskanzlers; sie können sich aber trennen, wenn etwa wirklich wieder auf das Tabaksmonopol losgesteuert werden sollte. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Die Decrete gegen die Congregationen. — Im letzten Monat ist die Entwickelung Frankreichs wiederum um ein Beträchtliches vorgeschritten. Der ehemalige Stabträger des Barreau von Paris, den die Nation an die Spitze der Regierung berufen hat, legt bekanntlich den höchsten Werth darauf, ein wirklich constitutionell, parlamentarischer Präsident zu sein, der sich nur zum schlichten Vollzieher der Wünsche der gesetzgebenden Körperschaften seines Landes berufen erachtet. Willig versteht er sich mit den Ministern, die ihm deren Mehrheit bietet und nimmt eben so willig die Politik dieser nicht von ihm gewählten Räthe an. Persönlich keineswegs für die Culturkampfidee eingenommen, unterzeichnete er dennoch die Decrete gegen die Congregationen, die der Unterrichtsminister nach dem letzten Vorkommen im Senate für nothwendig erachtete. Der ruhige Vollzug dieses Actes ist ein neuer Beweis der naturgemäß vor sich gehenden Entwickelung und Befestigung der neuen republikanischen Verhältnisse. Nach dem vielberufenen Fall Hartmann hatte die Ablehnung des **Artikels** 7 durch den Senat wie begreiflich eine gewisse Aufregung hervorgerufen, wie man solches bei den Zeitungsverkäufern auf den Boulevards, die sonst übrigens wie Gretchen „jetzt im Ganzen stille Tage haben", zu beobachten die beste Gelegenheit fand. In der Welt herrscht Friede und die norddeutschen allgemeinen Befürchtungen, welche für kurze Zeit auftauchten, waren eben verschwunden. Diese Zeit benützte die

Digitized by Google

Conjecturalpolitik eilig dazu, die Entlassung des Unterrichtsministers zu verfügen, was die Bonapartisten sogar als la déroute du ministère auszuposaunen beliebten. Derartige Sensationsfabrikate finden stets Anklang, so daß selbst ein „Times"-Correspondent sich in diesem Genre etwas erlauben zu dürfen glaubt. Der moderne Correspondent gleicht nicht selten dem Dichter, der, nach Aristoteles, Furcht und Mitleid erweckt, wobei er nicht vergißt, geheime Wünsche aufs Zuvorkommendste zu berücksichtigen. So schilderten hier kürzlich diejenigen Zeitungen, welche sich als offenkundige Feinde der Regierung keinen weiteren Zwang anzuthun brauchen, die deutsche Eroberungsgier in den glühendsten Farben, wobei sie geheimnißvoll andeuteten, wie es Bismarck's und seiner Leute Plan sei, Frankreich den Garaus zu machen und Rußland zu demüthigen, damit hierauf durch Einverleibung Hollands, Venetiens und Dänemarks das deutsche Reich die nöthige Ausdehnung und Abrundung gewinne. Wenige Tage darauf jedoch zehrte ihre zügellose Phantasie wiederum am eigenen Fleische, indem sie la déroute du ministère, wie andere Gespenster heraufbeschworen.

Die amtlichen Decrete sprechen bekanntlich über die Jesuiten die Auflösung ihrer Gesellschaft aus, stellen ihnen betreffs der Noviziate und Profeßhäuser nur eine kurze Frist, auch müssen die Erziehungsanstalten vor Ablauf des Schuljahres geschlossen sein, während die Ausweisung selbst der fremden Jesuiten unterblieben, betreffs der übrigen Congregationen, die circa 7500 männliche und 14 000 weibliche Angehörige zählen, aber nur die Aufenthaltsermächtigung einzuholen verordnet worden ist. Während nun die Radikalen am liebsten gesehen hätten, daß alle Geistlichen und Ordenspersonen per Schub etwa nach Neu-Caledonien befördert würden, sind Monarchisten, Imperialisten und Klerikale selbstverständlich entgegengesetzter Ansicht und es ist vorauszusehen, daß die in dieser heiklen Angelegenheit vom Cabinet noch zu überwindenden Schwierigkeiten keineswegs gering sind. Daß der Vatican ebenfalls nicht geneigt, der Regierung die Aufgabe zu erleichtern, ist naheliegend und geht deutlich genug aus der Sprache der Nuntiatur im „Monde" hervor, in welchem Journal zum Widerstand aufgefordert wird, indem man, sich für die furchtbarste Macht dieser Welt haltend, der Regierung eine baldige Niederlage verspricht. Die religiösen Feierlichkeiten der Charwoche sind zudem nicht ohne Geschick in Scene gesetzt worden. In Folge der Bemühungen der ultramontanen Führer war ein ungewöhnlich theatralischer Luxus in den Kirchen entfaltet; geistliche Concerte, bei denen die ersten Künstler bezahlt mitwirkten, waren veranstaltet, wodurch der Besuch der Gotteshäuser, besonders der Notre-Dame und der Madelaine, ein ganz ungewöhnlicher war. Nichts war versäumt, was die Menge anziehen und den Feierlichkeiten den Charakter eines Protestes gegen die Verfolgung der Jesuiten und der Kirche

Digitized by Google

geben konnte. In der St. Eugène-Kirche war unter anderm das heilige Grab wie eine Theaterdecoration zu einer Zauberoper hergerichtet. Lichteffecte auf gemalte Wolken bildeten den Hintergrund eines riesenhaften Kreuzes. Ueber dieser Decoration befand sich die Scene der Grablegung, in einer Grotte durch elektrisches Licht beleuchtet. In der Madelaine gab eine Unzahl von Kronleuchtern und Kerzen dem Hauptschiffe das prachtvollste Ansehen. Man konnte sich wirklich in die Oper oder in einen großen Ballsaal versetzt wähnen. Ueberall in allen Kirchen ein wahres Lichtmeer, Blumen, seltene Pflanzen, Wohlgerüche und mehr oder minder theatralische Decorationen in Ueberfluß. In der Notre-Dame, der berühmten, herrlichen Kathedrale, wurde, wie es an hohen Festtagen üblich, der sogenannte „Tresor" aus den Schreinen hervorgeholt; Priester und Altäre prangten in einem Schmucke, wie man ihn wohl selten zu sehen bekommt. Die Diamanten, Edelsteine, Prunkgewänder und kostbaren Gefäße, die man den Gläubigen vorführte, sind mehrere Millionen an Werth. In der Morgenmesse für Männer war schon der Raum nicht genügend. Nach dem Credo wurde das Abendmahl gereicht, worauf der Pater Monsabré eine feurige Predigt hielt. Dem Hochamte stand der Cardinal-Erzbischof von Paris in von Gold und Edelstein strotzenden Gewändern selbst vor. Den ganzen Tag über wurde der weite Platz vor der Kathedrale, der jetzt wesentlich verschönert und das architektonisch so herrliche Gebäude mehr freistellt, nicht leer und war besonders in den Nachmittagsstunden zur Vesper der Andrang ganz enorm. Auch aus der Provinz wird gemeldet, daß die kirchlichen Kundgebungen sehr lebhaft gewesen seien, besonders im Westen und Norden, weshalb auch die betreffenden Organe behaupten, daß diese ungewöhnliche Theilnahme an den Feierlichkeiten ein augenscheinlicher Protest gegen die Politik des Herrn Jules Ferry und eine Ermuthigung für die Mehrheit des Senates sei. Andererseits hat jetzt auch der Prinz Napoleon durch ein offenes Schreiben an einen Freund für die Decrete sich erklärt und die Unterstützung der Regierung durch seine Partei verkündet. Kurz mancher Staub wird wohl noch aufwirbeln und manche Verdrießlichkeit erwachsen, immerhin aber ist ein ernster Schritt gethan, der in seinen Folgen nicht unterschätzt werden darf. Im Osten, Norden und Süden der Stadt wurden einzelne, wenig zahlreich besuchte Versammlungen von Seiten der Freidenker und der Ultraradikalen gehalten, die, trotzdem hier und da eine naturalistisch angelegte Bürgerin einen heißen Speech auftrug, im Ganzen wenig von sich reden machten und auch für die Folge wohl in geziemender Harmlosigkeit verlaufen werden. Zudem lockte des Frühlings holder belebender Blick bei lachendem warmen Sonnenschein nahezu Alles hinaus in die freie Natur, so daß die Weltstadt an manchen Tagen ziemlich öde war.

Digitized by Google

Aus Baden. Nach dem Landtage. — Am 18. März, genau nach viermonatlicher, einzig durch die kurzen Weihnachtsferien unterbrochener Tagung wurde der Landtag geschlossen. Den Schluß vollzog, entgegen der sonstigen Uebung, nicht der Großherzog, sondern im Auftrage des Fürsten Staatsminister Turban. Der in der Residenz anwesende Großherzog blieb dem Acte fern, die bis dahin üblich gewesene Abschiedscour der Landtagsboten bei Hofe unterblieb, das Galadiner, welches am Schlusse der vorigen Tagungen die scheidenden Vertreter des Volkes mit den Räthen der Krone im gastlichen Schlosse ihres Fürsten zu sammeln pflegte, hatte nicht statt. In prunklos, schlicht sich vollziehender Ceremonie vernahmen die Stände das auf den Landtagsschluß bezügliche Rescript, vernahmen sie durch den Mund des Staatsministers das höflich kurze Abschiedswort der Regierung, den Dank für die ausdauernde Hingebung und die Anerkennung für die vereinbarten Gesetze. Wenige Tage zuvor noch war der Entschluß des Großherzogs, die Tagung persönlich zu schließen, festgestanden. Das Kammervotum vom 10. März änderte den Willen des Fürsten. Der Landtagsschluß, wie er jetzt sich vollzog, ließ die scharfe Dissonanz zwischen Regierung und Landständen, zwischen Krone und Volksvertretung, wie sie mit diesem Votum und anläßlich desselben hervorgetreten war, in vollem Accorde hinausklingen in Land und Volk. Die Töne sind nicht erstorben. In Verstimmung, in Besorgniß, in bangem Warten durchziehen sie ernst die Herzen.

Wir haben in unserm vorigen Berichte (Nr. 12 d. Bl.) den Wortlaut des Kammervotums vom 10. März mitgetheilt, die Ursachen und Gründe wie die nächsten Folgen desselben dargelegt. Es war constitutionell richtig gehandelt, daß der Präsident des Ministeriums des Innern, Stösser, dem Großherzoge sein Entlassungsgesuch einreichte. Die Gründe, welche bestimmend waren, dem Gesuche nicht zu entsprechen, legte die „Karlsruher Zeitung" zwei Tage nach dem Landtagsschlusse in einem officiösen Exposé dar. Vor allem, erklärte sie, hätte in der Genehmigung des Gesuches die Anerkennung eines Bestimmungsrechtes der Stände erblickt werden können, wer mit der Führung einzelner Staatsgeschäfte zu beauftragen sei. Eine solche Befugniß einräumen, hieße aber dem in dieser Beziehung verfassungsmäßig nicht beschränkten Rechte der Krone zu nahe treten. Die speciellen Staatsgeschäfte, deren Führung die Kammer mit dem Votum vom 10. März an das Staatsministerium, dessen Mitglied übrigens gleich jedem andern Ressortminister auch der Präsident des Ministeriums des Innern ist, übertragen wissen wollte, sind die „etwa stattfindenden" Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg. Die Notiz der „Karlsruher Zeitung" nun, daß die „organisationsmäßig zunächst zur Führung derartiger Verhandlungen berufene Stelle" das Ministerium des Innern sei, erleidet eine bedeutende Einschrän-

Digitized by Google

kung durch die von der Presse sofort mehrfach betonte Thatsache, daß die Frage der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles nicht von Baden allein, sondern nur gemeinsam mit den übrigen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz zum Abschlusse gebracht werden kann, daß aber zur Führung von Verhandlungen mit anderen Staaten in Baden organisationsmäßig das Staatsministerium berufen ist. Zugegeben übrigens, daß zunächst das Ministerium des Innern zur Führung der gesammten bezüglichen Verhandlungen zuständig sei, so ist doch schwer einzusehen, wie das Aussprechen der „Erwartung", daß ein anderes der von der Krone in freier Wahl berufenen Organe der Staatsgewalt, an Stelle des zunächst berufenen, die Verhandlungen führe, als Eingriff in die Rechte der Krone charakterisirt werden kann. In der parlamentarischen Erörterung des 10. März hat sich keiner der gegen das Votum in die Schranken getretenen Regierungsvertreter auf diese Theorie von dem Eingriffe in die Kronrechte besonnen. Die zehntägige Muße, welche dem Officiosus der „Karlsruher Zeitung" zur Verfügung stand, hätte Besseres produciren sollen. Auf alle Fälle mußte er den Artikel 67 der badischen Staatsverfassung kennen, welcher den Kammern das Recht der Vorstellung und Beschwerde einräumt, ebenso das Recht, Mißbräuche in der Verwaltung, die zu ihrer Kenntniß gelangen, der Regierung anzuzeigen. Wer überhaupt die constitutionellen Einrichtungen nicht für eine bloße Form hält, muß der Volksvertretung die Befugniß zuerkennen, die Haltung, die Amtsthätigkeit eines einzelnen Ministers oder der ganzen Regierung vor das Forum ihrer Kritik zu ziehen und je nach dem gewonnenen Resultate Vertrauen oder Mißtrauen auszusprechen. In Bezug auf die Frage nach dem materiellen Begründetsein des fraglichen Kammervotums erklärt die „Karlsruher Zeitung", es habe das von dem Präsidenten des Ministeriums des Innern bei der ganzen Behandlung der Examensgesetzvorlage beobachtete Verfahren „nach genauer und streng sachlicher Erwägung keineswegs zu der Annahme geführt, daß demselben die fernere Leitung etwaiger Verhandlungen mit der katholischen Kirchenbehörde nicht mehr anvertraut werden könne. Das in jener Protokoll-Erklärung ausgedrückte Mißtrauen konnte demnach sachlich nicht als begründet angesehen werden." Hier tritt die oben erwähnte Dissonanz zwischen Regierung und Volksvertretung, zwischen Krone und Landständen in vollster Schärfe hervor. Wir haben das Begründetsein des dem Präsidenten des Ministeriums des Innern ertheilten Mißtrauensvotums nachgewiesen an der ganzen principiell nicht festen, schwankenden, die Autorität und Würde des Staates und des Gesetzes der Curie gegenüber nicht wahrenden Haltung und Verfahrensweise. Wir haben es nachgewiesen an der in der neuen, liberalen Aera noch nicht dagewesenen, jetzt aber beliebten Maßregelung und Knebelung der über das ganze Land hin zerstreuten, in ihrer Eigenschaft als amtliche Verkündigungs-

Digitized by Google

blätter von der Regierung abhängigen Presse. Der naive Glaube, als ob mit der Beilegung des Examensstreites ein aufrichtiger, dauernder Friede zwischen Staat und Kirche geschlossen sei, wohnt Niemandem inne. In seinem vielberufenen Schreiben an die Regierung vom 5. Januar d. J. hat der Freiburger Bisthumsverweser die Hoffnung ausgedrückt, die Staatsregierung werde, nachdem mit Beilegung des Examensstreites „der erste Schritt" geschehen sei, dahin wirken, „daß durch Abänderung derjenigen Gesetze, welche die freie Wirksamkeit und die Rechte der Kirche beeinträchtigen, auf rechtlichem Wege der wahre und dauernde Friede zum Wohl des Staates und der Seelsorge hergestellt werde." Eine gleichzeitig mit diesem Briefe veröffentlichte Schrift des erzbischöflichen Officialsrathes Maas, des schlauen, vielgewandten juristischen Berathers des erzbischöflichen Stuhles, hat diesen Ausspruch des Bischofs in dankenswerther Weise commentirt. Es wird da u. a. für die Kirche beansprucht: völlige Freiheit in der Errichtung kirchlicher Knabenseminare und Convicte für Studirende; freie kirchliche Gerichtsbarkeit, speciell z. B. selbständige Jurisdiction des Papstes und der Bischöfe über die Eingehung, Giltigkeit, resp. Hindernisse der Ehe; Wiedereinführung der Confessionsschule u. s. w. Herr Ministerialpräsident Stösser hat sich nicht als der Mann gezeigt, der gegenüber solchen, fast den gesammten mühsam errungenen Bestand unserer modern liberalen Gesetzgebung antastenden Anforderungen die nöthige Festigkeit besitzen werde. Der schlauen, jesuitischen Gewandtheit, mit der von Seiten der Curie unablässig, wenn auch jeweils temporum ratione habita, auf das Ziel losgesteuert wird, ist er nicht gewachsen. Freilich lösten wir, bezüglich dieses Punktes nicht in Uebereinstimmung mit dem Kammervotum des 10. März, den Präsidenten des Ministeriums des Innern rücksichtlich dieser speciellen Aufgabe der Staatsleitung nicht von dem Staatsministerium los. Wenn wir beachten, mit welch würdevoller, selbstbewußter Festigkeit und Ruhe die preußische Staatsregierung dem mit dem bekannten päpstlichen Schreiben an den Erzbischof Melchers versuchten ersten Schritt der Annäherung gegenüber steht, weiterer Entwickelung gewärtig, so kann es uns nicht mit Freude erfüllen, daß unsere badische Staatsregierung mit solch überstürzender Hast sich „solidarisch" in der fein gedrehten römischen Schlinge fangen ließ.

Die das Rücktrittsgesuch des Herrn Stösser nicht genehmigende Entscheidung des Großherzogs hat die Lage gegeben, daß eine aus der liberalen Partei hervorgegangene, auf Grund des liberalen Programmes berufene und ihr theoretisches Bekenntniß zu diesem Programme festhaltende Regierung von dem Vertrauen der in verfassungsgemäßer Wahl berufenen liberalen Volksvertretung nicht getragen wird. Daß ein solches Verhältniß nicht im Einklange steht mit dem constitutionellen Gedanken, daß es auf die Dauer unhaltbar ist, bedarf keines Nachweises. Die nationalliberale Fraction steht in

Google

fester Geschlossenheit. Die sieben Abgeordneten dieser Fraction, welche sich der Abstimmung enthielten, übten damit fast sämmtlich lediglich einen Act der Courtoisie gegenüber dem mehreren von ihnen in ihrer Beamtenstellung vorgesetzten Ministerialpräsidenten. Einer der Votanten des 10. März, welcher nachträglich „abgebröckelt" wurde, hat sich allseitiges bedauerndes Mitleid gewonnen. Der nächste Landtag tritt im Herbste 1881 zusammen. Bei der hälftigen Erneuerungswahl seiner Mitglieder, welche im Sommer des genannten Jahres stattzufinden hat, kommen mit die hervorragendsten Führer der nationalliberalen Fraction in die Wahl, diejenigen, welche zu den schärfsten Gegnern Stößer's gehören, namentlich Kiefer und Fieser. Ob die Regierung vielleicht nach dem Ausfalle dieser partiellen Neuwahl ihre Maßnahmen treffen will?

Man fragt und forscht, welches die Stimmung des Landes bezw. die der liberalen Partei in Bezug auf das mehrerwähnte Kammervotum sei. Die inländische liberale Presse verhält sich, mit der fast isolirt stehenden Ausnahme des einzigen großen Landesorganes, welches auf dem Standpunkte der Kammermehrheit steht, reservirt still oder sie hat Stellung gegen die Kammer genommen. Um aber solches Schweigen und Reden richtig zu werthen, muß man beachten, daß mit Ausnahme von zweien alle liberalen Blätter unseres Landes zugleich Amtsverkündigungsblätter sind. Sofort bei Beginn des Examensstreites hat die Regierung einem dieser Blätter, der „Freiburger Zeitung", welche, wir geben zu, in nicht durchweg tactvoller, aber auch keineswegs in einer das Todesurtheil rechtfertigenden Weise Stellung gegen die Gesetzesvorlage genommen hatte, nach eben kaum begonnenem Abonnementsquartal die Eigenschaft als Amtsverkündigungsblatt entzogen. Vestigia terrent. Die übrigen Amtsblätter haben sich das an ihrer Freiburger Collegin statuirte Exempel zu Nutzen gemacht. Wohl bei den meisten von ihnen hängt von der Eigenschaft des Amtsverkündigungsblattes nicht mehr und nicht weniger ab als die Existenz des Blattes. Daher, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, das Schweigen, daher das Reden für die Regierung. Weder aus dem einen, noch aus dem andern ist auch nur mit annähernder Sicherheit ein Gradmesser für die Stimmung des Volkes zu gewinnen. Im Uebrigen glauben wir sagen zu können, daß diese Stimmung in Bezug auf das Vorgehen der liberalen Kammerfraction großentheils unklar, unsicher ist. Die Frage des Examensgesetzes ist allzuwenig concret faßbar, als daß sie das Volk in seinen Tiefen hätte erfassen und erregen können. Zudem war man in weiten Kreisen, hauptsächlich in Folge des wirthschaftlichen Druckes, müde und schläfrig geworden, man wollte in solcher Ruhebedürftigkeit durch den Allarm des Culturkampfes nicht gestört werden. Diese Stimmung wirkt noch. Thatsache aber ist, daß die von der Regierung in der gesammten Behandlung

Digitized by Google

der Examensfrage bekundete Schwäche volle Entrüstung und Erbitterung hervorgerufen hat. Das Vertrauen des Volkes zu den Führern der nationalliberalen Fraction, vor Allem zu Lamey, dessen im Concordatskampfe gewonnene Popularität neu aufgelebt ist, steht fest. Die Versuche, es hinfällig zu machen, werden nicht verfangen. Wer die Geschichte der liberalen Partei in Baden nicht erst seit dem Jahre 1873, sondern seit dem Concordatskampfe mit erlebt hat, der weiß, welch hohe Segnungen freiheitlichen Volkslebens und innig glühender nationaler Entwickelung von jenen Tagen bis heute unserm Volke gewonnen wurden. Und er kennt die Männer, welche in heißem Ringen und Mühen sie uns gewonnen haben. Die politische Partei, deren Geschichte nicht einzelne taktische Fehler zu verzeichnen hat, existirt nicht, wird nie existiren. Wo aber der innerste Kern der Gesinnung unantastbar edel ist, das Streben vollauf lauter und rein, die Arbeit, das Mühen rastlos, hingebend und mit segensreichem Erfolge gekrönt, da sollte der augenblicklich nicht zustimmende Parteigenosse keinenfalls doch Achtung versagen. Die Stimmung des Volkes ist zum mindesten die, daß es die Regierung beargwöhnt, der nationalliberalen Kammerfraction aber volles Vertrauen entgegenbringt. Das genügt, um die Wechselfälle der kommenden Tage mit Ruhe zu gewärtigen. H.

Aus Berlin. Die Lucca. Bilder von Richter, Menzel, Böklin. Fischereiausstellung. — Das Gastspiel der Lucca hat am 7. dieses Monats begonnen, nachdem die Künstlerin einige Tage vorher hier angelangt und feierlichst von ihren Verehrern empfangen worden ist — für die Berliner Gesellschaft aber giebt es seitdem, von einigen hartgesottenen Politikern abgesehen, kaum noch ein anderes Interesse als dasjenige, welches an die Persönlichkeit, das Spiel, den Gesang, das Thun und Lassen der Diva anknüpft. Man sollte nicht glauben, daß die Bevölkerung der Hauptstadt noch jetzt eines derartigen Theaterenthusiasmus, der an die Zeit vor 1848 erinnert, überhaupt fähig wäre. Was von glänzenden Erfolgen und großen Ovationen fremder Gäste und hiesiger Künstler an den beiden Hofbühnen oder anderen Theatern in einer langen Reihe von Jahren erlebt worden ist, verschwindet geradezu gegen die Ausbrüche des Entzückens, gegen den vollen Strom begeisterter Bewunderung, welcher dem seit acht Jahren vermißten Lieblinge der hiesigen Theaterwelt bei seinem ersten Wiedererscheinen entgegenrauscht, das noch vor nicht gar langer Zeit in Erinnerung an die fatalen Umstände, unter denen die verwöhnte Primadonna zornerfüllt und vom Zorne verfolgt contractbrüchig die königliche Bühne, die Stätte ihrer fabelhaften Triumphe, auf der sie als Künstlerin groß geworden, verließ, für schier unmöglich gehalten ward. Alle Räume des Opernhauses, in denen die Sän-

Digitized by Google

gerin sich zu bewegen hatte, waren bei ihrem ersten Erscheinen mit Blumen geschmückt und riefen ihr ein herzliches Willkommen zu. Als sie auf die Bühne trat, wurde vom Publikum, das in donnernde Beifallsrufe ausbrach, gebieterisch von dem Orchester ein Tusch verlangt, und Spenden von Bouquets und Kränzen fielen in einem nie erlebten Regen auf den Boden nieder, den die kleine Figur der gepriesenen Künstlerin seit so langer Zeit mit ihren zierlichen Füßchen wieder betrat. Daß die Hervorrufe kein Ende nehmen wollten, versteht sich von selbst. Man erinnert sich nicht, daß das Opernhaus unserer kühlen nordischen Residenz jemals Zeuge ähnlicher Vorgänge gewesen ist — und kein Wort des Murrens, der Unzufriedenheit etwa wegen übertriebenen Gebahrens wurde im Publikum laut; überall schien Einstimmigkeit zu herrschen, daß diese Fülle von Beifall der Erscheinung, der man sich gegenüber befand, mit vollem Recht und ganz selbstverständlich gebühre. Fragt man sich nach dem Grunde dieser Erscheinung, so ist es in der That nicht das Bedürfniß nach Sensation, leichte Reizbarkeit der Nerven unseres Theaterpublikums oder Hang zur leidenschaftlichen Aufregung, welche unser Theaterpublikum zu so stürmischen nie dagewesenen Ovationen hingerissen haben — es ist vielmehr der durch die lange Erwartung in seinem Effect noch gesteigerte Zauber, den eine wirklich geniale Natur in ihrer außerordentlichen künstlerischen Ursprünglichkeit durch ein aller Erklärung spottendes Wunder auf die Menschen ausübt. Diesem Zauber entzieht sich Niemand, mag er von einer Künstlerin oder von einem auf anderen Gebieten sich durch echte Genialität hervorthuenden Individuum ausgehen; er wirkt eben mit der Gewalt einer Naturkraft selbst auf diejenigen, die ihrem Bildungsgrade und Urtheilsvermögen nach bei weitem nicht im Stande sind, im Einzelnen zu erkennen, warum die Leistung, welche sie hören, sehen oder fühlen, in jeder Richtung so bewundernswerth und groß ist. Das aber hat der Bühnenkünstler voraus, daß er mit seiner Persönlichkeit unmittelbar vor dem Empfindungsvermögen der Zuschauer auftretend, seine körperliche wie geistige Individualität vor ihnen direct entfaltend, rascher, blitzartiger zu zünden vermag als jeder andere Sterbliche. Ist die Lucca während der acht Jahre, in denen sie Berlin mied, noch bedeutender geworden, hat sie an darstellender Kraft, an gesanglicher Frische, an geistiger Erfassung der Rollen noch gewonnen oder ist sie auf derselben Stufe stehen geblieben, die sie hier allmählich erreicht hatte? Es dürfte schwer sein, diese Frage zn beantworten, namentlich nach ihrem erst einmaligen Auftreten — aber sie wird auch kaum während der Vorstellung selbst irgend Jemand auf die Lippen gekommen sein. In der Rolle der Carmen aus Bizet's gleichnamiger, hier erst seit etwa einem Monat bekannten Oper hatte man ohnedies die Sängerin noch nie gehört. So fesselnd

Digitized by Google

und bannend war vom ersten Auftreten an die schauspielerische und gesangliche Kunst, von so eigenartigem Reiz jede Nuance, die ungesucht und ohne Reflexion wie von einer dämonischen Gewalt herzurühren schien, daß auch das Publikum sich voll und ganz diesen Ergüssen ureigner persönlicher Begabung hingebend, zur Reflexion gar nicht gelangte, sondern mit allen Organen in sich aufnahm, was ihm so überreichlich dargeboten ward. Wir haben hier schon bei einer kurzen Besprechung der Bizet'schen Oper, deren Titelrolle sonst Fräulein Tagliani mit sehr anerkennenswerther Tüchtigkeit giebt, auf das baldige Erscheinen der Lucca und ihr Auftreten als Carmen hingewiesen. Wir bemerkten damals, daß der dämonische, wilde, leidenschaftlich erregte Charakter der vor nichts zurückscheuenden, begehrlichen, aber auch sich selbst entschlossen in die Schanze schlagenden Zigeunerin eine Rolle sei, in der einer Künstlerin, wie der Lucca, volle Gelegenheit zur höchsten Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeiten gegeben wird. Das hat sich in einer Weise gezeigt, die auch die höchsten Erwartungen noch übertraf. In jeder Scene folgte die Klangfarbe der Stimme dem Inhalte des Dialogs oder des Liedes, und die Charakteristik der Situation durch den gesanglichen Vortrag war eine unbeschreiblich feine, nirgends ausgeklügelt oder gezwungen, sondern stets eine unmittelbare Eingebung des Genies. Jeder Contrast gelangte zur schlagenden Geltung in der Bewegung des Körpers, im Ausdruck des Gesichtes, in der Nuance des Tones. Das Organ war den ganzen Abend über von wohlthuender, ausgiebiger Kraft in den hohen wie in den tiefen Lagen, Intonation und Aussprache makellos. Die Künstlerin wird noch in etwa fünf Hauptrollen hier auftreten, so als Gretchen, Valentine, Frau Fluth. Dann rufen bestimmte Verpflichtungen sie nach Wien zurück, aber es ist wohl als sicher anzunehmen, daß sie, nachdem die Schranken, welche sie von hier so lange fern hielten, einmal überstiegen sind, als jährlicher mit Ungeduld erwarteter Gast auf der Bühne wieder erscheinen wird, von der ihr Weltruhm ausging. Erwähnen möchte ich noch, daß das Haus zu allen Luccavorstellungen bereits seit Wochen so gut wie ausverkauft ist, da über 8000 Gesuche um Plätze bereits von der Intendanz zurückgewiesen werden mußten. Das Unwesen des Billethandels trat wieder grell hervor. Die Zwischenhändler, obwohl von der Polizei auf das Schärfste beaufsichtigt, verstehen es geschickt durchzuschlüpfen und haben in ihrer Art leider so große Erfolge zu verzeichnen wie die Künstlerin. Man berechnet von kundiger Seite, daß für sämmtliche Billets etwa 80000 Mark vom Publikum bezahlt worden sind — freilich nicht an die Theaterkasse.

Gehen wir von der dramatisch-musikalischen Kunst — die übrigen Theater der Hauptstadt bieten augenblicklich wenig besonderer Erwähnung Werthes —

Digitized by Google

zu der Malerei über, so sind Bilder von Bedeutung in der Wagner'schen Ausstellung zu sehen. Sie rühren u. A. von Gustav Richter und Ad. Menzel her, und der Klang dieser Namen bürgt schon für nicht gewöhnliche Leistungen. Richter hat die lebensgroße Halbfigur eines Mädchens, deren südlicher italienischer Ursprung an Form und Farbe leicht sichtbar ist, dargestellt. Das schöne, wenn auch etwas seltsame Geschöpf ist unmittelbar nach der Natur gemalt, die ganze Naivetät der Erscheinung realistisch treu wiedergegeben, ein edler Typus, der den Beschauer, ohne daß er sich Rechenschaft giebt, weshalb, sofort gefangen nimmt; die Malerei steht auf der vollendeten Höhe Richter'scher Kunst. Von Menzel gewahren wir eine ganze Reihe auf das Feinste und Sauberste durchgeführter Aquarell- und Gouachebilder, die zum Theil schon in Photographien publicirt worden sind, im Original aber noch nicht ausgestellt waren. Es würde zu weit führen, hier auf diese köstlichen Einfälle des ewig jungen, geistsprühenden Talentes Menzel's näher beschreibend einzugehen. Wer den Reiz seiner Kunst an sich schon erfahren hat, wird nicht verfehlen, wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, diese Schätze zu besichtigen, welche die Bewunderung für den alten Meister nur noch steigern können. In der Meyer'schen Kunsthandlung unter den Linden ist ein neues Bild von Böklin ausgestellt: ein Triton, der auf einem aus dem Meere hervorragenden Felsblock sich erhebend in sein Muschelhorn stößt. Das Gemälde erinnert in der Scenerie, dem wogenden Meere und der Klippe an jene wunderbare Schöpfung der schlummernden Nymphe, die von einem Meerungethüme (halb Mensch, halb Fisch) beobachtet wird. Hier wie da dieselbe Großartigkeit in der poetischen Auffassung der gewaltigen Elemente des Wassers und der Luft, derselbe Zauber eigenartiger Naturdarstellung, dieselbe coloristische Vornehmheit, freilich auch derselbe Hang einer auf einsame, kaum noch zu verstehende Pfade abschweifenden Phantasie zum Sonderbaren und Räthselhaften!

Nur noch wenige Tage, und die internationale Fischereiausstellung wird eröffnet. Berlin erwartet eine sehr starke Anzahl Fremder aller Nationen, da die Betheiligung bis in die letzten Wochen eine immer regere geworden ist. Eine Feierlichkeit im Rathhause wird wenige Tage nach Eröffnung der Ausstellung, die übrigens am 20. dieses Monats wohl kaum in allen Theilen „fertig" sein dürfte, die Mitglieder des deutschen Fischereivereins, die fremden Ausstellungscommissarien, Vertreter des diplomatischen Corps, die obersten Behörden des Reiches und der Stadt vereinigen. Den Vorsitz der Versammlung wird wahrscheinlich der Protector der Ausstellung, der Kronprinz des deutschen Reiches, in eigener Person übernehmen. Herr von Forckenbeck als Oberbürgermeister der Hauptstadt und der Schöpfer der Ausstellung, Frei-

Digitized by Google

herr von Behr-Schmoldow, werden Anreden an die Gäste halten. Die Vertreter Amerikas und Asiens sollen, wie man hört, die Erwiderung dieser Bewillkommnung übernommen haben. Nach Beschluß der eigentlichen Feierlichkeit werden die prachtvoll erleuchteten Festräume des neuen Rathhauses, der „Ballsaal", der „Märchen-" und „Bibliothekssaal", sowie die angrenzenden Räumlichkeiten den Versammelten Gelegenheit bieten, den Abend über im zwanglosen Verkehr sich gegenseitig näher zu treten. y.

Literatur.

Photographien von Urkunden aus siebenbürgisch-sächsischen Archiven. Herausgegeben vom Archivamt der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Hermannstadt 1879. (27 Photographien.) — Die hier erschienene Sammlung von Urkunden aus siebenbürgisch-sächsischen Archiven wird an keiner Universität, wo Paläographie gelesen wird, und in keiner großen Bibliothek fehlen dürfen. Es ist so schwer, in Deutschland Originale von ungarischen Königsurkunden zu erhalten, die besonders dann oft zum Vergleiche nothwendig oder sehr erwünscht wären, wenn der ungarische König zugleich deutscher Kaiser war (wie bei Sigismund). Aber auch die Entwickelung der Schrift, wie sie sich fern im Osten zeigt und uns in den vom Rathe der Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mühlbach ausgestellten Urkunden entgegentritt, ist sehr interessant. Die Sammlung umfaßt Urkunden aus den Jahren 1292 bis 1510, und zwar 11 Königsurkunden (Ludwig I., Sigismund, Mathias, Wladislaus), 1 von der ungarischen Reichsversammlung, 14 von städtischen Räthen und Vertretungen der VII und II Stühle des Burgenlandes ausgestellt, eine vom siebenbürgischen Woiwoden, im ganzen 27 Photographien. Interessant ist u. a. auch, daß einige der in der Sammlung mitgetheilten Urkunden noch heute im Besitze von Dorfarchiven sich befinden, die sie aus der stürmischen Vergangenheit gerettet haben. Die Urkunden sind möglichst verschieden; so findet sich eine darunter, die später kraftlos erklärt wurde, so eine deutsche (von 1429) u. s. w. Die eben dazu erschienenen „Texte zu den von dem Archivamte der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation herausgegebenen Photographien von Urkunden aus siebenbürgisch-sächsischen Archiven", herausgegeben von Franz Zimmermann (Hermannstadt 1880. 28 Seiten), geben nun die Erklärung zu denselben. An Sickel's Schrifttafeln in den Monumenta graphica sich anschließend, geben sie das Original möglichst genau wieder, da sie paläographischen Zwecken zu dienen haben.

Die Ausstattung der Photographien und des Textbüchleins ist eine sehr hübsche.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 15. April 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Juden in der deutschen Rechtsgeschichte.*)

Noch am Ausgange des Mittelalters, als bereits die Schriften der Humanisten dem Zeitalter der Aufklärung die Wege zu ebnen begannen, sind die Geschicke der Juden in den deutschen Landen der Willkür des jeweiligen Reichsoberhauptes bedingungslos anheimgestellt. „So ein romischer könig oder kayser gekronet wird" — heißt es in einer Urkunde vom Jahre 1462, welche der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg im Auftrage des Kaisers Friedrich für das Reich erläßt — „mag er den Juden im reich alle ir gut nemen, dazu ir leben und sie tödten, bis auf ein anzal, der butzel sein soll, zu einer gedächtnus." Und gleichzeitig (1463) in der Instruction desselben Fürsten an seine Räthe: „Es sei kundig im reich, so ein romischer konig ward erkoren, daß er die Juden alle mag brennen, nach altem Herkommen."

Aber die deutschen Könige haben seither von diesem Rechte über Leib und Leben nicht Gebrauch gemacht und sich daran genügen lassen, für solche Mildherzigkeit an der Habe ihrer Schutzbefohlenen sich thunlichst schadlos zu halten. Der Zunahme der Juden im Reiche geschah damit kein Abbruch. Das Volk Israel ist uns nicht zu einer historischen Reminiscenz geworden: mißachtet und geknechtet durch Jahrhunderte, hat es im steten Kampfe ums Dasein an den Eigenthümlichkeiten seines Stammes, an Glauben und Sitte mit gesteigerter Zähigkeit festgehalten und schließlich im Laufe weniger Jahrzehnte auf dem Gebiete des Rechtes und in den Verhältnissen des politischen und socialen Lebens eine Stellung errungen, welche dazu angethan ist, auf den Gegensatz der Zeiten ein helles Schlaglicht zu werfen. Es soll im Nachfolgenden versucht werden, diese Wandelungen ihren Hauptzügen nach näher zu verfolgen.

---

*) Vergleiche zu vorstehendem Aufsatze (im Wesentlichen einem im Harzvereine für Geschichte und Alterthumskunde gehaltenen Vortrage entnommen) namentlich das Werk von O. Stobbe, die Lage der Juden in Deutschland während des Mittelalters (1866); daneben Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 3—6; S. Cassel in Ersch und Gruber's Encyklopädie, 2. Section, Bd. 27, S. 50—103; Spieker, Lage der Juden in Deutschland (1809); Beck, tractatus de juribus Judaeorum (1741).

Digitized by Google

I.

Die gangbare Ansicht läßt die allseitige Zerstreuung der Juden über die Länder des Occidents recht eigentlich erst mit der Niederwerfung des großen Aufstandes unter Vespasian und Titus ihren Anfang nehmen. Nachdem die Zerstörung Jerusalems dem letzten Reste der staatlichen Selbständigkeit Judäas ein Ende gemacht, die Einäscherung des herodianischen Tempels dem religiösen und geistigen Leben der Nation den glanzvollen Mittelpunkt genommen und der langwierige Kampf die Besten der wehrfähigen Jugend dahingerafft habe, sei den Ueberlebenden die Stätte ehemaliger Herrlichkeit verleidet geworden und nunmehr das westliche Europa in kurzer Zeit von dichten Schaaren Flüchtiger oder freigewordener Kriegsgefangener überfluthet. Diese Annahme hat indessen wenig innere Wahrscheinlichkeit. Denn zufolge der übereinstimmenden und durchaus glaubwürdigen Berichte zeitgenössischer Geschichtsschreiber fiel in dem siebenjährigen, von beiden Seiten mit grenzenloser Erbitterung geführten Kriege die Einwohnerschaft des jüdischen Landes bis auf einen armseligen, einer großartigen Massenauswanderung kaum noch fähigen Volksrest dem Schwerte der Sieger oder der Knechtschaft anheim. Wenig genug aber mögen aus der letzteren, welche sie den Schaustellungen des Circus vorbehielt, auf den Sklavenmärkten dem Meistbietenden verhandelte, in Bergwerken mit Sträflingen und Ehrlosen zu lebenslänglicher Frohnarbeit zwang, wiederum den Weg zur Freiheit gefunden haben. Sicherlich wird die Ausbreitung des jüdischen Volkes auf weit entlegenere Zeiten zurückzuführen sein und die Ursache der Wanderungen weder mit dem Zerfalle des Staates, noch mit den alttestamentlichen Weissagungen in Zusammenhang gebracht, sondern richtiger aus einer angeborenen Eigenthümlichkeit des Stammes, dem eingewurzelten Triebe zum Handel, erklärt werden müssen. „Bis heute wohnt in den Syrern ein solcher Geschäftseifer," sagt Martian in seinen Erklärungen des Ezechiel, „daß sie des Gewinnes wegen die ganze Erde durchziehen, und so groß ist ihre Lust zu handeln, daß sie überall innerhalb des römischen Reiches zwischen Kriegen, Mord und Todtschlag Reichthümer zu erwerben trachten." Schon unter König Salomo treten die Juden mit dem Auslande in enge Berührung; nach dem Untergange von Tyrus werden sie die Erben des phönizischen Welthandels; als am Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus die Ptolemäer den indischen Güterzug durch Aegypten zu leiten suchten, siedeln sie sich im Nildelta an, bevölkern Alexandria, verlegen dahin den Mittelpunkt ihres Verkehres und verzweigen sich bald über die Länder des Mittelmeeres. Die Vermuthung eines neueren Schriftstellers*), daß die heutigen Israeliten

*) W. Kießelbach, Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter (1860), S. 22 f. Auch Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Alterthums (1879) legt dem Handel wesentlichen Einfluß auf die frühe Verbreitung der Juden bei.

Digitized by Google

Europas von dem jüdischen Kaufmannsstamme zu Alexandria herzuleiten seien, mag daher leicht das Richtige treffen. Immerhin steht außer Frage, daß einzelne jüdische Niederlassungen an den Donaumündungen, in Spanien und Italien, schon zu den Zeiten der römischen Republik sich nachweisen lassen und daß namentlich in der Welthauptstadt Rom die Judenschaft längst vor den Anfängen des Christenthumes zahlreich und bedeutsam war. Cicero erwähnt ihres Ansehens voll Unmuthes (pro Flacco c. 28); Kaiser Claudius scheut sich, einen Ausweisungsbeschluß in Vollziehung zu bringen. Fast an moderne Zustände ermahnt die Klage Strabo's, daß nicht leicht ein Ort zu finden sei, der nicht „von diesem Geschlechte bewohnt und beherrscht werde". Späterhin freilich hat die Lage der Juden vielfach mit der Politik und der Laune der römischen Herrscher gewechselt. Der übermäßige Steuerdruck führt unter Domitian und Trajan wiederholt zu Aufständen, und schließlich zu dem Verzweiflungskampfe Barkochba's; nur mühsam gelingt es dem milderen Regimente der Antonine, die Ruhe wieder herzustellen. Andererseits gelten Heliogabal und Alexander Severus für judenfreundlich, und den letzteren läßt eine jüdische Sage gar zum Proselyten werden. Wie sehr indessen auch die äußeren Verhältnisse zeitweise geschwankt haben mögen, so war doch eine grundsätzliche Zurückstellung der Juden in Betreff ihrer Rechtsfähigkeit dem Rechtssysteme der Römer von vorn herein fremd. Das lag in der Natur der Sache. Ein Weltstaat hat keine Veranlassung, die Rechtsfähigkeit seiner Bürger mit Rücksicht auf Stammesangehörigkeit oder Religionsbekenntniß zu regeln, und dem praktischen Sinne der Römer mochte es nicht entgehen, wie sehr die Einheitlichkeit des Rechtes sich dazu eignen mußte, den unterworfenen Völkern das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit mehr und mehr zum Bewußtsein zu bringen. Seitdem Pompejus das Land tributpflichtig gemacht hatte, ist daher die Rechtsstellung der Juden im römischen Reiche Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben und unterscheidet sich in nichts von der der übrigen Nichtrömer. Als Peregrinen sind Jene dem jus gentium unterworfen, fähig, das römische Bürgerrecht zu erlangen und damit der Anwendbarkeit des auf den Verkehr der römischen Bürger unter einander beschränkten jus civile theilhaftig zu werden. Nachdem späterhin Caracalla allen Einwohnern des weiten Reiches das Bürgerrecht verliehen hatte, treten sie in den Genuß sämmtlicher staatsbürgerlichen Rechte, können gültige Ehen mit Römern eingehen, Testamente errichten, Vormundschaften — auch über Nichtjuden — führen, öffentliche Aemter bekleiden. Als dann freilich Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhob und die Herrschsucht der erstarkenden Kirche den Glaubenseifer der Kaiser zur gemeinsamen Bekämpfung aller nicht orthodoxen Religionsgenossenschaften zu gewinnen wußte, da wurden ihnen jene Rechte sehr bald in wesentlichen Punkten verkümmert. Constantin

Digitized by Google

selbst erklärte den Uebertritt zum Judenthum für strafbar (315); sein Nachfolger verbot, christliche Sklaven zu halten, und untersagte Ehen zwischen Christen und Juden bei Todesstrafe (339); Honorius (418) und Theodosius II. (439) endlich schlossen sie von Aemtern und Würden — außer der Advocatur und dem städtischen Dienste —, sowie vom Kriegshandwerke aus und beschränkten ihre Gerichtsbarkeit, so daß, als die weströmische Herrschaft ihrem Ende entgegenging, den Juden wenigstens auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes von den früheren Errungenschaften eben Nichts geblieben war.

Um diese Zeit hatten die Juden in allen Landen des civilisirten Europa festen Fuß gefaßt. „Sie wohnen," schreibt der Kirchenvater Hieronymus, „von Meer zu Meer, vom britannischen Ocean bis zum atlantischen, von Westen zu Süden, von Norden zu Osten, auf der ganzen Welt." Die Germanen traten ihnen in den neu gegründeten Reichen zunächst nicht feindselig entgegen und da sie die besiegten Römer deren eigenem, nationalen Rechte nirgends entzogen, so behielt es auch hinsichtlich der Juden bei dem bisherigen Rechtszustande einstweilen sein Bewenden. In der Folge aber geht die Rechtsentwickelung in den einzelnen Staaten verschiedene Wege. Die arianischen Könige der Ostgothen gewähren den Juden Schutz und ungehinderte Ausübung des religiösen Cultus. Solche Duldsamkeit blieb nicht unvergolten, denn, als der Kampf mit Ostrom hereinbrach, standen die Juden treu zu ihren Beschirmern und vertheidigten das belagerte Neapel gegen die Angriffe Belisar's mit hartnäckiger Entschlossenheit. Im westgothischen Spanien, wo die Juden von Alters her besonders zahlreich lebten und durch ihren Wohlstand Ansehen erlangt hatten, wurde der Uebertritt des Königs Renared zum Katholicismus ein Wendepunkt ihrer Geschichte. Unter Renared's Nachfolger Sisebut verfolgt und gewaltsam zur Taufe gezwungen, flüchteten sie nach Gallien oder traten mit den Arabern in Verbindung und reizten sie auf, sich des Landes zu bemächtigen. Am erträglichsten gestaltete sich ihre Lage im Frankenreiche, und hier war die Duldung zugleich von längerer Dauer. Man begnügte sich damit, in Concilienbeschlüssen und Capitularien die beschränkenden Gesetze, welche die christlichen Kaiser Roms erlassen hatten, zu wiederholen. Die Karolinger waren den Juden gewogen; unter Ludwig dem Frommen sind die Verhältnisse derselben anscheinend durch besondere Verordnungen geregelt. Vielleicht (nach einer Vermuthung von Waitz, Verfassungsgeschichte II, S. 177), daß sie den Römern gleichgestellt wurden: sicher, daß sie Grundbesitz hatten, wesentlich vom Handel lebten, vielfach für die Bedürfnisse des königlichen Haushaltes sorgen mußten, in Einzelfällen selbst gegen gewisse Zahlungen und Lieferungen in ein besonderes Schutzverhältniß zum Könige traten, alsdann von diesem einen „Schutzbrief" erhielten und darin mit einigen Privi-

Digitized by Google

legien begnadet wurden. Wiederholte Versuche des Klerus, den König Ludwig zu schärferen Maßregeln zu bewegen, hatten keinen Erfolg.

Die ersten Einwanderungen der Juden in Deutschland sind von der Sage umwoben. Nicht lange nach Josua's Eroberung, als der Stamm Benjamin wegen der Unthat an der Frau zu Gibea von den übrigen Stämmen mit Krieg überzogen und beinahe aufgerieben wurde, sollen tausend Benjamiten auf der Flucht nach Deutschland gerathen sein und in Worms eine Gemeinde gegründet haben. Von anderen Geschichtchen ähnlichen Inhaltes wird in einem andern Zusammenhange noch weiter die Rede sein. Vermuthlich sind den römischen Legionen auf deren Feldzügen schon früh jüdische Handelsleute aus Gallien und Italien in die nordischen Grenzmarken des Reiches gefolgt und haben in den festen Castellen einen sichern Unterschlupf gefunden; auch die römischen Kaufleute, die sich unter den Markomannen in der Stadt Marbods niederließen, mögen Juden gewesen sein. In Köln werden sie im vierten Jahrhundert erwähnt, in Magdeburg, Merseburg, Regensburg im zehnten, in Mainz, Worms, Speyer, Trier im elften Jahrhundert. In den Städten der Nord- und Ostsee, wie überhaupt in den nördlicheren Gegenden Deutschlands tauchen sie erst seit der Neige des dreizehnten, in Hamburg nicht vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf, weshalb die Annahme nahe liegt, daß ihnen dort die Hansa frühzeitig entgegen getreten sei und ihren Handelsbetrieb gehemmt habe. Denn ehe das deutsche Bürgerthum sich entfaltete, erscheinen die Juden als die ausschließlichen Vermittler des zwischenländischen Verkehres; unter den Lindolfingern ist „Jude" und „Kaufmann" gleichbedeutend, nachmals gesellen sich zu ihnen Lombarden und Kauwerzinen (Gowergscher, Gewertschie, d. h. Kaufleute aus der französischen Stadt Cahors, — späterhin eine gängige Bezeichnung für Wucherer schlechthin).

Wie die rechtliche und sociale Stellung der Judenschaft im Deutschen Reiche sich entwickelte, darüber fehlt es bis zum Ausgange des elften Jahrhunderts an genügenden Aufschlüssen. Das urkundliche Material aus diesem Zeitabschnitte beschränkt sich, von gelegentlichen, doch sparsamen Notizen abgesehen, im Wesentlichen auf zwei Privilegienbriefe des Bischofs Rüdiger von Speyer und des Königs Heinrich IV. (1084. 1090), welche auf die Juden der Stadt Speyer Bezug haben. Wenn diese jedoch, was mit Rücksicht auf die ehemaligen Verhältnisse der Juden in den deutschen Gebieten des fränkischen Reiches wohl angehen mag, einen Rückschluß auf die Lage der Juden im übrigen Deutschland zulassen, so haben letztere im friedlichen Verkehre mit der einheimischen Bevölkerung gestanden, den Schutz des Gesetzes genossen und durch Handel Wohlstand erworben. Der Umstand, daß zumal an den großen Bischofssitzen entlang des Rheines die Juden sich zahlreich zusammenschaaren, läßt darauf schließen, daß von den geistlichen Herren Toleranz geübt

Digitized by Google

wurde, die freilich wohl in den seltensten Fällen auf uneigennützige Motive zurückzuführen sein dürfte.

Aber bald rufen die Kreuzzüge einen völligen Umschwung hervor. Jetzt, wo der entfesselte Fanatismus den Tod des Erlösers mit Feuer und Schwert an den unglücklichen Nachkommen seiner Verfolger zu rächen sich anschickte, wo die Habgier des Pöbels die unsinnigsten Vorwände aufgriff, um die Schätze des fremden Volkes an sich zu bringen, jetzt begannen die Judenverfolgungen großen Stiles, welche sich das ganze Mittelalter hindurch fast alljährlich wiederholen sollten. Die Bürgerschaft suchte noch während des ersten Kreuzzuges der Bedrängten sich anzunehmen, wurde aber bald vom Wahne der Menge fortgerissen, von den Drohungen der Kirche eingeschüchtert. Landesherren und Obrigkeiten erwiesen sich entweder zu schwach, oder nicht Willens, dem gesetzlosen Treiben Einhalt zu thun.

In diesen Nöthen suchten die Juden Schutz bei dem Kaiser, dem gesetzlichen Schirmvogte der Unterdrückten im Reiche, und dieser zeigte wenigstens den besten Willen, dem Unwesen zu wehren. Die kaiserlichen Erlasse zu Gunsten der Juden, zuerst spärlich und auf lokale Verhältnisse beschränkt, mehren sich seit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts, gehen bald in ihrer Tragweite über den concreten, nebensächlichen Anlaß hinaus und formuliren schließlich das allgemeine Princip, daß die Juden überall im Reiche von Rechtswegen dem Kaiser unterstehen, lediglich durch dessen Vermittelung Schutz gewinnen können und für die Gewährleistung desselben als „des Kaisers und des Heiligen Römischen Reiches" Kammerknechte an die kaiserliche Kammer zu steuern haben. Als Grund der Schutzpflicht erscheint ihre Wehrlosigkeit; diese erwirbt ihnen den Königsfrieden. „Alle dage unde alle tid solen vrēden hebben papen unde geistliken lüde unde wif unde megede unde joden, an irme gude unde an irme live" (Sachsenspiegel II, Art. 66 § 1). Hört daher die Wehrlosigkeit auf, so hat auch der Schutz ein Ende. „Papen unde joden, de wapen vüren unde nicht geschoren sin an irme rechte: dut man īme gewalt, man sol īm beteren (büßen) als eime leien, werde sie an solen nēne wapen vüren, die mit des küniges dagelikes vrēde begrepen sin" (daselbst III, Art. 2).

Es liegt auf der Hand, in welch' schneidendem Gegensatze diese Auffassung sich dem freieren Standpunkte des römischen Rechtes gegenüber befindet. Doch erscheint sie von dem germanischen Rechtsprincipe aus nur als folgerichtig. Denn in Gemäßheit des letzteren ist der Angehörige eines fremden Volkes rechtlos und steht außerhalb der staatlichen Gemeinschaft. Die Rücksicht, welche den unterworfenen Römern entgegen getragen ward, erklärt sich nur zu natürlich angesichts der Schwierigkeiten, mit denen die Sicherung der eigenen Machtstellung in den Stürmen der Völkerwanderung verbunden sein mußte, und die es als eine Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen ließ, die

Digitized by Google

Empfindlichkeiten der besiegten Nationen möglichst zu schonen. Spätere Zeiten verbanden dann wohl Ureinwohner, Römer und Germanen zu einem Volke; die Juden aber blieben unvermischt, beharrten in Sprache, Glauben, Sitte unwandelbar an der Weise ihrer Väter und bewahrten auch in der äußern Erscheinung die untrüglichen Kennzeichen ihrer Rasse.

Die soeben angedeutete Entwickelung hat sich wohl kaum vor der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vollzogen; in einem Privilegienbriefe Friedrich's II. an die Wiener Juden (vom Jahre 1238) findet sich zuerst die nachmals technisch gewordene Bezeichnung servi camerae — eine Ausdrucksweise, die zwar versinnlicht, daß der Jude von Rechtswegen nicht sein eigener Herr sei, die im übrigen jedoch nicht von einer Leibeigenschaft, sondern nur von einem Vogteiverhältniß zu verstehen ist. In charakteristischer Weise versuchen die Rechtsbücher jener Zeit sich das neue Verhältniß theoretisch zurecht zu legen und es historisch zu begründen. Der Gedanke, daß in dem deutschen Kaiserthume nur die staatliche Fortsetzung des römischen Reiches erblickt werden müsse — bekanntlich einer der Factoren, welche späterhin die Reception des römischen Rechtes vermittelten — wird auch hier Anlaß, die Schirmherrschaft der deutschen Könige an Regierungshandlungen ihrer römischen Vorgänger anzuknüpfen. So heißt es im Sachsenspiegel (III, Art. 7 § 3): „dissen vrēden erwarf en Josephus (der bekannte jüdische Historiker) weder den kuning Vespasianum, do he sinen sonn Titus gesunt makede von de jecht.“ Und ausführlicher im Schwabenspiegel: „der kunig Vespasianus der gab den juden besser recht. Daz erwarp in aber do Josephus, da er makade synen sun Tytum gesunt von einem großen gegichte.“ „Swaz sy genadens und rechtens hant, daz erwarp Josephus umbe den koning Tytum. Das geschach, da Jerusalem gewunnen wart, do nērte (ernährte) sy Josephus, swaz ir darnach lebete. Der Juden wart besessen in Jerusalem dristund 80 000, der starp eyn teyl hungers, daz andere teyl wart erslagen, daz dritte nērte Josephus. Doch fürt man diselben veyl und gab ir wol dreissig umb' einen bösen pfenning. Dieselben gab der künig Tytus ze eygen in des küniges kamer und davon söllent sy sin des richs knecht und er sol sy schirmen“ (L. Schwabenspiegel Art. 261. 260).

Ich erwähnte, daß schon in der fränkischen Monarchie die Juden hin und wieder in ein besonderes Schutzverhältniß zum Könige getreten und von demselben mit einem Schutzbriefe versehen seien. Der Begriff der Kammerknechtschaft ist von jenen Zuständen wesentlich verschieden. Dort handelte es sich um einzelne Privilegien, regelmäßig mit Bezug auf den Handelsbetrieb; jetzt wird ausgesprochen, daß Alles dasjenige, was sich nach der heutigen Anschauung von selbst versteht — Schutz der Person und des Eigenthumes — nur durch die königliche Gnade vermittelt werden könne. Auch jetzt bedarf es, um

Digitized by Google

Schutz zu erlangen, noch der besondern Verleihung desselben, die bald ohne zeitliche Grenze, bald für eine bestimmte Reihe von Jahren erfolgte, aber letztere ist auf Seiten des Empfängers nicht mehr nothwendig an das Individuum gebunden, sondern kann die Gesammtheit, die städtische Judengemeinde, die Judenschaft im Territorium, selbst im Reiche, umfassen. Getragen von der Idee einer allgemeinen Weltherrschaft, nahmen die Inhaber der Krone Karl's des Großen gelegentlich selbst die Hoheitsrechte über die Juden in fremden Reichen in Anspruch. Eine Reimchronik des vierzehnten Jahrhunderts*) erzählt in behaglicher Breite, wie Kaiser Albrecht I. von Philipp dem Schönen die Auslieferung aller Juden Frankreichs verlangt, wie darauf „die Meister des Rechtes, dy volkommen an Lysten, dy do hießen Juristen" vom Könige beschickt werden und ihr Gutachten dahin erstatten, daß:

> die Juden dem Reich in sein Chammer dienen scholten,
> und welich Fürsten sie haben wolten,
> das mag anders nicht ergan,
> sy mußten dazu Urlaub han,
> von des Reiches Voigt,

wie König Philipp dann sich beeilt, den Profit des Geschäftes für sich selbst einzuheimsen, daher die Juden in seinem Reiche, schnell entschlossen, ausplündern läßt und ihnen nun heißt, „in des Kaisers Kammer zu fahren".

Die Gegenleistungen für den verheißenen Schutz, anfänglich nur jährliche Steuern (Judenzehnten), gestalteten sich für den Schirmherrn bald zu ergiebigen Einnahmen. Namentlich die Habsburger und Lützelburger verstanden sich sehr wohl darauf, mit dem Erwerbe des betriebsamen Volkes ihre leeren Kassen zu füllen. Unablässig sann die Erfindungsgabe der geldbedürftigen Herrscher auf Mittel, die Quelle reichlicher fließen zu lassen. Die Juden hatten ehemals jährlich an ihren Tempel zu Jerusalem gesteuert, seit Vespasian aber diese Abgaben nach Rom, an den Tempel des Jupiter Capitolinus, d. h. an die Kaiser opfern müssen. Ludwig der Bayer zog aus dieser Erinnerung**) von Neuem die praktische Nutzanwendung, indem er „den güldenen Opferpfenning" einführte, einen Leibzoll von jährlich einem rheinischen Gulden, zahlbar von jedem Juden und jeder Jüdin, die mehr als zwölf Jahre alt waren und mindestens zwanzig Gulden im Vermögen hatten. Eine neue Abgabe erwuchs in der „Ehrung" (Kronsteuer). Da der Kaiser nämlich von seinem Rechte über Leib und Leben nur aus Gnade keinen Gebrauch macht, diese sich aber bei jedem Regierungswechsel wiederholt, so gehört es sich, daß

*) Ottokar von Hornuk c. 779 (abgedruckt in dem Werke von Stobbe, S. 202).

**) So erklären die Einführung der neuen Steuer: Cassel (in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Section II, Bd. 27, S. 88); Grätz, Geschichte der Juden VI, S. 270; Stobbe, S. 31.

Digitized by Google

neben den regelmäßigen Steuern, dem laufenden Honorar für den versprochenen Schutz, auch bei jedem Wechsel des Schutzherrn ein Extraordinarium, gewissermaßen ein Eintrittsgeld erhoben werde. Freilich belief sich dasselbe auf nicht weniger als den dritten Theil des ganzen Vermögens („dritte Pfennig"). Wiederum auf Rechnung von Ehren Vespasianus. Weil dieser den dritten Theil der Juden hat durch Josephum ernähren lassen, darf der deutsche König, um wieder zu den Auslagen seines Vorgängers zu kommen, bei dem Antritte der Regierung die Habe der Juden schätzen lassen und den dritten Theil sich aneignen. Sigismund war der erste, welcher die „Ehrung" innerhalb des ganzen Reiches in Anspruch nahm; der speculativere Sinn Friedrich's III. begnügte sich schon nicht mehr mit einer einmaligen Zahlung, sondern erhob, als er die Kaiserkrone erwarb, die Ehrung zum zweiten Male. Nebenbei wurden den Juden mannichfache außerordentliche Abgaben aufgebürdet und zwar mitunter für Zwecke, für die sie sich schwerlich erwärmen konnten. So legte man ihnen die Kosten des Costnitzer Conciles zur Last und forderte unerschwingliche Leistungen für die Hussitenkriege. Daß für den Schutz auf Reisen und für die Erlaubniß zu reisen Geleitgeld und Zoll erhoben wurde, hat dagegen für jene Zeiten nichts Auffälliges. Und wenn es schließlich je an einem hinreichenden Vorwande mangelte, schritt man zu Drohungen und Gewalt; „sperrte die Juden in ihren eigenen Häusern ein oder schleppte sie ins Gefängniß, bis sie zahlten, und bemerkte dann ganz unschuldig in den Urkunden, in denen man über den Empfang quittirte und den vollkommensten Schutz für die Zukunft versprach, daß die lieben Kammerknechte sich ungezwungen und aus freiem Willen zu einer Zahlung verstanden hätten" (Stobbe a. a. O. S. 35). Wo gelegentlich ein Nachlassen eintrat, lag sicher die Furcht zu Grunde, daß die Ertragsfähigkeit des Finanzmittels*) und die Juden sich veranlaßt sehen mögen, mit dem Reste ihrer Habe sich aus dem Staube zu machen. Daher gebietet die väterliche Fürsorge Friedrich's III. — beispielsweise —, man möge die (in den Vorjahren stark heimgesuchte) Judenschaft Regensburgs derart halten, daß sie sich binnen fünf Jahren so weit erholen und emporarbeiten könne, um dem Kaiser 10 000 Gulden zu zahlen (1480).

---

*) Als ein solches erscheinen die Juden schon unter Adolf von Nassau. Einem zum Burgmannen aufgenommenen Edlen von Mingenberg verspricht der Kaiser anstatt der Zahlung: quia paratam pecuniam non habemus, Judaeos qui apud Koningestein se receperunt vel receperint, teneat et habeat titulo pignoris et servicia recipiat ab eisdem (Urkunde von 1294, mitgetheilt im „Anzeiger des germanischen Museums" 1879, Nr. 7). In einer hannöverschen Urkunde vom Jahre 1300 (bei Sudendorf, Urkundenbuch der braunschweigischen Herzöge I, 95) figuriren die Juden neben „Mühlen, Fischerei, Münze, Zoll, Gerichtsbarkeit, anderen Einkünften". Aehnlich in der goldenen Bulle.

Digitized by Google

Es würde irrig sein, wollte man annehmen, daß mit dem Fortgange der Zeit die Lage der Juden sich gebessert habe. Im Gegentheile, als die Kaiser begannen, das Regal weiter zu begeben, wurden die Juden bald von dieser, bald von jener Seite gezwickt. Was nunmehr der kaiserlichen Kasse an Beden und Zehnten zu Gunsten der neuen Schutzherren entging, mußten der Opferpfennig und die Ehrungen wieder ersetzen. Jene Uebertragung des Judenschutzes kam aber in doppelter Weise vor: entweder mit Bezug auf die in dem Gebiete des Empfängers bereits ansässige Judenschaft — alsdann meist durch Belehnung mit dem Regal oder Verpfändung desselben, mitunter auch nur vermittelst Cession gewisser Einkünfte — oder in der Form, daß der Herr eines bislang von Juden nicht bewohnten Bezirkes das Privileg empfing, Juden zu halten — in solchem Falle meistens unter Beschränkung auf eine gewisse Zahl derselben und mit zeitlicher Begrenzung. Die goldene Bulle übertrug das Judenregal auf die Kurfürsten; in der Folge ist es durch specielle Vergleichungen an die Reichsfürsten, die unmittelbaren Städte, selbst an Patrimonialherren übergegangen. Die Territorialherren verliehen oder verpfändeten es wiederum an ihre Städte und ertheilten diesen auch wohl umgekehrt die Berechtigung, keine Juden dulden zu brauchen, versetzten übrigens die Einkünfte selbst an Adelige oder Bürger. Begreiflicherweise traten mit der wachsenden Gewalt der Territorialherren die Abgaben an das Reichsoberhaupt mehr und mehr in den Hintergrund. Zwar erinnerte noch im Jahre 1643 das Reichskammergericht die kaiserliche Majestät an Kronsteuer und Opferpfennig und erbat allerunterthänigst „Ihro allergnädigst belieben zu lassen, daß dem Reich und der unentbehrlichen, hochnöthigen Justiz zum Besten solche Steuern diesem höchsten Gerichte möchten überlassen und assigniret werden,“ allein schon seit den Zeiten des Kaisers Matthias hatten die Zahlungen aufgehört und die Versuche Leopold's III. und Karl's VII., die idealen Ansprüche der kaiserlichen Machtvollkommenheit wieder zu verwirklichen, blieben ohne nennenswerthen Erfolg. Nur die Juden zu Worms und Frankfurt a/M. sollen den Opferpfennig mit jährlich 3100 Gulden bis zum Jahre 1803 regelmäßig an den kaiserlichen Fiscus abgeführt haben.

Die Kammerknechtschaft hat den Juden die Sicherheit, welche sie auf Grund des theuren Kaufpreises hätten beanspruchen können, fast niemals verschafft. Als der religiöse Eifer erkaltete, wurde nationaler Widerwille, hervorgerufen durch die Noth der Schuldner, Ursache unaufhörlicher Judenhetzen. Man beschuldigte die Juden, daß sie Hostien schänden, Christenkinder schlachten und das Blut derselben bei ihrem Passahfeste verwenden. Man legt ihnen den Mord zur Last, wenn irgendwo ein Leichnam gefunden wird. In solcher Bedrängniß geschieht es wohl, daß die Juden, um sich wenigstens in Anbetreff der Kreuzigung Christi gegenüber den Anklagen des Klerus von der Blut-

schuld ihrer Stammesgenossen in Palästina zu reinigen, den Nachweis versuchen, wie sie längst vor der Geburt des Erlösers in deutschen Städten ansässig gewesen seien, daß sie (in Worms, Ulm, Regensburg) gefälschte Briefe vorweisen, in denen ihren Urvätern von der Gemeinde zu Jerusalem das Auftreten und die Leidensgeschichte Christi berichtet wird, daß sie auf alte Leichensteine, angeblich aus vorchristlicher Zeit, Bezug nehmen — Erfindungen, welche der Selbsterhaltungstrieb ihnen eingab. Und wie verzeihlich waren solche Nothlügen. Um aus der Fülle des Stoffes nur das Wesentliche herauszugreifen, und der zahllosen Verfolgungen lokalen Umfanges gar nicht zu gedenken: nachdem der erste Kreuzzug die Judenschaften am Rheine und an der Donau decimirt hatte, ward, um die Mittel zum zweiten herbeizuschaffen, eine Massenberaubung empfohlen und in Scene gesetzt (1146); 1298 wüthete eine blutige Verfolgung in Franken, Baiern, Oesterreich, 1336—1338 im Elsaß, in Schwaben und Franken, am schonungslosesten und ziemlich das ganze Reich umfassend 1348, als der schwarze Tod die Lande Europas verheerte und die Juden bezichtigt wurden, durch Vergiftung der Brunnen die fürchterliche Seuche heraufbeschworen zu haben. Dann gönnt man ihnen einige Jahrzehnte Ruhe, damit sie wieder zu Kräften kommen, preßt sie im fünfzehnten Jahrhundert systematisch aus und versagt ihnen in manchen Territorien Aufenthaltsrechte. Wie späterhin sich ihr Loos gestaltete, soll an der Hand der Landesgeschichte unten des Weiteren verfolgt werden; zuvörderst jedoch bedarf die vorstehend versuchte Skizzirung des mittelalterlichen Rechtszustandes durch Hervorhebung einzelner, charakteristischer Verhältnisse namentlich des Privat- und Proceßrechtes der nothwendigen Ergänzung.

A. Rhamm.

Alexei, der Sohn Peter's des Großen.*)

Am 26. Juni 1718 starb eines unerwarteten, schnellen Todes Alexei, der älteste Sohn Peter's des Großen, der zukünftige Thronerbe des russischen Reiches; wegen seiner Flucht in das Ausland, wegen seiner Klagen über seinen Vater, wegen einer Verschwörung war das Todesurtheil über ihn gefällt worden, „aber in dem Kampfe zwischen dem väterlichen Mitleiden einerseits und der Sorge für die Integrität und Sicherheit andrerseits löste Gott die Zweifel, indem er durch eine schwere, der Apoplexie ähnliche Krankheit, welche den Czarewitsch nach Vernehmung des über ihn gefällten Todesurtheiles befiel, seinem Leben ein Ziel setzte". So lauten die Worte des Rundschreibens,

*) Der Czarewitsch Alexei. 1690—1718. Von A. Brückner. Heidelberg 1880.

Digitized by Google

in welchem Peter seinen Gesandten im Auslande das traurige Ereigniß mittheilte. Aber zu gleicher Zeit durchschwirrten die schlimmsten Gerüchte die Luft, unheimliche Dolmetscher der officiellen Urkunde: Alexei sei keines natürlichen Todes verblichen, er sei den Qualen der Folter erlegen, hingerichtet worden, Peter selbst habe den verhängnißvollen Streich geführt rc. Mehr als einmal tauchten falsche Alexei's auf, und wenn alle diese Versuche, die Rolle eines Kronprätendenten zu spielen, ein rasches und blutiges Ende fanden, so haftete doch der finstere Schatten einer blutigen That an dem Andenken des großen Czaren. Die Muse der Dichtkunst hat nicht verfehlt, den Conflict zwischen Vater und Sohn, der einen so tragischen Abschluß fand, auszubeuten (Immermann in seiner Trilogie: „Alexis"), für den Geschichtsschreiber aber lag wieder eines jener interessanten historischen Probleme vor, forschend und vergleichend die Wahrheit über eine dunkle Episode der russischen Geschichte ans Licht zu bringen. Noch ist nicht jeder Zweifel gelöst, noch ist das endgiltige Urtheil nicht gesprochen, aber was die Forschung der letzten Jahre, besonders die Russen Ustrjalow, Ssolowiew, Kostomarow, Pogodin in ihren Werken und Abhandlungen, Guerrier in seiner interessanten Monographie: „Die Kronprinzessin Charlotte, nach ihren ungedruckten Briefen, 1707—1715", zu Tage gefördert, von dem giebt Brückner hier ein klares, alle Verhältnisse und Beziehungen ins Auge fassendes Resumé, scharf und bestimmt treten die Figuren in dem rasch sich entwickelnden Drama hervor, ein treffend gezeichnetes Lebensbild des Czarewitsch liegt vor uns und mit Befriedigung würde Jedermann die gut geschriebene Skizze aus der Hand legen, wenn das Ereigniß, welches der Band erzählt, nicht so unsäglich trauriger Natur wäre.

Am 18. Februar 1690 wurde Alexei geboren, der älteste Sohn des Czaren Peter; erst kurz zuvor hatte sein Vater den Thron bestiegen, beinahe noch ein Knabe (geb. 1672), aber willensstark, von einer Spannkraft des Körpers und Geistes, die jeder Ermüdung und Anstrengung spottete, zum Herrscher geboren; und bald genug reifte in ihm der Entschluß, seinem Reiche den bisher verwehrten Zugang zu der Cultur der westlichen Völker zu eröffnen, die halborientalische Macht als ebenbürtig in die Reihe der anderen europäischen Schwesterstaaten einzuführen. Mit der ganzen Energie seines Wesens, der ein gut Theil altrussischer Brutalität beigemischt war, ist der Czar an diese Aufgabe getreten, mit der Ausdauer, welche einen charakteristischen Zug des merkwürdigen Mannes bildet, hat er sie durchgeführt, soweit ein Menschenalter und eine einzelne Kraft dies vermag, ein Revolutionär auf dem Throne in des Wortes vollster Bedeutung. Die Geschichte hat ihm den größten Lorbeerkranz, über den sie gebietet, auf das Haupt gedrückt, indem sie seinem Namen den des Großen beifügte, und Niemand wird daran das Mindeste rütteln wollen; aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem

Digitized by Google

Sterblichen zu Theil und grell hebt sich von dem leuchtenden Glanze des großen Herrschers der dunkle Schatten, welcher auf den Gatten und Familienvater fällt. Seine Ehe mit Eudokia (Jewdokia schreibt Brückner) Lopuchin (geschlossen am 27. Januar 1689) war nicht glücklich; bei einer Brautschau, welche Peter's Mutter nach Landessitte aus den schönsten Mädchen veranstaltet, war die Wahl auf die schöne, junge Eudokia gefallen, aber die junge Frau, so plötzlich zur höchsten Stelle erhoben, verstand nicht, sie zu behaupten. In keiner Weise geistig hervorragend, gebannt in den altgewohnten Gesichtskreis ihres Volkes, ohne Sehnsucht, denselben zu verlassen, hatte sie keinen Sinn und kein Verständniß für Peter's von Jahr zu Jahr wachsende Lernbegier und Thätigkeit, und wenn der Czar für die geistlose Monotonie des Kremls sich schadlos hielt in dem pikanten Umgang mit den gebildeten, geistig angeregten Kreisen der Sloboda, der deutschen Vorstadt Moskaus, wenn er seiner sinnlichen Natur in keiner Weise Zwang anthat, wenn die Jahre 1693 und 1694 mit seinen Reisen nach Archangelsk, die folgenden mit den Feldzügen gegen Asow ihn immer häufiger der Hauptstadt entführten, so trug dies alles nicht dazu bei, die Herzen der Gatten einander näher zu bringen. Wie herzlich und zärtlich Peter sein konnte, davon legen in späteren Jahren seine Briefe an Katharina genugsam Zeugniß ab. Aber Eudokia durfte sich solcher Zeichen nicht erfreuen, jedes Jahr schärfte die Entfremdung. Bald war es weltbekannt, daß die Ehe Peter's eine unglückliche sei. Auch Leibniz wußte davon zu erzählen, „daß er der Czarin, seiner Frau, gar nicht hold sei". Kaum war er von seiner ersten großen Reise zurückgekehrt, so verstieß er sie, wie es scheint, ohne irgend einen wirklichen Scheidungsgrund zu haben oder auch nur anzuführen. Im October 1698 wurde Eudokia aus Moskau weggeführt, in dem Kloster Pokrow bei Ssusdal nahm sie zehn Monate später den Schleier; die unglückliche Czarin trug fortan den Namen Helene, ihr Leben hat sie hinter den Mauern des Klosters vertrauert, keineswegs fürstlich behandelt, manchmal angewiesen auf die Unterstützung ihrer Verwandten, aber auch noch aus der Abgeschiedenheit heraus wirkt ihre Existenz verhängnißvoll ein auf die Geschicke ihres Sohnes Alexei.

Es wäre ein wahres Wunder gewesen, wenn diese unerquicklichen Verhältnisse ganz ohne Einfluß auf den Czarewitsch geblieben wären. Nur mit Gewalt konnte man den achtjährigen Knaben von seiner Mutter trennen, die Erbitterung darüber ist wohl nie ganz verwischt worden und wenn Peter in dem Sohne das Bild der verstoßenen Gattin sah, so ist die Zuneigung zu dem Erben seines Reiches dadurch nicht gestiegen. Alexis war nichts weniger als ein Wunderkind, seine Begabung ging nicht über das Maß der gewöhnlichsten Mittelmäßigkeit, und wenn sein Erzieher Huyssen ihm auch gesundes Urtheil und ein großes Verlangen sich auszuzeichnen zuschreibt, in keiner Epoche seines

kurzen Lebens hat der Prinz dies Lob zur Wahrheit gemacht, ihm fehlten gerade die Gaben und Haupttugenden, auf welche sein Vater die größte Wichtigkeit legte, die geistige Regsamkeit, das lebhafte Interesse für Cultur und Bildung, die ungestüme Thatkraft, jener Enthusiasmus des Regenten, der im Befehlen, Schaffen und Ordnen Seligkeit empfindet. Keinem Erzieher gelang es, dieselben zu wecken oder das Vorbild seines gewaltigen Vaters ihm als treibende Kraft in das Herz zu senken. Vor allem hat Peter selbst nichts gethan, den Sohn an sich zu fesseln, offen gestand er, keine Möglichkeit zu haben, die Erziehung seines Sohnes zu leiten, es fehlte ihm Zeit und Geduld und wohl auch die Neigung. Russen und Deutsche (Neigebaur, Huyssen) theilten sich in dieselbe, allein so schön der Plan des letzteren war, den jungen Prinzen in alle möglichen Wissenschaften einzuweihen, er blieb wie so manches andere Schöne auf dem Papiere. Die Erziehung wurde vielfach unterbrochen, der Lehrmeister wurde zu diplomatischen Missionen gebraucht (man sagt, nicht ohne Absicht von Seiten Menschikoffs, welcher dem deutschen Barone keinen allzugroßen Einfluß gönnte), der Zögling mußte an den kriegerischen Uebungen, an der Belagerung von Narwa Theil nehmen, so traf manches Ungünstige zusammen, den segensreichen Einfluß tüchtiger Männer zu paralysiren. Auch der Aufenthalt im Auslande, welchen Peter für den Zwölfjährigen geplant hatte, kam nicht zur Ausführung, und gerade in den für die Charakterentwickelung wichtigsten Jahren, vom fünfzehnten bis zwanzigsten, blieb der Czarewitsch sich selbst und dem Einflusse unbedeutender Menschen überlassen. Er hat in vertraulicher Rede selbst darüber geklagt, Menschikoff, der als echter Parvenü seine Freude darin fand, den ihm anvertrauten Kaisersohn seine Macht fühlen zu lassen, habe seine Erziehung vernachlässigt und ihn mit schlechten und dummen Menschen umgeben. Thatsächlich war sein liebster Umgang der mit Popen und Mönchen, seine liebsten Studien theologische; gerade jene praktischen und technischen Fächer, um deren Blüthe Peter Westeuropa so sehr beneidete, blieben ihm stets verschlossen, seine indolente Natur scheute die Strapazen der Seereise, die Aufregung und Verantwortlichkeit administrativer Thätigkeit; wie wenig konnte Peter, dem man nie genug thun konnte, der gleich nach der Saat auch die Frucht schon zu ernten begehrte, sich in diesem Sohne wieder finden! Und umgekehrt der Czarewitsch mit seinen conservativen Neigungen mochte ebensowenig Gefallen finden an der rücksichtslosen Neuerungssucht des Monarchen. Frühe genug richteten sich die Blicke aller derer, welche mit Peter's Regierung unzufrieden waren, auf den Thronerben, der den Umgang mit den Fremden wenig pflegte, auf dessen lenksamen Charakter sein Beichtvater Jakow Ignatiew, ein schlauer aber ziemlich beschränkter altrussischer Geistlicher, den größten Einfluß ausübte. Der persönliche Gegensatz zwischen Vater und Sohn hat frühe einen politischen

Charakter angenommen, Peter insbesondere sah in Alexei weit mehr den zukünftigen Thronerben, als den erstgebornen Sohn. Mit allen Fasern seines Daseins war er mit dem Werke seines Lebens, Rußlands Unabhängigkeit von Schweden und der Türkei, seine Einreihung in die abendländischen Culturstaaten verwachsen, alle seine hohe und barbarische Leidenschaft hatte er demselben zugewandt, er war nicht gesonnen, nach seinem Tode das mühsam Begonnene wieder zerfallen zu sehen und immer mehr befestigte sich in ihm der Argwohn, mit Alexei's Thronbesteigung könne dies Schlimmste eintreten. Schon dem dreizehnjährigen Knaben hielt er im Hauptquartiere von Narwa vor: werde der Sohn die Rathschläge des Vaters nicht befolgen, so werde er ihn nicht als Sohn anerkennen und Gott bitten, ihn in diesem und dem zukünftigen Leben zu bestrafen. Die Proben, in welchen der zukünftige Herrscher seine Regentengabe beweisen sollte, Einüben von Rekruten &c. fielen nicht völlig zu Gunsten Alexei's aus, Peter machte große Ansprüche, war schwer zu befriedigen, verlor leicht die Geduld und am leichtesten gegen seinen Sohn, für den, wie es scheint, die Stimme der väterlichen Liebe stets nur schwach sich erhob. So zitterte der Czarewitsch vor dem Unwillen seines Vaters, gelobte unter Thränen Besserung, freilich ohne viel zu halten. Wie unnatürlich, wie gespannt das Verhältniß war, zeigen die Briefe, welche er mit Ignatiew und anderen Freunden 1707 und später wechselte. Eine Chiffreschrift haben sie erfunden, um den Aufpassern zu entgehen; mit Vorsicht sind die Schreiben abgefaßt, voll dunkler Anspielungen. Offenbar handelte es sich hier nicht um eine jugendliche Spielerei, ebensowenig aber um etwas Staatsgefährliches, allein man fürchtete in diesen Kreisen den furchtbaren Zorn des Monarchen. Schon hatte er mit argwöhnischen Blicken den Verkehr Alexei's mit seiner Mutter beobachtet. Ein herzliches Einvernehmen zwischen beiden schien immer unmöglicher; höflich, aber gemessen und kühl sind die Briefe, die sie mit einander wechseln. Nur einmal entbrannte das väterliche Herz: als Alexei Anfang 1709 in Ssumy (Gouvernement Charkow) erkrankte und dem Tode nahe war, da blieb Peter bei dem Patienten, bis entscheidende Besserung eingetreten war, aber dauernd war diese väterliche Zuneigung nicht.

Wenige Wochen nachher wurde der Kronprinz auf Reisen geschickt, er sollte Westeuropa kennen lernen, er sollte auch eine Frau heimführen. Mit angeborener Unselbständigkeit hat Alexei beides ausgeführt. Der gewaltige Unterschied zwischen Vater und Sohn tritt nirgends greller hervor als gerade bei dieser Reise. Wo Peter Alles aufbot, um Land und Leute kennen zu lernen, möglichst viel Gewinn für sich und sein Reich aus dem Aufenthalt in der Fremde zu ziehen, da hat Alexei zwar pflichtschuldigst in Dresden — weiter gegen Westen drang er nicht — die Studien getrieben, welche sein Vater für gut fand ihm anzubefehlen, Geometrie und Stereometrie, Deutsch

Digitized by Google

und Französisch, Reiten und Fechten. Seine Umgebung ist voll des größten Lobes über seinen Eifer und seine Kenntnisse, aber billig setzen wir gerechte Zweifel in diese Berichte, wie denn auch der eigene Vater dieselben nicht verhehlen konnte. Aber noch viel weniger scheint das Leben im Auslande einen Einfluß auf Alexei's Gesinnung und Denkungsart ausgeübt zu haben, kühl bis ans Herz ist er den Reformideen seines Vaters gegenüber geblieben. Er hat auch die deutsche Prinzessin, auf welche nach längeren Verhandlungen die Wahl gefallen war, Charlotte von Wolfenbüttel, geheirathet. Nach der ersten Begegnung schreibt er an seinen Vertrauten Jakow Ignatiew: „Ich weiß, daß mein Vater mich nicht mit einer Russin verheirathen will, sondern mit einer Deutschen nach meiner Wahl. Ich schrieb ihm, daß ich, wenn es doch sein Wille sei, daß ich eine Ausländerin heirathe, diese Prinzessin heirathen würde, welche ich gesehen und welche mir gefallen hat, und welche ein guter Mensch sei, und eine bessere könne ich nicht finden." Fürwahr, in jugendlichem Feuer hat das Herz des zwanzigjährigen Prinzen nicht geklopft, als er diesen ruhigen Brief schrieb, und wenn er später der Braut und der Gattin die zärtlichsten Beweise seiner Liebe gab, sein Herz hat sie nie für die Dauer gewonnen. Ihr selbst ist wohl vorher bange gewesen vor dieser Wahl, noch 1709 hofft sie, der Plan werde noch zu hintertreiben sein. Aber als die Schlacht bei Pultawa Rußlands Macht auf einmal gewaltig hob, als die Berichte über Alexei doch nicht so schlimm lauteten, da fühlte sie sich glücklich; am 14. October 1711 war in Torgau die feierliche Vermählung, bei welcher auch Peter anwesend war. Der Unterschied der Confession war wohl auch besprochen worden; noch galt es nicht als Sitte und war nicht Bedingung, die Stellung am russischen Throne mit dem Uebertritt zu erkaufen, aber doch war der Unterschied für den in theologischen Anschauungen und Fragen nicht gleichgiltigen Czarewitsch später ein passender Vorwand, seine Charlotte zu vernachlässigen. Denn glückliche, sonnenhelle Tage waren für die arme Prinzessin nicht angebrochen; lange Reisen, Aufträge von seinem Vater hielten den jungen Gatten vielfach fern von seiner Frau, die durch Geldnoth und andere Verlegenheiten gedrückt wurde; nach langem Aufenthalte in Thorn und Elbing siedelte sie nach Petersburg über, rasch fand sie sich in der neuen Umgebung zurecht, aber die Liebe, welche sie ihrem Manne immer wieder entgegenbrachte, schwand immer mehr vor der Gleichgiltigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er sie behandelte; im Sommer 1714 reiste er nach Karlsbad, erst als der Reisewagen vor der Thür stand, theilte er sein Vorhaben seiner Frau mit; sechs Monate lang ließ er sie dann ohne alle Nachricht. Nach seiner Rückkehr nahm er eine Maitresse, die Finnin Aphrosinja Wjamsemsky, ins Haus, war oft betrunken, so daß die kurzen Lichtblicke, wo er sich freundlich zeigte, immer seltener wurden. Am 12. October

Digitized by Google

1715 gebar Charlotte einen Sohn, den nachmaligen Czar Peter II., ein mitleidiger Tod erbarmte sich der unglücklichen Prinzessin, am 22. October verschied sie, ihr Loos war nicht aufs Liebliche gefallen gewesen.

Aber für Alexei war der Tod verhängnißvoll, ihr Verlust traf ihn schwerer, als er anfangs glauben mochte. Es hatte nicht an kleinen Mißhelligkeiten zwischen Charlotte und Peter's zweiter Frau Katharina gefehlt, aber dies hatte wenig auf sich im Verhältniß zu der Zuneigung und Achtung, welche der Czar selbst seiner Schwiegertochter stets entgegen gebracht hatte. Ob Charlotte im Stande gewesen wäre, wirksam die Vermittlerin zwischen Vater und Sohn zu machen, ist fraglich; ein Ereigniß war unmittelbar nach ihrem Tode eingetreten, welches die Stellung des Thronfolgers und seiner ganzen Familie völlig veränderte. Katharina, welche Peter schon vor längerer Zeit zur rechtmäßigen Gattin erhoben, gebar am 28. October 1715 einen Sohn; die Frage, wer dereinst Peter's Nachfolger würde, war damit in eine ganz neue Phase getreten, die Abneigung, welche Alexei zu erfahren gehabt, die Zärtlichkeit, mit welcher Peter seine Kinder zweiter Ehe begünstigte, schärften den schon vorhandenen Conflict. Charlotten's Tod hatte wohl das letzte hemmende Hinderniß weggeräumt, denn am Tage ihrer Beerdigung, 27. October, übergab Peter seinem Sohne ein Ultimatum. Kaum giebt es ein merkwürdigeres Schreiben! Nur in dem Sinne redet Peter als Vater, als er einen Vorwurf auf den andern häuft: Alexei habe gar keine Lust, irgend etwas zu lernen, er gleiche dem faulen Knechte im Evangelium, welcher sein Pfund vergrub, bösen und eigensinnigen Charakters sei er; nun schreibe er ihm dies letzte Testament, ob er sich nicht ändere, „sonst wisse, daß ich dich deines Thronfolgerechtes entäußere und wie ein brandiges Glied ablöse." Die Stimme väterlicher Liebe schwieg vollständig vor der Sorge, welche den gewaltigen Reformator erfaßte, der Sohn werde andere Bahnen wandeln und das großartige Werk der Umgestaltung Rußlands stocken und zerfallen lassen, und mit all' seiner rücksichtslosen Thatkraft stemmte er sich dieser Aussicht entgegen. Lieber sollte sein Sohn zu Grunde gehen, als sein Werk. Warum Peter gerade diesen Zeitpunkt für seine Erklärung wählte, darüber fehlt jeder Anhalt.

Alexei kannte seinen Vater, er wußte, daß er im Stande war, die schlimmste Drohung auszuführen, er wußte auch, daß sein Vater Recht habe mit seinem Mißtrauen in die Regentenfähigkeit und die Reformthätigkeit seines Sohnes; die militärischen und anderen Unternehmungen Peter's waren ihm seiner eigenen Aussage nach zum Ekel, er hatte nur den Wunsch, möglichst fern von seinem Vater zu sein; er pocht nicht auf sein Recht, der Gefahr weichend giebt er im Augenblick nach, wie alle schwachen Leute hoffend, damit das letzte Wort noch nicht gesprochen zu haben. In diesem Sinne

Digitized by Google

schreibt er seinem Vater: er halte sich selbst für unfähig zu regieren, es sei ja auch Gott sei Dank noch ein Bruder vorhanden, diesem wünsche er Gesundheit und langes Leben; er selbst, Alexei, mache keinerlei Ansprüche und werde auch nie irgendwelche machen, wozu er Gott zum Zeugen anrufe. Aber Peter war nicht damit zufrieden, er glaubte nicht an seinen Eid wegen seiner Herzenshärtigkeit, auch wenn er das Versprechen halten wolle, werden die Geistlichen (Bartträger) ihn umstimmen; so könne es unmöglich bleiben, nicht Fisch, nicht Fleisch, entweder müsse er sich ändern und Peter's würdiger Nachfolger sein, oder ein Mönch werden; ohne dieses könne sein Geist nicht ruhig sein (Schreiben vom 19. Januar 1716). Auf den Rath seiner Freunde (Kikin und Wjasemsky) antwortete Alexei in wenig Zeilen, er wünsche ins Kloster zu gehen und bitte um die Erlaubniß dazu. Aber dadurch war Peter's Geist nicht ruhiger geworden; Alexei, fürchtete er, könne die Mönchskutte auch wieder abwerfen; ohne ein Mittel zu haben, der peinlichen Situation zu entgehen, verschob er seine Entschließungen, gab seinem Sohne ein halbes Jahr Bedenkzeit und trat eine Reise ins Ausland an. Nichts war Alexei erwünschter, auch er war einer Entscheidung enthoben, auch er erwartete Alles von der Zeit. Von einer Verschwörung, einer Auflehnung gegen seinen Vater war in seinen Plänen nicht das Mindeste zu finden, höchstens rechnete er auf den baldigen Tod des Czaren, welcher naturgemäß einen Umschwung in Allem herbeiführen werde, während der Minderjährigkeit seines Bruders würde er dann die Regentschaft führen, da die Nation schwerlich einen Menschikoff als Regenten dulden würde; im übrigen wünschte er nichts weiter, als mit seiner Aphrosinja in Ruhe ein stilles behagliches Leben zu führen. Aus diesen nichts weniger als hochverrätherischen Träumen schreckte ihn ein Brief seines Vaters auf (den 26. August 1716), worin dieser seine Entscheidung verlangte. Nun war er entschlossen, sich der väterlichen Gewalt und Macht zu entziehen; er gab vor, seinem Vater entgegen zu reisen, der Courier, welcher Peter's Brief dem Czarewitsch überbracht, meldete seinem Herrn, Alexei folge ihm auf dem Fuße, aber Wochen vergingen, ohne daß Alexei kam; alle Nachforschungen führten nach Danzig, dort verlor sich jede Spur.

Alexei war mit Aphrosinja zu seinem Schwager Kaiser Karl VI. nach Wien gegangen im strengsten Incognito. Bitter hatte er sich den kaiserlichen Ministern gegenüber über seinen Vater beklagt, nur mit Mühe konnte der Aufgeregte beruhigt werden. Karl beschloß, ihm ein sicheres Versteck anzuweisen in dem Schlosse Ehrenberg in Tyrol. Den Winter 1716 bis 1717 brachte Alexei unter dem Namen Kochanski dort zu, aber länger war seines Bleibens nicht; man hatte seinen Aufenthalt ausgekundschaftet und seine Auslieferung verlangt. Eiligst wurde Alexei davon benachrichtigt, der Arme ge-

Digitized by Google

rieth außer sich über diese Gefahr, flehend bat er, ihn nicht dem Zorne seines Vaters preiszugeben. Der österreichische Hof hatte dies auch gar nicht im Sinne, in aller Stille und Vorsicht sorgte er für die Abreise des Flüchtlings nach Italien; in Pagenkleidung zog Aphrosinja mit, der begleitende deutsche Secretär hatte nur über die maßlose Zechlust des Pärchens zu klagen, sonst ging Alles gut. Unangefochten langten sie in Neapel an, wo das Castel St. Elmo ihnen Zuflucht bot, aber auch nur für kurze Zeit. Um jeden Preis wollte Peter seinen Sohn wieder in seiner Gewalt haben; mit einem geharnischten Schreiben, worin Alexei Verzeihung angekündigt war, wenn er zurückkehre, im andern Falle wurde er auf ewige Zeiten verflucht, erschien Peter's Gesandter Tolstoi vor dem Czarewitsch und verlangte seine Rückkehr. Lange weigerte sich dieser, Bitten und Versprechungen, besonders die Drohung, Aphrosinja von ihm zu trennen, machten den Bejammernswerthen endlich mürbe, reuevoll dankte er seinem Vater für die Verzeihung und gab zu, daß er den Tod verdient habe. Langsam reisten Flüchtlinge und Wächter Rußland zu, eine kurze Episode ungestörten Glückes vor dem Sturme. Aphrosinja mußte ihrer Gesundheit wegen langsamer reisen, noch sind die zärtlichen Briefe erhalten, die Alexei an sie richtete, bildete ja doch die Hoffnung, daß Peter in eine Ehe mit ihr willigen werde, den schönsten Theil des Traumes, den er sich ausgemalt hatte und der in eine so ganz andere entsetzliche Wirklichkeit sich verkehren sollte.

Denn ein furchtbares Gericht wartete seiner in der Heimath; am 31. Januar 1718 war er in Moskau angelangt, am 3. Februar fand in dem großen Saale des Kreml eine feierliche Versammlung aller Würdenträger des Reiches statt, vor welcher Alexei erscheinen mußte. Ohne Degen trat er ein, kniefällig bekannte er sich in Allem schuldig und bat um Gnade und um sein Leben. Gegen den Verzicht auf sein Thronrecht, gegen Angabe der an seiner Flucht Mitschuldigen wurde ihm von Peter beides zugesagt. Aber wie hielt der Vater dieses Versprechen gegenüber dem eigenen Sohne! In einem Manifeste an das Volk war ausgesprochen worden: Alexei habe den Tod verdient, aber aus Gnaden sei ihm jede Strafe erlassen, und bei dem Processe, der jetzt instruirt wurde, stand oben an die Drohung: Wenn er nicht Alles bekenne, sei es um sein Leben geschehen! Es war gewiß nicht allzu schwer, etwas zu finden, das er verschwiegen, oder etwas Anderes, das ihn aufs neue compromittirte. Freilich, die schrecklichsten Martern und Strafen, welche Peter über seines Sohnes Freunde und Mitschuldige verhängte, brachten wenig zu Tage, was den Czarewitsch compromittirt hätte; über unvorsichtige Redensarten, illoyale Wünsche und Gedanken war Niemand hinausgegangen. Am verhängnißvollsten waren die Aussagen von Aphrosinja für ihren Geliebten; eingeschüchtert durch die Schrecken der Folter erzählt sie rückhaltslos,

Digitized by Google

was Alexei in vertraulichem Gespräche mit ihr geredet und geplant, doch von strafbaren Handlungen war auch hier nicht die mindeste Spur zu entdecken. Die Gesinnung, welche mit der Regierungsweise Peter's nicht zufrieden war, welche in manchem gerade das Gegentheil wollte, war allerdings offen ausgesprochen. Für Peter genügte schon dies, um den Sohn schuldig zu finden. Moralisch mit immer neuen Fragen, physisch mit der Knute begann die Folterung des Unglücklichen. Schon das mit allem Vorhergehenden gar nicht stimmende Bekenntniß: Alexei würde, falls ein Aufstand losgebrochen und man ihn an die Spitze der Rebellen berufen hätte, auch bei Lebzeiten des Czaren einer solchen Aufforderung gefolgt sein, scheint durch die Knute erpreßt. Am 24. Juni sprach dann das aus 127 Personen bestehende Gericht das Todesurtheil über ihn aus, zwei Tage nachher, Nachmittags sechs Uhr, war er eine Leiche. Völlig ist die Art seines Todes nicht aufgeklärt; der wahrscheinlichsten Annahme, daß er an den Folgen der Folter (er wurde am 26. Juni noch einmal geknutet) gestorben sei, tritt auch Brückner bei.

Es läßt sich nicht leugnen, das Maß der Schuld wurde in jenen Zeiten anders gemessen, als jetzt. Peter glaubte gewiß das vollständigste Recht zu Anklage und Todesurtheil zu haben, aber was diesem ganzen Processe für alle Zeiten den brandmarkenden Stempel aufdrückt, ist, daß die Stimme der Menschlichkeit so völlig dabei schwieg. Die oberflächliche Sinnlichkeit der hohen russischen Gesellschaft hat keinen Anstoß genommen an einem Festgelage bis Nachts zwei Uhr und großem Feuerwerke — drei Tage nach Alexei's Tode! Bei Peter hatte die Staatsraison das Gefühl des Vaters völlig erstickt, und so ist es doch ein sehr theurer Preis, um welchen er die Ehre erkauft hat, der Reformator seines Reiches zu sein, denn auch der größte Herrscher hat nicht das Recht, der Natur, der Menschlichkeit ins Angesicht zu schlagen. Und ungestraft ist diese Gewaltthat nicht geblieben; wir meinen nicht etwa die Aufstände und das Auftreten von Kronprätendenten, welche den Namen und das Andenken des Todten wieder aufleben machten, sondern jene blutigen Katastrophen, welche den Thronwechsel der russischen Czaren so oft begleiteten und zu welchen auch der Schöpfer Neurußlands den Weg gebahnt hatte. Alexei umgekehrt ist freilich keine Gestalt, für welche sich das Herz erwärmen kann, er ist zu unbedeutend und unselbständig, ihm fehlt jede Ader irgend welcher Genialität, noch weniger zierte ihn der Adel der Bildung oder edler Gesinnung, und es ist eine jener häufigen Ironien des Schicksals, daß gerade an einem solch schwächlichen Vertreter des Altrussenthums der Gegensatz zwischen dem Alten und Neuen zu einem solch tragischen Ausgang kommen mußte. Aber nie wird man sein Mitleid dem bejammernswerthen Prinzen versagen können, dessen Unglück es war, Peter's Sohn zu sein.

Theodor Schott.

Digitized by Google

Berlin und Petersburg.*)

Das Buch, das jetzt alle politischen Kreise beschäftigt, und dessen Inhalt durch die Tagesblätter ausgiebig und allgemein verbreitet ist, darf man einen förmlichen Anklageact gegen die russische Politik unter Nikolaus und Alexander nennen. Wäre für die Veröffentlichung dieser Documentensammlung nicht doch eine private Form gewählt worden, so wäre man berechtigt, nicht blos von Abwendung, sondern von dem Bruche mit Rußland zu reden. Man kann ein hastiges, leidenschaftliches Element in dieser Veröffentlichung nicht verkennen. Sie ist sichtlich bestimmt, zu wirken, und zwar stark, sofort, in diesem Augenblicke. Man merkt dem Verfasser die innere Erregung an, weniger im Ausdrucke, der sich erzählender Objectivität befleißigt, als in der Wahl und Gruppirung des Stoffes, in der rücksichtslosen Zuspitzung desselben auf das eine Ziel. Schwerlich ist das Bild, das man hier von den preußisch-russischen Beziehungen gewinnt, genau dasselbe, wie es der späteren Geschichtsforschung erscheinen wird; es ist lediglich die eine Seite des Verhältnisses ins Auge gefaßt. Der Historiker würde nicht umhin können, gleichzeitig abzuwägen, was Preußen und Deutschland aus der noch vor nicht langer Zeit als „thurmhoch" gepriesenen Freundschaft mit Rußland als eignen Gewinn herausgezogen hat. Es würde zur Darstellung kommen, wie beide Mächte durch wechselseitige Hilfe, wenn auch die eine stets den Löwenantheil vorwegnehmend, auf einen Punkt gediehen sind, wo die bisherige Interessengemeinschaft zuletzt ein natürliches Ende fand und die Tendenzen, welche längst schon an der Lockerung des Verhältnisses arbeiteten, an die Oberfläche traten und das Feld behaupteten. Eine solche unparteiische Abschätzung liegt ganz außerhalb der Absicht des Verfassers. Er will nicht ein vollkommenes Geschichtsbild aufstellen, er will vielmehr überreden und überzeugen, er trägt kurz gesagt ein Plaidoyer zusammen für die Wendung, die sich in den auswärtigen Beziehungen Deutschlands mit dem letzten Herbste vollzogen hat. Dieses Plaidoyer ist überaus reich an thatsächlichem, offenbar mit Vorbedacht seit Jahren angesammeltem Material. Des Neuen und Halbvergessenen findet sich die Menge. Der Verfasser ist nicht nur im Besitze umfassender und weit hergeholter publicistischer Belege, er hat auch die Kenntniß intimer politischer und diplomatischer Vorgänge, er ist im Stande, gelegentlich eine geheime russische Denkschrift zu produciren. Doch welcher Gebrauch von dieser Documentensammlung sonst schon gemacht sein mag, — indem sie jetzt in die Oeffentlichkeit gestellt wird, ist die Absicht offenbar die, der öffentlichen Mei-

*) Berlin und Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1880.

Digitized by Google

nung in Deutschland die Ueberzeugung beizubringen, daß die überraschende Wendung der deutschen Politik nicht blos eine wohlbegründete ist, sondern nothwendig, uns aufgedrungen, in der Natur der Verhältnisse selbst gegeben. Und dieser Appell kann allerdings seine Wirkung nicht verfehlen. Die aneinandergereihten Thatsachen sind schlagend. Auch wer im ersten Augenblicke den Abbruch einer anscheinend wohlbewährten Tradition zögernd und zweifelnd hinnahm, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß es hier nicht um einen Act der Willkür sich handelt, sondern um Nothwendigkeit.

Näher betrachtet ist die Schrift ein Appell an den berechtigten vaterländischen Stolz, an das deutsche und preußische Ehrgefühl. Noch niemals ist die Kette der Demüthigungen, die Preußen durch die russische Politik erfuhr, während der Zeiten des „Vaters" Nikolaus, während der Revolution von 1848, in den schleswig-holsteinischen Kämpfen, im kurhessischen Streite, in den Olmützer Tagen, und weiterhin bis zum Jahre 1870, noch nie ist diese lange Kette der erlittenen Kränkungen so im Zusammenhange und in so scharfer Beleuchtung vorgeführt worden. Als gemüthlich patriarchalisch ist in Berlin die russische Allianz vorwiegend aufgefaßt worden, auf russischer Seite war nichts als Ueberhebung und Forderung unbedingter Unterwürfigkeit, brutale Einmischung, und dabei beständige Gegenwirkung gegen die gerechten und geschichtlichen Ziele des preußischen Staates. Den Gipfel jener Anmaßungen bezeichnet die mitgetheilte Denkschrift des Kaisers Nikolaus „über die preußischen Angelegenheiten von 1848", zusammt den Rathschlägen, die man gleichzeitig und im gleichen Sinne an den damaligen Prinzen von Preußen zu bringen wagte; empörende Zumuthungen im Inhalt und in der Form. Wie der Czar das Zustandekommen einer preußischen Verfassung selbst mit Gewalt zu hindern entschlossen war, so war es ihm auch Ernst mit der Absicht, Preußen an der Uebernahme der Führung Deutschlands zu verhindern. „Preußen hat mit dem übrigen Deutschland weder nähere Beziehungen, noch erweisliche gemeinsame Interessen", dieses Stichwort war in der erwähnten Denkschrift ausgegeben. So handelte Kaiser Nikolaus, indem er den russischen Staatsegoismus auf den Namen der preußischen conservativen Interessen taufte, dabei unterstützt durch jene unselige Classe von preußischen Patrioten, welche öffentlich russische Livrée trugen, und deren bezeichnendster Typus der königliche Vorleser Hofrath Schneider war, der in der deutschen Presse die Sache Rußlands führte und gleichzeitig zum Leibcorrespondenten des Kaisers Nikolaus sich ernennen ließ. Zum demüthigendsten aus dieser Zeit gehört es, daß mittelst solcher Canäle Nikolaus von jedem in Berlin gesprochenen unabhängigen Worte genaueste Kunde erhielt. Ja es fehlte nicht an Fällen förmlichen Hochverraths. Im Februar 1854 wurde ein preußisches Staatsgeheimniß, der eben neu ausgearbeitete Mobilmachungsplan, dem Petersburger Hofe

Digitized by Google

mitgetheilt und diese beispiellose That damit entschuldigt, daß die betreffende Persönlichkeit in gutem Glauben gehandelt und sich zu der Meinung bekannt habe, daß „zwischen uns und den Russen ja keine Geheimnisse mehr beständen". Es entspricht ganz der damals herrschenden Anschauung, daß nicht diese Handlungsweise als Verrath behandelt wurde, sondern daß „einer der edelsten preußischen Patrioten und bedeutendsten Dichter" — man erräth leicht den Namen —, der diesen Vorgang öffentlich zur Sprache brachte, als Hochverräther behandelt und zur Flucht aus den preußischen Grenzen genöthigt wurde. In dieselben Tage fiel ein anderer, nicht minder schmählicher Verrath, dessen Geheimniß bis heute noch nicht gelüftet worden ist: an dem Abend des Tages, an welchem Bunsen's (des damaligen königlichen Gesandten in London), bekannte, gegen die russische Politik gerichtete geheime Denkschrift vom 1. März 1854 in Berlin eintraf und dem Könige zur Kenntniß gebracht wurde, gelangte eine Abschrift dieses wichtigen Actenstückes in die Hände des russischen Gesandten!

Vom Jahre 1849 an machte sich am russischen Hofe erstmals die Hinneigung zu panslavistischen Ideen bemerklich. Während der Gedanke, die deutsche Nationalkraft um die preußische Krone zu sammeln, als Ausgeburt des Revolutionsgeistes galt, regte der ungarische Feldzug von 1849 mächtig die Begierde nach Ausbreitung der russischen Machtsphäre an. Die damalige Russenschwärmerei für Jellachich galt keineswegs dem getreuen Unterthanen des Kaisers von Oesterreich, sondern dem Vorkämpfer des „slavisch-nationalen Gedankens", und dieser Cultus zählte gerade in den höchsten Kreisen der St. Petersburger Gesellschaft seine eifrigsten Priester. Von größerer Wichtigkeit wurde diese Strömung nach den durchgreifenden Veränderungen, welche die inneren Verhältnisse des russischen Reiches unter Alexander erfuhren. Nur aus der Unkenntniß russischer Zustände und Stimmungen, sagt der Verfasser, die bis vor wenigen Jahren unter uns herrschend war, ist zu erklären, daß zur Zeit der Zertrümmerung des alten russischen Systemes, d. h. in den Jahren, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft vorhergingen und unmittelbar auf dieselbe folgten, Niemand in Deutschland vorhergesehen hat, daß die radikale innere Umgestaltung der großen östlichen Monarchie eine Veränderung in den auswärtigen Beziehungen derselben zur schließlichen Folge haben müsse. Was seit dem Jahre 1857 an der Spitze der russischen öffentlichen Meinung marschirte, stand zu der „alten Schule" in ausgesprochenem und bewußtem Gegensatze, und sah die aus der Zeit der Freiheitskriege herübergenommenen alten dynastischen Freundschaften des Kaiserhauses für einen der Sache der Völker schädlichen Rumpelkram an, mit dem so rasch und so gründlich wie möglich aufgeräumt werden müsse. Beinahe ausnahmslos sind die Staatsmänner, welche die Reformen der Jahre 1859 bis 1863 ins Leben riefen,

Freunde und Schüler des liberalen Frankreich gewesen, die ohne den „ärgerlichen Zwischenfall von 1863", d. h. die französische Parteinahme für den polnischen Aufstand, aller Wahrscheinlichkeit ein näheres Verhältniß ihrer Regierung zu der französischen durchgesetzt haben würden. Aus der damaligen Haltung der russischen Presse geht deutlich hervor, wie schwer man sich in diesen Kreisen von der seit dem italienischen Kriege lebendig gewordenen Hoffnung auf eine französisch-russische Allianz trennte.

Umfang und Tragweite der seit der Thronbesteigung Alexanders II. in Rußland stattgehabten Veränderungen begannen der Masse der Deutschen erst aufzugehen, als die große Umwälzung des Jahres 1866 unser Nationalbewußtsein erneuert und Jedermann verständliche deutsche Staatsinteressen geschaffen hatte. Selbst wieder ein Volk geworden, lernten wir andere Völker verstehen. Langsam und allmählich brach sich das Bewußtsein Bahn, daß es für unsere Zukunft nicht nur darauf ankomme, wie der Kaiser von Rußland und der französische Kaiser über uns dächten, sondern daß wir mit den jenseits der Weichsel und des Rheines lebenden Nationen zu rechnen haben würden. Diese Nationen aber machten keinen Augenblick ein Hehl daraus, daß sie in der Wiederaufrichtung des deutschen Namens eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Macht und Bedeutung sähen, und daß sie sich freiwillig nicht dazu verstehen würden, mit uns auf dem Fuße der Gleichheit zu verkehren. Die feindselige Stimmung in Rußland trat zunächst darin zu Tage, daß das deutsche Element in Livland und Kurland auf die Proscriptionsliste gesetzt wurde. Mit allen der deutschen Nationalsache feindlichen Elementen wurde ohne Unterschied der Gattung gemeinsame Sache gemacht: in den Jahren 1866 bis 1870 nahmen die leitenden Organe der öffentlichen Meinung gleichzeitig Partei für das Welfenthum und für den Radikalismus der Herren Jacoby und Karl Mayer. Und was die Stimmung in Rußland über den Krieg 1870 bis 71 betrifft, so leert unsere Schrift ein ganzes Füllhorn von Zeugnissen dafür aus, daß die heutige Feindseligkeit der russischen Presse gegen Deutschland thatsächlich bereits vor zehn Jahren vorhanden gewesen, daß die sogenannten russischen Sympathien für die deutsche Sache auch zur Zeit ihrer angeblichen Herrschaft auf ganz bestimmte, enggeschlossene Kreise beschränkt gewesen sind und daß das Verhalten der russischen Regierung auf die Haltung der Presse einen sehr viel geringeren Einfluß geübt hat, als gemeinhin geglaubt wird.

Die Divergenz russischer und deutscher Auffassung des Dreikaiserbundes bietet dann den Schlüssel zu den Ereignissen der beiden letzten Jahre und zu der aus denselben hervorgegangenen gegenwärtigen Lage. Rußland hatte gehofft, in Deutschland einen Verbündeten zu finden, der, auf Oesterreichs Zer-

Digitized by Google

trümmerung speculirend, die östlichen Länder dieses Kaiserstaates an den Panslavismus ausliefere, einen Verbündeten, der ihm im Osten völlig freie Hand lassen werde. Bismarck erstrebte das gerade Gegentheil. Er suchte ein näheres Verhältniß zu Oesterreich, weil er überzeugt war, daß nach dem unwiderruflich gewordenen Ausscheiden der habsburgischen Monarchie aus dem deutschen Verbande ein Zwiespalt der wahren Interessen beider Staaten weder bestand, noch auch nur in Zukunft irgend wahrscheinlich war. Durch Begründung des Dreikaiserbundes wußte er eine Brücke nach Wien zu schlagen, ohne vorerst diejenige nach Petersburg preiszugeben. Die Entscheidung brachte dann der Berliner Congreß, auf welchem Fürst Bismarck wohl bereit war, Rußland jeden mit dem Fortbestande Oesterreichs verträglichen Dienst zu leisten, aber weit davon entfernt war, mit dem Russen durch Dick und Dünn zu gehen und dadurch das Tafeltuch zwischen Deutschland und dem übrigen Europa zu zerschneiden. Daß er nicht um Rußlands willen Oesterreich preisgab, haben ihm die russischen Staatsmänner nicht verziehen.

Die Abwendung der deutschen Politik von Rußland ist nach Allem eine definitive Entscheidung. Die deutsch-österreichische Allianz war, wie aus der Darstellung unseres Buches hervorgeht, längst vorbereitet, bereits vor Jahresfrist beschlossen, ja sie war von dem Fürsten Bismarck bereits an dem denkwürdigen Tage von Nikolsburg ins Auge gefaßt, an welchem er verhinderte, daß Oesterreich zu Gebietsabtretungen an den Sieger von Königgrätz genöthigt wurde. Die endliche Erreichung des Zieles aber haben die Russen selbst herbeigeführt, zuletzt vermittelst ihrer durch den General Obrutschew in Paris versuchten Werbungen um die Bundesgenossenschaft Frankreichs. „Die beiden obersten Berather des friedliebenden Kaisers von Rußland, Fürst Gortschakow und Graf Miljutin, sind im eigentlichsten Sinne des Wortes die Geburtshelfer des zwischen uns und dem Hause Oesterreich geschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrages gewesen."

Man gewinnt zuletzt den Eindruck, daß der Reichskanzler nunmehr die Brücken vollständig hinter sich abgebrochen hat. Der Zug der Größe und Kühnheit, der seine politischen Actionen kennzeichnet, ist nicht am wenigsten auch dieser neuesten Wendung seiner Politik eigen. Manche Illusion muß schwinden, und die eiligen Geschichtschreiber der Neuzeit haben manche Seite in ihren populären Darstellungen wieder umzuschreiben. Nach der einen Seite, davon gewinnen wir die volle Ueberzeugung, ist Alles bereinigt, mit Rußland ist die Rechnung gänzlich abgeschlossen. Die vorliegende Schrift beschränkt sich darauf, eben nach dieser Seite Klarheit zu schaffen. Doch indem sie rücksichtslos die Wahrheit in der Vergangenheit aufdeckt, wirbt sie für die neue Politik des Kanzlers um das Vertrauen des deutschen Volkes. Und sie wendet sich eben damit zugleich an die wahren Interessen des österreichisch-

ungarischen Reiches, für dessen Staatsmänner, für dessen Völker diese Veröffentlichung wahrlich nicht minder eindringlich und beredt ist, als für uns.

W. L.

Ueber ein Gedicht Leopardi's.*)

Bonaventura Zumbini hat sich in seinen früher veröffentlichten Schriften, den „Saggi Critici“ (Napoli 1876) und den „Studi sul Petrarca“ (Napoli 1878) als einen Kritiker von ungewöhnlicher Begabung offenbart; er vereinigt in sich zwei Eigenschaften, die selten bei einem Schriftsteller verbunden zu sein pflegen, nämlich die größte Feinheit des ästhetischen Gefühles und den geduldigen Fleiß der gelehrten Forschung. Beide Vorzüge zeigen sich auch wieder aufs glänzendste in seinem neuen Aufsatze; dieser ist nur ein Theil einer umfangreichen Arbeit über Leopardi, die der Verfasser seit Jahren vorbereitet, und deren vollständige Veröffentlichung die bekannt gemachten Proben in dieser Studie und den „Saggi Critici“ sehr wünschenswerth erscheinen lassen.

Das Gedicht Leopardi's „An den Frühling oder von den Fabeln der Alten“, mit welchem sich Zumbini hier beschäftigt, ist entsprungen aus einem Gefühle, welches in den modernen Literaturen mannichfachen Widerhall gefunden hat, aus dem Gefühle der Wehmuth über den Untergang der bunten mythologischen Vorstellungen, mit denen dereinst sich der Mensch die Welt verschönte, der Natur um sich her Leben und Seele verlieh. Zumbini verfolgt die Aeußerungen dieser Empfindung bei den verschiedenen Dichtern, den Engländern Wordsworth, Keats, Shelley, den Deutschen Platen, Schiller, den Italienern Monti und Leopardi selbst, und diese seine Vergleichung ist fruchtbar und lehrreich; denn aus ihr tritt in klaren Zügen die Eigenthümlichkeit des italienischen Gedichtes hervor. Am nächsten unter diesen Klageliedern über den Tod der alten Fabeln stehen Leopardi's Canzone Schiller's Götter Griechenlands; die Aehnlichkeiten sind bedeutend, auch in Einzelheiten; aber die Grundstimmung in den beiden Productionen ist dennoch verschieden. Schiller glaubte an eine hohe ideale Bestimmung des Menschengeschlechtes, an die Unsterblichkeit der Gottheit in der Kunst, und die Kunst selbst erschien ihm als das höchste Gut unseres Daseins; Leopardi sieht die Zeiten, in denen die Phantasie den Menschen durch Erschaffung einer reichen überirdischen Welt zu trösten vermochte, unwiederbringlich verloren; sie waren das Jugendalter unseres Geschlechtes, welches mit erreichter Reife sein Theuerstes schwinden sah, und nur die kalte, trostlose Realität übrig behielt.

---

*) B. Zumbini, Alla Primavera o Delle Favole Antiche, Canzone di Giac. Leopardi. Estratto del Giornale Napoletano. Napoli 1879.

Digitized by Google

Zumbini hatte schon früher, an einer Stelle seiner „Saggi Critici" in meisterhafter Art die stufenweise chronologische Entwickelung von Leopardi's Weltanschauung und damit die seiner künstlerischen Individualität dargestellt und den einzelnen Gedichten ihren Platz in den verschiedenen Epochen angewiesen. Die Canzone an den Frühling gehört der zweiten Epoche an, in welcher der Dichter das Leiden der Menschheit als einen Verfall, als Greisenhaftigkeit ansah, so daß er hier dem Elende seiner Zeit das einstige Glück entgegenstellte, während ihm erst später der Schmerz als das allgemeine und beständige Verhängniß der Creatur erschien. Das Glück der Vergangenheit waren die Illusionen, und diese theueren Illusionen treten ihm wieder vor die Seele; er hat wieder lebendig das Schauspiel vor Augen, wie es die Welt den Alten darbot, und er malt es in glänzenden Farben, mit eben jenen reichen und lachenden Bildern der klassischen Kunst; allein dieses Schauspiel hat für ihn seine Bedeutung verloren, die bleiche Wirklichkeit tritt mitten hinein und bringt einen schmerzlichen Contrast hervor. Der Dichter selbst fühlt sich von glühender Liebe ergriffen zu diesen Gestalten, welche seine Einbildungskraft ihm einen Augenblick zurückzurufen vermag, und er schildert begeistert die Welt der Alten in ihrer entzückenden Pracht; aber dazwischen klingt stets die Stimme des modernen Bewußtseins, daß das Alles vorüber und todt sei, bis endlich diese Stimme alles Andere übertönt, die Träume entfliehen und er sich allein und verlassen findet gegenüber der Einöde im Himmel und auf Erden. Dieses ist die eigenthümliche Situation, aus welcher die Dichtung Leopardi's hervorgegangen ist, und eigenthümlich ist ihr eine Meisterschaft der Kunst, wie sie die anderen Dichtungen über denselben Gegenstand nicht erreicht haben. Der Charakter dieser Kunst ist, wie Zumbini sagt, das Ergreifen des Wesentlichen in jedem Gegenstande und die Beschränkung, welche der Darstellung nicht mehr zumuthet, als sie verträgt, dem Object nur den Grad von Poesie abzugewinnen strebt, den es in sich birgt. Und hiezu kommt eine Mäßigung und Ruhe in der Aeußerung der Empfindung selbst, zu welcher Leopardi allgemach in der Entwickelung seiner Dichtung gelangte. Er nähert sich damit den Eigenthümlichkeiten und Vorzügen der griechischen Kunst, welche in keinem der verwandten Gedichte sich so vollkommen widerspiegelt wie in dem seinen, „so daß unter den vielen Stimmen, die an jene glückliche Zeit und die verlorene Jugend der Welt erinnern, diejenige Leopardi's fast selbst eine klassische Stimme zu sein scheint, die allein und trostlos übrig geblieben, an die theueren Verstorbenen zu gemahnen und sie zu beweinen."

Zumbini hat mit feinem Sinne den innersten Geist von Leopardi's Dichtung enthüllt; seine geistvolle Untersuchung eröffnet uns den Blick in den zarten Organismus einer bedeutenden künstlerischen Schöpfung und verwan-

Digitized by Google

delt in klare Erkenntniß, was sich in dem Leser des Gedichtes als dunkle Empfindung regt. So hat er die Aufgabe der ästhetischen Kritik gelöst. Zugleich aber ließ er, nach seiner Art, auch das Kleinste nicht unbeachtet; mit minutiöser Sorgfalt spürte er den Stellen der alten Dichter nach, die Leopardi's Ideen und Worte beinflußt haben, und die nun hier nicht als Apparat einer müßigen Erudition, sondern als treffendste Illustration der ästhetischen Untersuchung selber dienen, indem sie erkennen lassen, wie und in welchem Geiste die Formen der klassischen Kunst hier wiederbelebt sind.

A. Gaspary.

Der Bundesrath in der Reichsverfassung.

Zum ersten Male im dreizehnjährigen Bestande der norddeutschen Bundes- und deutschen Reichsverfassung ist ein Conflict zwischen dem Bundesrathe, dem Organe der verbündeten Regierungen, und dem Reichskanzler, dem Organe der kaiserlichen Regierungsrechte, durch das jüngste Entlassungsgesuch des letzteren offen zu Tage getreten. Der Bundesrath hat zu einer Steuervorlage der Reichsregierung einen Beschluß gefaßt, welchen der Reichskanzler nicht vertreten zu können glaubt, während es ihm doch auch seiner Stellung als erster Reichsbeamter nicht angemessen erscheint, sich vor dem Reichstage in den preußischen Particularbevollmächtigten zu verwandeln, um kraft Artikel 9 der Reichsverfassung eine Minoritätsansicht auszufechten. In dieser Collision sah er keinen andern Ausweg, als sein Amt dem Kaiser zur Verfügung zu stellen — nicht in Analogie mit einer parlamentarischen Ministerkrisis, in welcher der Monarch seinem Rathgeber gestatten könnte, über die Köpfe der widersprechenden Mehrheit an die Nation Berufung einzulegen — während hier nur die Frage sein konnte, ob der Kaiser durch Entlassung seines Rathgebers dem Conflicte mit seinen Mitsouverainen ausweichen, oder aber jenen auch moralisch ermächtigen wolle, den Conflict mit allen Mitteln des formalen Rechtes auszufechten, — also ihn nöthigenfalls auch jener Rücksicht des politischen Tactes entbinden, welche die eine Seite des Motives zum Entlassungsgesuche bildete.

Ohne auf die politische Seite des Conflictes einzugehen, dessen materieller Anlaß inzwischen schon vollständig beseitigt ist, versuchen wir in dem Folgenden nur, die allgemeineren Probleme, welche durch den Fall angeregt wurden, unter den einschlagenden reichsstaatsrechtlichen Gesichtspunkt zu stellen. Bei der ersten officiösen Mittheilung über das Entlassungsgesuch war der Umstand sehr drastisch hervorgehoben, daß die dem Reichskanzler entgegengetretene Mehrheit sich gerade aus den kleineren und kleinsten Staaten gegen-

Digitized by Google

über den drei größten gebildet habe, die Minderheit eine Bevölkerung von 33½ Millionen, die Mehrheit nur 7½ Millionen darstelle. Daraus war gleich der unüberlegte Schluß gezogen worden, es könne dem Fürsten Bismarck beifallen, gerade den kleinen und kleinsten Staaten ihre Stimmantheile im Bundesrathe beschränken zu wollen. Da Preußen doch niemals sicher sein kann, gerade Baiern und Sachsen an seiner Seite zu haben, so sollte jene Gegenüberstellung offenbar nur darauf hinweisen, wohin es im äußersten Falle möglicher Combination führen könne, wenn das formale Stimmrecht ohne alle Rücksicht auf das materielle Gewicht der Stimmen zur Geltung gebracht werde. Als staatsrechtlich construirbare Unzuträglichkeit bleibt immer nur die Möglichkeit übrig, daß in der Präsidialmacht Preußen die verantwortliche Reichsregierung im Bundesrathe überstimmt werden kann, und zwar in der doppelten Anwendung, daß nach Artikel 16 der Reichsverfassung der Reichskanzler im Namen des Kaisers Vorlagen nach den Beschlüssen des Bundesrathes an den Reichstag zu bringen hat, die er dort nicht vertreten kann, und nach Artikel 17 der Kaiser Gesetze auszufertigen und zu verkündigen hat, die seiner persönlichen Anschauung entgegenlaufen — eine Zumuthung, welche dem constitutionellen Monarchen erspart ist. Da die kaiserliche Antwort auf des Reichskanzlers Gesuch die Artikel 16 und 17 ausdrücklich erwähnte, so erschien die Annahme nicht unglaubhaft, daß es bei den Anträgen, welche zu stellen dem Reichskanzler überlassen wurde, „um eine verfassungsmäßige Lösung eines derartigen Conflictes der Pflichten herbeizuführen", in erster Reihe auf eine Verstärkung des in der Reichsverfassung nur unter besonderen Voraussetzungen der Präsidialmacht zugeschriebenen Vetorechtes abgesehen sei. Der Antrag indeß, welchen seither der Reichskanzler an den Bundesrath gebracht hat, bezieht sich nur auf einen Gegenstand, welcher mit dem amtlich angegebenen Motive des Entlassungsgesuches nicht in unmittelbarem staatsrechtlichem Zusammenhange steht und überhaupt nicht die Verfassung, sondern nur die übliche und in der geltenden Geschäftsordnung anerkannte Handhabung der Geschäfte im Bundesrathe berührt, die nur möglicher Weise als praktische Interpretation der Verfassung angerufen werden könnte. Es ist nämlich den kleinen Staaten, die nur eine Stimme im Bundesrathe führen, um diese nicht bei Abwesenheit ihres Bevollmächtigten ruhen zu lassen, zugestanden, dieselbe einfach im Wege der Substitution von Seiten des letzteren auf den Vertreter eines andern Staates zu übertragen, und einmal eingeführt, ist diese Gewöhnung so weit eingerissen, daß zuletzt eine Anzahl dieser Kleinstaaten nur noch in den seltensten Fällen durch ihre eigenen Bevollmächtigten an den Verhandlungen des Bundesrathes Theil genommen haben. Dieser Mißstand nun war bei jenem zum Anlaß des Rücktrittsgesuches genommenen Beschlusse nicht weniger grell zu Tage getreten als die den wirklichen Macht-

Digitized by Google

verhältnissen gegenüber künstliche Mehrheitsbildung. Es hatten sich zwei anwesende kleinstaatliche Bevollmächtigte durch Substitution im Besitze von zusammen 16 Stimmen, mehr wie die Hälfte der Mehrheit von 30, befunden. Der Antrag des Reichskanzlers geht nun dahin, im Wege einer bloßen Geschäftsordnungsrevision die Substitutionen, die in der Verfassung keinen Boden hätten, ganz zu beseitigen, damit nicht der Bundesrath aus einer staatsrechtlichen Körperschaft, wie ihn sich die Verfassung gedacht, zu einer nur ihre Instructionen austauschenden Gesandtenconferenz nach Art des alten Bundestages werde. Sachlich ist also hier recht eigentlich die verfassungsmäßige Stellung des Bundesrathes berührt.

Die Bundesverfassung, durch welche Fürst Bismarck die nationale Errungenschaft des Jahres 1866 dauernd zu festigen unternahm, wurde bekanntlich von der politischen Routine wie von der Doctrin mit größtem Mißtrauen aufgenommen. Die eine wie die andere hielten an der Schablone der Reichsverfassung von 1849 um so zäher fest, je schlagender eine siebzehnjährige Erfahrung dargethan hatte, wie völlig ungeeignet das Werk der patriotischen Theorie war, die auseinanderstrebenden Machtinteressen der gegebenen politischen Factoren in einem Brennpunkte zusammenzufassen. Schritt für Schritt begegnen wir in den Verhandlungen des constituirenden Reichstages dem Vorwurfe, daß die Verfassung gar keine eigentliche Bundesgewalt construire — und zwar ist dies die Klage der conservativ-particularistischen Elemente nicht weniger als die des politischen Radikalismus. In der That bestand der Unterschied darin, daß, während das Elaborat der Frankfurter Nationalversammlung die Bundesgewalt durch eine unübersteigliche Kluft getrennt über die Einzelregierungen gestellt hatte, der reale Begründer der deutschen Einheit diese Regierungen selbst, die Präsidialmacht nur als erste unter Gleichen an ihrer Spitze, zur Ausübung der Bundesgewalt vereinigt hatte. Die Doctrin der ehrenwerthesten und bedeutendsten von den Urhebern des Frankfurter Werkes hat noch im Jahre 1862 Professor Waitz in seinen „Grundzügen der Politik" mit ganzer Selbstgefälligkeit wiederholt — und ihr widerspricht unsere geltende Reichsverfassung in der That fast in jedem wesentlichen Satze. „Bundesgewalt und Gewalt der Einzelstaaten müssen in ihrer Sphäre selbständig, souverain sein" — unsere Einzelstaaten aber sind nicht mehr souverain für sich, sondern nur als Glieder der Reichsgewalt; „in ihrer Sphäre" unterliegen sie vielmehr einer formell unbegrenzten Einschränkung durch das Reich im Wege der Verfassungsänderung. „Die Selbständigkeit hat sich zu zeigen einmal in Beziehung auf die Mittel; auch die Bundesgewalt muß diese für sich haben, nicht von den Einzelstaaten empfangen: Finanzen und Kriegsmacht" — unsere Reichsfinanzen beruhen formell noch zum guten Theil auf Matricularbeiträgen, wir haben kein Reichsheer, sondern nur

Digitized by Google

unter dem Befehle des Bundesfeldherrn vereinigte Einzelstaatscontingente. „Die Bundesgewalt verkehrt weiter für die Angelegenheiten, die ihr überwiesen sind, nicht mit den Einzelstaaten, sondern unmittelbar mit dem Volke" — unsere Reichsverwaltung verkehrt unmittelbar nur mit den Einzelregierungen, welche deren Functionen zum größten Theil, zwar im Auftrage des Reiches, aber durch ihre eigenen Verwaltungsorgane führen. „Regierung und Vertretung des Staates der Gesammtheit dürfen nicht von denen der Einzelstaaten bestellt, abgeordnet werden; nur eine Abtheilung der letzteren wird angemessen als Vertretung gerade der Staaten erscheinen (Staatenhaus)" — wir haben unsere Reichsvertretung nur als unmittelbare Abordnung des deutschen Volkes, dagegen im Bundesrath ein Regierungsorgan, von den Regiegierungen der Einzelstaaten bestellt. Mit all diesen hohen Grundsätzen ist das Verfassungswerk von 1849 ein todter Buchstabe geblieben, während unsere Reichsverfassung eine unumstößliche europäische Thatsache geworden ist.

Ueber den Grund der Unfruchtbarkeit seiner doctrinären Construction für die realen deutschen Verhältnisse hätte nun mindestens Professor Waitz nicht im Unklaren sein dürfen, da er selbst das unumwundene Geständniß macht: „Der Bundesstaat ist bisher nur auf Grundlage republikanischer Staatsform entwickelt". Er fährt aber arglos fort: „doch widerspricht er an sich nicht dem Wesen des Königthums, da das Recht des Einzelstaates, und also auch des Königs im Einzelstaat, ein selbständiges bleibt, nur dem Umfange nach beschränkt." Die geschichtliche Frage war nur eben: wird ein bis dahin unbeschränkt selbständiges Königthum sich ohne harten Zwang in eine Beschränkung fügen, welche ihm alle Bethätigung der Souverainetät nach außen hin nimmt, und würde es einen dazu erforderlichen Zwang jemals so weit verwinden, um mit aufrichtiger Gesinnung in den Bundesstaat hinein zu wachsen? Und es ist heute gar nicht mehr zu verstehen, wie man den in die Augen springenden Unterschied hat verkennen mögen zwischen republikanischen Einzelstaaten, die zum republikanischen Bundesstaate vereinigt sind, und monarchischen Einzelstaaten, die sich einer wiederum monarchisch-constitutionell construirten Bundesgewalt unterwerfen sollen. In dem ersteren Falle sind es doch die Träger der Einzelstaatssouverainetät selbst, welche zum Gesammtsouverain zusammengefügt werden, und sie verlieren an Extension der Antheile nichts, was ihnen nicht genau an der Intensität des Gesammtstaatsantheiles eingebracht wird; dagegen konnte die monarchische Bundesstaatsgewalt der Waitz'schen Theorie und der Verfassung von 1849 in keinem Stücke anders als auf Kosten der Einzelmonarchen ausgestattet werden.

So hat denn erst Fürst Bismarck das Ei des Columbus zum Stehen gebracht, indem er jenes tiefere Princip des republikanischen Bundesstaates auf unsere monarchischen Verhältnisse übertrug: daß der Einzelsouverain an

Digitized by Google

seinen besonderen Souverainetätsrechten nichts aufzugeben brauchte, was er nicht in einem Antheile an der Gesammtsouverainetät zurückerhielt. Dem Ruhme dieses schöpferischen Gedankens wird nichts dadurch entzogen, daß er die äußere Gestalt des Bundesrathes von dem alten Bundestage nahm, in der staatsrechtlichen Construction aber an das preußische Unionsproject von 1849—50 anknüpfte, und zwar mehr an den von den Staaten des Dreikönigsbündnisses nur zur Vorbereitung der Verfassung niedergesetzten „Verwaltungsrath" als an den „Fürstenrath" dieser Verfassung selbst, in welchen die minder mächtigen Bundesglieder zu Curialstimmen zusammengeschweißt werden sollten. Der Bundesrath aber als dasjenige Bundesorgan, vermittelst dessen die Regierungen der Einzelstaaten — nicht wie wohl gesagt ist, wesentlich ihre Sonderrechte, sondern in erster Reihe den nach dem Gesichtspunkte des gemeinen Wohles zu behandelnden Antheil an der Reichssouverainetät ausüben, ist hiernach der eigentlich charakteristische Bestandtheil der geltenden Reichsverfassung im Gegensatze zu der alten Bundestagsschablone.

Eben weil nun der Bundesrath in der Hauptsache Reichsgeschäfte, nicht Geschäfte der Einzelstaaten zu führen hat, muß er seinem Wesen nach eine staatsrechtliche Körperschaft sein, in welcher zu den gemeinschaftlichen Willensacten der Reichsregierung die an der Bildung derselben betheiligten Einzelregierungen sich zu vereinigen haben. In einem Gesandtencongreß selbständiger Mächte, die keinen andern Vereinigungspunkt als den einer gelegentlichen Interessenübereinstimmung haben, ist eine Discussion nicht anders denkbar wie etwa als Versuch, den andern über sein eigenes Interesse so viel besser aufzuklären, als dies möglich erscheint; für die letzte Entscheidung aber giebt es keinen andern Maßstab als die Grenze, welche das Interesse an der gegenüberstehenden Macht findet. Im deutschen Bundesrathe aber stehen die Regierungen, welche denselben beschicken, als die verbundenen Träger des allgemeinen deutschen Interesses neben einander, und sie haben Recht wie Pflicht, sich gegenseitig unter dem beherrschenden Gesichtspunkte dieses Interesses durch Austausch von Gründen und Erfahrungen zu belehren und zu überzeugen. Dazu kommt nun aber ein zweites. An der Spitze des Bundesrathes steht der Reichskanzler, der zugleich für sich das der Reichsvertretung verantwortliche Organ der dem Kaiser verfassungsmäßig zugetheilten Regierungsrechte ist. Da nun aber diese Rechte nicht entfernt in der Weise ausgeschieden sind, daß sie für sich abgetrennte Entscheidungsgebiete darstellen, da sie vielmehr auf Schritt und Tritt mit den Zustimmungs- und Controlbefugnissen des Bundesrathes unlöslich verflochten sind, so dürfen auch Reichskanzler und Bundesrath nicht wie Macht und Macht gegen oder neben, sondern sie müssen wie Glieder eines organischen Ganzen, der in ihrem Zusammenwirken sich bethätigenden Reichsregierung zu einander stehen. Es muß also dem Reichs-

by Google

kanzler oder seinen Vertretern die Möglichkeit gegeben sein, für die Gesetzgebungs- und Verwaltungspolitik, die er nach Ermächtigung seines kaiserlichen Herrn sich vorgezeichnet hat, das Einverständniß der übrigen verbündeten Regierungen durch Austausch von Thatsachen und Gründen, durch freie Entfaltung seiner staatsmännischen Einsicht und Geschicklichkeit zu gewinnen. Allerdings haben ja die Mitglieder des Bundesrathes als solche nicht ihre persönliche freie Entscheidung zu geben, sie sind nur Vertreter ihrer Regierungen und geben ihre letzten Erklärungen nur den positiven oder muthmaßlichen Instructionen der letzteren gemäß ab. Es soll aber zwischen diesen Instructionen und den Discussionen im Bundesrathe selbst eine ununterbrochene Wechselwirkung bestehen; es müssen die Instructionen in geringfügigeren Fragen dem Bevollmächtigten einen gewissen Spielraum lassen, in wichtigeren aber einer unmittelbaren Anpassung an die Eindrücke zugänglich sein, welche der Bevollmächtigte in der Discussion erhält und über welche er seine Auftraggeberin pflichtmäßig auf dem Laufenden erhält. Sollte aber der Bundesrath, wie Fürst Bismarck in seinem Antrage sich ausdrückt, „zu corporativem Zusammenwirken" in erster Reihe die leitenden Minister der verbündeten Regierungen, bei technischen Fragen die betreffenden Ressortminister vereinigen, so mußte man von den Curialstimmen des alten Bundestages absehen, es mußte auch der kleinste Staat, wenn es einmal angezeigt war ihn als selbständiges Bundesglied zuzulassen, mindestens eine selbständige Stimme führen. Eine Ausgleichung der so weit verschiedenen Machtverhältnisse war also nur wie im Plenum des Bundestages auf dem Wege zu erreichen, daß den größeren Staaten in einem Verhältniß zu ihrer realen Bedeutung eine Mehrheit von Stimmen zugetheilt wurde. Die Ausgleichung fand aber eine Grenze im Geiste des Bundesverhältnisses, welcher verlangt, daß die als selbständig zugelassenen Glieder auch die Möglichkeit haben, ihre Selbständigkeit zu behaupten. Eine mathematische Stimmenvertheilung nach Kopfzahl oder Steuerfähigkeit hätte die sämmtlichen übrigen Staaten von vorn herein zu willenlosen Anhängseln Preußens gemacht. Sie mußten also insgesammt mindestens so viel Stimmen haben, um jede Anforderung des führenden Staates abzulehnen, welche mit ihren billigen Interessen unerträglich schien. Eine Majorisirung der führenden Macht in diesem Sinne mußte selbstverständlich zugegeben werden, wenn man einmal die Bundesgewalt nicht über die Einzelregierungen stellte, sondern durch ihre Vereinigung bildete. Immer aber zerfallen die Staaten außer Preußen in zwei scharf geschiedene Interessengruppen. Die Kleinstaaten können Manches in ihrem eigenen Interesse der Bundesgewalt zugestehen, was die Mittelstaaten kraft ihres historischen Rechtes in der eignen Hand behalten wollen. Es mußten also Verfassungsänderungen, welche in den Wirkungskreis der Einzelstaaten weiter hinübergreifen können, an eine verstärkte Majorität gebunden, und wie einerseits selbstverständlich Preußen,

so auch jede der beiden bezeichneten Interessengruppen in die Lage gesetzt werden, die zur Ablehnung nöthige Minorität aufzubringen. Allen diesen Anforderungen hätte durch die scharfsinnigste Berechnung nicht besser genügt werden können als — allerdings erst seit dem Zutritt der Südstaaten — durch einfache Uebernahme der Stimmvertheilung des alten Bundestages, indem jedoch Preußen die demselben einverleibten Staaten zugerechnet wurden, und in Folge dessen nachher Baiern sich eine Verstärkung um zwei Stimmen ausbedang. Nunmehr stehen die drei Gruppen der achtzehn Stimmen Preußens mit Waldeck, der zwanzig mittel- und zwanzig kleinstaatlichen Stimmen in so angemessenem Gleichgewichte, daß jeder Versuch einer Aenderung als höchst unpolitisch erscheinen müßte — geschweige, daß der leitende Staatsmann des Reiches und Preußens daran denken sollte, sich durch eine Beschränkung der kleinstaatlichen Stimmen seine beste Stütze gegen eine mögliche Coalition der Mittelstaaten abzugraben. Von einer Coalition der Kleinstaaten zu reden, hat gar nicht erst einen Sinn, da dieselbe eine Mehrheit nur durch den Zutritt von zwei oder drei Mittelstaaten finden kann, denen dann auch selbstverständlich die führende Rolle zufällt.

Man sollte aber das etwas gehässige Wort Coalition in dem eben erwähnten Falle niemals anwenden, wenn die außerpreußischen Bundesglieder ihr formelles Stimmenübergewicht nur dazu anwenden, wozu es ihnen nach dem Geiste des Bundesstaates recht eigentlich gegeben ist: nämlich Anforderungen der führenden Macht zurück zu weisen, welche ihnen gutgläubig als Beeinträchtigung ihrer Interessen erscheinen. Dagegen würden dem Grundsatze der Einheitlichkeit in der Regierung, welcher im Bereiche der Bundesgewalt genau wie im Einheitsstaate gelten muß, aufs Schroffste solche Coalitionen widersprechen, welche darauf ausgingen, entgegen der Politik des leitenden Staatsmannes in positiver Weise die Gestaltung von Reichseinrichtungen und Maßregeln zu bestimmen. Gegen derartige Versuche — die übrigens thatsächlich bis jetzt in keinem klaren Falle vorgekommen sind — würde ein Vetorecht der Präsidialmacht, welche für sich allein drei Fünftel des deutschen Volkes umfaßt, ein eben so natürliches wie billiges, und ehrliche Interessen der übrigen Staaten in keiner Weise gefährdendes Mittel sein. Es würde auch wohl eine solche Forderung, wenn Preußen sie, zumal bei Bildung des Norddeutschen Bundes, von vorn herein kategorisch gestellt hätte, eben wegen ihrer natürlichen Billigkeit vielleicht keinen, und wahrscheinlich keinen unüberwindlichen Widerspruch gefunden haben. Da aber daran nicht gedacht war, und im constituirenden Reichstage ein nationalliberaler Antrag nur für Gesetze über Heer, Marine und die zu deren Unterhalt vorweg bestimmte Bundeseinnahme ein solches Vetorecht vorschlug, wie es dann im zweiten Absatze des Artikel 5 aufgenommen wurde, erhob sich sofort aus den Reihen der sächsischen Abgeordneten ein möglichst gehässiger Angriff dagegen.

Heute vollends würde es nicht einmal mehr sicher sein, ob auch nur im Reichstage, geschweige im Bundesrathe, die Mehrheit für die zur Verallgemeinerung dieses Veto erforderliche Verfassungsänderung zu erlangen wäre. Wie die Dinge liegen, wird man sich wohl begnügen müssen, im Rahmen der geltenden Verfassung den Bundesrath von den Abwegen der Reaction auf den Geist zurückzuführen, der seine Bildung beherrscht hat; und wenn dies gelingt, ist wenigstens zum Kampfe des moralischen staatsmännischen Einflusses gegen Coalitionen der letztberichteten Art das Kampffeld ehrlich abgesteckt. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Budgetdebatte und antideutsche Bestrebungen. — Die großen, und besonders die Hauptstädte stehen sonst in dem Rufe, die Herde politischer Bewegungen zu sein, die Provinzen, das Land mit fortzureißen oder zu bevormunden. Bei uns ist gegenwärtig die umgekehrte Erscheinung zu beobachten. Die Vorbereitungen zu dem glänzenden Carrousel, welches der Hof und der hohe Adel zum Besten der in der letzten Zeit von Wassers- oder Feuersnoth, Mißwachs u. s. w. heimgesuchten Gegenden des Reiches veranstalten, die Herausgabe eines „Festblattes" zu demselben Zwecke — einer Nachäffung des „Paris-Murcie"; welche den überflüssigen Beweis führt, daß Wien zwar nicht Paris ist, aber eben so viel eitle, sich für berühmt haltende Menschen zählt —, der Regierungsantritt des neuen Hoftheaterintendanten: solche und ähnliche Dinge scheinen die hauptstädtische Bevölkerung in weit höherem Grade zu interessiren, als die sich immer merkwürdiger gestaltenden politischen Zustände. Hingegen beweisen mancherlei Kundgebungen aus den Provinzen, daß man dort die Dinge ernster auffaßt. So bringt jeder Tag eine Menge von Resolutionen, Adressen, Protesten in Sachen der achtjährigen Schulpflicht. Manifestationen solcher Art haben in der Regel ihre besondere Geschichte, und es ist ja nicht schwer zu errathen, wer die Agitatoren in diesem Falle seien. Allein eben so klar liegt zu Tage, was die Gemeindevertretungen, politischen Vereine u. s. w. bestimmt, sich den Erklärungen anzuschließen: daß in den acht Jahren das Heil stecke, werden sie schwerlich glauben, aber sie sehen, welche Parteien an dem Schulgesetze rütteln und wissen daher, was eigentlich erreicht werden soll. Klerikale und „Nationale" machen sich die Versäumniß und die doctrinäre Halsstarrigkeit der Verfassungspartei zu nutze, bieten dem Volke Entlastung und wollen dabei sich der Schule bemächtigen. Und wie gegen diese drohende Doppelherrschaft sich die Deutschen wehren, so rühren sich die liberalen Tschechen in Prag wenigstens gegen die Herrschgelüste der Geistlichkeit. Mitunter möchte man sogar glauben, daß auch in Polen noch ein Rest von Liberalismus existire, doch werden die Auswallungen immer rasch unterdrückt.

Digitized by Google

Die Lage ist in der That so merkwürdig, daß selbst in Oesterreich eine ähnliche noch nicht erlebt worden, noch nicht für möglich gehalten worden ist. Graf Taaffe wurde in einem Wiener Briefe der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", dessen Urheberschaft übrigens der Minister mit aller Entschiedenheit ablehnt, als der österreichische Bismarck charakterisirt; diesen Vergleich konnte freilich kein Freund anstellen! Die Aehnlichkeit soll darin bestehen, daß Bismarck eine große Politik ohne und gegen die parlamentarische Majorität durchführte, während Taaffe die Geschäfte der Majorität besorgt, die Erlaubniß dazu aber täglich von dieser Majorität erkaufen muß. Um die drei Fractionen der Rechten bei guter Laune zu erhalten, muß er heute Beamte entfernen, welche den Tschechen zu deutsch sind, oder diesen deutsche Schulanstalten ausliefern, morgen den Klerikalen Concessionen machen und am dritten Tage den Polen etwas baar auf den Tisch legen — da diese sonst nichts mehr zu fordern haben. Ist er in seinen Leistungen nicht ganz pünktlich, so ergehen sofort grobe Mahnungen und Exmissionsdrohungen. In der Budgetdebatte griffen die Redner der Linken das Ministerium einmüthig an — fand es etwa auf der Rechten Vertheidiger? Kein Gedanke! Die Herren vertheidigten nur sich selbst und ihre Ansprüche und Graf Clam behandelte es mit gnädigem Mitleid. Und als endlich bei dem sogenannten Dispositionsfonds (zur Erhaltung der „Reptilien") die Linke mit einem ausdrücklichen Mißtrauensvotum hervortrat, erklärte die Rechte eben so ausdrücklich, die Bewilligung jenes Fonds solle nicht die Bedeutung eines Vertrauensvotums haben für dieselbe Regierung, deren Chef unmittelbar vorher ein Glaubensbekenntniß gänzlich im Sinne und im Jargon der Föderalisten abgegeben, so begeistert von den historischen Rechten der Länder gesprochen, und die „Länder" consequent dem „Reiche" vorangestellt hatte! Ein Officiosus brachte wohl den Humor auf zu deduciren, daß dies Verhältniß ja gerade der Stellung eines Ministeriums über den Parteien entspreche, sie dürfe nicht das specielle Vertrauen einer Partei genießen, weil sie ja sonst eine Parteiregierung würde. Doch selbst dieses Kunststück war umsonst, bei der Abstimmung fehlten so viele Mitglieder der Rechten und des Centrums, daß die Regierung den Dispositionsfonds auch nicht ohne Vertrauen bewilligt erhielt.

Was nun geschehen werde, dafür giebt es nur Vermuthungen. Zunächst scheint Graf Taaffe nicht gewillt, dem Wunsche beider großen Parteien durch seinen Rücktritt zu entsprechen; denn gewiß möchten Rechte und Linke diesen Zustand beendigt sehen, beide in der Hoffnung, selbst ans Ruder zu kommen, die Linke noch mit dem weiteren Gedanken, daß ein Ministerium der Rechten, welches dem Coalitionsministerium etwa folgen sollte, außer Stande sein werde sich zu halten, und daß es für die Verfassungspartei unter allen Umständen nützlicher sei, mit entschiedenen Gegnern zu thun zu haben. Aber allem Anscheine nach dürfte das jetzige Ministerium noch einen Versuch machen,

sich eine zuverlässige Partei zu schaffen. Man spricht von Auflösung des Hauses, die aber nicht sogleich erfolgen solle, weil dieses Haus noch gebraucht wird: wir stehen in der Mitte des April und noch existirt kein Budget für das laufende Jahr!

In all diesen Wirren und Ungewißheiten sehen wir nur Eines deutlich, daß das Mißtrauen gegen das deutsche Element in Oesterreich wieder einmal sehr rege und bestimmend ist. Denn, handelte es sich nur um die Verdrängung jenes Liberalismus, welcher Reden halten für staatsmännische Thätigkeit ausgiebt, wünschte man nur ein Regiment, welches der Reform der Verwaltung, der Ordnung der wirthschaftlichen und finanziellen Zustände sein Hauptaugenmerk zuwenden würde, so brauchte nicht dem Deutschthume der Krieg erklärt zu werden. Wer mit ansehen muß, wie den tollen Forderungen der von allen Seiten anstürmenden interessanten Nationalitäten auf Kosten der Deutschen beflissen entgegengekommen wird, der kann sich des Gedankens an einen Selbstmord aus Furcht vor dem Tode nicht erwehren. Noch ist das Mißtrauen völlig ungerechtfertigt, noch sind die Deutschösterreicher die Träger des österreichischen Staatsgedankens, während die Nord- und Süd- und Ostslaven kein Hehl daraus machen, daß dieser Staat für sie nur einen Werth hat, weil sie keine eigenen bilden können und als Angehörige irgend eines andern ihr Wesen nicht so ungenirt treiben könnten; aber fortgesetzte feindselige Behandlung kann endlich auch die Deutschen dahin bringen, ihre Nationalität über ihr Oesterreicherthum zu setzen. Der Abgeordnete Hausner, der Pole mit dem deutschen Namen, hatte die Unverschämtheit zu äußern, er habe eine viel zu hohe Meinung von dem Deutschthume, um annehmen zu können, es werde dadurch Einbuße erleiden, daß überall, von der Schule angefangen, das Slaventhum begünstigt wird. Auf solche Art haben sich allerdings die Deutschen lange genug abspeisen lassen, sie, die einzigen wirklichen Kosmopoliten in einer Umgebung von lauter Chauvinisten; doch heutzutage haben sie sich zur Realpolitik belehrt und nehmen den Vorwurf des Chauvinismus, welchen ihnen derselbe Herr Hausner macht, weil sie nicht mehr ihre Haut den Anderen zur Verfügung stellen wollen, mit vielem Gleichmuthe hin.

Die Polen spielten überhaupt eine brillante Rolle in der Budgetdebatte. Welche Stirn gehört dazu, von den Rechten der Nationalität und der Sprache zu reden, wenn man Vertreter einer Provinz ist, in welcher alles Nichtpolnische erbarmungslos niedergetreten wird! Und als die allbekannte Thatsache erwähnt worden war, daß dieses Galizien das Allermeiste von dem Steuerüberschusse der deutschen Kronländer verschlingt, fanden die Herren Polen das sehr undelicat. Rückhaltloser hat aber schwerlich schon ein Pole die eigentlichen Tendenzen ihrer Partei bloßgelegt, als es Fürst Czartoryski that. Dieser Partei liegt auch an den Verbündeten nichts, sie machen mit

Digitized by Google

denselben gemeinsame Sache, weil sie dadurch vor dem „Aufgehen im Reiche" geschützt und im Polonisiren nicht gestört zu werden hoffen. Und dazu, daß sie in Ruhe das Kernstück des künftigen polnischen Reiches consolidiren können, dürfen die deutschen Unterdrücker das Geld hergeben, dazu ist das Reich gut genug. Treffend hielt Herbst den verschiedenen Föderalisten vor, daß sie zu Hause die entschiedensten Centralisten seien; aber was die Liberalen angestellt haben durch Auslieferung der Ruthenen an die Polen, das scheinen sie noch immer nicht einzusehen: anstatt sich reuig an die Brust zu schlagen, rühmen sie sich noch ihrer That und beschweren sich über Undank. Dank von Polen!

Auch die Führer der anderen Fractionen der Rechten gaben uns keinen großen Begriff von ihrer staatsmännischen Bedeutung. Sehen wir ab von den Recriminationen hin und her, zu welchen Vergangenheit und Gegenwart leider so viel Stoff bieten, spitzte sich die Redeschlacht in die Frage zu, wie die Einen oder die Anderen der Finanznoth abzuhelfen gedächten. Die Sprecher auf der linken Seite waren wenigstens größtentheils der Ansicht, daß durch Ersparungen das Deficit nicht gedeckt werden könne, sie drängten die Regierung und die Majorität, ihr Finanzprogramm zum Besten zu geben. Darauf vertröstete der Finanzminister, daß er im Herbst mehr wissen werde, und verkündete die Rechte ihr Recept: Decentralisation und Autonomie — also Phrasen, nichts als Phrasen. Ein sogenannter Slovene, welchem seine Parteigenossen wohl künftig das Reden untersagen werden, verrieth in aller Unschuld, wie er dies Zeitungsgerede von Decentralisation verstanden hatte: Auflösung Oesterreichs in ein Länderbündel, dessen einzelne Bestandtheile nichts mit einander gemein hätten als die Person des Regenten. Diese Carricatur seiner Partei hätte den Hauptredner der Rechten, den Grafen Clam-Martinitz, bestimmen sollen, um so sachlicher zu sprechen. Allein auch er stellte sich, als ob er wirklich glaube, man könne den bestehenden Verwaltungsapparat durch ein System autonomer Körperschaften ersetzen, und diese letzteren würden wohlfeiler functioniren. Seine Rede gab denjenigen Recht, welche behaupten, er stoße jetzt nur in das föderalistische Horn, um zur Macht zu kommen. Die Entgegnungen fielen hageldicht, und besonders scharf setzte ihm ein jüngerer Abgeordneter, der Prager Professor Sax, zu; dieser Nationalökonom führte schlagend die beliebte Parallele mit England ab, zeigte, wie in der ganzen civilisirten Welt die Stärkung der Staatsgewalt, die Centralisation der Verwaltung als nothwendig erkannt werde, wie wenig aufmunternd die bisherigen Experimente mit dem Selfgovernment ausgefallen seien, wie viel kostspieliger der Apparat geworden sei, und fragte auch gelegentlich den Grafen, ob er etwa seine Güter nach dem von ihm verkündeten System administriren lasse. Der Antwort auf alle diese Einwendungen entzog sich Graf Clam vorsichtig; nur auf einen Punkt ließ er sich ein.

Digitized by Google

Allerdings habe England nur noch ein Parlament, aber mit welchen Mitteln sei die parlamentarische Incorporirung Irlands zu Wege gebracht! Das erfreute die Klerikalen, war aber keine Antwort.

Jetzt in den ersten Frühlingstagen erfreuen wir uns bereits köstlicher Blüthen. Die Prager Universität wird langsam, aber consequent tschechisirt, in Mähren und Krain sind slavisch gesinnte Statthalter eingesetzt, in dem ersteren Lande werden gegen den erklärten Willen der Bevölkerung die höheren Lehranstalten zu tschechischen gemacht, in Schlesien sollen die tschechischen und die polnischen Einwohner (die berühmten Wasserpolakken!) gegen die Deutschen ausgespielt werden, und ein Graf Harrach hat eine Ungerechtigkeit darin entdeckt, daß in Wien für die Kinder der aus Böhmen eingewanderten „Ziegelschupfer" nicht eine eigene tschechische Schule besteht. Danach dürfen wir für die Hundstage uns auf einen wahren Hexensabbath gefaßt halten.

Literatur.

Die Baumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman von Karl Gutzkow. 3 Bde. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1880. — In einem von der Verlagshandlung ausgegebenen „Prospect" wird der vorliegende Roman als ein von Gutzkow hinterlassenes Werk, als sein letztes Buch bezeichnet; es ist eine neue Bearbeitung und Zusammenziehung des früheren Romans „Hohenschwangau", welche indessen von Gutzkow selbst nicht mehr vollständig fertig gestellt ist; der dritte Band ist nach den Intentionen des Dichters von einem Andern gearbeitet. Auch in der jetzigen Form wird der Roman indessen schwerlich viel Anhänger finden, denn immer noch ist er eine Mischung von Geschichte und Dichtung geblieben, und immer noch erstreckt sich die Handlung über einen Zeitraum von einunddreißig Jahren. Daß vieles Einzelne vortrefflich und interessant ist, bedarf kaum einer Erwähnung. E—e.

Notiz.

Auszug aus dem Jahresberichte der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft.

Für die Jahre 1880 bis 1883 sind von der historisch-nationalökonomischen Section der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

1) Für das Jahr 1880.

In richtiger Erkenntniß der culturhistorischen Schlüsse, welche sich aus der Uebertragung griechischer Wörter in das Lateinische ziehen lassen, sind verschiedene Versuche gemacht, diese Wörter zu sammeln und zu verwerthen. Da aber alles in dieser Beziehung Geleistete für unvollständig und blos vorbereitend gelten muß, wünscht die Gesellschaft

> ein mit sorgfältigen Nachweisen versehenes alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher, aus sicheren Kriterien erkennbarer griechischen Wörter der lateinischen Sprache und im Anschluß daran eine sachlich geordnete, die Zeiten wohl unterscheidende Darstellung der sich daraus ergebenden Einflüsse griechischer Cultur auf die römische.

Preis 700 Mark.

2) Für das Jahr 1881.

Im Andenken an die Wünsche und Bestrebungen ihres erlauchten Stifters und in Erinnerung an die vortreffliche Lösung, die einst die Preisaufgabe über die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters durch Herrn Professor Heinrich von Zeißberg gefunden, wünscht die Gesellschaft,

> Regesten der polnischen Könige von der Krönung Przemyslaws II. (1295), bis zum Tode König Alexanders (1506),

Digitized by Google

als eine unentbehrliche Grundlage für die Bearbeitung der polnischen Reichsgeschichte dieses Zeitraumes, hervorzurufen, indem sie sich die Regesten der beiden Sigismunde für den Fall einer glücklichen Lösung der vorliegenden Aufgabe als Thema für eine, vielleicht später zu stellende vorbehält. Die Art der Bearbeitung der Regesten wird sich allerdings nach der Natur des Stoffes richten müssen. Doch verlangt die Gesellschaft, daß die Ansprüche der heutigen Wissenschaft in Beziehung auf die einleitungsweise Besprechung der Kanzleiverhältnisse, auf die Angabe des Inhalts der einzelnen Urkunden, auf die Heranziehung der Schriftsteller u. s. w. mutatis mutandis in ähnlicher Weise erfüllt werden, wie dies etwa in der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karls IV. durch Huber geschehen ist. Erforderlich ist vor allem die Sammlung und Sichtung des gedruckten Materials, so erwünscht der Gesellschaft die Herbeiziehung neuen Stoffes aus Archiven auch sein würde. Am zweckmäßigsten erscheint der Gesellschaft der Gebrauch der lateinischen Sprache; doch soll auch der der deutschen Sprache nicht ausgeschlossen sein, in welchem Falle die Gesellschaft ihr Eigenthumsrecht durch Vorbehalt aller Rechte zu schützen suchen würde. Preis 700 Mark.

3) Für das Jahr 1882.

In der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen treten gegenwärtig die Untersuchungen über den Vocalismus besonders hervor und haben bereits wichtige Resultate geliefert. Dabei sind die einzelnen Familien des indogermanischen Sprachstammes nicht gleichmäßig herangezogen worden, namentlich vermißt man eine systematische Behandlung der litauischen und slawischen Sprachen in dieser Beziehung, die Gesellschaft wünscht daher eine

> vergleichende Darstellung des litauischen und slawischen Vocalismus,

und erwartet von einer solchen Arbeit zunächst, daß sie das Verhältniß des litauischen zum slawischen Vocalismus, das noch in vielen Punkten unklar ist, festzustellen suche, dann aber auch, daß sie den litauisch-slawischen Vocalismus in Beziehung setze zu den Theorien und Problemen, die in den neueren Arbeiten über den indogermanischen Vocalismus überhaupt niedergelegt sind. Preis 700 Mark.

4) Für das Jahr 1883.

Bei der hohen Bedeutung, welche in unserm „Zeitalter der großen Städte" diejenigen Krankheiten der Volkswirthschaft haben, die auf einem Hinauswachsen der Einwohnerzahl in den Großstädten über die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, insbesondere ihres Wohnungsbedürfnisses beruhen, ist die Frage von Wichtigkeit, ob auch im Alterthume ähnliche Erscheinungen vorgekommen sind, und welche Mittel man zu ihrer Heilung damals versucht hat. Namentlich für Rom geben die literarischen, wie die gesetzgeberischen Quellen ziemlich ergiebigen Aufschluß; doch fehlt es auch für andere Großstädte nicht an Material. Die Gesellschaft wünscht nun

> eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Thatsachen, welche sich auf die Uebervölkerung, zumal die Wohnungsnoth der antiken Großstädte beziehen.

Dabei würde also das Mittelalter auszuschließen sein, und z. B. Constantinopel nur für die Zeit vor Justinian in Betracht kommen. Andererseits wäre eine Berücksichtigung der mit der Wohnungsfrage so eng zusammenhängenden Fragen der Wasserversorgung und der Unrathsabfuhr durchaus erwünscht. Preis 700 Mark.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1880 Geheimer Hofrath Professor Dr. G. Curtius) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die „Leipziger Zeitung" im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht.

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

W. Roscher, Präses.
G. Curtius. W. Hankel. A. Leskien. R. Leuckart.
W. Scheibner. G. Voigt. F. Zarncke. F. Zirkel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 22. April 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Herder's Briefe an Oberlin.

Als Herder 1770 in Straßburg weilend sich Goethe zum Schüler gewann, mußte er seines Augenleidens halber sehr zurückgezogen leben. Von den Gelehrten, welche damals in Straßburg wirkten, trat er, wie Haym in seiner Herderbiographie (I. 2, 390) erzählt, dem einzigen Oberlin näher. Die noch ungedruckten Briefe Herder's an Oberlin, deren Haym in der Anmerkung erwähnt, sind in dem sehr umfangreichen Nachlasse Oberlin's in der Bibliothèque nationale zu Paris (All. 192) enthalten und mögen hier nach der von mir an Ort und Stelle genommenen Abschrift folgen. Wenn die Briefe auch nichts Neues zur Charakteristik Herder's beitragen, so dienen sie doch dazu, den liebevollen Eifer zu zeigen, mit welchem Herder stets die ältere deutsche Literatur und die ihr gewidmeten Studien begleitete. Die Bedeutung, welche Jeremias Jakob Oberlin*) (7. August 1735 bis 10. October 1806) in der Geschichte unserer deutschen Studien zukommt, hat schon R. v. Raumer in seiner Geschichte der germanischen Philologie (S. 263) hervorgehoben. Nachdem Bodmer und Müller vom ästhetischen Standpunkte aus die mittelhochdeutschen Dichtungen angepriesen hatten, war Oberlin der erste, welcher auf Grundlage dieser mangelhaften Drucke ein philologisches Studium der mittelalterlichen Dichter unternahm. Herder und Wieland, welch letzterer ja in seinen eigenen Dichtungen viele Worte der Minnesänger wieder lebendig zu machen suchte, zeigten für Oberlin's lexikographische Studien lebhafte Theilnahme. Eschenburg (ein Brief von ihm vom 18. October 1782 befindet sich in Oberlin's Nachlaß) kam durch Herausgabe der Lessing'schen Beiträge mit Oberlin in Verbindung. Von Docen enthält der Nachlaß eine Reihe von Briefen, in welchen Docen als der lernend Fragende, Oberlin als der freundlich Lehrende erscheint. Oberlin's „Sächelchen im Patois", die Herder erwähnt, ist eine Arbeit „über das lothringische Patois" 1775. Das Scherzische Glossar, zu dem Subscribenten gesammelt werden, erschien 1781. „Joh. Georgii Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi potissimum dialecti Suaevii

*) Schweighäuser, „Memoria Oberlini Argentorati" 1806.

Digitized by Google

edidit illustravit supplevit Jeremias Jac. Oberlinus." Der zweite Band kam 1784 heraus. Für Weckherlin „als den ältesten Dichter der neuen Poesie" zeigt Herder gleichzeitig auch in den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" (1780, Suphan X, 237) besondere Theilnahme.

Max Koch.

1.

Wohlgebohrner hochzuehrender Herr Professor,

Unter anderm lehrreichen, was mir noch aus den Unterredungen Euer Wohlgebohren vorschwebet, ist, falls ich mich recht erinnere auch die Nachricht von einigen noch unausgegebenen Griechischen Mathematikern, von denen ein Ms. in der Stadtbibliothek befindlich sey. Das ist aber auch alles, daran ich mich erinnere. Nicht wo? und von welchem Belange die vgl. sind? nicht, ob noch ganz unausgegeben, oder nur als Collations schätzbar. Und also alles weitere detail derselben ist mir völlig Wolke.

Es lebt an meinem Ort ein Freund, der die Gegenden dieser seltnern Literatur im Alterthum zu seinem Lieblingsspatziergange gemacht hat; dem also mit einer etwas ausführlichen Nachricht, die meiner Vergesslichkeit zu Hülfe käme, ungemein gedient wäre — darf ich Euer Wohlgebohren bei Ihren überhäuften Geschäften und Mühwaltungen um diese Wohlthat einer müßigen Viertheilstunde ergebenst bitten?

Die Güte in Ihrem Karakter, von der ich so viele Proben habe, und der Eifer um die Ausbreitung der Literatur, der so mancherlei Arten der Studien umfasset — überheben mich aller weitgesuchten Persvasorien die Ihnen nur Augenblicke rauben würden. Die Nachricht ist wohl angewandt, und die Nachricht ist Ihnen zu geben leicht, so ist Alles, was ich dabei mir nur denken dorfte um zu bitten und — meine Bitte baldigst erfüllt zu sehen.

Ein kleiner Beitrag von literarischen Merkwürdigkeiten Ihrer Gegend — Ihrer Akademie — Ihres Museums wäre für mich eine der angenehmen Stunden, die mir wiederum das Andenken Ihrer gelehrten und unterrichtenden Freundlichkeit würden — und also fehlt nicht viel, daß ich fast auch dieses hoffe. In meinem Museum schläft seit einiger Zeit Alles, ich hoffe aber, daß es eben in dieser Zeit mit Nutzen und neuer Blüthe erstehen werde.

Viele ergebene Empfehlungen an die Herrn Holstein und Müller: Dem Ersten habe ich keine Nachricht von meinem Auge geben wollen, weil ich befürchtete, ihm keine gute geben zu können: Dem Andern habe ich lieber in der Stille ein Andenken voll Hochachtung zu widmen begehret, als es ohne Veranlassung, schriftlich zu be- oder zu verzeichnen. Genug, ich bin noch so oft bei Ihnen gewesen und wünsche nur, manche Gelegenheiten besser angewandt zu haben, als es vielleicht geschehen. Es ist aber immer so mit den phrygischen Köpfen und Lebensarten — und so mögen sie sich also nützen wie sie sind.

Ich bin mit der wahrsten Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgebohren

gehorsamster Diener

Herder.

Bückeburg d. 6. Mai 773.

Digitized by Google

2.

An Herrn M. Oberlin Hochedelgeb.

Ihre letzte so zuvorkommende und gütige Willfährigkeit auf der Bibliothek macht mich so dreist, Sie um den Schöpflinschen Hyde de zehyn. vet. Pers. zu bitten, im Fall Sie (doch ohne den mindsten Nachtheil Ihrer eignen Studien, die ich nicht der litterarischen Freundschaft nachzusetzen verlange) denselben missen könnten.

Herder.

3.

Hochedelgebohrner Herr

Hochzuehrender Herr Professor,

Vielleicht wird Ihnen noch von unsrer leider kurzen und zu sehr zerrißenen Bekanntschaft in Straßburg her meine Neigung bekannt seyn, ältere, zum Theil vergessene deutsche Dichter kennen zu lernen und wenigstens für mich aus dem Staube zu reißen. Ich bin seit der Zeit in diesem beiläufigen Geschäft nicht säumig gewesen, ob ich gleich nicht eben weit gekommen, und da ich Euer Hochedelgebohren große Kenntniß und Gelehrsamkeit, wie in allem andern so auch in diesem, obwohl kleinfügigem Fach der Philologie und Sprachkunde kenne, auch von Ihrer ausordentlichen Bereitwilligkeit, jedes gute für Andere zu befördern, versichert bin: so wage ichs, Sie zu bitten, mir etwa an Ihrem Orte, wie vielleicht bei Antiquaren u. dgl. (wie meistens in alten großen Städten Deutschland) dergleichen Bücher, die auf Auctionen meistens um Pfennigswert weggehen, sich bestäubt im Winkel finden — hierinn einigermaaßen behülflich zu werden. Euer Hochedelgeb. dörfen nur, auf meine Kosten (denn ich will die Kleinigkeit gern ersetzen) den Antiquar oder die Antiquare Ihres Orts einen kleinen Auffatz der deutschen Dichter machen laßen, die sich aus dem 15—17. Jahrhundert bei ihnen fänden, mit beigesetzten Preisen und mir denselben übersenden oder wenigstens dem Antiquar sagen, daß ers thue. Vielleicht treffe ich einige Dichter Ihrer Gegend an, die höher herauf in Deutschland sich nicht finden. Nur wünschte ich freilich, daß der Antiquar nicht merkte, daß man darnach als nach einer Rarität geize, denn sonst schlägt er Geld auf das, was ihm sonst im Staube modert: und am liebsten wäre mirs freilich, wenn er gar nicht wüßte, für wen es wäre. Verzeihen E. H. meine importune kleinfügige Bitte, ich weiß aber Niemand, zu dem ich das Zutrauen hätte, als zu Ihnen und ich erbiete mich in jedem andern Fall zu dienen. Insonderheit habe ich lange (ich führe nur Ein Exempel an) nach Weckherlins Gedichten getrachtet, davon die erste Ausgabe in Stuttgart oder in Straßburg erschienen und so sind viele Dichter aus Schwaben in Straßburg gedruckt und vielleicht noch in Staubwinkeln zu finden. Wollten E. H. mir sonst noch die Gewogenheit erzeigen und mich in einigen Zeilen von den Merkwürdigkeiten unterhalten die Ihnen seitdem in diesem Fach zu Gesicht gekommen: so verbänden Sie mich sehr, denn ich weiß, daß Sie von Otfried an auch gegen Dinge dieser Art nicht ungleichgültig waren; und noch bin ich Ihnen tausend Dank für den Brief schuldig, den sie mir in Bückeburg so ausführlich schrieben, ob gleich der Inhalt nicht für mich, sondern für einen meiner Freunde war. Mit größter herzlichster Theilnehmung an dem Ruhm E. Hochedelgeb. sowohl als Ihrem Wohlseyn bin ich hochachtungsvoll

Euer Hochedelgeb.

gehorsamster Diener.
Herder
Gen. Superint.

Weimar den 19. Juni. 79.

4.

Hochzuehrender Herr.

Hier ist die Liste der Subscribenten zu Ihrem Scherz-Glossar, soviel sich in dieser Gegend haben auftreiben laßen. Ich wünsche dem ruhmwürdigen, nützlichen Unternehmen allen Fortgang, den es verdient. Die Ex. bitte durch ein gute wohlfeile Gelegenheit, Wagen oder Meßsachen an mich zu senden und ich werde für die Vertheilung sorgen; es sei denn, daß Sie eine bessere Gelegenheit wüßten.

Zugleich bitte ich inständigst mir doch die Brunkische Ausgabe der gr. Schriftsteller zu verschaffen und für die, so kommen werden, in meinem Namen zu unterzeichnen. Die 2 Sammlungen, (lyr. u. anthol. dünkt mich und Proben aus den Tragikern) die heraus sind, könnte unmaasgeblich der Verleger, der sie besorgt, mit dem hiesigen Buchhändler Hoffmann verrechnen; für die, die angekündigt ist, zahle ich gleich, sobald ich den Preis weiß. Sollte ein Unterschied im Papier seyn, so bitte ich mir ein Ex. auf gut Papier aus. Schneiders Analecta zum Pindar sind, dünkt mich, auch in Straßburg erschienen und werden mit dazu gehören. Ich bitte ergebenst um Erfüllung meines Auftrags, an dem mir etwas liegt. — Das Verzeichniß der Subscrib. zum Scherz kommt doch nicht zu spät — sonst müßte es angedruckt werden. Wenn kommt das Werk selbst? Ich freue mich insonderheit daß Sie auch auf die Minnesinger Rücksicht genommen haben: denn der ganze Zeitraum von deutscher Sprache ist noch ziemlich unberathen. Ich wünsche Euer Wohlgeb. zu allen Ihren gelehrten Arbeiten und Bemühungen das Glück und die Belohnung, deren Sie vor vielen andern so werth sind und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Herder.

Weimar d. 27. Apr. 80.

5.

Verzeihen Sie, hochgeschätzter Herr Prof. daß ich so spät antworte. Die Bücher sind gut angekommen und hier ist das Verzeichniß derer, die starkes Papier begehrt haben. Für Ihre Sächelchen in Patois danke bestens; ich werde das geschriebne mit Dank zurücksenden und bitte mir über das Gedruckte den Preis aus. Wünsche zu künftigen Autoren Arbeiten guten Fortgang und ein glückl. Neujahr. Mit grosen Hochacht beharrend

Herder

In Eil den 31. Dec. 81.

(Hier folgt noch das Verzeichniß von zwölf Subscribenten aus Weimar und acht aus Jena; unter letzteren Griesbach, unter ersteren Herder selbst, Fritsch, Voigt, Wieland, Bertuch.)

6.

Hochgeschätzter Herr Professor,

Herr Rat Bertuch verspricht mir, die Uebersendung der 20 Exempl. Scherz-Glossar durch Herrn Bauer sicher zu besorgen, auch durch ihn die Auszahlung thun zu lassen. Ich werde das neue Avertissement, das mir nicht eher als jetzt zu Handen gekommen ist, noch einmal herumgehen lassen, ob einige der Liebhaber Exp. auf stark Papier wollen und Ihnen baldigst Nachricht geben. Schreibe ich nicht, so bleibts bei den 18 [?] Exemplar, auf welches sie unterschrieben haben.

Digitized by Google

Die neuen Hoffnungen Ihres gelehrten altdeutschen Fleißes freuen mich sehr. Mich dünkts, Sie fangen mit dem Wörterbuch für die Manessischen, für den größten Haufen noch ganz unbrauchbaren Dichter an. Das wird gewiß Beifall finden und können. Ich will sobald ich etwas Gewisses weiß, Subsc. hier und an andern Orten wo ich Liebhaber weiß, gern besorgen, weil mir die altd. Sprache sehr am Herzen lieget. Da Bodmer oder Müller, auch Casperson mehrere a. d. Dichter schon herausgeben, so würde vielleicht das Lesepublikum, das sie noch lieset, vor der Hand überhäuft. Doch das ist nur meine Meinung. Folgen Sie sich selbst.

A propos ich weiß nicht ob in der Liste der Subscribenten Doct. Heinr. Gottfried Scheidemantel gestanden hat [derselbe ist in der Liste des fünften Briefes enthalten], des Rechts ordentl. Lehrer in Jena. Wo nicht, so bitte ich ihn nachzufügen. Er ist einer der 20.

Ich weiß nicht ob Herr Hartknoch, Buchhändler in Riga Exemplare bei Ihnen bestellt hat. Er wollts und ich will ihn noch heute daran erinnern.

Murr hat von ihrem Reichthum im Patois eine hübsche Probe gegeben. Wollten Sie nicht die Güte haben und mir die Melodie des Liedes, auch was Sie sonst noch von Volksliedern in diesem Dialect haben, deren er, wie mich dünkt, anführt, überschicken und den Exp. des Scherz beilegen? Da ich eine ziemliche Sammlung von Volksliedern aus mehreren Sprachen gemacht habe: so möchte meine Liebhaberei auch gern diese haben. Ich will das Mscr. postfrei, sicher und unbeschadet zurücksenden.

Mit Brunks Dichtern mags bleiben. Die Anthologie von ihm besitze ich schon, und das übrige hat Zeit.

Darf ich Sie bitten, das Schriftchen das Sie übers Patois haben drucken lassen, mit beizulegen und bei Herrn Bauer auf meine Rechnung zu setzen. Ich empfehle mich Ihnen bestens.

Weimar den 14. Aug. 81. Herder.

Die Reform der Agrargesetzgebung in Preußen.

Beide Häuser des preußischen Landtages haben unlängst ohne weitere Debatten ein Gesetz votirt, das, so unscheinbar es sich ausnimmt, gleichwohl sehr weit tragende Folgen für das ganze Staatsgebiet äußern wird. Es ist die vom Minister für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten vorgelegte Novelle, welche das Verfahren in Auseinandersetzungsangelegenheiten neu regelt und damit eine der größten Anomalien beseitigt, welche die preußische Justiz annoch aufzuweisen hatte. Bisher regelte sich dieses Verfahren nach der alten unter Friedrich Wilhelm II. erlassenen Gerichtsordnung von 1794. Die Novelle bezweckt nunmehr, die in dieser Proceßordnung vorherrschende Untersuchungsmaxime, der zu Folge der instruirende Richter von Amtswegen den Sachverhalt zu ermitteln hat und dabei an die Anträge der Parteien nicht gebunden ist, mit der durch die neueren Proceßrechte statuirten Verhandlungsmaxime, die den Proceß an strenge Formen bindet und die Par-

teien zur Formulirung stricter Anträge veranlaßt, in die nach dem Zwecke des Auseinandersetzungsverfahrens zulässige Uebereinstimmung zu bringen. Letzteres wird dadurch nicht nur bedeutend abgekürzt, ohne an der erforderlichen Gründlichkeit zu verlieren, sondern auch bedeutend weniger kostspielig; die Kostspieligkeit hat aber, trotzdem sie vielseitig durch neuere Gesetzesvorschriften gemindert ist, die Erfolge des Verfahrens oft in Frage gestellt. Ganz unzweifelhaft wird mit dieser Reform die Agrargesetzgebung in Preußen einen neuen Aufschwung nehmen, diese vollständig auf die Höhe der Zeit gestellt werden. Der preußische Staat verdankt seine Größe und Macht nicht ausschließlich den Erfolgen seiner Waffen, seinen siegreich geführten Kriegen, sondern wesentlich auch seiner, auf Hebung der inneren Volkskraft gerichteten Gesetzgebung, und zwar vorzugsweise der Agrargesetzgebung. Die eigentlichen Begründer der Größe Preußens sind auch die Schöpfer dieser. Schon der große Kurfürst erkannte als ein Hauptziel seiner neuen einheitlichen Staatsverwaltung die Nothwendigkeit an, der Vermehrung der Einwohnerzahl des durch den dreißigjährigen Krieg verödeten Landes auf jede Weise durch die Gesetzgebung zu Hilfe zu kommen. Um Kenntniß von der Bewegung der Bevölkerung zu erhalten, ließ er genaue statistische Verzeichnisse alljährlich aufstellen, deren Resultate ihm für seine dahin gehenden Maßnahmen, die Meliorations- und Colonisationsversuche u. s. w., leitend waren; Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große schritten auf diesem Wege weiter. Sie erweiterten jene sogenannten historischen Tabellen, welche eine vollständige Gewerbe- und landwirthschaftliche Statistik enthielten und ganz besonders die Vermehrung der ländlichen Güter, durch Wiederherstellung eingezogener Stellen, Ueberwachung u. s. w., zum nächsten Zwecke hatten. Friedrich selbst spricht es in seinen Denkwürdigkeiten aus, daß er bei aufmerksamer Prüfung im Allgemeinen Alles, was man Gemeinheiten nennt, dem öffentlichen Wohle nachtheilig gefunden, und dieser Erkenntniß verdankt die eigentliche Agrargesetzgebung ihre nächste Entstehung. Es ist dieses Weisthum des großen Königs sogar wörtlich in die spätere Gemeinheits-Theilungs-Ordnung von 1821 aufgenommen und hat sich als eine überall zutreffende Rechtsvermuthung bewährt. Zuerst wies der König durch ein Haus- und Wirthschaftsreglement vom 1. Mai 1752 die pommerschen Domänenbeamten an, überall, wo Vorwerke und Dorfschaften mit dem Acker im Gemenge lägen, die wirthschaftliche Zusammenlegung zu veranlassen; eine spätere Ordre vom 23. Mai 1763 faßte die Beförderung der Separationen und Communhütungen ins Auge. Besondere Verordnungen betrauten anfangs die Justizcollegien, dann besondere landwirthschaftliche Commissionen mit Ausführung dieser Zusammenlegungen und Separationen. Das erste organische Gesetz für diese aber enthielt das „Reglement vom 14. April 1771 wegen Aufhebung und Ausein-

andersetzung der Gemeinheitsgründe und Gemeinhütungen in der eroberten Provinz Schlesien". Die sich sehr bald als zweckmäßig bewährenden Grundzüge dieses Gesetzes wurden zunächst in das Corpus juris Fridericianum aufgenommen, von wo sie später in die erwähnte Allgemeine Gerichtsordnung und in das Allgemeine Landrecht übergingen. Die Erfolge dieser Gesetzgebung waren schon für die damalige Zeit bedeutend, kamen aber vorzugsweise nur den Ritter- und Freigütern zu Statten, die aus dem Gemenge der bäuerlichen Gemeinden mit freier Ueberweisung ihres Antheils an den raumen Hütungen ausschieden und ihrem Wirthschaftsbetriebe keinen geringen Aufschwung gaben. Für den bäuerlichen Besitz dagegen blieben die Ergebnisse nur beschränkte. In hergebrachter Anhänglichkeit an die „terra avita", an die alten Zustände, widerstrebten die Colonen und die Bauerngemeinden, wie in manchen Gegenden auch heute noch, beharrlich jeder wirthschaftlichen Ordnung, setzten den alten Flurzwang und die gemeinschaftliche Hütung fort und begnügten sich damit, daß und wenn ihre Antheile an den raumen Weideflächen ihnen gemeinschaftlich ausgewiesen wurden. Dazu kam, daß der intelligente Monarch seinem Feudaladel gegenüber mit seinen Ideen über die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Hörigkeit und des Gutsunterthanenverbandes nicht durchdringen konnte. Schon bei Erlaß jenes schlesischen Reglements urtheilte er, „es sei gewiß, daß der Zustand, nach welchem die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind, unter allen der unglücklichste und ein solcher sei, wogegen sich der Mensch am meisten empöre; indessen lasse sich eine solche Einrichtung auf einmal nicht abschaffen". Durch zahlreiche Erlasse versuchte er denn auch zunächst für die Domanialgüter die Leibeigenschaft aufzuheben und die von diesen abhängigen Bauern in erbliche Besitzer allmählich umzuwandeln, aber die landesherrlichen Aemter, zumeist vom Adel bekleidet, führten die königlichen Verordnungen nicht aus. Betreffs der im Privatbesitze befindlichen Güter kam es nicht einmal zu einer landesherrlichen Verordnung, obschon unter sechsundzwanzig, die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse betreffenden Punkten, welche Friedrich am 23. Mai 1763 zu Colberg dem Kammerpräsidenten von Schöning und dem Geheimen Finanzrath von Brenkenhoff in die Schreibtafel dictirte, der eine bezügliche sehr bestimmt dahin lautete: „Es sollen absolut und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaften, sowohl in königlichen, adlichen, als Stadteigenthums-Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren, so viel möglich mit Güte, in deren Verfehlung aber mit Forçe dahin gebracht werden, daß diese von Sr. K. Majestät so festgesetzte Idee zum Nutzen der Provinz ins Werk gesetzt werde." Aber auch dieser Befehl verfing nicht. Später ließ sich denn der König bestimmen, von seiner damals gewiß sehr zeitgemäßen Idee, wie sie denn sein

itized by Google

großer Rivale Joseph II. theilte und wirklich ausführte, wieder abzusehen, er beschränkte sich auf eine allerdings mit Strenge, aber auch mit bedeutenden wirthschaftlichen Erfolgen durchgeführte Cabinetsordre, daß jede Bauern- und Kossäthenstelle mit einem geeigneten Wirthe zu besetzen sei. Abgesehen von einer vier Jahre nach dem Tode des Königs von seinem Nachfolger angeordneten Revision der Urbarien erhielt die Agrargesetzgebung volle 23 Jahre lang so gut wie gar keine weitere Ausbildung, bis die Katastrophe von 1806 und 1807 dazu einen neuen, aber auch um so größeren Anstoß gab. Der Reichsfreiherr von Stein, an die Spitze der Verwaltung berufen, erkannte sofort die Agrargesetzgebung als diejenige, vermittelst welcher die gebrochene Macht des Staates erneuert und ihm eine unversiegliche Quelle neuer Lebenskräfte zugeführt werden könnte und müßte, und so erging schon vier Tage nach seiner Berufung unterm 9. October 1807 jenes berühmte Edict über den erleichterten Besitz und den Gebrauch des Grundeigenthums, welches, wenn auch in etwas gewaltsamer Weise, doch vollständig den Bedürfnissen und Rechtsanschauungen der Zeit entsprechend, die Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit aufhob, alle Stände in Bezug auf jedweden Grunderwerb gleichstellte und als nächste Folge einen gewaltigen Aufschwung des bäuerlichen Besitzes schon während der folgenden Kriegsjahre aufwies. Auf dieser Grundlage arbeitete dann Hardenberg und der von ihm in das Ministerium des Innern berufene Albrecht Thaer weiter; der Feder dieses entstammen die beiden Edicte vom 11. October 1811: „Zur Beförderung der Landescultur" und „zur Regulirung der gutsherrlichen bäuerlichen Verhältnisse". Thaer war es auch, der die Nothwendigkeit erkannte, die Ausführung dieser Gesetzgebung, eben weil sie außerordentliche landwirthschaftliche und forsttechnische Kenntniß bedingte, den ordentlichen Gerichts- und Verwaltungsbehörden zu entziehen, und so folgte ihnen denn unmittelbar nach die „Königliche Instruction für die Generalcommissarien und Oekonomiecollegien" vom 17. October 1811. Die Thätigkeit dieser Behörden, die Erfahrungen, welche sie sammelten, stellten alsbald die Nothwendigkeit heraus, die Zwecke dieser Gesetzgebung in ein einziges organisches Gesetz zusammen zu fassen. Das geschah durch die bekannte Gemeinheits-Theilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821, die mit ihrem an demselben Tage erlassenen Ausführungsgesetze das Normal- und Fundamentalgesetz auf diesem Gebiete bis zur Stunde geblieben ist. Als weitere Ausführungs- und Ergänzungsgesetze schließen sich ihr an: die Verordnung vom 30. Juni 1834 wegen des Geschäftsbetriebes bei Ausführung der Gemeinheitstheilungen, Ablösungen und Regulirungen der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse; das Gesetz vom 29. Juni 1835 wegen Sicherstellung der Rechte dritter Personen bei den Ausführungen vorerwähnter Gesetze; die Verordnung vom 22. November 1844, betreffend den Ge-

schäftsgang und den Instanzenzug bei den Auseinandersetzungsbehörden, das Ergänzungsgesetz vom 2. März 1850 zu jener Gemeinheits-Theilungs-Ordnung und zuletzt das Gesetz vom 2. April 1872 über die Zusammenlegung von Grundstücken, die einer gemeinschaftlichen Benutzung nicht unterliegen.

Wir haben auf den Inhalt dieser Gesetze und Verordnungen, vornehmlich der Gemeinheits-Theilungs-Ordnung, kurz des Näheren einzugehen. Ausgesprochener Zweck der letzteren ist die Aufhebung, dann die Beschränkung der Gemeinheiten, als worunter ländliche Grundstücke verstanden werden, so in bestimmter Art bisher gemeinschaftlich benutzt wurden. Um vorab bei letzterem Zwecke zu verweilen, so kann jeder Eigenthümer, dessen Grundstücke mit Dienstbarkeiten belastet sind, sowie jeder Miteigenthümer von Gemeindegründen verlangen, daß die Theilnahmerechte sämmtlicher Berechtigten auf ein bestimmtes Maß festgesetzt und danach die Benutzung geordnet werde. Er kann insbesondere verlangen, daß die Art und Zahl des aufzutreibenden Viehes, die Zeit, wenn die Hütung ausgeübt wird, genau festgesetzt werde, daß bei Holzungsgerechtigkeiten das Brennholz auf ein bestimmtes Deputat normirt werde. Auch darüber, ob vermengte, mit gegenseitigen Dienstbarkeiten belastete Aecker auf mehrere Jahre, als bisher üblich war, besäet oder unbesäet, zur Hütung oder zur Aufforstung niedergelegt, ob Weideplätze zu Wiesen eingeschont, oder zu Aeckern aufgebrochen, ob Wiesen mit der Hütung gänzlich verschont, ob gemeinschaftliche Forsten gerodet und abgeholzt, ob Sandschollen gedeckt, Be- und Entwässerungsanstalten angelegt werden sollen, verhält sich dieser, die Beschränkung betreffende Abschnitt des Gesetzes. Ungleich weiter geht der Hauptabschnitt. Er verfolgt dreierlei Zwecke, die gänzliche Aufhebung der den ländlichen Grundbesitz beschwerenden Servituten, die Theilung von Grundstücken, so gemeinschaftlichen Nutzungsrechten unterliegen und im Gefolge davon die Zusammenlegung des zersplitterten, im Gemenge liegenden Grundbesitzes. Es unterliegen also alle und jegliche Weideberechtigungen und die Forstberechtigungen zur Mast, zum Mitgenusse von Holz, die Berechtigungen zum Plaggen-, zum Haide- und Büttenhieb den Bestimmungen dieser Verordnung. Ihr Ergänzungsgesetz vom 2. März 1850 fügt noch hinzu die Berechtigungen zur Gräserei und zur Nutzung von Binsen, Schilf und Rohr; zum Pflücken des Grases oder Unkrauts in bestellten Feldern, zum Nachrechen auf abgeernteten Aeckern, sowie zum Stoppelharken, zur Nutzung fremder Grundstücke gegen Hingabe des Düngers, zum Fruchtgewinne von einzelnen Stücken fremder Aecker zu den sogenannten Deputatbeeten, zum Harzscharren, zur Fischerei in stehenden oder in Privatgewässern und zur Torfnutzung. Nur innerhalb einer derartigen Gemeinheit kann ohne Einwilligung des Eigenthümers ein Grundstück verlegt, mit seiner Einwilligung jedes zweckmäßig verwendbare in eine anhängige Gemeinheits-Theilung

Digitized by Google

eingeworfen werden. Alle in solcher Weise zum Verfahren gezogene Grundstücke werden als eine Masse betrachtet, deren Theilung auf die der allgemeinen Landescultur möglichst förderliche Art und Weise vorzunehmen ist, derartig, daß jeder Betheiligte den seinen Anrechten entsprechenden Theil an dem allgemeinen Werthe erhält. Das ist der Gesichtspunkt, worauf der Rechtskreis der Um- und Zusammenlegung nach diesem Hauptabschnitte des Gesetzes beruht und von welchem der einzelne Interessent in Beurtheilung seiner Stellung zur Gesammtheit der Interessenten auszugehen hat. Die Wahrnehmung des dabei hervortretenden landesculturpolizeilichen Interesses steht dabei ausschließlich den Auseinandersetzungsbehörden zu, die dabei an die Stelle der ordentlichen Aufsichts- und Polizeibehörden treten, und zwar mit richterlichen Befugnissen, aber auch unter richterlicher Verantwortlichkeit. Die Generalcommissionen und das ihnen in nächster Entscheidungsinstanz vorgesetzte Revisionscollegium zu Berlin, welches nunmehr den Titel Oberlandesculturgericht erhält, sind eben richterliche Behörden, ihre Mitglieder stehen unter dem richterlichen Disciplinargesetze.

Die Erfolge und Vortheile nun eines sogenannten Separationsverfahrens bedingen sich durch seine näheren wie entfernteren Zwecke. Die Befreiung des Bodens von den Servituten allein schon führt zur Aufhebung des Flurzwanges, zur Beseitigung der Dreifelderwirthschaft, überhaupt zur rationellen Landwirthschaft. Ein gleiches gilt von der Theilung der Gemeinheitsgründe. Das private Eigenthum liefert erfahrungsmäßig einen größeren Rohertrag und Reinertrag als das gemeinschaftlich benutzte. Die Zusammenlegung der im Gemenge befindlichen Grundstücke erleichtert in bedeutendem Grade ihre Bearbeitung, sie kürzt die Entfernungen vom Wirthschaftshofe ab und erspart viele Zeit in der Bearbeitung, ganz abgesehen von der erleichterten Möglichkeit des Ausbaues. Als entferntere Vortheile, die jedem Interessenten zuwachsen, können folgende gelten: es hören alle Grenzstreitigkeiten sowohl mit den benachbarten Feldmarken, als der Besitzer unter einander auf, ebenso die Streitigkeiten wegen Abpflügens, da alle Grenzen der Abfindungspläne durch Steine gehörig bezeichnet werden. Es hören ferner auf die Streitigkeiten wegen Beschädigung durch Ueberfahren, Wenden beim Pflügen u. s. w., Jeder kann von dem ihm zugewiesenen Wege aus zu seinem Grundstücke gelangen. Das neu hergestellte, vorzugsweise die erleichterte Zugänglichkeit der Höhen und steiler gelegenen Theile der Feldmark in Rücksicht nehmende Wegenetz ist überhaupt eines der wesentlichsten Vortheile des Verfahrens; die Geradelegung erspart zudem manche Flächen. Ganz dasselbe gilt vom Grabennetze und den allgemeinen Be- und Entwässerungsanlagen, zu denen, wie zur Herstellung gemeinschaftlicher Anlagen — von den Sand-, Lehm-, Kalk- und Mergelgruben, Viehtränken, Röthegruben,

Digitized by Google

Steinbrüchen u. s. w. an bis zu Kirchhöfen, Schieß- und Vergnügungsplätzen hinauf — das Verfahren leichte Hand bietet. Noch mehr läßt sich das behaupten von den Meliorationen in größerem Maßstabe, von Drainagen, Eindeichungen und Wiesenbauten, wenn die Verhältnisse darnach angethan sind. Durch die erschwerten Furchen zwischen den einzelnen Parzellen, sowie durch Urbarmachung nutzlos daliegender Flächen, des sogenannten Urlandes, wird und kann wenigstens viel fruchttragendes Land gewonnen werden; überhaupt besteht in der Theilnahme an den allgemeinen Culturverbesserungen, in der Wirkung der geistigen Kräfte der wirthschaftlichen Einsicht und Herstellung der vollkommensten Rechtssicherheit der unbestreitbar größte Vorzug des preußischen Separationsverfahrens. So hat es denn auch eine langjährige praktische Erfahrung bestätigt. In den Jahren 1871 und 1872, als die in den sechs östlichen Provinzen nebst der für Westphalen und das rechte Rheinufer bestehenden Generalcommissionen die fünfzigjährige Feier ihres Bestehens begingen, erschienen mehrfache Berichte über die fruchtbare Thätigkeit dieser Behörden, nach deren Endergebnissen sich der Grund- und Bodenwerth des damaligen Staatsgebietes dauernd um einen Betrag erhöht hatte, der dem des Milliardensegens nahezu gleich kam! Von den 347,162 Quadratkilometern, die das gegenwärtige preußische Staatsgebiet faßt, waren bis Ende 1875 — so weit gehen die officiellen Mittheilungen — 15,137,211 Hektare einem Verfahren auf Grund des beschriebenen Gesetzes unterzogen worden; gewiß eine laut sprechende Zahl!

Es sind denn auch lediglich diese bedeutenden überall anerkannten Erfolge gewesen, welche der preußischen Agrargesetzgebung eine solche ausgedehnte Wirksamkeit zugesichert haben, und zwar sowohl im Innern des Staates selbst wie nach Außen hin. Insbesondere bewährte sich das Zusammenlegungs-, sogenannte Consolidationsverfahren, welches durch das schon erwähnte Gesetz vom 2. April 1872 eine Ausdehnung erhielt auch auf Grundstücke, die keiner gemeinschaftlichen Benutzung irgend einer Art unterliegen, und, eben weil es nur eine Arrondirung des zersplitterten Grundbesitzes bezweckt, auf einzelne Theile einer und derselben Feldmark Anwendung erleidet, und zwar eine wiederholte, indem nach einem Zeitraume von dreißig Jahren, wenn sonst die gesetzlichen Bedingungen vorhanden sind, das Verfahren von neuem zulässig ist. Die Gemeinheits-Theilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821, so kann man sagen, ist Normalgesetz nicht nur für ganz Preußen, sondern für fast alle deutschen Staaten geworden, wo eine derartige Gesetzgebung besteht. So erhielten das ehemalige Herzogthum Nassau schon 1830, das Königreich Sachsen 1834, das ehemalige Kurfürstenthum und das Großherzogthum Hessen in demselben Jahre, das ehemalige Königreich Hannover 1842 und das Königreich Württemberg 1854 ähnliche Verkoppelungs- und Consolidationsgesetze.

Digitized by Google

In den deutschen Kleinstaaten gab die Bewegung vom Jahre 1848 Anlaß dazu. In Sachsen-Weimar wurden schon in diesem Jahre, in Sachsen-Gotha im Jahre 1853, in den, damals noch nicht vereinten, Anhaltischen Herzogthümern und den Schwarzburgischen Fürstenthümern 1850 ähnliche, auf den Principien der preußischen Gemeinheits-Theilungs-Ordnung fußende Gesetze erlassen. Diesen folgten in den Jahren 1872 und 1873 die Fürstenthümer Waldeck und Lippe-Bückeburg nach und 1874 Sachsen-Meiningen. In Schwarzburg-Sondershausen wie -Rudolstadt, in Waldeck, Lippe-Bückeburg, Sachsen-Meiningen und dem vereinigten Anhalt ist die Ausführung der betreffenden Agrargesetze sogar den preußischen Behörden übertragen, durch besondere Staatsverträge.

Nach der großen Ausdehnung, welche der preußische Staat durch den Krieg von 1866 erhielt, ließ es die Staatsregierung eine ihrer ersten Aufgaben sein, die Gemeinheits-Theilungs-, wie auch die Ablösungsgesetzgebung in den neu erworbenen Provinzen zu verbessern und mit den bewährten Grundsätzen der preußischen Gemeinheits-Theilungs-Ordnung in Einklang zu bringen. Die Wünsche und Bedürfnisse der Grundbesitzer kamen ihr dabei vielfach entgegen. Zunächst erschien für Kurhessen das Consolidationsgesetz vom 13. Mai 1869 unter gleichzeitiger Einrichtung einer Generalcommission zu Kassel; für die Provinz Hannover folgte dann ein das frühere Verkoppelungsverfahren ergänzendes Gesetz über Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen vom 28. Mai desselben Jahres, und für Schleswig-Holstein das Consolidationsgesetz von 1876. Mit Ausnahme der Hohenzoller'schen Lande und des der Herrschaft des französischen Civilrechtes unterworfenen Theiles der Rheinprovinz sind nunmehr im ganzen Staatsgebiete Consolidationsgesetze eingeführt, welche, wenn sie auch keine einheitliche Gesetzgebung bilden und insbesondere für die neu erworbenen Landestheile deren wirthschaftlichen Verhältnissen vollständig Rechnung tragen, dennoch wie gesagt, die hauptsächlichsten Principien der altpreußischen Gemeinheits-Theilungs-Ordnung enthalten. Es erübrigte daher nur noch ein Gesetz, welches auch die Ausführung dieser Gesetze in Uebereinstimmung brachte, diese Behörden übertrug, welche nach denselben Grundsätzen formirt waren. Diesen Zweck verfolgt nunmehr der dem Landtage vorgelegte Entwurf des Gesetzes „über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung". Darnach sollen die Generalcommissionen für die Provinzen Pommern und Posen zu Stargard aufgelöst, und an Stelle derselben für erstere Provinz die für die Provinz Brandenburg fungirende Generalcommission zu Frankfurt an der Oder treten; für die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen wird eine gemeinsame Behörde dieser Art gebildet. Die Generalcommission für Hannover soll dann zugleich für Schleswig-Holstein fungiren. Nur für den Regierungsbezirk Wiesbaden, das ehemalige

Digitized by Google

Herzogthum Nassau, wo die Gesetzgebung eine abweichende ist, indem hier nur eine sogenannte Gewannenconsolidation, eine sich auf einzelne Feldfluren und Districte beschränkende eingeführt ist, wird eine besondere Ausführungs- und Spruchbehörde geschaffen, aus dem Regierungspräsidenten und zwei Mitgliedern bestehend, von denen das eine die Befähigung zum Richteramte besitzen und überdies der landwirthschaftlichen Gewerbslehre kundig sein, das andere landwirthschaftlicher Berufstechniker sein muß. Hiermit erhält die Reform ihren vorläufigen Abschluß. Wir haben noch hinzuzufügen, daß auch der bis jetzt von dieser Agrargesetzgebung unberührt gebliebene Theil der Rheinprovinz durch sein Hauptorgan für die Wahrnehmung der landwirthschaftlichen Interessen, den landwirthschaftlichen Centralverein für Rheinpreußen, den Erlaß eines den dortigen Verhältnissen entsprechenden Consolidationsgesetzes in Anregung und Antrag gebracht hat.

Chinesische Erzählungen.

Obgleich eine große Zahl von Büchern über China und die Chinesen herausgegeben worden sind, giebt es doch wenige, bei welchen die Belehrung aus erster Hand geboten ist, mit anderen Worten, bei welchen die Chinesen für sich selber reden. Die in Deutschland erschienene Novelle von der chinesischen Wittwe war eine solche Ausnahme. Ein englischer Consularbeamter (Mr. Giles) hat nun auch Erzählungen bei De la Rue in London verlegen lassen, welche das chinesische Original getreu wiedergeben, wenngleich der Stil des Uebersetzers nicht sonderlich zu rühmen ist. Ihr Titel ist „Seltsame Geschichten von einem chinesischen Studenten".

Diese Erzählungen sollen so verbreitet durch ganz China sein, wie „Tausend und eine Nacht", doch widerspricht der Autor dem Worte eines früheren Reisenden, „daß der Thürhüter an seinem Gatter, der Bootsmann bei seiner Mittagsrast, nicht minder der Gelehrte bei Unterbrechung seiner Studien sich mit Entzücken in die anmuthig geschilderten Wunder des Liao-Tschai vertieft." Herr Giles sagt, daß er niemals die Gelegenheit unbenutzt gelassen hat, so oft er bei einem lesenden Chinesen vorüberging, ohne ihn um einen Blick in sein Buch zu bitten, doch niemals bemerkte er diesen Autor in der Hand eines ungebildeten Mannes. Derselbe war zu gelehrt, und sein Werk steckt zu sehr voller Anspielungen und Citate, um ein anderes als ein unterrichtetes Publikum zu finden. Von dem Verfasser weiß man nicht viel. Sein Familienname war P'u, sein Vorname Sung-ling, und sein literarischer Beiname, unter dem er nach chinesischer Sitte bei seinen Freunden bekannt war, hieß Liao-Tschai, oder „Letzter der Unsterblichen". Er starb

Digitized by Google

vor etwa zweihundert Jahren. Seine Geschichten verdanken ihre Entstehung dem Umstande, daß er bei dem Examen für den zweiten Grad durchfiel. Wäre er erfolgreich gewesen, so würde er sicherlich ein wohlbestallter Beamter und vielleicht nichts mehr geworden sein. In einer kurzen Aufzeichnung über sich selber erzählt er das alte Lied von manchem armen Studenten.

„Als Kind war ich schwächlich und stets kränkelnd, und außer Stande, im Kampfe des Lebens auszuhalten. Unser Haus war dürftig und einsam wie ein Kloster, und während ich dort für meinen Unterhalt mit der Feder arbeitete (wörtlich „mit der Feder pflügte"), war ich so arm wie ein Priester, der auf den Klingebeutel angewiesen ist .... Mitternacht findet mich bei einer erlöschenden Lampe, während der Wind traurig durch das Gemach heult. An meinem unwirthlichen Tische stückele ich meine Erzählungen zusammen und hoffe vergebens ein Nebenstück zu den „Höllengebieten" (Werk eines sehr bekannten chinesischen Schriftstellers) zu schaffen. Mit einem Humpen rege ich meine Feder an, doch es gelingt mir lediglich meine überreizten Gefühle wieder zu geben, und während ich so meine Gedanken in Schrift gestalte, bin ich in Wahrheit ein Gegenstand des Bedauerns. Ach ich bin wie der Vogel, welcher vor der Winterkälte keinen Schutz auf dem Baume findet; bin wie das herbstliche Insect, welches den Mond anzirpt und sich an die Thüre klammert um Wärme zu genießen, denn wo sind die, welche mich kennen? Sie sind im überwachsenen Grabe und auf dem Grenzpaß in undurchdringlichen Dunst verhüllt."

Er hielt sich schadlos für das Scheitern bei seinem Examen durch manchen Hieb gegen die Beamtenklassen, aber seine Schriften brachten ihm wenig greifbare Belohnung ein. Erst viele Jahre nach seinem Tode wurden sie überhaupt gedruckt. Er war zu arm, wie sein Enkel bei der ersten Ausgabe seiner Werke anführt, um die kostbare Herstellung von Holzstöcken für den Druck bestreiten zu können. Nachträglich sind viele Ausgaben erschienen. Die beste, sagt Herr Giles, ist in sechzehn Bänden von je hundertundsechzig Seiten durch einen Salzbeamten auf eigene Kosten im Jahre 1842 veröffentlicht worden. Die vorliegende englische Uebersetzung giebt nur eine Auswahl. Von den gebrachten Erzählungen ist die große Mehrzahl früher noch nie übersetzt worden. Einige von ihnen haben hier und da europäische Anklänge, aber sie zeigen einen solchen eigenthümlichen Wechsel von Zauberkräften und Examenverhältnissen, daß die Unterschiede von europäischen Märchen größer sind als die Aehnlichkeiten. Diese beiden Dinge, auf den ersten Blick einander so fremd, sind häufig in sonderbarer Weise verbunden. Wir sehen, wie Geister und geheime Kräfte einem armen Kerl zu seinem Doctorgrade verhelfen. In der ersten Erzählung des Buches wird die Stellung als Schutzengel einer bestimmten Stadt auf Grund eines Concurrenzexamens verliehen. In vielen

Digitized by Google

Novellen übrigens ist Liebe mit Zauberkräften in Verbindung gebracht. In der Geschichte „das lachende Mädchen" sammelt der Held Wang einen Zweig des Pflaumenbaumes auf, welchen die Heldin beim Feste der Laterne verstreut hatte. Er bewahrt denselben wie einen Schatz und verzehrt sich vor Liebe zu ihr ganz wie ein moderner Held. Die Priester werden von seiner Mutter berufen, um zu ergründen, ob der Jüngling behext ist. Er pilgert nach dem Gebirge in der Hoffnung, das Mädchen wieder zu sehen, und nimmt den vertrockneten Zweig mit sich. Er entdeckt einen kleinen Weiler in einem Thale, fast vergraben unter üppigem Baum- und Pflanzenwuchs. Vor der Thür eines der Häuser standen einige Weiden und an der Mauer wuchsen Pfirsiche und Aprikosen mit Bambusstauden vermengt; Vögel zwitscherten auf den Zweigen. Er vernahm eine zarte Stimme und ein Mädchen schritt an ihm vorüber mit einem Büschel Aprikosen und im Begriffe, Haarnadeln auf ihrem vorgebeugten Haupte zu befestigen. Es war die schöne Jing-Ning, welche er zu suchen ausgegangen war und welche sich sogar als eine Verwandte von ihm entpuppte. Wang zeigt ihr den abgestorbenen Zweig, den er bewahrt hatte. „Er ist todt," sagte sie, „warum bewahrst Du ihn?" „Du streutest ihn beim Feste der Laterne," antwortete Wang, „und so behielt ich ihn." Er machte ihr klar, daß dies ein Beweis seiner Liebe sei.

„Du mußtest nicht solchen Werth einer Kleinigkeit beimessen. Ich werde Dir einen ganzen Korb voll Blumen geben lassen, wenn Du abreisest." Wang sagte ihr, daß sie ihn nicht verstehe. „Ich machte mir nichts aus der Pflanze selber, es war die Person, die ihn gepflückt, die mir werth war." „Ich begreife, daß Jeder an seinen Verwandten hängt, das brauchtest Du mir nicht zu sagen." „Ich spreche nicht von gewöhnlichen Verwandten," sagte Wang, „ich meine Gatten und ihre Frauen." „Wo ist da der Unterschied?" „Nun," sagte Wang, „Gatten und ihre Frauen sind immer zusammen." „Das ist's, was ich gerade nicht liebe," rief sie, „stets mit Jemand zu sein."

Wang heirathete sie, aber das beständige Gelächter seiner Frau stört ihn, und er erfährt zu spät, daß ihre Mutter eine Art von Hexe war.

In einigen Geschichten lesen wir von Füchsen, welche die Macht besaßen, sich in menschliche Gestalt zu verwandeln. Von solchem Fuchs sollte Jing-Ning entsprossen sein. Sie gesteht ihm, daß während der letzten zehn Jahre vor ihrer Heirath sie von dem körperlosen Geist eines alten Weibes erzogen worden sei. Ihre Pflegemutter liege unbeerdigt und sie bittet den Gemahl, den friedlosen Schatten zur Ruhe zu bringen. Sie finden ihre Gebeine unter einem Dickicht von Brombeeren und begraben sie in dem Familiengewölbe. In dieser Nacht kam der Geist und dankte der Tochter, die von ihrer Lachlust geheilt war.

„Der Zauberpfad" ist eine ebenso kurze wie erbauliche Geschichte. Ein

Digitized by Google

Student, Namens Kno, verirrt sich eines Abends in den Bergen. Er hört ein Gelächter, geht dem Schalle nach und trifft auf ein Dutzend Leute, welche trinkend auf dem Boden sitzen. Er befragt sie nach dem Wege, aber sie fordern ihn auf, sich ihnen anzuschließen. Er spricht dem Humpen so wacker zu, daß alle ihn bald für einen sehr netten Kerl erklären. Er verstand geschickt die Töne der Vögel nachzuahmen und täuschte eine Zeit lang sogar seine Gefährten. Nach einiger Zeit macht er dem Papagei nach und schreit: „Kno ist stark betrunken, er muß nach Haus." Sie sagen, man wolle ihm zuvor einige Gauklerkunststücke zeigen. Sie standen alle auf, einer setzte seine Füße auseinander, ein zweiter sprang auf seine Schultern, ein dritter auf die des zweiten, dann kletterten die nächsten hinauf, als wäre es eine Leiter. Als sie sämmtlich oben waren und der oberste scheinbar die Wolken berührte, senkte sich die ganze Säule allmählich zu Boden und verwandelte sich in einen Steg. Kno war eine Zeit lang sehr verwundert und bestürzt, dann setzte er seinen Fuß auf den Steg und erreichte schließlich seine Wohnung.

Am folgenden Tage kehrte er zum Platz zurück, doch obgleich er die Ueberreste eines Festes sah, so war doch keine Spur eines Steges geblieben.

Sicherlich sind die Anmerkungen mit am meisten fesselnd. So lesen wir, daß nach dem Volksglauben der Donnergott beständig auf der Ausschau nach bösen Menschen ist, unterstützt dabei durch die Göttin des Blitzes, welche einen Strahl schleudert auf Jeden, den der Gott zerstören will. Es ist demnach der Donner, welcher tödtet; der Blitz hilft dem Gott nur sein Opfer zu erkennen.

Wir finden einen Geist vergehend, sobald der Hahn kräht, gerade wie der Geist von Hamlet's Vater, obgleich andere Geister das Tageslicht ertragen können. Wenn ein Kind krank ist, geht seine Mutter hinaus in Garten oder Feld und ruft seinen Namen in der Hoffnung, den herumirrenden Geist einzuholen.

Es ist spaßhaft zu sehen, daß, wenn es sich schickt, bei festlichen Anlässen betrunken zu werden, die Gäste hierzu statt ihrer Stellvertreter engagiren dürfen. Eine sonderbare Mittheilung geschieht betreffs der chinesischen Hetzjagden. Da die Windhunde langsam sind, so werden Falken abgerichtet, mit ihnen zu wirken. Sie werden gleichzeitig mit den Hunden losgelassen und stoßen plötzlich nieder, ohne daß der Hase vorher ihre Verfolgung ahnt. Bettler gehen in einen Laden und schlagen die Trommel so laut, daß der Händler sich mit seinen Kunden nicht verständigen kann, oder sie schwingen ein todtes Thier, das an einen Stock gebunden ist. Oft ist dies ein Kampf auf Ausdauer zwischen beiden Theilen, da die Kaufleute keine Gewalt gebrauchen dürfen, aus Furcht, die Häscher des Gesetzes herbeizuziehen und zahllosen Plackereien ausgesetzt zu bleiben.

Digitized by Google

Die Erzählungen stecken voll von komischen Aussprüchen und Sprichworten. „Sprich nicht von Seen und Strömen,“ sagt ein Liebhaber, „zu dem, der einmal das Meer gesehen hat.“ Oder „Das würde heißen, einem Schmetterling vom Eise sprechen.“ Die Milchstraße wird immer nur der Silberstrom genannt. „Ich nähere mich dem Wald',“ heißt dem Grabe sich nähern.

Für Jeden, der noch im Stande ist, sich an der Schilderung des Wunderbaren zu freuen, enthalten diese beiden Bände viel Anziehendes und Belehrendes.

Die Juden in der deutschen Rechtsgeschichte.*)

II.

Die Juden wohnten in den Städten in eigenen Vierteln, zuweilen durch Mauern und Thore von dem übrigen Stadtgebiete abgeschieden, besondere Gemeinden bildend und im Verkehre unter einander eigener Gerichtsbarkeit überlassen. Seit den Kreuzzügen durften sie keine Liegenschaften erwerben, doch ließ man ihnen meist das Grundstück, oder doch wenigstens das Wohnhaus, in dessen Besitze sie sich bereits befanden, und das Verbot wurde wohl auch dadurch umgangen, daß Juden in ähnlicher Weise wie ärmere Grundherren in den Lehnsverband, sich unter die Vogtei der Kirche begaben und ihr Eigenthum von dieser als Zinsgut zurückempfingen. Sie waren ausgeschlossen von Aemtern, namentlich von solchen, die eine Autorität über Christen im Gefolge hatten, wurden indessen als gute Haushalter und speculative Köpfe mitunter von den Fürsten in ihren Dienst gezogen und dann wohl mit der gesammten Finanzverwaltung betraut. Solche Vorläufer des „Jud Süß“ werden schon im dreizehnten Jahrhundert angetroffen. Man untersagte den Juden den Umgang mit Christen, hielt sie eifrig von jeder, selbst gelegentlichen Gemeinschaft mit letzteren fern, schärfte ihnen ein, daß sie mit Christen nicht essen und trinken oder baden, mit ihnen nicht spielen oder tanzen, und sich an christlichen Festtagen, um kein Aergerniß zu geben, verborgen halten sollten, verbot ihnen wiederholt, christliche Sklaven, Dienstboten, Ammen zu halten. Fleischesverbrechen zwischen Juden und Christen wurden mit geschärfter Todesstrafe geahndet.*) Nichts kennzeichnet wohl besser die Anschauungen der canonischen Rechtslehre, als daß sich unter den Criminalisten

*) Einer wahrhaft grauenvollen Procedur an einem Prager Juden (aus dem Jahre 1530) gedenkt Döpler, Schauplatz der Leibes- und Lebensstraffen. Theil I. S. 1022. Späterhin werden Landesverweisung und Staupenschlag, auch Verstümmelung die gewöhnlichen Strafmittel.

Digitized by Google

noch bis in das vorige Jahrhundert hinein die Streitfrage hinziehen konnte, ob nicht solcher Geschlechtsverkehr als Sodomie anzusehen und der schuldige Christ in gleicher Weise zu bestrafen sei, als wenn er „mit einem Hunde zu thun gehabt habe".

Man schloß die Juden vom zünftigen Handwerk und vom gewerblichen Leben der Städte aus, untersagte ihnen selbst die Ausübung der Heilkunde, und verwies sie auf Schacher und Wucher als einzige Erwerbsquelle. Da die canonischen Satzungen dem Christen das Ausleihen gegen Zinsen nicht gestatteten, das wirthschaftliche Bedürfniß aber sich mit dem Verbote nicht abzufinden wußte, so war die Privilegirung der Juden mit dem Wuchergeschäfte ein eben so erwünschter wie einfacher Ausweg, und vielleicht hat gerade der Unentbehrlichkeit des zinsbaren Darlehens das Volk Israels es zu danken, wenn man trotz allen Eifers und Hasses es noch im Reiche duldete, während andererseits freilich der leichte Gewinn und die unsauberen Praktiken des Gewerbes wieder und wieder das Verlangen wachrufen mußten, der unnachsichtigen Gläubiger gewaltsam sich zu entledigen. Der Wucher hat den Grund gelegt für das jüdische Bankierthum unserer Tage; er förderte den Wohlstand dermaßen, daß der Jude trotz aller Abgaben im späteren Mittelalter als der natürliche Repräsentant des Kapitales angesehen wurde, der gewiesene Helfer in aller Geldnoth. Wenn heutzutage der deutsche Student in trüber Stunde dem hebräischen Trödler die geheimnißvollen Schätze des Kleiderschrankes in die verlangenden Hände legt oder gar vermittelst eines unbedachten Acceptes sich zu befähigen sucht, der Wissenschaft die benöthigten Trankopfer darzubringen, so folgt er in unbewußter Pietät den ehrwürdigen Spuren seiner Altvorderen. Schon ein Formularbuch aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Art Musterbriefsteller für alle Verhältnisse des Lebens*), enthält unter andern eine Briefformel, vermittelst deren ein Pariser Student seinem Vater mit beweglichen Worten die schleunige Einsendung des Wechsels ans Herz legt und hinzufügt, daß er inzwischen nicht umhin könne: omnia, quae ad expensam necessaria, ad Judaeos accipere sub usura.

Wiederholt suchte man den Wucher einzudämmen. Innocenz III. gebot im Jahre 1200, Fürsten und Obrigkeiten sollten die Juden zur Restitution der empfangenen Zinsen an die Christen anhalten; auf Synoden wurde die Gestattung des Wuchers mit Bann und Interdict belegt. Päpste, Kaiser und Landesherren griffen sogar in die bestehenden Schuldverhältnisse eigenmächtig ein, indem sie, wie insbesondere König Wenzel, die Zinsforderungen der Juden für null und nichtig erklärten oder sie auf eine beliebige Quote ermäßigten;

---

*) Das „Sächsische Formelwerk" (Summa prosarum dictaminis). Herausgegeben von Rockinger, Quellen zur baierischen und deutschen Geschichte IX, S. 372.

Digitized by Google

zahlreiche Gesetze beschränkten den Zinsfuß, welcher im Vergleich zu dem heutigen eine enorme Höhe erreicht hatte, schon im dreizehnten Jahrhundert bei geringfügigeren Darlehen fünfzig und mehr, sonst 33 1/3 Procent betrug, in der Folge von zwanzig Procent bis hoch in die achtzig Procent schwankte und gegenüber Fremden unbegrenzt war. Bei unsicheren Schuldnern wurden Grundstücke, Einkünfte (Zehnten, Zölle), Mobilien in Pfand gegeben und die Juden im Besitze der letzteren durch proceßrechtliche Begünstigungen geschützt, wie überhaupt mehrere Sonderbestimmungen des deutschen Sachenrechtes auf den Handelsverkehr mit den Juden zurückgeführt werden. Die Reichspolizeiordnung von 1530 ließ, um mit einem Schlage dem Wucher ein Ende zu machen, die Juden zum Handwerke zu, jedoch umsonst; die spätere von 1551 verordnete, daß Schuldverschreibungen von Christen zu Gunsten von Juden gerichtlicher Aufnahme vor der Obrigkeit der ersteren bedürfen; die Reichsproceßordnung von 1577 endlich bestimmte, daß Juden „die Zetteln ihres Anleihens" nicht in hebräischer, sondern in deutscher Sprache verfassen, daß sie ihre Forderungen an einen Christen nicht einem Christen cediren sollen und daß der Wucherzins die Maximalgrenze von fünf Procent nicht überschreite. Mit diesen Verordnungen hatte die Reichsgesetzgebung bezüglich der Juden im Wesentlichen ihren Abschluß gefunden.

Im Proceß war der Jude gemäß des eigenthümlichen Principes des deutschen Beweisrechtes, daß der Höhergeborene nicht durch den Niedrigeren, der Freie nicht durch den Unfreien, der Deutsche nicht durch den Fremden überwunden werden kann, kein vollgiltiger Zeuge, indeß auch nicht, wie nach justinianeischem und canonischem Rechte, zeugnißunfähig. Im Schwabenspiegel bedarf er zur Ueberführung eines Christen dreier christlicher Mitgezeugen, doch weichen die Stadtrechte vielfach von einander ab. Besonders charakteristisch ist die Behandlung des Juden in Ansehung der Eidesfähigkeit. Man traute ihm nicht — Judaeus enim mentiri praesumitur —, man sah im Eide daher ein nothwendiges Mittel, gegen seine Ränke sich zu wahren, meinte aber wiederum, daß das israelitische Gesetz einen dem Christen geleisteten Eid nicht für verbindlich halte, und ersann nun sowohl bezüglich der äußeren Formalien als auch hinsichtlich der Schwurformel die abenteuerlichsten Sachen, um sich gegen einen Meineid sicher zu stellen. Die Vorschriften über Judeneide reichen von der Zeit der Karolinger bis auf unsere Tage. Eine reichhaltige Uebersicht derselben giebt Stobbe in seinem mustergiltigen Buche über die deutschen Juden im Mittelalter (S. 154—159), aus welcher nur Einiges erwähnt sein möge. Die ältesten Bräuche, welche bis auf Karl den Großen und dessen Nachfolger zurückgeleitet werden, gebieten, daß der Jude beim Schwure sich in einen Kreis von Dornen stelle und die Hand in den Leviticus stecke. Die Procedur mit den Dornen erfährt in einer

Digitized by Google

französischen Sitte des elften Jahrhunderts eine fatale Verschärfung. Hiernach soll „dem Juden ein Dornenkranz auf den Hals gesetzt, sein Knie umgürtet werden und ein Dornengezweig von fünf Ellen Länge, voll Stacheln, soll ihm, bis er den Eid vollendet hat, zwischen den Hüften durchgezogen werden. Wenn er heil davonkommt" — was eigentlich eine naive Zumuthung ist — „so hat er sich von der Anschuldigung gereinigt." Im byzantinischen Reiche stellte gar im zehnten Jahrhundert ein getaufter Jude das ungeheuerliche Ansinnen, sein Stammesgenosse solle sich zum Eidschwur mit Dornen gürten, ins Wasser treten und sich alsdann dreimal auf sein beschnittenes Glied spucken — ein seltsames Mittel, die Feierlichkeit zu erhöhen. Solche Ausschreitungen eines zügellosen Muthwillens, welcher mit den heiligsten Formen ein unwürdig Spiel trieb, sind dem deutschen Rechtsleben doch fremd geblieben, obgleich es auch hier an verletzenden Anspielungen und wunderlichen Einschüchterungsversuchen nicht fehlt.*) Wie der Christ den „körperlichen" Eid auf das Evangelium oder auf Reliquien schwören muß, so der Jude auf die fünf Bücher Moses, mit nackten Füßen in der Synagoge stehend, das Antlitz der Sonne zugekehrt. Wenn der Schwabenspiegel, das Rechtsbuch nach Distinctionen, und niedersächsische Quellen noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert den Juden bei der Eidesleistung auf eine Schweinshaut, die in Blut getaucht ist, treten lassen, so mißbilligt doch schon die Glosse zum Weichbild diese Solennität als eine unnütze „Phantasey". Hingegen war man desto vorsichtiger in der Schwurformel. Der Jude wünscht für den Fall des Meineides alles zeitliche und ewige Ungemach, Pech und Schwefel, das Feuer, das zu Sodom und Gomorrha niederging, das Erdbeben, das Dathon und Abiron verschlang, den Aussatz, der über Naman und Siri kam, auf sich herab. Die Reichskammergerichtsordnung von 1555 stellte schließlich ein überaus umständliches Formular auf, welches nachmals in manche Landesrechte übergegangen ist. Es beginnt mit einer vierfachen Bedrohung und Verwarnung, dann legt „der Jud" seine rechte Hand „bis an den Knorren" in das mosaische Gesetz, in specie das zweite Gebot, welche es bei den vorangegangenen Vermahnungen hat beständig vor Augen haben müssen; darauf bekräftigt er feierlichst, wahr schwören zu wollen, und leistet nun endlich den Eid, wiederum unter heiligen Betheuerungen und energischen Verwünschungen, dafern er falsch schwöre.

Nicht weniger demüthigend als diese Eingebungen des Mißtrauens war das Gebot, an der Kleidung besondere Abzeichen zu tragen. Ring- oder rad-

*) Bemerkenswerth namentlich ist die von Stobbe mitgetheilte Variante einer schlesischen Handschrift: der Jude wird auf einen wackeligen, dreibeinigen Schemel gestellt; jedesmal, wenn er herunterfällt, zahlt er eine Buße; fällt er zum vierten Male herunter, so hat er seine Sache verloren.

Digitized by Google

artige Flicken von farbigem Tuche, in Deutschland daneben spitze Hüte von gelber, rother oder blauer Farbe, bei den Frauen auch wohl blaugestreifte Schleier, machten den Juden überall kenntlich. Auf dem lateranensischen Concil des Jahres 1215 erlassen und dort motivirt mit der Nothwendigkeit, den fluchwürdigen Verschwägerungen zwischen Christen und Ungläubigen „irgend welche Zuflucht der Entschuldigung durch den Vorwand des Irrthums" zu nehmen, hat diese Maßregel nicht allein ihren Zweck, die Absonderung von der Christengemeinschaft praktisch durchzuführen, getreulich erfüllt, sondern auch das Ihrige dazu beigetragen, den Juden dem allgemeinen Gespötte preis zu geben und in dem also gezeichneten Volke die letzten Reste von Selbstachtung und Ehrgefühl zu ersticken.

Als Karl V. in dem Privilegium vom 3. April 1541 den Reichsständen zur Pflicht machte, daß man der gemeinen Jüdischheit im Reiche die Schulen und Synagogen nicht versperren, verschließen, noch sie deren entsetzen möge, und daß hinfüro alle Juden und Jüdin mit ihren Leiben, Haben und Gütern allenthalben ihrer Nothdurft nach, ohne mit höheren Zöllen und Mauthen beschwert zu werden, zu Wasser und zu Lande sicher handeln und wandeln, auch von Niemand ohne kaiserliche Zulassung aus den Städten, Märkten, Dörfern und Weilern, darinnen sie haußlich gewohnt haben oder gesessen seyn, ausgetrieben oder entsetzet werden sollen, wurde der Wille der kaiserlichen Majestät nirgends respectirt. Ueberhaupt brachte das Zeitalter der Reformation die Judenschaft arg ins Gedränge. Nachdem Luther in seinen späteren Schriften (Wider die Sabbather, 1538, Von den Juden und ihren Lügen, 1543) mit ihnen strenge ins Gericht gegangen war, hatte auch in protestantischen Landen die Duldung ein Ende. Zu den alten Anschuldigungen gesellte sich der Verdacht des Landesverrathes. Wie sie ehedem den Tataren Waffen zugetragen haben sollten, so behauptete man nunmehr, daß sie dem Erbfeinde, dem Türken, Spionendienste leisten; noch in späteren Zeiten, als die Heere Ludwig's XIV. die Pfalz verwüsteten, wurden sie in Worms des Einverständnisses mit den Franzosen geziehen. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vertrieb man die Juden aus Baiern, Württemberg, Brandenburg*), den braunschweigischen Ländern. Solches Vorgehen hatte die volle Billigung der orthodoxen Geistlichkeit. „Alsbald zum guten Anfang seiner Regierung," rühmt der Wolfenbüttler Hofprediger Basilius Sattler von seinem heimgegangenen Herrn, dem Herzoge Heinrich Julius, „haben Seine Fürstlichen Gnaden die Gotteslesterliche verfluchte Jüden aus Ihrem gantzen Land, Ihrem Herrn und Heyland Jesu Christo zu

*) Den Anlaß gab hier der plötzliche Tod Joachim's II., der einer Vergiftung seitens des Juden Lippolt zugeschrieben wurde.

Digitized by Google

Ehren, mit höchstem Ruhm abgeschaffet (1591). Gott vergebe es denen Leuten, die in den letzten Jahren Seine Fürstliche Gnaden hintergangen und sie wieder einzunehmen verursachet haben, denn es ist ja eine schreckliche Sünde, die Leute zu lieben, die den Herrn hassen."

Aber während des großen Krieges wehrten sich die Juden wieder in den Städten, den Regimentern behufs Abnahme und Verwerthung von Raub und Beute unentbehrlich, und rissen in einer Zeit, da die Gewerbe darniederlagen, einen Theil des Kleinhandels an sich. Nach dem Frieden erhielten sie gegen Schutzgeld und Waarenzoll Aufenthaltsrechte („Schutzjuden"), während fremden („unvorgeleiteten") Juden um den Preis eines hohen Leibzolles und Wegegeldes freier Durchzug und Paß gestattet wurde. Allein im besten Falle waren die Juden im Reiche doch nur geduldete Schutzverwandte, vom Erwerbe des Bürgerrechtes und des Grundeigenthums, vom zünftigen Handwerke und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, in der Volksanschauung anrüchig und verächtlich, in Gesetzen daher wohl mit Henkern und Schindern zusammengestellt.

Den Territorialrechten in all' ihre Einzelheiten zu folgen, den zahllosen Verordnungen jener über Wucherbeschränkungen, über den Wechsel- und Marktverkehr der Juden, über Schutz- und Betteljuden näher nachzugehen, würde zu weit führen. Thatsächlich hatte noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die rechtliche und sociale Lage der Judenschaft in der Mehrzahl der deutschen Staaten sich nicht übermäßig gebessert. Wieder und wieder geben besorgte Landstände zu bedenken, ob nicht die Juden zu einer dem Gemeinwesen schädlichen Anzahl heranwachsen möchten. Bestrebungen einzelner Publicisten, den Ideen eines allgemein menschlichen „Natur- und Vernunftrechtes" Eingang zu verschaffen, fanden kein Gehör; die Abneigung des Volkes war nicht zu überwinden.

Es blieb den Einwirkungen der französischen Revolution vorbehalten, die allmähliche Befreiung der Juden anzubahnen. Den Anfang machte die Aufhebung des drückenden Geleitzolles, welche sich um die Wende des Jahrhunderts fast überall im Reiche vollzog. Dann verhieß in Preußen, wo Friedrich der Große die Juden zwar nach ihrer Façon hatte selig werden, aber nach eigener Façon hatte zahlen lassen (Reglement vom 18. Juli 1756), das Patent vom 11. März 1812 denselben gegen Uebernahme aller Bürgerpflichten gleiche Rechte und Freiheiten mit den Christen; ein Edict Hardenberg's zwang sie, Familiennamen sich beizulegen, wogegen sie sich immer noch gesträubt hatten; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht reihte sie den Heeren der Befreiungskriege ein. Mit welchem Erfolge, darüber giebt eine jüdische Streitschrift jener Zeit (1816), gegen die Angriffe von Rühs auf das Judenthum gerichtet, den sichersten Aufschluß. „In dem fanatischen Eifer

Digitized by Google

eines echten Germanomanen", heißt es in derselben, „vergißt er, daß Teutschlands Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterlagen, ehe noch die Juden in ihrer Mitte daran theilnahmen, und erinnert sich nicht, wie folgenreich sie in den Jahren 1813 und 1814 kämpften, als die Juden aus Rußland, Polen, Oesterreich und Preußen mit ihnen in Reih' und Glied standen."

Vorerst fand das Beispiel Preußens nur sehr vereinzelt Nachahmung. Bayern gewährte den Juden (1813) das Indigenat, aber kein Staatsbürgerrecht. Vollständig durchgeführt wurde die Emancipation damals nur in den an Frankreich gekommenen, linksrheinischen Gebietstheilen, dem Großherzogthume Berg und dem Königreiche Westphalen. In Kassel errichtete man unter des Geheimen Rathes Israel Jacobstus Vorsitze ein Consistorium für die jüdische Religion; die Bezeichnung „Schutzjude", bisher technischer Begriff, unterfiel strengem Verbote; Deputirte der Juden traten in der Hauptstadt zusammen, um „über die zweckmäßigsten Mittel zur Veredlung der Glaubensgenossen zu berathen." Allerdings ging von den derzeitigen Errungenschaften in der Folge Manches wieder verloren.

Die Verheißungen der deutschen Bundesacte, die Verleihung des Genusses der bürgerlichen Rechte an die Bekenner des jüdischen Glaubens in Berathung zu nehmen, sind zwar nicht zur That geworden; allein die Gesetzgebung der Einzelstaaten hat in den letzten Jahrzehnten, namentlich nach den Vorgängen des Jahres 1848, die Säumniß ausgeglichen. Als die Gesetze des Norddeutschen Bundes vom 1. November 1867 und vom 3. Juli 1869, welche nachmals zu Reichsgesetzen geworden sind, vorschrieben, daß alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen Rechte aufgehoben sein sollten, war die Gleichstellung der Juden mit den Christen wohl in allen deutschen Staaten bereits durchgeführt. Nur im Processe, bezüglich des Judeneides, fanden sich hin und wieder noch einzelne Verschiedenheiten, die letzten Reste jener wechselvollen Formen, mit denen Mißtrauen und Muthwillen seit mehr als tausend Jahren den Eid der Juden ausgestattet hatten. Auch diese, meist höchst winzigen Differenzen sind durch die neuen Reichsproceßgesetze inzwischen beseitigt.

So ist denn der Leidensgeschichte des ruhelosen, wandernden Volkes, dieses wahren „ewigen" Juden, ein Ziel gesetzt. Wie viel von dem erduldeten Elende immerhin aber auch schuldlos erlitten sein mag, so entbehren doch die zahlreich gegen die Verfolgten erhobenen Anklagen nicht in allen Punkten der Begründung. Der unverwüstlichen Lebenskraft des Volkes, dem Heldenmuthe, mit welchem der jämmerlichste Tod einem Uebertritte zu dem verhaßten Christenglauben vorgezogen ward, gebührt hohe Anerkennung; zu der geistigen Arbeit der deutschen Nation haben die Juden Erhebliches bei-

getragen. Aber Handel und Wandel erwiesen von jeher die widerwärtigen Eigenheiten des semitischen Stammes. Wenn noch in neuester Zeit von jüdischer Seite (Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Alterthumes, 1879, Seite 8) behauptet wird, daß „unbeirrt von den Lästerungen des gelehrten und ungelehrten Trosses der unparteiische Forscher auch im Handelsverkehre die Juden eher über als unter dem Niveau der allgemeinen Moral, im Judenthume aber durchweg die lauterste und zuweilen eine ideale Rechtlichkeit auf jedem Gebiete gefordert finden werde," so ist für die hochtönende Phrase der Beweis nicht erbracht. Urkunden und Chroniken der verschiedensten Zeiten wissen nicht genug zu berichten, wie die Juden für die Bedrückungen der Großen am niederen Volke sich schadlos halten, wie sie die Unwissenheit und den Irrthum der leichtgläubigen Menge auszubeuten verstehen, wie sie „mit dem gräulichen, von Gott verdammten Wucher und anderen Betrüglichkeiten das christliche Volk gantz und gar ausmergeln und verderben," und judenfreundliche, selbst jüdische Schriftsteller können nicht umhin, zu beklagen, daß die unselige Gewinnsucht und der unvertilgbare Schachergeist des israelitischen Volkes wohlgesinnten Fürsten es so schwer machen, Duldung und Milde zu üben. Sind doch schon jene alttestamentlichen Mythen von den Erzvätern, auf welche das gläubige Israel mit andächtiger Verehrung hinblickt, nichts als eine lange Reihe von Lug und Trug, von treulosen Praktiken, von abgefeimten Betrügereien zwischen Blutsfreunden, Anverwandten, Geschwistern! Und erscheint es doch nur als eine Consequenz der hochmüthigen Tradition von der Auserlesenheit des Volkes Israels unter anderen Nationen, wenn die Moraltheologie der Talmudisten es gestattet, den Irrthum der Gojim im Geschäftsverkehre sich zu Nutze zu machen. Eben der Hinblick darauf, wie der Charakter des jüdischen Stammes bereits in der Kindheit des letzteren all' die hervorstechenden Züge der Gegenwart trägt, widerlegt die immer wiederkehrende Meinung, als ob jene nationalen Untugenden, unter denen nach dem schroffen Verdict Schopenhauer's die Abwesenheit alles dessen, was der Deutsche mit dem Worte „Scham" bezeichne, die hervorragendste, aber auch die im Leben förderlichste sein soll — als ob all' jene Schwächen lediglich durch den Jahrhunderte lang währenden Druck erzeugt oder doch wesentlich gesteigert seien. Das geflügelte Wort von Karl Emil Franzos, jedes Land habe diejenigen Juden, die es verdiene, ist vielleicht in einem ganz andern Sinne wahr, als sein Urheber es meinte.

Dem deutschen Volke ist der Jude bis auf den heutigen Tag ein Fremdling geblieben; den Glaubenseifer hat der nationale Widerwille überdauert. Von neuem treten feindliche Strömungen zu Tage, verschiedenartig in ihren Motiven, unklar bislang in ihren Zielen, rathlos in ihren Mitteln. Freilich, wie schon Luther es gemeint hatte, so spricht noch Fichte (Beiträge zur Berich-

Digitized by Google

tigung der Urtheile über die französische Revolution in sämmtlichen Werken 1845, VI, Seite 149 fg.) es aus: „den Juden Bürgerrecht zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als das, ihnen in der Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine einzige jüdische Idee ist, und um uns vor ihnen zu schützen, dazu weiß ich wieder kein ander Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dorthin zu schicken." Ob zu solchem Gewaltstreiche der aufgeklärte Staat des neunzehnten Jahrhunderts sich verstehen werde, bleibt füglich abzuwarten.

A. Rhamm.

Aus dem deutschen Reichstage.

Allmählich haben sich die Aufgaben dieser Session so vermehrt, daß deren vollständige Erledigung eine Fortsetzung der Session bis in den Juni hinein erfordern würde. Dies ist aber ausgeschlossen durch die Nothwendigkeit einer Nachsession des preußischen Landtages und so werden wohl eine Reihe von Vorlagen für diesmal unerledigt bleiben, worin wir keinen Schaden für unsere allzufruchtbare Gesetzgebung erkennen würden. Unfruchtbar bleibt diese Session deshalb nicht, denn im Militär- und Socialistengesetz erkennen wir Früchte ihrer Thätigkeit zur Sicherung unseres Friedens nach außen und im Innern, die sowohl durch den Gehalt der Gesetze als durch die Art ihres Zustandekommens der Session eine dauernde Bedeutung verleihen. Beide Gesetze verdanken ihr Zustandekommen dem gleichen Zusammenwirken der Nationalliberalen mit den conservativen Parteien unter dem gleichen Widerspruche der negirenden Parteien des Centrums, des Fortschritts, der Polen, Socialdemokraten u. s. w., wie fast alle grundlegenden Reichsgesetze. Man sollte meinen, daß von keiner Seite die in dieser Thatsache liegende Aufforderung überhört werden könnte, daß diese so sichtbar auf einander angewiesenen Parteien sich gegenseitig zu unterstützen haben in der gemeinsamen Aufgabe der Festigung und Entwickelung des Reiches gegenüber dem Widerstande jener negirenden Parteien. Leider ist diese Anschauung bei einem maßgebenden Theile der conservativen Partei durchaus zu vermissen, die Tendenzpolitik siegt über die realistische und altes Vorurtheil wie alte Neigung führt unwiderstehlich immer wieder zur Erneuerung der Versuche zurück, die Reichspolitik auf eine Coalition zwischen Centrum und Conservativen zu stützen, wie unzweideutig auch das Centrum bewiesen hat, daß ihm nicht das Interesse des deutschen Reiches, sondern der römischen Curie maßgebend ist. Hat auch der Reichskanzler, indem er sich im vorigen Jahre für seine Wirthschaftsreform auf das Centrum stützte, mit beigetragen zu der unnatürlichen Coalition,

Digitized by Google

so hat er doch auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß er diese Stütze des Centrums nur ad hoc suchte, nicht aber dauernd für die Reichspolitik verwerthen zu können glaubt; sein schwer zu rechtfertigendes gänzliches Wegbleiben von den bisherigen Verhandlungen dieser Session wird denn auch wesentlich zurückgeführt auf den Aerger über die fortgesetzten Zärtlichkeiten zwischen Centrum und Conservativen, die doch das Centrum nicht im mindesten hinderten, dem Reiche zu versagen, was es zu seiner Sicherheit bedarf, Militär- und Socialistengesetz. In dritter Lesung des Militärgesetzes führte diese unnatürliche Allianz zwischen Centrum und Conservativen sogar noch dahin, daß mit schwacher Mehrheit ein Antrag des Centrums auf eine Ausnahmestellung der Geistlichen Aufnahme in das Gesetz fand. Die Mitglieder des geistlichen Standes sollen von den Uebungen der Ersatzreserve befreit bleiben. Militärisch ist der Beschluß sehr einflußlos, denn die Zahl der davon betroffenen Personen ist sehr gering, das Princip der allgemeinen Wehrpflicht wird aber damit eben so wie seine bisherige factische Handhabung durchbrochen und dem § 22 des Reichsmilitärgesetzes, wonach Zurückstellung oder Befreiung ganzer Berufsklassen unzulässig ist, wird direct entgegengehandelt. Zudem begründet diese Befreiung eine Imparität zwischen Katholiken und Protestanten. Die protestantische Kirche hat nicht den von der übrigen Welt geschiedenen und im Gegensatz zu den Laien stehenden Priesterstand, wie die katholische Kirche. Die Ordination, die für diese militärische Befreiung maßgebend sein soll, wird von der protestantischen Kirche nur nach Verleihung eines bestimmten geistlichen Amtes ertheilt, von der katholischen Kirche dagegen ohne ein solches an junge Leute, die noch in der Vorbereitung begriffen sind, von denen viele später nicht den geistlichen Beruf wählen, sondern Lehrer, Zeitungsredacteure u. s. w. werden, wie wir denn eine ganze Anzahl katholischer Zeitungsredacteure haben, welche die Ordination, aber nimmermehr ein geistliches Amt haben oder haben werden. Daß auf diese Weise unter dem Deckmantel der Ordination recht viele Katholiken, die nie ein geistliches Amt bekleiden werden, der Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht sich entziehen können, hat sich deutlich im Jahre 1870 gezeigt, wo unmittelbar nach erklärtem Krieg der Bischof von Trier jungen Leuten in großer Zahl die Weihen ertheilte, um sie vom Dienste mit der Waffe im Kriege zu befreien. Jetzt sollen sie als Ersatzmannschaften schon vom Waffendienste im Frieden befreit bleiben. Die Bevorzugung der katholischen vor der protestantischen Kirche ist hiernach ganz unverkennbar. Noch stärker tritt die Ungleichheit für andere Religionsgesellschaften hervor, da der von Windthorst wohl mehr zum Scheine als im Ernst gestellte Antrag, den israelitischen Religionsdienern die gleiche Befreiung zu gewähren, durch den Widerspruch von Centrum und Conservativen in der Minderheit blieb. Freilich gehören zu den jüdischen „Religions-

Digitized by Google

dienern“ auch alle, die mit den niedrigsten Functionen des Ceremonialdienstes, wie Aufsicht über die Speisen u. s. w., betraut sind.

Wenn auch, wie gesagt, vom rein militärischen Standpunkte aus die ausgesprochene Befreiung nicht allzusehr ins Gewicht fällt, so hat doch die in hundert kleinen Zügen zu Tage tretende Connivenz der Conservativen gegen das Centrum eine Durchbrechung des Principes der allgemeinen Wehrpflicht und eine Bevorzugung der katholischen Kirche zu Stande gebracht, die bereits ahnen läßt, zu welchen Zugeständnissen an die römische Curie man auf dieser Seite sonst noch bereit sein wird. Und das geschieht in dem Augenblicke, wo der Stand der Verhandlungen mit Rom durch die Publication des dem Vernehmen nach von Bismarck selbst redigirten Staatsministerialbeschlusses als ein solcher gekennzeichnet wird, der bei aller Friedensliebe auf deutscher Seite doch die äußerste Vorsicht und Reserve nöthig macht, damit wir nicht thatsächliche Opfer von unserer Seite eintauschen mit schönen Redensarten auf römischer Seite.

Das Stimmverhältniß über das Militärgesetz in dritter Lesung war für die bejahenden Stimmen ein wenig ungünstiger als in zweiter Lesung, da noch eine Anzahl verneinender Stimmen, namentlich vom Centrum, einberufen waren. Indeß übersteigt die Mehrheit von beinahe sechzig Stimmen immer noch die früheren Erwartungen und beweist dem Auslande zu unserer großen Freude, daß Deutschland trotz der fortschrittlichen Doctrinen und trotz der Feindseligkeit seiner römischen Parteien zur Behauptung seiner neuen Stellung auch zu den schweren Opfern für seine Wehrkraft bereit ist, deren längere Fortdauer Graf Moltke schon vor Jahren als nothwendig verkündigte. Der Kaiser hat seiner Freude hierüber offenen Ausdruck gegeben.

Die Berathung über das Socialistengesetz, die erst in übernächster Woche durch die dritte Lesung formell zum Abschlusse kommt, war charakteristisch durch ihre weit kühlere Temperatur im Vergleich zu der Debatte im Jahre 1878. Die Fortschrittspartei bewahrte natürlich ihre stets negirende Haltung, stolz darauf, daß sie noch immer auf ihrem Programme von 1862 steht und wie auch die Dinge und die Bedürfnisse sich seitdem geändert haben, in olympischer Ruhe, wie einst der Kurfürst von Hessen nach der Rückkehr in seine Staaten, den Wechsel der Dinge ignorirt. Die Socialisten, denen mit Recht der weiteste Spielraum zur Vertheidigung überlassen ward (von den sämmtlichen neun socialdemokratischen Abgeordneten kamen sieben, zum Theil wiederholt, zum Worte) —, traten nicht mehr als die großen Reformatoren auf, die der gesammten Staats- und Gesellschaftsordnung feindlich gegenüberstehen und alles neu gestalten, keinen Stein des alten Baues auf dem andern lassen wollen; sie beschränkten sich mehr auf Klagen, wie hart sie in einzelnen Fällen behandelt wären und versuchten an einzelnen Beispielen eine illoyale

Handhabung des Gesetzes nachzuweisen. Das war nicht mehr der gewaltige Angriffskampf weltstürmender Reformatoren, es war eine advokatische Vertheidigung, in der etwas von der Ermattung des Rückzuges zu spüren war, wenngleich derbe Worte und kecke Drohungen hier und da noch durchklangen. Daß ein solches gegen Ausnahmezustände gerichtetes Verwaltungs- und Polizeigesetz in einzelnen Fällen Härten erzeugen kann, ja erzeugen muß, ist wohl unleugbar und dieser Beweis war also leicht zu erbringen, ändert aber freilich nichts an der Nothwendigkeit, solche vereinzelte Härten ertragen zu müssen, wenn ein allgemeiner Angriff auf die bestehende Ordnung überhaupt solches Gesetz als Mittel der Nothwehr erzwingt. Der Nachweis, daß das Gesetz im allgemeinen illoyal gehandhabt sei, gelang nicht, im Gegentheil verstärkte sich gegenüber diesem mißlungenen Versuche die Ueberzeugung, daß das Gesetz, neben vereinzelten Verstößen und Ungeschicklichkeiten, im Ganzen völlig loyal gehandhabt worden sei und gut gewirkt habe, gegenwärtig aber absolut noch nicht entbehrt werden könne. Daß gesetzliche und polizeiliche Maßregeln allein die Gefahren der Socialdemokratie nicht beseitigen können, daß dazu vielmehr positive Thätigkeit, Fürsorge für materielles Wohl und sittliche Bildung der arbeitenden Klassen gehört, das ist vor zwei Jahren hinreichend gepredigt und angelobt worden. Jetzt ward vielfach der Vorwurf laut, daß dies leere Worte geblieben und daß wenig oder nichts auf diesem Gebiete geschehen sei. Die Versuche, diesen Vorwurf als unbegründet zurückzuweisen, können wir nicht als gelungen bezeichnen; im Gegentheil müssen wir sagen, dieselbe Trägheit und Erschlaffung, die sich auf anderen Gebieten zeigt, dieselbe Bequemlichkeit, die alles vom Staate verlangt und hofft und die eigene Thatkraft damit lähmt, macht sich nach unserer Beobachtung auch hier geltend und nur sehr ausnahmsweise lassen sich ernsthafte Anläufe zu positiver Thätigkeit der Privaten gegenüber der Socialdemokratie verzeichnen.

Das Centrum baute sich eine Brücke für seine gleiche Ablehnung des Gesetzes wie vor zwei Jahren durch eine Reihe von Abänderungsanträgen, die das Bestreben zeigen sollten, das Gesetz für die Partei annehmbar zu machen und nach diesem fruchtlosen Versuch die Ablehnung motiviren sollten. Indeß waren die verlangten Abänderungen von solcher Art, daß ein Unbefangener nicht verstehen kann, wie durch ihre Nichtannahme die Ablehnung des ganzen Gesetzes gerechtfertigt werden soll. Das Verlangen, als Recursinstanz das Reichsgericht an die Stelle der jetzigen ad hoc errichteten Beschwerdecommission zu setzen, berührt doch in der That kaum die Tendenz des ganzen Gesetzes, leidet aber an dem unleugbaren Fehler, daß es dem höchsten Gerichtshofe die ihm völlig fremde Aufgabe von politischen und polizeilichen Erwägungen zuweist, denn das Gesetz ist ein Verwaltungs- und Polizeigesetz, und seine Handhabung will von diesem Standpunkte aus beurtheilt sein. Mit

Recht ward daher dieser Antrag abgelehnt, eben so wie der noch weit mehr untergeordnete, daß der im Gesetz vorgesehene sogenannte kleine Belagerungszustand nur über Berlin und Umgegend, nicht über andere Orte verhangen werden dürfe. Für die dritte Lesung hat das Centrum noch einen weiteren Antrag auf Verkürzung der Geltungsfrist (1882, anstatt wie auf nationalliberalen Antrag beschlossen ward 1884) angekündigt. Es muß sich zeigen, ob die Brücke dieses Antrages noch einem Theile des Centrums die schließliche Annahme des Gesetzes ermöglicht, damit die römische Gefolgschaft doch nicht in zu starken Gegensatz sich stellt gegen die päpstliche Ermahnung, den Gefahren der Socialdemokratie entgegenzutreten.

Eine kleine Nachlese zu den Zolldebatten des vorigen Jahres ward veranlaßt durch den von Windthorst und Varnbüler gestellten Antrag auf Wiederaufhebung des im vorigen Jahre beschlossenen Flachszolles. Es ist dies keine Durchbrechung des im vorigen Jahre siegreich gewordenen Schutzzollsystemes, sondern nur die Correctur eines durch den steigenden Eifer auf Schutzzölle veranlaßten Versehens. Die Regierung beantragte im vorigen Jahre, das Rohmaterial für Gespinnste, Baumwolle und Wolle ebenso wie Flachs zollfrei zu lassen, heißspornigen Agrariern gelang es aber, in dritter Lesung eine kleine Mehrheit für einen Flachszoll zu erzielen, ein Resultat, worüber die Antragsteller selbst erschraken, da die Vertheuerung des Rohstoffes die deutschen Flachsspinner und Weber natürlich schwer schädigen mußte, wenn nicht eine weitere Zollerhöhung für Flachsgespinnste und Gewebe damit Hand in Hand ging. Das Versehen war so in die Augen fallend, daß alsbald der Beschluß hinzugefügt ward, diesen Flachszoll erst mit dem 1. Juli 1880 ins Leben treten zu lassen, damit man vor seiner Einführung ihn wieder aufheben könne. Dem ist denn nun entsprochen, freilich von manchen Seiten etwas widerwillig, da der gestiegene Appetit nach Schutzzöllen den durch Zufall errungenen Vortheil nicht gern wieder aufgeben wollte; es ist aber, wie gesagt, darin nur die Correctur eines vorjährigen Versehens, nicht ein Verlassen des vorjährigen Systemes zu erkennen. Etwas anders liegt die Sache in Bezug auf eine hiermit verbundene Resolution des Reichstages, wodurch die verbündeten Regierungen ersucht werden, ein Gesetz vorzulegen, wodurch zu Gunsten des Getreidehandels und der Mühlenindustrie die zollfreie Einfuhr vom Nachweise der Identität unabhängig gemacht wird. Dieser Beschluß, dessen Tendenz im vorigen Jahre von der Regierung und von schutzzöllnerischer Seite lebhaft bekämpft wurde, schließt allerdings ein im Interesse des wichtigen Zwischenhandels sehr erfreuliches Abweichen von den vorjährigen Grundsätzen in sich; inwieweit die Regierung diesem Verlangen des Reichstages entsprechen wird, ist freilich zweifelhaft.

Im Allgemeinen nahm der Reichstag gegenüber dem im vorigen Jahre adoptirten Zollsysteme die Haltung ein, daß zunächst die Entwickelung dieses Systemes und seiner Folgen abzuwarten sei, und daß zur Zeit, um nicht durch stete Unruhe der Gesetzgebung unser wirthschaftliches Leben schwer zu schädigen, von keiner Seite an den vorjährigen Beschlüssen gerüttelt werden dürfe, weder von denen, die darin des Schutzes zu viel, noch von denen, die darin des Schutzes zu wenig erkennen wollen. Von dieser Anschauung ausgehend sind die zahlreichen Petitionen in Bezug auf Zolltarifsätze, die namentlich in großer Anzahl für und gegen den vielbesprochenen Ausfuhrzoll für Lumpen vorliegen, abschläglich beschieden worden.

Ein weiteres Eingehen auf das neue Wirthschafts- und Finanzsystem wird wohl veranlaßt werden durch die für nächste Woche in Aussicht genommene Debatte über den Antrag Richter, der den Reichstag zu einem Ausspruche gegen das Tabaksmonopol veranlassen will, angeblich, um damit die durch neue Gerüchte von beabsichtigtem Monopol entstandene Beunruhigung in den Interessentenkreisen zu heben. Die Freunde des Monopols werden sehr vergnügt sein, daß ihnen damit die ganze Frage wieder zur Discussion auf die Tagesordnung gesetzt ist, nachdem im vorigen Jahre Regierung und Reichstag in allen Rednern einstimmig ohne Ausnahme, Freunde wie Gegner des Monopols, die Ansicht vertraten, daß durch das beschlossene Gesetz die Frage der Tabaksbesteuerung für eine längere Jahresreihe zur Ruhe gebracht werden müsse. Wir halten unsere das Monopol ablehnende Meinung unverändert aufrecht, aber dieser unserer Meinung konnte kein schlechterer Dienst erwiesen werden, als durch diesen Richter'schen Antrag, der die berechtigte Beunruhigung der Interessentenkreise (berechtigt, weil jetzt offen zu Tage liegt, daß ein mächtiger Wille neue Bestrebungen zu baldiger Erreichung des Monopols begonnen hat) schlechterdings nicht heben, sondern nur vermehren kann. Mag der Reichstag ein solches Votum gegen das Monopol annehmen oder ablehnen, oder durch eine motivirte Tagesordnung darüber hinweggehen, das ändert nichts an der Ungewißheit über eine spätere Entscheidung. In einer folgenden Session oder in einem neugewählten Reichstage kann das Monopol die Mehrheit haben, wenn es heute in der Minderheit war. Es ist völlig unbegreiflich, wie Jemand von solchem Beschlusse, der doch von dem täglich sichtbaren Wechsel der Mehrheiten nicht eximirt ist, im Ernste eine dauernde Beruhigung für die erschreckte Industrie erwarten kann. Dieser menschenfreundliche Zweck des Antrages ist wohl auch in der That nur decorativ zu nehmen, und der eigentliche Zweck vielmehr, die Parteien festzunageln auf einen bestimmten Beschluß, ihnen Verlegenheiten zu bereiten und für künftige Wahlagitation Material zu gewinnen.

Die Frage des Tabaksmonopols, dessen zähe Verfolgung durch den

by Google

Reichskanzler wohl nur durch seine politische, keineswegs durch seine wirthschaftliche oder finanzielle Bedeutung zu erklären ist (denn sein finanzieller Ertrag würde auf lange Jahre hinaus sicher geringer sein, als der aus dem jetzigen Steuergesetze) steht in nahem Zusammenhange mit den Gesetzesvorlagen über Brausteuer und Stempelsteuer, denen jetzt gegen den Schluß des Reichstages, wie man sagt, noch ein Wehrsteuergesetz hinzutreten soll. Man spricht davon, daß dem Reichskanzler eine Ablehnung dieser Steuergesetze nicht unerwünscht sein werde, da ihm damit der Weg zum Tabaksmonopol gebahnt werde, und dadurch hofft man manche ablehnende Stimmen geneigter zu machen, anstatt des unpopulären Monopols doch wenigstens Brau- und Stempelsteuer unverkürzt zu verwilligen. Wir können uns aber von der Anschauung nicht trennen, daß jede neue Steuerverwilligung den vorgängigen Nachweis des finanziellen Bedürfnisses voraussetzt. Jetzt aber finden wir den Nachweis eines Bedürfnisses für neue Reichssteuern durchaus nicht erbracht. Denn der in ganz allgemeinen Umrissen nur angedeutete Gedanke, Aufhebung einiger directen Steuern in Preußen möglich zu machen durch neue indirecte Steuern des Reiches ist bis jetzt weiter nichts als Zukunftsmusik, wie der preußische Finanzminister Hobrecht im vorigen Jahre sich treffend ausdrückte; neue Steuern zum Zwecke der Aufhebung bestehender Steuern kann und darf aber kein Vertretungskörper verwilligen, wenn nicht ein bestimmter fester Plan vorliegt, wonach Zug um Zug die neue Steuer an die Stelle der alten treten kann. Wenn für das Reich ein solcher bestimmter Plan vorliegen wird anstatt der jetzigen unklaren Andeutungen über einen solchen Plan, dann wird es Zeit sein, neue indirecte Reichssteuern zu verwilligen; jetzt nicht. In der Zahl solcher indirecten Reichssteuern wird die Brausteuer in Verbindung mit einer Branntweinsteuer als eine recht zweckmäßige Steuer gewiß eine hervorragende Stelle einnehmen. Die Börsensteuer, deren finanzieller Ertrag nicht sehr ins Gewicht fällt, halten wir für erwünscht, um damit die allzu starke Belastung einigermaßen auszugleichen, die jetzt den Verkehr mit immobilen Werthen benachtheiligt gegen den Verkehr mit mobilen Werthen. Auch innerhalb der nationalliberalen Partei ist für die Genehmigung der Börsensteuer volle Bereitwilligkeit vorhanden, dafern der Entwurf gereinigt wird von den überflüssigen Verkehrsbelästigungen, wohin wir unter anderm die beabsichtigte Besteuerung der Checks rechnen. Für die Verwilligung der vorgelegten Quittungssteuer dagegen, die innerhalb des Bundesrathes den Sturm der Kanzlerkrisis erregt hatte, ist wenig Aussicht vorhanden; bei Manchen, die noch zur Verwilligung geneigt wären, wird solche Geneigtheit noch gemindert durch die technisch wenig geschickte Entwerfung, die für eine Kenntniß und vorsichtige Berücksichtigung der Verkehrsbedürfnisse seiten der Verfasser kein günstiges Zeugniß ablegt. Die

Schwierigkeiten, die sich rücksichtlich dieses Gesetzentwurfes im Bundesrathe erhoben hatten, sind rasch beseitigt worden: nach dem quos ego des Reichskanzlers hat der Bundesrath rasch seine Beschlüsse zurückgenommen und das beschlossen, was der Kanzler wollte. An dauerndem Ansehen gewonnen hat dadurch wohl Niemand. Die weiteren Folgen der Kanzlerkrisis beschränken sich auf eine Aenderung der Geschäftsordnung des Bundesrathes, die in erster Lesung bereits genehmigt sein soll. Vielleicht wird daneben noch der Particularismus die ihm zugegangene Warnung beherzigen, indem die Kleinstaaten die ihnen eingeräumte hohe Stimmenzahl nicht mißbrauchen in einer ihre Lebensfähigkeit und wirkliche Machtstellung weit überragenden Weise.

Der österreichische Handelsvertrag ist nun zur Verlängerung bis 30. Juni 1881 in völlig loyaler Weise zur Genehmigung vorgelegt und dadurch der staatsrechtlichen Doctorfrage, die wir früher erwähnten, die Spitze abgebrochen. Seine Genehmigung unterliegt keinem Zweifel; freilich aber fordert die jetzt nachgewiesene Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, trotz aller Intimität mit Oesterreich sich über einen wirklichen und dauernden Handelsvertrag zu einigen, sehr stark heraus zu der Frage, wo denn die verheißenen Folgen der vorjährigen Zollreform bleiben, die unter anderm darin bestehen sollten, daß unter dem Schilde unseres autonomen Tarifes wir weit vortheilhaftere Handelsverträge würden schließen können. Und nun zeigt sich, daß unser neuer Tarif selbst mit Oesterreich einen Vertragsabschluß aufs äußerste erschwert, wenn nicht hindert.

Nächste Woche soll diese Verlängerung des österreichischen Vertrages zur Verhandlung kommen, ebenso die Steuervorlagen; man erwartet, daß dies den Reichskanzler zu einer ersten Theilnahme an den Berathungen veranlassen könnte. Aufklärungen über auswärtige Politik sind nun am Schlusse des Reichstages auch von einer Theilnahme des Kanzlers an den Berathungen nicht mehr zu erwarten, wenngleich der Horizont eine Trübung mehr aufweist, seitdem die Aussicht gestiegen ist, daß in Oesterreich das Ministerium einer neuen Combination weichen muß, die voraussichtlich auf slavische Einflüsse sich stützen und sympathisch nach Petersburg und antipathisch nach Berlin zeigen wird. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Württemberg. August Ludwig Reyscher. — Als Rechtslehrer, als Volksvertreter, als Schriftsteller hat L. Reyscher, der am 1. April dieses Jahres in Canstadt 78 Jahre alt gestorben ist, durch eine lange Reihe von Jahren eine vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit in unserm Lande ausgeübt. Er hatte dabei sein Auge vornehmlich auf die Angelegenheiten des

Digitized by Google

großen Vaterlandes gerichtet; ein treuer, charaktervoller Patriot darf er unter denen genannt werden, die eine bessere Gestalt der deutschen Dinge herbeizuführen halfen und er hat am Abend seiner Tage der voll aufgehenden Saat sich erfreuen dürfen, zu der er mit seinem Wissen und Scharfsinn, unermüdlich in Wort und Schrift, und nicht ohne persönliche Opfer, einen Antheil lieferte, wie nur wenige seiner schwäbischen Landsleute. Der Universität Tübingen gehörte er in den Jahren 1829 bis 1851 an, er trug hier vornehmlich deutsches und württembergisches Privatrecht, deutsches Staats- und Bundesrecht vor, und in diesen Fächern bewegte sich auch seine wissenschaftliche literarische Thätigkeit, wie denn insbesondere seine württembergische Gesetzessammlung geschätzt ist. Von Anfang an aber rühmte man von seinen Vorlesungen, daß sie von einem edlen Freimuthe beseelt seien, nicht blos an das Wissen der studirenden Jugend, sondern zugleich an deren Charakter sich wendeten, daß sie auf die Bildung einer unabhängigen Gesinnung abzielten. Von Reyscher war das Gutachten abgefaßt, das die Tübinger Juristenfacultät auf Stüve's Betreiben in Sachen des hannoverschen Verfassungsstreites 1838 abgab. Auch Heidelberg und Jena waren von dem Osnabrücker Bürgermeister um Gutachten angegangen worden; das Tübinger aber war das schärfste und rückhaltloseste und wurde denn auch durch eine besondere Beschwerde der hannoverschen Regierung in Stuttgart ausgezeichnet, die jedoch ohne weitere Folgen blieb; die württembergische Regierung trat sogar in der Bundesversammlung nachdrücklich für die angefochtene Facultät ihrer Hochschule ein. Schon früher hatte Reyscher eine Schrift über die grundherrlichen Rechte des Adels ausgehen lassen. Er hat von da an kaum eine Frage von allgemein deutschem Interesse, vom schleswig-holsteinischen Streite an bis zu den Zollparlamentswahlen, vorbeigehen lassen, ohne mit einer Flugschrift hervorzutreten, welche staatsrechtlich belehren, die Meinung aufklären, und besonders unter den Landsleuten die Richtung nach dem einen Ziele weisen und befestigen sollte.

Einen seiner schönsten Erfolge erlebte er im Jahre 1846. Sieben Jahre zuvor hatte er die „Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft" begründet, das Organ der Germanistenschule, und hier die allmähliche Befreiung von den fremden Rechten durch eingehendere Pflege des auf deutschem Boden in den mannichfachsten Formen entstandenen Rechtes und des lebendigen Rechtes der Gegenwart, sowie die Vorbereitung einer nationalen Gesetzgebung als Aufgabe bezeichnet. Es war sein Gedanke, auch durch persönlichen Zusammentritt der Gleichgesinnten diese Zwecke zu fördern und weitere Theilnahme dafür zu gewinnen. So entstand die Idee der Germanistenversammlungen, er hatte persönlich auf einer Reise durch Deutschland für diesen Plan gewirkt, mit Jakob Grimm gemeinschaftlich entwarf er die Auf-

Digitized by Google

forderung, und so ward ihm am 24. September 1846 die Freude, im Namen der Einladenden im Römer zu Frankfurt die erste dieser Versammlungen begrüßen zu dürfen, die dann unter Jakob Grimm's Vorsitz zum ersten male in öffentlicher Rede eine Reihe vaterländischer Angelegenheiten besprach, anregte und förderte. Diese glücklichen Frankfurter Tage mit ihrer gehobenen Frühlingsstimmung sind ihm noch in späten Jahren besonders werth und lebendig in der Seele gestanden. Mit Begeisterung wurden die Ziele ergriffen, und ein Band herzlicher Freundschaft umschlang die Theilnehmer. Mit einem derselben, mit Dahlmann, verband ihn noch ein näheres Verhältniß. Er hatte im Jahre 1844 eine Tochter Dahlmann's als seine zweite Gattin heimgeführt, die er aber schon drei Jahre nachher gleichfalls durch einen frühen Tod verlieren sollte.

Bis dahin hatte er ein Gelehrtenleben geführt, das Jahr 1848 riß auch ihn in die öffentliche Bahn. Er nahm am Vorparlamente Theil, unterlag aber bei den Wahlen zur Nationalversammlung gegen einen weiter links stehenden schwäbischen Volksmann. Dagegen wurde er in die württembergische Volksvertretung gewählt, der er neun lange Jahre angehörte, vornehmlich in allen staatsrechtlichen Fragen in die erste Reihe gestellt und als Autorität geschätzt. Ihm wurde auch der Vorsitz in jener besondern Commission übertragen, die im Sommer 1849 wegen der Einführung der Reichsverfassung in Württemberg eingesetzt wurde. Bekanntlich leistete König Wilhelm den äußersten Widerstand gegen die erbkaiserliche Verfassung, war aber schließlich durch die drohende Haltung des Volkes, der Kammer, der Regierung genöthigt, sein berühmtes Wort: „einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht" zurückzunehmen. Diese Vorgänge mögen den Grund gelegt haben zu der Ungunst, die der König den damaligen Vorsitzenden der Commission späterhin fühlen ließ. Bekannt ist, daß dieser Monarch gegen die „Preußen" eine ungleich stärkere Abneigung empfand als gegen seine Demokraten, und zu den schwäbischen „Preußen" hat allerdings Reyscher stets gehört. Im Frühjahre 1850 stand in der „Deutschen Zeitung" ein Artikel aus Württemberg, welcher am Stuttgarter Hofe unangenehm berührte. Man rieth auf Reyscher als Verfasser, der übrigens thatsächlich gar keinen Theil daran hatte, und der König ließ geradezu bei ihm anfragen, ob er der Verfasser sei, ausdrücklich dabei appellirend an seine Wahrheitsliebe und seinen Muth. Die in so unerhörter Weise motivirte Zumuthung beantwortete Reyscher damit: auf eine so gestellte, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung aussprechende Frage habe er den Muth und die Ehre, nicht zu antworten. Solcher Freimuth blieb ihm natürlich ins Wachs gedrückt. Reyscher gehörte damals den unfruchtbaren constituirenden Landesversammlungen an, mit Wenigen eine Mittelpartei bildend zwischen der immer dreisteren Reaction und der unverständigen Demo-

d by Google

kratie. Als die letzte Landesversammlung aufgelöst wurde, weil sie die zum Zwecke einer kriegerischen Aufstellung gegen Preußen (in Kurhessen) verlangten Mittel nicht bewilligte, wurde auch Reyscher in den Ausschuß gewählt, den jene Versammlung zuvor niedersetzte. Dieser Ausschuß wurde aber von der Regierung nicht anerkannt und setzte nun, zunächst mit einem Protest gegen das Staatsstreichverfahren, einen kleinen Krieg gegen dieselbe fort. Es war mitten in diesen vergeblichen Kämpfen gegen die Reaction, daß Reyscher, der Universitätslehrer, im Mai 1851, durch seine Versetzung als Regierungsrath nach Ulm überrascht wurde. Das Verfahren wurde nur ganz allgemein motivirt: wegen seiner systematischen Opposition eigne er sich nicht zum Lehrer an der Universität und habe ihm die Regierung ihr Vertrauen entziehen müssen. Man kennt das bei der württembergischen Bureaukratie besonders beliebte Mittel, angesehene Universitätslehrer, die sich politisch mißliebig gemacht haben, nicht blos zu vertreiben, sondern zuvor noch das Müthchen an ihnen zu kühlen und sie durch Degradationen zu demüthigen: so ist Robert Mohl gleichfalls zum Regierungsrath, Reinhold Pauli, um ihn zum Gehen zu nöthigen, gar zum Seminarlehrer ernannt worden! Letzteres noch unter dem aufgeklärten Minister Golther, dem freilich Pauli in den „Preußischen Jahrbüchern" einen wohlgeschliffenen Spiegel vorgehalten hatte. Natürlich nahm Reyscher jetzt seine Entlassung aus dem Staatsdienste; er lebte fortan als Rechtsanwalt in Stuttgart, später in Canstadt.

Von seiner späteren Wirksamkeit in der Kammer ist besonders der hartnäckige und siegreiche Kampf gegen das Concordat zu erwähnen, den er als Berichterstatter der staatsrechtlichen Commission führte. Das war am Vorabend der Bewegung, in welche jetzt allmählich die deutsche Frage gerieth. Reyscher war in diesen Jahren unter den Wenigen, welche in Schwaben ohne Zaudern und ohne Clauseln zu Preußen hielten. Er war unter den Begründern des Nationalvereins, wie er später die deutsche Partei in Württemberg gründen half. Er bewarb sich, das Loos seiner Freunde theilend, vergebens um einen Sitz im Zollparlamente, wurde aber nach dem großen Kriege, der die Stimmung in Schwaben gründlich änderte, in den deutschen Reichstag gewählt. Er hat ihm, jetzt kränklich und bei Jahren, nur ein Jahr lang angehört. Von da an blieb er den öffentlichen Dingen fern, er konnte in seiner Zurückgezogenheit auf ein inhaltvolles Leben, reich an Erfahrungen und an Erfolgen, zurückblicken. In seinem persönlichen Wesen war er freundlich, wohlwollend, und er hatte zugleich etwas ungemein Würdiges. In seiner Jugend ein eifriger Burschenschaftler, guter Turner, tapferer Schläger, war er auch im Alter noch eine gar stattliche Erscheinung. Er liebte es, sich mit einer gewissen Feierlichkeit zu umgeben. Und daß er in seiner Sprache den Dialekt der Heimath abgethan hatte, konnte ihm der

richtige Schwabe nicht ganz verzeihen. Alles in Allem war er ein redlicher, aufopfernder Patriot, der ein Andenken in allen Ehren verdient. Er hat ausführliche Denkwürdigkeiten seines Lebens hinterlassen, die, wie man hört, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben.

Aus Berlin. Neubauten und Verschönerungen der Stadt. Feuerbachausstellung. Die Lucca. — Im Laufe der letzten Monate sind in unserer Residenz eine Reihe von Neubauten entweder schon ganz fertig gestellt oder der Vollendung nahe gebracht worden, die um ihrer künstlerischen Bedeutung willen und weil sie vielfach ganzen Stadttheilen ein neues großartiges Aussehen verleihen, einer näheren Erwähnung werth sind. Da ist zuerst der Anhalter Bahnhof zu nennen, eine Schöpfung des Baumeisters Schwechten. Er erhebt sich an der Stelle des alten, der von allen noch vor zehn Jahren durch ihre Häßlichkeit und Unbequemlichkeit berüchtigten Berliner Bahnhöfen als der abschreckendste dastand. Wie hat sich das in der verflossenen Dekade von Jahren geändert! Bis auf den Hamburger Bahnhof — von den damaligen der stattlichste — sind die alten Baracken sämmtlich verschwunden und an ihre Stelle neue große, zum Theil künstlerisch bedeutende, ausnahmslos bequeme und dem weltstädtischen Verkehre entsprechende Bauten getreten. Zuletzt ist nun auch der Anhaltische an die Reihe gekommen, und er ist in seiner Wiederauferstehung wenn nicht der schönste — denn der Lehrter dürfte künstlerisch vorzuziehen sein — so doch der größte, einer Weltstadt am meisten entsprechende geworden. Im nächsten Vierteljahre soll er dem Verkehre übergeben werden. Die Spannung der Einfahrtshalle, ihre Breite und Länge übertreffen mit Ausnahme eines amerikanischen die sämmtlicher Bahnhöfe der Welt. Die Front mit einer reichen Arkadenhalle geht nach dem Askanischen Platz zu, der neu regulirt und mit gärtnerischen Anlagen versehen durch das schöne und gewaltige Gebäude ebenso gewonnen hat, wie er früher in seinem Aussehen durch das alte Bahnhofsgebäude verunziert ward. Das neue ist aus hellgelben trefflichen Ziegeln mit dementsprechender Ornamentik aufgeführt, und der kolossale Bogen der Halle überragt majestätisch, oben durch eine plastische Sandsteingruppe geziert, die Arkaden der Front. Die Empfangsäle und sonstigen Räumlichkeiten legen sich rechts und links an die Langseiten der Halle an, und der ganze Riesenkörper des Baues gliedert sich in so leicht verständlicher Weise, daß Jedermann auf den ersten Blick die Bestimmung desselben erkennt. Vom Askanischen Platze die breite und hier von stattlichen Wohnhäusern eingerahmte Königgrätzerstraße nach dem Potsdamer Bahnhofe zu hinuntergehend gewahrt man zur Rechten, einige Hundert Schritte hinter der Straßenflucht den Neubau des Gewerbemuseums von Gropius und Schmieden. Auch dieses

Digitized by Google

soll im Herbst spätestens auch in seiner innern Ausstattung fertig sein. Das Museum liegt auf einem großen, bis jetzt noch frei stehenden Terrain, das einst als Platz für das Parlament ausersehen war. Nun dürften Gartenanlagen vorläufig die jetzt noch wüst aussehende Umgebung des schönen Baues schmücken. Die Ausführung desselben ist eine meisterhafte. Es galt hier zunächst am Baue selbst in jeder Einzelheit zu zeigen, was der Geschmack und die technische Solidität des deutschen Baugewerbes vermögen. Das Gebäude hat die Gestalt eines ziemlich quadratischen Vierecks, die Front mit prachtvollem Portale und einem durch Halbsäulen charakterisirten Mittelrisalit liegt nach Süden in der Flucht der zukünftig hier durch die Gärten des Kriegsministeriums durchzubrechenden Zimmerstraße. Gemälde in venetianischem Glasmosaik ausgeführt schmücken den unter dem Dache hinlaufenden Fries des Gebäudes. Die innere Einrichtung der Säle, Corridore und Höfe wird an Zweckmäßigkeit und künstlerischer Gediegenheit und Eleganz alle anderen Museen und öffentlichen Bauten Berlins überhaupt bei weitem übertreffen. Dieselben Künstler haben in der alten City Berlins, in der Klosterstraße, die königliche Kunstschule gebaut, die am 1. April bereits dem Gebrauche übergeben werden konnte. Hier befinden wir uns auf althistorischem interessanten Boden. Früher erhob sich daselbst das 1271 bis 1300 erbaute Franziskaner- sogenannte „graue Kloster". Dicht daneben stand vor Zeiten das „hohe Haus", die älteste Burg der Markgrafen und Hohenzollernschen Kurfürsten, welche bis 1451 hier residirten, in welchem Jahre Friedrich II. die neue Burg zu Kölln, die Anfänge des jetzigen Schlosses, bezog. Seit 1713 wurde die alte Burg zu einem Lagerhause, und diesen Namen führt noch heute das Gebäude, das sich auf den alten Grundmauern erhebt und zur Aufbewahrung des Staatsarchives dient, während ein Flügel dem Ministerialarchive zur Stätte diente, bis er jetzt, um Raum für die Kunstschule zu schaffen, niedergerissen worden ist. Das Gebäude ist im Stile der Renaissance errichtet, ein Ziegelbau mit Sandsteingesimsen und Ornamenten. Im Friese oben sieht man unter anderm die Bilder Schlüter's, Schinkel's, Bötticher's, des Verfassers der „Tektonik der Hellenen", P. Vischer's. Ein reizender, auf Adlerconsolen ruhender Balkenerker schmückt die Façade. In der Voßstraße, nahe dem Wilhelmsplatze, ist das ganz aus Sandstein aufgeführte Reichsjustizamtspalais vollendet und zeigt eine der vornehmsten, wundervollsten und ernstesten Façaden, welche die Berliner Architektur kennt. Das obere, durch Halbsäulen gegliederte Stockwerk schließt ein prächtiger Reliefffries ab, und Statuen von Marmor schmücken das Hauptgesims, während die Enden der beiden etwas niedrigeren Seitenflügel plastische Gruppen tragen. Das Erdgeschoß hat etwas stark Gedrungenes und ist durch Rustica charakterisirt, ein derbes, durch consolenartige Voluten hervortretendes, Mezzanin-

Digitized by Google

geschoß trennt das hohe und leichter aufstrebende Hauptstockwerk vom Parterre. Außer dem Generalpost- und dem Generaltelegraphenamt kennt Berlin kein Dienstgebäude des Reiches oder Preußens von ähnlich gediegener Pracht und stolzem Ansehen. Wir kommen endlich auf den Pariser Platz zu sprechen, wo die umgebaute und mit einer neuen Façade nebst Säulenvorhalle versehene französische Gesandtschaft (von einem Pariser Architekten) mit ihrem zierlichen Mansardendache und reizenden Details, sowie das an Stelle des alten „Palais Wrangel" errichtete sogenannte von Rodich'sche Legatenhaus eine erfreuliche Veränderung des Gesammtanblickes bewirkt haben. Der Platz mit dem Brandenburger Thor, der als Ausgang der Lindenpromenade und Uebergang zum Thiergarten eine besondere Bedeutung beansprucht, hat durch diese Neubauten ungemein gewonnen. Er ist nun lediglich von stattlichen Palästen gebildet. Das letztgenannte Palais hat nur zwei Stockwerke, doch ist jedes derselben von großer Höhe. Das Ganze krönt ein Frontispice mit dem alten von Rodich'schen Wappen. Ein Herr von Rodich stiftete das alte Haus für das erste Garderegiment zu Fuß. Der Hauptfries zeigt demnach in einer Reliefdarstellung die acht verschiedenen Kopfbedeckungen jenes Regimentes von der Zeit der Gründung bis heute. Der Stil des ganzen Gebäudes ist der der späten Hochrenaissance, die Verhältnisse der Räume und Flächen an der Außenseite sind sehr wohl getroffen und geben dem Ganzen den Eindruck eines stattlichen Herrenhauses von festlicher Würde. Demnächst wird auf Wunsch des Kaisers der Pariser Platz selbst, der jetzt ein völlig leeres Quadrat bildet, das von zwei schmalen Bürgersteigen nach dem Thore zu durchschnitten wird, mit Anlagen zur rechten und linken Seite geschmückt, während die Mitte für den Wagenverkehr von den „Linden" aus durch das Brandenburger Thor und umgekehrt frei bleibt und der Fußgängerverkehr sich auf den zu verbreiternden Trottoirs an den Häusern entlang bewegen wird. In Mitte der Anlagen auf jeder Seite des Platzes soll sich je ein monumentaler Springbrunnen erheben. Diese Idee ist künstlerisch vortrefflich, und der schöne ruhige Säulenbau des Brandenburger Thores bekommt dadurch eine Einrahmung von majestätischer Pracht, sowie der brausende Verkehr der „Linden" in dem ernsten Aussehen des von monumentalen Bauten umgebenen Platzes mit seiner Durchsicht auf das Grün des städtischen Hauptparkes einen beruhigenden, würdigen Abschluß findet.

Diese Woche hat uns die Eröffnung der von Director Jordan mit dankenswerthem Eifer und rascher Energie ins Leben gerufenen Ausstellung von Werken Anselm Feuerbach's im obern Stockwerke unserer Nationalgalerie gebracht. Vom ersten selbständigen Auftreten des Künstlers an (Hafis in der Schenke und Aretin's Tod) bis zu seiner letzten Epoche dürfen wir die

Digitized by Google

bedeutendsten Zeugnisse seines Talentes, die berühmtesten seiner Werke, aber auch viele weniger bekannte und trotzdem hochbedeutsame Bilder und Entwürfe, in den schönen Räumen planvoll vertheilt, bewundern und studiren. Die Besitzer Feuerbach'scher Gemälde sind mit wenigen Ausnahmen den Wünschen der Direction um zeitweise Ueberlassung ihrer Schätze mit schätzenswerther Willfährigkeit entgegengekommen. In erster Linie sind hier neben der greisen Mutter des verstorbenen Künstlers die Staatsinstitute von Karlsruhe und Stuttgart, sowie Baron von Schack in München, dessen Privatgalerie eine Anzahl besonders schöner Werke Feuerbach's birgt, rühmend und mit dem gebührenden Danke hervorzuheben. Der Katalog weist 65 Compositionen und 140 Studien und Skizzen auf.

Die Lucca, die nach der „Selika" wieder bedenklich halskrank geworden war, hat ihr Gastspiel trotzdem glänzend in der Rolle „Frau Fluth" vollendet. Die Huldigungen des Publikums waren ganz exorbitant. Die Sängerin sprach von der Bühne aus die Hoffnung auf Wiedersehen aus. Es ist ein Gastspiel schon zum Herbst in Aussicht genommen. Der Kaiser hat der Sängerin ein hochkostbares Armband verehrt. —y.

Literatur.

Sociale Fragen und Antworten. Heft 6 bis 9. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag. — Seit längerer Zeit haben wir nicht auf die Fortsetzung dieses verdienstlichen Unternehmens hingewiesen, und doch verdienen gerade die neuesten Hefte eine nicht minder warme Empfehlung als manche von den früheren. Das sechste und achte Heft, welche „das allgemeine Stimmrecht" und „Die Pariser Commune" behandeln, haben, wie es bei diesen Stoffen natürlich ist, die gewöhnlichen Formen der Darlegung und Erzählung beibehalten und erörtern die in Frage kommenden Verhältnisse in klarer und sachgemäßer Weise. Für die Themata des siebenten und neunten Heftes, „Sparsamkeit" und „Arbeit und Lohn", haben ihre Verfasser dagegen mit Recht wieder die schon in früheren Heften mit Glück angewandte dichterische oder, wenn das Wort zu vornehm klingt, novellistische Einkleidung gewählt, wodurch vor allem die Möglichkeit einer dialektischen Erörterung gewonnen wird, welche die Behandlung so abstracter Fragen um ein Bedeutendes erleichtert und dem Publikum, an das vorzugsweise gedacht werden muß, allein mundgerecht macht. Die Durchführung ist in beiden Heften wohl ziemlich in der gleichen Weise gelungen; wir persönlich finden die Form des neunten Heftes ansprechender, als die des andern, weil hier die thatsächlichen Unterlagen der Einkleidung natürlicher sind als dort. Uebrigens hat der auch dem siebenten Hefte mit Recht zu Theil gewordene Beifall zu einem neuen Modus der Verbreitung Anstoß gegeben, welcher geeignet ist, die Bedenken, welche wir in dieser Beziehung bei der Anzeige des ersten Heftes aussprechen zu müssen glaubten, einzuschränken: es ist nämlich durch einen Verein eine Massenverbreitung in Aussicht genommen, welche ihre Wirkungen hoffentlich nicht blos in die Breite, sondern noch mehr in die Tiefe erstreckt, und die, auf welche es vor allem ankommt, die eigentlichen Arbeiter, für gesundere volkswirthschaftliche Anschauungen empfänglich macht. E—e.

Digitized by Google

Der Elfenhain. Schauspiel mit Gesang in fünf Acten von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen übersetzt von P. F. Siebold. Cassel, Theodor Kay. 1879. — Diese Uebersetzung kündigt sich als den ersten Band einer „Anthologie der nordgermanischen (scandinavischen) dramatischen Literatur in deutschen Uebertragungen" an, in der H. Ibsen's „Brand" und A. Blanche's „Engelbrecht und seine Dalekarlier" die folgenden Bände bilden und die norwegische und schwedische Literatur vertreten sollen. Da sich die Uebersetzung gut liest, so kann man Siebold's Vorhaben nur billigen und höchstens wünschen, daß er nicht bei diesen wenigen Stücken, von denen übrigens Ibsen's „Brand" schon längst ins Deutsche übertragen ist, also vielleicht durch ein anderes norwegisches Drama ersetzt werden könnte, stehen bleiben möge. In einer Vorrede erhalten wir einige Notizen über J. L. Heiberg, der bekanntlich von 1791 bis 1860 gelebt hat und besonders auf dem Gebiete der dramatischen Literatur thätig gewesen ist; der „Elfenhain" ist am 6. November 1828 zuerst in Kopenhagen aufgeführt. Die Unterschiebung eines Kindes an Stelle eines geraubten und die Entdeckung dieses Vergehens durch das Wiederauftauchen des letzteren bilden den Hauptinhalt des Stückes. König Christian IV. hat die Tochter eines verstorbenen Seemannes, Elisabeth Munk, einem Gutsherrn Erich Walkendorff anvertraut und dieser, als das Kind geraubt ist, dafür seine Nichte untergeschoben; das geraubte Kind ist von einer Bauersfrau aufgefunden und von ihr als ihre Tochter Agnata aufgezogen; zur Entdeckung kommt die Sache, als der Lehnsmann Ebbesen, welcher Agnata liebt, auf Befehl des Königs die angebliche Elisabeth Munk heirathen soll und diese sich gegen jene Verbindung sträubt, weil ihre Liebe einem Herrn des Hofes, Paul Flemming, zugewandt ist; der König verzeiht Walkendorff und genehmigt die Wahl, welche die beiden Paare ihrerseits getroffen haben. Aber mit dieser Inhaltsangabe erhält der Leser eine sehr oberflächliche Vorstellung von dem eigentlichen Wesen des Stückes; dies liegt in dem Hinzutreten eines phantastischen Elementes, dessen Bedeutung für die dramatische Composition darauf beruht, daß die Entdeckung der erfolgten Unterschiebung vermittelst desselben herbeigeführt wird. Agnata gilt nämlich als das Elfenmädchen, und im Elfenhaine, in welchem nach der landläufigen Vorstellung nur der Elfenkönig gebieten und welchen der irdische König nicht betreten darf, hat sie mit Ebbesen ihren Liebesbund geschlossen, hier findet sie auch ein Erkennungszeichen wieder, welches sie als die echte Elisabeth Munk legitimirt, hier endlich entdeckt sie der König Christian als solche und nimmt sie unter seinen besondern Schutz. In dieser Verbindung des phantastischen Elementes mit dem realen und zugleich in der damit zusammenhängenden überwiegend lyrischen Stimmung des Dramas liegt das Charakteristische desselben, nicht aber den übrigen Erscheinungen seiner eigenen Literatur gegenüber, sondern nur denen der übrigen Literaturen und namentlich der deutschen, in der seit den Zeiten der Romantik eine ähnliche Mischung zur Seltenheit geworden ist. Während wir sonst nicht für eine solche schwärmen und es im Allgemeinen für einen Segen halten, daß in unserer Literatur die reineren Formen die Herrschaft behauptet haben, finden wir doch hier so viel Zartheit und Anmuth, so viel Geschick in der Behandlung und Undschädlichmachung des phantastischen Elementes, daß wir es uns in solcher Gestalt gern gefallen lassen; die höchste Aufgabe der dramatischen Poesie wird auf diesem Wege allerdings nicht gelöst.

E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 29. April 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

by Google

Aus der Geschichte des Kirchenstaates.

Zwei Jahrzehnte sind es, daß der Vatican über den Raub am Kirchenstaate Klage führt, ein volles Jahrzehnt, daß auch das letzte Stück des Patrimoniums Petri, die ewige Stadt selbst, von den Italienern in Besitz genommen ist. Seitdem hat der weltliche Kirchenstaat aufgehört zu existiren. Rom, der Sitz der päpstlichen Weltherrschaft, ist zur Residenz eines Königs, zur Hauptstadt eines Nationalstaates geworden. Aber zugleich blieb es der Wohnsitz des in seinem Palaste und seinen Gärten eingeschlossenen Papstes. Was die Theorie zuvor als unmöglich oder undenkbar hingestellt hatte, nämlich daß der König und der Papst zu gleicher Zeit in Rom Herrscher sein könnten, jener über die Bürger Italiens, dieser über die Gläubigen des Erdballes, das ist seit einem Jahrzehnt ein wirklicher Zustand; die widersinnige Idee ist eine Thatsache geworden, an welche König und Papst, an welche die ganze Mitwelt sich gewöhnt hat, ein Zustand, der erfahrungsgemäß kaum zu Unzuträglichkeiten geführt hat, zu dessen Aenderung wir denn auch von keiner Seite Hand anlegen sehen, ja dessen Erörterung kaum mehr die Federn in Bewegung setzt. In der That hat das sogenannte römische Problem seitdem anscheinend nicht die mindesten Fortschritte gemacht: es wird kaum mehr als ein Problem empfunden. Der König sitzt im Quirinal, der Papst im Vatican, als ob es seit undenklichen Zeiten so wäre. Unbehelligt ist der heilige Vater in den Veranstaltungen für das Seelenheil seiner Gläubigen, und ungestört hat sich der ganze Regierungsapparat des Königreichs Italien in den Mauern der ewigen Stadt eingerichtet. Zwei Mächte wohnen hier dicht zusammen, die so gut wie keine Berührung mit einander haben; unbekümmert um die andere geht jede ihren eigenen Weg. So lange noch der Papst in seiner Königsresidenz belagert wurde, hat es nicht an immer wiederholten Capitulationsvorschlägen gefehlt, an oftmals hin und her getragenen Projecten, wie zwischen den Ansprüchen der Nation und denen des Papstthums ein Vertrag, ein Abkommen, oder auch nur ein modus vivendi zu Stande gebracht werden könne. Seitdem Pius IX. im Jahre 1871 das ihm von den gesetzgebenden

Digitized by Google

Gewalten Italiens entgegengebrachte Garantiegesetz von der Schwelle des Vaticans zurückgewiesen hat, ist kein derartiger Versuch erneuert worden. Es ist kein Bedürfniß dazu vorhanden. Man nahm den jetzigen Zustand als ein Provisorium hin, aber längst hat man vergessen, daß er blos ein Provisorium ist.

Dennoch wäre es verkehrt, zu sagen, das römische Problem habe inzwischen keine Fortschritte gemacht — der Fortschritt liegt eben darin, daß der jetzige Zustand dauert. Mehr bedarf der italienische Staat zunächst gar nicht, als daß sein Besitzstand nicht angefochten wird, auch nicht von dem heimlichen Gegner, mit dem er seltsamerweise das Wohngemach theilt. Jedes weitere Jahr festigt die gegenwärtige Ordnung der Dinge und verringert die Hoffnungen des heiligen Stuhles. Nichts ist für diesen schmerzlicher und beschämender als die Gleichgiltigkeit, mit welcher sein Schicksal vom Volke Italiens hingenommen worden ist. Wirkungslos sind seine Klagen und Verwünschungen verhallt, er selbst ist der Wiederholung müde geworden. Was er als unerhört nach allen Windrichtungen bejammerte, ist ein alltägliches geworden. So lange der Papst seinen weltlichen Scepter über die Romagna und die anderen Theile seines Fürstenthumes schwang, war hier ein beständiger Herd von Verschwörungen und Aufständen, die Neigung zur Revolution schien geradezu zu den Sitten der Bevölkerung zu gehören; seitdem die weltliche Herrschaft aufgehört hat, ist niemals eine aufständische Bewegung auch nur versucht worden, niemals ist ein Prätendententhum so völlig von allen Anhängern verlassen worden. Und auch die Zurückgezogenheit, die sich der Papst auferlegte, indem er trotzig in dem Vaticane sich einschloß, hat ihren Zweck gänzlich verfehlt. Sie sollte einen erhabenen Protest bedeuten, sollte ein heroisches Martyrium sein, ein Appell des hilflosen Greises an das Mitleid, eine beständige Mahnung für die katholischen Völker; thatsächlich hat sie nur dazu gedient, dem italienischen Staate seine Aufgabe zu erleichtern: indem der Papst sich unsichtbar macht, verfällt er dem Schicksal vergessen zu werden. Selbst aus den beträchtlichen Schwierigkeiten, die sich der Regierung des Königreiches entgegenstellten, hat doch der Vatican keinen Nutzen zu ziehen vermocht. Die Steuerlast, die Finanznoth, die zweifelhafte Regierungsweisheit, die Selbstsucht und Unfähigkeit der Parteien, die von keinem überlegenen Willen beherrscht sind, — trotz alledem erweist der italienische Staat seine Lebensfähigkeit; wie schwach immer, so stark ist er doch, daß der Gedanke an eine Restauration nicht aufzukommen vermag. Das ist ein vernichtendes Urtheil, das die Geschichte selbst über das weltliche Papstthum ausspricht.

Es hat nach dem unwiderruflichen Zusammenbruche des Kirchenstaates nicht fehlen können, daß aus den Reihen der päpstlich Gesinnten selbst wieder Stimmen im Sinne jener älteren Theorie sich vernehmen ließen, welche den

Digitized by Google

Besitz weltlicher Herrschaft für ein dem Papstthume entbehrliches, ja eher schädliches Ding erklärte, einmal, weil der Papst ja thatsächlich Jahrhunderte hindurch ohne weltlichen Besitz die Herrschaft ausübte, die er auf den Primat des Petrus gründete; dann aber, weil die Rücksichten auf weltliche Politik der Ausübung der geistlichen Gewalt nur hinderlich sein könne, diese vielmehr nur um so kraftvoller sich entfalten und in um so reinerem Glanze strahlen müsse, wenn die Kirche von dem Schwergewichte irdischer Regierungssorgen sich befreit sehe. Die Theorie ist ursprünglich in jenen Kreisen entstanden, wo man im Papstthume ein Hinderniß für die politische Einigung erkannte, aber doch zugleich für die idealen Zwecke der von Rom geleiteten Kirche sich begeisterte, wo man also für den Papst und für ein freies Italien zugleich schwärmte. Der freiwillige Verzicht des Papstes auf sein irdisches Herrscheramt schien damals das erwünschteste, ja einzige Mittel, den klaffenden Widerstreit zu lösen und die politischen Forderungen mit den Ansprüchen der Kirche wirklich zu versöhnen. Allein die Kirche selbst ist auf diesen ihr von den Liberalen entgegengebrachten Friedensvorschlag niemals eingegangen, und als vor wenigen Jahren der Jesuit Curci von Neuem dieses Programm vertheidigte und dem Vaticane rieth, mit den unwiderruflichen Thatsachen gütlich sich abzufinden, traf auch ihn der Bannstrahl des Unfehlbaren. Und dies trotzdem daß die Thatsachen selbst die verurtheilte Theorie anscheinend gerechtfertigt hatten. Denn dasselbe Jahr 1870, das den endlichen Zusammenbruch des Kirchenstaates brachte, war für das Papstthum wirklich zugleich der Anfang einer neuen Aera schrankenlosen Machtaufschwunges. Die tiefste Erniedrigung des Papst-Königs war zugleich die Zeit der größten, nie zuvor erlebten Erhöhung. Das vaticanische Concil konnte als ein vollgiltiger Ersatz für den Verlust der irdischen Scholle gelten. In demselben Augenblicke, als die werthlosen Flitter der politischen Herrlichkeit in Rauch aufgingen, stieg die geistliche Gewalt des heiligen Vaters in die Wolken, ins Ungemessene, ins Phantastische. Ohne daß sie deshalb den Boden unter den Füßen verloren hätte. Denn dieser neuen Gewalt hat sich nach schwachen Versuchen vereinzelten Widerstandes die gesammte Kirche unterworfen. In Deutschland, wo Bildung, Charakter und Treue gegen die Ueberlieferung gemeinsam sich zu empören schienen, ist am Ende Hirt und Herde geschlossen in die neuen Bahnen eingerückt. In Frankreich bleibt der Gallicanismus, auch unter der republikanischen Regierung, verschollen und vergessen: noch jüngst ist der ganze Episcopat solidarisch eingetreten für das vaticanische Freischaarenwesen, das in Form der Congregationen überall im Lande sich eingenistet hat. Das Wort aus dem Vatican ist in der That jetzt in der Kirche allmächtig geworden. Scheint unter diesen Umständen nicht der Verlust einer

Digitized by Google

Herrschaft erträglich, die in ihrer Hinfälligkeit doch nur mit fremden Waffen und um den Preis der Abhängigkeit von Fremden aufrecht zu halten war?

Und dennoch hat der heilige Stuhl sich gehütet, das Vollbrachte anzuerkennen, die Brücken hinter sich abzubrechen, das Papstthum förmlich von seiner bald vierhundertjährigen Tradition loszutrennen. Auch die Aussicht hat ihn nicht verlocken können, die ihm der schlaue Jesuit in Bezug auf die Wiederherstellung und Erhöhung seines Einflusses in Italien vor Augen gestellt hat. Denn die Vorschläge des Paters Curci liefen zuletzt doch nur darauf hinaus, daß der Papst sich in die Thatsache des einigen Italiens schicken, aber das Signal zu einem geistlichen Feldzuge bei den politischen Wahlen geben und dadurch das Königreich für die klerikale Sache zurückerobern solle. Der Papst wich bisher noch immer diesem oft angerathenen Schritte aus, und schwerlich wird er jemals förmlich und ohne Hintergedanken eine Ordnung der Dinge anerkennen, die ihm den weltlichen Besitz entzieht und ihn lediglich auf die Beherrschung der gläubigen Seelen verweist. Der Grund liegt auf der Hand und steht auf den Blättern der Kirchengeschichte deutlich verzeichnet. Niemals ist es dem heiligen Stuhle darum zu thun gewesen, blos die Seelen zu lenken und eine geistliche Wirksamkeit auszuüben. Vielmehr seitdem die Nachfolger Petri anfingen, sich in das Erbe der römischen Cäsaren einzusetzen, ist es ihnen um wirkliche Herrschaft zu thun gewesen. Und sie brauchten den weltlichen Besitz, weil sie dadurch zu einem Elemente der europäischen Politik wurden, innerhalb deren Raum war für ihr weltlich-geistliches Spiel. Im Widerstreite der politischen Interessen sich selbst zum unentbehrlichen, wo möglich zum ausschlaggebenden Factor zu machen, das war die Staatskunst der großen Päpste. Ihre Absicht war, nicht nur auf die Seelen, sondern durch sie auf die Staaten Einfluß zu haben; diese Thätigkeit, die sie zwischen den Staaten und auf dieselben ausübten, war ihr eigentliches Element. Jetzt ist ihnen diese Basis ihrer Macht genommen. Aber mit gutem Grunde zögern sie aus der Noth eine Tugend zu machen und ihre Macht förmlich auf das ausschließliche Gebiet der Religion und der Kirche zu gründen — sagt ihnen eine dunkle Ahnung, daß diese Herrschaft über die Geister, wenn sie der politischen Stütze entbehrt, mit jedem fortschreitenden Jahrhundert unsicherer werden muß?

So alt übrigens das Streben der Päpste nach Herrschaft, ja ihre Gewohnheit zu herrschen ist, so sind sie doch in den unbestrittenen Besitz eines eigenen Staatswesens erst spät gelangt. Gegen das Argument, daß der heilige Stuhl doch viele Jahrhunderte ohne weltlichen Besitz sich beholfen habe, läßt sich nichts einwenden, nichts als das eine, daß das Trachten der Päpste nach diesem Besitze allerdings ungleich älter ist. Als die Italiener durch die Bresche der Porta Pia drangen, sank ein Staat in Trümmer, der

kaum älter war als drei und ein halbes Jahrhundert. Die sogenannten Schenkungen im früheren Mittelalter hatten zunächst bloße Besitztitel geschaffen, zu deren Realisirung aber noch viel fehlte. So weit das Gebiet der römischen Kirchenprovinz reichte, so weit ungefähr schwang der heilige Stuhl auch das weltliche Scepter, aber es war dies während des ganzen Mittelalters eine gänzlich ideale Herrschaft, die mit den wirklichen Territorialherren zu theilen war, und erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gelang es den Päpsten unter sehr merkwürdigen Umständen, einen wirklichen Staat der Kirche aufzurichten, der sich quer über die Mitte der Halbinsel legte und schon durch diese Lage eine politische Schöpfung von größter Bedeutung war.

Es sind dies geschichtliche Thatsachen, die von Moritz Brosch in seiner Schrift über Julius II. schärfer als bis dahin ins Licht gesetzt worden sind, und er kommt darauf zurück in seiner Geschichte des Kirchenstaates, von der kürzlich der erste Band erschienen ist.*) Dieser Band umfaßt das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, also die zwei ersten Jahrhunderte des Kirchenstaates. Es ist eine sorgfältige Geschichtserzählung, welche die leitenden Gesichtspunkte übersichtlich hervortreten läßt, der Versuchung zu Abschweifungen widerstehend, streng innerhalb der gesteckten Grenzen sich hält, übrigens reich ist an thatsächlichem Material, das vielfach erstmals aus dem venetianischen Staatsarchive zu Tage geholt ist. Die Einleitung wiederholt in der Kürze die Ergebnisse jener erstgenannten Schrift.

Nicht einmal in der Stadt selbst und der nächsten Umgebung wollte es bis dahin den Päpsten mit der Herrschaft glücken. Hier trotzten ihnen die mächtigen Adelsfamilien, die mit ihren Besitzungen wie mit einem ehernen Ringe die Stadt umgaben. Kräftige oder hinfällige Papstgestalten erschienen und gingen vorüber, die Orsini und die Colonna blieben. In den entfernteren Gegenden, auf deren Besitz die Kirche Anspruch erhob, gelang es noch viel weniger, den städtischen Republiken ihre Freiheit, oder Stadttyrannen ihre Beute zu nehmen. Ueberall begegneten die Päpste einem Widerstande, der nicht zu brechen war. Kaum für ein Jahrzehnt war es gelungen, die zerrissenen Stücke zu einem Ganzen zu vereinigen und unter die mehr als nominelle Oberherrschaft der Kirche zu bringen. Bezeichnend genug fällt dieses Jahrzehnt in die Zeit des Exils der Päpste in Avignon. Doch nach dem Tode des Gil d'Albornoz zerfiel rasch wieder alles, was dieser große Spanier für die Kirche erworben hatte. Eine Hydra von Tyrannenköpfen schoß aus dem Boden des Kirchenstaates auf. Die Baglioni in Perugia, die Sforza

*) Geschichte des Kirchenstaates von Moritz Brosch. Erster Band. Gotha, Fr. A. Perthes. 1880. 41. Lieferung (2. Abtheilung) der Geschichte der europäischen Staaten.

Digitized by Google

in Pesaro, die Malatesta in Rimini, die Bentivogli in Bologna, die Montefeltri in Urbino, die Este in Ferrara, sie Alle gingen dem päpstlichen Stuhle zu Lehen, aber sie zahlten ihren Zins wenn es ihnen bequem war, verbangen sich nach Willkür an auswärtige Mächte und geboten unbeschränkt über Leib und Leben der Bevölkerung. Des lehensherrlichen Rechtes der Päpste ward beinahe so wenig geachtet, als in Neapel oder Portugal oder England, deren Könige gleichfalls der Curie lehenspflichtig waren. Erst den Päpsten Alexander VI. und Julius II., den Borgia und den Rovere, ist es gelungen, den lange angestrebten Besitz der Kirche zu verwirklichen. Der Eine hat für seinen Sohn Cäsar Borgia einen Staat gründen wollen, der Andere das von Cäsar freventlich Zusammengeraubte Namens der Kirche in Beschlag genommen und daraus den Kirchenstaat gemacht. Es kam dem Sohne des Papstes zu statten, daß er eine ganze Reihe nahezu fertiger Staatenbildungen vorfand, mit denen er nun in raschem Zuge tabula rasa machte. Nicht nur mit den Colonna und Orsini räumt er auf; er vertilgt oder vertreibt die Tyrannen von Imola, Forli, Faenza, Rimini, Pesaro, Perugia, den Herzog von Urbino. Von seinem Vater zum Herzoge der Romagna erhoben, ist er thatsächlich der Herr auch im Römischen, in Umbrien und in den Marken. Allein das Glück kehrt dem kecken Usurpator zuletzt den Rücken, und was er durch mehr teuflische als menschliche Anstrengungen gewonnen, blieb zwar unwiderruflich stehen, aber es war für Andere, für die Kirche, den Borgia ein gleichgiltiges Ding, errungen worden. Rücksichtslos führte Julius seinen Doppelplan durch, die Borgia zu verderben, aber ihre Schöpfung, das Herzogthum, zu erhalten und der Kirche zuzuführen. Zu einem lebensfähigen Gebilde hat doch auch er den Kirchenstaat nicht zu machen vermocht; für dessen ganze spätere Geschichte sind die Umstände seiner Entstehung verhängnißvoll geblieben. Denn zuletzt hatte nicht des Papstes Herrscherkraft und kühne Gewaltthätigkeit hingereicht, den Kirchenstaat fest in Italiens Boden zu pflanzen, er bedurfte dazu der Allianzen, in deren Wahl und Wechsel Julius kein Bedenken kannte. Erst im Kampfe mit den Franzosen, dann verbündet mit ihnen, die Venetianer abwechselnd zurückstoßend und wieder an sich ziehend, zuletzt auf ihre Kosten mit dem Kaiser verbündet, so hat er die Mächte abwechselnd benützt, daß sie ihm zu Willen waren, doch eben damit seine Schöpfung an die widerstreitenden Interessen der fremden Staaten geknüpft. Sich an Mächtige anlehnen, doch vergebens dem Drucke sich entziehen, den für ihren Schutz die Mächtigen fühlen ließen, das ist fortan das Schicksal der Päpste gewesen.

Vollendet wurde die Arrondirung des Kirchenstaates durch Clemens VIII., der im Jahre 1598 das bis dahin nur lehenspflichtige Herzogthum Ferrara in den unmittelbaren Besitz der Kirche brachte, und durch Urban VIII., der ungeduldig noch vor dem Hingange des letzten Rovere, im Jahre 1631, den

Heimfall des Herzogthums Urbino durchsetzte. An den Pontificat dieses Urban VIII., eines Florentiners aus dem Hause der Barberini, knüpft sich ein besonderes Interesse, insofern der Conflict, in den unter Umständen die Sache des päpstlichen Fürstenthumes und die Sache der Kirche mit einander gerathen konnten, unter diesem Papste eine besonders drastische Gestalt annahm. Urban hatte als weltlicher Fürst eine andere Politik als sie dem Oberhaupte der Kirche vorgeschrieben war. Er haßte die Macht des habsburgischen Hauses, das doch während des dreißigjährigen Krieges der Vorkämpfer der katholischen Sache war. Er, der Papst, begünstigte die Protestanten, die eben in diesen kritischen Jahren, während der Schwedenkönig Deutschland von einem Ende zum andern durchzog, den Grund zu ihrem schließlich erfolgreichen Widerstande legten. In der Rettung des Protestantismus begrüßte der Papst seine eigene Rettung vor der Uebermacht der Habsburger. Diese merkwürdige Episode, von Ranke in ihren allgemeinen Umrissen festgestellt, hat nun ihren eigenen Geschichtsschreiber gefunden in Ferdinand Gregorovius*), der, wie sich denken läßt, zu seinem Gegenstande nicht nur die bewährte archivalische Gewissenhaftigkeit mitbringt, sondern dessen seine Feder zugleich das Pikante, das in jener Rollenvertheilung liegt, meisterhaft auszuheben und in das Licht zu setzen versteht: die Kreuzung der Motive, der Ausschlag der Pläne zu ihrem Gegentheile, all dies ironische Spiel der diplomatischen Mittel und Kräfte, die ungewollt einem großen Zwecke dienstbar sind, ist durchsichtig gemacht in einer kunstvoll gegliederten Composition.

Seitdem der Medicäer Clemens seinen Frieden mit Karl V. gemacht und um den Preis demüthigender Abhängigkeit von ihm den Schutz des Kirchenstaates erlangt hatte, blieb dieser im Wesentlichen an die Sache des Kaisers, der habsburgischen Doppelmacht gebunden. Doch die selbstwilligen, kraftvolleren Päpste trugen ungern diese Abhängigkeit von Spanien-Oesterreich, das auf die ganze Halbinsel drückte, den Kirchenstaat von beiden Seiten einengte und den Päpsten die weitere Ausbreitung ihrer Macht verwehrte. So suchte schon Paul III. Farnese mit Hilfe Frankreichs sich jenen Fesseln zu entwinden, er sah es als eine eigene Niederlage an, als Karl bei Mühlberg den schmalkaldischen Bund der Protestanten vernichtete. Dieselbe Constellation, nur schärfer zugespitzt und folgenschwerer, wiederholte sich unter Urban VIII.

Als hochgebildet, eigenartig und ein kluger Kopf, ja „von seltener Gewandtheit in der Auffassung politischer Fragen" (Brosch) wird dieser Florentiner geschildert, doch, wie ein Zeitgenosse sagt, er hielt sich allein für weise, und das Urtheil wird nicht umzustoßen sein, daß er mit all seiner Klugheit

*) Urban VIII. im Widerspruche zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des dreißigjährigen Krieges von Ferdinand Gregorovius. Stuttgart, J. G. Cotta. 1879.

Digitized by Google

nicht erkannte, was im dreißigjährigen Kriege auf dem Spiele stand. In diesem Kriege sah er nicht einen Religionskrieg, sondern lediglich einen Ringkampf der politischen Mächte, einen Versuch, die Uebermacht des Hauses Oesterreich zu brechen, welches ganz Europa mit Knechtschaft bedrohe. Er selber wollte — auch dies ist ein Urtheil seiner Zeitgenossen — lieber König als Papst, lieber Herrscher als Seelenhirt sein. Offenbar zweifelte er gar nicht an der endlichen Ueberwindung des Protestantismus; so lange aber dieser die Habsburger bedrängte, sah er in ihm einen willkommenen Bundesgenossen, der ihm half, die Pläne des Kaisers zu vereiteln. Um der habsburgischen Macht entgegenzuwirken, welche alle italienischen Staaten, also auch den päpstlichen, zur Ohnmacht herabdrückte, lehnte er sich an Frankreich, rief diese Macht nach Italien (im Mantuanischen Streite) und ließ in Deutschland schadenfroh die Siege der Schweden zu. Jahre lang war er bemüht, die deutsche Liga der katholischen Fürsten vom Kaiser zu trennen und sie für eine Art von Neutralität zu gewinnen. Jahre lang verhinderte er das Project des Kaisers, eine allgemeine katholische Liga zur Niederwerfung der Protestanten zu Stande zu bringen. Und dieser Zwiespalt innerhalb des großen katholischen Machtgebietes, da auf der einen Seite Frankreich, Italien und der Papst, auf der andern Spanien und Oesterreich standen, rettete die protestantische Sache und machte dem Könige Gustav Adolf die Bahn frei.

Nichts ist für den Papst bezeichnender als die Gesinnungen, mit denen er die Fortschritte und Siege des Schwedenkönigs begleitete. Er weidete sich ordentlich an den wachsenden Verlegenheiten des Kaisers. Die Forderungen der kaiserlichen Botschafter wegen Subsidien und wegen Bildung einer katholischen Liga wies er mit rücksichtsloser Sprache zurück. Der Kaiser, sagte er, habe sein Unglück verdient. Gustav Adolf bekriege blos die zu große Macht Oesterreichs. Mainz habe die Rede erfunden, daß Gustav Adolf die Religion unterdrücke. Würden ihn wohl katholische Mächte unterstützen, wenn das der Fall sei? Rom war damals voll von den Aeußerungen der Schadenfreude des Papstes über die Siege des Schwedenkönigs, den er mit Alexander dem Großen verglich, und niemals legte er sich bei solchen Reden einen Zwang auf. Der kaiserliche Gesandte Pazman, der im Mai 1632 unverrichteter Dinge nach Hause reiste, that in Wien Meldung von der feindseligen Gesinnung Urban's, den er geradezu als Ketzer und Protestantenfreund bezeichnete. Der Kurfürst von Baiern, in dieser Zeit durch Gustav Adolf in die äußerste Noth gebracht, war damals nicht glücklicher beim Papste. Es geschah wohl, daß dieser auf Andrängen des baierischen Gesandten im Juni 1632 öffentliche Gebete für die bedrängten Katholiken in Deutschland anordnete, doch zu Geldbeiträgen war er nicht zu bewegen. Als Gustav Adolf nach der Einnahme Prags wieder nordwärts sich wandte und damit die eine

Digitized by Google

Zeit lang gehegte Besorgniß vor einem Römerzuge des „Gothenkönigs" sich zerschlug, sah sich der Papst veranlaßt, in der deutschen Nationalkirche ein Tedeum singen zu lassen, er beglückwünschte auch den Herzog von Friedland in überschwänglichen Phrasen zu seiner ersten Waffenthat nach der Wiederaufnahme des Oberbefehls. Ganz unerwünscht aber war ihm die Kunde von dem jähen Ende, das der Schwedenkönig auf dem Schlachtfelde von Lützen gefunden. Anstatt Freude zu äußern über den Tod des großen Führers der ketzerischen Mächte, zeigte er offen seinen Verdruß. Am Sonntag den 11. December erwartete man, daß der Papst in der Nationalkirche der Deutschen den Sieg des Kaisers durch ein Tedeum feiern würde; da er das nicht that, machten die Spanier ein großes Geschrei. Urban ließ nur eine stille Messe lesen — für die Seelenruhe des großen Helden? Seine Umgebung erzählte, daß er den ganzen Tag über in aufgeregtester, zornigster Stimmung sich befunden habe. Vom Januar des folgenden Jahres berichtet der modenesische Gesandte an seinen Herrn: Der Papst ist von Natur französischer als ein Franzose. Die Nachrichten vom Tode des Königs von Schweden, von der Niederlage des Feindes und der Flucht des Herzogs von Orleans haben, statt ihn zur Vernunft zu bringen, ihn nur in Wuth gebracht. Er hat so ganz den Kopf verloren, daß er die allergrößten Sinnlosigkeiten begeht. Der Papst — so habe er, schreibt der Gesandte, von einer Person des Palastes erfahren — habe durch einen Jesuitenpater den Herzog von Friedland ermuntert, sich mit Frankreich zu verbinden und gegen den Kaiser zu wenden; auch sei er es, welcher den Zwiespalt zwischen Friedland und dem Herzog von Baiern unterhalte. Erst vom Jahre 1634 an hat Urban seinen Widerstand gegen Spanien und Oesterreich aufgegeben. Aber noch nach der Schlacht bei Nördlingen brachte er es nicht über sich, seine wahre Gesinnung zu verleugnen. Die Spanier feierten diesen Sieg in ihrer Nationalkirche San Giacomo zu Rom, und das mußte auch der Papst in der Anima thun, in Gegenwart des kaiserlichen und des baierischen Gesandten. Aber er kam in die deutsche Nationalkirche, wie ein römischer Zeitgenosse erzählt, mit so traurigem und finsterm Angesicht, daß er seine Stimmung Allen zu erkennen gab. Und diese legte er auch durch seine Kleidung an den Tag. Nach der kirchlichen Ordnung pflegt man selbst in Zeiten, wo die violetten Kappen vorgeschrieben sind, bei solchen Gelegenheiten zum Zeichen großer Freude rothe anzulegen. Die Feier fiel nun auf den Advent. Der Papst legte das violette Gewand an, ein Ausdruck eher der Traurigkeit als der Freude. Sämmtliche Cardinäle waren roth gekleidet erschienen; wie sie nun den Papst so erblickten, vertauschten die neuen unter ihnen, die er selbst ernannt hatte, die rothen Kappen mit violetten, während die alten das nicht thaten. So sahen die Cardinäle aus wie die gesprenkelte Heerde Jacobs.

Digitized by Google

Urban VIII. ist derselbe Papst, der die berüchtigte Nachtmahlsbulle, den canonischen Ausdruck der Ansprüche des Papstthumes auf die Alleingewalt erneuerte und verschärfte, derselbe, der Galilei verurtheilte und demüthigte, derselbe, der die Asche der Gräfin Mathilde aus Mantua entführte und in einem Marmorsarkophage, auf dem die Scene in Canossa abgebildet ist, in der Peterskirche beisetzen ließ, gleichsam der monumentale Protest, den dieser Papst als italienischer Fürst gegen das Haus Habsburg erließ, das die alten Kaiserrechte in Italien und Rom herzustellen drohte. Das Ansehen und der Vortheil der Kirche ist ihm wie irgend einem Papste am Herzen gelegen, doch, wie Gregorovius sagt: „Das Diadem des Fürsten des Kirchenstaates war immer zu gleicher Zeit eine Binde vor den Augen des Papstes.“ Jene Feindseligkeit gegen das Haus Habsburg hat wesentlich mit dazu gewirkt, daß die Uebermacht des Kaisers plötzlich zusammenbrach, daß sich die französisch-schwedisch-protestantische Verbindung erhob, die katholische Welt eine innerliche Trennung ihrer Macht erlitt und der sinkende Protestantismus wieder zu Kräften kam. Die „List der Geschichte“ hat kaum an einem andern Punkte so wunderbar ihr Werk gesponnen.

Der dreißigjährige Krieg war die letzte Epoche in der Geschichte des bereits abwärts gehenden Papstthumes, wo dieses noch zu einer großen Handlung berufen schien. Urban VIII. hat diesen großen Krieg als passiver Zuschauer oder als diplomatischer Theilhaber begleitet, und seine Politik hat sich schließlich als unfruchtbar, als der Kirche verhängnißvoll erwiesen. Seitdem blieb die geistlich-politische Wirkung des Papstthumes gemindert, es sah sich auf bloße Vertheidigung und Selbsterhaltung angewiesen, kein großer Mann hat je wieder den Stuhl Petri bestiegen. Bei dem neuesten Geschichtsschreiber des Kirchenstaates mag man nachlesen, wie tief dasselbe in den folgenden Zeiten gesunken ist. Im Innern Corruption, ein schmähliches Weiber- und Nepotenregiment. Nach außen aber blieb die unwürdige Abhängigkeit von den Mächten, abwechselnd von Frankreich und von Oesterreich, — wir selbst haben es noch erlebt, wie zuletzt aus der Rivalität dieser beiden Mächte die Folge der Ereignisse entsprang, wodurch der italienische Nationalstaat ins Leben trat und der Kirchenstaat aus der Geschichte verschwand.

Wilhelm Lang.

Digitized by Google

Idealismus und Positivismus.

Vor anderthalb Jahrzehnten war England durch einen philosophischen Streit in zwei Heerlager getheilt. Zwei Weltanschauungen kämpften in der Person von Sir William Hamilton und John Stuart Mill um die Macht über die Geister. Jener vertritt den aprioristischen Idealismus, dieser kämpft für den empiristischen Positivismus. Jener, Professor in Edinburgh, ist das Haupt der officiellen Richtung, dieser, Privatmann, ist der Führer Jungenglands. Und mächtig genug war der Unterschied der Richtungen. Dort Intuition und angeborene Ideen, hier Erfahrung und Ideenassociation. Dort Metaphysik, Ueberschreiten der Erfahrung ihrem Inhalte und Umfange nach, hier Beschränkung auf das Gegebene, Verzicht auf das „Metempirische“, also Positivismus. Schriften und Gegenschriften erschienen zahlreich; in Mill's umfangreichem Werke: „An Examination of Sir W. Hamilton's Philosophy“ sind alle Acten vereinigt.

Der Riesenkampf fand damals in Deutschland so gut wie keine Beachtung. Die Nation war politisch in Anspruch genommen. Und die Philosophen kämpften für und wider Kant und blickten im übrigen mit einem seitdem ziemlich verminderten Hochmuthe auf die philosophischen Bestrebungen des Auslandes herab. Jetzt aber stehen wir dicht vor der Erneuerung jener Controverse auf deutschem Boden. Das hängt mit einer bedeutsamen Wendung in der deutschen Philosophie zusammen, von welcher das weitere Publikum noch so gut wie keine Notiz genommen hat. Die Geschichte dieser Wendung erfordert auch Einiges aus der Vorgeschichte.

Man kennt die Zeit der Anarchie, des philosophischen Interregnums in Deutschland. Seit dem Tode der großen Systematiker herrschte ein wildes Durcheinander. Aus dem wirren Streite heraus erscholl aber am Ende von allen Seiten der Ruf nach Neuem. Man stellte zunächst — das geschah von verschiedenen Seiten aus — ein Programm für die Weiterbildung fest. Da man sich von den großsprecherischen Verheißungen und dunklen Orakelsprüchen der nachkantischen Idealisten gleichermaßen betrogen sah, wie von den ebenso einseitigen und noch mehr anmaßenden Behauptungen des Materialismus, forderte man eine Synthese, welche das Berechtigte aus den streitenden Parteirichtungen herausnehmen und so den unerquicklichen Streitigkeiten ein Ende machen sollte. Es gelte jedoch, hieß es, nicht oberflächliche Fusion, sondern eine gründliche Reform von unten, von den Wurzeln an. Es bedürfe dazu vor allem eines klaren Bewußtseins über die Methode; es gelte, sich die Resultate und das Verfahren der Naturwissenschaft anzueignen und so im Anschluß an die letztere die Philosophie selbst zu einer wahrhaft, nicht

Digitized by Google

blos angeblich exacten Wissenschaft umzugestalten; es gelte aber auch, den Inhalt der Ideale zu retten gegen frivole Angriffe — Thatsachen und Ideen sollten gleichermaßen berücksichtigt werden. So wollte man eine zeitgemäße Reform, nachdem das Aeltere den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit nicht mehr zu genügen schien. Und das traf nicht nur den extremen Idealismus oder Materialismus, es traf auch jene gemäßigteren Formen, die als Realidealismus oder Idealrealismus schon in ihrem Namen die Synthese anzeigten. Es war aber keine gründliche, organische Synthese, es war kein neuer Gedanke darin. Mit schwächlichen Compromissen wollte man sich am wenigsten begnügen.

Gegen Ende der sechziger Jahre begannen sich einzelne Parteihäupter aus der allgemeinen Anarchie heraus zu erheben. Die bedeutendsten Schriftsteller, welche, wenn auch nicht an Universitäten, so doch im weiteren Publikum Anhänger gewannen, waren Eduard von Hartmann und Dühring. Beide hatten die von ihnen gewählte Grundrichtung mit dem entgegengesetzten Elemente zu verschmelzen gesucht: in jenem hatte sich der Idealismus naturwissenschaftliche Resultate und inductive Methode angeeignet; in diesem hatte der Materialismus durch Aufnahme idealistischer Elemente und speculativer Motive seine Unfruchtbarkeit, seine Sprödigkeit überwunden und sich in logisch gefügter Systematik der bisherigen Methode anbequemt. Trotzdem Beide das aufgestellte Programm zu erfüllen suchten, war doch im Grunde die Verbindung der diametralen Richtungen eine ganz äußerliche. Bei Hartmann zeigte es sich bald, daß die Naturwissenschaft, welche er scheinbar zur Grundlage machte, bloße Decoration war, und daß man ein seltsames Gemisch von Hegel, Schopenhauer und Schelling, aber keine neuen Gedanken vor sich hatte. Und Dühring hatte sich nur der Aeußerlichkeiten der speculativen Methode, ihrer apodiktischen Sprache bedient, um dem Materialismus vulgaris einen neuen Aufputz zu verschaffen. In Hartmann erkannte man also bald einen Ausläufer des Idealismus, in Dühring einen verschämten Materialisten. Man hatte einst erwartet, die von der Naturwissenschaft und die von der Speculation Ausgehenden werden „in der Mitte des Tunnels" sich jubelnd begegnen — und man fand den Gegensatz womöglich noch schroffer als früher. Die Philosophie des Einen gipfelt im „Ueberseienden" und schließlich im theoretischen und moralischen Nihilismus; die Weisheit des Andern endigt in dem berüchtigten Satze, daß wir das Absolute — unter den Füßen haben.

Mittlerweile war diesen beiden Richtungen an den Universitäten ein neuer Gegner entstanden, der Neukantianismus. Es wird immer in der Geschichte der Philosophie eine merkwürdige Erscheinung bleiben, daß die Philosophie Kant's, nachdem sie durch dessen Nachfolger als „überwundener Standpunkt" abgethan war, achtzig Jahre nach ihrem ersten Auftreten die Geister

Digitized by Google

von Neuem zu beherrschen vermochte. Die Renaissance der Kantischen Philosophie fand statt, indem denkende Vertreter der Naturwissenschaft, sowie selbständigere Anhänger der alten Schulen wie auf Verabredung sich auf Kant vereinigten und in seiner Philosophie den gemeinsamen Boden suchten und fanden. In Lange's Geschichte des Materialismus fand dieser Vorgang seinen klassischen Ausdruck. Jetzt schien jenes Programm voll und ganz erfüllt. Die Versöhnung von Speculation und Naturwissenschaft war nicht wie bisher von einem dieser beiden Standpunkte aus, sondern von der Warte eines höheren Gesichtspunktes aus vollbracht. Idealismus und Materialismus überschreiten die Grenze des menschlichen Erkennens; beide sind dogmatischer Natur, d. h. bestimmen etwas über die Natur der Dinge an sich. Der Materialismus hält das, was bloße Erscheinung ist, für Wirklichkeit, und der Idealismus glaubt den Schlüssel zu dem ewig verborgenen Gebiete des Transcendenten zu besitzen. Der Kriticismus hält sich nur an die Erfahrung und erklärt ihre Entstehung aus der Affection des mit apriorischen Formen ausgestatteten Subjectes durch die unbekannten Dinge an sich. In der Erscheinungswelt gilt der an die unbedingte Causalität sich haltende Materialismus, aber der Materialismus der Erscheinung wird ergänzt durch den „Standpunkt des Ideals", dessen letzte Zielpunkte über die Erscheinungswelt hinausreichen. Man verfehlte nicht zu betonen, daß von diesem Standpunkte aus aller Streit aufhöre. Die gesuchte Einigkeit sei in Kant's Methode gefunden. Es griff allmählich ein Friedenszustand um sich. Immer mehr Stimmen erklärten sich für Kant, und vielfach verzichteten die Vertreter der älteren Richtungen zu Gunsten der neuen Strömung auf ihren Dogmatismus.

Der Friede hat sich als trügerisch erwiesen. Jene Hoffnung auf dauernde Verständigung hat sich als verfehlt herausgestellt. Wir stehen vor einer neuen Partei, vor neuen Kämpfen. Aus dem Schooße des Neukantianismus selbst heraus hat sich ein neuer Gegner entwickelt: der empiristische Positivismus. Die Tragweite, die Bedeutung dieser Neubildung ist, man mag sich zu der Sache stellen, wie man will, eine große. Diese neue Partei vertritt eine Richtung, welche bis jetzt in Deutschland noch gar nicht vertreten war und die insbesondere an den Universitäten keine Stätte gefunden hat, sondern die immer stolz als undeutsche, importirte Art zurückgewiesen und dem oberflächlichen Auslande unter dem Titel: gemeiner, roher Empirismus überlassen worden ist. Diese neue Richtung steht in principiellem Gegensatze gegen den vulgären Kantianismus, in welchem sie einen verkappten Dogmatismus sieht. Der Gegensatz bezieht sich auf die zwei Hauptpunkte der Philosophie: das Erkenntnißprincip und das Seinsprincip. In Bezug auf jenes ist das „Apriori", in Bezug auf dieses das „Ding an sich", also die beiden Grundpfeiler der Kantischen Philosophie, den härtesten

Angriffen ausgesetzt. Dem Apriorismus wird somit ein Empirismus, dem Idealismus ein Positivismus gegenübergestellt. Dort beschränkt man sich in der Methode des Erkennens auf den Inhalt, hier beim Objecte der Philosophie schlechterdings auf den Umfang der Erfahrung.

Eduard von Hartmann prophezeite einmal den Neukantianern, sie würden von Kant aus nothwendig zu Fichte und dessen Nachfolgern getrieben werden und so doch schließlich bei ihm ankommen. Man hatte ja allerdings oft genug betont, daß der Rückgang auf Kant nur der erste Schritt vorwärts sei. Thatsächlich ist aber der zweite Schritt eine weitere Rückwärtsbewegung geworden — auf Hume. Es giebt in Deutschland Leute, welche die ketzerische Meinung haben, Kant habe Hume nicht widerlegt, eine Meinung, welche freilich auch schon zu Kant's Zeiten geäußert wurde. Diese empiristische, positivistische Parteibildung ist somit nur für Deutschland neu, während England in Hume und Mill die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung besitzt. Um so heftigere Kämpfe wird diese neue Richtung zu bestehen haben, weil sie beinahe ohne alle historische Anknüpfung einen Standpunkt vertritt, der stets als „undeutsch" gebrandmarkt worden ist. Der Dogmatismus und der Kantianismus haben auch in der That sofort bei den ersten Anzeichen dieser Neubildung diesen Trumpf ausgespielt. Irren wir nicht, so ist dies nur das Wetterleuchten eines Gewitters, welches ein ähnliches Schauspiel darbieten wird, wie der einst so heftig geführte Krieg zwischen Manchesterpartei und Kathedersocialismus, oder wie der Streit zwischen Freihandel und Schutzzoll.

Diesen unvermeidlichen Kampf eröffnet Ernst Laas mit einem Werke, dem wir den Titel unseres Aufsatzes entlehnten.*) Laas hatte schon durch eine schneidige Kritik einer Hauptlehre von Kant, der sogenannten „Analogie der Erfahrung", wozu hauptsächlich das apriorische Causalgesetz gehört, dem Kantianismus einen harten Stoß versetzt. Jetzt wird der Dogmatismus und der Kantianismus zugleich angegriffen, indem die erste historische Wurzel beider, der Platonismus, von Grund aus unterminirt wird. Laas will die Streitfrage da aufnehmen, wo sie die Geschichte zum erstenmal mit ursprünglicher Kraft und innerer Nothwendigkeit herausgetrieben hat. Dies ist der Streit zwischen Platon und Protagoras. Die Geschichte nennt jenen den „Göttlichen", diesen einen — Sophisten. Aber Schwung, Genialität und Adel der Gesinnung sind noch keine sicheren Kennzeichen der Wahrheit; sie haben im Gegentheil häufiger geblendet, als erleuchtet, häufiger berauscht als gekräftigt. Ist es aber nicht ein feststehendes Axiom, daß der Empirismus zum Materialismus, und am Ende zum vollendeten Skepticismus, daß er

*) Idealismus und Positivismus. Eine kritische Auseinandersetzung von Ernst Laas. Erster allgemeiner und grundlegender Theil. Berlin, Weidmann. 1879.

Digitized by Google

zum moralischen Nihilismus führe? Sind nicht die Ideale des Wahren und Guten auf dem Standpunkte des Positivismus der Zersetzung anheimgefallen? Aber der Materialismus ist weder historisch noch sachlich mit dem Positivismus solidarisch verbunden; weder Protogoras, noch Hume, noch Mill waren Materialisten. Und die Beschränkung auf das Gegebene schließt ja die Anerkennung ein, daß das Geistige da ist, neben dem Physischen, aus dem es unableitbar ist. Das Daseiende, das seine Macht durch seine Wirkungen offenbart, wird vom Positivismus nicht geleugnet, wie vom Materialismus, der nur Physisches kennt. Das Psychische ist eine unleugbare Realität. Und was die moralischen Ideale betrifft — doch darüber am Schluß.

Das Werk bezweckt also nichts Geringeres, als die Wiederaufnahme des Streites zwischen Platon und Protagoras, als die Fortsetzung der Controverse zwischen Hamilton und Mill. Laas wiederholt Mill's Worte: „Ich fühlte, daß die bloße Hervorhebung des Gegensatzes in den beiden Philosophien nicht ausreiche: es ist ein Duell (hand-to-hand-fight) zwischen beiden nöthig." Daher nennt er mit feinem Doppelsinne sein Werk eine kritische „Auseinandersetzung". Von diesem kühnen Unternehmen liegt der erste Band vor, der die allgemeinen principiellen Züge enthält. Der zweite Band soll die Moral, der dritte die Erkenntnißtheorie behandeln.

Der platonische Idealismus ist zwar psychologisch sehr wohl begreiflich und dem menschlichen Gemüthe in hohem Grade sympathisch; er ist aber wissenschaftlich durchaus unbegründbar und nicht zu geringem Grade culturgefährlich; es ist kein Grund zu finden, den Boden des Positivismus zu verlassen, denn die Protagoreische Lehre ist so wenig wissenschaftsfeindlich, als sie sittengefährlich ist. Keines der dem gebildeten Menschengeiste werthvollen und unentbehrlichen Ideale geräth in Gefahr, wenn man die platonisch-romantische Flucht in ein höheres, unerfahrbares Sein von sich fern hält, wenn man das Kantische Apriori von sich abweist. Dies sind die Hauptlehren unseres Verfassers, der die Acten des Processes Platon contra Protagoras einer gründlichen Revision unterzieht. Es ist hier ein Vortheil, daß der Sensualismus und Positivismus seit Protagoras keine principielle Bereicherung erfahren hat. Daß der Ursprung der wissenschaftlichen Wahrheit und Gewißheit die sinnliche Wahrnehmung, nicht irgend eine normative „Vernunft" sei, daß Wissenschaft und Wahrheit keines besondern, übersinnlichen Principes bedürfen, diese Lehren finden sich schon ganz deutlich bei Protagoras. Locke, Condillac, Hume und Mill haben im Einzelnen ausgebaut; so hat insbesondere Mill das Gedächtniß als eine der letzten Unauflösbarkeiten und Grundbedingungen erkannt. Die Gesetze der Vorstellungsassociation wurden schärfer herausgearbeitet. Daß aber gewisse Regeln der Coexistenz und Succession allmählich aus der Flucht der Erscheinungen sich im Bewußtsein gleich-

lized by Google

sam selbst niederschlagen, daß aus den speciellen Generalisationen das große Universalprincip der allgemeinen Gesetzlichkeit alles Geschehens sich herausbilde, das war schon dem antiken Sensualismus geläufig. Und ebenso finden sich die Grundlehren des Idealismus bei Platon: intellectuelle, reine Begriffe, eine unabhängige „Vernunft“, und schließlich dem entsprechend eine intelligible Welt. Kant hat den Platonischen Grundgedanken trotz starker Abweichung rehabilitirt. Die „reine Vernunft“ wird nur von einigen Auswüchsen gereinigt, um dann desto uneingeschränkter wieder, insbesondere in der Moral, zugelassen zu werden.

Es sind, außer der historischen Situation, in welcher sich Platon befand, fünf Motive, welche ihn zum Antisensualismus trieben und die noch heutzutage die Wurzeln alles Idealismus sind. Erstens: die übertriebene Werthschätzung und sachwidrige Nachahmung des von der Mathematik gegebenen Musters streng syllogistischer Beweisführung. Zweitens: der Drang, anstatt beim thatsächlich Unauflöslichen und Unabänderlichen sich zu resigniren, alles in letzter Linie auf ein absolutes, selbstverständliches Princip zurückzuführen, auf ein logisch und metaphysisch Unbedingtes. Drittens: die Ueberzeugung, daß es für das Seinsollende und für das Seiende normative Gesetze gebe, die nicht in der Sinnlichkeit wurzeln, die einen übersinnlichen Ursprung haben. Viertens: die Annahme, daß den passiven Zuständen des Bewußtseins active Manifestationen unserer Spontaneität, Bethätigungen der Freiheit im Denken und Handeln gegenüberstehen, die weit über dem sinnlichen Mechanismus hinausliegen und sich specifisch von ihm unterscheiden. Fünftens: der sehnsuchtsvolle Glaube, daß jenem geistigen Principe, das denkt und erkennt, sittlich urtheilt und handelt, eine andere Heimath und Bestimmung zukomme, als diese Erde, daß es auf eine intelligible Welt hinausweise. Kürzer werden diese Motive von Laas bezeichnet als das scholastische, das absolutistische, das rationalistische, das Spontaneitäts- und das transcendente Motiv. Der Nachweis, daß und wie diese fünf antisensualistischen Motive die Geschichte der Philosophie beherrschen und in verhängnißvoller Weise vom richtigen Wege ablenken, ist eine glänzende Leistung analytischen, zersetzenden Scharfsinnes. Diese fünf Motive sind in ihrer Art so typisch wie die zwölf Kategorien Kant's oder die fünf praktischen Ideen Herbart's. Es entsteht dadurch ein höchst klares, übersichtliches Durchschnittsbild der Geschichte der Philosophie, das der Geschichtschreibung wie der Kritik neue Gesichtspunkte eröffnet. Insbesondere werthvoll ist der detaillirte Nachweis der Abhängigkeit Kant's von Platon oder, wenn man lieber will, ihrer Congenialität. Und hier ist es wieder besonders der Apriorismus, der trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen doch ein gemeinsames Band um Beide schlingt. Die normative Souverainetät der Vernunft als einer Quelle der Gesetze des Seienden

by Google

und des Seinsollenden steht Beiden außer Frage. Die Erfahrung hat sich den vermeintlichen Denknothwendigkeiten zu fügen, die in der Vernunft liegen. Und diese unterscheidet einzig und allein den Menschen vom „Vieh", um mit Kant zu reden.

Wendet sich der Sensualismus (oder Empirismus) gegen das Apriori in jeglicher Form, so wendet sich der Positivismus speciell als Correlativismus gegen das Ding an sich. Lehrt der erstere, daß alle Erkenntniß zuletzt lediglich als Auswickelung desjenigen zu betrachten ist, was für ein gedächtnißbegabtes, fühlendes Wesen in der Wahrnehmung gegeben ist, so lehrt dieser, daß es außer der Correlation mit dem wahrnehmenden Subject kein Sein gebe. Wahrnehmungsinhalt und Wahrnehmungsbewußtsein, Subject und Object sind stets unauflöslich bei einander. Ein Bewußtsein ab- und jenseits der sinnlichen Wahrnehmung ist ebenso unmöglich, als ein Object, das nicht wahrgenommen wird oder wenigstens nicht wahrnehmbar wäre. Das Wahrgenommene und das Wahrnehmbare füllen sammt dem, was Gegenstand des innern Sinnes ist, den ganzen Kreis des Seienden aus, in dem bestimmte, feste Coexistenz- und Successionsconformitäten sich geltend machen zwischen dem sogenannten Physischen und Psychischen, wie auch zwischen Physischem und Physischem, Psychischem und Psychischem. Diese Conformitäten (Gesetze) sind empirisch constatirbar und unveränderlich. Veränderlich dagegen sind die empirischen Aggregate, die wir Seelen und Körper nennen. Nirgends greift der Positivist zu nicht erfahrbaren, wissenschaftlich nicht constatirbaren Inhalten und Vorgängen aus. Thatsachen, nicht Meinungen! Was nicht in den Kreis der menschlichen, innern und äußern, Wahrnehmbarkeit fällt, ist keine Thatsache, mit der der Mensch als erkennendes oder handelndes Wesen zu rechnen hätte. Auch als Handelnder! Damit legen wir allerdings den Finger auf die Hauptsache, die unserm Verfasser daher auch in erster Linie am Herzen liegt, und die er immer und immer wieder betont. Die Moral des Idealismus hat, wie seine Erkenntnißtheorie, jene beiden Hauptstützen, das Apriori und die intelligible Welt. Selbst bei Kant spielt das Jenseits trotz seines sittlichen Rigorismus schließlich eine bestimmende Rolle. Und vor allem lehrt mit ihm der ganze Chor der Idealisten wie die Common-Sense Philosophie, daß die ethischen Ideale verloren gehen, wenn man ihre empiristische Ableitung versucht. Die Ethik galt immer als eine Sphäre, welche schlechterdings keine sensualistische Behandlung zuläßt. Die innere, aprioristische Selbstgewißheit und Nothwendigkeit der Moralgesetze und der Pflicht war ein Dogma. In innerster Tiefe und an erster Stelle waren es bei Platon und Kant ethische Motive, welche für den Apriorismus bestimmend waren. Der leidenschaftliche Abscheu gegen den Sensualismus entsprang aus der Meinung, die Moral leide unter ihm Noth, das

ethische Ideal des ewig Guten werde in den Staub getreten. Und ethische Bedenken stehen heutzutage dem Positivismus hauptsächlich im Wege.

Es ist ein Gedanke, der ebenso sehr einen erhebenden Einblick in die ernsten Tendenzen unseres Verfassers gewährt, als an sich betrachtet genial zu nennen ist, bei der Widerlegung des Platonismus und Kantianismus nicht, wie bisher ausnahmslos geschehen ist, von dem Theoretischen auszugehen, sondern auf das Moralische, Praktische den Hauptwerth zu legen und den Beweis zu versuchen, daß nicht nur auch auf der positivistischen Grundlage ethische Ideale möglich sind, sondern daß sie nur auf dieser Grundlage in zeitgemäßer Form etablirt werden können. Im Hinblick auf diese Aufgabe des zweiten Bandes schließt der Verfasser seinen ersten Band mit der kühnen Aeußerung: Aus dem Positivismus selbst heraus läßt sich die Moral derart entwickeln, daß es nicht mehr fraglich erscheinen kann, daß er in diesem Sinne ebenfalls auf den Namen des Idealismus Anspruch machen kann, wenn er auch die logischen und sittlichen Normen im Diesseits und in der Empfindung etablirt.

Von dem Katheder aus hat man in Deutschland eine solche Sprache noch nicht gehört. Insbesondere haben nur Wenige gewagt, an den beiden Grundpfeilern des Kantianismus zu rütteln. Sonach wird es dem Unternehmen nicht an den Gegnern fehlen, denen der Handschuh hingeworfen ist. Man kann begierig darauf sein, wer sich als deutscher Hamilton dem Autor entgegenstellen wird, dessen Buch bis jetzt das erste und einzige ist, das der deutsche Positivismus als den Ausdruck seiner Ansichten und Gesinnungen gelten lassen kann. Wir sagen mit Absicht, der „deutsche" Positivismus, weil das Buch des selbständigen und kühnen Verfassers zeigt, daß deutsche Gründlichkeit und deutscher Ernst aus dem Positivismus etwas machen wird, was dem englischen und französischen Positivismus in mehrfacher Hinsicht überlegen ist.

Es sind außer dem allgemeinen Interesse, welches das Publikum an einer so wichtigen wissenschaftlichen Bewegung nimmt, noch zwei Gründe, weshalb der Streit vor das öffentliche Forum gebracht werden muß. Einmal möchten wir das Publikum auffordern, den so oft gehörten Vorwurf, diese Richtung sei importirt, mit dem gebührenden Verweis und Hinweis darauf zurückzuschlagen, daß ja viele Einrichtungen der Nation, z. B. der Parlamentarismus, daß viele Culturerrungenschaften, z. B. Eisenbahnen, ja daß sogar das Christenthum vom Auslande an das germanische Volk herangebracht worden sind, so daß jener Einwand sich in seiner Lächerlichkeit selbst richtet. Sodann glauben wir, daß durch die Controle des Publikums am ehesten die gehässige Animosität vermieden werden kann, welche bei solchen Principienkämpfen leider in Deutschland — diesmal nicht eine importirte, wohl aber eine einheimische Mode ist. —s.

Digitized by Google

Die Zukunft des französischen Theaters.*)

„Das französische Theater ist im Niedergang begriffen; die alten Talente sterben ab, junge wachsen nicht nach —“ also klagt Dumas fils. „Die anerkannten Bühnengrößen sind Lügenpropheten, Handwerker, die mit dem Wesen der Kunst nicht mehr zu schaffen haben, als Decorationsmaler mit Michel Angelo und Raphael —“ also schelten die streitbaren Führer der „realistisch-positivistisch-naturalistisch-augustcomteisch“ angehauchten Schule, deren Sprecher Emile Zola heißt. Der weltbekannte Autor der Rougon-Macquart, der Genealogist einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche, der Schüler Merciers und Balzacs auf dem Gebiete der erzählenden Literatur spielt sich als Dramatiker auf einen Pfadfinder und Don Quixote hinaus. Gleich diesem paßt keine Benennung besser auf ihn, als Cervantes' Charakteristik des „gescheiten Narren“. Wir Nichtfranzosen verfolgen Zola's Wirken meist nur, soweit er mit Originalschöpfungen vor die Welt tritt, und bekümmern uns blutwenig um seine kritischen Leistungen. Und doch sind dieselben, obgleich in keiner Weise mustergiltig oder formschön, zum mindesten ebenso lehrreich, als seine Romane für die Beurtheilung seiner Tendenzen, die man schlankweg als literarischen Radikalismus oder mit einem Goethe'schen Worte als literarischen Sansculottismus bezeichnen dürfte. Im Feuilleton des „Voltaire“ führt Zola das Theaterreferat, in einer russischen Zeitschrift publicirt er ab und zu Studien über befreundete und feindliche Autoren, welche Excurse auf dem Umwege über Petersburg in große französische Blätter oder Revuen den Weg zurücknehmen. In all diesen Ergüssen äußert sich Zola's leidenschaftliches Blut; der Fanatismus eines Italieners, dessen Wiege in Frankreich, dessen Schulhaus in der heißen Sonne der Provence gestanden. Zola's literarische Abneigungen arten meist in blindwüthigen Haß aus; der dramaturgische Widerpart, insbesondere die manierirte Technik eines Scribe oder Sardou, wird mit den Instincten eines gereizten Criminalrichters mißhandelt. Das moderne französische Theater, von Victor Hugo bis auf Victorien Sardou gilt dem heißblütigen Herrn zu Siebenachteln nicht nur als vergänglich, sondern geradezu für vollkommen unbrauchbar, werth, daß es so rasch als möglich zu Grunde gehe. Allerdings darf nicht verschwiegen bleiben, daß Emile Zola es selbst versucht hat, seinen neuen Theorien durch eigene Dramen die Wege zu ebnen; ein Melodram Therese Raquin, welches er aus seinem gleichnamigen, von Sainte-Beuve in einem feinsinnigen Briefe an Zola mißbilligten**) Romane gezogen, ist gleich einigen Lustspielproben dieses Autors

*) Edmond et Jules de Goncourt. Théatre. Paris, Charpentier. 1879.

**) Vgl. Sainte Beuve, Correspondance inédite.

vom Pariser Publikum in schärfster Form abgelehnt worden. Monsieur l'auteur sifflé hat sich auf seine eigene Manier dafür zu rächen gewußt. Er sammelte seine Schmerzenskinder in Charpentier's schützendem Asyle, und in einer fulminanten Vorrede, der Anklageacte wider unser gegenwärtiges, corruptes Theaterpublikum, appellirt er an die Zukunft, die Rächerin unverstandener Talente.

So weit Zola die Meister der modernen französischen Dramatik kritisirt, entwickelt er häufig den Scharfblick des Hasses; mit vollem Rechte tadelt er das Conventionelle, Gezwungene, lediglich auf Concessionen an unwürdige Instincte der Masse gerichtete Thun und Treiben gewisser Bühnenprediger, Theatermoralisten und dramatischer Modewaarenhändler. Was er aber an Stelle der modernen Stücke setzen will, vermag (selbst wenn man von seinen eigenen mißglückten Versuchen absieht) nur sehr bescheidenen oder sehr — unwissenden Literatoren zu genügen. Zola will die „Spannung", d. h. die rein äußerlich, durch Calcul herausgekitzelte Spannung, die dramatisch stetig fortschreitende Handlung ersetzt wissen durch realistische, gegenständliche Bilder; in der Komödie ruft er Ben Jonson und dessen Schule als Vorbilder auf; für andere Unterarten der theatralischen Kunst entwickelt er Ansichten, die an Diderot's Theorien erinnern, den „Fortschritt"(?) der Zeit aber nicht verleugnen, da er auf die coloristische Naturwahrheit der Ausstattung, von dem kleinsten Beiwerke bis zu den tollsten Ausgeburten der Bühnenmaschinerien, den Hauptnachdruck legt. Seltsam bleibt es immerhin, wenn ein so rechtschaffener, rücksichtsloser Theaterrevolutionär in der Praxis sehr zahm thut; da es mit der consequenten Durchführung seiner dramatischen Experimente schlecht zusammenging, ließ er von „erprobten" Melodramatikern seinen Sensationsroman „l'Assommoir" im verwichenen Winter für das Ambigutheater herrichten. Von dem consequenten Gange der Handlung des Romanes war wenig übrig geblieben; es verhielt sich diese Anpassung zu dem Originale wie eine stümperhafte Illustration zu einem niederländischen Gemälde; derselbe Umstand, welcher das Glück und das Verdienst des „Assommoir" ausmachte, entschied auch über den Bühnenerfolg. Diese „Branntweinkneipe" schlimmster Art führt uns in das intime Leben des Proletariers, von dem wir vorher beiläufig ebenso viel wußten, wie von dem Treiben der Mondbewohner, mitten hinein. Unser Führer ist oft roh, geschmacklos, verletzend; aber er lügt fast niemals. Wer seine Schilderung mit künstlerischen Ansprüchen in die Hand nimmt, wird mit ihm unablässig hadern; wer aber darin nur eine sociale Studie als wahrheitsgemäße Darstellung von Freuden und Leiden, Lastern und Tugenden des Arbeiterstandes einer Großstadt sucht, wird vielfach angeregt und belehrt von diesem Werke sich fühlen, das ohne Frage seinen Urheber und seine Zeit überdauern wird. Geschmacksfrage wird es

Google

immerhin bleiben, dies Buch als eine Schandsäule oder als monumentale Leistung zu betrachten; dauern wird es, gleichviel ob in dieser oder jener Eigenschaft, unseres Erachtens, ja, man darf beklagen, daß in unserem deutschen Geschlechte moderner Realisten kein einziger die socialen Strömungen im Arbeiterleben verfestigt hat. Wohlgemerkt: ohne irgend welche Tendenzmacherei, lediglich gegenständlich wiedergegeben, von humoristischen oder elegischen Lichtern überflogen, würde ein derartiges Gemälde stofflich von hohem Reize gewesen sein. In epischer Behaglichkeit, wie in tragischem Eilschritte läßt sich das Schicksal einer Arbeiterfamilie verfolgen. In der Bühnenbearbeitung der Herren Gastineau und Busnach, denen Zola auch seinen Namen wie sein Fürwort lieh, war weder die eine, noch die andere Methode befolgt; nichts war übrig geblieben, als ein langweiliges, prächtig durch Waschküchen, Prügeleien, Interieurs der Boulevardkneipen u. dgl. aufgeputztes Rührstück, das den Goldhunger einer rechtschaffenen Anzahl von Geburtshelfern dieses „Dramas" ziemlich ausgiebig befriedigte. Wir vermögen einen derartigen Zwiespalt zwischen Zola's Theorie und Praxis nicht nach unserm Geschmacke zu finden und wenden uns deshalb mit größerer Sympathie an andere Führer der neuen Schule, an Gustave Flaubert und die Brüder Goncourt. Auch diesen ist die moderne französische Bühne nichts weniger als congenial. Flaubert versucht es, durch eine merkwürdige Erneuerung der Feerie eine seltsame Phantastik auf der Bretterwelt einzubürgern, Edmond de Goncourt giebt zwei in Gemeinschaft mit seinem Bruder verfaßte Stücke („Henriette Maréchal" und „La patrie en danger") zum Besten, um bei dem Anlasse in einer bemerkenswerthen Vorrede seine Stellung in der Theaterfrage zu markiren.

Edmond de Goncourt erzählt mit novellistischer Anmuth vor allem die Leidensgeschichte, die er und sein vor einem Jahrzehnt geschiedener Bruder beim Theater durchmachten. Ihre ersten Versuche konnten trotz machtvoller Fürsprache nicht bis vor das Publikum gelangen; ein modernes, nach endlosen Bemühungen zur Aufführung angenommenes Drama, „Henriette Maréchal", wurde im Theatre français erbarmungslos niedergezischt. Der Mißerfolg dieses Stückes wurde von einer turbulenten Studentenrotte, angeführt von dem legendarischen Pipe-en-bois, einem im Elend verkommenen Kneipgenie, inscenirt, da man die Autoren in den Verruf brachte, Schoßkinder der bonapartistischen Sippe zu sein. Die Brüder Goncourt haben mit unübertrefflicher Klarheit eine Histoire de la pièce bereits im Jahre 1865 der ersten Ausgabe von „Henriette Maréchal" vorausgeschickt, und wir verweisen den Leser auf diese actenmäßige Geschichte eines der denkwürdigsten Theaterscandale unseres Jahrhunderts. Dieses Fiasco wurde wesentlich durch politische Irrungen herbeigeführt: Das Stück an sich behandelt ein allzu be-

Digitized by Google

kanntes Thema der neueren, französischen Moralisten, den Roman einer verheiratheten, älteren Frau mit einem Cherubin, den sie zufällig im Gewühle des Pariser Maskentreibens kennen lernt, der sich für sie schlägt, der dann auf ihrem Landhause gepflegt wird, so lange bis auch endlich der Gatte, ein ehrenwerther Self-made-man hinter das Geheimniß kommt und als Rächer seiner Ehre eingreifen will. Er schießt auf die Schuldige, als welche aber seine eigene Tochter sich ausgiebt und also freiwilligen Opfertod heroisch auf sich nimmt. Die Behandlung dieser Motive ist durchaus vornehm, künstlerisch originell und selbständig; gleichwohl will Goncourt sein Drama durchaus nicht als das Muster einer neuen Manier angesehen wissen. Er versichert mit gebührendem Nachdrucke, daß er mit diesem Werke durchaus nicht den Realismus auf die Bühne bringen mochte und daß es dans cette pièce ressemblante à toutes les pièces du monde für die Autoren nur eine eigenthümliche, höchst persönliche Episode gab, den Maskenball des ersten Actes, eine allerdings meisterhafte Sublimirung des Treibens auf Pariser Opernbällen, welches die Goncourt übrigens in ihrem Künstlerroman Manette Salomon breiter und farbenreicher durchgebildet haben. Mehr und mehr aber wendeten sich die gekränkten Autoren von der leibhaftigen Bühne ab. Eine ganze Gruppe von Stücken wollen sie neu skizziren, semblables à des fresques de maîtres, écrites sur le mode aristophanesque et fouettant toute une société avec de l'esprit descendant de Beaumarchais. Als ob es an diesem Vorwurfe meisterhafter Fresken in aristophanischer Art, die eine gänzlich verworfene Gesellschaft mit dem erbarmungslosen Hohne Figaro's copiren sollten, noch nicht genug wäre, setzten sich unsere Gewährsmänner auch noch eine andere Aufgabe: die Schöpfung einer geflügelten Sprache, einer wahrhaft literarischen Sprache, die nach Goncourt's Urtheil leider selbst den allerbesten zeitgenössischen Komödien abgehen soll.*) Daneben regt sich der Wunsch nach Umwandlung der Feerie, ce domaine de la fantaisie, ce cadre de toutes les imaginations, ce tremplin pour l'envolement dans l'idéalité. Der Deutschösterreicher denkt natürlich vor allem an die unvergleichlichen Zaubermärchen Raimunds, die in Frankreich ganz unbekannt geblieben, sicherlich aber Erfolge erringen könnten, wie Hoffmann's „contes fantastiques" ... Goncourt träumt von eigenen Schöpfungen, und sein Freund Flaubert, der Dichter der „Salammbô", veröffentlicht in diesem Augenblick eine Feerie in Charpentier's „Vie moderne" als

*) Parlante une langue ailée, une langue littéraire parlée que je trouve hélas manquer aux meilleurs de l'heure présente: des comédies enfin où une myope Thalie ne serait plus cantonnée à regarder dans un petit coin avec une loupe (XVI–XVII). Die mikrologische Unart der neueren französischen Theaterprediger ist selten treffender charakterisirt worden.

Digitized by Google

Beleg dafür, daß Goncourt's Dictum kein gelegentlicher Einfall, sondern der Niederschlag von Aeußerungen, wie sie in den berühmten, von Sainte-Beuve, Gautier, Paul de St. Victor, Banville, den Goncourt's u. s. w. besuchten Symposien entwickelt wurden. „Ich zähle also nicht zu den Realisten auf dem Theater und bin in dieser Beziehung durchaus anderer Ansicht, als mein Freund Zola und seine jungen Getreuen.“ Der Absagebrief an die modernen Realisten des Theaters schließt aber in unvorhergesehener Weise. Wenn Zola den Realismus auf der Bühne zum Sieg führen will, so fordert er scheinbar nur dasselbe, was die Väter des Romanticismus für ihre Richtung angestrebt. Aber die Bühne, meint Goncourt, sei zu eng, um den psychologischen Analysen Raum zu gönnen. Dafür reiche nur die elastische Form des Romans aus. Ein überlegener realistischer Dramatiker würde dasselbe psychologische Problem auf dem Theater nicht entfernt so vertieft darstellen können, als ein realistischer, sonst inferiorer Romancier. Das Theater sei und bleibe une boîte à convention, une machine de carton: der drollige Geizhals eines Molière gelange da zur richtigen, perspectivischen Fernwirkung, während der tief durchdachte Typus eines Geizhalses wie Grandet es schwerlich zu gleichen Erfolgen auf den Brettern bringen würde. Das Theater mache kraft seiner lügnerischen Artung überhaupt die Anforderung echt menschlicher Naturwahrheit unmöglich. (Les qualités d'une humanité véritablement vraie, le théatre les repousse par sa nature, par son factice, par son mensonge.) Und dies auffällige Bekenntniß entstamme keineswegs gekränkter Eigenliebe; Goncourt denkt nicht besonders hoch von seinen eigenen dramatischen Versuchen: er meint als Unparteiischer, der wenig Erfolge auf diesem heißen Boden holen konnte und keine weiteren anstrebt, darum auch unbefangen seine Ansicht abgeben zu dürfen. Seines Erachtens entwickle sich im Lauf der Jahrhunderte eine Kunstform nach und auf Kosten der andern; in dieser Evolution folge heute der Roman auf das Bühnenstück. Victor Hugo, der Unersetzliche, Unvergleichliche, könne nicht ewig schaffen; echte Literatoren vermöchten trotz unversieglicher Subventionen den Weg zur Bühne nicht zu finden; das alte Publikum der Kenner weiche einem gedankenlosen Opernpöbel als Auditorium; die Schauspielerinnen seien nur mehr Probirmamsellen der Modeschneider; Kunst, Künstler, Hörer des Theaters in Frankreich seien im Abschwinden. Die große französische Kunst verwichener Zeiten, Corneille, Racine, Molière, Beaumarchais werden in einem halben Jahrhundert einer grobsinnlichen Unterhaltung die Stelle geräumt haben, die mit der Literatur, dem Stil und derlei Kleinigkeiten nichts zu schaffen hätte, vielmehr nur mit dressirten Hunden oder Marionetten sich in Wettkampf einlassen werde. Dans cinquante ans le livre aura tué le théâtre. In fünfzig Jahren wird das Buch das Schauspiel aus der Welt geschafft haben.

Digitized by Google

Also endigt dieser überraschende Erguß. Als Symptom der Erbitterung feinsinniger Künstlernaturen gegen den Schlendrian der Durchschnittsautoren und -Directoren verdient er volle Beachtung und Verbreitung. Das moderne Theater Frankreichs ist gleich dem modernen Theater Englands, Deutschlands und Italiens fast durchaus zum Handwerk, zum einträglichen Geschäft herabgesunken. Der Ingrimm des echten Poeten wider solche Erniedrigung gleicht dem Zorne eines Kirchenreformators wider die Baalspriester; aber geht man nicht fehl, wenn man Schäden der Zeit, vorübergehende Entartung als absolut lethale Erscheinungen ansieht? Ist die Kunstform des Aeschylus und Shakespeare dem Tode geweiht, weil zeitweilig Offenbach oder Kotzebue die Massen beherrschen? Hat der moderne Roman auch nur ein Werk geschaffen, das den Ruhm der alten Meister dramatischer Kunst auch nur entfernt zu verkürzen vermochte?! Durchaus nicht. Goncourt hat gewiß Recht, wenn er die meisten der heute vielbewunderten Comédies für vergänglich ansieht; aber die Meisterwerke der heutigen französischen Dramatiker, ein Augier'sches Sittenbild wie die „Effrontés" wird schwerlich eine geringere Lebensdauer bewähren, als etwa Balzac's „Père Goriot". Jenes Drama wie dieser Roman sind freilich nur Werke zweiten Grades, sofern man daneben Namen wie Aristophanes oder Cervantes als Nekromant zu frischem, vollen Leben erwachen läßt. Soweit aber Autoren niedern Ranges überhaupt fortleben im Gedächtniß der Nachwelt, soweit prophezeien wir auch den Dramatikern der Gegenwart directe und indirecte Fortdauer, Schule, Erben, Nachahmer u. s. w. Die französische Bühnendichtung bewegt sich vielfach auf Irrwegen; im Ganzen und Großen aber verfolgt sie heute wie allezeit die alten Bahnen. Das Charakterlustspiel, das Singspiel, die komische Oper Frankreichs scheinen uns nicht im Abschwinden begriffen zu sein. Die große, pathetische Kunst der Franzosen vermag Unsereiner überhaupt nicht mit den Leistungen des Aeschylus, Shakespeare, Goethe zu vergleichen ... aber ist nicht „alles Erhabene so groß, als selten?" A. Bm.

Ein poetischer Brief der Karschin.

Mitgetheilt von Wilh. Stricker.

Die Karschin ist an der Krücke der Anekdote zum Tempel der Unsterblichkeit hinaufgeklommen. Viele ihrer besseren Zeitgenossen sind dem großen Publikum ganz fremd geworden, aber wird ihr Namen genannt, so weiß jeder zu recitiren:

Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König ꝛc

Anna Luise Karsch, ein Bauernmädchen aus Schlesien, geboren 1722, die mit dreizehn Jahren die Rinder weidete, mit einem Hirtenknaben Volksbücher

Digitized by Google

las und sich aus der schönen Melusine Ritterideale bildete und Naturlieder dichtete, die dann mehrmals unglücklich verheirathet (ein Loos, welches ihre Tochter und Enkelin theilte) und ins tiefste Elend gebracht war, kam, durch Gelegenheitspoesien bekannt geworden, nach Berlin, wurde dort in die erste Gesellschaft gezogen, am Hofe empfangen, in Verbindung mit den größten Literaten gesetzt und als „deutsche Sappho" begrüßt. Sie starb 1791. Der nachstehende Brief von der Handschrift der Karschin stammt aus der Hinterlassenschaft ihrer Enkelin Helmina von Chézy, geborene von Klencke. Er ist gerichtet: „An meinen Freund Borchman den Camersecrätär" und lautet also:

„Die Källtte mein Ehrlichster Borchman, die nordische Källtte herscht so gewalltig daß ich mich fürchtte außer dem Hause zu wagen, zu dem abscheu vor dieser Tyrannin gesellet sich noch daß Empfinden Einer Kränkligkeit,

mich griff so stark alß Ein Barbar,
der willde Kopfschmerz an so daß in Stirn und Schläffen,
Ein Heer von Krämpfungen Erschräklich wüttend war,
ich glaubte daß Sie mir den Siz der Seele träffen,
Krank war ich hefftig krank die lange Wintternacht
und wolltte nach dem arzte schicken
alß von Glyphaestion mir ward Ein Brieff gebracht,
Da lies ich schnell mein Herz mit Seiner ganzen Macht
Des Kopfes schmerz entgegen rücken,
Gefühl der Freude Stieg Empohr,
und höre Freund der schmerz verlohr
sich plözlich aus der Stirn und wich aus dem Genicke,
und munter wurden meine Blicke,
so daß ich nach dem Arzt nicht meine cammer frau
mit Ihrer Willigkeit und schnellen Füßen schicke.
auch Sie hast du erquickt wie auff der Trocknen au
Daß wellk gewordne graß erquickt wird von dem Tau,
Sie freut sich über Dein Geschenke
Sie saget Deinem Diener vor
Daß Gott an Dürfftige gedenke
Wie offt Sie allen Muth verlohr,
Wie offt Sie wenn in Ihr die Hoffnung ganz verschwunden
Ganz unerwartet Brodt gefunden
Daß alles sagt Sie Ihm ganz Ihrer Freude voll
und bittet mich daß ich Dir stärker danken soll.

Daß will ich thun mein verehrtester Freund, Ich würde heut Ihr holdes Hannchen besuchen aber ich bin noch nicht ganz muntter, lassen Sie unsere Zusammenkunfft auf den Dienstag festgesezt sein, Ich will dennoch von Friedrich und Seinem Bruder Singen, Ich freue mich bey Ihnen Einen Kauffmann zu sehen auß der Stadt wo Ein Bruder von unssern Gleim wohnt, Ich bitte Ihnen daß Sie mir diesen unbekantten grüßen sollen, Ich will Ihnen morgen oder übermorgen wieder schreiben, und Sie sollen von mir noch offt hören daß ich bin

Ihre

ergebene Freundin
Sappho."

Digitized by Google

Von den Wirkungen in die Ferne.

Die Reichspostverwaltung hat vor Kurzem „die Geschichte und Entwickelung des elektrischen Fernsprechwesens“ in einem wenig umfangreichen Hefte zusammenstellen lassen. Die Darstellung ist knapp, doch erschöpfend, und gewährt auch dem Laien einen klaren Ueberblick der eigenthümlichen Wandelungen, welche der ursprüngliche Gedanke durchgemacht hat. Betreffs der Priorität der Entdeckung wird festgestellt, daß die ersten Beobachtungen der „galvanischen Musik“ von dem amerikanischen Physiker Page im Jahre 1837 angestellt wurden. Derselbe fand, daß der elektrische Strom einen von einer Drahtrolle umhüllten Eisenstab zum Tönen bringen könne. Im Laufe der beiden folgenden Jahrzehnte sind entsprechende Versuche auch in Europa an vielen Stellen wiederholt worden. Wertheim zu Paris hat hierbei festgestellt, daß die Tonbildung als die Folge der sehr kleinen Verlängerung des Eisenstabes durch die magnetische Einwirkung des elektrischen Stromes eintritt, sowie daß der entstandene Ton demjenigen gleich ist, welcher entsteht, sobald man den Stab mechanisch in seiner Längenrichtung erschüttert und dadurch in tönende Schwingungen versetzt („Longitudinalton“). Erst im Jahre 1860 richteten Franzosen (Laborde und Bourseilles) ihre Untersuchungen darauf, die Töne der Stäbe zu Signalzwecken zu verwenden. Die Vorbereitung zur Lösung dieser hochwichtigen Aufgabe blieb indeß dem Naturforscher und Lehrer Philipp Reis zu Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe überlassen, welcher im Jahre 1861 zu Frankfurt a. M. mit derselben hervortrat. Er fußte selbstverständlich auf den vorhandenen Beobachtungen, warf indeß zum ersten Male die bedeutsame Frage hinein: Wie nimmt unser Ohr die Gesammtschwingungen aller zugleich thätigen Sprachorgane wahr; das heißt, wie nehmen wir die Schwingungen mehrerer zugleich tönender Körper wahr? Ist es möglich, auf elektrischem Wege Schwingungen zu erzeugen, deren Curven denjenigen bestimmter Töne entsprechen, so muß unser Ohr den gleichen Eindruck erhalten wie durch den Ton unmittelbar. Die vorgeführten Versuche waren von glänzendem Erfolge. Man sprach durch einen Trichter gegen eine elastische Fläche — Membrane — und hörte am andern Ende der Leitung vermöge der Schwingungen einer Metallplatte oder eines Stabes. Trotzdem gerieth die Sache in Vergessenheit. In den Jahren 1865 und 1868 wurde das „Telephon“ von Reis — auch der Name stammt von ihm — von einzelnen Engländern und Amerikanern öffentlich vorgeführt und diente der Apparat späteren Untersuchungen zur Grundlage. Wie die elektrische Telegraphie von den unternehmenden Amerikanern aus den in Deutschland festgestellten Vorgängen schnell und mit Erfolg ausgebaut wurde, so vervoll-

Digitized by Google

kommnete der amerikanische Erfindungsgeist auch den schönen Gedanken von Reis so weit, daß elektrisches Fernsprechen bereits gute Dienste zu leisten im Stande ist. Ausgehend von den Untersuchungen von Helmholtz über das Wesen der Tonfarben gelangte Bell in Boston zu dem Schlusse, daß die volle Wiedergabe eines Tones in Höhe und Fülle nur möglich sei, sobald auch die Stärke des elektrischen Stromes in gleiches Verhältniß mit der Geschwindigkeit und Weite der Tonschwingungen gebracht wird. Das nunmehr maßgebende Princip wurde nicht die Unterbrechung des Stromes durch die einzelnen Tonschwingungen, sondern die gleichsam wellenförmige Aenderung eines fortdauernden Stromes („pulsatorische" im Gegensatze zu „undulatorischen" Strömen). Während Reis das menschliche Ohr in Rechnung gezogen hatte, so wurde für Bell seine Stellung als Taubstummenlehrer der Anlaß zu seinen Versuchen, die sich anfangs darauf richteten, einen Apparat herzustellen, mittelst dessen er seinen Zöglingen die Schwingungen der Luft sichtbar machen und ihnen die Lautbildung lehren konnte. Bei den ersten Versuchen wurde im Wesentlichen der Schalltrichter von Reis als „Geber" und die schwingende Platte eines Röhrenelektromagnetes als „Empfänger" verwendet. Der wellenförmige Strom entstand durch die Benutzung der elektro-magnetischen Induction. Von dieser Form des Apparates bis zu der gegenwärtigen, bei welcher beide Theile zugleich zum Hören wie zum Sprechen dienen können, war noch ein großer Schritt, welcher erst unter Mitwirkung mehrerer Techniker und Gelehrten zurückgelegt wurde. In Deutschland wurde die Erfindung im Herbste 1877 von der Telegraphenverwaltung geprüft und sofort ihre praktische Verwendung begonnen.

In ähnlicher Weise wie Bell hat Graz in Chicago selbständig Fernsprecher construirt. Bei diesen Versuchen spielte das Problem des Vielfach-Telegraphirens — das heißt, gleichzeitig auf einem Drahte — mit hinein. Im Jahre 1875 hatte auch Edison dies Forschungsgebiet betreten und hat nach einigen Jahren unter Anwendung von Kohle als Zwischenglied der elektrischen Leitung vermocht Fernsprecher herzustellen, welche die Sprache etwas lauter wiedergeben als die Bell'schen. Indeß ist trotz der Vielseitigkeit der Versuche Edison's eine praktische Förderung dieses Problemes noch nicht erwiesen. Eine Reihe anderer namhafter Constructeure haben abweichende Formen, zum Theil auch andere Principien zur Anwendung gebracht. Alle diese Neuerungen können jedoch als Verbesserungen nicht angesehen werden. Eine technische Vervollkommnung des Bell'schen Systemes hat dagegen Werner Siemens bewirkt und dabei einen bisher erforderlichen besonderen Anrufeapparat entbehrlich gemacht, dessen Dienste eine gewöhnliche Zungenpfeife versehen kann. Auch die Einfachheit des Betriebes ist gewahrt worden, welche von anderen Constructionen verlassen wird. Eine charakteristische Abart des

Digitized by Google

Kohlentelephons hat der Leiter des mikroskopischen Aquariums in Berlin gefertigt, welches bekanntlich eine bedeutende Sehenswürdigkeit der Stadt bildet. Ende 1879 waren im Gebiete der deutschen Reichstelegraphenverwaltung 789 Fernsprechämter in Betrieb.

Den Schluß der Abhandlung bildet die Besprechung des Mikrophons von Hughes, dem Erfinder des Drucktelegraphen. Dies Instrument, bei welchem der elektrische Strom ein in zwei Höhlungen beweglich eingelassenes Kohlenstäbchen durchläuft, vermag die geringfügigsten Geräusche in die Ferne zu übertragen. Eine vorzügliche Gelegenheit zur Prüfung der vorerwähnten Apparate bietet in Berlin das Museum für Post und Telegraphie im großen Dienstgebäude der Reichspostverwaltung.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Soll das Werk des Berliner Congresses nur eine kurze, verschwindende Pause im Rollen des orientalischen Verhängnisses sein? Sind die Hoffnungen, dieses Verhängniß mindestens doch für ein Menschenalter zum Stehen zu bringen und inzwischen einen Zustand aufrecht zu halten, der eine leichtere, womöglich ungewaltsame Abwickelung des Restes vorbereitet, nichtig gewesen? Ist es an dem, daß alle künstlichen Schutzwehren nichts mehr helfen wollen gegen die gleichgiltig und ungehemmt fortwirkende Elementargewalt? Das sind Fragen, die nicht blos durch den gründlichen Scenewechsel in England angeregt sind; sie legen sich durch die heutigen Zustände der Balkanhalbinsel selbst nahe, für welche ja das gestürzte Torycabinet mit verantwortlich ist, ja einen hervorragenden Theil der Verantwortung trägt. Daß es mit der unglücklichen ostbulgarischen Schöpfung nicht vorwärts will, kann am wenigsten überraschen. Dieses Gebilde war von Anfang an dazu bestimmt, nicht leben und nicht sterben zu können, und das wirkt dann wieder auf das Fürstenthum Bulgarien zurück, dem die Vereinigung der Volksgenossen ungleich wichtiger ist als der correcte Ausbau einer Verfassung neuesten Zuschnittes. Ernster ist, daß ein Theil der Bestimmungen des Berliner Friedens immer noch nicht hat ausgeführt werden können oder wollen. Eine unerschöpfliche Langmuth ist im griechischen Handel der Pforte bewiesen worden, und der gute Wille der letzteren ist jetzt durch die neueste Wiederholung des Kniffes von Gusinje und Plawa vollends in ein höchst bedenkliches Licht gesetzt. Uebrigens ist es für die Pforte kaum weniger vortheilhaft, wenn es sich herausstellt, daß sie an dem bewaffneten und offenbar lange vorbereiteten Widerstande der Arnauten unschuldig ist: in dem einen Falle ist ihre mala fides anzuklagen, im andern ihre Unfähigkeit, auf dem

Digitized by Google

eigenen Gebiete ihrem Willen Achtung zu verschaffen. Von den zugesagten Reformen in der Türkei ist ohnedem keine Rede. Diese hat auch kein vernünftiger Mensch erwartet. Aber es wird damit doch constatirt, daß die Absicht des Berliner Congresses, der Pforte eine Frist einzuräumen, innerhalb deren sie sich bessere Existenzbedingungen schaffen sollte, gänzlich gescheitert ist. Sie geht der nächsten Katastrophe in derselben Verfassung, wie bisher, blindlings entgegen. So ist denn nicht in Abrede zu stellen, daß eine rechte Befriedigung im Oriente nirgends hat geschaffen werden können, und daß Mißvergnügte aller Art zurückgeblieben sind. Das hätte wenig zu sagen; wenn diese Unzufriedenheit nur nicht stets wie eine Wolke über dem europäischen Frieden schwebte. Und nun kommt dazu allerdings das liberale englische Ministerium, das allen Hoffnungen und Gelüsten der östlichen Völkerschaften neue Nahrung giebt. Man muß gestehen, daß das Werk des Berliner Congresses auf ziemlich losen Grund gebaut war, wenn als auf einen Hauptfactor auf die Dauer des Toryministeriums gerechnet war. Denn seitdem die moderne Demokratie an Einfluß gewinnt in dem Gedankenkreise der englischen Gesellschaft und, Dank der Wahlreform, auch unter den Wählerschaften, wird man überhaupt eine größere Beweglichkeit der Geister, einen häufigeren Wechsel der dortigen Stimmungen und damit der Ministerien in Rechnung nehmen müssen. Indessen hat sich die englische Presse beeilt, die Besorgnisse, die im Auslande an ein Ministerium Gladstone sich knüpften, nach Kräften zu zerstreuen. Sie thut es gewiß im besten Glauben, und zugleich um im eigenen Hause übertriebene Erwartungen und Besorgnisse niederzuschlagen. Das englische Volk hat ja, indem es Gladstone auf den Schild erhob, sicher nicht eine unbedingte Zustimmung zu seinen ungestümen Wahlreden ausdrücken wollen. Schwerlich dürfte das neue Cabinet auf die Unterstützung des Parlamentes, aus dem es hervorgegangen ist, rechnen, wenn eine Umkehr in der auswärtigen Politik beabsichtigt würde, wenn man die in Afrika und in Asien gewonnenen Stellungen wieder aufgeben, wenn man zu den Expansionsversuchen Rußlands fortan ein Auge zudrücken wollte. Hier handelt es sich um bleibende Reichsinteressen, an denen persönliche Neigungen nothwendig ihr Correctiv finden.

Auch im gegnerischen Lager war man durchweg der Ansicht, daß Gladstone selbst an die Spitze der neuen Regierung sich stellen müsse, allerdings zum Theil vielleicht deshalb, weil man so eine raschere Abnutzung des Cabinets erwartet, aber zum Theil doch auch deshalb, weil anzunehmen ist, daß der Posten an der Spitze dem heißblütigen Volksredner das Gefühl der Verantwortlichkeit schärfen werde. Allein über die intimen Gesinnungen des Premiers kann doch kein Zweifel sein. Den Vertrag von San Stefano hätte Gladstone vermuthlich sehr gelassen angesehen; sicher nicht zu Gunsten der Türken, aber vielleicht zu Gunsten der Griechen hätte er Einwendungen

Digitized by Google

erhoben. Ueber das endliche Schicksal der Türkei denkt er, wie Jedermann denkt, aber in seinem Sinne ist es, eine Katastrophe zu beschleunigen, deren Eintritt nach den Anderen nicht sorgsam genug vorbereitet und verlangsamt werden kann. Heute schon traut er den südslavischen Völkern die Fähigkeit zu, sich selbst zu regieren und mit der bloßen Existenz ihrer Staatswesen eine hinlängliche Schranke gegen die Ausgriffe Rußlands zu bilden. Gänzlich überflüssig und verfehlt erscheint es ihm, zu diesem Zwecke die hilfreiche Hand Oesterreichs in Anspruch zu nehmen und dieses mit einer Art von Vormundschaft im Südosten zu betrauen. Eine Unsumme von Artigkeiten ist während des Wahlkampfes über Oesterreich ausgeschüttet worden. Diese Abneigung wird, was die englischen Liberalen überhaupt betrifft, gewiß mit Recht vornehmlich auf die Handelseifersucht zurückgeführt, die im Osten ein Feld von täglich zunehmender Wichtigkeit findet. Aber bei Gladstone, der den Oesterreichern zornig sein hands off! zuruft, kommt noch ein Anderes dazu, eine Art persönlichen Hasses. Der englische Hochkirchler ist hier mächtiger in ihm, als der Politiker. Seit er die Leiden der Italiener vor 1859 studirt hat, ist dieses leidenschaftliche Gefühl in ihm lebendig, dessen bezeichnendsten Ausbruch unlängst seine Wähler vernahmen: „Es ist unmöglich, den Finger irgendwo auf die Landkarte zu legen und zu sagen: hier hat Oesterreich Gutes gewirkt!“ Und hier ist der Punkt, wo die Amtsgenossen des hitzigen Mannes werden eingreifen müssen, um Unheil zu verhüten, wo persönliche Leidenschaft durch die realen Interessen des Reiches und des ganzen Welttheiles gezügelt werden muß. Das System des Berliner Congresses beruht auf der wohlbegründeten Erwägung, daß Angesichts der Begehrlichkeit Rußlands und der Hilflosigkeit der Pforte der österreichische Einfluß auf der Balkanhalbinsel ein ganz unentbehrlicher Factor ist, mindestens so lange, bis die kleinen Nationalitäten weise und stark geworden sind. Durch dieses System ist Rußland verhindert worden, seine militärischen Siege egoistisch auszunutzen; es aufgeben hieße alle Anstrengungen Europas wieder auf das Spiel setzen, an ihm rütteln zu wollen, kann keinem vernünftigen Staatsmanne in den Sinn kommen. Die Gefahr liegt nur darin, daß die südslavischen Agitatoren, ungeduldig und unbefriedigt, und jetzt mit Recht oder Unrecht auf die günstige Gesinnung der englischen Liberalen vertrauend, den Cirkel des Berliner Congresses stören. Es wäre immerhin weise gewesen, wenn man ihnen die Gründe des Mißvergnügens so sehr als möglich aus dem Wege geräumt und damit ihr Interesse von demjenigen Rußlands abgelöst hätte. Vor allem aber mußte man sich angelegen sein lassen, ohne Verzug die Bestimmungen des Berliner Friedens zur Ausführung zu bringen. Das ist weder an der griechischen, noch an der montenegrinischen Grenze geschehen. Durch jede noch offene Frage aber droht immer wieder der ganze orientalische Hexenkessel sich

Digitized by Google

zu öffnen und von Neuem aufzubrodeln. Indem man den montenegrinischen Handel bis ins zweite Jahr sich hinschleppen ließ, ist derselbe fortglimmend jetzt plötzlich zur albanesischen Schilderhebung aufgelodert, an welcher sich in Bälde zeigen muß, wie das europäische Concert nach dem britischen Regierungswechsel sich gestaltet. —g.

Nochmals die Landesvertheidigung in der Schweiz. — Schon in Nr. 14 des laufenden Jahrganges (Seite 561) wurde diese Frage auf Grund einer in Bern erschienenen Broschüre besprochen, und heute kommen wir auf dieselbe zurück, weil sie im Lande selbst immer von Neuem aufgeworfen wird.

Die bundesstaatlichen Verhältnisse der Schweiz mit ihrer mehr oder weniger wechselnden obersten Regierungsbehörde und dem in allen Hauptfragen im Hintergrunde stehenden Referendum machen es natürlich, daß Parteiführer und patriotische Männer durch die verschiedensten Mittel das Volk über die Bedeutung der auf der Tagesordnung stehenden Fragen aufzuklären suchen. Wie neulich ein Stabsoffizier zu seinen deutsch redenden Landsleuten sprach, so wendet sich nun ein anderer Militär, wahrscheinlich von Beruf, an die französischen. „Les fortifications en Suisse. Canevas de la conférence publique donnée à Fribourg le 21 février 1880 à la demande de la section de la société des sous-officiers. Bern. Librairie J. Dalp. 1880“ ist der Titel der neuen Broschüre.

Das einer Rede des berühmten französischen Parlamentariers aus der Zeit der Restauration, des Generals Foy, entlehnte Motto: „Rien de plus imprévoyant que la voix publique; elle rapporte toujours tout au présent, jamais rien à l'avenir“ spricht klar den Wunsch des Verfassers aus, diesem Mangel der öffentlichen Meinung abzuhelfen. Man merkt Absicht, aber Niemand kann dadurch verstimmt sein, denn ruhig, klar und objectiv werden alle Verhältnisse erörtert. Der Verfasser wendet sich an ein anderes Publikum, als der „Stabsoffizier“, aber er bewegt sich in dem gleichen Gedankenkreise und kommt zu demselben Resultat. Die Details, welche er giebt, sind reichhaltiger, die Zahlen lauten etwas anders, die argumenta ad hominem erscheinen in einzelnen Angaben drastischer. Seine Befürchtungen betreffs einer Invasion von Seiten Frankreichs sind, entsprechend der mehr gefährdeten Lage der französisch redenden Kantone, noch ernster, wenn er auch eine Bedrohung durch Deutschland in höherem Maße hervorhebt, als der Stabsoffizier, und die Franzosen schonen will.

Auch diese Broschüre zerfällt in einzelne Abschnitte. Wir müssen die historische Gestaltung der Schweizer Neutralität bis auf den jetzigen Zustand uns einprägen. Die Grenzvertheidigung und die Rolle, welche die Fortification bei derselben spielt, wird demnächst erörtert. Der dritte Abschnitt ist

Digitized by Google

der Würdigung der Nachbarn gewidmet und der vierte betrachtet die Schweiz von den allgemeinen strategischen Gesichtspunkten.

Der Verfasser verwahrt sich allen Ernstes dagegen, daß er oder überhaupt Jemand verlangen könne, die Schweiz zu einem großen verschanzbaren Lager zu machen, dessen Einrichtung, Armirung und Erhaltung über die Kräfte des Landes gehen würden, aber er sagt, wie es scheint absolut richtig: „Was wir wollen und was jeder Bürger, jeder Familienvater, erfüllt von der Sorge für sein Land und das Leben seiner Kinder, die Pflicht hat zu verlangen, das sind die vorbereitenden Arbeiten, welche genügende Zeit geben können, um eine Vertheidigung zu organisiren, welche stark genug ist, die feindlichen Operationen aufzuhalten und dieselben so opferreich erscheinen zu lassen, daß die Nachbarn abgehalten werden dürften, auf unsere Kosten Diversionen zu unternehmen."

Die Einwürfe, Vorurtheile und Schlüsse, welche von den Gegnern der Landesbefestigung gemacht werden könnten, versucht die Schrift dann zu entkräften. Dieser Abschnitt enthält eine Anzahl von höchst interessanten Angaben aus der alten Kriegsgeschichte der Schweiz, welche kaum dort, noch viel weniger bei uns, selbst den Fachmännnern allgemein bekannt sein dürften und die als Belege zur Begründung der patriotischen Forderungen dienen.

Nach dem Schluß der Arbeit, die vom 20. Februar 1880 datirt ist, dem Tage, welcher dem Vortrage in Freiburg vorausging, wurde der Verfasser veranlaßt, derselben einen Abschnitt hinzuzufügen. Diese Nachschrift wendet sich zunächst in lebhafter Weise und ernsten Worten gegen die Franzosen, welche in den Zeitungen aller Farben die in der Schweiz bisher geforderten Sicherungsmaßregeln lächerlich zu machen suchen und mit allen Mitteln des Spottes, der Verdächtigung und der Drohungen bekämpfen, während sie die Absicht, ja die Möglichkeit einer Neutralitätsverletzung nur durch hohle Phrasen in Abrede zu stellen wissen. Es wird denselben positiv vorgehalten, daß 1871 die Ostarmee schon diesen Auftrag erhalten habe und ihn auch ausgeführt haben würde, wenn das Schicksal es nicht anders entschieden hätte. Freilich weist der Verfasser — wohl um unparteiisch zu scheinen — auch auf die letzten Verhandlungen im deutschen Parlamente hin, aus denen hervorgehen soll, daß Deutschland wohl versuchen könnte, den Franzosen zuvor zu kommen, wenn die Schweiz nicht im Stande wäre, mit eigenen Kräften Widerstand zu leisten. Es gilt die Gegenpartei in der Schweiz über den vermeintlichen „Militarismus" der Regierung zu beruhigen und nachzuweisen, daß die Kosten der Forderungen nicht unerschwinglich wären. Der Verfasser zieht dafür das Beispiel Amerika's herbei und be-

Digitized by Google

hauptet, daß allein eine höhere Steuer auf den Feind der Menschheit, den Branntwein, genügen würde, um die erforderlichen Mittel aufzubringen.

Den Schluß bildet ein Citat Washington's, welches niemals wahrer gewesen sei als jetzt, und das wir uns nicht versagen können wiederzugeben, in usum dessen, den es angeht: „Einer der Uebelstände, und vielleicht nicht der geringste, der demokratischen Regierungen ist der, daß das Volk immer erst fühlen muß, ehe es sich entschließt zu sehen. Geschieht dies (und das ist oft zu spät), so ist es bereit zu handeln." (Washington an General Fox, Mount Vernon, 8. März 1787.) Möchten die Schweizer es sich gesagt sein lassen.

Aus New-York. Das Lesseps-Bankett. — Eine große Anzahl der „leading merchants, professional men and prominent citizens" hatte, wie erinnerlich ist, Herrn von Lesseps bei seiner Anwesenheit in New-York zu einem Festmahle in Delmonico's Räumen geladen. Die Reden, welche bei diesem Anlasse nach Schluß des Mahles gehalten wurden — wir in Deutschland lassen darüber immer die Speisen kalt werden — sind, zu einem stattlichen Bändchen vereinigt, von Appleton und Co. herausgegeben worden. Das auf diese Art geschaffene genaue Protokoll der Sitzung ist nicht ohne charakteristisches Interesse. Unter den Gästen finden wir, nächst den Vertretern der amerikanischen Staaten, nur den französischen Gesandten und den Generalconsul von Großbritannien, sowie einige Gelehrte. Ein Geistlicher, Rev. Dr. R. Storrs, führte den Vorsitz und begrüßte den Gefeierten des Tages in einer außerordentlich ehrenvollen Weise, „als einen der hervorragendsten Vertreter einer großen und vortrefflichen Nation, mit welcher wir uns durch mannichfache Bande verknüpft fühlen; welche die früheste und die dauernde Freundin unserer Republik vor hundert Jahren gewesen. Der Glanz und das Tragische ihrer eigenen Entwickelung hat seitdem die Christenheit mit ihrem Ruhme erfüllt; sie ist die einzige Großmacht in Europa, welche im festen Glauben die Gestalt der republikanischen Regierung aufrecht erhält, die uns so verehrungswürdig und theuer ist". (Beifall.) Er rühmt die Thatkraft des greisen Lesseps, welcher einen Gedanken endlich durchzuführen strebt, den vor 360 Jahren Johannes Schöner zu Nürnberg ausgesprochen. Von demselben stammt die Bezeichnung des neuen Continentes unter dem einen Namen Amerika und er ist es, der in demselben Jahre, in welchem Magellan seine Straße entdeckte, einen Globus baute — er steht noch in der Stadtbibliothek zu Nürnberg —, auf welchem der Isthmus von Panama mit einer rothen Linie gezeichnet ist, als ob Schöner glaubte, daß entweder dort eine Straße hindurchführe, oder daß die Menschen im Stande seien, eine solche dort einzuschneiden. In seiner Betrachtung der Bedeutung des Unter-

Digitized by Google

nehmens für die Civilisation gelangt der Redner zu dem Schlusse, daß der Amerikaner nach der Vollendung von den großen „Westmächten“ China und Japan werde reden müssen. Die Schiffe des Welthandels werden dann „wie Tauben zu ihren Luken“ jener schmalen Durchfahrt zusteuern. Wird sich doch dann der Traum des Columbus erfüllen, der bei seiner Ausfahrt einen geraden Seeweg nach Indien suchte.

In engeren Grenzen hielt sich der nächste Redner, John Bigelow, bekanntlich Gesandter der Vereinigten Staaten bei Napoleon III., welcher das Wohl des heimathlichen Landes ausbrachte. Da mußte er denn den Weg zeigen, wie der Amerikaner, wenn er die Durchstechung des Isthmus durch fremde Beihilfe zuläßt, sich mit der Monroe-Doctrin abfinden kann. „Der unheilvolle Versuch, unsere Schwesterrepublik von Mexico ihrer Selbständigkeit zu berauben zu Gunsten eines österreichischen Prinzen und die Folgen dieses Ansinnens sind zu frisch im Gedächtniß, als daß ein Zweifel über die Geltung jenes Grundsatzes herrschen könnte.“ Sicherlich dürfe dies nicht so weit gehen, daß Amerika deshalb einem heilvollen Unternehmen, wie der Durchstich es bedeutet, den Rücken kehre, eben so gut könnte man europäische Zeitungen und Bücher verbieten, etwa weil sie den Republikanismus zu erschüttern drohten. „Was könnten wir besseres wünschen,“ fährt Herr Bigelow fort, „als daß ein Theil jenes Geldes, welches unsere europäischen Freunde jetzt verwenden, um sich gegenseitig die Hälse abzuschneiden, nunmehr einem Werke zu Gute käme, das mehr nützliche Producte auf den Weltmarkt bringen würde, als jede andere denkbare öffentliche Unternehmung.“ Wenn der Canal nur gebaut wird, die Vereinigten Staaten werden dafür zu sorgen wissen, daß sich keine ungebührlichen Ansprüche fremder Mächte an denselben knüpfen. Die Nichtanerkennung der Maximilianischen Regierung in Mexico hat genügt, um dies Land für die Eindringlinge unbewohnbar zu machen. Wenn wir glauben wollen, daß der Bau des Canales mit Hilfe fremden Geldes eine Verletzung der Monroe-Doctrin bedeute, so verletzen wir dieselbe täglich dadurch, daß amerikanische Papiere in Europa verkauft werden und daß wir fremden Dampfern erlauben, an unseren Werften Ladung zu nehmen und zu löschen.

Es folgte eine reiche Auswahl von Toasten auf Frankreich und die Schwesterrepubliken in Amerika, auf die Stadt New-York, auf den Handel als die Gehilfin wohlwollender Civilisation, auf die Presse, die Ingenieurkunst, die Wissenschaft in Amerika, und diejenigen Männer, welche in Amerika bereits die Frage der Durchstechung studirt und klar gelegt haben.

Die Antwort, welche Herr von Lesseps auf die Begrüßungsrede hielt, erscheint fast als die beste Rede, sie ist kurz, einfach und würdig. Politische Rücksichten an die Vollendung des Unternehmens zu knüpfen, sei unnöthig.

Digitized by Google

Dasselbe diene den besten Interessen Amerikas und dies werde daher hoffentlich zu den Kosten beisteuern nach Maßgabe des zu erwartenden großen Nutzens. Diese Betrachtung kann denn auch füglich als der Kern der Frage gelten, deren Besprechung schließlich schon ein Zweckessen werth war.

Aus Argentinien, Provinz Santa Fé. Wirthschaftliche und politische Zustände. — Auch die schlechteste Regierung ist nicht im Stande, ein Land in seinem Fortschritt aufzuhalten, den Nationalreichthum zu zerstören; wenn wir nun zwar nicht die schlechteste Regierung haben, so haben wir doch keine gute, und ungeachtet dessen hebt sich das Land gewaltig. Die Regierung sorgt für keine Verkehrswege außer den an Engländer concessionirten und von diesen betriebenen Eisenbahnen; man findet selbst in der Nähe der größten Städte selten Brücken über die sie umgebenden Flüßchen; Fluß- oder Hafencorrection sind unbekannte Begriffe, und wenn das Land selbst von der Natur nicht so begünstigt wäre einerseits durch den mächtigen Paraná und seine mehr und mehr durch die vordringenden Ansiedler zu Verkehrsstraßen benutzten Zuflüsse, anderseits durch die Ebenheit des Landes selbst, so würde in 99 Procent des Landes an Verkehr nicht zu denken sein. Also im Allgemeinen thut die Regierung nichts, als Zoll und Steuern erheben, und hat darin schon ein solches Raffinement erreicht, wie alte verschuldete Länder. Nichts desto weniger wird mit jedem Jahre der Einwandererzug mächtiger, er hat im vergangenen Jahre die Zahl 50000 erreicht, leider meist Italiener und Spanier. Selbst die Regierung ruft „leider", denn die ersteren werden selten seßhafte Bewohner, sondern meist Hausirer und andere uncontrolirbare Steuerpflichtige; sie erwerben viel, schicken aber das meiste davon in ihre Heimath; keine Bank macht solche Wechselgeschäfte wie die italienische. Sie sind in moralischer Beziehung unter die Hiesigen zu stellen, welchen das Gros der spanischen Einwanderer an sittlichem Gehalt und wirthschaftlichem Werth auch nur gleichkommt. Eine rühmliche Ausnahme machen die Norditaliener und ein Theil der Nordspanier, namentlich die zahlreich vertretenen, aber selten ganz heimisch werdenden Basken. Piemontesen sind viele im Lande, sie werden Ackerbauer, sind sparsam, kommen voran und genießen einen guten Credit; das Material ist da, um tüchtige Ansiedler aus ihnen zu machen, wenn sie nur nicht so fanatisch wären.

Da der größte Theil der Einwanderer sich dem Ackerbau zuwendet, nimmt mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Production und Ausfuhr des Weizens zu und wird immer unabhängiger von einzelnen Mißernten. Im übrigen war das vergangene Jahr ein günstiges für den Vertrieb der Landesproducte: die Steigerung der Wollpreise auf den europäischen Märkten kam zum Theil noch den Schafzüchtern, zum Theil freilich den Mittelhänd-

Digitized by Google

lern zu Gute; aber auch der in unserer Provinz überwiegende Züchter von Rindvieh hat nach mehreren guten Jahren jetzt noch ein sehr gutes zu verzeichnen, indem er sowohl für Schlachtvieh als Rindshäute die höchsten Preise erzielte, deren er sich je erfreute, und giebt er sich der belebenden Hoffnung hin, daß auch von den Gestaden des La Plata, Paraná und Uruguay bald die bleichsüchtige Heimath mit kräftiger Fleischnahrung versorgt werde.

Und nicht allein die Exportwerthe sind in Zunahme begriffen, sondern, was vielleicht noch wichtiger, manche Importartikel werden allmählich durch einheimische Productions- oder Industrieartikel verdrängt. Dahin gehören vor allem Zucker, dessen Import in Folge von Production in den nördlichen Provinzen der Conföderation im letzten Jahre bedeutend gesunken ist, Caña oder Arak, Tabak, ja selbst industrielle Artikel, wie die sogenannten Marseiller Ziegel, von denen früher Schiffsladungen voll ankamen und deren Import sich in einem Jahre auf 24 000 verminderte. Die Hilfsquellen des großen Landes werden eben erst eröffnet und stoßen immer noch auf große, in den öffentlichen Verhältnissen begründete Schwierigkeiten und Hemmnisse. Nicht die geringsten sind die willkürlichen Frachtsätze, welche die Benutzung selbst der wenigen vorhandenen Verkehrsmittel erschweren und nur zum Theil ihr Recht finden in den unverhältnißmäßig hohen, von Staatswegen auf ihnen ruhenden Lasten.

Aus dem Angeführten läßt sich ersehen, daß das Land in commercieller und wirthschaftlicher Beziehung sich hebt. Weniger ist dies leider der Fall in politischer Hinsicht. Nicht mit Unrecht schaut der Europäer auf die südamerikanischen Republiken mit Hohn nieder, denn das sind wirklich keine res publicae, sondern res privatae. Der Inländer glaubt sich nur dazu bestimmt, von der Regierung ein Amt und damit Wohlleben oder Reichthum zu erhalten, und da die Regierung alle vier Jahre wechselt, so muß die Zeit dazu gehörig ausgenutzt werden; als ausgiebiges Mittel zu diesem Zwecke wählt deshalb die Mehrzahl der sich bilden wollenden jungen Leute das Studium der Jurisprudenz, die Advokatur gilt als erste Stufe der Leiter, welche zu einträglichen, oft zu den höchsten Staatsämtern führt. Von Patriotismus ist wenig die Rede, selbst nicht in den Fanfaronnaden ihrer Clubreden, sondern man trachtet, entweder durch Wortschwall oder durch Grobheit seiner Partei und sich zu nützen, ohne eine Ueberzeugung zu haben; der Wechsel der Partei ist darum auch nichts Ungewöhnliches. Die Regierung, sowohl die provinziale als die nationale, wird in den meisten Fällen durch die Gewalt gewählt; bei den Vorwahlen giebt's kleinere oder größere Krawalle, wo man die Stärke des „Feindes“ sondirt, und der Schwächere zieht dann vor, an dem Tage der Wahl nicht zu erscheinen. Es ist unter solchen Umständen ein Glück für das Land, daß es so reich ist, noch keine Armuth beherbergt;

Digitized by Google

denn wo wie hier von der Regierung und den Executivbehörden selbst so oft die Gesetze verhöhnt werden, die Gewalthaber also moralisch sehr schwach sind — wie leicht könnte Anarchie einreißen oder Communismus Tagesgeschrei werden, wenn nicht das Erwerben der Lebensbedürfnisse, ja des Besitzthumes so leicht wäre. Die Europäer sind fast von allen Aemtern ausgeschlossen, wenn sie sich nicht nationalisiren lassen, was nur bei einem sehr geringen Procentsatze der Einwanderer der Fall ist. Bei den Einen ist es Klugheit, wenn sie es nicht thun, denn sie wissen wohl, daß sie, da das europäische Element noch schwach vertreten ist, bei ihrer Minderheit doch nicht an die Krippe kämen, bei der großen Mehrzahl aber ist es innere Abneigung gegen das herrschende System. Mit den Jahren wird sich das ändern. Denn bald wird man kein reines hiesiges Blut mehr vorfinden, unsere Kinder werden sich mehr und mehr den hiesigen Sitten assimiliren und umgekehrt Einiges von unserer Art abgeben, so daß sich ein anderer Nationalcharakter bilden wird, der hoffentlich von gutem Einfluß auf die Regierung ist. Auch empfängt ein großer Theil der Jugend heute seine Ausbildung in Europa, während die meisten heutigen Regierungsväter Europa kaum kennen, noch weniger seine Sitten, Einrichtungen u. s. w. Also, wenn auch langsamer, als dies im Ackerbau und den übrigen wirthschaftlichen Verhältnissen der Fall ist, so doch wohl ebenso sicher dürfen wir hoffen, auch auf politischem Gebiete einer Wandlung zum Besseren entgegen zu gehen.

Litteratur.

Director Dr. Koch, Psychiatrische Winke für Laien. Stuttgart, Neff. 1880. — Die mangelnde oder falsche Auffassung des Wesens der Geisteskranken ist ein Kreuz der Anstaltsärzte in ihrem Verkehre mit dem Laienpublikum, und es ist sehr natürlich, daß sie den Versuch machen, durch gemeinverständliche Aufklärungen die Sache zu bessern. In den letzten Jahren ist dies mehrfach geschehen. Hecker hat in seiner „Anleitung für Angehörige von Gemüthskranken zur zweckmäßigen Fürsorge für ihre Patienten vor und nach der Uebersiedelung derselben in eine Anstalt“ eine mit großem Beifalle aufgenommene Schrift geliefert, welche vom Züricher Hilfsverein für Geisteskranke in größerer Anzahl von Exemplaren angekauft und vertheilt wurde. Denselben Gegenstand hat Schröter in einer Broschüre: „Die Gemüthsleiden, ihre rechtzeitige Erkennung und Behandlung“ erörtert. Koch hat in erster Linie sein engeres Vaterland und die Bedürfnisse der dortigen Hilfesuchenden im Auge. Er begründet in möglichst populärer Weise die organische Grundlage der Geistesstörung und die auf derselben mit innerer Nothwendigkeit erwachsenden Krankheitserscheinungen, hebt als wesentliches Kennzeichen der Krankheit die unmotivirt und öfters periodisch auftretenden, mit dem bisherigen Geisteszustande contrastirenden Aenderungen des Charakters hervor, schildert dann unter anderm das krankhaft erhöhte und krankhaft verminderte Selbstgefühl und die Schwierigkeit für den Laien, scheinbar planmäßige Bosheit als Krankheitssymptom aufzufassen. Weiter wird dann auf die Zwischenstufen abnormer Peinlichkeit und Aengstlichkeit aufmerksam gemacht. An

Digitized by Google

das Kapitel von den Ursachen (Erblichkeit, Trunksucht) hätte sich wohl besser gleich der wichtigste Theil einer solchen Schrift, nämlich über die Verhütung von Geisteskrankheit (Verwandtschaftsehen, Morphiummißbrauch, geistige Ueberanstrengung u. s. w.) angeschlossen. Hier wäre etwas näheres Eingehen auf die Uebelstände der Erziehung in Haus und Schule recht erwünscht. Ueber das Verhalten der Angehörigen gegen ihre Kranken und gegen die Anstalt und über die Fürsorge für die Entlassenen giebt der Verfasser Winke, welche alle Beherzigung verdienen. H. R.

Atlas zur Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Bewaffnung, Marsch und Kampfweise, Befestigung, Belagerung, Seewesen. 100 Blatt zu seinen Vorlesungen an der königlichen Kriegsakademie, zusammengestellt von Max Jähns, Major vom Nebenetat des großen Generalstabes. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — Der Atlas ist in zehn Lieferungen erschienen und das Werk liegt beendet vor. Der Nebenetat des Generalstabes umfaßt eine Anzahl von Offizieren, welche eine Fachwissenschaft pflegen. Die Landesaufnahme — die trigonometrische wie die topographische — die Herstellung und Sammlung der Karten, die Bearbeitung der Statistik, wird von Offizieren versehen und geleitet, welche Specialisten der einzelnen Fächer geworden sind, während in den rein militärischen Abtheilungen des großen Generalstabes Offiziere arbeiten, welche häufiger wechseln. Nach der ursprünglichen Idee sollte der Nebenetat auch vorzugsweise die Lehrerstellen an der Kriegsakademie besetzen, ein Plan, welcher je nach den Personalverhältnissen begreiflicherweise nicht streng inne gehalten werden konnte. Major Jähns hält bereits seit einer längeren Reihe von Jahren den Vortrag über die Geschichte der Kriegskunst an der erwähnten Anstalt. Die Aufgabe dieses Lehrzweiges ist die historische Entwickelung des Kriegswesens bis zu dem Zeitpunkt, wo dasselbe moderne Gestalt annimmt und das rein militärische Interesse beim Studium das historische überwiegt, also bis zu den Feldzügen Friedrichs des Großen, welche erst im zweiten Lehrjahre zum Vortrage kommen. Major Jähns ist ein bekannter Polyhistor, den eine umfassende Belesenheit und Sammelfähigkeit auszeichnet. Im Laufe der Jahre vermehrte sich stetig die Zahl der bildlichen Darstellungen, welche er zur Erläuterung seiner Vorträge beibrachte, so daß ihre Zusammenstellung zu einem umfassenden Werke ein dankbares Unternehmen zu werden versprach. Die vorliegenden hundert Tafeln geben in der That ein erschöpfendes Bild der Entwickelung der Streitmittel bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar sind, wie der Titel besagt, alle Kennzeichen der Wehrkraft einer Epoche in anschaulichen Abbildungen vertreten. Wir finden die Kampfgeräthe und Schutzmittel (Waffen, Befestigungen, Schiffe) wie die herrschende Fechtordnung der Zeit. Es ist klar, daß auf hundert mäßig großen, sehr handlichen Blättern nur eine gedrängte Uebersicht der Geschichte des Kriegswesens gegeben werden kann, das Verdienst des Verfassers liegt daher in der treffenden und ausreichenden Charakteristik durch geschickte Auswahl seiner Darstellungen. Getreu dem Grundgedanken des Werkes, einen Anhalt für die Vorlesungen zu bilden, ist den Zeichnungen stets ihr Ursprung beigeschrieben, auch ist jedes Blatt mit dem entsprechenden Literaturnachweise versehen. Diese Behandlung giebt der Arbeit den Werth eines reichhaltigen Nachschlagewerkes von allgemeiner Brauchbarkeit. Eine wesentliche Lücke in der Folge der Abbildungen vermöchten wir nicht aufzudecken. Auffallen könnte allerdings eine Vernachlässigung der altnordischen Zeit. Im Mittelalter ist ferner den Normannen zwar der gebührende Platz eingeräumt, indeß nicht

spezieller z. B. den Dänen. Ebenso fehlt die Hansa. Eine Entschuldigung bietet hierfür die Gleichartigkeit und Wiederkehr der Formen in den einzelnen Entwickelungsperioden der verschiedenen Völker.

Die Zeichnungen, in dem lithographischen Institut von Wilhelm Greve zu Berlin ausgeführt, sind von vortrefflicher Sauberkeit und Schärfe, die Anordnung der einzelnen Bildchen trotz voller Raumausnutzung sehr übersichtlich. Die Ansichten der Befestigungen, die Schlachtpläne und Karten — z. B. das römische Gallien — sind besonders rühmend hervorzuheben. Die Stärke des Papieres, gewiß nicht unwichtig, verspricht Dauerhaftigkeit und bequeme Handhabung.

Der begleitende Text — einige vierzig Bogen Lexikonoctav — giebt bedeutend mehr als eine Beschreibung der Zeichnungen, welche überdies kurz aber ausreichend auf den Blättern selber beigefügt ist. Eine umfassende und sorgfältig durchgearbeitete Compilation mit reichen Quellennachweisen hat das Gepräge einer selbständigen folgerichtigen Darstellung erhalten, die den Vorzug einer ansprechenden Lesbarkeit hat.

Eine anerkennende Empfehlung des Werkes hat bereits vor längerer Zeit das Militärwochenblatt aus der Feder des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke gebracht.

Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann von Wildenradt. Hamburg, Otto Meißner. 1879. — Der ruhmreiche Sieg der Dithmarschen über König Hans von Dänemark und seinen Bruder, den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, bei Hemmingstedt (13. Februar 1500) bildet den historischen Kern der anziehenden Dichtung Johann von Wildenradt's; geschichtliche Persönlichkeiten, wie Wolf Isebrand, der Führer der Dithmarschen in jener Schlacht, und der lange Reimer von Wimerstedt treten nicht blos in ihrer historischen Rolle auf, sondern haben auch einen hervorragenden Antheil an demjenigen Theil der Handlung, welcher seine Entstehung der Phantasie des Dichters verdankt und als die eigentliche Fabel der Historia zu betrachten ist. Wie bei ihnen, so ist es dem Dichter im Allgemeinen vortrefflich gelungen, zwischen seiner Fabel und ihrem historischen Hintergrunde das richtige Verhältniß herzustellen; wenn dem Leser einerseits das historische Element nur um des Antheils willen, welchen die Gestalten der Dichtung daran haben, von Interesse wird, so erhalten andererseits die Handlungen jener Gestalten erst eine rechte Bedeutung durch ihre Beziehung zu den Schicksalen eines kernigen und muthigen Volksstammes.

Im Mittelpunkte der Dichtung stehen, wie schon der Titel anzeigt, der Ritter Hartwig Reventlow und Else, die Tochter des dithmarsischen Landvogtes Olde Kumpen. Der Erstere ist der Ueberbringer eines kaiserlichen Briefes an die Marsen, worin sie zur Unterwerfung unter den König Hans aufgefordert werden, und es ist eine arge List des kaiserlichen Marschalls zu Segeburg gegen Hartwig, daß gerade ihm, dem Angehörigen eines vormals im Lande der Dithmarschen ansässigen und in Folge einer demokratischen Bewegung daraus vertriebenen Geschlechtes, eine so gefährliche Botschaft übertragen ist. Und in der That wird der Ritter, obgleich sein Name nicht einmal genannt wird, von den empörten Dithmarschen zurückbehalten, bis ein von ihnen abgesandter Bote, der dem Marschall ihre ablehnende Antwort überbringen soll, ungefährdet zurückgekehrt sei. Dieser Bote ist Wolf Isebrand, der Verlobte Else's, und es ist eine verhängnißvolle Fügung, daß Hartwig dem Vater Else's zur Hut übergeben wird und bei dem längeren Aufenthalte in Olde Kumpen's Hause in ihm eine heftige Neigung zu Else und in Grete, einer jüngeren Schwester Else's, ebenso eine Nei-

gung zu Hartwig erwächst. Eine Unbesonnenheit Grete's giebt einem verrätherischen Dithmarschen, der durch Eifersucht zum Haß gegen Hartwig entflammt wird, Anlaß zur Anklage gegen ihn und Else, Hartwig wird gefangen gesetzt und, als Else, um Grete zu schützen, sich als schuldig zu bekennen scheint, wird selbst der inzwischen wiedergekommene Isebrand an ihr irre. Nachdem Hartwig durch einen ihm zugethanen Dithmarschen, der um seine Unschuld weiß, befreit und zu den Seinen zurückgekehrt ist, beginnen nunmehr auf der Seite des Königs und des Herzogs wie auf der der Dithmarschen die Vorbereitungen zum Kampfe. In ihm ist Hartwig wegen seiner Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit des Angriffes zu einer passiven Rolle verurtheilt, und nur zuletzt greift er für einen Augenblick thätig ein, indem er Else, die ihrem Volke die Fahne voranträgt, gegen den Junker Schlenz, den gefürchteten Führer der schwarzen Garde, beschützt; wenn er dabei sein eigenes Leben hingeben muß, so hat er doch noch die Freude, Else wieder mit dem jetzt von ihrer Unschuld überzeugten Isebrand vereinigt zu sehen; von den siegreichen Dithmarschen wird ihm in dem freien Lande seiner Väter das Grab bestellt.

Der Dichter hat seinem Stoffe eine sehr weite Ausführung gegeben; in drei Büchern („Sommerschwüle", „Herbststürme", „Winternacht und Frühlingswehen") und vierzehn kleineren Abschnitten zeichnet er auf 387 Seiten ein mitunter reichlich ins Einzelne gemaltes Bild; die sich etwas monoton in vierfüßigen Trochäen bewegende Erzählung ist nur in der ersten Hälfte öfter durch lyrische Partien unterbrochen, von denen eine längere, die geradezu als „lyrisches Intermezzo" bezeichnet wird, den Faden der Handlung weiter spinnen hilft. Von der erwähnten Breite abgesehen, berührt die Schilderung im Großen und Ganzen sehr sympathisch, nur fällt das letzte Drittel, welches die Darstellung des Kampfes enthält, etwas gegen die beiden ersten ab, und dies hat in der veränderten Stellung Hartwig's zur Handlung seinen natürlichen Grund; denn während er bis dahin im Mittelpunkte der Handlung steht und der Fortgang der Erzählung überhaupt mit der Entwickelung seines persönlichen Geschickes eng verknüpft ist, wird nunmehr der Strom ein breiterer, mehr Persönlichkeiten werden in die Handlung hineingezogen, und von den bisher genannten stehen vorzugsweise die Führer der Dithmarschen mit Else und Grete im Vordergrunde. Dieser auf der einmal gewählten Fabel beruhende Gang macht, wie gesagt, keinen ganz günstigen Eindruck auf den Leser; er würde auch Hartwig lieber gleich Isebrand und Reimer in eine bewegtere Thätigkeit treten sehen, worauf die anfänglich von Hartwig gegebene Schilderung eigentlich hat rechnen lassen. Die Charakteristik der übrigen Personen ist wohl gelungen; Ibner Claus und Olde Kumpen, die Alten, wie Isebrand und Reimer, die Jungen, sind neben und vor anderen vortreffliche Vertreter ihres Stammes, und der Gegensatz zwischen Else und Grete stützt sich in seinem Anfange wie in seinem Verlaufe auf eine psychologisch richtige und begreifliche Grundlage. Daß der Dichter allerlei Veränderungen an den historischen Thatsachen vorgenommen und die Vorgänge namentlich in einen viel knapperen Zeitraum zusammengedrängt hat, war sein gutes dichterisches Recht, von dem er um so eher Gebrauch machen durfte, als er sonst seine Dichtung vortrefflich mit historischem Leben zu erfüllen gewußt hat; gute deutsche Zucht und schlichte deutsche Empfindung treten uns als der eigentliche Lebenshauch der Dichtung überall entgegen. E—o.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 6. Mai 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Oesterreich und der Protestantismus.

Es ist schon zum öfteren die Frage aufgeworfen worden, ob man die österreichischen Lande im Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts als ein in sich einheitliches und nach außen geschlossenes Reich betrachten könne. Wenn das Deutsche Reich ein Staat gewesen wäre, welcher die Selbständigkeit seiner Glieder gebunden hätte, so würde man diese Frage von vornherein verneinen. Denn die Lande Rudolf's II., mit Ausnahme des Königsreiches Ungarn, gehörten in den deutschen Staatsverband. Allein das deutsche Staatswesen mit seinen Gerichten und Gesetzen, mit seiner Reichspolitik und seinen Reichskriegen übte doch wieder auf die Selbständigkeit der österreichischen Lande einen so geringen Einfluß, daß es nicht ihm zuzuschreiben war, wenn sich dieselben nicht mit Ungarn zu einem beinahe souveränen Staate zusammenschlossen. Das Hinderniß kam vielmehr von den Ländern selbst. Wie diese nämlich von dem österreichischen Hause zu verschiedenen Zeiten erworben waren, so bewahrten sie auch eifersüchtig ihre eigene Verfassung und Regierung. Nur der Krieg und die Vertretung gegenüber auswärtigen Mächten war eine gemeinsame Angelegenheit; im Uebrigen war die Verwaltung der einzelnen Lande eine getrennte, und zwar so, daß bei derselben der Landesherr und die vier Stände der Prälaten, Herren, Ritter und Städte concurrirten. Wie diese auf ihren Besitzungen walteten, unter hörigen Bauern, mit eigener Verwaltung und eigenem Gerichte, so erschien der Landesherr mit seinen Kammergütern fast nur als ein besonders reicher Stand neben den anderen. Wohl erhob sich dann neben diesen zahlreichen Dynasten und Republiken eine höhere Regierung, aber nicht so, daß sie einfach vom Landesherrn mit seinen Behörden gebildet worden wäre, sondern getheilt zwischen dem Fürsten und den Ständen. Bei einer solchen Verfassung waren geordnete Zustände im österreichischen Staate nur denkbar, wenn Fürst und Landstände in einem Geiste zusammenwirkten. So schwer nun aber eine solche Harmonie war, so natürlich war es andererseits, wenn die neben einander gestellten Gewalten unter sich selber in Streit geriethen, indem jede auf Kosten der anderen sich

Digitized by Google

zu verstärken suchte. Ein Anlaß zu solchen Streitigkeiten, wie er kaum wirksamer gedacht werden kann, wurde aber geboten durch die Reformation. Denn sie stellte bei dem wahrhaft stürmischen Laufe ihrer Erfolge in allen Ländern dem katholischen Fürstenhause eine protestantische Mehrheit der Stände gegenüber. In Oberösterreich befand sich im Jahre 1578 unter dem eingesessenen Adel nur noch ein einziger Katholik; eben so bekannten sich die sieben landtagsfähigen Städte zur neuen Lehre. Zehn Jahre vorher (1568) hatte die größere Zahl der Klöster gar keine Prälaten; die noch vorhandenen Aebte sowie fast sämmtliche Pfarrer waren wenigstens so weit von der alten Kirche abgewichen, als sie durchgängig mit Weibern versehen waren. Aehnliche Zustände fanden sich in Unterösterreich vor. Eben so waren Ungarn, Böhmen und Mähren zum weitaus größten Theile der Reformation beigetreten, welche namentlich in den beiden letzteren Ländern eine Stütze in dem Fortdauern der hussitischen Bewegung gefunden hatte. So war denn unter Maximilian II. in dem mährischen Herrenstande nur noch ein Katholik; in Böhmen war die Zahl der katholischen hohen Adeligen etwas stärker, aber doch immer eine Minderheit; die einzigen Städte, welche hier entschieden zur katholischen Religion hielten, waren Pilsen und Budweis. Unter den schlesischen Ständen waren der Fürstbischof von Breslau und der Kaiser selber als Inhaber der Fürstenthümer Jauer, Schweidnitz, Glogau, Oppeln und Ratibor die einzigen Stützen des Katholicismus; aber sie konnten es nicht hindern, daß unter ihrer unmittelbaren Hoheit die meisten Grundherren und Städte dennoch reformirten. Es war nur die rechtliche Bekräftigung eines unabhängig von der kaiserlichen Gewalt herangebildeten factischen Zustandes, als Maximilian II. im Jahre 1571 den protestantischen Herren und Rittern von Ober- und Unterösterreich die Befugniß einräumte: „in allen ihren Schlössern, Häusern und Gütern für sich selbst, ihr Gesinde und ihre Zugehörigen, auf dem Lande aber und bei ihren zugehörigen Kirchen zugleich auch für ihre Unterthanen die protestantische Religion zu üben."

Dies war der Stand der Dinge, als im Jahre 1576 Rudolf II. seinem Vater in der Regierung nachfolgte. Rudolf war seinen beiden Vorgängern durchaus unähnlich. Seine Jugend — bemerkt Ritter in seiner Geschichte der Union von ihm — fiel in die Jahre, da die katholische Kirche ihre Lehren klar gefaßt hatte, und nunmehr auf keinen Ausgleich, sondern allein auf Unterwerfung ihrer Widersacher ausging. Wie daher Maximilian im Geiste des Zweifels aufgewachsen war, so wurde sein Sohn im Dienste der neuen und bestimmten Richtung erzogen, und zwar zunächst von einer eifrig katholischen Mutter, später am Hofe König Philipp's II. von Spanien. Als er nun nach Deutschland zurückkehrte und einige Zeit später als vierundzwanzigjähriger Mann seinem Vater in der Regierung nachfolgte, erschien er als

ernst und wohlwollend, aber auch scheu und leicht verwirrt, im Denken langsam und im Entschließen zaudernd. Er mied den lebendigen, persönlichen Verkehr, sowohl in der Gesellschaft als in den Geschäften. Was ihn ergötzte, war die Betrachtung seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Sammlungen, was ihn am meisten beschäftigte, war die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze. Ein Sinn für das Geheimnißvolle führte ihn zu alchymistischen und astrologischen Forschungen, in welchen er nach den dunkeln Gründen suchte, aus denen alle Gestalten und Geschicke des Natur- und Menschenlebens sich gemeinschaftlich emporringen sollten. Bei all seinem Wohlwollen gehörte er doch zu den reizbaren und unnachgiebigen Naturen, die nur dann mit der Welt im Frieden zu leben bereit sind, wenn sie den Wegen folgt, die sie in ihrem engen Geiste ihr nun einmal vorgezeichnet haben. Da war es nun sein doppeltes Unglück, daß er als Fürst geboren war und daß er ein Reich überkam, dessen Völker seiner Sinnesart aufs tiefste widerstrebten. Denn was verlangte die Lehre, die er in Spanien aufgenommen hatte? Geduldigen Gehorsam der Völker unter der Führung einer kirchlichen und einer weltlichen Obrigkeit, starre Herrschaft der hergebrachten Grundsätze auf den Gebieten der Religion und der Politik. Was aber bewegte die Lande, die er zu beherrschen kam? Der Streit des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses um die alleinige Geltung, das Ringen der Landstände und des Landesherrn um die höchste Gewalt; die Unterthanen waren erfüllt vom Hasse gegen einander, von trotzigem Selbstgefühl gegenüber dem Herrscher. War es da ein Wunder, wenn der zugleich despotische und ängstliche Fürst in diesem anarchischen Treiben irre wurde?

Schon die ersten Verhandlungen, die er mit den ungarischen und deutschen Reichsständen über die Gewährung einer Türkenhilfe führte, scheiterten an dem energischen Widerspruch der Stände, die vor allem ihre vorgebrachten Klagen erledigt wissen wollten. Der Kaiser drohe in Melancholie zu verfallen — erklärten seine Räthe — wenn die Parteien sich nicht verglichen. Er zog sich jetzt nach Prag zurück und entsagte allen öffentlichen Regierungshandlungen. Aber auch in seine Residenz verfolgte ihn die Furcht vor Menschen und Geschäften. Nicht fähig, sich zur Vermählung zu entschließen, lebhafter Geselligkeit und unruhiger Umgebung abhold, zu scheu vor Menschen und Geschäften, um den Sitzungen seiner Räthe beizuwohnen, brachte er ein Leben ohne Wechsel und Freude hin, wagte sich nicht hinaus aus seinen Gärten und Gemächern, und ließ nur wenige Gelehrte und begünstigte Räthe zu gemessenem Verkehre zu. Die liebste Beschäftigung seiner Einsamkeit waren nicht die Sorgen der Regierung, sondern Studien und Grübeleien, Betrachtung von Gemälden und Alterthümern, endlich eine abstumpfende Sinnlichkeit. Allein wenn es die Sehnsucht nach Ruhe war, die ihn aus dem öffentlichen

Digitized by Google

Leben in diese Verlassenheit geführt hatte, so bewahrte er doch wieder eine Leidenschaft, die ihm seinen Herzenswunsch überall vereiteln mußte — das war die Sucht zu herrschen ohne den Drang zur That, der allein zur Herrschaft führen kann. Dieses ohnmächtige Begehren hatte ihm die Opposition der protestantischen Stände unerträglich gemacht; es bereitete ihm nunmehr Feindschaft mit seinen Räthen und den Fürsten seines Hauses und trug ihm endlich den Zwiespalt in die eigene Brust.

An die Eigenart dieses Fürsten knüpften nun diejenigen Elemente an, denen es um die Vertilgung des Protestantismus und zugleich der ständischen Freiheiten zu thun war. Es waren dies zum größten Theile in der Schule des Jesuitismus erzogene Geistliche, aber auch Weltliche, welche auf der einen Seite von Rom, auf der andern vom spanischen Hofe, der zudem für seine Politik in zahlreich in Oesterreich eingewanderten spanischen Adelsgeschlechtern eine bedeutende Stütze gefunden hatte, ihre Directiven erhielten. In Böhmen war es namentlich der Kanzler Adalbert Popel von Lobkowitz, welcher mit Entschiedenheit gegen die alten Privilegien des Landes vorging. Da der Adel noch zu mächtig war, so begnügte man sich, vorerst gegen die böhmischen Brüder und die Städte Front zu machen. Gegen die ersteren wurde ein altes Gesetz des Königs Wladislaus hervorgesucht, welches dieselben mit dem Tode bedrohte. Gegen die Städte erging der Befehl, daß fortan nur Katholiken und Altutraquisten in die Stadträthe aufzunehmen seien. In Mähren stand an der Spitze der gegen den Protestantismus und die ständischen Freiheiten gerichteten Bewegung der Cardinalbischof Franz von Dietrichstein, einer jener eifernden Kirchenfürsten, wie sie aus der neugestalteten katholischen Kirche hervorgingen. Er war in Madrid, wo sein Vater sich als kaiserlicher Gesandter aufhielt, geboren, zu Rom in dem Collegium Germanicum der Jesuiten erzogen und mit neunundzwanzig Jahren bereits zur Würde eines Cardinals erhöht. Obgleich in der doppelten Gunst des Kaisers und des Papstes stehend, verdankte er seine glänzende Beförderung wohl vor allem den Hoffnungen, welche seine geistigen Gaben für die katholische Sache erweckten. Denn was den Vorkämpfer des katholischen Glaubens damals groß machte, die volle Eingenommenheit des Geistes von der Lehre der Kirche und die unbedingte Abschließung desselben gegen die fremden Propheten, die Strenge, welche alles Thun nach und für diesen Glauben regelt, und die Härte, welche dem Andersgläubigen Unterwerfung oder Verdammung bietet — dies alles hatte der jugendliche Priester in der Schule der Jesuiten in sich aufgenommen. Sein Gemüth war feurig, sein Verstand eindringend; mit nügenden Kenntnissen und kräftiger Beredtsamkeit ausgerüstet, trachtete er die Geister seinem Worte zu unterwerfen. Als er daher die geistliche Regierung von Mähren übernahm, war es die Absicht, die katholische Religion in diesem

Digitized by Google

Lande wieder herzustellen, die ihn und wahrscheinlich auch seine Gönner beseelte. Auch hier, wie in Böhmen, ging man zunächst gegen die meist protestantischen Städte vor. 1601 erging an sie ein kaiserlicher Befehl, dahin lautend, daß fortan nur Katholiken zu Bürgern aufgenommen werden sollten. Im folgenden Jahre verbot ein weiterer Erlaß den protestantischen Predigern den Aufenthalt in den Städten.

In ähnlicher Weise erfolgte die Gegenreformation in den übrigen Erblanden. Im Erzherzogthum Oesterreich war es ganz besonders der Wiener Bischof Melchior Klehl, der sich um die Verdrängung der neuen Lehre die größten Verdienste erwarb. Er reiste persönlich von Stadt zu Stadt, visitirte die Geistlichkeit und befestigte seine Erfolge durch mächtig wirkende Predigten. Im Jahre 1602 hatte er sämmtliche unterösterreichische Städte, mit Ausnahme von Wien, Krems und Stein, zu einem Revers gebracht, in dem sie sich auf die katholische Religion verpflichteten. Schwieriger erwies sich die Katholisirung Oberösterreichs, wo der Protestantismus schon bald und tiefer als in irgend einem andern Erblande eingedrungen war. Doch gelang es auch hier, nach hartem Widerstande und nach Anwendung blutiger Gewaltmaßregeln, den protestantischen Gottesdienst wenigstens in den Städten durchweg abzuschaffen.

Um die Art und Weise dieser gegenreformirenden Thätigkeit zu veranschaulichen, lasse ich hier einen bisher unbekannten Bericht eines Augenzeugen über die Ausrottung des Protestantismus in Steiermark im Jahre 1600 folgen. Derselbe rührt von katholischer Seite her, daher die dem unterdrückten Bekenntnisse so ungünstige Stimmung des Verfassers. Trotzdem daß demnach die angewandten Gewaltmaßregeln in einem möglichst unverfänglichen Lichte dargestellt werden, wirkt die Lektüre doch geradezu abstoßend für unsere heutige tolerante Anschauungsweise. Wie mag es sich nun erst in Wirklichkeit verhalten haben! In einem Punkte jedoch unterscheiden sich die Glaubenseiferer des siebzehnten Jahrhunderts vortheilhaft vor ihren heutigen Nachahmern: nämlich in der energischen Verdammung alles Wunderschwindels, mochte derselbe scheinbar auch noch so sehr ihren Zwecken in die Hand arbeiten. Keinem Heißsporne der römischen Partei von heute ist es eingefallen, gegen die Verbreitung des Wunderwesens aufzutreten oder gar zur Zerstörung der sichtbaren Objecte desselben aufzufordern. In diesem Falle befindet sich also die moderne katholische Auffassung in einem entschiedenen Rückschritte gegen diejenige des siebzehnten Jahrhunderts, ohne bezüglich der übrigen Erscheinungen der Unduldsamkeit und Unbildung einen Fortschritt gegen früher beanspruchen zu können, indem der einzige Unterschied zwischen damals und heute darin besteht, daß dort die weltliche Gewalt, der Staat, der Kirche

Digitized by Google

seinen Arm zur Durchführung ihrer Zwecke lieh, was heutzutage nicht mehr wohl möglich ist.

Der Bericht lautet:

Nachdem etliche mit dem Lutherthum inficirte Städte der Fürst. Durchl., ihres Landfürstens (Erzherzog Ferdinand's, nachmaliger Kaiser Ferdinand II.) Dekret und Befehl eine lange Zeit hero wenig respectirt, sonderlich aber die Stadt Radkersburg, so mit Ungarn grenzet, sich zu viel — wie die Vermuthung gehet — auf ihre Stadtmauern, desgleichen auf die lutherische Landherrn, sonderlich aber auf die benachbarten arrianischen Ungarn und dann auch auf das nicht weitliegende granitzerische Kriegsvolk verlaße, J. F. D. Befehl wenig in Acht gehalten, sich der sectischen ausgeschafften Praedicanten nicht enthalten, die lutherische Schul über die so oft ergangene Befehl immerdar fortgehalten, haufenweis zu sectischen Predigern auf das Ungarisch ausgefahren, die eingesetzten zwei katholischen Rathsfreund im Rath nicht geduldet, den Pfarrer zum Anwalt und den vorgeschlagenen Stadtschreiber nicht annehmen wollen, die abgesandten fürstlichen Commissarien zu mehrmaln spöttlich schimpflich tractirt, ihnen kein Gehorsam nicht geleistet, auf dem Rathhaus tumultuirt, nachmals vor ihnen auf dem Schloß nicht erschienen, auch die sieben nach Gräz citirte Bürger sich nicht gestellt, sich vieler bösen unnützen Reden vernehmen laßen, die katholischen Bürger — deren über 3 oder 4 nicht gewesen — unterdrückt, sie aufs höchst verfolgt, zu keinem Amt nicht kommen laßen, die Altgläubigen zu Bürgern nicht aufgenommen, allen schuldigen Gehorsam und Unterthänigkeit dermaßen beiseit gesetzt, daß man nicht anders abnehmen möge, als daß sie zur Rebellion nicht allein geneigt, sondern sich derselben zu unterfahen gänzlich entschloßen, haben J. F. D. aus habendem Eifer gegen die katholische Religion vor ein hohe Notdurft geachtet, eine ansehnliche Commission armata manu abzufertigen. Und haben darzu verordnet erstlich als directorem und das Haupt den Herrn Bischof zu Seckau, nachmals Herrn Andream von Herberstorf Freiherrn, Herrn Alban von Moßhaim und Herrn Hans Friederichen von Pahr. Die itztbenennte Herrn Commissarii sind den 17. Decembris bei Nacht in guter Still im bischöflichen Schloß Seckau ob Leibnitz zusammen kommen und daselbst in die 150 geworbene Musquetirer und dann in die 170 bischöfliche Unterthanen, so alle mit Musqueten und langen Rohren bewehret gewest, zusammen gebracht und folgenden Tag mit bemeltem Fußvolk und einer zimblichen Reiterei nach Radkersburg gerückt; im Vorüberziehen aber im Stubenbergischen Markt Mureck, da der sectische Praedicant entwischt, einen katholischen Priester eingesetzt. Nachmals auf den Abend, als sich Tag und Nacht schier scheiden wöllen, zu Radkersburg eingezogen, ob welcher Ankunft das Stadtvolk sehr erschrocken: denn obwohl denen von Radkersburg von einer Commission gedrohet, so haben sie doch der Herrn Commissarien Ankunft nicht gewußt, bis sie in die Stadt eingedrungen. Deswegen die Radkersburger in eine große Confusion und Schrecken gerathen, hin und wieder gelaufen und nicht gewußt, was ihnen zu thun seie. Stracks aber seind die Schlüßel zu den Thoren, zum Rathhaus und Zeughaus abgefordert worden, die Stadt gesperret und uf allen Plätzen starke Wachen angestellt worden. Folgenden Tag haben die Herrn Commissarii der landfürstlichen sclavonischen Haronnien (?) — deren über 400 gewest, von welchen auch die Stadt nichts gewußt — erwartet und dieselben bei eitlicher Nacht umb 2 Uhr in die Stadt gelaßen. Darob das Volk sehr erschrocken; sonderlich bei den Weibern hat es Heulens und Weinens abgeben.

Nach solchem ist den 19. Decembris die Stadt versperret geblieben, alles Kriegsvolk in guter Ordnung in aller Frühe sich vor des Bischofs Losament befunden, dahin auch die ganze Bürgerschaft erfordert worden. Als nun die Herrn Commissarii auf einem Saal sich versammlet und Richter, Rath und ganze Gemein vor ihnen erschienen, hat Herr Bischof der Reformation einen Anfang gemacht und die Ursach ihrer Ankunft angezeigt, denen von Radkersburg allen ihren Ungehorsamb und Mutwillen, welchen sie in 12 Jahren hero geübt, mit großem Ernst verwiesen und ihre hochstrafmäßige Verbrechen dermaßen exproprirt und hervorgezogen, daß ihren Vielen dardurch das Waßer aus den Augen getrieben worden. Ueber das ist auch eben dasjenige, so Herr Bischof mündlich vorgetragen, durch einen Secretarium was weitläufiger verlesen worden. Und als sie sich deshalben aus Befehl der Herrn Commissarien unterredt und zur Antwort ermahnet worden, haben sie ihren Ungehorsamb mit wenig Worten und weinenden Augen bekennt und weiter nicht reden können, auf welche ihre Bekanntnuß ihnen dieser Sentenz und Bescheid erfolgt, daß sie nemblich J. F. D. ihrem Landsfürsten mit Leib, Hab und Gut zu Straf seien heimgefallen, dahero sie dann Gnad und Ungnad zu erwarten haben.

Stracks darauf seind der Stadt Privilegien und Freiheiten aufgehebt und aus dem Rathhaus in das landfürstliche Schloß ob Radkersburg — da sie dannoch sein — geführt worden.

Weil auch die von Radkersburg Bann und Acht mißbraucht, die Gerechtigkeit nicht gehandhabt, die Katholischen unterdrückt und in viele Wege, was sie von Obrigkeit wegen schuldig, nicht gehandelt, ist ihnen die Hoheit des Landgerichts entzogen und auf das vorbemelte Schloß transferirt worden. So seind auch Richter und Räthe und andere Stadtoffizier aller ihrer Dignitäten und Aemter entsetzt worden.

Alle Bücher seind von manniglich ins Rathhaus abgefordert worden, und da einer seine Bücher wollte vertuschen, soll er der Guardia vor jedes Stuck 10 Dukaten zur Straf verfallen sein. Und als der Pfarrer solche durchsehen, seind die sectische Bücher in großer Anzahl durchs Fenster vom Rathhaus hinabgeworfen und durch das windisch Kriegsvolk mit großem Frohlocken an dreien Orten der Plätz verbrennt worden.

Es hat Herr Bischof zu mehrmalen stark gepredigt und die ganze Bürgerschaft ermahnet, daß sie sich zur katholischen Religion begeben wölle. Vornemblich aber hat er — semel pro semper zu vermelden — zu Radkersburg sowohl als in allen Städten und Märkten, da die Commissarii hinkommen, die Augsburgische Confeßion confutirt, widerlegt und ein pur lautern menschentand sein erwiesen. Nach solchem das credo ecclesiam catholicam weitläufig erklärt und ausgelegt; ferner das Volk de fide, spe et caritate, de praeceptis dei et ecclesiae, de sacramentis, de sacerdotum ordinatione et potestate ecclesiastica und ausführlich de communione sub una specie unterwiesen und durch Beistand Gottes so viel ausgericht, daß fast alle Bürger und Einwohner, gar wenig ausgenommen, ihre Bischofen in dem examine, da jeder insonderheit erfordert worden, mit Mund und Hand versprochen und zugesagt haben, sie wöllen der Kirchen Gehorsamb leisten und altem katholischen Brauch nach das Sacrament sub una specie empfahen. Es sein ferners etliche bei scheinender Sonnen aus der Stadt und innerhalb drei Tagen aus dem Land, etliche aber aus dem Burgfrieden geschafft, etliche zu 300, 500 und 1000 Thalern, etliche gar in 2000 Dukaten gestraft worden; doch ist die Moderation gemeldter Geldstrafen J. F. D. vorbehalten worden. So haben auch die von Radkersburg einen leiblichen Eid,

so durch den Herrn Bischofen ihnen ist vorgehalten worden, geschworen, daß sie J. F. D. wöllen gehorsamb und gewertig sein, dero Gebot und Verbot halten, sich der sectischen Praedicanten gänzlich enthalten, ihr exercitium meiden, ihnen kein Unterschleif geben und bei keinem heimblichen verbotenen converticulo sich nunmehr nicht finden laßen. Nach beschehener Beeidigung ist ihnen ein Instruction vorgelesen und durch die Herrn Commissarien gefertigt hinterlaßen worden, ungefehrlich dieses Inhalts:

1. daß sie alle Sonntag und Feiertag dem Gottesdienst und durchs Jahr den gewöhnlichen processionibus wöllen beiwohnen;

2. an den verbotenen Fasttägen sich des Fleischessens enthalten;

3. zur Zeit des Gottesdiensts sollen alle Laden gesperret und auf dem Markt nichts verkauft werden;

4. einige lutherische Postillen-Bücher sollen sie in ihren Häusern nicht haben, lesen noch lutherisch singen;

5. der, so ein lutherisch Buch hat, soll 10 Dukaten verfallen sein, halber Theil der Kirchen und halber Theil dem Richter;

6. alle Sakramente soll man allein beim ordentlichen Pfarrer empfahen, der sectischen Praedicanten sich gänzlich bemüßigen;

7. kein Hochzeit soll in der Stadt gehalten werden, es sei denn die Copulation durch einen katholischen Priester verrichtet worden;

8. da ein sectischer Praedicant betreten, soll er gefenglich eingezogen und bis uf J. F. D. Resolution verwahret werden;

9. Bürgerstöchter und Wittiben sollen sich zu Katholischen rathen;

10. die Bruderschaften, Fahnen und Beleuchtungen der Kirchen sollen widerumb angestellet werden;

11. die Stadtpfeifer sollen Sonntag und Feiertag helfen den Gottesdienst verrichten;

12. die unfleißigen Schulmeister sollen auf Anbringen des Pfarrers gestraft werden;

13. alle Bürgerskinder sollen bei katholischen Schulen unterwiesen werden, und da sie sich auf lutherische Schulen begeben, soll ihnen ihr Erbschaft nicht aus dem Land gestattet, sondern auf J. D. Resolution vorbehalten werden;

14. Niemand soll ohne Vorwißen des Pfarrers begraben werden, welches wegen der Todtengräber ihn soll angelobt sein;

15. Niemand soll ohne des Pfarrers Examen und Approbation zum Bürger aufgenommen werden;

16. Alle, so Bürger werden, sollen den neuen katholischen Eid schwören;

17. Niemand soll Macht haben, ohne Ihrer F. D. Bewilligung das Bürgerrecht aufzukünden;

18. die Kirchenrechnungen sollen in Gegenwart des Pfarrers geschehen;

19. der Pfarrer soll des Spitals Superintendent sein;

20. die Stadt soll man sauber halten;

21. die Instruction soll alle halbe Jahre vor der ganzen Gemein und Bürgerschaft im Beisein des Pfarrers verlesen werden;

22. der Stadtschreiber soll J. D. auch geschworen sein;

23. der Pfarrer soll als J. D. Anwalt dem Stadtrath beiwohnen und darob sein, daß die Instruction, wie auch in alle Wege J. D. Reputation gehalten werde, im Widerigen J. D. solches berichten, und da er Anwalt, Richter und Rath J. D. Hülf bedürfen, soll ihnen dieselbige nicht mangeln.

Digitized by Google

Es sein über das alle Bürger, so entwischt und flüchtigen Fuß gesetzt, citirt und ihre Güter confiscirt worden.

Der ganze Rath ist mit einem katholischen Richter und andern neuen Rathsfreunden ersetzt worden, welche nicht allein den obvermelten Eid vor den Herrn Commissarien geleistet, sondern auch im Rathhaus sua sponte ohne alle Zumuthung vor sich selber den katholischen bürgerlichen Eid gethan.

Es haben die Herrn Commissarii nicht allein den stubengerischen Markt Mureck mit einem katholischen Pfarrer ersetzt, sondern haben auch zwo Pfarren, Halbeuren und Kloch im Ungarischen, ein Meil von Radkersburg, eingenommen und mit katholischen Priestern versehen, die Pfarrmeming ihrem Seelsorger Gehorsamb zu leisten beeidigt, und unangesehen der Herr von Radmannsdorf solches nicht hat wöllen laßen geschehen, so ist er doch über das gedrungen worden zu versprechen, daß er die Pfarrer von Vogtobrigkeit wegen beschützen wolle.

Herr Carl von Herbersdorf hat gleich bei der Stadt Radkersburg aus einer Rindhütten ein sectische Synagog gemacht, zu welcher die Bürger haufenweis hinausgelaufen; solche waren die Herrn Commissarii zu verbrennen entschloßen; weil er aber in Wegschaffung der Praedicanten J. D. Gehorsamb geleistet, den Altar, Taufstein, Predigtstuhl und der Praedicanten Epitaphia aus der Kirchen gethan, die Glocken weggenommen, den Thurm abgetragen, haben J. D. ihn begnadet, daß ihm solches Gebäu — doch daß einiges Religion-Exercitium darin nicht werde gehalten — unzerstöret verblieben ist.

Als nun solches Alles zu Radkersburg verrichtet worden, sein die Herrn Commissarii auf die andern Städte armata manu, ungefährlich mit 1000 Mann — da zu den Vorigen etlicher Städte Schützen gestoßen — fortgezogen und erstlich zu Marburg ankommen. Daselbst ist schier ebenmäßiger Proceß wie zu Radkersburg gehalten worden, die Bürgerschaft modo solito, wie oben vermeldet, zur katholischen Religion ermahnet, etliche Nobilirte hinweggeschafft, der katholische Generaleid vorgehalten und die obbemelte Instruction verlesen worden.

Herr Wolf Wilhelm Freiherr von Herberstein hat ein Schloß gar nahe bei Marburg, Windenau genannt, bei welchem er gehabt eine sectische Kirche, Schul und Praedicantenhaus. Zu solchem sectischen exercitio sei die Marburger haufenweis hinausgelaufen. Bemelte Synagog haben die Herrn Commissarii den 8. Januarii diß 600ten Jahres in Brand gesteckt und sowohl die Schul und Praedicantenhaus als die Kirchen mit Pulver zersprengt. Und weil bemelter Herr von Herberstein J. F. D. decreta verächtlich gehalten, ist auf die Brandstatt ein Galgen ufgerichtet worden. Sobald aber die Commissarii mit dem Kriegsvolk wiederumb gen Marburg kommen, hat der von Herberstein den Galgen wiederumb abhacken laßen: Derohalben folgenden Tag in aller Frühe wiederumb ein dreifacher Galgen an das vorig Ort gesetzt worden und von den Commissarien ihme von Herberstein ein Dekret zugeschickt worden, daß er den vorigen Galgen habe umbhacken laßen, werde J. D. ungestraft nicht laßen; itzund aber werde ihme bei Verlierung Hab und Gut ernstlich befohlen, daß er den wiederumb neu aufgerichten dreifachen Galgen unbetrübt verbleiben laße. Wann er dann wohl hat vermuthen können, da er ferners wider solches Hochgericht was attentiren würde, daß die Herrn Commissarii mit den großen zu Petau liegenden Stücken, mit welchen Petrinia ist bezwungen worden, ihm vor sein Haus rücken würden, hat er sich eines Beßeren bedacht und den Herrn Commissarien eine schriftliche Entschuldigung zugeschickt.

Es befinden sich auf dem Windischen bezauberte Leut, so sich seltsamb werfen, umbgauglen und sich sehr wunderbarlich stellen, nachmals in ecstasi, als wenn

sie todt wären, liegen: wenn sie nun wiederumb zu sich selber kommen, predigen sie dem Volk, sie haben visiones gesehen, die Chör der Engel, die heiligen Apostel und die würdigste Jungfrau Maria in einem schönen goldenen Saal und dergleichen mehr; item die Mutter Gottes wolle kurzumb, daß man ihr zu Ehren Kirchen baue, sonderlich eine bei S. Leonhard im Windischen Pühel; und in dieselbige Kirche werde von den Engeln das heilig Grab von Jherusalem in Lüften geführet; predigen dem Volk, ermahnens zur Buß und haben soviel ausgericht, daß das Volk ein Kirchen bei S. Leonhard im Windischen Pühel, zum (vermeinten) heiligen Grab genannt, gebauet, zu welcher das Volk haufenweise gelaufen. Und gleich wie die Lutherischen zu wenig, als glauben dergleichen Leut superstitiose zu viel. Solche Kirch, wie auch noch eine andere zu Leutschach ist durch die Herrn Commissarii in Brand gesteckt worden.

Als die visitatio zu Marburg verrichtet worden, seind die Herrn Commissarii more solito auf die Städte Petau, Windisch Früstritz, Cili und Windischgrätz gezogen, dieselbigen alle sowohl als die zwo vorige modo praedicto reformirt. Also sein auch folgende Märkt so wohl als die Städte reformirt worden, nemblich: Ganewitz, Saxenfeld, Traburg, Eibiswald, Leutschach, Leibnitz, Wildau, welche Oerter alle seind visitirt und Gottlob glücklich und wohl reformirt.

Zu Gatzelitz ist ein Friedhof, so die zu Dätenbeck erbauet, zerstöret worden.

Zu Windisch Grätz ist ein großer Friedhof sampt einem Kirchlein, so von Landherrn erbauet worden, mit Böcken angerennt und zerstöret worden.

Zu Arnfels ist ein schöner, dem Herrn von Gera gehöriger Friedhof zerstoßen und ganz und gar niedergelegt worden.

Den 19. Januarii ist das schöne herrliche, von Marmelstein durch die Landherrn ufgerichte Gebäu, nemblich die sectische Kirch bei Saxenfeld ob Cili mit Pulver zersprengt und mit großem Frohlocken des windischen Volks in Grund verheert, verderbt und zerstöret worden. Solche Synagog hat in die 2000 fl. gekostet.

Zu Schwamberg ist der Friedhof und Kirche auch in Grund zerstoßen worden.

Zwei Friedhöfe und stark gemauerte Kirch bei Leibnitz seind den 28. Januarii mit Pulver zersprengt und in Grund zerstöret worden.

Die Filialkirch bei Arnfels, darin Herr von Gera sein sectisch exercitium gehabt, ist dem Pfarrer zu St. Johann im Saxenthal eingehendigt worden.

Als nun dieses Alles vermelter Maßen und andere viel Sachen mehr, so wegen der lieben Kürze nicht können beschrieben werden, durch die Herrn Commissarien verrichtet worden, sein sie vom Schloß Seckau ob Leibnitz, da sie dieser Commission ein Ende gemacht, nach Gräz gezogen und ihrer Commission halber Relation gethan, darob J. D. wohl zufrieden gewesen.

Letzlich ist zu merken, daß der Herr Bischof die fundamenta catholicae religionis dermaßen eingebildet, erklärt und eingedruckt, daß durch Beistand Gottes fast alle Bürger und Einwohner bekehrt, auch viel derjenigen, so ihrer Halsstarrigkeit halber ausgeschafft worden, Gnad begehren und sich wöllen weisen lassen.

Nachmals ist der obbemelte katholische Generaleid in allen Städten und Märkten geleistet und aufgenommen worden.

Dann zum dritten ist an allen Orten die obbemelte Instruction verlesen worden, und sollen die Anwälte und Pfarrer darob sein, daß sie allenthalben alle halbe Jahr verlesen und ins Werk gerichtet werde, in widerigem J. F. D. Berichts und Bescheids erwarten.

Digitized by Google

Zum vierten sind an allen Orten sectische Bücher in etlich 1000 Stück verbrennet worden. Man hat auch der nobilitirten Personen in Städten und auf dem Land nicht verschonet; allein in der Landesherrns Schlößer einzugreifen, haben sich die Herrn Commissarii bishero enthalten.

Letzlich ist an allen Orten der Rath, da es die Notdurft erfordert, verändert und auch die Stadtschreiber in J. D. Gelübd genommen worden.

Christian Meyer.

Uebervölkerungsfragen.

Der Missionsinspector Dr. Fabri zu Barmen, einer unserer klügsten und würdigsten Theologen, hat, nachdem er seine Schrift über Colonialpolitik („Bedarf Deutschland der Colonien?") geschrieben, einen offenen Brief an Dr. Otto Zacharias in Hirschberg ausgehen lassen, eine Broschüre, deren Titel ist: „Ein dunkler Punkt". (Gotha, Perthes. 1880.) Der dunkle Punkt in der Broschüre des Dr. Zacharias, der die Antwort des Dr. Fabri veranlaßt hat, ist das französische Zweikindersystem, als vorzüglichstes Mittel, den wirthschaftlichen Nothständen, wie sie in Oberschlesien jüngst wieder aufgetreten sind, gründlich zu begegnen.

In Nebenpunkten, die auf das Thema Bezug haben, ist Dr. Fabri mit dem schlesischen Schriftsteller ganz einig. Beide erwarten von legislatorischer Thätigkeit wenig, beide gar nichts von dem Bildungsschwindel, der von Fachschulen für das Volk Heilung des Pauperismus erwartet. Auch Fabri wünscht Verzögerung der Eheschließungen und will eine solche Maßregel, die sich den höheren Ständen von selbst aufzwingt, auch für die niederen Klassen gesetzlich angeordnet wissen. Die Uebel, die diese Verzögerung wahrscheinlich nach sich ziehen werde (uneheliche Geburten, Prostitution) scheinen ihm weniger groß, als die ohne die Verzögerung der Ehe zu erwartenden Nothstände, freilich sind ihm die Napoleonischen Worte „la recherche de la paternité est interdite" ein schreiendes Unrecht. Daß gegen die Prostitution noch kein Mittel von eingreifender Natur gefunden worden ist, giebt Fabri zu. In diesem wie in den übrigen Problemen ist ihm jedoch die ethische Frage entscheidend und bei allen Erleichterungen der versuchlichen Lagen, in denen viele Gedrückte straucheln, hält er doch stets fest, daß Niemand an der oft genug schweren Aufgabe vorbeikommt, seine Naturtriebe zu zügeln und zu beherrschen.

In Bezug auf das Zweikindersystem kann Fabri nicht leugnen, daß es neben anderen Factoren (wie größerer Nüchternheit und stärkerem Spartrieb) in der That eine der Ursachen des wirthschaftlichen Wohlstandes in Frank-

Digitized by Google

reich ist. Aber er läßt sich darum noch lange nicht zu einer Empfehlung dieser Sitte für uns verleiten. Die Thatsache, daß sich gegenwärtig die germanischen Völker (Deutschland, England, Nordamerika, Skandinavien, Schweiz) stark vermehren, die romanischen fast gar nicht, zeigt nach Fabri nicht die Nothwendigkeit von einschränkenden, bedenklichen Präventivmaßregeln, sondern einer wohlgeleiteten überseeischen Colonisation. Nur so kann die Schwierigkeit der Bevölkerungszunahme die Kraft der Nation stählen, die ihr zugedachte wichtige Mission zu erfüllen.

Sodann freut er sich des Umstandes, daß die deutsche Familie noch an dem Bewußtsein festhält, daß Kinder nicht sowohl eine Last als ein Segen sind. Dies Gefühl, von dem er freilich in den unteren Klassen mehr wahrgenommen hat als in den oberen, hält er für religiös richtig. Und hier kommt er auf eine religiös-moralische Controverse. Sein Gegner hatte in unklarer Weise vorgebracht, Darwin'sche Forschung und Einsichten in naturgesetzliche Zusammenhänge könnten in diesen socialen Fragen viel helfen. Nun setzt Fabri in sehr urbaner Weise auseinander, wie wenig für so tiefe Dinge wie „Liebe und Wohlwollen" aus der Naturwissenschaft zu lernen sei, wie die menschliche Freiheit Schwierigkeiten ergebe, die sonst nirgend vorkommen. Für uns ist diese Ansicht Fabri's längst erwiesen, und man kann sich dafür auf anerkannte Naturforscher und Philosophen wie F. A. Lange berufen. Freilich verläßt Fabri auch seinerseits den klaren Gedankengang etwas, wenn er, den ethischen Boden verschmähend, zu religiösen Ideen plötzlich emporschwebt. Er sagt nämlich: „Wer noch an irgend eine göttliche Weltlenkung glaubt, kann die Entstehung des Menschen weder als Zufall, noch als einen lediglich spontanen Act menschlichen Wollens und Thuns auffassen." Der anglikanische Geistliche Malthus hat gewiß noch mehr geglaubt, als diese Elemente der Vorsehungslehre, aber das hinderte ihn nicht, so eine Art von Zweikindersystem in der zudringlichsten, widerwärtigsten Weise zu empfehlen, wenigstens den armen Leuten. In dieser Beziehung geht überhaupt Fabri unnöthig weit in den Spiritualismus hinein. Er hat an dem getadelten Systeme z. B. auszusetzen, „daß die Menschen sich in einer der wichtigsten Lebensbeziehungen selbst an die Stelle der göttlichen Vorsehung setzen." In der That thun wir so etwas in der Christenheit überall. Es ist oft genug den Feuerversicherungs-, Hagel-, Lebens-, Unfallversicherungsgesellschaften vorgeworfen worden, daß sie die von der Vorsehung uns zugedachten Prüfungen ganz oder in hohem Maße vereiteln. Aber man hat sich mit diesen Dingen ausgesöhnt. Freilich sie sind nicht so eingreifend, als manche andere. Aber auch in wichtigen Dingen nehmen wir jetzt, da kein delphisches Orakel uns vergönnt, den Willen der Gottheit zu erfahren, das Walten der Vorsehung so, daß es ungestört bleibt von unseren eigenthümlichsten und folgenschwersten Entschlüssen. Wie könnte man sonst als religiöser

Digitized by Google

Mensch sein Amt wählen und verändern, die Ehegattin wählen 2c., welche wichtigsten Entscheidungen ja doch durch unsern spontanen Willen hindurchgehen? Sollte es anders sein, wenn ein Ehepaar aus reiflicher Ueberlegung heraus sich entschließt, ihre Kinderzahl nicht weiter zu vermehren? Fällt es dabei der Vorsehung in den Arm? Kann es ihnen imponiren, wenn Fabri sagt: „Was wissen sie denn, wie diese Kinder gerathen?“ Denn wenn auf dieses unmögliche Wissen etwas ankäme, so würde es wohl von aller Zeugung abhalten. Eben so wenig ist entscheidend der Einwurf Fabri's, die Eltern wüßten nicht, ob ihnen die Kinder nicht bald genommen würden. Sollte es bitterer sein, zwei Kinder zu verlieren, die man ernähren und wohl erziehen konnte, als sechs, die man unzureichend gepflegt hat? Oder ist es durchaus der Wille der Vorsehung, um jeden Preis die Ehen mit überlebenden Kindern auszustatten?

Etwas anderes ist freilich der Einwand, daß dem Zweikindersysteme bei uns die thatsächliche Veranlassung fehlen würde: „Ist irgend ein deutscher Arbeiter, mit dem es sonst richtig stand, der rechtschaffen, tüchtig in seiner Arbeit, gottesfürchtig war, jemals daran zu Grunde gegangen, daß sein Tisch von vielen Kindern besetzt war? Er mag oft schwere Tage, viel Mühe und Arbeit gehabt, aber auch an Durchhilfe und Freuden wird's ihm nicht gefehlt haben. Und es gilt ja in allen Klassen, es ist ein Grundgesetz des Familienlebens, ja des Lebens überhaupt, daß alle wahre Freude und Befriedigung erst aus Arbeit, Sorge und Mühe emporwächst.“ Wenn man so ideale Arbeiter vorführt, so läßt sich das gut hören. Doch paßt die Zeichnung nach unseren Erfahrungen nicht auf den Gegenstand. Es sind meist nicht einfache Arbeiter, denen ihr Kindersegen so aufwächst in freudiger Fülle; diese Erscheinung gehört mehr etwas besser gestellten Kreisen an, Bauern, kleinen Beamten, Geistlichen. Der eigentliche Arbeiter sieht, bei den heutigen Verhältnissen in Wohnung, Nahrung 2c., wie seine Kinder nach und nach ihm wieder absterben, bis auf einige, die mit besonderer Kraft ausgerüstet waren im Kampfe um das Dasein. Er nimmt es, wenn er noch ein religiöses Gefühl hat, als eine Schickung der Vorsehung hin, daß ihm die theuern Kinder genommen werden. Der Nationalökonom spricht von den repressiven Tendenzen der Natur, doch auch davon, wenn er nicht blos Malthusianer ist, daß man die Arbeiter in Bezug auf Nahrung und Wohnung, Ventilation und Licht endlich aus dem menschenmörderischen Zustande herausreißen möge.

Der Verfasser sieht sogar einen ökonomischen Vortheil für den Proletarier darin, daß er viele Kinder hat. Es dauert ja nicht lange, so helfen ihm die ältesten Kinder mit verdienen. Auch dies setzt wieder sittliche Verhältnisse idealer Art voraus. Denn Fabri selbst weiß, wie oft schon sechzehnjährige Burschen ihr Geld für sich behalten. Die Brodherren sind nicht ein-

Digitized by Google

mal gesetzlich in der Lage, wenn sie nicht jeden Augenblick den Vormund zuziehen, den Eltern in gegebenem Falle den Verdienst des Sohnes zuzuwenden. Sonst hat der Verfasser bei diesen Ausführungen Recht. Wenn er freilich meint, daß bei unfruchtbaren Ehen im Alter sich eher Mangel zeige, so liegt das offenbar nur an der bekannten ökonomischen Unwissenheit bei unseren deutschen Arbeitern, die von Sparen, Renten, Versicherung kaum eine Ahnung haben, während bei den Franzosen und Engländern die Kenntniß dieser Dinge bis in die Klasse der Köchinnen verbreitet ist. Die Unfruchtbarkeit der Ehe hat mit der erwähnten Thatsache, die überdies fraglich ist, durchaus nichts zu thun.

Wenn nun in dem Vorigen die Beweisführung Fabri's, wenn wir diesen Ausdruck wählen dürfen, in mehrerer Hinsicht beanstandet wurde, so können wir zusammenfassend seinen Protest gegen das Zweikindersystem nur billigen. Besonders weil die Auffassung des Uebels, wenn man mit solchen symptomatischen Curen vorgeht, immer ungründlicher wird, namentlich die Augen dann immer mehr, was Fabri mit Recht fürchtet, von der sittlichen Reform der Gesellschaft abgelenkt werden.

Mag der Wohlstand Frankreichs zum Theil bestechend wirken, mögen auf dem Lande sich neben Nüchternheit und Sparsamkeit noch einige Tugenden finden, die wir allen Grund haben nachzuahmen, wir können aus französischen Quellen dennoch ersehen, daß die ernstesten Schriftsteller sich einen Rückgang des Landes nicht verheimlichen. Und eins der Symptome dieses Rückganges ist die Sterilität der Ehen. Wir können ohne Zweifel sagen, das französische Zweikindersystem, das sich an der deutschen und belgischen Grenze übrigens noch nicht eingebürgert hat, ist nicht ganz, auch nicht zum größeren Theile, aus der Furcht vor Uebervölkerung hervorgegangen, sondern es ist eine Wirkung vieler ethischen Motive, wie sie in der französischen Gesellschaft unserer Tage zusammenwirken. Sie alle haben die Abschwächung des Familienlebens zum Mittelpunkt. Und während dies Uebel früher weniger beachtet wurde und die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit vielmehr als Zunahme der idées de prévoyance gepriesen wurde, haben die Erfahrungen des letzten Krieges von Seiten der nationalen Existenz und der künftigen Rache an den Deutschen andere Urtheile geweckt. Wenn in zwanzig Departements die Bevölkerung seit 1872 abnimmt, die Gesammtbevölkerung Frankreichs seit fünf Jahren nur um 802 000 zugenommen hat (von diesen gehen eigentlich noch 200 000 Ausländer ab, als Mehreinwanderung), während die Nachbarstaaten eine drei- bis vierfache Vermehrung erfahren, so ist keine Möglichkeit vorhanden, daß Frankreich seine militärische Ueberlegenheit wieder gewinnt, die es vor Zeiten hatte und längere Zeit zu haben schien. Bei guter Ausnutzung der Eisenbahnen kann es vielleicht im ersten Zusammenstoße durch große Truppenzahl

Digitized by Google

einen Erfolg erringen, aber das zähe Deutschland ist ihm auf die Dauer doch überlegen. Größere Zahl von Menschen von härterer Lebensgewohnheit, hinter denen die Familien, nicht blos der abstracte Staat steht, kurz — die Partie wird für Frankreich immer bedenklicher. Und das ist es eben, was die Schriftsteller von Ruf jetzt treibt, das Land zu warnen, und was ihnen auch die Augen öffnet über das System, von dem das Zweikindersystem nur ein einzelner Theil ist.

Louis Legrand sagt 1879 in einem von der Akademie gekrönten Berichte: „Die Zahl der unehelichen Geburten vermehrt sich bei uns nicht mehr. Anstatt darin eine Verminderung der Unzucht zu sehen, muß man wohl einfach darin eine Verminderung der Fruchtbarkeit der Unzucht sehen. Wenn die Ehen mehr und mehr unfruchtbar werden, so muß es die Unzucht noch mehr werden, die ja darauf hinausgeht, unfruchtbar zu sein."

Es ist die bodenloseste Unwissenheit, zu sagen, die Beschränkung der Kinderzahl sei bei den Franzosen eine berechnete keusche Enthaltung vom Geschlechtsverkehre. Man kann sie selbst darüber spotten hören, daß unsere Soldaten, als sie in Frankreich waren, so wenig erpicht waren auf sexuelle Genüsse, die ihnen nicht oft abgeschlagen worden wären. Sie begriffen die Zurückhaltung der Deutschen nicht, während wir umgekehrt noch mehr Zurückhaltung bei Officieren und Mannschaften oft genug zu wünschen in der Lage waren. Man kann den Deutschen andere Fehler in höherem Maße vorwerfen, aber in der sexuellen Nüchternheit stehen sie thurmhoch über den Franzosen, vor der Ehe und in der Ehe. Wenn nun die Ehen wenig fruchtbar sind, so liegt das an der sittlichen Verderbtheit des Familienlebens. Die Frau will mit dem Manne zusammen verdienen, um möglichst bald ein Rentierdasein zu genießen; oder in höheren Ständen will sie möglichst wenig Zeit dem Hause widmen, um desto mehr Geld und Zeit auf die Freuden des Luxus zu verwenden. Pornocratie et luxure sind die großen Götter der Zweikindernation. Es ist eine schreckliche Thatsache, daß eine französische Dame zu ihrem begehrlichen Manne sagt: „laß mich in Ruhe, hier hast Du zwanzig Francs, damit gehe zu Deiner Maitresse". Kann man sich eine deutsche Familie denken, in der ein solches Anerbieten gemacht würde? Wer nur etwas nachdenken kann, weiß, was daraus folgt. Noch eins, ein junger Ehemann, kaum mit einer schönen, jungen Frau verheirathet, geht zu den Dirnen in Paris, warum? seine Frau ist ihm zu ruhig, er will ein nervös leidenschaftliches Entgegenkommen der Sinnlichkeit. Da kann man denn Proudhon glauben, wenn er sagt: „La prostitution tend a devenir universelle. On ne peut plus se fier à aucune femme, à aucune fille. Celle à qui la fortune accorde tout en abondance et que le besoin ne pousse pas à une galanterie mercenaire, s'y jette par curiosité du

vice, inflammation des sens et recherche de la volupté." Nicht aus dem Zweikindersysteme, aber zugleich mit demselben geht aus dem Mangel an Familiensinn, aus Genußsucht und sexueller Leidenschaft hervor der Fortschritt der Franzosen in den eigentlich unnatürlichen Lastern, besonders in Paris selbst. Wenn einst im Mittelalter die Dirnen die Männer zu sich herein nehmen wollten und Widerstand fanden, so schimpften sie die Widerstrebenden, indem sie ihnen Sodomiterie und Päderastie vorwarfen. Jetzt geht beides Hand in Hand. Und die Frauen, nicht blos unten, sondern auch in den oberen Schichten, erhitzen sich ebenfalls an einander. Lassen wir wieder Proudhon sprechen: „C'est l'impudicité qui a perdu la noblesse française et qui perd aujourd'hui bourgeoisie et plèbe. Le mariage devenu une affaire, le concubinage dédaigné — also wilde Ehen, die doch immerhin eine Ordnung auferlegen, schon ein überwundener Standpunkt — nous sommes en pleine promiscuité. Nous voilà parvenus à l'amour unisexuel, on parle de parties fines où la „fashion" féminine se livre, comme les Romaines de Juvénal, à des combats tribadiques, et l'on m'assure que l'usage commence à s'en répandre dans les pensionnats de demoiselles et parmi les ouvrières."*)

Die Erklärung, wie mit solchem Hange der französischen Bevölkerung sich das Zweikindersystem vertrage, liegt dann ferner in dem Ammenwesen, dem modernen Bethlehemitischen Kindermord. Dr. Bon sagt: Von den 922 700 jährlichen Geburten in Frankreich sollten normaler Weise in dem ersten Jahre nur 46 135 durch den Tod aufgehoben werden, es sterben aber 166 811, also 120 656 Kinder sind Opfer der Unwissenheit und des Verbrechens. Die Unwissenheit besteht wesentlich in der schlechten Behandlung der Milchernährung. Aber das andere ist schlimmer. Tausende von Ammen holen Jahr aus Jahr ein Kinder von Paris und anderen großen Städten ab und bringen niemals welche zurück. Dr. Brochard nennt zwei Gemeinden, wo die Pflegekinder alle sterben. Gewisse Ammen sind daher von den Bureaus sehr gesucht; eine solche hatte schon vierundsechzig Pflegekinder sterben lassen, während ihre eigenen vier Kinder völlig gesund waren. Der Erzbischof von Bordeaux schlägt die Zahl der so getödteten Kinder auf jährlich 100 000 an.**) Es scheint noch zu wenig zu sein.

---

*) Wir finden die französischen Quellen in den sehr werthvollen Büchern des Professor Baumgarten: „La France contemporaine" und „Travers la France".

**) Bei der geringen Geburtenzahl in Frankreich kommt auch in Betracht, daß sich dort jetzt zusammen 500 000 Menschen (Geistliche, Mönche, Nonnen ꝛc.) befinden, denen die Ehe versagt ist. Ihr Beispiel und ihre Lehre trägt nicht zur Werthschätzung des Familienlebens bei. Man erinnere sich, daß ein Kirchenvater sagt, der verheirathete Apostel Petrus habe den Schmutz der Ehe durch seinen Märtyrertod abwaschen müssen.

Digitized by Google

Wir haben genug gesagt, um zu wiederholen, daß das französische Zweikindersystem nur ein Glied in der Kette beklagenswerther sexueller und wirthschaftlicher Zustände ist, es ist nicht sowohl Ursache als Wirkung. Wollten wir es in Deutschland einführen, so ließe sich nicht folgern, daß auch das andere Unzuchtsübel bei uns sich in französischer Weise steigern würde, aber es wäre auch nicht ausgeschlossen, denn in den Menschen, so sehen wir es täglich, liegt der Zunder zu allem Schlechten, und keine Nation soll sich pharisäisch erheben. Rümelin bemerkt, daß auch in Deutschland jährlich 170 000 kleine Kinder mehr sterben, als z. B. in England und Belgien gestorben sein würden. Selten geht die legitime Ehefrau darauf aus, diese schwachen Geschöpfe auf irgend eine Weise zu tödten, sie sterben wegen unvernünftiger Behandlung und in Folge von Noth und Armuth, wie man schon aus der Statistik erkennen kann. Dr. Fabri sagt sich das nicht gern. Unsere Frommen singen: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten"; in Verbindung mit der Ansicht, daß die Kinder ein Segen Gottes sind, bedeckt man dann den Untergang so vieler Wesen mit der Phrase, es sei einmal „Schickung Gottes". Dies ist immer noch würdiger, als wenn man einfach auf das Naturgesetz verfällt, nach welchem in der ganzen organischen Natur viel mehr Keime entstehen, als erhalten werden können im Kampfe um das Dasein. Aber auch jene Phrase ist nur ein Mittel, sich abzufinden mit einem Zustande, den man nach seinen naturgesetzlichen Bedingungen nicht näher erörtern mag. Nehmen wir die Dinge in Deutschland, wie sie sind, so werden wir freilich der Wahrheit gemäß, ganz wie Dr. Fabri, sagen müssen, daß die Liebe zur Familie und die Aufopferungsfähigkeit für dieselbe bei Mann und Frau noch größer ist, als bei unseren Nachbaren, daß aber die proletarische Kinderzeugung damit wenig zu thun hat, sondern aus der thierischen Sorglosigkeit armseligen Beieinanderwohnens hervorgeht, das durch keine idealeren Freuden gewürzt wird. Hirth erzählt in den Annalen (1875, Seite 1282): „Als ein mir nahe befreundeter Geistlicher einen armen hungrigen Fabrikarbeiter bei der Anmeldung seines zehnten Kindes ermahnte, nun endlich der Vermehrung seines häuslichen Elends Einhalt zu thun, erhielt er die cynische Antwort: Ja, sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist unser Schweinebraten". Wie sich die ethische und physische Zukunft der in solcher Atmosphäre erwachsenden Jugend gestalten wird, kann man im Allgemeinen errathen. Diese Sumpfluft ist verderblich, und wenn man dagegen etwas versucht, so ist es dabei nicht die Absicht, der Ueberwölkerung zu wehren, sondern die Verpestung der Sittlichkeit durch solche Erzeuger möglichst zu beschränken.

Denn mit der Furcht vor Ueberwölkerung hat es gute Wege, wie Fabri mit seinen anziehenden Colonisationsprojecten genügend dargethan hat. Es erinnert dieser Jammer über die einstige Ueberwölkerung an die bekanntlich

sicher bevorstehende Zeit, wo unsere abendländischen Kohlen consumirt sein werden, oder an die ebenso sicher bevorstehende Vergletscherung der Erde in so und so viel Millionen Jahren. Fabri hat ganz Recht, wenn er realistisch denkend es ablehnt, Probleme zu berücksichtigen, die erst nach Jahrhunderten entstehen, und so können wir von der Uebervölkerung absehen, nicht blos von der absoluten, sondern auch von der relativen, nach Oertern und Gesellschaftsschichten auftretenden. Kann der Staat weder gesetzlich die relative Uebervölkerung heben, noch durch Ueberredung die bürgerliche Gesellschaft zur Beseitigung des Nothstandes vermögen, nun, so wird die Gesetzgebung schon geändert werden, so daß der Staat die Mittel erhält, dem Uebel zu steuern, auch durch Nöthigung zur planmäßigen Auswanderung. Das Alles kann also noch warten.

Was inzwischen geschehen kann und soll, hat in ganz anderen Motiven zu wurzeln. Die sittliche Veredelung des Menschen, namentlich des bildungslosen und hilflosen Menschen, um damit sein Loos und das seiner Kinder zu einem glücklicheren und inhaltsvolleren zu machen, das ist eine Aufgabe für sich. Es giebt Schwätzer, die das zu erreichen glauben allein durch christliche Predigt und ethische Vorhaltungen. Da diese Mittel nie ohne Anwendung geblieben sind und doch die moderne Zeit, nach den Jeremiaden dieser Prediger selbst, immer schlechter und ungläubiger wird, so muß die Methode an Unvollständigkeit leiden; sie muß ergänzt werden. Dr. Fabri hat diese Ergänzung nicht in dem Bildungsschwindel der Wanderprediger finden mögen. In der That, so gering noch die geistige Cultur in unserm Volke ist, wo angeblich Jeder lesen und schreiben kann, so sehr man also noch auf Erhöhung des allgemeinen Bildungsstandes hoffen muß, so kann man doch von so äußerlichen Dingen nicht viel erwarten. Werthvoller sind die Bestrebungen, die man jetzt „Innere Mission" nennt, eine principielle Verbindung christlicher Gedanken mit humanitären Rettungsarbeiten, wie sie sich an die Namen Wichern, V. A. Huber und andere knüpfen. Diese Arbeiten in Verbindung mit der Entwickelung der socialen Gesetzgebung auf dem Gebiete der Steuern, der Fabrikarbeit, der Arbeiterversicherung, der Sanitätsinspection, der genossenschaftlichen Arbeit, über welche wir jetzt ein merkwürdiges Buch von Ed. Braun: „Die dreistufige Arbeit und der Genossenschaftsstaat" (Elberfeld, Faßbender) besitzen, müssen das Beste thun und der ethischen Hebung erst die nöthigen wirthschaftlichen Vorbedingungen schaffen. Jetzt schon vorzugehen mit gesetzlichen Verboten, wie z. B. mit dem Verbote, vor dem 25. (20.) Jahre eine Ehe zu schließen, oder die Eheschließung abhängig zu machen von einem ärztlichen Atteste über die Gesundheit der Nupturienten, oder von dem Nachweise eines gewissen Vermögens, oder der Einzahlung eines Betrages in eine staatliche Ausstattungskasse (Schäffle), alle diese Maßregeln sind weder

Digitized by Google

auf der Seite des Staates jetzt schon genug durchgesprochen, noch ohne Weiteres zulässig, noch auf der Seite des Volkes, dem man helfen will, nur verständlich. Sie würden daher heillose Verwirrung hervorbringen. Sicher wird alles dies sich in einer fernen Zeit allgemein empfehlen, aber man kann das nicht von außen in die Gesellschaft einpflanzen. Es muß erlebt werden, und diese sicherste Methode ist auch die langsamste.

Wenig scheint Dr. Fabri zu besorgen von den philosophischen Velleitäten, die, für das Zweikindersystem oder noch Schlimmeres plaidirend, in den höheren Regionen der Gesellschaft sich ein Publikum erworben haben und durch eine entsprechende Schandliteratur sich in das bürgerliche Haus Eingang zu verschaffen suchen. Ist das Menschenleben ein Uebel, so kann Dr. Mainländer die Erlösung darin finden, daß immer mehr die Kinderlosigkeit zunimmt, die endlich zum Aussterben der Rasse führt. Mainländer meint das offen und ehrlich als wirkliche Enthaltsamkeit. Ed. von Hartmann bemerkt als realistischer Kopf sofort, daß Mainländer mit Darwin in Conflict kommt. Nur hervorragende Individuen würden freiwillig Keuschheit auf sich nehmen, um ihre Kinder vor dem Elende des Daseins zu bewahren; die gemeine Masse würde sich hüten, dies zu thun, würde vielmehr bald genug die leergewordenen Plätze durch ihre Sprößlinge besetzen, so daß (nach Vererbung) die Verthierung, Dummheit und Brutalität nur größer würde. Hartmann findet demnach, daß Ausrottung des Geschlechtstriebes in der Weise der russischen Skopzen eher und leichter zum Ziele führen würde. Aber auch dies verlangt doch zu viel vom Menschen. Daher muß man noch weiter gehen — und hier tritt eben die Schandliteratur ein — man muß den Geschlechtsgenuß gestatten, aber mit Aufhebung seiner Folgen.

Es ist E. von Hartmann natürlich unmöglich, dieser Wendung der Sache zuzustimmen. Im Gegentheil, er kämpft energisch gegen Alles der Art, gerade weil er in diesen Rathschlägen so vieles sieht, was dem egoistischen Triebe zusagt. Er thut dies in dem bekannten Werke: „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ (Seite 692 ff.), einem Buche, das so vielfach interessant ist. Es ist speciell für uns merkwürdig, daß Hartmann in dem, was er abweist und was er dafür setzt, mit Dr. Fabri fast völlig harmonirt bei vollster Verschiedenheit in den höchsten und letzten Gesichtspunkten. Er erörtert z. B., wie viel darauf ankomme, daß der hohe Geschlechtsberuf des Weibes ihm selbst und der Gesellschaft zum Bewußtsein komme, und wenn auch seine Sätze zuletzt auf einen gespensterhaften Gedanken hinbiegen, es ist schon gut, daß sie ausgesprochen werden. Wir glauben, daß sie bei uns, wie jetzt die Dinge noch stehen, Anklang genug finden werden und dem Gifte feiger Sinnlichkeit Widerstand zu leisten helfen, das sich jetzt in England und Deutschland den Massen anbietet. Würde es, was nicht geschehen möge, doch

Digitized by

Eingang finden, so würde das ein Zeichen sein, daß unsere Mission zu Ende wäre. Wir strichen uns selber aus, und die Menschheit müßte ohne uns ihre Bahn wandeln.

Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten.*)

Diese Erinnerungen rühren von einer Persönlichkeit her, die an und für sich nichts Bedeutendes an sich hatte, noch uns jetzt wesentlich neue Aufschlüsse über eine durchlebte Phase ihrer engeren Heimath zu geben vermag. Aber es weht ein eigenthümlich anziehender Hauch durch diese „Ricordanze", welcher ihnen vielleicht einen bleibenderen Platz in der italienischen Literatur sichern wird, als selbst den „Vorlesungen über italienische Literatur", durch die allein der Name des Verfassers in weitere Kreise gedrungen ist.

Luigi Settembrini war ein Mann der Schule: er war zum Lehrer geboren; auch fühlte er es selbst früh genug. Sehr jung, kaum siebzehnjährig, in Santa Maria di Capua Advocat, befand er sich in seiner Stellung „wie der Esel inmitten von Musik". So bedurfte es für ihn nichts anderes, als zwei Vertheidigungen von Nothdiebstählen zu verlieren, um sich auf und davon zu machen und nach Neapel zu entfliehen. In welchem Zustande sich damals die allgemeine Bildung nicht nur im Reiche beider Sicilien, sondern der ganzen Halbinsel befand, ist zur Genüge bekannt. Auch giebt uns Settembrini selbst einige Andeutungen, wenn er erzählt, daß ein damaliger Professor der lateinischen Literatur an der Universität sich weder Conradin's von Hohenstaufen erinnerte, noch Ludwig IX. von Frankreich von San Luigi Gonzaga zu unterscheiden verstand, während ein Minister des Innern den Namen Pasquale Galluppi's nicht kannte, als der originelle Denker längst jenseits der Alpen bekannt war. Settembrini selbst fühlte das Bedürfniß erneuter Universitätsstudien, um sich für das Lehramt vorzubereiten, das er einige Jahre später (1835), zweiundzwanzigjährig, nachdem er sich zuvor verheirathet hatte, am Lyceum zu Catanzaro antrat.

Aber „lehren war für mich dasselbe wie Verschwörungen vorbereiten". Seine sittliche Natur sträubte sich gegen die bourbonische Mißwirthschaft, und der Lehrer ohne den Erzieher war ihm gar nicht denkbar. Den König Ferdinand II. schildert er folgendermaßen: „ein wahrer Lazzaronikönig, geboren und erzogen als Typus des Lazzarone; gemein, geizig, abergläubisch, fühlte er sich gering und glaubte alle Anderen unfähig; spitzbübisch, verschlagen, nicht, wie es den Anschein hatte, aus langer Regierungspraxis erfahren;

*) Luigi Settembrini, Ricordanze della mia vita. Con prefazione di Francesco De Sanctis. Napoli, Antonio Morano. 1879—1880. 2 Bde.

Digitized by Google

treu nur gegen sein Weib, liebevoll gegen die Kinder, bescheiden und ehrsam im Hause, abscheulich als Herrscher." Dennoch waren seine Helfershelfer, die Delcarretto, De Liguoro, Tanfano viel schlechter, und ihnen, oder ihren Spionen hatte es Settembrini zu verdanken, auf bloßen Verdacht hin, ohne daß man ihm auch später triftige Gründe dafür beibringen konnte, eingesperrt und jahrelang in Haft gehalten zu werden.

Hier im Gefängniß entstand der erste Gedanke der Ricordanze, doch niedergeschrieben wurden sie erst in den letzten Lebensjahren des Verfassers, wenigstens der erste Band, denn der zweite besteht nur aus aneinandergefügten Briefen, Fragmenten, Betrachtungen und dergleichen aus der zweiten Gefängnißzeit (1849 bis 1851) und der darauffolgenden Zwangshaft (1851 bis 1859). Ein eigentliches Kunstwerk ist demnach nur der erste Theil; aber was dem zweiten an zusammenhängender, einheitlicher und überschaulicher Erzählung abgeht, ersetzt er doppelt durch die Unmittelbarkeit seines Inhaltes, der oft von hinreißender Wirkung ist.

Der ersten Haft entlassen, widmete sich Settembrini von Neuem dem Unterrichte, doch mit denselben revolutionären Tendenzen, die ihn schließlich im Januar 1848 zum Verfasser der berühmten Protesta machten. Zu etwas Anderm war er nicht geschaffen. Als ihm Carlo Poerio nach Bewilligung der Verfassung eine Secretärstelle im Unterrichtsministerium verschafft hatte, empfand er in jenen Tagen „einen fortwährenden Kopfschwindel", so daß er nach zwei Monaten seinem neuen Amte, wie einst der Advocatur, entsagte. Indessen darf man daraus durchaus nicht schließen, daß er auch theoretisch nicht wußte, was er eigentlich wollte. Bei allem Eifer für die liberale Sache entging es ihm keineswegs, daß all das leichtsinnige Benehmen und überflüssige Schwatzen der Actionspartei das Unternehmen zu keinem guten Ende führen konnte, und nachträglich urtheilt er objectiv genug: „Die Schuld lag an Allen; jeder hatte sein Theil: das Volk war toll, die Regierung feig und unerfahren, der König böswillig und wortbrüchig."

Das Mißlingen konnte Settembrini indessen nicht abhalten, sich nach eingetretener Reaction aufs neue für die Sache zu verwenden, die ihn ein zweites Mal in die Haft und fast aufs Schaffot brachte. Er war „auf Hörensagen" angeklagt: 1) Rädelsführer einer revolutionären Secte, 2) Verfasser einer Proclamation, 3) Verbreiter verbotener Schriften zu sein. Begründet waren nur die beiden letzten Aussagen; erwiesen wurde keine. Dennoch traf ihn nach mehr als anderthalbjährigem Gefängnisse durch Urtheil des Gerichtshofes mit zwei anderen Gefährten die Todesstrafe, die nur durch zufällige Umstände in lebenslange Zuchthausstrafe umgewandelt wurde.

Wie sehr nur ideale Zwecke den Verschwörer leiteten, geht aus dem ganzen Werke und aus seinem Leben hervor; von besonderm Interesse in

Digitized by Google

dieser Hinsicht aber ist einmal seine selbstgeschriebene lange und beredte Vertheidigung (Band II, Seite XV bis CXLII), sodann vor allem der Brief, den er in der Stunde, wo über sein Leben entschieden wurde, an seine Frau schrieb. Hier sagt er unter anderm: „... Meinen beiden Kindern lasse ich das Beispiel meines Lebens und einen Namen, den ich immer unbefleckt und ehrenvoll zu halten gesucht habe.... Drei Vorschriften lasse ich ihnen: an Gott zu glauben und ihn verehren; die Arbeit schätzen; über alles aber das Vaterland lieben. O, meine angebetete Luise, sind dies die Freuden, die ich dir in den ersten Tagen unserer Liebe versprach?... Aber jede Klage wäre jetzt eine Beleidigung Gottes, denn sie würde uns die Tugend verneinen lassen, um derentwillen ich sterbe. O, Luise, das Wissen ist nur Schmerz, die eigentliche Tugend bereitet nur Bitterkeit. Aber wie schön sind diese Schmerzen und Bitternisse! Meine Feinde kennen die Schönheit und Würde dieser Schmerzen nicht; in meinem Zustande würden sie zittern: ich bin ruhig, denn ich glaube an Gott und an die Tugend. Nicht ich, sondern zittern muß, wer mich verurtheilt, denn er beleidigt Gott.... Siehe, ich schreibe dir ohne Thränen, mit fester und fließender Hand, mit heiterm Sinne, und das Herz pocht mir nicht.... Gott, ich empfehle dir mein Vaterland...."

Wer so in der Stunde der Ungewißheit schreiben konnte, wird auch das Aergste mit Würde tragen. Oft droht er zusammenzubrechen unter den moralischen Eindrücken im Bagno zu Santo Stefano, wo die um politischer Zwecke willen Verurtheilten mit den gemeinsten Verbrechern zusammengepfercht wurden, die nach einem Menschenalter verlorener Freiheit nur noch thierischer als zuvor geworden waren. Dann aber rafft er sich immer wieder auf und hat Kraft genug, Betrachtungen selbst über die verworfensten Naturen anzustellen und den Ursachen ihrer Versunkenheit nachzugehen. Ja, selbst zur Arbeit rafft er sich auf, indem er, mit unzähligen Hindernissen kämpfend, einen griechischen Schriftsteller übersetzt. Wohl ist es zum guten Theile der Gedanke der Erlösung, welcher ihm diese Stärke giebt; aber die Befreiung soll ihm aus eigener Kraft, das heißt durch die Flucht, oder aus freiem Antriebe der Regierung kommen, nicht durch persönliche Erniedrigung, durch kein Gnadengesuch, das er entrüstet von sich weist, weil er fürchtet, damit gewissermaßen seine frühere Schuld und die Gerechtigkeit der erlittenen Strafe einzugestehen. Nicht um ihn ist's ihm zu thun, sondern um ein Princip, um die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Vaterlandsliebe.

Sehr charakteristisch ist folgende Stelle. Nachdem er fast sechs Jahre unsägliche moralische Qualen im Bagno von Santo Stefano erduldet, und ihm augenblicklich jede Hoffnung auf Flucht und Befreiung genommen war, empört ihn der Gedanke, daß England und Frankreich Ferdinand II. Vor-

Digitized by Google

stellungen über die Mißwirthschaft im Innern gemacht hatten: „Ich freue mich im Stillen, daß der König sich hartnäckig zu den Vorstellungen Englands und Frankreichs verhielt; wenigstens zeigt er etwas Muth und Charakterfestigkeit. Wie? Soll dieses arme Land und seine Regierung immer den Stärkeren gehorchen? Was haben die Fremden bei unseren inneren Angelegenheiten mitzureden? Ist etwa das Land ein Feudum Frankreichs oder Englands? . . .“ Es lag ihm daran, den König gerechter, vernünftiger, menschlicher zu sehen; wurde er dies nicht durch eigene Einsicht und den Druck der öffentlichen Meinung im Innern, so war der Zeitpunkt der Erlösung noch nicht gekommen. Jede äußere Drohung, so empfand er, galt nicht so sehr dem Individuum, als durch das Haupt der Nation selbst. Es kam ihn hart an, fern von Weib und Kindern zu leben, die er verehrte, die er liebte mit einer Innigkeit, Tiefe und Ausdauer, wie sie hier oft einen bewundernswerthen Ausdruck gefunden haben; in materieller Unfreiheit, geistiger Oede, unter Verbrechern, die ihn in Stunden der Noth an seinem eigenen Seelenheile verzweifeln und schwere Angstrufe ausstoßen ließen; oft ohne Aussicht auf Errettung, dann gefoltert monatelang von dem Gedanken an die mögliche Flucht. Erst der Januar 1859 brachte ihm die Freiheit, zunächst im Exil, sodann in der menschlicher verwalteten Heimath. Dort widmete er sich die letzten drei Lustren, die ihm zu leben noch vergönnt waren, von neuem dem Unterrichte der Jugend, nun an der Universität von Neapel und ohne Verschwörungen. Ein Leben, das in Thun und Leiden das Wort Vauvenargues' bestätigt: les grandes pensées viennent du coeur.

P. Lanzky.

Aus dem deutschen Reichstage.

In der umfassenden Denkschrift, durch welche der Reichskanzler den Gesetzentwurf wegen Unterstützung der deutschen Seehandelsgesellschaft, die die Godeffroy'schen Unternehmungen auf den Südsee- und speciell Samoainseln weiter führen soll, begründete, ist der folgende Satz in den Vordergrund gestellt: „Die bisher mit Erfolg vom Reiche befolgte Politik besteht darin, in den außerhalb der ausschließlichen Machtsphäre anderer Staaten liegenden Gebieten die Gleichstellung und volle Gleichberechtigung Deutschlands und seiner Angehörigen mit den meistbegünstigten Nationen zu sichern.“ Diese wenigen Worte enthalten kurz und treffend ein Programm deutscher Colonialpolitik, in dem wir den gesunden und scharfen Blick Bismarck's in Zusammenfassung weiter und großer Verhältnisse eben so dankbar erkennen, wie in den sonstigen Gebieten seiner auswärtigen Politik. Eine deutsche Colonialpolitik, die die

Digitized by Google

Annexion fremder Gebiete und damit die Belastung Deutschlands und Verwickelung in fremde Händel von sich weist, die vielmehr, eben so wie sonst die deutsche Politik, die Selbständigkeit und Gleichberechtigung anderer Staaten anerkennt und für Deutschland diese Gleichberechtigung namentlich für seinen Handel endlich da sichern will, wo es überhaupt noch möglich ist, ehe England, die Vereinigten Staaten und andere auch dort eine solche Superiorität erringen, die eine Gleichberechtigung deutschen Handels ausschließt; eine solche äußerst bescheidene Colonialpolitik scheint uns ein eben so richtiges wie unentbehrliches Ziel für unsere auswärtige Leitung. Die deutsche Industrie hat kein ausreichendes Gebiet im innern Markt, wir müssen deshalb unsere fremden Absatzgebiete erweitern und wir können sie am sichersten da erweitern, wo andere Nationen sich noch nicht mit überwiegendem Einfluß festgesetzt haben; dahin gehören besonders die Südseeinseln, wir rechnen dahin allerdings eben so die durch die neuesten Forschungsreisen erschlossenen Gebiete Afrikas und betrachten es als Aufgabe sowohl des deutschen Handels wie unserer auswärtigen Leitung, mit aller Energie dafür thätig zu sein, daß die deutsche Industrie sich dort Absatzgebiete sichert. Der Handel allein kann dies nicht, er bedarf dazu einer Mitwirkung des Reiches. Denn im Verkehre mit diesen uncultivirten Völkerschaften bildet die Furcht vor der nationalen Macht und Bedeutung der handelnden Nationen einen sehr wichtigen Factor. Solche, die den Verkehr auf den Südseeinseln aus eigener Anschauung kennen, behaupten, daß der deutsche Handel dort einen großen Abbruch erleiden werde, wenn die Meinung vor der Macht und Bedeutung der jetzt in hohem Ansehen stehenden deutschen Flagge einen Abbruch erleide, und sie werde Abbruch leiden, wenn die dortigen Godeffroy'schen Besitzungen und Unternehmungen in Folge der Zahlungsunfähigkeit dieses Hauses in nicht deutsche Hände übergehen sollten. Zur Zeit ist der deutsche Handel dort dem jeder andern Nation überlegen und ist wesentlich dahin gebracht worden durch die großartigen und verdienstlichen Unternehmungen des Hauses Godeffroy, dessen Zahlungsunvermögen nicht durch seine Südseeunternehmungen, sondern durch Speculationen namentlich auf montanem Gebiete in Deutschland veranlaßt ward. Die Gefahr liegt nahe, daß englische Gläubiger die Nachfolger Godeffroy's in den Südseeunternehmungen werden oder daß die ganzen Unternehmungen eingehen, das heißt, daß an die Stelle des deutschen Handels, der dort einen erfreulichen Aufschwung genommen hatte, Engländer und Amerikaner treten. Es ist traurig, daß der deutsche Handel selbst nicht so viel Energie hatte, die wenigen Millionen aufzubringen, die zur Fortführung und Uebernahme der Godeffroyschen Unternehmungen nothwendig sind. Angesichts aber der bedauerlichen Thatsache, daß die eigene Thatkraft des deutschen Handels hierzu nicht zu bringen war, finden wir es gerechtfertigt, wenn die Reichsregierung, um

Deutschland aus seiner mühsam errungenen Position nicht verdrängen zu lassen, den Versuch machte, dies Ziel durch eine Reichssubvention zu erreichen, die das Reich nicht weiter engagirte als für eine Zinsengarantie bis zur Höhe von 300 000 Mark jährlich. Von einer Speculation oder einem eigenen Handelsunternehmen des Reiches ist dabei eben so wenig die Rede, wie von dem Eintreten für ein bankerottes Unternehmen; dem einen wie dem andern würden wir nicht das Wort reden. Das Interesse des Hauses Godeffroy und seiner Gläubiger kommt aber um so weniger dabei in Frage, als dessen gesammte Südseeunternehmungen bereits vorher in den Besitz einer besondern Gesellschaft übergegangen waren, die aber nicht im Stande ist, dieselben fortzuführen. Für die Reichsintervention ist nur das nationale Interesse des deutschen Handels maßgebend. Wir bedauern, daß der Versuch der Reichsregierung, hier unterstützend einzutreten, vom Reichstage zurückgewiesen worden ist, und zwar hauptsächlich deshalb zurückgewiesen, weil man lediglich vom kaufmännischen Standpunkte der unmittelbaren Rentabilität die Angelegenheit betrachtete. Weil der in Sachen des überseeischen Handels gewiß sehr viel erfahrene Abgeordnete Meyer versicherte, daß er früher selbst von diesem Südseehandel eine günstige Meinung gehabt und deshalb einen eigenen Agenten dorthin geschickt habe, der ihm aber berichtet habe, daß dort nichts zu machen sei, und weil der Abgeordnete Bamberger in einer oratorisch glänzenden Rede nachzuweisen versuchte, daß das ganze Südseegeschäft eine unbedeutende Bagatelle sei, und daß er die betreffenden Actien nicht geschenkt nehmen möchte, deshalb ließ der Reichstag den Versuch für Einleitung einer verständigen Colonialpolitik fallen. Freilich nicht deshalb allein, es kamen andere Gründe hinzu, die das ablehnende Votum des Reichstages mehr erklärlich machen. Viele konnten sich nicht von der wenn auch irrigen Vorstellung los machen, daß es sich um die Reichsintervention für ein fallites Unternehmen handle, Manchen schien das Bismarck'sche Schreiben, auf welches hin die Zeichnungen für das jetzige Unternehmen erfolgt sind, Verwandtschaft zu haben mit den Aufforderungen zu einer Gründung, vor allem aber waren Viele und mit Recht unbefriedigt von der mangelhaften sachlichen Begründung und Vertretung der Sache durch die Regierung. Wäre der Reichskanzler persönlich erschienen und für das aus seiner eigensten Initiative hervorgegangene Unternehmen eingetreten, so bezweifeln wir keinen Augenblick, daß die Mehrheit dem Plane gesichert war. Die jetzige Ablehnung durch den Reichstag, nachdem die Reichsregierung sich so weit in der Sache engagirt hatte, halten wir für einen bedauerlichen Fehler, den Niemand schmerzlicher empfinden wird, als die zahlreichen Deutschen über der See. Dort wird der ablehnende Beschluß des Reichstages als eine deutsche Niederlage empfunden werden, und Bamberger's scharfsinnige Beweisführungen für die Unrentabilität des Unternehmens, der

einige Concurrenten auf der Tribüne mit Befriedigung zuhörten, gewähren dafür keinen Trost. Vielleicht kann die Sache noch etwas verbessert werden dadurch, daß der deutsche Handel sich endlich aufrafft und, was er von Anfang an hätte thun sollen, aus eigenen Mitteln ohne Garantie des Reiches das Unternehmen weiter führt. Für den Reichstag aber ändert dies nichts an der Thatsache, daß er in einer wichtigen nationalen Frage unserer auswärtigen Beziehungen sich nicht über den kurzsichtigen Börsenstandpunkt kaufmännischer Berechnung erheben konnte, dem vielleicht etwas Schadenfreude über Mißlingen eines Bismarck'schen Planes beigemischt war. Das Centrum betheiligte sich auffallender Weise gar nicht an der Debatte, stimmte aber geschlossen gegen die Vorlage.

In dasselbe Gebiet unserer auswärtigen Handelsbeziehungen gehören die Gesetzesvorlagen über Verlängerung unserer Handelsverträge mit Belgien, Oesterreich und der Schweiz. Sie sehen auch in dritter Lesung, die voraussichtlich am letzten Sitzungstage dieser Session stattfinden wird, einer anstandslosen Genehmigung entgegen. Das staatsrechtliche Bedenken, dadurch hervorgerufen, daß die Regierung die Prolongation des österreichischen Vertrages bis 30. Juni d. J. dem Reichstage nicht zur Genehmigung vorgelegt, war in der Motivirung der jetzigen Prolongation bis 30. Juni 1881 von der Regierung in durchaus loyaler Weise beseitigt worden und ein früher gestellter Antrag, der diese Vorlegung verlangte, konnte daher durch eine Tagesordnung beseitigt werden, die das Recht des Reichstages wahrte. Charakteristisch aber bleibt die Thatsache, und das kam natürlich in der Debatte sehr unzweideutig zum Ausdruck, daß trotz unserer entente cordiale mit Oesterreich wir entschieden zu keiner Einigung mit ihm über einen wirklichen Handelsvertrag kommen können. Wir behelfen uns mit Prolongationen auf ein halbes oder ganzes Jahr, die aber vom früheren Inhalte wenig mehr als das Zollcartell übrig gelassen haben; bei aller politischen Freundschaft haben wir uns wirthschaftlich mehr und mehr von Oesterreich entfernt und an der Grenze sind wir vom Zustande des Zollkrieges nicht mehr weit entfernt. Man bemüht sich, diesen Zustand als ein Provisorium zu bezeichnen, das im Wege weiterer Verhandlungen bald dem Definitivum eines neuen Handelsvertrages oder gar einer Zolleinigung weichen werde. Wir fürchten, das wird eine Täuschung bleiben, und der gegenwärtige Zustand wird definitivum bleiben. Die Verheißung des vorigen Jahres, daß unsere Schutzzollpolitik uns zu günstigen Handelsverträgen führen werde, ist damals als eine Täuschung bezeichnet worden und erweist sich heute als solche. Unser autonomer Schutzzolltarif erleichtert nicht den Abschluß günstiger Handelsverträge, sondern erschwert ihn. Wozu soll Oesterreich einen Handelsvertrag mit uns abschließen, wenn wir die Verhandlung mit der Erklärung eröffnen, daß an unserm autonomen

Digitized by Google

Tarife kein Jota geändert werden darf, daß unsere agrarischen Zölle, die die Ausfuhr österreichischer Cerealien (sein wichtigstes Interesse) erschweren, um nichts ermäßigt werden dürfen? Um das zu haben, braucht Oesterreich keinen Vertrag mit uns, denn der Vertrag soll einen Vortheil gewähren vor dem vertragslosen Zustande; stehen sich aber beide Theile gegenüber mit der starren Festhaltung ihrer autonomen Tarife, so ist eben ein Vertragsverhältniß theils überflüssig, theils unmöglich. Höchstens wird dann eine solche Forderung hervorgerufen, wie sie jüngst im österreichischen Reichsrathe gestellt ward, nämlich daß Oesterreich gegenüber dem erhöhten deutschen Zolltarife seinen eigenen Tarif erhöhen solle, damit es dann im Vertragswege Concessionen machen könne. Wenn solcher Gedanke Nachahmung finden sollte, so würde sich damit eine erfreuliche Aussicht eröffnen auf gegenseitige fortgesetzte Tarifsteigerungen. Das also ist eine der Wirkungen der vorjährigen Zollpolitik, daß wir damit den vortheilhaften Weg der Regelung der internationalen Handelsbeziehungen durch Verträge uns verschlossen haben und wahrscheinlich nur durch Revision unseres autonomen Tarifes, der als Panacée uns angepriesen ward, ihn wieder eröffnen können. Den Gedanken einer Zolleinigung mit Oesterreich hat jetzt selbst Herr von Varnbüler sehr entschieden als ganz unausführbar erklärt. Wir freuen uns, hier einmal mit Herrn von Varnbüler völlig übereinzustimmen.

Mit unseren Handelsverträgen kommen wir also in gegenwärtiger Session nicht vorwärts, nicht über den Nothbehelf kurzer Prolongationen hinaus und zwar in nothwendiger Consequenz der vorjährigen Tarifreform. War im vorigen Jahre diese Reform der Handelspolitik in Zusammenhang gebracht mit einer Finanz- und Steuerreform, für die aber kein wirklicher Plan, sondern nur in allgemeinen, sehr vagen Umrissen ein unbestimmtes Project angedeutet ward, so zeigt sich solcher Zusammenhang insofern auch jetzt, daß diese Finanzreform eben so wie die Handelsverträge ohne jede Förderung durch die gegenwärtige Session verbleibt. Die beiden in dieser Richtung vorgelegten Gesetze, Brausteuer und Börsen- und Quittungssteuer bleiben in stillschweigendem Einverständnisse zwischen Regierung und Reichstag unerledigt; ein dritter Entwurf, der eine Wehrsteuer einführen soll, hat die Berathungsstadien des Bundesrathes noch nicht durchlaufen und man prophezeit, daß er auch aus dem Bundesrathe nicht wieder herauskommen werde. Wir wollen für heute nur constatiren, daß also die gegenwärtige Session weder die Finanzreform noch die Regelung unserer internationalen Handelsbeziehungen fördern konnte. Ein Stück der Finanzreform, wenigstens ein beabsichtigtes Stück, das Tabaksmonopol, hat durch die Art, wie der Richter'sche Antrag abgelehnt ward, eine unerwartet ungünstige Censur erhalten. Die motivirte Tagesordnung, die wir im letzten Berichte als Ablehnungsform für diesen

Antrag ankündigten, hat theils durch die überwältigende Mehrheit, die sich dafür aussprach, theils durch die Art der Begründung, die Bedeutung eines starken Votums gegen das Monopol gewonnen. Die Begründung lag wesentlich im Hinweis darauf, daß bei Vereinbarung des Tabaksgesetzes im vorigen Jahre Regierung und Reichstag ganz übereinstimmend und nachdrücklich betont hätten, daß mit diesem Gesetze nun für eine Reihe von Jahren der Industrie Ruhe und Stetigkeit gesichert werden müsse und daß deshalb zur Zeit diese Besteuerungsform des Tabaks nicht schon wieder durch die Vorbereitung des Monopoles in Frage gestellt werden dürfe. Eine durchaus verständige und echt conservative Anschauung, die von nationalliberaler Seite vertreten ward; leider vermissen wir diesen wirklich conservativen Zug jetzt recht häufig in den Kreisen, die als Hort des Conservatismus gelten und wir sehen dort anstatt dessen eine stete Unruhe und Hast und Wechsel in gesetzgeberischen Plänen. Ohne alle Wirkung für die Weiterverfolgung des Monopolgedankens in allernächster Zeit wird dieses mit so großer Mehrheit ausgesprochene Votum des Reichstages nicht bleiben können, freilich wissen wir wohl, daß die Tabaksindustrie nur auf Zeit hieraus Beruhigung schöpfen kann. Schon dies indeß ist ein Gewinn. Für die Dauer können und dürfen die Gesetzgebungsfactoren durch solche Beschlüsse gar nicht auf bestimmte Principien festgenagelt werden. Wenn aber für eine Zeit lang der nach unserer Meinung verderbliche Plan des Tabaksmonopoles in seiner weiteren Verfolgung gehemmt worden ist, so erkennen wir darin schon einen erfreulichen Vortheil. Höchst befremdlich war das gänzliche Schweigen der Regierung über ihre Stellung zur Sache, eine Passivität neben der sonstigen Unruhe seitens der Regierung, die der jetzigen Session ihre ungünstige Signatur ertheilte.

Das Socialistengesetz ist in dritter Lesung, genau in der von nationalliberaler Seite gleich beim Beginne der Session gewünschten Fassung mit Zweidrittelmehrheit angenommen worden. Interessant war dabei, daß durch diese Debatte die Dissonanzen in zwei Parteien, nämlich Centrum und Socialdemokratie, zu Tage traten. Vom Centrum trat ein Redner gegen und der andere für das Gesetz auf, und zwar polemisirte der zweite, Graf Ballestrem, wesentlich gegen seinen Fractionsgenossen von Heeremann. Vom Centrum stimmten schließlich etwa fünfzehn für das Gesetz, das Gros der Partei aber, mehr als Dreiviertel, blieb bei seiner verneinenden Haltung. Von den Socialisten erklärte der durch seine wiederholten offen revolutionären Reden bekannte Hasselmann, daß er nicht im Namen seiner Genossen reden könne, daß er gar nicht von dem Gesetze betroffen werde, daß er nicht Socialdemokrat, sondern revolutionärer Demokrat sei, daß er sich völlig mit den russischen Nihilisten und französischen Communards identificire, daß die Zeit

Digitized by Google

des parlamentarischen Geschwätzes endlich vorüber und die Zeit des Handelns gekommen sei u. s. w. Hätte das Gesetz, das vom Regierungstische aus durch den Minister Graf Eulenburg sehr geschickt und würdig vertheidigt ward, noch weiterer Begründung für seine Nothwendigkeit bedurft, so wäre sie mit dieser rothen Brandrede gegeben gewesen. Wir wünschen, daß mit dem Ablaufe der neuen Verlängerungsperiode, Mitte 1884, die Zustände keine neue Begründung für weitere Verlängerung des Gesetzes darbieten. Zur Zeit können wir das Gesetz nicht entbehren, aber es bleibt ein trauriger Schatten, der auf unser Rechts- und politisches Leben fällt, daß wir den Schutz solchen Gesetzes bedürfen.

Die Klagen über zunehmende Verbreitung wucherlicher Geschäfte haben nun ein Gesetz zu Stande gebracht, das den Wucher in neuer Begriffsbestimmung unter härtere Strafe stellt. Als Kriterium der Strafbarkeit soll dienen, daß Jemand den Leichtsinn, Unverstand oder die Noth Jemandes zu Erreichung ungebührlicher Vortheile ausgebeutet hat. Bei der Unbestimmtheit dieser Begriffe ist dem richterlichen Ermessen ein überaus weiter Spielraum gelassen; in der Hand eines erfahrenen und unparteiischen Richters eine Wohlthat, in der Hand eines ungeschickten Richters eine sehr gefährliche Waffe. Die früheren ungestümen Forderungen auf Beschränkung der Wechselfähigkeit, Feststellung eines gesetzlichen Zinsmaximums u. s. w. sind auch von conservativer Seite theils fallen gelassen, theils nicht ernstlich weiter verfolgt worden. Mit dem Erlasse dieser Strafbestimmungen können wir uns einverstanden erklären, dagegen nicht einverstanden mit dem hinzugefügten Artikel über die civilrechtlichen Folgen des wucherlichen Gebahrens. Wir fürchten, daß diese äußerst schwierige Materie, so isolirt vom bürgerlichen Rechte der Verträge, keine glückliche Lösung gefunden hat und mehr rechtliche Verwirrung erzeugen, als Schutz vor wucherlicher Ausbeutung gewähren wird. Wenn wir aber mit den neuen Strafbestimmungen uns einverstanden erklären, so geschieht es nicht, weil wir darin ein sicheres Mittel gegen wucherliche Geschäfte erblicken, sondern weil das Rechtsbewußtsein im Volke eine Ergänzung und Erweiterung unserer strafrechtlichen Bestimmungen über den Wucher erfordert. Die völlig berechtigte sittliche Verurtheilung vieler wucherlicher Geschäfte neben ihrer Straflosigkeit vor den Gerichten erzeugte einen Zwiespalt, eine Beunruhigung des öffentlichen Gewissens, theilweise auch ein Mißtrauen gegen unser Strafrecht, daß dadurch allerdings die Herbeiführung einer größeren Harmonie zwischen sittlicher und strafrechtlicher Verurtheilung durch Erweiterung der strafrechtlichen Bestimmungen geboten erschien. Der wirkliche Schutz gegen Ausbreitung wucherlicher Geschäfte ist freilich auf anderen Gebieten zu suchen, namentlich in besserer Gestaltung unseres Credit-

Digitized by Google

systemes, denn die Schwierigkeit, den unentbehrlichen Credit zu erhalten, ist in vielen Fällen die erste Quelle wucherlicher Ausbeutung.

Als erfreulich betrachten wir, daß die mehrjährige Verhandlung der Frage in der öffentlichen Meinung die extremen Forderungen allmählich ausgeschieden und alle Parteien auf die jetzige maßvolle Behandlung der Sache vereinigt hat. Die liberalen Parteien haben ihren zu weit getriebenen Grundsatz des laisser faire, laisser aller und die conservativen Parteien ihre Forderung des gesetzlichen Zinsmaximums und der Beschränkung der Wechselfähigkeit fallen lassen, und so ist man sich jetzt begegnet auf dem, wie uns scheint, im Ganzen richtigen Standpunkte der Behandlung der Sache.

Nicht dasselbe kann man sagen von der Behandlung, welche die conservativen Anträge auf Aenderung der Gewerbeordnung erfahren haben. Diese Anträge brechen vollständig mit dem bisherigen Principe der Gewerbefreiheit und setzen an dessen Stelle wieder das frühere System der Gebundenheit des Gewerbebetriebes in geschlossene Innungen. Der Name der Zwangsinnungen ist noch vermieden, der Sache nach sollen sie mit reicher Ausstattung von Privilegien wieder hergestellt werden. Wird das System wirklich durchgeführt, so muß mit logischer Nothwendigkeit die Wiedereinführung der Bann- und Verbietungsrechte sich daraus entwickeln. Der Reichstag hat diese Anträge mit großer Mehrheit (ziemlich genau zwei Drittel der Stimmen) angenommen. Die ausführlichen Debatten darüber blieben Monologe des Reichstages, die Regierung bewahrte auch hierbei ihr vollständiges Schweigen und beeinträchtigte damit in keiner Weise den günstigen Effect der conservativen Reden für die nächsten Wahlen, für welche sich die Conservativen damit sehr zahlreiche Stimmen aus der Klasse der Gewerbtreibenden gesichert und wahrscheinlich eine bedeutende Zahl von Parlamentssitzen, die der liberalen Seite verloren gehen werden, errungen haben. Wir wollen dahin gestellt sein lassen, inwieweit diese Einwirkung auf die nächsten Wahlen mit den Anträgen beabsichtigt war, auffallend war, daß selbst solche Conservative für die Anträge stimmten, die einen Theil derselben für zu weitgehend und unausführbar erklärten.

Die Agitation für Wiederherstellung von Zwangsinnungen, worin viele das sichere Heilmittel für alle Schäden der Gegenwart erkennen, ist eine so weit verbreitete und mächtige, daß man sich darüber nicht täuschen darf, daß große Bevölkerungskreise ihre Stimme bei den nächsten Wahlen von dieser Frage abhängig machen und nur demjenigen geben werden, der das Gegentheil von dem thut, was dieselben Wählerschaften vor einem Dutzend Jahren verlangten. So schnell wechselt in Deutschland die öffentliche Meinung und springt von einem Extrem ins andere; daß eine große Mehrheit des Reichstages einer augenblicklichen Strömung mit bedenklichem Seitenblicke auf die

nächsten Wahlen folgte, erscheint uns kein gutes Zeichen. Daß aber die Regierung das System der Anträge sich aneignen und in Gesetzesform bringen werde, halten wir für ausgeschlossen, weil dieses System unvereinbar ist mit unserer wirthschaftlichen Entwickelung, mit dem gegebenen Verhältnisse zwischen Groß- und Kleinbetrieb, mit der auch für den Kleinbetrieb unentbehrlichen Arbeitstheilung und Maschinenverwendung, unvereinbar auch mit dem Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und -Nehmer, wie es sich allmählich entwickelt hat. Die Reichsgewerbeordnung erscheint uns als eine sehr gute gesetzgeberische Leistung, aber natürlich nicht frei von Mängeln, der Weiterentwickelung ebenso fähig als bedürftig, doch unter Aufrechthaltung des Principes der Gewerbefreiheit, das die jetzigen Anträge thatsächlich aufheben. Den Mangel unserer jetzigen gewerblichen Zustände erkennen wir namentlich in dem zusammenhanglosen, atomistischen Nebeneinanderstehen der betheiligten Personen, in dem Fehlen genossenschaftlicher Verbindungen, die fördernd auf das Gewerbe und erziehend auf die Personen, Arbeitsherren und Arbeitgeber, einwirken können. Hier muß geholfen werden, und gerade die liberale Partei ist in dieser Richtung vorausgegangen und hat für die Bildung und Weiterentwickelung freier Innungen, wofür das bekannte Osnabrücker Statut eine so werthvolle Grundlage bildet, eine lebhafte Agitation entwickelt. Das System der jetzt beschlossenen Anträge aber, das thatsächlich die Gewerbefreiheit aufhebt und den wichtigsten, erfolgreichsten Factor, die Selbstthätigkeit der Gewerbtreibenden, ersetzt durch gesetzliche Anordnung, mag einen vorübergehenden Erfolg durch Gewinnung vieler Wahlstimmen erreichen, die Schäden unserer gewerblichen Zustände aber kann man nicht heilen mit einem Systeme, das früheren Zuständen entsprach, die heutige thatsächliche Gestaltung aber völlig ignorirt.

Sehr erregend fiel in die letzten Tage dieser Session die unvermuthete und heftige Art, womit der Reichskanzler die Einbezirkung Altona's und der hamburgischen Paulivorstadt in Angriff genommen hat, um damit zur Einverleibung Hamburg's und Bremen's in den Zollverein überhaupt zu gelangen. Die Reichsverfassung hat bekanntlich dies letztere als Ziel bereits im Auge, macht es aber von der Zustimmung der Hansastädte selbst abhängig. Die Meinungen darüber, ob die ganzen Städte selbst als Freihafengebiete nothwendig beibehalten werden müssen, oder ob es genüge, den Hafen selbst mit den nöthigen Entrepots als Freihafen zu behandeln, sind auch in Bremen und Hamburg selbst getheilt. Wir halten den Reichskanzler für ebenso berechtigt wie verpflichtet, im verfassungsmäßigen Wege die Einbezirkung in den Zollverein anzubahnen, freilich eine Sache, die mit vielen Schwierigkeiten und Opfern verbunden ist und lange Vorbereitung erfordert, wenn die völlig berechtigten Interessen der Hansastädte nicht verletzt werden sollen. Der Weg

einer starken Pression, der jetzt eingeschlagen wird, scheint uns aber nicht auf das Ziel hin, sondern von demselben abzuführen, denn diese Art des Verfahrens muß nothwendig den Widerstand gegen den Anschluß verschärfen, wie sich dies ja gleich in Hamburg gezeigt hat. Die Einverleibung der Pauli-vorstadt ohne Zustimmung des Hamburger Senates ist verfassungsmäßig mindestens zweifelhaft. Daß sie versucht wird auch ohne den Versuch einer Verständigung mit dem Hamburger Senate, auch ohne demselben nur eine Mittheilung zu machen, ist ein solcher Gegensatz gegen die bisherige Praxis, die sich bemühte, die einzelnen Bundesglieder in schonender Handhabung der Verfassung erst fest aneinander wachsen zu lassen, ein so gänzliches Fallenlassen einer für den Bundesstaat doch unentbehrlichen bundesfreundlichen Rücksicht, daß es wohl natürlich scheint, wenn die Mitglieder des Bundesrathes erschreckt sind über die Aussichten, die sich damit den Mittel- und Kleinstaaten eröffnen. Der Bundesrath hat nun zu entscheiden, ob trotz des Hamburger Protestes dem preußischen Antrage auf Einverleibung der Paulivorstadt entsprochen werden darf und soll. Die Neigung dazu scheint augenblicklich gering; ob dennoch der Schreck über die neuliche Kanzlerkrisis und die Möglichkeit ihrer Erneuerung den Bundesrath zur Zustimmung bewegen wird, ist fraglich. Eine Kräftigung unseres Verfassungslebens können wir in der Form des Verfahrens nicht finden, für so berechtigt wir auch das Bestreben an sich halten, Hamburg und Bremen in den Zollverein einzuverleiben. Die Interpellation im Reichstage hat ebenso wenig wie eine längere Unterredung des Reichskanzlers mit den hamburgischen Abgeordneten zur Lösung des Knotens beigetragen.

Der Schluß des Reichstages soll Montag, den 10. Mai, erfolgen. Daß wichtige Vorlagen unerledigt bleiben, ist nicht zu leugnen, war aber bezüglich einiger, wozu wir die Steuervorlagen rechnen, längst vorauszusehen, weil sie zur Zeit nicht reif sind zu gesetzlicher Regelung. Die Nothwendigkeit des Wiederzusammentritts des preußischen und baierischen Landtages drängt sehr stark auf den Schluß des Reichstages hin; wir wollen nicht leugnen, daß die hochgradige Apathie und Ermüdung, die in der Physiognomie des Reichstages sich nicht minder zeigt, wie anderwärts, diesen Erwägungsgrund noch verstärkt. Ob der preußische Landtag nach seinem Zusammentritte mit einer Vorlage zur Beilegung des Culturkampfes beschäftigt werden wird, ist so lange zweifelhaft, als die römische Curie ihren versöhnlichen Worten nicht auch versöhnliche Thaten hat folgen lassen. Das Centrum, in stets lavirender Haltung, fühlt sich nicht sicher und gar nicht siegesgewiß. M.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Antijüdische Agitation. — Die Bewegung gegen die Judenherrschaft in Deutschland hatte lange Zeit nur den Charakter einer Rassenantipathie, ohne bestimmten religiösen und wirthschaftlichen Hintergrund. Auch die Zeitschrift, die in Berlin von W. Marr gegründet wurde, genannt „die deutsche Wacht", brachte im Anfang nur Artikel speciell zu diesem Zwecke, die Rassenverschiedenheit und Charakterdifferenz der germanischen und semitischen Art recht deutlich und saftig hervortreten zu lassen. Marr ist zu dieser Art von Literatur wie geschaffen, und man kann von ihm lernen, wie eine geistige und populäre Schreibweise beschaffen sein muß, die auf den modernen Bürger berechnet ist. Seit einiger Zeit ist mit der „deutschen Wacht" eine Veränderung vorgegangen. Marr figurirt nicht mehr auf dem Titel und der Zusatz: „Monatsschrift für nationale Entwickelung" deutet an, daß man für die antijüdische Agitation eine breitere Grundlage sucht, wo möglich größere Parteien mit ins Interesse ziehen will. Der Inhalt des neuen Heftes bestätigt das. Denn als Hauptartikel des siebenten Heftes ist die erste Hälfte eines Vortrages abgedruckt, der von Dr. Stolp gehalten worden ist in einer Versammlung der christlich-socialen Arbeiterpartei in Berlin. Also eine Anlehnung an die bekannten, von Hofprediger Stöcker geleiteten Bestrebungen, die socialdemokratischen Ziele auf dem Gebiete des lutherischen Christenthums und der Monarchie möglichst zu erreichen. Der verworrenen Natur dieser Bestrebungen entspricht der vorliegende Theil des Vortrages in vorzüglicher Weise. Der Verfasser spricht von den bisherigen Parteien ziemlich wegwerfend, um seine social-conservative neue Partei dagegen zu preisen, deren Natur er praktisch beschreiben will. Es ist, wie er wohl mit Recht sagt, ein „schwacher Versuch", den er zu diesem Ende macht. Wie Andere legt er diesem Versuche eine Kritik des gewöhnlichen (römischen) Eigenthumsbegriffes zu Grunde, dem er den germanischen gegenüber stellt. Auch die falsche Etymologie des Wortes „Eigenthum" (von „Thun") nimmt er stillschweigend auf, um schließlich zu behaupten, daß das germanische Eigenthumsrecht überhaupt und allgemein ein Schutzrecht für jede eigene Arbeit und jedes eigene Thun ist, der Staat daher allen denen, „die der sogenannten besitzenden Classe nicht angehören, ein ähnliches oder gleiches (wie schön dies „oder" ist) Recht dadurch sicherstellen muß, daß er der besitzlosen Arbeit verhältnißmäßig dieselben Erfolge und Früchte zu Theil werden läßt, wie der mit dem Besitze oder der Sachenherrschaft verbundenen Arbeit". Sonst würde nämlich die Gleichberechtigung fehlen und der Herrscher über Sachen gleich wieder seine Mitmenschen als Arbeitskraft ausbeuten. Die praktische For-

Digitized by Google

derung geht nun vorläufig dahin, daß der Staat allen Gewerbetreibenden die Selbständigkeit ihres Betriebes sichert und ihnen dadurch die Möglichkeit gewährt, für die Verwerthung ihrer Arbeit den möglichst hohen Ertrag zu erzielen. Damit kann nur etwas Apartes gemeint sein, denn auch jetzt hindert der Staat diese Selbständigkeit durchaus nicht. Der Verfasser meint in der That das Aparte, daß nach altem Zunftgesetze ein Meister höchstens vier Lehrlinge und Gesellen halten dürfe. Er hat zwar die Einsicht, daß sich damit nichts Erhebliches machen läßt, und daß man die Großindustrie doch nöthig hat. Kurz, wie sich die Sache künftig machen läßt, ist ihm unklar, aber daß es sich machen läßt, ist ihm gewiß, er ruft inzwischen die berüchtigte „Deutsche Landeszeitung" zu Hilfe, mit ihren kräftigen Worten über die modernen Geld- und Raubritter.

Der zweite Aufsatz: „Zur Bevölkerungsfrage" kommt auch nur beiläufig auf die Juden, in sehr roher Weise. Wahrhaft erschrecklich ist es nämlich, daß so viele christliche Frauen Juden heirathen, von 1000 Juden heirathen 32 bis 35 evangelische Damen; katholische Damen sind in Preußen weniger von den Juden gesucht; der Verfasser meint, weil sie noch ganz unter dem Einfluß der Priester stehen; wir meinen, weil sie meist weniger Geld haben. Charakteristisch für die Rohheit des Stils ist der Satz, den er anführt: „Zwischen Pferd und Esel sind Bastarde ebenso möglich, als zwischen Deutschen und Juden, und beide sind gleich widernatürlich."

Der dritte Aufsatz geht auf eine Broschüre des Professor Lazarus in Berlin ein, die in breiter Weise dem Professor von Treitschke beweisen wollte, da die Juden in die deutsche Sprache sich völlig eingelebt hätten, so seien sie Deutsche. Die Thatsache selbst ist nur von einer geringen Zahl von Juden richtig, und gegen diese wenigen, die ganz in das deutsche Geistesleben eingegangen sind, richtet sich auch die wiedererwachte Antipathie nicht. Der Verfasser des Aufsatzes versteht die Absicht des Professor Lazarus nicht, wiewohl er über Arier und Semiten viele Gelehrsamkeit an seine Leser bringt. Der Stil ist wieder vortrefflich, wenn man nur die große Zahl von Rohheiten übersehen könnte, die auf recht grobgewöhnte Leser berechnet sind, namentlich die Vergleichung der Juden mit Trichinen und Parasiten.

Von „Kleineren Aufsätzen" bringt das Heft eine Kritik des Entwurfes über die sogenannte Börsensteuer. Die Kritik geht offenbar von kundiger Seite aus, hat aber mit der Judenfrage direct nichts zu thun. Daran schließt sich eine ähnliche herbe Kritik der Fortschrittspartei, die für „verjudet" ausgegeben wird, sodann eine recht beherzigenswerthe Retrospective auf den Berliner „Kladderadatsch" („Organ von und für Bummler"). Der Eindruck des Ekelhaften läßt sich von diesem Organe nicht wohl entfernen. Daß die Annoncen desselben schon längst die Aufmerksamkeit der Polizei hätten be-

Digitized by Google

schäftigen sollen, ist bekannt. Der Schluß des Heftes besteht in einer Notiz des Inhaltes, daß unter den Photographien, die eine Mannheimer Musikalienhandlung ausgestellt habe, auch die von Hofprediger Stöcker, dem antijüdischen Redner, gewesen sei, und daß die Handlung einen anonymen Brief erhalten mit der Aufforderung, unverzüglich diese Photographie zu entfernen, widrigenfalls kein Jude mehr ihre Musikalienhandlung betreten werde. Die Handlung war gehorsam, für einen Geschäftsmann unter so vielen zusammenhaltenden Juden nicht sehr auffallend.

Das ist die Uebersicht über die neueste antijüdische journalistische Leistung. Man sieht, wie schwierig die Anfänge sind, wie man noch der Unterstützung verwandter Kreise bedarf, und wie man dadurch in die Polemik fremdartige Elemente mischt. Die Sache selbst ist aber nicht gering zu schätzen. Ein Jurist, der neulich aus dem Rheinlande nach Berlin kam, war erstaunt zu hören, wie leidenschaftlich die antisemitische Aufregung fast alle privaten Kreise beschäftigt. Freilich ist wohl in Deutschland keine Gegend, in der das Judenthum so bedeutend hervortritt, als in Berlin. Daher ist auch nicht zu verwundern, daß dort die Antipathie kräftiger als anderswo erwacht ist.

Aus Berlin. Die Fischereiausstellung. — Die glänzende Eröffnung der Fischereiausstellung, die festliche Generalversammlung des deutschen Fischereivereines mit den geladenen internationalen Gästen in den prachtvoll geschmückten Räumlichkeiten des neuen Rathhauses, das Bankett zu Ehren der Schiedsrichter und Delegirten der fremden Staaten im Ausstellungspalaste — alles das hat einen weltstädtischen Zug in unsere Frühjahrssaison gebracht, wie ihn Berlin bisher nicht gekannt hat. Die wachsende Millionenstadt und die Hauptstadt des deutschen Reiches kamen dabei in gleicher Weise zur Geltung. Hatte die letztere schon durch den Congreß eine Probe davon abgelegt, was aus dem „Fischerdorfe an der Spree" im Laufe der Zeit, vor allem aber seit 1870, sich entwickelt hat, so ist das bürgerlich-gewerbfleißige Berlin nun auch den Beweis nicht schuldig geblieben, daß es mit den anderen Weltstädten der Erde in Veranstaltung großartiger internationaler Unternehmungen zu wetteifern vermag. Die Gewerbeausstellung im Vorjahre, so sehr sie die Fortschritte der letzten Jahre und die frische Initiative der Bürgerschaft darthat, und obwohl sie ihrer Natur nach für das schaulustige Publikum mehr Anregung und Interesse bot durch die Mannichfaltigkeit und künstlerische Schönheit ihres Inhaltes als die Fischereiausstellung, wird doch nach gewissen Richtungen hin wesentlich übertroffen durch die letztere. Zum ersten male versammeln wir heuer aus der freien Initiative eines deutschen Vereines, der sich freilich der fördernden Hilfe und des vollen Verständnisses seiner wich-

Digitized by Google

tigen Aufgabe seitens der Staats- und Reichsbehörden zu erfreuen hat, Vertreter von Staaten und Völkern aller fünf Welttheile in unserer Stadt, wo eines der ältesten Gewerbe der Menschheit in seinen Hantirungen, seinen Geräthen, seinen mannichfaltigen Producten und seinen Aufgaben und Zielen dargestellt werden soll. Und nicht blos die officiellen und geschäftlich oder technisch nothwendigen Mannschaften sind gekommen, sondern nicht minder eine reiche, täglich noch wachsende Anzahl von fremden Gästen, welche als Lernende, als Beschauer, als wissenschaftlich oder merkantil interessirte Personen zunächst von der Ausstellung, dann von der deutschen Hauptstadt selbst angezogen, für längere oder kürzere Zeit in den Mauern derselben verweilen. Noch niemals wohl hat Berlin eine so mannichfaltige und starke Anzahl von Fremden aller Länder zu gleicher Zeit versammelt gesehen wie jetzt, und Kundige behaupten, daß die nächsten Wochen noch reicheren Besuch in Aussicht stellen. In dieser Hinsicht wird die Gewerbeausstellung des verflossenen Jahres um vieles übertroffen. Wie Wasser und Meer völkerverbindend, den Horizont erweiternd, die Menschen annähernd und somit dem internationalen Zuge förderlich wirken, so bewährt sich auch in dem ganzen Treiben und Thun, das mit der Ausstellung direct oder indirect zusammenhängt, der frische Zug von Seeluft, der dem Fischereibetriebe eigen und ihm bei aller Einfachheit etwas Ehrwürdiges und Elementares, allgemein Verständliches verleiht.

Es ist aber noch ein Moment hervorzuheben, das unsere Ausstellung — ganz abgesehen von dem, was sie auf ihrem speciellen Fachgebiete leistet — vortheilhaft auszeichnet. Es ist das Arrangement, die Einrichtung und Ausschmückung des Ganzen. Wer die deutschen Abtheilungen auf den bisherigen Weltausstellungen gesehen hat, ihre kärgliche, zum Theil geradezu geschmacklose Anordnung, das Ungeschick in der Inscenirung des Ganzen beobachtet hat, wird auf das Angenehmste überrascht sein, wenn er die Fischereiausstellung betritt. Die Münchener Kunstgewerbeausstellung hatte in Deutschland in dieser Beziehung das Eis gebrochen, die Berliner Gewerbeausstellung folgte ihr in einer von sachverständigen Decorateuren geleiteten Anordnung nach, überbot sie sogar in mancher Hinsicht. Die Fischereiausstellung zeigt in ihrer ganzen Einrichtung einen so fein ausgebildeten Sinn für decorative Effecte und angemessene Eintheilung und Ausfüllung provisorischer Räumlichkeiten, daß man Vollendeteres unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt nicht verlangen oder erwarten kann, und dieser Umstand ist um so erfreulicher, als es sich hier nicht um Gegenstände der Kunst oder des Kunstgewerbes handelt, die an und für sich mehr zu einer ästhetisch befriedigenden Aufstellung einladen, sondern um Stoffe und Producte, die ihrer Natur nach weniger geeignet sind, durch ihre Ansammlung in großen Sälen und Hallen einen künstlerisch befriedigenden Anblick zu gewähren. Dem Ganzen kam freilich sehr

Digitized by Google

zu statten, daß für etwa die Hälfte der Ausstellungsgegenstände der solide Prachtbau des landwirthschaftlichen Museums und Institutes, der vom Baumeister Tiede in hellweißem Sandstein eben vollendet, aber seinem eigentlichen Zwecke noch nicht übergeben war, seitens des Staates zur Verfügung gestellt werden konnte. Dieser schöne Bau in Gestalt fast eines Quadrates umschließt einen Säulenhof von großen Dimensionen, der im ersten Stocke von Wänden mit mächtigen Rundbogenfenstern umgeben und von einem zierlichen Glasdache bedeckt ist. Diese mit herrlichen exotischen Gewächsen aller Art aus den königlichen Gärten reich geschmückte luftige Halle, zu welcher man durch das in einfach classischen Formen gebaute Vestibüle eintritt, bildet den Mittelpunkt des Ganzen. In der Mitte erhebt sich der stolze, in reichem Hochrenaissancestil componirte und mit phantastischen Seeungethümen von Bronce üppig verzierte Brunnen, welcher in der Statue des mächtigen Beherrschers der Meere, des Neptun, gipfelt. Ein Velarium tönt oben an der Decke das scharf einfallende Sonnenlicht ab und persische Teppiche mit den an Goldschnüren darüber gehängten Wappen der ausstellenden Staaten breiten sich von den Bogenfensterbrüstungen niederfallend die Wände entlang. Der goldene Thron, der für den Act der Eröffnung dem Kronprinzen diente, von einer glücklich individualisirten Victoria in Goldbronce überragt, schließt auf hohem Podium an der einen Schmalseite der Halle dieselbe ab, an der andern Schmalseite befindet sich der Eingang zu den provisorisch angebauten Sälen und Grotten. In den diesen gartenartig angelegten Mittelraum umgebenden Säulenhallen sind die Perlen, Muscheln, Korallen &c., so wie die Ehrenpreise (meist Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst) aufgestellt. Wir treten nun in die gewaltige aus Tuffstein errichtete Hauptgrotte ein, die von einem colossalen Mittelpfeiler getragen wird. Hier sind in Bassins und Süßwasseraquarien die schönsten Exemplare aller Arten lebender Fische zu sehen, so wie Krebse und anderes Gethier, das es sich zwischen dem ihm behagenden Gestein und Pflanzenwuchs wohl sein läßt. Rund herum zieht sich das abschnittweise durch große Felsenthore in der Grotte sichtbare und von Oberlicht magisch beleuchtete Rundgemälde Meister Wilberg's, ein den Golf von Neapel in seinem vollen Zauber darstellendes decoratives Gemälde. In den wassergefüllten Glasbassins aber tummeln sich höchst lebendig die Sterletts der Wolga, die stolzen Huchen der Donau, die fetten Lachse des Rheines, die gewaltigen Störe, die zierlichen Goldarfen und roth gesprenkelten Lachsforellen, die raschen Madämaränen, roth schimmernde Goldfische, Saiblinge und wie das kleine und große Fischvolk sonst noch heißt. In Meerwasseraquarien tummeln sich Flunder, Häringe, Quappen, Hummer, Langusten, Dorsche, und die köstliche Auster fehlt so wenig wie das Volk der Polypen. Weiter wandernd gelangen wir in die große, in Gestalt einer hochgiebeligen norwegischen Fischerhütte (außen mit

farbigem Baste bezogen) erbaute Restauration, die mit Netzen, Fahnen, bewimpelten Schiffchen und Emblemen der Fischerei reich und anmuthend graziös gezierte große Ausstellungsrestauration. Von ihr treten wir in den Garten, einem ungefähr viereckigen Raume, der, von Holzhallen umgeben, in seiner Mitte eine Fischräucherei, mehrere kleine Seen mit Booten und Kähnen, auf denen die verschiedenen Völker zum Fischfange ausfahren, Anglerhütten nebst allen Werkzeugen des edeln Angelsports und vielfache größere Geräthschaften enthält, die zum Fischereibetriebe gehören. Weiter öffnet sich an den Garten gelehnt die große Halle mit den in Eis gelagerten zum Theil colossal großen Fischen des Meeres, so wie der Flüsse und Binnenseen. Alle Länder und Oceane haben hier beigesteuert, und es gilt hier nicht blos die Fische an sich, sondern auch die Kunst, sie zu conserviren, anschaulich zu machen. In der Mitte der Halle sieht man in Büchsen, Kübeln und Fässern die eingemachten, geölten, gepickelten, geräucherten ꝛc. Fische mit allen den Zuthaten, die man für diesen Zweck braucht. Ich erwähne endlich noch die Säle und Zimmer, in denen die Methoden der Fischzucht, der Erzeugung und Aufziehung der Fische, so weit möglich, veranschaulicht werden; Eier und junge Thierchen in den verschiedensten Entwickelungsstadien, Brutkästen und -Apparate, Transporteinrichtungen aller Art, Fischfutter, Wasserreinigungsvorrichtungen, eine reiche Literatur über die Fischzucht und die Ausnutzung dieses so nützlichen als unter Umständen billigen und köstlichen Lebensmittels sind hier ausgestellt. Schließlich mögen noch die Geräthe und Methoden des Fischfanges in Netzen, Reusen ꝛc., wie sie bei den verschiedenen Völkern gebräuchlich sind, erwähnt werden, so wie eine reiche Anzahl von Producten und Stoffen, zum Theil künstlerischen Gegenständen, die aus den verschiedenen Theilen der verschiedensten Wasserbewohner hergestellt werden. So viel kurz über die Mannichfaltigkeit der Gegenstände. Zum Theil ist die Ausstellung systematisch, zum Theil nach Nationen bewirkt. Japan und China mit ihren Abtheilungen so wie Italien, Norwegen und Schweden treten durch besondere Geschlossenheit der Charakteristik besonders hervor. Der Besuch der Ausstellung ist bis jetzt ein über Erwarten starker. Am Tage, in der Zeit von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends erschwert die Menge der Beschauer das genauere Studium. Die Direction hat daher von 8—10 Uhr Morgens ein erhöhtes Eintrittsgeld angeordnet, um Platz für die strengeren Beobachter und genauer Prüfenden zu schaffen. Die Ausstellung beweist, daß sie einem Bedürfnisse entspricht und kein Jahrmarkt mit Schaustücken zur Befriedigung bloßer Neugier und Vergnügungslust ist, schon durch den pecuniären Erfolg; sie wird, wie die vorjährige Gewerbeausstellung, vermuthlich statt des sonst bei Expositionen so gewöhnlichen Deficits einen Ueberschuß ergeben, den der deutsche Fischereiverein, dessen wohlthätiger volkswirthschaftlicher und wissenschaftlicher Einfluß

Digitized by Google

sich durch das Gelingen des großen Werkes mächtig heben dürfte, sicher in der wohlthätigsten und angemessensten Weise zur weiteren Verfolgung seiner segensreichen Zwecke benutzen wird. Ehre den Männern, die seit Jahren in aller Stille, aber mit nie rastendem Eifer diesen Zielen nachgestrebt sind, und denen der Triumph dieser ersten internationalen Fischereiausstellung voll zu gönnen ist. —y.

Literatur.

Goethe. Vorlesungen gehalten an der königlichen Universität zu Berlin von Herman Grimm. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, W. Hertz. 1880. — Im Jahre 1877 erstmals in zwei Bänden erschienen, ist das Buch jetzt in einen Band zusammengezogen. Bereichert ist es durch ein Verzeichniß der wichtigsten Goetheausgaben nebst Auswahl aus der Literatur, besonders der Briefsammlungen, durch eine Zeittafel und vor Allem durch ein dankenswerthes Register. Ueber die hervorragende Stellung, die das Grimm'sche Buch in der Goetheliteratur einnimmt, braucht kaum noch etwas gesagt zu werden. Die Eigenthümlichkeit des Verfassers trägt es stark zur Schau: geistvoll, im hohen Stile componirt, der doch zuweilen seltsam ins Burschikose umschlägt, voll weiter Perspectiven, aber nicht frei von Einfällen, die mehr überraschen als überzeugen, Alles in Allem doch die schöne und reife Frucht hingebenden, eindringenden Studiums. Einzelne Ausstellungen, die beim ersten Erscheinen des Buches gemacht wurden, findet man stillschweigend berücksichtigt. Die Auffassung Schillers, die so energischen Widerspruch herausgefordert hat, ist dieselbe geblieben; sie ist weniger in der Sache selbst zu beanstanden, etwas Verletzendes liegt aber im Tone, im Accent. Hier schleicht sich ein kleiner Zug ein, der sonst dem vornehmen Buche fremd ist. Als Kunstwerk steht es unerreicht in der bisherigen Goetheliteratur. Die Aufgabe, Leben und Dichtungen als ein Ganzes zu betrachten, ist noch nie in so großer, man darf sagen, großartiger Weise durchgeführt worden, und wenn im Eingange mit Recht bemerkt ist, jede Generation werde Goethe besser zu verstehen glauben, immer „jetzt erst“ werde der rechte Standpunkt für die Beobachtung entdeckt zu sein scheinen, so wird man sagen dürfen, daß die Höhe der gegenwärtigen Forschung und Darstellung durch kein Werk besser bezeichnet wird als durch dieses. L.

Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Hugo Steinitz. 1880. — Wir haben uns vergeblich bemüht, festzustellen, ob die Thatsachen, welche in der vorliegenden Erzählung zur Darstellung gelangen, irgend einer griechischen Quelle entlehnt sind oder sich wenigstens auf eine gelegentliche Notiz und Andeutung stützen, und neigen uns jetzt zu der Ueberzeugung, daß dasjenige, was man als die Fabel dieser Künstlergeschichte bezeichnen muß, aus der freien Erfindung des Verfassers hervorgegangen ist. In diesem Falle gebührt ihm ein um so höheres Lob; bis auf den einen Gedanken, den Beginn der Statuettenbildnerei sozusagen als eine wichtige Etappe in der Kunstentwickelung hinzustellen, ist Alles in höchst glücklicher Weise in antikem Sinne gedacht, und es ist zu wünschen, daß Ernst von Wildenbruch dieser wenig umfangreichen Schöpfung bald größere gleichartige folgen lasse.

Der bekannte Bildhauer Praxiteles begiebt sich von Athen nach Tanagra, um dort für eine ihm gestellte Aufgabe Studien zu machen. Er hat nämlich von den Sikyoniern den Auftrag erhalten, für Olympia ein Standbild des Her-

mes anzufertigen, und will nun einem Hermesfeste in Tanagra beiwohnen, bei welchem der schönste Jüngling der Stadt nach alter Sitte in feierlichem Aufzuge einen Widder trägt, wie sich denn in der That im Hermescultus die Beziehung zum Widder in den verschiedensten Formen geltend macht. Der Wunsch des Praxiteles wird über alles Erwarten erfüllt: er findet in dem diesmaligen Träger des Widders nicht nur einen Jüngling, der ihm als das würdigste Modell für seinen Hermes erscheint, sondern auch einen begeisterten Verehrer seiner Person und Kunst, der es als das größte Glück ansieht, ihm sofort nach Athen folgen und sein Schüler werden zu können. Indem sich nun aber Myrtolaos (das ist der historisch nicht vorkommende Name des Jünglings) verleiten läßt, die geliebte Tochter seines Pflegevaters Myronides, Hellanodike, ohne Wissen des Vaters mit nach Athen zu entführen, bringt er sich und die Geliebte in arge Noth. In dem Asyl, welches er für sie gefunden zu haben glaubt, wird ihr durch einen falschen Freund nachgestellt, mit Phryne, der Freundin des Praxiteles, und anderen noch niedriger stehenden Hetären mag er sie selber nicht zusammenbringen und so lastet dies schiefe Verhältniß als ein Druck auf ihm, während er gerade zur Entfaltung seiner künstlerischen Anlagen der freiesten und ungehemmtesten Stimmung bedürfte. Nur zu bald entdeckt er, daß mit seinem formellen Talente seine Phantasie nicht gleichen Schritt hält, daß es ihm an dem eigentlich künstlerischen Genie, an dem, was Praxiteles und die anderen großen Meister von der Masse unterscheidet, nur zu sehr gebricht. Einen Augenblick befindet er sich in dem Wahne, diesen Mangel dadurch beseitigen zu können, daß er sich in den Strom des Lebens stürze, aber da er dann auch Hellanodike mit hineinziehen oder ihr ganz entsagen müßte, so kommt er bald davon zurück und ist nun der Verzweiflung nahe; da führt Phryne, die schon längst darauf gesonnen hat, wie sie Hellanodike in ihre Sphäre herabziehen könne, eine Krisis herbei. Als Praxiteles den knidischen Gesandten, welche mit der Abholung der nach Phryne gebildeten Aphroditestatue beauftragt sind, ein großes Fest giebt, weiß Phryne Hellanodike zu bewegen, gegen sonstige Frauensitte mit ihr bei demselben zu erscheinen. Dies Fest wird auf Phryne's Veranlassung und unter ihrer eigenen Mitwirkung zu einem tollen Bacchanal, auch Hellanodike soll in den wilden Strudel hineingezogen werden, und damit gehen Myrtolaos die Augen auf; er flüchtet mit der Geliebten und bringt sie zum Vater nach Tanagra zurück, Praxiteles aber sagt sich von Phryne los, die sich nach Rhodos zum Apelles begiebt. Und plötzlich, noch ehe Myrtolaos und Hellanodike das Haus des Myronides wieder betreten haben, kommt es wie mit göttlicher Eingebung über den jungen Künstler: er bildet die Gestalt Hellanodike's in verkleinertem Maßstabe in Thon nach und wird mit einem Schlage zum Schöpfer einer neuen Art der bildenden Kunst, zum „Meister von Tanagra“.

Bei dieser Skizzirung des Inhaltes haben wir alles episodische Beiwerk unerwähnt gelassen, müssen nun aber ausdrücklich bemerken, wie auch dies mit großer Sorgfalt und auf Grund einer in vielen kleinen Zügen hervortretenden guten Kenntniß des Alterthumes und des hellenischen Landes ausgeführt ist. Nirgends drängt sich dabei das Element der Beschreibung, der culturhistorischen Schilderung vor, nirgends tritt die Darstellung aus der gebotenen Objectivität heraus, und überall bewegt sie sich in einer edlen, gehobenen und doch natürlichen Sprache. Die Charakteristik hat die allerdings nicht zahlreichen Gestalten gut zu individualisiren gewußt. Den Glanz- und Höhepunkt des Ganzen bildet das erwähnte Fest im Hause des Praxiteles. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 13. Mai 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Joseph August von Törring.

In Berliner Blättern war vor einiger Zeit die folgende Notiz zu lesen: „Aus München. Die Lorbeeren des Grafen Moy und seines ‚Deutschen Standesherrn' scheinen auch andere baierische Aristokraten nicht ruhen zu lassen. Demnächst tritt wieder einer vor das Publikum, und zwar Graf Törring mit einem Volksstücke: Agnes Bernauer. Der Verfasser hat die Vorsicht beobachtet, sein Werk von Hermann von Schmid bearbeiten zu lassen, und es außerdem nicht auf dem heißen Boden der Hofbühne, sondern auf dem weniger gefährlichen des Gärtnerplatztheaters, wo ein naiveres Publikum mit Nachsicht zu urtheilen gewohnt ist, in Scene gehen zu lassen."

Wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, seit etwa Jahresfrist mit dem hier genannten Grafen Törring und seinem heuer genau ein Säculum alten Drama sich eingehend beschäftigte, so hat man, denke ich, das Recht, über die Ungenirtheit, mit der von flinker Reporterfeder ein längst Verstorbener, ein Zeitgenosse Goethe's und Schiller's, schlankweg unter die Lebenden versetzt wird, über die Leichtigkeit, mit der ihm die Motive seines Handelns angedichtet, eine Rücksichtnahme auf ganz moderne Verhältnisse und Personen ihm vorgeschrieben wird — man hat das Recht, meine ich, sich herzlich darüber zu amüsiren, und von diesem Rechte habe ich denn auch, beim ersten Lesen der Notiz, den ausgedehntesten Gebrauch gemacht.

Aber bei näherer Ueberlegung mußte ich mir doch sagen, daß das Unglück, welches dem Berichterstatter passirt war, zwar sehr komisch, aber doch ganz und gar nicht unverzeihlich gewesen ist. Wer — von Allen, die jene Notiz lasen, und von Allen, die diese Zeilen sehen, — wer kennt Joseph August von Törring?

Unter den vielen Verschollenen unsrer Literatur ist er der Verschollensten Einer.

Und doch hat dereinst seine „Agnes Bernauerinn", die erste dramatische Bearbeitung jenes nach ihm so oft behandelten Stoffes, einen ganz außerordentlichen Erfolg errungen, hat vier Jahrzehnte hindurch auf unserm Theater

Digitized by Google

sich erhalten und Nachahmungen in Fülle erweckt; und doch ist der Mensch Törring eine originelle und sympathische Persönlichkeit, anziehend durch den sittlichen Ernst seines Strebens, die gesunde, in sich gefestete Männlichkeit, die vornehme und zielbewußte Energie in einer Zeit der Empfindelei und Zerrissenheit.

Wie aber ist bei solchen Verdiensten die Verschollenheit des Mannes zu erklären?

Sehr einfach, wie mir scheint. Allzu sehr noch sah unsere Literaturgeschichte, bis in die neueste Zeit, auf die sogenannten literarischen Erfolge, allzu wenig auf die praktischen. Wer mit anerkannten Größen der Literatur in Verbindung stand, wer etwa mit einer Preisbewerbung oder Aehnlichem zu thun hatte, wird gekannt oder wenigstens genannt; aber so wenig wie bei unseren Preisausschreibungen allemal die Würdigsten aus der Wahl hervorgehen, wie auch bei uns mancher unverächtliche Streiter abseits des gebahnten Weges zieht, so geschah es natürlich auch in früherer Zeit. Und der Bühnenerfolg eines Dramas, weit entfernt die Aufmerksamkeit der gelehrten Forscher zu erwecken, lenkte sie vielmehr von ihm ab; denn was auf der Bühne gefällt, gehört ja zumeist, so glaubte man, zu einer unteren Gattung und hat auf die Beachtung der vornehmen Literaturgeschichte keinen Anspruch.

Nun aber, und vor allem: wer war denn dieser Törring?

Die Dichtung des baierischen Grafen, wenn ich sie kurz charakterisiren soll, setzt sich aus zwei Momenten zusammen; das eine, das Ritterliche, ist ihr durch Goethe überkommen, das andere, das Vaterländische, bringt sie neu hinzu.

Zwei Dramen nur besitzen wir von Törring, „Kaspar der Thorringer, ein vaterländisches Schauspiel" und „Agnes Bernauerinn, ein vaterländisches Trauerspiel"; das letztere trägt die Widmung: „Meinem Vaterlande Baiern". Beide Stücke behandeln Themata aus der baierischen Geschichte, beide gehören der heute etwas in Verruf gekommenen Gattung der Ritterdramen an, die, wie allbekannt, durch den unmittelbaren Einfluß des „Götz von Berlichingen" ins Leben gerufen ist.

Baierisches Ritterstück also können wir die Gattung nennen, die Törring, als der Erste, gepflegt hat und die überall das größte Aufsehen und die eifrigste Nachahmung erweckte. Zumal in der Vaterstadt des Dichters, in München; es erschienen dort in schneller Folge, in den Jahren 1780 bis 1784, nicht weniger als acht Dramen, welche sämmtlich, dem Beispiele der „Agnes" folgend, Stoffe aus der „vaterländischen", d. h. baierischen Geschichte behandeln, darunter das bekannteste aller Ritterstücke, Babo's „Otto von Wittelsbach", eine unzweifelhafte Nachahmung des „Kaspar" und der „Agnes".

Alles was vor Törring im Ritterdrama geleistet war, selbst der „Götz

Digitized by Google

von Berlichingen", konnte auf unserm Theater nicht festen Fuß fassen; „Agnes Bernauerinn" erst war es, welche das allergrößte Aufsehen erregte, von diesem Drama datirt die Fluth von Nachahmungen, welche in den achtziger und neunziger Jahren alle Bühnen überschwemmen sollte. Aller Orten wurde das Stück unter dem lebhaftesten Beifalle in zahlreichen Wiederholungen gespielt, von Wien bis Riga, von Schleswig bis Salzburg; selbst auf dem Pariser Theater spielte man es in zwei Bearbeitungen, von denen allerdings keine einen Erfolg erringen konnte.*)

Das Vaterländische, sagte ich, bringt Törring zu dem Ritterlichen, das ihm von Goethe überkommen ist, neu hinzu. Nicht als ob Goethe seinerseits im „Götz von Berlichingen" nicht gleichfalls dieses Vaterländische erstrebt hätte; auch er führte ja in die deutsche Vergangenheit, auch er gab seinem Drama nationalen Gehalt. Aber bei Törring und seinen Nachfolgern nimmt dies Streben sogleich und ausschließlich ein unverkennbar localpatriotisches Gepräge an; und sie sind weiter nicht nur im Allgemeinen begeistert für die Größe und den Ruhm des baierischen Vaterlandes, sondern sie lehren zugleich ein ganz bestimmtes, zuerst von Törring gepredigtes Evangelium: völlige Unterordnung des Einzelnen unter das Staatsinteresse, mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten, mit Aufopferung aller anderen Pflichten. Diese Auffassung, welche uns heute ziemlich geläufig ist, ist für jene Zeit, in der unmittelbaren dichterischen Anwendung auf das deutsche Vaterland, etwas ganz Neues; sie giebt für die Physiognomie Törring's den originellsten und auffallendsten Zug her.

Schon sehr früh müssen sich diese Anschauungen in ihm ausgebildet haben; sie sind bereits deutlich ausgesprochen in einer Rede „von der Ehrsucht", welche er 1776, als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, am Geburtsfeste des Kurfürsten Maximilian Joseph in der baierischen Akademie der Wissenschaften gelesen hat. „Ich bin," heißt es darin unter anderm, „Glied einer Gesellschaft, der meine Person gehört, weil ich von ihr das Leben habe, der mein Vermögen gehört, weil es von ihr kommt. Ich bin ihr also schuldig alle Arbeit, die ich verrichten kann; jene einbedungen, die mir kindliche, eheliche oder väterliche Pflichten aufbürden; denn diese Pflichten besorgen ist immer mittelbar dem Staate gebient."

Dieselbe Auffassung ist es, die in Törring's erstem Drama, „Kaspar der Thorringer", im Mittelpunkte des Interesses steht. Kaspar, ein Vorfahre des Dichters, ist der Anführer der baierischen Stände, welche den tyrannischen und mißleiteten Herzog Heinrich von Landshut bekriegen. Er ist im

*) Die näheren Nachweise finden sich in meiner demnächst erscheinenden Schrift: „Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts. Quellen und Forschungen." Heft 40. Straßburg 1880.

Digitized by Google

Begriff, mit seinem Heere gegen die Hauptstadt sich zu wenden, als ihm die Nachricht wird, daß der Herzog auf dem Wege nach seiner Veste Thorring sei. Kaspar steht „in starrer Besinnung", faßt sich aber schnell und beschließt, dem Kriegsplane gemäß, den Weg nach Landshut fortzusetzen. Vergebens bestürmen ihn seine Freunde, davon abzulassen und zur Vertheidigung seiner Burg zu schreiten: wo das Vaterland gebietet, kennt er kein Bedenken. „Meint ihr Ritter," so ruft er, „ich prahle, ich rede nur Worte? ich ließe mein Weib, meinen Sohn, das Erbe meiner Ahnen so fahren, wenn es nicht sein müßte? wenn Vaterland und Freiheit nicht noch mehr wären, als Weib, Sohn und Ehre?"

Margarethe Thorringer, die in Abwesenheit ihres Gatten heldenmüthig die Vertheidigung der Veste leitet, muß dem Herzoge trotz tapferer Gegenwehr sich ergeben; in den Unruhen des Krieges kommt ihr Vater, sie selbst und ihr Sohn ums Leben. Kaspar ist siegreich und Herr der Lage; aber ob ihn gleich Alles zur blutigsten Rache zu spornen scheint, unterdrückt er sein persönliches Gefühl und versöhnt sich im Interesse des Landes mit dem reuigen, gebesserten Herzoge.

Wenn man von Törring's Rede und seinem „Kaspar" zur „Agnes Bernauerinn" kommt, so erwartet man auch hier, wo die Fabel beinahe dazu aufzufordern scheint, derselben Auffassung zu begegnen, zumal wenn man sich daran erinnert, wie später Hebbel den Stoff in ganz ähnlichem Sinne gestaltet hat. Diese Erwartung jedoch wird nur in geringem Maße erfüllt; jenes an antike Anschauungen gemahnende Pflichtbewußtsein, das fast spartanisch zu nennende Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit des Bürgers von der Gesellschaft, es scheint ziemlich geschwunden vor den plötzlich sehr stark auftretenden Tendenzen des Sturmes und Dranges, vor einem fast Rousseau'schen Betonen der Rechte des Herzens und der Individualität, der angeborenen und unverletzlichen Menschenrechte. Ganz im Sinne der Genies steht im Mittelpunkte des Dramas das beliebte Thema des Standesunterschiedes, der Widerstreit von Natur und Convenienz, von Herz und Welt.

Aber alles das ist nur die eine Seite von Törring's Standpunkt; in dem alten Herzoge und seinen Dienern tritt mit aller Schärfe die entgegengesetzte Auffassung hervor, die zu jenen Aeußerungen des erregten Trotzgefühles, des subjectiven Beliebens in schroffem Contrast steht, eben jene Lehre von der Unterordnung unter das Interesse der Gesammtheit. Da diese Auffassung indeß erst in der zweiten Hälfte des Dramas sich bemerkbar macht, in der ersten aber ganz geschwunden ist vor dem Pathos des Sturmes und Dranges, so hege ich die Vermuthung, daß in der „Agnes Bernauerinn" ein Liebesverhältniß des Autors selbst sich spiegele, so zwar, daß der Dichter, wie sein Held, ein durch Geburt unter ihm stehendes Mädchen geliebt habe, und

Digitized by Google

daß der Vereinigung der Liebenden die Vorurtheile insbesondere des Vaters sich entgegenstellten — Vorurtheile, die Törring zuerst zu bekämpfen suchte, die er aber dann als begründet anerkannte und denen er sich beugte; von diesem Augenblicke an trat der Staatsfanatiker in ihm wieder in den Vordergrund, der eine Zeit lang vor dem Liebhaber das Feld räumen mußte.

Diese Vermuthung wird durch die Aeußerung Törring's unterstützt, daß „Unglücke der Liebe die Agnes gebohren haben", und ferner, daß zwischen der Abfassung der ersten drei Aufzüge und der beiden letzten mehrere Monate verflossen, während welcher „in des Autors Seele mancher wichtige Wechsel" vorgegangen.

Das Ende der „Agnes Bernauerinn" entspricht wieder ganz Törring's Staatspathos; es klingt wie eine Variante des Schlusses im „Kaspar". Herzog Albrecht unterdrückt den Schmerz um die entrissene Geliebte und versöhnt sich dem Vater aus Liebe zu seiner Nation. Deutlich ist es in den letzten Worten des Stückes ausgesprochen, worauf es dem Dichter ankommt; Albrecht fragt: „Was wäre mein Trost?" und der Vater erwidert: „Bayern".

Wie ich schon sagte, nicht nur die allgemeine patriotische Tendenz Törring's, sondern auch die bestimmte Gestalt, welche sie bei ihm annahm, sein Staatsfanatismus, hat in Baiern Nachfolger gefunden. Sehr charakteristisch für die ganze Gattung, die sich hier bildete, ist es, wenn schon in dem nächsten Werke, das auf die „Agnes" folgt, wenn in „Ludwig der Bajer" (von 1780) das Personenverzeichniß die „Inländer" von den „Ausländern" scheidet, also gleichsam die Bajuvaren von den Barbaren. Die baierische Biederkeit, Tapferkeit, Treue wird oft und oft in dem Stücke verherrlicht; „jeder Bajer," heißt es, „dient seinem Herrn weit lieber um ein hölzenes paar Kruken, als einem Ausländer um goldene Berge".

In Babo's „Otto von Wittelsbach" — den man aber in der ersten Fassung lesen muß, nicht in der Bearbeitung von J. J. Engel, die unter anderm auch dem Drucke der Reclam'schen Universalbibliothek zu Grunde liegt — in „Otto von Wittelsbach" hat die Verherrlichung des baierischen Biedersinnes bereits einen lästig hohen Grad erreicht; besonders beliebt ist das „offene Baierherz". Daneben macht sich Teutschthümelei bemerkbar, wie in manchen späteren Ritterstücken. An einigen Stellen wird, ganz in der Weise Törring's, das Vaterland über Haus und Familie gestellt; so, wenn Otto meint, das letzte Lebewohl von seinen Kindern habe seinem Vaterherzen nicht so wehe gethan, wie das Scheiden von der heimathlichen Erde dem Baierherzen, und Aehnliches mehr. Gerade darin, daß jene Anschauungen im „Otto von Wittelsbach", wie in allen diesen Stücken, nur gelegentlich zum Ausdruck gelangen, daß sie nicht, wie bei Törring, bestimmend auf den

Digitized by Google

Gang der Handlung einwirken, zeigt sich die Abhängigkeit Babo's und der anderen Alle.

Von diesen Anderen verdient kaum einer, weil es auf das Individuelle dabei gar nicht ankommt, hier genannt zu werden; von den Dramen selbst erwähne ich flüchtig, aus den Jahren 1782 bis 1784, „Camma, die Heldin Bojoariens", „Die Schweden in Baiern", „Der Bürgeraufruhr in Landshut", „Ludwig der Strenge".

Um den localen Patriotismus in der „Camma" zu kennzeichnen, genügt ein Satz aus dem Gebet der Heldin zu den Göttern: „Erhaltet Bojoarien in seiner fürchterlichen Macht, um nicht auswärtigen Halbmännern zinsbar zu werden."

„Die Schweden in Baiern", eine Haupt- und Staatsaction wie mehrere dieser Stücke, verherrlichen die Tapferkeit und den Opfermuth der Landshuter während des dreißigjährigen Krieges. Gustav Adolph belagert die Stadt, die sich heldenmüthig vertheidigt; als alle Hoffnung auf Entsatz schwindet, entwaffnen die vornehmsten Bürger durch ihre Bereitwilligkeit, als Geißel dem Könige zu dienen und Alles für ihre Mitbürger zu leiden, den Zorn des Fürsten und erlangen seine höchste Bewunderung.

Daß auch dieses Drama der Patriotismus des Baiern hervorgerufen hat, braucht nicht gesagt zu werden; auch hier wird oft und laut das Baierherz gepriesen, auch hier Unterordnung unter das Staatsinteresse gepredigt. Der Bürgermeister der Stadt hat im Kampfe den geliebten, einzigen Sohn verloren; aber die Stunde der höchsten Gefahr findet ihn, den tiefgebeugten, innerlich gebrochenen Greis aufopfernd und thatkräftig wie früher.

Das Thema des „Bürgeraufruhr in Landshut", von Nagel, eines der denkbar wüstesten und geschmacklosesten Dramen, ist die in „Kaspar der Thorringer" episodisch behandelte Empörung der Bürger gegen Herzog Heinrich. Bei Törring, dem Aristokraten, gab die Verschwörung der Bürger den dunkeln Hintergrund ab, von dem der offene Kampf der Ritter hell sich abhebt; bei Nagel ist sie die Hauptsache, die Ritter treten mehr zurück. Unter allen Stücken dieser Reihe ist der Bürgeraufruhr am stärksten bis in alle Einzelheiten durch Törring beeinflußt; der Führer der Verschwörung entspricht auf das genaueste Kaspar dem Thorringer, dessen Staatsfanatismus er auch völlig theilt; er erklärt z. B., wenn er von der Spitze eines Thurmes den Herzog und seine eigene Frau herabstürzen sehe, würde er nach „dem Aermel" seines Fürsten greifen, nicht die Gattin zu retten suchen.

„Ludwig der Strenge" endlich ist eine Eifersuchtstragödie, die ihrem eigentlichen Thema nach wenig von einem „vaterländischen Trauerspiel" hat und erst durch die eigenthümliche Behandlung des Dichters dazu wird: gerade dadurch aber erscheint das Werk charakteristisch für die ganze Gattung. Der

Digitized by Google

Jago dieses Stückes, Faber, wird ausdrücklich als ein „Ausländer" bezeichnet, Otho, der Cassio, weist voll Entrüstung die Zumuthung zurück, daß ein Baier „Satans genug" sein könne, eines baierischen Mannes Weib zu verführen; er unterdrückt, ob er gleich durch die blinde Wuth des Tyrannen seine Braut verloren hat, das Rachegefühl gegen ihn und versöhnt sich dem Herzoge, gleich Kaspar dem Thorringer, im Interesse des Vaterlandes. Und Herzog Ludwig, der Othello, empfindet die angebliche Untreue seines Weibes hauptsächlich als eine Schande vor den Ausländern, er rächt nicht so sehr die eigene, persönliche Ehre wie die beleidigte Ehre seines Volkes. „Ich muß in meiner Gemahlin," sagt er, „Baierns Schande rächen."

Sehen wir so, wie nach dem Vorgange eines Mannes eine ganze Literatur sich ausbildet, wie einem Autor es gelingt, einer ganzen Gruppe von Werken den Stempel seines Geistes aufzuprägen, so ist für den Historiker die nächste Frage die, woher denn dem Urheber dieser Gattung sein Pathos gekommen ist. Es läßt sich darauf im Großen und Ganzen einigermaßen befriedigend antworten.

Törring entstammt einem der ältesten baierischen Adelsgeschlechter, dessen Ursprung die Ueberlieferung bis auf die Zeiten Thassilo's zurückführt; seine Ahnen waren treue Diener des Vaterlandes, sein Großvater der in der baierischen Geschichte nicht unwichtige Feldmarschall Joseph Ignaz Felix von Törring, der Vater Staatsbeamter. Er selbst war nach Abschluß der juristischen und philosophischen Studien in Ingolstadt, erst zwanzigjährig, zum Hofkammerrath und kurfürstlichen Kämmerer ernannt worden; 1779, in der Zeit, da er seine Dramen dichtete, ward er Oberlandesregierungsrath. Zu immer höherer Würde rückte er auf, zuletzt wurde er zum Präsidenten des Staatsrathes mit dem Range eines Staatsministers befördert.

Als Beamter, als Diener des Staates — das wird durch briefliche Aeußerungen Törring's gegen den Mannheimer Dalberg unzweifelhaft — hat er durchaus sich gefühlt, durchaus aber auch als Glied eines alten Geschlechtes; gewiß ist ihm nie der Gedanke gekommen, daß das Dichten für ihn Lebensberuf werden könne. Seine Dramen sind ihm „launische Werke, die ihn weder Anstrengung, noch viele Arbeit gekostet haben", und die er daher höchstens gleichsetzt seinen „mit der äußersten Anstrengung niedergeschriebenen nützlichen Werken". Fast mit Aengstlichkeit verwahrt er sich gegen jede andere Auffassung; man meint den Ton zu hören der dichtenden Aristokraten des siebzehnten Jahrhunderts, eines Hoffmann von Hoffmannswaldau, eines Freiherrn von Abschatz, oder, um vom neunzehnten Jahrhundert zu sprechen, den Ton des Lord Byron.

Aus Törring's Ahnenstolz, aus der Begeisterung für die Größe seiner Vorfahren ist auch sein erstes Drama, „Kaspar der Thorringer", geflossen;

Digitized by Google

schon durch die Wahl des Stoffes also war es gegeben, daß er ein persönliches Verhältniß zu seinen Charakteren hatte. Es kommt ihm eben hier zu Statten, daß er, der Sprößling eines alten Geschlechtes, seinen Helden nicht, wie Klinger und Andere, erst lange zu suchen hatte, sondern daß er wie von selbst in der Chronik seiner Ahnen die Fabeln zu so vielen Ritterstücken fand, als er nur wollte.

Das Sichere und Festgegründete seiner Existenz giebt weiter seinen Dichtungen einen viel würdigeren und nobleren Ton, als ihn etwa ein Babo oder Jakob Maier haben. Wie es ein Anderes ist, ob die Stolberge gegen die Tyrannen donnern oder Voß, so ist es ein Anderes, ob der einstige Majoratsherr spricht oder der Herr Theatersecretär und der Herr Kammerrath: und oft genug läßt sich deshalb durch die Person etwa des Kaspar hindurch die Stimme des künftigen Reichsunmittelbaren vernehmen.

Neben Törring's Familientraditionen tritt als das wichtigste Moment für die Ausbildung seines eigenthümlichen Pathos der Einfluß der Münchener Umgebung hervor. Alles, was München von hervorragenden Geistern um jene Zeit besaß, fand sich in der Akademie der Wissenschaft zusammen, zu deren Mitgliedern auch Törring sich zählen durfte. Andreas Zaupser, Heinrich Braun, die Historiker Oefele und Westenrieder waren die bedeutendsten unter ihnen; in allen scheint ein glühender Patriotismus gelebt zu haben, welcher insbesondere bei Westenrieder zu starken Uebertreibungen geführt hat und deutlich die particularistische Färbung trägt, welche für Törring charakteristisch ist; den bezeichnendsten Ausdruck hat ihrer Meinung wohl ein Recensent der „Agnes Bernauerinn" verliehen, als er „Kaspar den Thorringer" einen biedern „baierischen deutschen Mann" nannte.

Diese Männer etwa waren es, die in den sechziger und siebziger Jahren den Anfang dazu machten, Wissenschaft und Kunst nach langer, langer Pause in Baiern wieder zu erwecken. Die Gründung der Akademie im Jahre 1759 war ein bedeutsames Moment in dieser Bewegung, die nur langsam ihre Früchte zeitigte; noch 1762 klagt Abbt in den Literaturbriefen, daß die katholischen Provinzen Deutschlands, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede sei, fast immer ganz auszuschließen seien; aber zwölf Jahre später, 1774, kann Wieland, der ja selbst das allergrößte Verdienst um das Heranziehen des süddeutschen Publikums hatte, schon wie folgt sich aussprechen: „Das Münchener Theater hat viele Schriftsteller und darunter viele von großem Stande bekommen, die als solche, welche den ersten Stoß gegeben, Achtung verdienen." Unter diesen dichtenden Aristokraten ist Törring der glücklichste gewesen; durch ihn greift Baiern, zum ersten Male seit langer Zeit, wieder mit Erfolg in den Gang der Literatur ein.

Aber ich muß nun wohl endlich einem Einwande begegnen, der manchem

Leser schon wiederholt aufgestiegen sein wird. Sollten wirklich, wird man fragen, diejenigen Anschauungen, welche uns, den Rückwärtsschauenden, als die originellen und charakteristischen in diesem Manne erscheinen, auch in seiner Epoche ihm zu dem großen Erfolge verholfen haben? Um so mehr, als ja gerade dadurch, daß sie für ihn charakteristisch erscheinen, schon gegeben ist, wie wenig sie von den meisten Zeitgenossen getheilt worden, von den Zeitgenossen, welche mit Lessing geurtheilt hätten: „Unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand und ein Staat ist ein viel zu abstracter Begriff für unsere Empfindungen".

In der That, jener Einwand ist vollkommen berechtigt. Weder dem Staatsfanatismus, in seiner bestimmten Formulirung, haben Törring's Werke ihre Wirkung in erster Linie zu danken, noch ihren nicht geringen poetischen Vorzügen. Seine Werke zeugen von einem unverächtlichen dichterischen und dramatischen Talente, sie haben vor ihrem Vorbilde, dem „Götz von Berlichingen", ein sehr Wesentliches: Einheit und dramatische Spannung, voraus, sie sind ausgezeichnet durch ein kräftiges Gefühl für die theatralische Oekonomie, für das Bühnengerechte, aber all das, so wesentlich es ist zur Erklärung von Törring's Erfolg gegenüber den anderen Ritterdramatikern — für die Erklärung der Wirkung der „Agnes" an und für sich steht es in zweiter Linie.

Das Wichtigste hierfür ist einmal, daß durch die „Agnes" — ganz allgemein gesprochen — das Deutsche auf die Bühne gekommen ist, und zum zweiten: die neue Natürlichkeitspoesie. Wir besitzen in dem „Sendschreiben an einen jungen Dichter" ein merkwürdiges Zeugniß Wieland's über die neue Richtung, das diese Wahrnehmung vollkommen bestätigt. „Bei den allermeisten Trauerspielen," sagt Wieland, „womit wir seit Gottsched's Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unserer Tragödie. Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene waren etwas ganz Neues auf deutschen Schaubühnen.... Die besagten Schauspiele haben das Verdienst, durch stark gezeichnete Charakter, heftige Explosionen gewaltiger Leidenschaften die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften. Welch ein Abstand von der Langeweile oder höchstens der schwachen Theilnehmung, welche die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung des größten Theiles der französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten!"

Wie sehr durch die „Agnes" die Zuschauer auf den Schauplatz „geheftet" wurden, wie lärmend die ersten Erfolge dieses Dramas gewesen sind, läßt sich aus mancherlei Nachrichten noch belegen; so wissen wir, daß in Salzburg der Unwille des Publikums über den Intriguanten des Stückes, den

Digitized by Google

Vicedom, so sehr sich steigerte, daß „viele aus überströmender Empfindung laut aufriefen: stürzt den — — Vicedom hinein“, und in Hamburg mußte er zur Befriedigung des Parterre wirklich mit in die Donau. Die Salzburger scheinen über seine Bosheit noch lange in Sorge gewesen zu sein; der Schauspieler, der ihn vorstellte, soll auf keiner Gasse mehr sicher gewesen, ja sogar in einem Wirthshause wirklich als Vicedom angefallen worden sein. Schikaneder, der Dichter der Zauberflöte, sein „Principal“, wußte sich dies zu Nutze zu machen; er ließ eines Tages auf den Anschlagzettel mit großen Buchstaben drucken: „Heute wird Vicedom über die Brücke gestürzt!“ und erreichte so eine ungewöhnlich gute Einnahme.

Man mag über den schaubudenmäßigen Geschmack des Publikums, der in solchen Vorgängen sich offenbart, lachen, aber man wird doch sagen müssen, daß sie auf eine elementare Wirkung des Dramas schließen lassen; wenn nicht ein Einzelner, sondern ein ganzes Publikum, in dieser Weise erregt werden konnte, so mußten es doch wohl ganz neue und ungeahnte Eindrücke sein, die hier erlebt wurden.

Es kann auffallen, daß nach dem großen Erfolge der „Agnes“ diese das letzte Werk des Dichters geblieben ist; bei näherem Zusehen sind indeß die Gründe dafür leicht aufzufinden. Törring schweigt einmal, weil ihm der Beifall des Parterre, wie er sich ausdrückt, kein genügendes „Object“ seiner dichterischen Thätigkeit ist, weil er die Unmöglichkeit erkannt hat, von der Bühne herab seine über das rein Künstlerische hinausgehenden Absichten zu realisiren, zu wirken, Einfluß zu gewinnen auf die Nation. Und er schweigt weiter: aus Armuth. Denn ein Dichter, in dem Sinne wie gerade die Geniezeit den Begriff gefaßt hatte, ein aus dem Vollen souverän Schaffender ist Törring nicht gewesen; ja man kann sagen, daß nur in einer Zeit, wo Alles dichtete und wo es wenig zu reden oder zu handeln gab, eine Natur wie die seinige dazu kommen konnte, sich dichterisch zu bethätigen. Seine historische Bedeutung kann durch diese Erkenntniß nicht geschmälert werden. Sie besteht, um es noch einmal zu sagen, darin, daß er der Erste war unter den Nachahmern Goethe's, der einen vollen und ganzen Bühnenerfolg errang — auf der Bühne von 1780, nicht von 1880 — und daß weiter, nach Goethe, vor Allem Er es war, der durch diesen Erfolg die Dramenfluth hervorrief, welche ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschlands Bühnen überschwemmt hat, die einst berühmten und vielgelobten, dann berüchtigten und vielgeschmähten Ritterstücke. Derjenige aber, dem wir diese historische Bedeutung zugestehen müssen, erweckt zugleich unsere Theilnahme als ein reiner und edler Mensch, als ein schlichter und liebenswerther Künstler.

Otto Brahm.

Digitized by Google

Griechische Culturbilder.*)

Wenn es wahr ist, was Bernhard Schmidt vor einem Jahrzehnt klagte: „umfassende und gründliche Untersuchungen auf dem Gebiete des neugriechischen Volkslebens sind von Niemand angestellt worden", so wird inzwischen alles willkommen sein, was wenigstens einen Beitrag hierzu zu liefern verspricht. Der Reiz dieser Studien liegt nicht blos darin, daß an die griechische Landschaft alte Erinnerungen sich knüpfen, die jedem Gebildeten theuer sind. Vielmehr wird das Interesse gerade dadurch erhöht und vervielfältigt, daß die Tradition auf diesem Boden mehr als einmal unterbrochen, eine Reihe von grundstürzenden Katastrophen über denselben hingegangen ist, so daß wir auf alle Fälle eine Mischung der Elemente vorfinden, die auseinander zu halten, auf ihre Ursprünge und Wandelungen zu untersuchen für die Wissenschaft eine anziehende Aufgabe ist. Dazu ist nun das Volk, das heute Griechenland bewohnt, in gewissem Sinne wieder ein ganz neues Volk, das kaum seine Geschichte begonnen hat, das eben erst sein fünfzigjähriges Jubiläum feiert, ein nach langem Todesschlafe wieder erwachtes und erneutes Volksthum, dessen zweite Jugend, dessen Werden und Wachsen, so zu sagen von Tag zu Tage, der Beobachtung sich darbietet. Und wenn dieses Volk zudem dasjenige ist, das beim Zusammenbruch des Osmanenreiches einen hervorragenden Theil der Erbschaft beanspruchen darf, weitaus das begabteste und aufstrebendste ist, unter jenen Erben heute schon die meisten Elemente der Gesittung aufweist, so kann es auch nach dieser Seite hin nur erwünscht sein, über die Art und die Anlagen desselben, seine Lebensart und Sitten, seine politischen und wirthschaftlichen Fortschritte von kundiger Seite unterrichtet zu werden.

Gerne hört man auch einen Griechen selbst über das neue Griechenland sich verbreiten. Viele Kenntnisse besitzt er ohne Mühe, die der Fremde auch bei längerem Aufenthalte nur schwer sich aneignet. Besonders das Leben im Innern des Landes, fern von den Hafenorten und den Verkehrsmitteln, wird dem Fremden immer nur schwer zugänglich sein. Der neueste Versuch dieser Art kündigt sich nun selbst als parteilos und auf gründlicher Kenntniß beruhend an. Der Verfasser, vormals Custos an der Universitätsbibliothek zu Athen, will nicht mit der Oberflächlichkeit zu Werke gehen, „womit die meisten der Reisehandbücher verfaßt sind". Er will, wie er an anderem Orte sagt, ein photographisch treues Bild des heutigen Griechenlands geben. Und dazu

*) Culturbilder aus Griechenland. Von Dr. J. Pervanoglu, vormals Custos an der königlichen Universitätsbibliothek zu Athen. Mit einem Vorwort von A. R. von Rangabé, griechischer Gesandter in Berlin. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Digitized by Google

steht ihm noch die gewichtige Empfehlung seines gelehrten Landsmannes, Herrn A. Rhizo Rangabé, des hellenischen Gesandten am Berliner Hofe, zur Seite. So nimmt man denn das Büchlein des Herrn Pervanoglu mit nicht gemeinen Erwartungen in die Hand, um es freilich einigermaßen enttäuscht wieder wegzulegen. Die Erwartungen werden nämlich nur zum kleinen Theile erfüllt; insbesondere bleibt der Leser bis zum Schlusse in Spannung, wo denn die zugesagte Gründlichkeit ihren Anfang nehmen werde. Ganz unverkennbar ist das Bemühen des Verfassers, dem Leser ein günstiges Vorurtheil für sein viel verkanntes Land beizubringen, aber er würde diesen Zweck vielleicht besser erreichen, wenn er seine Absicht nicht so deutlich merken ließe. Gerade für den Freund des neuen Hellas kann es nur niederschlagend sein, so viele hohe Worte, ruhmredige Betheuerungen und im Ganzen so kärgliche Belehrung zu finden. Einiges wird man dem Hellenen gerne nachsehen, der um die Gunst für sein Vaterland wirbt. Aber es fragt sich, ob er sich und seiner Sache einen Dienst erweist, wenn er z. B. die Vaterlandsliebe als eine ganz specifische Tugend der Hellenen, ersichtlich von den Helden von Thermopylä ererbt, hochpreist und dabei ausruft: „Von Menschen, die dies edle Gefühl so tief empfinden, kann man nur große Thaten erwarten.“ Ach! große Thaten sind es ja gar nicht, die man von den heutigen Hellenen verlangt. Die Hoffnungen sind viel bescheidener; wenn nur nicht auch sie, um blos an Eines zu erinnern, durch die unfruchtbaren Wettkämpfe betrogen würden, die sich, unbeschadet des glühenden Patriotismus der Volksvertreter, Jahr aus Jahr ein in der griechischen Kammer abspielen. Der Verfasser spricht einmal von der rühmlichen demokratischen Gleichheit, die in Griechenland wie in Amerika verwirklicht sei, und führt zum Belege dafür, wie sehr diese Idee der Gleichheit allen Griechen angeboren sei, an, es sei einer der gewöhnlichsten Gedanken des schlichtesten und ärmsten griechischen Landmannes: „ich will, daß mein Sohn in die Schule gehe, auf daß er einst auch Minister werde.“ Der Zug ist wirklich charakteristisch; daß aber dieser allverbreitete Ehrgeiz noch eine andere Seite der Beurtheilung darbietet, scheint dem Verfasser ganz und gar zu entgehen.

Man kann sich denken, daß Herr Pervanoglu auf „die Leute, die den heutigen Griechen ihre glänzende Abstammung absprechen wollten“, mit großer Mißachtung herabsieht. Es steht ihm fest, „daß das altgriechische Blut noch immer bis auf den heutigen Tag durch die Adern der Neugriechen fließt“. Mit den Beweisen dafür hält er sich aber nicht lange auf, obwohl sein Thema, über Volksart und Volksleben der heutigen Griechen zu schreiben, nicht so weit abliegt von jener Streitfrage, die einst durch den geistreichen Fragmentisten aufgeworfen und nun allerdings im Wesentlichen als gegen ihn entschieden angesehen werden darf. Freilich ist Herr Rangabé selbst gleichfalls

Digitized by Google

geneigt, diese Frage sehr summarisch zu entscheiden, indem er im Vorworte kurzweg bemerkt: „Die Utopieen von Fallmerayer über die Ausrottung des griechischen Stammes sind von späteren Forschern und namentlich durch den Freiheitskrieg der Griechen als beseitigt anzusehen." Ein Glück, daß der Fragmentist nicht selbst mehr im Lichte wandelt und seine anmuthig unbarmherzige Lanze schwingt. Durch den Freiheitskrieg der Griechen — da hätte es der späteren Forscher ja gar nicht mehr bedurft, da hätte ja Karl Hopf seine mühseligen Untersuchungen, die den Uebertreibungen der Fallmerayerschen Hypothese ein Ende gemacht haben, sich sparen und seine Zeit auf nützlichere Dinge verwenden können. Die modernen Hellenen pflegen, wenn man an ihre mittelalterliche Geschichte rührt, überaus empfindlich zu sein, weil sie unterstellen, man wolle ihre Berechtigung, sich Hellenen zu nennen, in Zweifel ziehen. Das ist ein Irrthum. Die heutigen Einwohner der alten classischen Stätten „sind Griechen und nichts anderes". Gewiß. Aber es ist doch nicht minder gewiß, daß in der Umgebung der Hauptstadt noch heute das Schkypetarische gesprochen wird, und daß die Vorfahren eines großen Theiles des heutigen Volkes ihren Stammbaum auf die im frühen Mittelalter eingewanderten Barbaren zurückführen, die sich später mit dem griechischen Volke verschmolzen haben, von diesem aufgesogen worden sind. Hier entscheidet nicht die Berufung auf „unzweifelhafte Thatsachen" oder auf die patriotische Opferwilligkeit im Freiheitskriege, sondern einzig die Kenntniß der mittelalterlichen Geschichte des Landes. Wir sind aber freilich geneigt, den Seufzer des vormaligen Custos der athenischen Universität für aufrichtig zu halten: „hätten wir über Griechenland im Mittelalter, d. h. über die dunkelste aller Epochen in der griechischen Geschichte zu schreiben, so würden wir in einer nicht geringen Verlegenheit sein." Uebrigens sind ja die Namen von Ortschaften, Bergen, Flüssen noch heute nicht wegzubringende Verräther, und auch die Namen von Geschlechtern. Es trifft sich, daß gerade der Verfasser unserer Schrift von seinen Voreltern einen Namen ererbte, der zu den Zeiten des Perikles schwerlich zu den gewöhnlichen in Hellas gehört hat. Herr Pervanoglu hat bei Aufzählung der Herren, welche auf griechischem Boden sich ablösten und Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben (Seite 47), ganz vergessen, auch der slavischen Einwanderer Erwähnung zu thun, eine Vergeßlichkeit, die fast wie böses Gewissen sich ausnimmt; es sei denn, daß er bereits im Voraus Kunde hatte von der gelehrten Arbeit, mit welcher Herr Professor Sathas demnächst den Beweis zu führen gedenkt, daß die Einwanderer vom sechsten und den folgenden Jahrhunderten, die von den Byzantinern in ihrer Bosheit fälschlicherweise Slaven genannt wurden, in Wahrheit nichts anderes waren als Albanesen, welche ihrerseits eine Art Vettern der Hellenen seien, so daß also von einer Rassenvermengung überhaupt nicht geredet werden

könne; eine Entdeckung, auf deren nähere Begründung man ungemein gespannt sein darf.

Es fällt übrigens fast noch mehr auf, daß der Verfasser bei Gegenständen, an welchen die Tendenz keinen Theil hat, eine Unbefangenheit zeigt, die mit jener Entrüstung über die Oberflächlichkeit anderer Schriftsteller nicht recht stimmen will. So in Sachen der heutigen Sprache. Er theilt nämlich mit, daß in Griechenland, abweichend von anderen Ländern, keine Dialecte bestehen. „Der erste beste Bootsmann, der erste beste Gepäckträger, spricht dieselbe Sprache, deren sich das zarteste Mädchen im elegantesten Salon der Hauptstadt bedient.“ Blos auf einigen Inseln des Archipels und auf den jonischen Inseln herrsche ein eigenthümliches Sprachidiom, das eigentlich kein Dialect sei, aber viele Fremdwörter, ein Ueberbleibsel der fremden Eroberer, enthalte. Nun ist aber unter den abendländischen Gelehrten bisher die Meinung verbreitet gewesen, daß das heutige Griechenland gerade eines besonderen Reichthumes örtlicher Dialecte sich erfreue. Fremde und einheimische Forscher haben diesen Mundarten ihre Aufmerksamkeit geschenkt, es existirt eine eigene Literatur darüber, und auch das sollte dem Verfasser bekannt sein, daß gerade die lebendigen Volksdialecte als einer der stärksten Beweise dafür angesehen werden, daß wirklich in der Tiefe des Volkes eine hellenische Tradition durch das Mittelalter sich erhalten hat, wie man denn z. B. in den Tzakonen, einem Gebirgsvolke in der Landschaft Lakonien, auf Grund ihres merkwürdigen Dialectes echte Nachkommen der alten Lakonier erkannt hat. Nicht minder verwunderlich ist, wenn Herr Pervanoglu den Grund, warum der abendländische Gelehrte mit seinem in der Schule erlernten Altgriechischen heutzutage in Hellas nicht fortkommt, lediglich in der verschiedenen Aussprache findet. „Das Einzige, worin wir gegenwärtig einen Unterschied finden werden, ist, wenn wir diese Sprache von Europäern und wenn wir sie von Griechen sprechen hören.“ Nun macht die Aussprache, bei uns die Erasmische, in Griechenland die Reuchlin'sche, bekanntermaßen zwar viel, aber doch lange nicht alles aus. Der Verfasser wählt selbst ein eigenthümliches Beispiel, um seine Behauptung zu erhärten. Er sagt: „wenn ein Ausländer in einem Dorfe des Peloponnes oder des Festlandes das Einfachste, Wasser, begehren wollte, und zu den Leuten hydor sagte, so könnte er lange auf das begehrte Wasser warten.“ Er könnte aber lange darauf warten, gleichviel wie er sich auch bemühen wollte, die richtige Aussprache dieses altgriechischen Wortes zu finden. Wasser heißt nämlich heutzutage bei den Griechen nerò, ein Unterschied, der doch, wie es scheint, nicht blos auf die veränderte Aussprache zurückzuführen ist.

Der Verfasser hätte ohne Zweifel gut gethan, wenn er, ohne sich auf Weiteres einzulassen, darauf sich beschränkt hätte, aus seiner Kenntniß des Volkslebens thatsächliche Mittheilungen über Sitten, Gebräuche und Ueber-

Digitized by Google

lieferungen zu machen. Hier ist sein Buch nicht ohne Verdienst, obwohl man einen Beitrag zu den wissenschaftlichen Untersuchungen über die Fortdauer althellenischer Anschauungen in dem heutigen Leben der Griechen darin nicht suchen darf. Die meisten jener alten Bräuche sind jetzt im Absterben, wie denn überhaupt mit dem Eindringen der europäischen Bildung mehr und mehr von den noch vorhandenen Eigenthümlichkeiten und leider auch von der rühmlichen Einfachheit der Sitten sich verlieren wird. Einiges, was der Verfasser von solchen Bräuchen erzählt, mag hier eine Stelle finden.

An die Sitte der Alten, aus den Eingeweiden der Opferthiere wahrzusagen, erinnert die Prophezeihung mittelst des Schulterblattes des Lammes. Die griechischen Armatolen pflegten vor jedem Ueberfalle der türkischen Truppen das Schulterblatt des genossenen Lammes ihrem Anführer zu übergeben, der es genau untersuchte und an gewissen Zeichen, die er auf den Knochen fand, den Ausgang des bevorstehenden Zusammenstoßes zu errathen trachtete. „Oft hat dieser Aberglaube," so erzählt ein Zeitgenosse, „genützt, wo alle Hoffnung verloren war; oft aber auch war er ohne allen Grund schädlich und unheilbringend. Eine kleiner Kriegerhaufen war plötzlich durch eine günstige Deutung der Zeichen am Schulterknochen ermuthigt und errang wider alles Erwarten den Sieg; manchmal hingegen wurde eine große Armee, in dem gesundesten moralischen Zustande, durch eine ungünstige Vorbedeutung erschreckt, und trotz aller Wahrscheinlichkeit eines Erfolges besiegt. Zuweilen waren wir Augenzeugen solcher Vorfälle. Der gute oder schlechte Ausgang einer Schlacht hing gar oft von der guten oder schlechten Deutung der Hammelschulter ab, besonders wenn der Deuter ein allgemein verehrter alter Mann war, dessen Worte als Orakelsprüche betrachtet wurden." Aus einer Stelle des byzantinischen Geschichtsschreibers Psellos (im elften Jahrhundert) geht hervor, daß dieser Brauch auch im Mittelalter geübt wurde. „Die Vorbedeutung des Lebens oder Todes," so heißt es bei Psellos, „leiten sie von den Zeichen des Schulterblattes des Lammes ab. Wenn die Schulterknochen auf beiden Seiten rein und dünn sind, so ist dies ein Zeichen des Lebens; wenn im Gegentheil die Linien verworren sind, so ist dies eine Vorbedeutung des Todes. Zeigt sich bei einem bevorstehenden Kriege auf der rechten Seite des Schulterblattes eine kleine röthliche Wolke, oder sind die Linien auf beiden Seiten länglich und dunkel, so wisse, daß der Krieg lange dauern wird; wenn Du im Gegentheile beide Seiten natürlich weiß findest, so deute dies auf einen baldigen Frieden; im Allgemeinen sind bei allen Fragen die röthlichen und dunkeln Striche und die verworrenen Linien ein schlechtes Zeichen, die entgegengesetzten aber ein gutes." Die Sitte war zur Zeit des Befreiungskrieges allgemein in Griechenland verbreitet, jetzt verschwindet sie mit jedem Jahre mehr, doch kommt es noch heute, zumal auf dem Lande, vor, daß der

Digitized by Google

Hausherr, wenn er das gebratene Lamm zertheilt (besonders das Osterlamm oder das am Feste des heiligen Georg geschlachtete), für sich die Schulter bei Seite legt, und nachdem er das darauf befindliche Fleisch gegessen, den Knochen genau untersucht, um aus den Zeichen Schlüsse und Vorbedeutungen für die Zukunft zu ziehen.

Der Uebergang vom alten zum neuen Jahre giebt zu verschiedenen Belustigungen und zu Geschenken an Verwandte und Freunde Veranlassung. Die Sitte der Geschenke ist römischer Abkunft, wie denn auch das Wort strena für die Neujahrsgeschenke noch jetzt in einigen Gegenden Griechenlands sich erhalten hat. In allen Häusern, selbst in der ärmlichsten Hütte, werden mehrere Tage hindurch vor Neujahr allerlei Bäckereien und Süßigkeiten bereitet. Am Vorabende selbst durchziehen bunte Haufen singenden und lärmenden Volkes die belebtesten Straßen; die Läden stehen alle hellbeleuchtet und weit geöffnet, um die Kauflustigen einzuladen; überall hört man heiteren Gesang und geräuschvolle Bewegung, womit das abziehende wie das beginnende Jahr begrüßt wird. Besonders in Athen bietet dieser Zusammenfluß der Einwohner in den Straßen ein äußerst lebhaftes und buntes Bild dar. Nach Anbruch der Nacht füllen sich die Häuser und die öffentlichen Locale mit dichten Menschengruppen, die sich entweder der Vertheilung des Neujahrkuchens (worin gewöhnlich eine kleine Silber- oder auch Goldmünze liegt), oder aber dem Kartenspiele sich ergeben, denn es herrscht der Glaube, daß man an jenem Abend erfahren kann, ob das beginnende Jahr ein günstiges für die Geldgeschäfte sein wird; gewinnt man im Spiele, so deutet man dies als ein Zeichen reichlichen Gewinnes; verliert man hingegen, so muß man sich auf Geldverluste das ganze Jahr hindurch gefaßt machen. Das Kartenspiel ist, wie der Verfasser bemerkt, in Stadt und Land stark eingebürgert und fordert manche Opfer. Die Bewegung auf den Straßen dauert bis nach Mitternacht fort. Am Neujahrstage selbst ist feierlicher Gottesdienst in der reichgeschmückten Kathedrale. Darauf werden Besuche bei Freunden und Verwandten gemacht, wo reichbesetzte Tafeln zur Verfügung der Kommenden stehen. Im königlichen Palaste ist Gratulationscour und Abends großer Hofball. Auf dem Lande hat das Fest einen gemüthlicheren Charakter; es beschränkt sich mehr auf das Innere des Hauses; tagelang sind die Tische mit allerlei Gerichten und besonders Süßigkeiten beladen, und die Wohnungen der reichsten und vornehmsten Bürger stehen Jedermann offen. Was der Verfasser hier über die gastfreundlichen Sitten der Griechen anschließt, wird auch der Fremde gern bezeugen, der selbst in griechischen Häusern gewesen und, von Freund zu Freund empfohlen, durch das Land gezogen ist.

Eines der eigenthümlichsten Spiele und in ganz Griechenland verbreitet ist der sogenannte Klidon, eine Art Orakel, das die jungen Leute über ihre

Zukunft belehren soll. Am Vorabend des Tages, an dem das Spiel stattfinden soll, empfangen zwei der Dorfmädchen von Allen, die am Spiele Theil zu nehmen wünschen, irgend einen kleinen Gegenstand, eine Münze, einen Schlüssel oder dergleichen, der in ein Gefäß niedergelegt wird. Darauf begeben sich die zwei Mädchen, ohne ein Wort zu sagen, zum Brunnen und füllen das Gefäß bis an den Rand mit Wasser. Das Gefäß wird sodann sorgfältig mit Myrthen- und Lorbeerblättern bedeckt und bleibt, gut bewacht, die Nacht hindurch im Freien. Andern Tages zu der bestimmten Stunde versammeln sich wieder Alle, worauf eines der beiden Mädchen in Gegenwart der ganzen Versammlung das Gefäß aufdeckt, während die andere eine Strophe singt. In diesen Versen liegt der Orakelspruch. Hier das Beispiel einer solchen Strophe: „Deckt den Klidon auf, und ihr werdet meinen Vielgeliebten sehen, den schmucken Sieger. Er stürmt und siegt und bleibt stets der Herr aller Schanzen, die seiner Tapferkeit entgegengestellt werden." Alle Anwesenden wiederholen auf Einladung der Spielführerin die Verse, und zu gleicher Zeit wird aus dem Gefäße einer der Gegenstände herausgenommen und demjenigen übergeben, dem er gehört. Man giebt ihm dann die günstige oder ungünstige Erklärung der Strophe, und das Spiel dauert fort, bis alle Gegenstände aus dem Gefäße herausgenommen sind. Manchmal trinken die Mitspielendn das in dem Gefäße befindliche Wasser aus, und wenn bei dem Annähern der Lippen das Wasser zu schäumen und zu kochen scheint, so ist dies ein gutes Zeichen für den Trinkenden; bleibt das Wasser ruhig und klar, so ist nicht viel Gutes zu erwarten. Auch dieses Spiel verschwindet mehr und mehr aus Griechenland.

Viel Eigenthümliches haben die Verlobungs- und Hochzeitsbräuche. In älteren Zeiten erhielt ein junger Mann die Hand der Tochter nur durch wesentliche Dienste, die er dem Vater erwies, das junge Mädchen wurde so zu sagen erkauft. Diese Sitte erhält sich noch heutzutage in Lakonien und Messenien, wo der junge Mann eine Mitgift nicht erhält, sondern entrichtet. Sonst ist überall jetzt gebräuchlich, die Braut mit einer Mitgift auszustatten. In der Stadt besteht dieselbe in Geld oder in Häusern, bei den Landleuten in Aeckern, Wiesen oder in Oliven- und Citronenbäumen, auch in Korinthenpflanzungen. Wenn der Athener der niederen Classe sagt: „Ich habe meiner Tochter so und so viel Bäume als Mitgift gegeben," so meint er damit stets Olivenbäume. Diese sind im Walde zerstreut, aber jeder Eigenthümer kennt genau die ihm angehörenden Bäume, die er auch selbst besorgt und pflegt. Dieselbe Rolle, wie in Attika die Oelbäume, spielen anderwärts die Citronenbäume. Bei Poros bilden sie einen prachtvollen Wald, und die Mitgift der poriotischen Mädchen besteht in so und so vielen Citronenbäumen, die im gemeinschaftlichen Walde stehen und das größte Einkommen der reichen Po-

Digitized by Google

rioten sind. Vervollständigt pflegt diese Mitgift an Grundeigenthum allerdings zu werden durch Kleidungsstücke, Teppiche, Wäsche, Schmucksachen, Münzen, silberne Eß- und Kaffeelöffel und dergleichen. Diese Schätze werden einige Tage vor der Hochzeit im Hause der Braut ausgestellt und von Verwandten, Freunden und Nachbarn besichtigt, die noch kleine Geschenke dazufügen und ihre Wünsche für eine glückliche, kinderreiche Ehe darbringen. Am Vorabend des Hochzeittages bringt man diese Kostbarkeiten, dazu etlichen Hausrath, auf Wagen oder auf Pferde und führt sie unter Musikbegleitung durch die belebtesten Straßen nach der Wohnung des Bräutigams, wo dessen Eltern den Zug in Empfang nehmen und die Musiker, sowie die begleitenden Anverwandten beschenken und bewirthen. Der Hochzeitstag ist ein Tag der Freude und der Belustigung sowohl für die Familien der Verlobten als für die weitere Verwandtschaft und Freundschaft. Nach der kirchlichen Feier folgt das Mahl, dem sich Tänze anschließen. Flintenschüsse sind gleichfalls ein unentbehrlicher Bestandtheil der Festfreude. Auch die Begleitung des neuvermählten Paares nach der Wohnung des Bräutigams geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit. An der Schwelle der Hausthür empfängt die Mutter des Bräutigams, welche die Braut mit Reis als ein Zeichen des Reichthums besprengt und ihr einen Granatapfel darreicht, als Zeichen der Fruchtbarkeit und des Kindersegens.

Eine der wichtigsten Personen bei der Hochzeit ist der Pathe oder Brautführer; sowohl an der Hochzeitstafel als bei den Tänzen spielt er eine hervorragende Rolle. Gewöhnlich sind es zwei Pathen, der eine Seitens des Bräutigams, der andere seitens der Braut, meistens ein Mann und eine Frau. Dieses Bündniß des Pathen mit der Familie hat in Griechenland höhere Bedeutung als anderswo; der Pathe wird als Mitglied der Familie angesehen und nimmt an allen Ereignissen derselben sowohl den frohen wie den traurigen Theil. Ihm gehört das Recht, das erste Kind des neuvermählten Paares aus der Taufe zu heben; ihm gehört auch die traurige Verpflichtung, die Ausgaben für das Begräbniß dieses Kindes zu bestreiten, wenn es im Kindesalter sterben sollte. Und diese Pathenverwandtschaft erstreckt sich auf alle Glieder seiner Familie; nicht nur die Gemahlin des Pathen wird Pathe genannt, sondern auch dessen Mutter, dessen Schwestern und Brüder. Wir erfahren von dem Verfasser, daß mit dieser Pathenverwandtschaft neuerdings ein eigenthümlicher politischer Mißbrauch getrieben wird. Ein Politiker, der sich eine Anzahl von wohlgesinnten Wählern sichern will, kann nichts Besseres thun, als nach solchen Pathenstellen Jagd zu machen. Er tauft die Kinder der einflußreichsten Männer seines Demos und ist dann sicher, ihre Stimmen für seine Wahl zu gewinnen. Es giebt politische Männer in Griechenland, die ihre Täuflinge nach Hunderten zählen.

Digitized by Google

Ein solcher Wähler ist stets der sicherste und zuverlässigste: er wird seinen Taufpathen allen Anderen vorziehen und für ihn durchs Feuer gehen.

Auffallend ist bei dem Familiensinne und bei der Einfachheit und Reinheit des Familienlebens der Griechen die Leichtigkeit der Ehescheidung. Mann und Frau können aus den im Gesetze bestimmten Gründen die Scheidung verlangen und sind frei, eine zweite Ehe einzugehen. Unser Verfasser ist der vielleicht nicht unbegründeten Meinung, gerade diesem Umstande sei es mit zu verdanken, daß in Griechenland eine unglückliche Ehe zu den Seltenheiten gehöre.

Als eigenthümlich rührend und dramatisch ergreifend schildert der Verfasser die Klagegesänge, die nach dem Tode eines Angehörigen in dem Zimmer, wo der Todte mit seinen reichsten Kleidern angethan liegt, von den Hinterbliebenen angestimmt werden. Diese Sitte scheint übrigens auch verschwinden zu wollen, nur in Lakonien erhält sie sich, wo man überhaupt zäher als anderswo an den alten Sitten und Gebräuchen hängt. Hier klagt die Wittwe bei dem Leichname ihres Gatten, die Mutter um ihr Kind, die junge Schwester um den Bruder. Von solchen neugriechischen Klageliedern ist eine große Zahl durch Sammlungen verschiedener Forscher verbreitet. Bekannt ist auch die Rolle, die in diesen Liedern der Todtengott Charos spielt, der Schatten jenes alten Charon, der in seinem Nachen die Verstorbenen über den Grenzstrom der Unterwelt übersetzte. Daß auch die Ueberlieferung des Letheflusses nicht ganz erloschen ist, wird durch einzelne jener Lieder dargethan. Selten aber scheint diese Beziehung immerhin zu sein. Das bei Pervanoglu zum Beleg angeführte Lied findet sich auch in der Passow'schen Sammlung, und da Bernhard Schmidt (Das Volksleben der Neugriechen, Bd. 1, Seite 236) keinen weiteren Beleg beigebracht hat, wird man wohl die Angabe unseres Verfassers: „Der Fluß der Vergessenheit ist eine Tradition, die in Griechenland ebenso eingebürgert ist wie die Sage des Charon", einigermaßen in Zweifel ziehen dürfen. Und zum Schlusse kann ja überhaupt nur wiederholt werden, daß wir über die meisten der von Herrn Pervanoglu behandelten Dinge im Stande sind, ausgiebigere sowohl als zuverlässigere Belehrung aus anderen Quellen zu schöpfen. W. Lang.

Das päpstliche Archiv.

Die Schätze des päpstlichen Archives, in welchem, namentlich im früheren Mittelalter, fast die gesammten Fäden der europäischen Politik zusammenliefen, der gelehrten Forschung zu eröffnen, ist seit vielen Jahrzehnten der sehnlichste

Digitized by Google

Wunsch aller wissenschaftlichen Kreise gewesen. Und auch das weitere gebildete Publikum ist den dahin zielenden Bestrebungen mit Aufmerksamkeit gefolgt. Ist doch gerade in unseren Tagen das Interesse an der Entwickelung der päpstlichen Macht und Politik, an der staunenerregenden Blüthe derselben namentlich im früheren Mittelalter, und an ihrem schnellen und unaufhaltsamen Verfalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert doppelt rege geworden, nachdem der Kampf zwischen Kirche und Staat in der neuesten Aera der deutschen Geschichte wieder in ein neues Stadium getreten ist. Je vollständiger aber die Archive der meisten modernen Staaten zu wissenschaftlichen Zwecken eröffnet und ausgebeutet wurden, je überraschender die Resultate waren, welche die moderne historische Kritik aus diesen neuen Quellen authentischer Kunde zu Tage förderte, um so mehr bedauerte man allgemein, daß das päpstliche Archiv nach wie vor den Zutritt zu seinen Räumen auch den Bestrebungen verschloß, deren rein wissenschaftlicher Charakter über allen Zweifel erhaben war.

Nachdem am Anfange unseres Jahrhunderts (1819) in Frankfurt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde auf Anregung und mit Unterstützung des großen Freiherrn vom Stein zusammengetreten war, wurde im Jahre 1821 der junge, eben für die Gesellschaft gewonnene G. H. Pertz nach Italien gesandt, um die dortigen Archive für die Zwecke der Gesellschaft zu durchforschen. Er hat die Resultate dieser seiner Reise in seinem Reiseberichte, den er im fünften Bande des „Archives für ältere deutsche Geschichtskunde" veröffentlichte, niedergelegt. Auch er aber hatte, wiewohl er von den meisten übrigen Archiven mit der dem großen Unternehmen, dem er diente, angemessenen Bereitwilligkeit aufgenommen und in seinen Arbeiten unterstützt wurde, nur zu viel Grund sich über die Schwierigkeiten zu beklagen, mit denen seine Arbeiten im Archive des Vaticans verbunden waren. Aehnlich ist es selbst Böhmer und mehreren namhaften katholischen Gelehrten ergangen. Wenige Begünstigte, wie den Böhmen Palacky, ausgenommen, waren und blieben die Hauptschätze des Vaticans den Gelehrten verschlossen. Höchstens wurde ihnen gestattet, unter Aufsicht des Archivpräfecten in dessen Arbeitszimmer die wenigen Archivalien flüchtig durchzusehen, von deren Existenz sie durch vorherige Erkundigungen Kenntniß hatten und die sie vorher genau zu bezeichnen wußten. Im Allgemeinen aber blieb es, da der Zutritt in die Räume des Archives selbst überhaupt nicht gestattet wurde, unmöglich, sich auch nur eine Vorstellung von dem ungefähren Inhalte und Umfange des päpstlichen Archives zu machen. Nur insoweit man sich auf aprioristischem Wege combiniren konnte, was in einem Archive der päpstlichen Curie der Natur der Sache nach enthalten sein müsse, war man über die Natur der dort verwahrten Archivalien unterrichtet. Die starre Regel, daß der Zutritt

Digitized by Google

zu dem Archive selbst außer dem Papste nur dem Cardinal-Staatssecretär und dem jeweiligen Archivpräfecten gestattet sei, duldete keine Ausnahme.

Nun ist allerdings nicht zu verkennen, daß die Curie, welche mehr als eine weltliche Macht auf die Aufrechterhaltung ihrer unbedingten Autorität bedacht sein muß, auch mehr Grund hat, die geheimen Wege ihrer Staatskunst den Blicken des großen Publikums verborgen zu halten: aber man würde auch das Recht, welches jedem weltlichen Staate zugesprochen werden muß, gewisse Staatspapiere der Kenntniß der Mitwelt zu entziehen, natürlich der Curie noch viel weniger streitig zu machen versucht gewesen sein. Aber alle Documente mit wenigen Ausnahmen verborgen zu halten, widerstreitet an sich dem wohlverstandenen Interesse der Curie selbst um so mehr, als dadurch der Verdacht erweckt werden mußte, daß sie Grund habe, alle Zeugnisse ihrer Vergangenheit geheim zu halten.

Und doch ist dem, wie jeder unbefangene Kenner mittelalterlicher Geschichte weiß, bei weitem nicht so. Wir brauchen, um dies zu erkennen, nicht bis auf die Zeit Gregor's des Großen zurückzugehen; auch das spätere Papstthum hat, mögen wir seine Uebergriffe gegen die staatliche Gewalt, namentlich gegen das deutsche Kaiserthum, noch so sehr beklagen und verurtheilen, seine unbestreitbaren, großen Verdienste um die gesammte geistige Entwickelung des mittelalterlichen Abendlandes, ja des Mittelalters überhaupt. Die Sorgfalt, mit welcher die Päpste neben ihrer weitaussehenden, die Welt umspannenden Politik auch die kleinen und kleinsten Interessen der einzelnen Gläubigen wahrnahmen, mit der sie die Mission und die Bekehrung der Ungläubigen in den fernsten Ländern Gegenstand ihrer Theilnahme sein ließen, die großartige Ordnung des Geschäftsganges in der päpstlichen Kanzlei oft gerade während der furchtbarsten äußeren Stürme, müssen Bewunderung einflößen; die Zeugnisse hierfür der Kenntniß des Publikums vorenthalten zu haben, ist fast ein Vorwurf politischer Unklugheit, den man der Curie machen muß. Daß auch die päpstliche Politik, selbst in dieser Zeit ihrer größten Blüthe, neben den großartigen Zügen manche Schwäche und Unzuverlässigkeit aufweist, ist zu selbstverständlich, als daß diese Thatsache die bisherige Verheimlichung der historischen Documente zu erklären oder zu rechtfertigen vermöchte.

Im Hinblick auf diese unsere Unkenntniß über den Umfang und Inhalt des päpstlichen Archives muß jede Aufklärung hierüber, welche von zuständiger Seite erfolgt, im höchsten Maße erwünscht erscheinen. Eine solche ist uns durch das Buch von Munch, „Aufschlüsse über das päpstliche Archiv", übersetzt von Dr. Löwenfeld, zu Theil geworden. Allerdings ist diese Aufklärung ohne, wahrscheinlich sogar wider den Willen des Papstes erfolgt, aber sie läßt sich doch darum nicht ungeschehen machen, und ist geeignet, in der gesammten, gelehrten und gebildeten Welt das höchste Interesse zu erwecken.

Die Verdienste des päpstlichen Bibliothekars und Archivars, Pater Theiner, auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft sind zu bekannt, als daß wir ihnen hier eine eingehendere Betrachtung widmen sollten; ihm verdanken wir, wenn auch indirect, auch die Aufschlüsse über das päpstliche Archiv, welche in dem vorliegenden Buche enthalten sind.

Im Jahre 1860 befand sich der norwegische Historiker Munch in Rom, um in der dortigen Bibliothek und, wenn möglich, in dem vaticanischen Archive historischen Studien obzuliegen. Munch war mit Pater Theiner befreundet und erlangte hierdurch in der That Zutritt zu dem päpstlichen Archive. Und zwar muß dies in liberalerer Weise geschehen sein, als sonst üblich; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Munch nicht auf das Arbeitszimmer des Archivpräfecten beschränkt blieb, sondern daß er auch in die Räume des Archives selbst Zugang fand. Wahrscheinlich ist ihm dies von Pater Theiner, dessen Instruction entgegen, gestattet worden; denn nur so begreift es sich, daß Munch die Anordnung traf, daß seine Aufschlüsse über das Archiv, die er eben damals in Rom niederschrieb und von dort aus nach Christiania sandte, nicht vor dem Tode Theiner's veröffentlicht werden sollten. Dies legt den Schluß nahe, daß Munch fürchtete, durch eine Publication seiner Abhandlung bei Lebzeiten Theiner's diesen zu compromittiren. Munch selbst ist vor Theiner († 1874) bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom am 25. Mai 1863 gestorben, und so wurde, seiner Anordnung gemäß, erst nach dem Tode Theiner's das Manuscript seiner Abhandlung dem dänischen Professor Gustav Storm behufs seiner Veröffentlichung anvertraut. Storm hat sich dieser seiner Aufgabe mit Eifer unterzogen und die Publication schon im Jahre 1877 bewerkstelligt.

Wenn nun diese so lange ersehnten „Aufschlüsse“ über die Grenzen Dänemarks und der skandinavischen Halbinsel hinaus bisher die Beachtung noch nicht gefunden haben, welche die Bedeutung ihres Inhaltes erwarten ließ, so liegt das zum großen Theile daran, daß unsere Gelehrten ihrer Mehrzahl nach mit der dänischen Sprache nicht vertraut sind, da nur selten belangreichere Publicationen in dieser Sprache erfolgt sind. In Folge dessen ist das Verdienst, welches sich Dr. Löwenfeld durch die Uebersetzung des Buches ins Deutsche um die päpstliche Diplomatik im Speciellen, um die gesammte historische Wissenschaft des Mittelalters im Allgemeinen erworben hat, ein nicht unbedeutendes. Die Uebersetzung zeugt davon, daß Löwenfeld die dänische Sprache vollkommen beherrscht. Der Stil läßt es kaum empfinden, daß wir es mit einer Uebersetzung zu thun haben. Zum Theil mag das daran liegen, daß Löwenfeld in dem Gebiete, welches den Gegenstand der Munch'schen Abhandlung bildet, durch seine Vorarbeiten für eine Erweiterung und Ergänzung der Jaffé'schen Papstregesten durchaus heimisch ist. In Folge dessen war er

auch in der Lage, die Resultate des Verfassers selbst zu prüfen, so weit dies ohne eine Kenntniß des päpstlichen Archives möglich war. In der Hauptsache erkennt der Uebersetzer die Resultate des Verfassers durchaus an. Wenn er in Einzelheiten, die er in einem besondern Aufsatze*) hervorgehoben hat, von Munch abweicht, so kann das, auch nach seinem eigenen Urtheile, dem Werthe der Abhandlung selbst keinen Eintrag thun.

Sehen wir uns den Inhalt derselben etwas genauer an.

Munch giebt zunächst einen Ueberblick über das Wesen und die Art sämmtlicher im vaticanischen Archive enthaltenen Archivalien und geht von der für jedes Archiv geltenden Eintheilung derselben in Originale und Copien aus. Während uns aber in jedem andern Archive die Originale der willkommenere Theil sind, hält sich bei dem päpstlichen die Bedeutung der Originale und Copien mindestens die Waage, ja man wird wohl sagen müssen, daß die Abtheilung der Copien für die historische Wissenschaft noch bedeutsamer ist als die der Originale.

Die Ausdrücke „Copien" und „Originale" sind fast gleichbedeutend mit „abgegangenen" und „eingegangenen" Sachen. Die Briefe der Päpste selbst, auf die es fast am meisten ankommt, können im Originale im päpstlichen Archive natürlich der Regel nach nicht vorhanden sein: sie sind an ihre Adressaten abgegangen und liegen also in den verschiedenen staatlichen und Privatarchiven Europas verstreut. Nur die für das Gebiet der weltlichen Herrschaft der Päpste selbst verfaßten Briefe, Indulgenzen und Privilegien kamen an das päpstliche Archiv zurück und sind daher im Originale in demselben enthalten.

Im Allgemeinen aber umfaßt die Abtheilung der Originale nur eingegangene Sachen. Natürlich sind auch diese von eminenter Bedeutung; denn zu ihnen gehören zunächst die von den verschiedenen europäischen Höfen, also auch von den deutschen Kaisern, an die Curie gerichteten Briefe, ferner die ohne Zweifel periodisch eingegangenen Berichte der hohen Geistlichkeit der verschiedenen Länder über die Ereignisse und kirchlichen und politischen Zustände ihres Sprengels. Diese würden für die Geschichte des Mittelalters von um so größerem Interesse sein, als die Historiographie des Mittelalters sonst wohl Notizen über die einzelnen Ereignisse, aber nur seltene und ungenaue Nachrichten über die rechtlichen und sittlichen Zustände der Völker, die die mittelalterlichen Geschichtschreiber als bekannt voraussetzten, darbietet. Leider aber ist, wie Munch angiebt, ein großer Theil derselben verloren, wie denn überhaupt im päpstlichen Archive meist nur die Sachen aufbewahrt wurden,

*) Löwenfeld, „Zur Geschichte des päpstlichen Archives" in Brieger's „Zeitschrift für Kirchengeschichte". III. Band, 1. Heft. 1879. S. 139 ff.

Digitized by Google

welche irgend ein bleibendes rechtliches Interesse für die Curie hatten. Mit jenen periodischen Berichten sind auch die meisten der einmaligen Rechenschaftsberichte, welche von den Sendboten der Curie an diese erstattet wurden, die Nachrichten über die Einziehung des Peterspfennigs, welche namentlich über die so dunkle wirthschaftliche Geschichte des Mittelalters erwünschtes Licht verbreiten würden, untergegangen.

Von den noch vorhandenen führt Munch einige Belege an, die sich aber ausschließlich auf die Geschichte des Nordens beziehen. Erregen diese nun schon hohes Interesse, so würden die auf andere Länder bezüglichen Berichte von noch größerer Bedeutung sein, da nach der Natur der Sache und nach Munch's eigener Angabe die Geschichte des Nordens am schwächsten im päpstlichen Archive vertreten ist.

Nach dieser Erörterung über die im Archive enthaltenen Originale kommt Munch auf den Hauptgegenstand seiner Untersuchungen, auf die Register der Päpste, die, obwohl zu der Abtheilung der Copien gehörig, den wichtigsten Theil des päpstlichen Archives repräsentiren.

Wir erwähnten schon, daß die Originale der von der Curie ausgehenden Briefe, Indulgenzen, Privilegien natürlich an ihre Adressaten abgingen und in deren Archiven verstreut liegen. Wäre es nun schon an sich eine Unmöglichkeit, bei der Vielseitigkeit und räumlichen Ausdehnung der päpstlichen Politik die Gesammtheit dieser Originale aus sämmtlichen existirenden Archiven zusammenzubringen, so kommt noch hinzu, daß eben in Folge dieser Zerstreuung der Originale viele derselben untergegangen sind, ein Gesammtüberblick über dieselben also schwer zu gewinnen ist.

Diese Lage der Dinge giebt den Registern der Päpste eine um so größere Bedeutung. Bekanntlich ist es nämlich von den frühesten Zeiten her üblich gewesen, von den von der Curie ausgehenden Briefen vor deren Abgange Copien zu nehmen und diese in den „Registern" zu vereinigen. Anfangs nahm man nur die wichtigsten auf, später aber erweiterte man den Kreis der zu copirenden Bullen immer mehr, wenn auch Vollständigkeit auch dann noch nicht die Absicht war und sein konnte.

Aus der Zeit vor Innocenz III. sind uns nur die Register Gregor's I. und Gregor's VII. erhalten. Die übrigen Briefe und Bullen der Päpste aus dieser Zeit zusammengebracht und gesichtet zu haben, ist eines der hervorragenden Verdienste, welche sich Jaffé um die Kunde des Mittelalters erworben hat. Von seinen Regesta pontificum Romanorum ist eine zweite, erweiterte und ergänzte Ausgabe in Angriff genommen, welche Dr. S. Löwenfeld, der Uebersetzer unseres Buches, besorgt.

Innocenz III. aber traf Bestimmungen, daß und in welcher Weise für jedes Jahr ein Regestenband angelegt werden solle; von ihm an beginnt

Digitized by Google

jene fortlaufende Reihe von Registern, welche den köstlichsten Schatz des vaticanischen Archives ausmacht.

Bei der Besprechung dieser Register, welche den größten Theil der Munch'schen Abhandlung in Anspruch genommen hat, kommt dann der Verfasser auch auf die Einrichtung der päpstlichen Kanzlei, ohne die in der That ein Verständniß dieser großartigen Sammlung unmöglich wäre. Nicht Alles, was er hier anführt, ist durchaus neu und original; vielmehr fußt er hier zum großen Theile auf Delisle's Memoire sur les actes d'Innocent III., aber seine Ausführungen gewinnen trotzdem dadurch an Werth, daß er im Stande war, die Angaben jenes Autors durch Autopsie der betreffenden Materialien zu prüfen und kritisch zu beleuchten. Gerade darauf beruht eben die Hauptbedeutung des vorliegenden Buches, daß Munch der erste ist, welcher auf Grund einer umfassenden Einsicht in den Bestand des päpstlichen Archives seine Aufschlüsse über dasselbe der gebildeten Welt vorlegen konnte. In der Frage z. B., ob die Regestenbände, wie Munch behauptet, unmittelbar nach den Originalen gearbeitet, oder, wie Dudik annimmt, erst bei weitem später entstanden sind, entscheidet gerade diese Thatsache zu Gunsten Munch's. Er ist auch der erste, welcher überzeugend nachgewiesen hat, daß die Papierregister, welche in der späteren Zeit neben den Pergamentregistern fortlaufen, unmittelbar nach den Originalen gearbeitet, die Pergamentregister also erst aus ihnen abgeleitet sind. Für die Zeit vor Johann XXII. aber existiren nur Pergamentregister; in dieser Zeit dürften also diese unmittelbar aus den Originalen abgeleitet sein.

Munch verbreitet sich dann noch über die vermuthliche Zahl der Regestenbände, scheint aber hier in einen Irrthum verfallen zu sein, wenn er dieselbe auf circa tausend angiebt. Diese Angabe dürfte nämlich, wie Löwenfeld in der erwähnten Abhandlung in der Zeitschrift für Kirchengeschichte ausführt, bei weitem zu niedrig gegriffen sein.

Man sieht, wie bedeutend und vielseitig die Aufschlüsse sind, welche die Abhandlung Munch's enthält. Manche für die mittelalterliche Diplomatik und Geschichte geradezu entscheidende Frage, die ohne einen umfassenden Einblick in die Bestände des Archives nicht zu lösen war, ist hier endgiltig und prägnant erledigt, vor Allem aber die Sehnsucht nach einer liberaleren Handhabung der Praxis der Zulassung zu den Materialien des päpstlichen Archives von Neuem erregt worden. Man darf daher den bevorstehenden Publicationen Hergenröther's mit um so größerer Spannung entgegensehen, aber auch die vorliegende Abhandlung enthält des Wissenswürdigen und Interessanten genug und hat die Mühe, welche sich Löwenfeld gegeben hat, um dieselbe in ein elegantes und lesbares Deutsch zu übertragen, reichlich belohnt.

Georg Winter.

Digitized by Google

Aus dem deutschen Reichstage.

Das unerwartete Eingreifen des Reichskanzlers in die Debatten des Reichstages am vorletzten Sitzungstage mit einer nach den verschiedensten Seiten theils klagenden, theils anklagenden Rede, die manchmal an den prophetischen Ton einer Abschiedsrede anklang, brachte in die letzten Stunden dieser wenig productiven Session, welche die Spuren der Ermattung und Apathie in immer steigendem Grade zeigte, noch eine unerwartete Bewegung und Erregung, leider nicht im Sinne einer Klärung. Es sind der Räthsel, der Zweifel, der ungelösten Fragen nur mehr geworden. Den Anlaß gab ein in letzter Stunde aufgestiegener Zweifel in Betreff des neuen Elbschifffahrtsvertrages mit Oesterreich, wodurch die bisher gesetzlich und vertragsmäßig bestandene Eigenschaft der Elbe als Zollausland aufgehoben und der Grundsatz eingeführt wird, daß die Waare nicht erst beim ans Landbringen, sondern schon beim Eintritt in den deutschen Strom zollpflichtig wird. Gegenwärtig befindet sich die Zollstätte oberhalb Hamburg in Bergedorf, und bis dahin bleibt also die Schifffahrt von jeder Zollmanipulation unbehelligt. Würde unter der Herrschaft des neuen Grundsatzes die Zollstätte unterhalb Hamburgs verlegt, etwa nach Glückstadt, so würde damit die Hamburger Schifffahrt in hohem Grade beeinträchtigt und seine Freihafenstellung zwar nicht aufgehoben, aber geschädigt. Die in der letzten Zeit zu Tage getretenen energischen Versuche, Hamburg im Wege der Pression zum Aufgeben seiner Freihafenstellung zu bringen, übten also den stärksten Einfluß auf die Beurtheilung dieser Frage der Elbschifffahrtsacte und die Commission beantragte deren Genehmigung nur mit dem Vorbehalte, daß die Verlegung der Zollstätte an einen unterhalb Hamburgs gelegenen Punkt nur durch Gesetz, nicht durch einfachen Beschluß des Bundesrathes erfolgen könne. Damit entstand die Frage, ob verfassungsmäßig solche Verlegung der Zollstätten durch den Bundesrath allein, oder unter Mitwirkung des Reichstages, also durch Gesetz zu erfolgen hat. Keine geringere Autorität als Delbrück vertrat den letzteren Satz, also den Commissionsantrag, der Reichskanzler erschien selbst, um dieser Forderung entgegenzutreten und mit Entschiedenheit dafür einzutreten, daß dies Recht dem Bundesrathe allein zustehe und unbestritten bisher von ihm ausgeübt sei. Sollte der Vorbehalt bestehendes Recht ändern, so bedürfte er zur Giltigkeit der Genehmigung der Regierungen, die im voraus abgelehnt ward, so daß die Beschließung des Vorbehaltes in der Wirkung als Ablehnung des Vertrages erklärt ward. Sollte jedoch der Vorbehalt nicht neues Recht begründen, sondern nur bestehendes bestätigen, so war er überflüssig, aber insofern höchst bedenklich, als er einen Satz über inneres Verfassungsrecht der

Digitized by Google

Bestätigung eines internationalen Vertrages einverleibte und damit dem andern Contrahenten, Oesterreich, einen künftigen Einfluß einräumte auf eine innere Verfassungsfrage. Diese Erwägungen hatten schon vor dem Eingreifen des Reichskanzlers der überwiegenden Mehrheit der nationalliberalen Partei die Genehmigung solchen Vorbehaltes als unzulässig erscheinen lassen; Manchen erschien als das Correcte, daß man die Genehmigung des Vertrages einfach ablehne, wenn das Singularrecht Hamburgs dadurch beeinträchtigt werde. Denn der Vertrag selbst ist weder so dringend noch so wichtig, daß seine Ablehnung wesentlichen Bedenken unterliegen konnte. Daß bisher der Bundesrath thatsächlich das Recht ausübte, die Elbzollstätten durch seinen einseitigen Beschluß ohne Mitwirkung des Reichstages zu bestimmen, das konnte nicht bestritten werden, da in der That durch den Bundesrath allein unter damaligem Vorsitze Delbrück's die Zollstätte von Wittenberge nach Bergedorf verlegt ist. Auch diejenigen also, welche die Tendenz des Commissionsantrages billigten, zu verhindern, daß Hamburger Singularrechte auf einem Umwege beeinträchtigt und damit auf Hamburg eine Pression zur Aufgabe seiner Freihafenstellung ausgeübt würde, mußten den von der Commission hierzu eingeschlagenen Weg für unzulässig erklären und mußten deshalb den Delbrück'schen Antrag ablehnen. Wir glauben auch, daß ohne die große Rede des Reichskanzlers das Resultat Ablehnung des Commissionsantrages und einfache Genehmigung des Vertrages gewesen sein würde, da Viele der Meinung waren, daß auch mit Genehmigung des Vertrages das Hamburger Singularrecht nicht geändert und nicht beeinträchtigt würde. Durch die Rede des Reichskanzlers nahm aber die Debatte so weite Dimensionen an, daß damit die im Commissionsantrage enthaltene Verfassungsfrage nicht geklärt, sondern mehr verwirrt und der Zweifel vermehrt ward, ob nicht doch durch einfache Genehmigung des Vertrages das Recht eines Bundesgliedes verletzt werde. So endigte die erregte Debatte, die alle Gebiete vom Culturkampfe bis zur Zollreform berührte, mit einen non liquet, indem die Sache zum schriftlichen Bericht an die Commission zurückgewiesen ward, was allerdings unmittelbar vor dem Schlusse der Session die Wirkung einer derzeitigen Ablehnung des Vertrages hatte. Und mit diesem Verlangen, die Entscheidung der unklaren Angelegenheit auf ein Jahr zu verschieben, motivirte auch Herr von Bennigsen ausdrücklich seinen Antrag auf Zurückverweisung. Daß das jetzige Nichtzustandekommen des Vertrages keinen wesentlichen Nachtheil herbeiführe, hatte der Reichskanzler selbst erklärt.

Die Bedeutung des jetzigen Reichstagsbeschlusses erkennen wir nun darin, daß die Mehrheit abgelehnt hat, mittelbar oder unmittelbar ein Verfahren gut zu heißen, wodurch Hamburg mittelst äußerer Pression zur Aufgebung seiner Freihafenstellung gezwungen werden soll. Man fürchtete, wir lassen

Digitized by Google

dahingestellt ob mit Recht, daß aus dem jetzigen Vertrage ein solches Pressionsmittel hergeleitet werden könnte, weil unmittelbar vorher durch die versuchte Einbezirkung der Vorstadt St. Pauli eine solche Pression offenkundig in Aussicht genommen war. Die Interpellation hierüber im Reichstage hat ja mit dazu beigetragen, daß dieser Versuch aufgegeben ward. Manche bezeichnen freilich dieses Eintreten des Reichstages für ein Hamburger Singularrecht, dieses Zurückweisen äußerer Pressionsmittel, um ein Bundesglied zur Aufgebung seines Rechtes zu zwingen, als eine Schwächlichkeit kleiner Seelen, als verwerflichen Particularismus. Mit Unrecht. Es ist nirgends davon die Rede gewesen, die Freihafenstellung der Hansestädte für ewige Zeiten zu conserviren, sondern nur davon, daß sie nicht anders als auf verfassungsmäßigem Wege und mit loyalen Mitteln beseitigt werden könne. Kein Hamburger oder Bremer Particularismus ist im Stande, einer Aufhebung ihrer Freihafenstellung für die Dauer Widerstand zu leisten, wenn die öffentliche Meinung sich überzeugt hat, daß ein dringendes Reichsinteresse es erfordert, und wenn die Veränderung verfassungsmäßig und ohne Verletzung der Rechte und Lebensinteressen eines Bundesgliedes erfolgt. In solcher Weise für bestehende Singularrechte einzutreten, ist nicht ein dem Reiche feindlicher Particularismus, sondern dient im Gegentheil zur Festigung des Reiches. Die bei der föderalen Grundlage unserer Verfassung für das feste Zusammenwachsen des Reiches unentbehrliche Einigkeit und willige Hingebung der einzelnen Bundesglieder an das Reich wird am besten gefördert, wenn die Bundesglieder im Reiche den sichern Schutz bestehender Rechte finden und nicht vergewaltigt werden vom Stärkeren. Nicht alle genialen Mittel auswärtiger Politik lassen sich gleichmäßig auf die innere Politik der Bundesglieder unter einander anwenden.

Wir wissen nicht, ob der Reichskanzler diesen Hamburger Fall im Auge hatte, als er im zweiten Theile seiner Rede über den Particularismus klagte. Und dieser zweite Theil war ja weitaus das Bedeutungsvollste; einmal ein Trompetenstoß in die Welt hinaus, daß die wachsende Macht des Particularismus das Reich gefährde, und zum andern eine scharfe Klage über die Oppositionsstellung des Centrums, wodurch das Aufhören des Kirchenstreites unmöglich gemacht werde. Wenn ein Staatsmann wie Fürst Bismarck in so auffallender Weise die Klage in die Welt hinausschickt, daß die Kraft des Reiches kaum ausreiche, um der steigenden Macht des Particularismus entgegenzutreten, so muß man annehmen, daß bestimmte Thatsachen vorliegen, die ihn zu so beunruhigender Klage veranlassen. In die Oeffentlichkeit gedrungen sind solche Thatsachen nicht. Daß die neulichen Abstimmungen im Bundesrathe die Veranlassung dazu bieten konnten, kann man um so weniger annehmen, je rascher der Bundesrath seiner Zeit den mißfälligen Beschluß

Digitized by Google

corrigirte, so daß man hierbei von einem schwer zu bekämpfenden particularistischen Widerstande nicht sprechen konnte. Es ist eine ernste, schwerwiegende Thatsache, wenn der Begründer des deutschen Staates seine eigene Schöpfung jetzt als gefährdet durch innern Widerstand und zu schwach bezeichnet, um dem erfolgreich entgegenzutreten. Vollberechtigt ist die Klage des Kanzlers, daß die begeisterte Hingebung im Volke für den Reichsgedanken und seine thätige Mitwirkung sich vermindert habe. Allein es darf nicht vergessen werden, daß eine so schwungvolle Begeisterung, so unausgesetzte Action eines ganzen Volkes für einen nationalen Gedanken völlig unvermindert nicht bestehen kann, sondern einzelnen Schwankungen in Folge menschlicher Ermüdung nach lebhafter Action nothwendig ausgesetzt sein muß. Auch zeigt sich diese Ermüdung und Erschlaffung der Geister nicht etwa nur im Bereiche dieser nationalen Frage, sondern gleichmäßig auf allen Gebieten. Wir sind überzeugt, daß die jetzige allgemeine und hochgradige Depression das nationale Gebiet gerade am wenigsten berührt. Freilich wird in solcher Zeit des Unmuthes und der Trägheit die Bevölkerung nicht ermuthigt zu neuer Thätigkeit, wenn der Hauptbegründer der deutschen Einheit so pessimistisch urtheilt und seine eigene Schöpfung als schwach und gefährdet betrachtet. Wir können und wollen ihm in dieser mit Thatsachen nicht begründeten Anschauung nicht folgen. Daß nach langjähriger wahrhaft riesenmäßiger Arbeit und Kampf in ihm Ermüdung und Erschöpfung so pessimistische Worte vorübergehend einmal über die Lippen treten läßt, das wird glaublich, wenn man in seiner Nähe weilt, und von seiner Umgebung über sein Befinden Einzelheiten hört. In tiefem Schmerzenstone waren die Worte ausgestoßen: „ich bin müde, todmüde!“ Worte, die ein Triumphgeschrei der klerikalen Presse erzeugt haben, welche jubelt, daß es nun doch endlich gelungen, den starken Kämpfer gegen die römische Curie todmüde zu machen. Freilich darf das nicht vergessen werden, daß, wenn der Particularismus an Kraft gewonnen hat, der Kanzler selbst mit dazu beigetragen hat, indem er zur Durchführung seiner Zollreform sich auf die Coalition stützte, welche die meisten particularistischen Elemente in sich schließt und durch Annahme des Franckenstein'schen Antrages dem Reichsgedanken so viel Schwächung, wie dem Particularismus Stärkung zuführte, und indem er sich abwandte vom Zusammenwirken mit den Parteien, deren Unterstützung ihm doch bis dahin die erfolgreiche Durchführung seiner Politik mit ermöglicht hatte. Zersetzt sind dadurch die Parteigliederungen, die ein großes politisches Leben nicht entbehren kann, neue lebensfähige Parteien sind nicht an die Stelle getreten. Daran kranken wir. Möge der jetzige, wohl zu pessimistisch gefärbte Klage- und Weckruf des Reichskanzlers, der erkennen ließ, daß er an dem nationalen Gedanken, an der Festigung des deutschen Reiches als an seiner großen Lebensaufgabe festhält, dazu beitragen,

Digitized by Google

wieder das frühere Zusammenwirken des Kanzlers mit den liberalen Parteien möglich zu machen. Das deutsche Reich kann nie seine Stütze in conservativ-klerikalen Elementen finden, sondern nur in einem Zusammenwirken des gemäßigten Liberalismus und der gemäßigten Conservativen. Wenn Fürst Bismarck ein conservativ-klerikales Ministerium als seine Nachfolger in mögliche Aussicht stellte, so entsprach das vollständig der heutigen thatsächlichen Constellation, die freilich keinen langen Bestand haben, aber auch in kurzem Bestande uns namenlos schädigen könnte.

Seine scharfen Klagen gegen das Centrum, dessen Opposition ihm die endliche Beseitigung des Culturkampfes unmöglich machte, waren wohl ebenso an das Centrum wie an die päpstliche Curie adressirt. Wenn aber diesen Theil seiner Rede immer wieder die Mahnung an die Freunde der Regierung durchklang, „hütet Euch vor dem Centrum", so muß man wohl sagen, daß diese Mahnung mehr an die Adresse der conservativen Partei gerichtet war, deren unnatürliche Coalition mit dem Centrum bekanntlich eine Quelle des lebhaftesten Verdrusses für den Reichskanzler ist und wohl am meisten zu seiner gänzlichen, mit Ausnahme eines einzigen Tages durchgeführten Fernhaltung von den Sitzungen des Reichstages beigetragen hat. Daß die Mahnung bei den Conservativen williges Gehör finden werde, dafür liegt wenig Wahrscheinlichkeit vor, da die Partei sichtlich mehr und mehr sich in dem Gedanken ihrer steigenden Macht fühlt, die sie auch den Reichskanzler fühlen zu lassen wünscht. Sie hält die Zeit für nicht mehr fern, wo sie nicht nur über die Parlamentssitze, sondern auch über die Ministerposten zu verfügen hat. Für das Centrum bemühte sich zwar Windthorst am Schlusse seiner mit zorniger Abwehr begonnenen Entgegnung, nicht alle Brücken hinter sich zu verbrennen, sondern mit süßen Worten die Möglichkeit einer Verständigung offen zu halten. Der kampfesfrohere Schorlemer-Alst aber verschwendete keine Worte an solch fruchtloses Bemühen, sondern kündigte nichts an als erneuten und verschärften Kampf, bis das Centrum, das heißt die römische Curie, alle ihre Forderungen erfüllt sähe. Das Kampffeld wird sich nun verlegen in das preußische Abgeordnetenhaus, wo die Regierung bekanntlich eine discretionäre Gewalt erbitten will, um den Theil der Maigesetze, der speciell nur als Kampfmittel zur Abwehr der römischen Angriffe zu betrachten ist, in solchem Verhältniß unausgeführt zu lassen, als die thatsächlichen Zugeständnisse der römischen Curie und die factische Unterwerfung der katholischen Geistlichen unter die Staatsgesetze dies möglich machen. Ehe man den Inhalt des Gesetzes nicht kennt und ehe man nicht weiß, wem diese discretionäre Gewalt anvertraut werden soll, ob dem Fürsten Bismarck, dem preußischen Staatsministerium oder dem Cultusminister von Puttkamer, eher kann man auch über die Wahrscheinlichkeit der Durchbringung solchen Ge-

setzes kein Urtheil sagen. Auch die Zerfahrenheit der Parteiverhältnisse schließt noch jede Sicherheit über das Schicksal eines solchen Gesetzentwurfes aus.

Der Schwerpunkt der Entscheidung verlegt sich damit aus dem Reichstage in den preußischen Landtag, der nächste Woche zusammentritt. Welchen Werth Fürst Bismarck der Entscheidung beilegt, ist daraus erkenntlich, daß er an diesen Verhandlungen des Landtages sich betheiligen und vor Erledigung der Sache Berlin nicht verlassen will. Unleugbar übt die Fortsetzung des Kirchenstreites einen außerordentlich hemmenden Einfluß auf unsere innere Politik aus. Schon die parlamentarische Bedeutung des Centrums, die der Reichskanzler so stark betonte, influirt ja ganz unverkennbar auf den ganzen Gang unserer innern Politik. Die fortschreitende Zersetzung der Parteigliederungen, das Fehlen einer großen politischen Partei verstärkt diesen Einfluß der festgeschlossenen, wohldisciplinirten Centrumspartei. Die Zersetzung der Parteien trägt wesentlich die Schuld, daß die gegenwärtige Session mit verhältnißmäßig geringem Erfolge abschließt und einen erheblichen Theil ihrer Aufgaben unerledigt lassen muß. Nur Militär- und Socialistengesetz sind in einer und zwar recht befriedigenden Weise erledigt, und dieser Erfolg muß über die sonstigen Mißerfolge trösten. Wir rechnen außerdem als einen das Rechtsbewußtsein im Volke versöhnenden Erfolg die Strafnovelle gegen den Wucher, der freilich in dritter Lesung trotz der Abmahnung der Regierung noch eine Resolution zu Gunsten einer Beschränkung der Wechselfähigkeit angeheftet worden ist, wodurch wir in unserer rückläufigen Bewegung bis hinter die heilsamen Bestimmungen der deutschen Wechselordnung zurückgeworfen werden. Dieser Beschluß im Vereine mit den neuerlichen Beschlüssen über die Wiederherstellung der alten Innungen ist uns ein ungünstiges Zeichen von der geringen Widerstandskraft des jetzigen Reichstages gegen augenblickliche Strömungen der Tagesmeinung, mögen sie in der dauernden Natur der wirklichen Verhältnisse begründet sein, oder nur im spielenden Wechsel der Dinge. Sehen wir ab von einem Viehseuchengesetze, auf dessen Zustandekommen die ländlichen Landestheile wohl nicht mit Unrecht Werth legten, und von einigen minder wichtigen Acten, so ist fast alles Andere unerledigt geblieben. Die vertragsmäßige Regulirung unserer Handelsbeziehungen zu Oesterreich hat keine Förderung erfahren, am wenigsten aber das, worauf doch der Reichskanzler einen so großen Werth zu legen scheint, das, was man die Steuerreform zu nennen pflegt. Der Grund, warum keines der beiden vorgelegten Steuergesetze über die ersten Stadien der Berathung hinaus gelangte, ist mit einem Worte gesagt: weil man Steuerreform will, aber keine einfache Steuererhöhung. Selbst von conservativer Seite ward geklagt, daß mit dieser brockenweisen Vorlegung immer neuer Steuerpläne niemals eine Steuerreform erreicht werde, die ohne einen festen ausgearbei-

Digitized by Google

teten Plan unmöglich sei. Der Fürst Bismarck kann die großen Grundzüge solcher Steuerreform wohl angeben, aber den speciellen Plan, ohne den das Parlament seine Bewilligung nicht aussprechen kann, kann er freilich nicht ausarbeiten. Zu solcher Arbeit scheinen die geeigneten Kräfte zu fehlen seit Delbrück's Weggang. Freilich mag es für einen selbständigen Mann nicht leicht sein, als Bismarck's Mitarbeiter lange auszuhalten, denn mit solchem Riesen an einem Strange zu ziehen, ist für die schwächere Kraft fast unmöglich. So zeigt sich denn im Reichstage häufig eine sehr ungenügende Vertretung der Vorlagen durch die Regierungscommissare, die bedeutend absticht gegen die meist glänzende Vertretung im norddeutschen Reichstage und in den ersten Jahren des deutschen Reiches. Wenn zu dieser ungenügenden Vertretung der Regierung der Mangel jeder Fühlung zwischen ihr und dem Reichstage hinzukommt, das gänzliche im Finsterntappen über die eigentlichen Absichten der Regierung, das Fernbleiben des einzig verantwortlichen Kanzlers vom Reichstage bis auf den vorletzten Sitzungstag, die sichere Aussicht auf fruchtloses Mühen um planlos eingebrachte Steuervorlagen, gänzliches Schweigen der Regierung bei so tief einschneidenden Berathungen wie über Tabaksmonopol und Gewerbeordnung, und gegenüber dieser mangelnden Fühlung mit der Regierung und der Unkenntniß über ihre eigentlichen Pläne immer wieder Gerüchte über neue große Pläne, wie eben das Tabaksmonopol u. s. w. — da ist es kein Wunder, wenn die frische, erfolgreiche Thätigkeit der Reichstagsmitglieder in solcher Tretmühle anstrengender, aber fruchtloser Arbeit erlahmt, und wenn kein rechter Erfolg auch bei hingebender und aufreibender Pflichterfüllung der Einzelnen sichtbar werden will. Wir brauchen etwas mehr Ruhe und Stetigkeit unserer gesetzgeberischen Thätigkeit, weniger neue und wechselnde Pläne, aber wirklich durchgearbeitete Pläne, nicht blos Projecte in losen Umrissen, mehr Fühlung zwischen Reichstag und Regierung, wodurch auch eine Verständigung leichter möglich und die Zerfahrenheit der Parteien sich vermindern wird. Doch wir wollen von dieser Session nicht scheiden mit so pessimistischen Gedanken, wie sie theilweise aus der Rede des Reichskanzlers herausklangen. Wir vertrauen vielmehr, daß dieselbe geschichtliche Nothwendigkeit, welche die Gründung des deutschen Reiches herbeiführte, auch die geistigen Kräfte in der Nation, die zu seiner Erhaltung nothwendig sind, lebendig erhalten und, wo sie vorübergehend erlahmt sind, wieder beleben wird. Und vielleicht hat auch der prophetische Klage- und Weckruf Bismarck's in den letzten Stunden dieser Session bei der erhöhten Bedeutung, die so seltene Worte in der Abschiedsstunde haben, die eine gute Wirkung, daß manche in Unlust und Trägheit sich Zurückhaltende wieder ermuntert werden und sich aufraffen zu neuer Thätigkeit, damit das Zusammenwirken aller guten Kräfte in der Nation wieder erreicht werde, durch

welches die Gründung des Reiches möglich ward und das jetzt in einem Augenblicke des Schwankens und Ermattens nicht minder unentbehrlich ist, wenn sein lebenskräftiger Fortbestand gesichert bleiben soll. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Der Salon. — Der Salon ist eröffnet. Nachdem zuerst am Tage der Vernissage oder Generalprobe jene Prädestinirten der Geburts- und Geldaristokratie, deren Bedürfnisse erst mit dem Ueberflüssigen anfangen, denen im März allein der Spargel und nur im April die Erdbeeren munden, herbeigeeilt war, um als die ersten den frischen Firnißduft zu schlürfen, kam am eigentlichen Eröffnungstage die ganze officielle Welt, wie Alles, was die Seinemetropole an Celebritäten in sich schließt, und an den darauffolgenden Tagen die haute bourgeoisie daran. Jetzt ist der Salon besonders während der Concerte, sowie in den Abendstunden bei der herrlichen elektrischen Beleuchtung der bevorzugte Rendezvousort des Herrn Tout le monde. Am Vormittage gehört der Platz den Malern und Bildhauern, die da kommen, um das Urtheil über ihre Productionen wahrzunehmen, die Meisterwerke der Kameraden zu loben und den Kritikern den Hof zu machen. Dort bemerkt man, verschämt in die Ecke gedrückt, einen jungen Mann, dessen Blicke mit Sorgsamkeit den Besuchern folgen. Es ist ein junger Künstler, der mit Wonnegefühl sein Werk an der Wand prangen sieht und gerne beobachten möchte, welchen Eindruck es auf die Besucher hervorbringt. Da tritt ein Mäcen über die Schwelle. Soll man ihn belauschen oder vielleicht durch eine zufällige Begegnung die Aufmerksamkeit des Vielumworbenen auf sich und sein Werk zu lenken suchen? Im Nu aber sind eine Menge Künstler wie aus dem Boden erstanden und kreuzen um den Mann, auf den sie ihre stillen Hoffnungen setzen. Auch das Publikum beobachtet die Bewegungen des bekannten Mäcens. Trifft er auf einen namhaften Künstler, so giebt ihm dieser wohl eine kleine Strecke das Geleit und benutzt die Gelegenheit, im Tone der Infallibilität einige Rivalen zu beseitigen, sowie einige unbedeutende Sachen, die den seinen zur Folie dienen, zu loben. Am eifrigsten aber umschwärmen die Kunsthändler den Mäcen, sie entwickeln ihr volles diplomatisches Talent, indem sie das Urtheil des praktischen Kunstfreundes feiern und gleichzeitig zu lenken suchen. Vor den Porträts, namentlich den weiblichen, findet immer eine kleine Ansammlung statt, die den Bekannten zu wohlmeinendem Ideenaustausch Gelegenheit bietet. Die schönen Beschauerinnen finden das Bildniß ihrer Freundin meist ungemein geschmeichelt, die Herren dagegen treten wohl für das Original ein. Um

Digitized by Google

die Rococobilder gruppiren sich mit Vorliebe Damen. Nicht allein, daß ihnen der meist pikante Vorwurf und die zierliche Ausführung Vergnügen machen, sie knüpfen noch weitere sachliche Betrachtungen und Abhandlungen über die Tracht und ihre ästhetischen Vortheile daran. Einige Kunstelegants folgen nur dem Magnet der Berühmtheit. Sie studiren den Katalog und pflanzen sich mit tiefsinniger Kennermiene vor einem Bilde von Namen auf, während sie mit blasirter Vornehmheit an den anderen Gemälden kalt vorübergehen.

Lassen wir jedoch jetzt das Publikum und wenden unsere Aufmerksamkeit der Ausstellung selbst zu, so fällt uns vor allem die durch den neuen Unterstaatssecretär Turquet beliebte völlige Umgestaltung derselben auf. Nachdem man nämlich die von ihm zuerst projectirte Eintheilung in sogenannte „sympathische Gruppen" als unzweckmäßig erkannt und aufgegeben, entschied man sich für die Eintheilung in folgende vier große Sectionen: 1) die der „Hors Concours" stehenden Maler, welche durch in früheren Ausstellungen erworbene Medaillen das Recht haben, ohne Prüfung auszustellen, auch steht ihnen als höchste Auszeichnung nur die große goldene Medaille oder das Kreuz der Ehrenlegion zu; 2) die „Exemptirten", solche, die schon die ersten Auszeichnungen davongetragen, die aber weiter concurriren; 3) die „Nichtexemptirten", die Neuen, Streber oder Debutanten, und 4) die Fremden. Man wird erkennen, daß diese Eintheilung der vormals alphabetischen gegenüber etwas Verführerisches hat, sie scheint klar und deutlich, und man sollte glauben, daß sie ein vollständiges Bild der Kunstleistungen eines gewissen Zeitraumes darböte. Dennoch werden, unter den Ausstellern wenigstens, überall Klagen laut. Die Herren der ersten Kategorie finden nämlich, daß ihre Kunstwerke inmitten einer Anzahl oft recht mittelmäßiger Arbeiten sich nur um so vortheilhafter abhoben, wohingegen sie jetzt durch die von den Meistern à la mode ausgestellten Gemälde, welche die Aufmerksamkeit des Publikums fesseln, in Schatten gestellt, wo nicht gar übersehen würden. Zugleich bietet diese Eintheilung der alternden Hand des Künstlers weniger Schutz, und die im Interesse des Aufsehens, jedoch auf Kosten der Kunst ersonnenen kleinen technischen Kunstgriffe treten deutlicher zu Tage.

Berechtigter erscheint die Klage der dritten Section, der „Nichtexemptirten". Hier hat nämlich Turquet die Nachsicht zu weit gehen lassen. Ein ganz unerhörtes Empfehlungs- oder Protectionswesen ist eingerissen, so daß der Präsident der Jury, Bouguereau vom Institute, im Verein mit einigen Collegen der Prüfungscommission Veranlassung nahmen, auszutreten. Es ist aber auch unglaublich, welche Menge croûtes, die sonst gemeiniglich die Exposition des refusés bildeten, diesmal ausgestellt ist. Zu Hunderten sind die Malerinnen mit ihren obligaten Fruchtstücken und den bekannten Stillleben vertreten;

Digitized by Google

junge Leute haben ihre Malversuche durch die Befürwortung irgend eines Abgeordneten oder Gemeinderathes auf die Ausstellung gebracht; Bilder, die ein Kunsthändler dritten Ranges kaum gewagt haben würde, in seinem Schaufenster aufzustellen, hängen in geradezu ärgerlicher Aufdringlichkeit da und fordern das Lächeln heraus. Man kann denken, wie ungehalten talentvolle junge Künstler hierüber sind. Einer hat sogar sein Bild aus dem Rahmen geschnitten und diesen leer in der Ausstellung belassen.

Was nun den Gesammteindruck des Salons anbetrifft, in dem 7289 Nummern, also 1200 Stück mehr als im vorigen Jahre ausgestellt sind, so ist derselbe, obwohl quantitativ imponirend, doch qualitativ keineswegs völlig befriedigend. Die Ueberwucherung des Mittelmäßigen springt jedem Besucher mehr oder weniger ins Auge, zudem nicht verkannt werden darf, daß der naturalistische Zug, der augenblicklich, allen Protesten zum Trotz, die französische Kunst durchweht, den gesunden künstlerischen Realismus weit in den Hintergrund drängt.

Hervorheben möchte ich in erster Linie das lebensgroße Porträt des Präsidenten der Republik von Bonnat, in der Technik ein wahres Meisterwerk von mehr als photographischer Aehnlichkeit, wohingegen der geistige Ausdruck manches zu wünschen übrig läßt, da dieser right man on the right place, wie die Engländer sagen, im Grunde doch noch ein gemüthvollerer und besserer Mensch ist, als ihn Bonnat gemalt hat. Ferner von demselben Künstler ein Hiob, ein Wunder von Zeichnung, Farbe und Beleuchtung, ein Anatom könnte Studien an dem fleischlosen, runzeligen, abgemagerten und aussätzigen Körper machen. Mehrere sehr schöne Frauenporträts von Carolus Duran und Alexandre Cabanel, sowie eine „verhungern wollende“ Phädra des letzteren. Eine peinliche Scene aus den Chatiments von Victor Hugo von Gervex. Johanna d'Arc von Batien-Lepage, ein vielbewundertes Bild, auf welchem der Künstler einen überirdischen Idealismus mit dem krassesten Naturalismus zu vereinen gesucht hat. Das Mädchen von Domremy steht in einem Kohlgarten in stummer Verzückung. Der Kopf ist wunderbar schön, — es ist das wirkliche Gesicht eines Bauermädchens, veredelt durch die psychische Aufregung. Weshalb aber diese zerlumpte und schmutzige Kleidung? Mit welchem Wohlgefallen, mit welcher Meisterschaft ist jene Unsauberkeit dargestellt, und wie vernachlässigt dagegen sind die Erscheinungen in den Bäumen, deren Stimme sie vernimmt! Eine ländliche Ruhe von Jules Breton, ein recht hübsches Bild, trefflich componirt und hübsch gemalt, aber auch hier wiederum jener derb naturalistische Zug, der sich überall einnistet und Herrn Zola und seine Anhänger entzückt. Der Kopf eines schlafenden Mädchens mit offenem Munde von Henner; man glaubt sie schnarchen zu hören! Unbegreifliche Manier, die zur Manie zu werden droht. Sehr erwähnens-

Digitized by Google

werth ist das Porträt des Abgeordneten Naquet von Alphons Hirsch und ein anderes von Antonin Prousts von Manet. Die Ueberführung der Leiche des Prinzen Louis Napoleon im Hafen zu Portsmouth von Le Pic ist ein sehr gutes Stück, und als Marinestück vielleicht das Beste des Salons.

In der Fremdenabtheilung wendete ich mich zuerst den Deutschen zu, bedauere jedoch nur zweier erwähnen zu können, die meine Aufmerksamkeit wirklich fesselten. Max Liebermann mit seinen Epluchouses de Legumes, der, wie es scheint, seit der letzten Ausstellung wesentliche Fortschritte gemacht hat, und der mir bisher noch unbekannte Sachse Friedrich Uhde, ein Schüler Munckacsy's, der mit dem herrlichen Humor, welcher aus seinem frisch gemalten Bilde: „Die Volkssängerin" sprudelt, die Sympathie des Beschauers im Sturm erobert hat. Eine andere Perle dieser Abtheilung ist der Sommerabend des Belgiers Jan von Beers, eines Malers, der es verstanden hat, die Traditionen der vlämischen Schule mit den Anforderungen der modernen Kunst auf fast vollendet zu nennende Art und Weise zu vereinen.

Anerkannt zu werden verdient, wie sich der diesjährige Salon durch Abwesenheit der sonst geradezu aufdringlichen Nacktheit von den früheren unterscheidet. Auch der Klerikalismus hat seine Heimstätte verloren, denn der Heiligen sind wenige, wie auch nach dem Verknallen der französischen Ruhmesblase die Ausstellung sich allmählich vom malenden Militarismus befreit, der sonst wohl mit seinen Soldaten und Schlachtenstücken und den vielen geladenen Gewehren manche Säle nahezu unsicher machte.

Literatur.

Die Tochter Rolands. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des Vicomte Henri de Bornier von Dr. Anton Giers. Bonn, Emil Strauß. 1880. — Nach einer Vorbemerkung des Uebersetzers hat das französische Original in den Jahren 1875—1878 siebenunddreißig Auflagen erlebt und ist im Jahre 1879 von der französischen Akademie mit dem großen Preise („Reynaud") gekrönt. Ihr Inhalt ist der folgende: Der Verräther Roland's, Genelun, ist nicht dem über ihn gesprochenen Urtheile erlegen, sondern von Mönchen gerettet und am Leben erhalten; seit Jahren lebt er mit seinem Sohne Gerald, der keine Ahnung von dem wahren Namen des Vaters hat, und einem im Geheimniß befindlichen Mönch Rudbert, im Schlosse Montblois unweit des Rheines als Graf Amaury. Bei Beginn des Stückes kehrt er von einer Fahrt nach dem Thale Ronceval, zu der ihn sein böses Gewissen und seine Reue getrieben haben, zurück und gleichzeitig kommt sein Sohn von einem Streifzuge heim, auf dem er mit den Sachsen gekämpft, ihnen die von ihnen überfallene Tochter Roland's, Bertha, entrissen und ihren Führer Regenhardt gefangen genommen hat. Durch die von den Sachsen noch fernerhin drohende Gefahr wird Bertha genöthigt, einige Zeit bei Amaury zu verweilen; ebenso darf Regenhardt, dem sonst um seines Uebertrittes

Digitized by Google

zum Christenthum willen weitere Strafe erlassen wird, nicht in die Heimath zurückkehren. Der zweite Act bringt die Amaury sehr unwillkommene Entdeckung, daß Gerald von einer heftigen Neigung zu Bertha ergriffen ist; eine etwaige Verbindung muß Amaury als eine Unmöglichkeit erscheinen und, wie ihn dies mit Besorgniß für den Sohn erfüllt, so läßt ihn die Ankunft des Herzogs Nayam, welcher im Auftrage Karl's des Großen Bertha abholen will, für sich selbst fürchten und vor der Möglichkeit einer Entdeckung seines wahren Namens bangen. Indessen droht ihm von dieser Seite zunächst keine Gefahr, aber der Einigung Gerald's und Bertha's vermag er kein dauerndes Hinderniß in den Weg zu legen; wenn Gerald, namenlos und unberühmt wie er noch ist, auch nicht daran denkt, augenblicklich Bertha sein nennen zu können, so soll er doch, und zwar unter ausdrücklicher Zustimmung seines Vaters, auf Heldenthaten ausziehen, um sich dadurch dereinst die hochstehende Geliebte zu erwerben. Von dieser Ruhmesfahrt sieht man ihn im dritten Acte, der wie der vierte in Karl's des Großen Pfalz zu Aachen spielt, heimkehren und sich sofort auch vor den Augen des Kaisers und der Geliebten in mächtigem Kampfe als Sieger bewähren. Schon ist nämlich eine Anzahl der tapfersten Helden einem Sarazenenritter Noethold erlegen, der mit dem einstmals in Spanien zurückgebliebenen Schwerte Roland's, Durandal, erschienen ist und dasselbe demjenigen Helden, der ihn besiege, abtreten zu wollen erklärt; Gerald gewinnt sich jetzt dasselbe, aber während er damit sein Ziel erreicht zu haben glauben darf, bricht von anderer Seite Verderben über ihn herein. Amaury hat sich nämlich nicht enthalten können, den Sohn nach Aachen zu begleiten, und wird hier von Karl als Genelun erkannt. Nun ist zwar Karl um Gerald's willen bereit, das Andenken der Vergangenheit nicht wieder zu erneuern, und betreibt selbst die Verbindung Gerald's mit Bertha, ja bestimmt Amaury, Gerald's Wunsche gemäß der Vermählung beizuwohnen und erst nach ihrer Vollziehung die beabsichtigte Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. Aber bei der Vermählung selbst erhebt der Sachse Regenhardt, dem Genelun vor langen Jahren den Vater getödtet hat und der um dieser Erinnerung willen Amaury von Anfang an mit argwöhnischen Augen betrachtet hat und allmählich durch allerlei kleine Anzeichen zur Gewißheit gekommen ist, wegen der Persönlichkeit von Gerald's Vater Einspruch gegen die Verbindung und zwingt Amaury, seinen Sohn von seiner Identität mit Genelun in Kenntniß zu setzen und ihn damit zum Verzicht auf eine Verbindung mit einer Tochter Roland's zu veranlassen. Nachdem Gerald wirklich von dem wahren Sachverhältniß unterrichtet ist und Amaury sich entfernt hat, entspinnt sich vor Karl und dem nunmehr auch unterrichteten Hofe zwischen Gerald und Bertha ein Wettstreit des Edelmuthes, aber trotz der Bitten Bertha's, trotz der Zustimmung, ja Aufforderung Karl's läßt sich Gerald nicht bestimmen, die Hand Bertha's anzunehmen; entsagend zieht er in die Ferne, und zwar zunächst zu Roland's Grab.

Dieser Stoff ist natürlich ein frei erfundener; die Sage weiß von einem Wiederaufleben Genelun's und den sich daranschließenden Folgen nichts. Selbstverständlich hängt davon der Werth der Dichtung nicht ab; in Betreff seiner handelt es sich vielmehr darum, ob der Dichter einen schwerwiegenden und ergreifenden Conflict zu schaffen gewußt hat und ob dieser Conflict eine angemessene Lösung findet. Worin liegt nun in dem vorliegenden Stücke ein solcher Conflict und wer ist sein Träger? Nach Beiden sucht man unseres Erachtens vergebens. Gerald und Bertha werden beide, ohne einen Kampf der Pflichten durchzumachen oder sich im Widerstreit mit einer andern im Stücke vertretenen Macht behaupten zu müssen, in der letzten Scene des Dramas durch eine höhere, über ihrem

Willen stehende Gewalt zur Entsagung genöthigt, Gerald durch das Geständniß des Vaters, welches ihm nach seiner persönlichen Empfindung einen Bund mit der Tochter des Verrathenen unmöglich macht, und Bertha durch den nicht rückgängig zu machenden Verzicht Gerald's; ein Kampf, eine Steigerung zu einem Höhepunkte findet nicht statt; der Verlauf ist durchaus ein epischer. Amaury-Genelun, in dem man sonst vielleicht den Träger eines Conflictes erblicken könnte, hat zwar von Anfang bis zu Ende entsetzliche Qualen auszustehen, ist aber ihnen gegenüber zu vollständiger Passivität verdammt; nicht er selbst kämpft sich etwa zum Entschlusse eines Geständnisses an den Sohn hindurch, auch dieser wird ihm von außen her auferlegt. Unter der fortwährenden Folter, welcher Genelun ausgesetzt ist, leidet übrigens auch der Leser mit. Von einer Charakteristik, von einer Individualisirung der Gestalten ist wenig wahrzunehmen, ja der Einzige, welcher etwas eigenartigere Züge trägt, der Sachse Regenhardt, wirkt abstoßend; er übt eine gar zu überlegte und kalte Rache und sein Rechtfertigungsversuch hat für den Leser nichts Zwingendes. Genug, der Beifall, welchen Bornier's Dichtung in Frankreich gefunden hat, bleibt uns unverständlich; nach unserer Meinung ist in ihr ein unerquicklich pathologisches Element stärker vertreten als das dramatische. E—e.

Julius Duboc, Die Psychologie der Liebe. Zweite ergänzte und vermehrte Auflage. Hannover, C. Rümpler. 1880. — Obschon es den Bearbeitern der Psychologie heutigen Tages gelungen ist, in erfreulicher Weise das Niveau echter Forschung einzuhalten, haben sie ihr Augenmerk vorwiegend der Erkenntnißthätigkeit zugewendet, wogegen das Bereich der Gefühle und Leidenschaften ein noch wenig angebautes Feld bietet. Allerdings ist dasselbe von Spinoza gleichsam topographisch abgesteckt, und die Umrisse, die er im dritten Buche seiner Ethik gegeben, dürften vielleicht durch tiefere und mannichfaltigere Beobachtung nur die festere und inhaltvollere Bestätigung ihrer Richtigkeit erhalten. Bevor aber diese Aeußerungen des menschlichen Seelenlebens in ihrer Gesammtheit wissenschaftlich aufgeklärt werden können, sind Specialuntersuchungen der wichtigsten unter ihnen erforderlich, und eine solche durchaus selbständig ausgeführte Arbeit haben wir in dem oben genannten Werke vor uns, das nun zum zweiten Male auf dem Büchermarkte erscheint.

So viel auch über die Liebe nachgedacht und geschrieben worden, eine Psychologie derselben hat erst Julius Duboc gebracht, und wie neu und ungewohnt diese seine Leistung bei ihrem ersten Erscheinen war, ersieht man hinlänglich aus den sonderbaren Urtheilen, welche seinem Buche damals entgegen gestellt wurden. Während man einerseits meinte, er hätte sein Problem mit Hinblick auf Völker und Rassen, Religionswesen und Cultureigenthümlichkeiten überhaupt behandeln sollen, wurde andererseits die Möglichkeit geleugnet, für die Liebe eine allgemein giltige Fassung zu finden, indem dieselbe eine durchaus auf Individuelles beschränkte Erscheinung des Gefühlslebens bilden solle. Diesem doppelten Mißverständnisse tritt der Verfasser in der Einleitung der neuen Auflage entgegen, wo er dem philosophischen Grundgedanken seines Werkes eine schärfere Formulirung zu verleihen sucht. Indem er darauf ausgeht, das Grundwesen der allgemein menschlichen Liebe zu fixiren, hält er die Realität eines specifischen Organisationsprincipes, einen Grundplan des Menschenwesens fest, welcher dasjenige darstellt, „was in allen Individuen wirkend, den Gattungscharakter, das Gemeinsame der Menschheit erschafft". Daß dem Verfasser dieses Organisationsprincip kein hyper- oder metaphysisches Allmächtiges, welches sich in den menschlichen Individualitäten ma-

nifestirt, sondern einfach eine Bestimmtheit von Beziehungen ausdrückt, wie sie nothwendig statthaben müssen, wo es sich um menschliches Dasein handelt, ist bei seiner nur auf Thatsächliches gerichteten Forschung selbstverständlich. Wie das Erkennen und Wollen, welche die bisherige Psychologie zum Gegenstande ihrer Untersuchung macht, in der dort fixirten Form zum Menschenwesen gehören, mithin einen nothwendigen Bestandtheil menschlicher Organisation bilden, genau so gehört Lieben mit dazu und zwar in einer der Menschheit als solcher eigenthümlichen Weise, eben dieses dem Menschen überhaupt zukommende Grundwesen der Liebe bildet das Substrat jeder wahren Psychologie einer solchen. Daraufhin eben erklärt der Verfasser: „Es giebt im Wesen des Menschen, das heißt in dem, was dessen bindende organische Gesetzeskraft ausmacht, in dem, was der individuellen Entfaltung des Menschengeschlechtes als dessen vorwiegender Gattungscharakter gegenübersteht, eine Organisationsweise, welche zur nothwendigen Folge hat, daß die Geschlechtsempfindung sich stets in derselben Weise aus- und aufbaut, und zwar bis zu ihrer höchsten Höhe hinauf", — „in einzelnen Individuen eine außerordentliche Entfaltung nimmt, bei anderen auf einer niedern Stufe beharrt, bei Allen aber sich in derselben Weise entfaltet," mithin als Keimanlage dem ganzen Geschlechte angehörend, obschon „dieser Keim in ganzen Generationen, Zeitperioden, Völkern und Volksschichten nicht mehr als die dürftigsten Ansätze treibt und getrieben hat, zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern in Entartung verfällt." Das Menschenwesen in seiner bestimmten Eigenthümlichkeit zu betonen findet sich der Verfasser ganz besonders veranlaßt, weil hinsichtlich der Liebe zumal in neuester Zeit eine Betrachtungsweise beliebt geworden ist, für welche der Mensch nur als höhere Thiergattung gilt. Er bezeichnet es als Fehler, die Analogien zwischen Thier und Mensch „nachdrücklich hervorzuheben, die wesentlichen Unterschiede hingegen nebensächlich zu behandeln und uns fortwährend gewissermaßen ein Familienportrait einer Thiermenschenwelt, in welchem die Züge ziemlich unterschiedslos durcheinander fließen, vorzuhalten." Ohne darum auf jenen naiven Standpunkt zurück zu gehen, dem der Herr der Schöpfung von der ganzen übrigen Natur durch eine unübersteigliche Kluft der Wesensbeschaffenheit getrennt erschien, hat der Verfasser mit Recht die Liebe unter einem Gesichtswinkel der Betrachtung gefaßt, wo sie sich als ein psychischer Proceß erweist, der lediglich beim Menschen eine Bedeutung hat.

Zwischen den bisherigen Auffassungsweisen der Liebe nimmt diejenige Duboc's eine mittlere Stellung ein. Es lassen sich in jenen zwei Hauptrichtungen unterscheiden. Die eine, welche späteren Datums, legt den Nachdruck auf das Geschlechtliche und ergeht sich mit besonderer Vorliebe in dem, was vorzugsweise erotisch benannt wird. Dieser die Aufstellung der „Thiermenschenwelt" besonders begünstigenden Betrachtungsweise steht diejenige entgegen, welche man als platonisch bezeichnet und womit ein solches Uebergewicht der bloßen Neigung der Seelen über die natürliche Begierde gemeint ist, daß daraus eine völlige Geschlechtsverleugnung schließlich resultirt. Für den Verfasser bedeutet Liebe stets das Verhalten von Geschlecht zu Geschlecht. Wo dieser natürliche Gegensatz und mit ihm die darauf begründete Bedingung der Fortpflanzung wegfällt, da tritt für ihn entweder das von der Liebe grundverschiedene Verhältniß der Freundschaft ein oder eine Abart der Liebe, welche nur, und sei sie noch so ideal gestimmt und fern von jeglichem Gelüste, das Ergebniß eines vorübergehenden Wahnes ist, dem Eitelkeit und Eigenliebe die eigentliche Nahrung bieten. Aber so entschieden Duboc die so geartete Scheinliebe von der auf geschlechtlicher Beziehung ruhenden echten unterscheidet, ebenso bestimmt erklärt er sich gegen jenen

vermeintlichen Liebestypus, der ganz und gar im Geschlechtsgenuß aufgeht und all sein Trachten nur auf Stillung der Begierde richtet. Ueberzeugend weist der Verfasser nach, daß der Don Juan mit der Liebe nur einen scheinbaren Zusammenhang hat, daß aber die ihn auszeichnende Gemüthsrichtung keineswegs blos der Männerwelt allein angehört, sondern unter Umständen auch bei der andern Hälfte unseres Geschlechtes zur Geltung gelangt. Zum Entgelt dafür erweist sich letztere wiederum nicht im Alleinbesitz der Coquetterie, welche als gefallsüchtige Herausforderung von Neigungsbeweisen für einen auch bei Männern vorkommenden Charakterzug erkannt werden muß. Das Wesen der echten Liebe, in ihrer einfachen obwohl dem oberflächlichen Blicke nicht unmittelbar zugänglichen Wahrheit erfaßt, besteht für unsern Verfasser in jenem rein psychischen Processe, der in der entsprechenden Dichtung, zumal der Lyrik, und den damit verwandten Bräuchen sämmtlicher Culturvölker zum Ausdruck gelangt.

Hiermit haben wir nur die Richtung angeben wollen, nach welcher hin der Verfasser seine ebenso lehrreiche wie anziehende Untersuchung geführt hat. Dieselbe gliedert sich in besondere Erörterungen über die Stufen und Grenzen der Liebe, über die ethischen Beziehungen derselben, über deren Verhältniß zur Eitelkeit und Begierde, zur Freundschaft und zur Gesellschaft. Neu hinzugefügt wurde, außer der erwähnten Einleitung, ein vortreffliches Kapitel über die Eifersucht. Dagegen hat das Buch — wie uns bedünken will, zu seinem Vortheile — alle polemischen Zuthaten, und damit einen Excurs über eine gewisse „Metaphysik der Geschlechtsliebe“, welche im vorigen Jahrzehnt viel Lärm gemacht, gänzlich beseitigt. Zwei die sogenannte Frauenfrage berührenden Anmerkungen sind dagegen der neuen Auflage einverleibt geblieben. Die hier gegebenen Auseinandersetzungen verdienen die größte Beachtung.

Geistvoll und lebendig geschrieben, aus erfahrungsvoller Herzenskenntniß geschöpft und von einer umfassenden, aber durch gute Wahl geleiteten Belesenheit unterstützt, ist diese gediegene Schrift weder brillant, noch pikant, sondern stellt an ihre Leser allerdings die Forderung eines gesammelten Mitdenkens. Wer aber solches nicht scheut, wird dem Verfasser sicherlich das Zeugniß geben, welches er selber hinsichtlich dieser Leistung erworben zu haben wünscht, daß es nämlich derselben gelungen, „gewissenhaft erwogen, gründlich durchdacht und frei von der bestechenden und bestochenen Phrase zu sein“. W. Bolin.

Martin Schleich, Italische Apriltage. G. Hirth, München und Leipzig. 1880. — Der bekannte Münchener Localhumorist hat seine gute Laune auch nach der ewigen Stadt getragen und seine Eindrücke redselig, mit wenig Witz und viel Behagen zu Papier gebracht. Mit der Aufnahme in die „Allgemeine Zeitung“ war diesem Geplauder hinlängliche Ehre erwiesen, die Erneuerung in diesem prunkvoll ausgestatteten Bändchen hat es sicher nicht verdient. g.

Berichtigungen.

In dem Artikel „Die Juden in der deutschen Rechtsgeschichte“ lies S. 645, Z. 8 von oben „lutzel“ statt butzel; S. 648, Z. 24 und 25 „Reccared“ statt Renared; S. 707, Z. 11 „Jacobson“ statt Jacobstus.

Im zweiten der in Nr. 18 mitgetheilten Herderbriefe ist S. 687, Z. 3 Hyde de religione veterum Persarum zu lesen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 20. Mai 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Corfu.

Die Insel Corfu ist in dreifacher Beziehung einer der interessantesten Punkte im Mittelmeere. An einer lebhaften Wasserstraße gelegen, welche Nord und Süd mit einander verbindet, kreuzen sich in ihrem Hafen Menschen und Waaren aus aller Herren Länder, und da ihre Hauptstadt für jeden Ankömmling ein vorzügliches Obdach bereit hält, so erscheint sie dem Reisenden nach längerer Seefahrt wie eine erfrischende Oase in der weiten Meereswüste, wie eine auserlesene Zwischenstation, an welcher Morgen- und Abendland sich die Hand reichen. Wer aber einige Zeit auf der Insel verweilt, der hat die beste Gelegenheit, die charakteristischen Typen aller Nationen, aller Stände und Gesellschaftsklassen, wie sie der hin- und herfluthende Strom des Weltverkehrs hier an das Ufer führt, kennen zu lernen, und in der Verschiedenheit ihrer Trachten, Sitten und Gewohnheiten zu beobachten. Und das ist die erste Beziehung, in welcher diese Insel unser Interesse in Anspruch nimmt.

Aber die Insel Corfu ist ferner vermöge ihres geologischen Aufbaues und in Folge einer überaus üppigen Vegetation ein wahres Cabinetsstück landschaftlicher Schönheit. Gerade den Deutschen, den Naturfreund par excellence, erwarten dort Genüsse, von denen er sich zu Hause schwerlich etwas träumen ließ; denn es ist ja keine Uebertreibung, wenn die Kenner dieser Insel den Landschaftsmalern zurufen, sie möchten doch davon abstehen, immer nur den Golf von Neapel zum Gegenstande ihrer Studien zu machen, wenn sie sie vielmehr auffordern, hierher zu kommen, um ihren Pinsel zu versuchen an diesen wunderbaren Stimmungen der Abendlandschaft, wenn die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne sich durch das dichte Dach der Oliven stehlen, wenn überall, auf steiler Höhe, an den buschigen Abhängen, auf schroffer Meeresklippe und am grünen Ufersaume Licht und Schatten mit einander kämpfen, bis endlich das Abendroth sich auf die mächtigen Schneefelder lagert, welche jenseit des Meeres die Spitzen der akrokeraunischen Berge bedecken.

Digitized by Google

Und nun noch ein Drittes: Die Insel Corfu hat eine reiche, wechselvolle Geschichte, deren Spuren uns häufig entgegentreten, eine Geschichte, die hinauf reicht bis in das graue Alterthum, dort in der anmuthigsten Weise sich verwebend mit der Homerischen Dichtung. Jeder Schriftsteller über Corfu beschäftigt sich auch mit der Frage: ob diese Insel denn in der That identisch sei mit jenem feenhaften Eilande der göttergleichen Phäaken, auf welchem Alkinoos herrschte und wo die rosige Königstochter dem Helden Odysseus in so gastlicher Weise entgegenkam. Keiner freilich hat mit solchem Eifer danach gestrebt, diesen Mythus in den Bereich der Geschichte hinüberzuführen, wie Heinrich Schliemann, welcher, bevor er noch daran ging das Grab des Agamemnon aufzudecken und bevor er dem Schatze des Priamos nachgrub, an dieser Insel sich die Sporen verdiente.

Als Frankreich sich im Jahre 1796 der venetianischen Besitzungen und darunter auch Corfu's bemächtigte, ernannte es einen Mann von hervorragender Bedeutung zum Chefarzt der dortigen Garnison. Es war Carlo Botta, welcher später als Dichter und Schriftsteller, besonders durch seine Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges, sich einen Namen machte. Mit seiner 1797 erschienenen, aber heute noch beachtenswerthen Schrift: „Storia naturale e medica dell' isola di Corfù" beginnt die Literatur der Insel, zu welcher später deutsche Gelehrte die wichtigsten Beiträge geliefert haben, so Liebetrut in seiner Reise nach den ionischen Inseln, der Botaniker Unger in den wissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Griechenland, Schliemann in seinem Erstlingswerke: Ithaka, der Peloponnes und Troja. Am meisten hat aber Ernst Häckel durch seinen mit zündender Beredtsamkeit geschriebenen Aufsatz („Rundschau" 1877) dazu beigetragen, der Insel Corfu als Reiseziel bei den Deutschen zu gerechtem Ansehen zu verhelfen.

Um Corfu's Bedeutung für den Weltverkehr richtig zu würdigen, muß man die Insel in ihrer Lage im adriatischen Meere und in ihren Beziehungen zum Festlande näher ins Auge fassen. Zwischen dem westlichen, dem italischen, und dem östlichen, dem istrisch-dalmatischen Ufer des adriatischen Meeres besteht bekanntlich ein sehr wesentlicher Unterschied. Die italische Küste zeigt nur wenige Vorsprünge und Buchten, welche sich zur Anlage eines Hafens und zur sichern Zufluchtsstätte für Schiffe eigneten. Mit Ausnahme von Brindisi, Bari, Manfredonia und Ancona ist die ganze Küste unzuverlässig und unsicher, sobald der Sturm auf diesem von Alters her so verrufenen Meere losbricht. Selbst der geschützteste dieser Häfen, der von Ancona, ist nicht zweifellos sicher, wenn ein kräftiger Greco-Levante (Ostnordost) die Wogen peitscht. Wie anders dagegen die istrisch-dalmatische Küste! Ueberall tiefe, durch vorgeschobene Felsen natürlich befestigte Buchten, und fast zum Ueberflusse noch eine ganze Reihe von Inseln, deren Ostküsten mit der Fest-

Digitized by Google

landküste Canäle bilden, und in diesen gegen den Anprall der Wogen absoluten Schutz gewähren. Kein Wunder daher, wenn die ganze Schifffahrt sich nach dieser Seite des Meeres hingezogen hat. Diese Inselreihe erleidet am nördlichen Theile der albanischen Küste zwar eine Unterbrechung, aber etwas weiter südlich, beim Uebergange vom adriatischen in das ionische Meer, beginnt eine neue Reihe, die ionischen Inseln, und unter ihnen ist die nördlichste, nämlich Corfu, durch eine Canalbildung ausgezeichnet, welche der Schifffahrt in der vorzüglichsten Weise zu Statten kommt. In ihrem nördlichen Theile hat die Insel nämlich kaum drei Kilometer Abstand vom gegenüberliegenden Epirus, in seiner Mitte erweitert sich der Canal bis auf zweiundzwanzig Kilometer, während die Südspitze der Insel, das Capo bianco, wieder nur zehn Kilometer von der gegenüberliegenden Küste entfernt ist. Und dieser Canal ist so tief, daß ihn die größten Kriegsschiffe unbehelligt passiren können, während der Hafen der Stadt so vortrefflich angelegt ist, daß er das Auslaufen der Schiffe bei jeder Windrichtung ermöglicht. Von Triest nach Corfu brauchen die Lloyddampfer gewöhnlich dreiundfünfzig Stunden, von Brindisi tragen sie uns in dreizehn Stunden hinüber.

Sobald der Reisende, der vom Verdecke aus sehnsüchtig dem Gestade von Corfu entgegensah, in den Canal hineinfährt, glaubt er eher auf einem der großen Alpenseen als auf offener See sich zu befinden. Zur Rechten erhebt sich, vom Schiffe aus gesehen in seinen Formen dem Pilatus ähnlich, der höchste Berg der Insel, der San Salvatore. Hinter ihm südwärts öffnet sich vor uns der mittlere Theil der Insel mit sanft ansteigenden Landstrichen, die bis in die fernen Thäler hinein im vollsten Grün prangen, links aber starren uns die steilen Felswände der Gebirge von Epirus entgegen, aber auch hier erhöht ein grüner Uferrand die Lieblichkeit des Bildes. Dazu mit einem Male die tiefe Ruhe in dem eben noch so aufgeregten Elemente, die sanft plätschernden Wogen, die Schaaren von Möven, welche jetzt das Schiff umschwärmen und ihm nachziehen, die immer zahlreicher auftauchenden weißen Häuser der Dörfer und Vororte der Hauptstadt, welche überall aus den Olivenplantagen hervorschimmern — das Alles versetzt uns in die behaglichste Stimmung, und so betreten wir nicht ohne Vorahnung der angenehmen Eindrücke, welche uns erwarten, diese gesegneten Ufer.

Bei den Alten hat die Insel verschiedene Namen. Homer nennt sie Scheria, Herodot Kerkyra, Strabo Korkyra, bei den Römern heißt sie Corcyra, bis ihr die Italiener ihren jetzigen Namen gaben. Ganz abweichend hiervon wird sie bei Apollonius und Plinius als Drepane, das heißt die Sichelinsel, bezeichnet, ein Name, der ihre Gestalt ziemlich deutlich ausdrückt. Die vierhundertjährige Herrschaft der Venetianer von 1401—1797 hat dort allen Ortschaften italienische Namen gegeben, aber seit Corfu an Griechenland fiel

Digitized by Google

(1864) hat man die alten Namen gräcisirt und häufig trägt nun ein und derselbe Ort einen italienischen und einen griechischen Namen. Die Insel befindet sich zwischen dem 39. und 40. Breitengrade, ihre Hauptstadt liegt etwa $1^1/_2$ Grad südlicher wie Neapel und Constantinopel. An ihrem Nordrande ist sie dreißig Kilometer (also gerade vier deutsche Meilen) breit, dann verjüngt sie sich allmählich bis zu ihrem Südcap. Ihre größte Längsausdehnung von Nordwest nach Südost beträgt fünfundsechzig Kilometer (also nicht ganz neun deutsche Meilen). Sie umfaßt etwa dreizehn Quadratmeilen und hat gegen hundertundzwanzig Ortschaften mit 72 000 Einwohnern.

Durchweg gebirgig zeigt die Insel als geologische Grundlage den Kalkstein, der an mehreren Stellen eine körnige Textur besitzt und einen sehr zarten und leicht polirbaren Marmor darstellt. Man bemerkt zwei höhere Gebirgszüge. Der eine, im Norden der Insel, streicht von West nach Ost und erscheint von Süden her betrachtet als eine ununterbrochene Mauer, auf welcher symmetrisch im Osten und Westen je eine kegelförmige Erhebung thurmartig hervortritt. Die westliche dieser Bergspitzen heißt Pantaleone, die östliche, mit 946 Meter Höhe der bedeutendste Berg der Insel, ist der San Salvatore, griechisch Pantokrator (der Allbeherrscher). Dieser Bergzug ist für die Hauptstadt und ihre Umgebungen ein vortrefflicher Windschutz gegen die Nordwinde. Der Salvatore ist auch, wie der Pilatus, eine Art von Wetterprophet, denn wenn er raucht, d. h. wenn Wolken um seinen Gipfel aufsteigen, so rechnen die Corfioten auf Nordwestwind und heiteres Wetter, eine Vermuthung, die sich in der That häufig bestätigt. Ein zweiter Gebirgszug erhebt sich im Süden der Hauptstadt und dieser hat seine Richtung von Nord nach Süd. Sein höchster Gipfel ist der Monte Deca, der Zehnheiligenberg (580 Meter); dieser schützt die Stadt einigermaßen gegen die Südwinde. In der südlichen Fortsetzung dieses Bergrückens erhebt sich in malerischen Formen der Monte Stavro. Es ist in klimatischer Beziehung von Bedeutung, daß der diese beiden Gebirgszüge verbindende nach Südwesten schauende Uferrand ebenfalls gebirgig ist und eine Erhebungslinie darstellt, von welcher aus nach dem Canale zu eine allmähliche Senkung des Bodens stattfindet. Zieht man nun die dem Canale gegenüber liegenden Bergketten von Epirus mit in Betracht, so erscheint uns der mittlere Theil der Insel wie ein von allen Seiten von Höhenzügen eingerahmtes Viereck: nördlich der Salvatore und Pantaleone, westlich die Uferkette, südlich das Decagebirge und östlich die epirischen Berge. Dieses Mittelland ist nun auch der charakteristische und bedeutungsvolle Theil der Insel; denn nördlich vom Salvatore und südlich vom Deca treffen wir nur relativ vegetationsarme, theilweise sumpfige und schwach bevölkerte Landstrecken. Bei der erwähnten Neigung des Terrains ist es begreiflich, daß die Flüsse, welche nach Größe und Bau

Digitized by Google

der Insel ja überhaupt nur klein sein können, sich in den Canal ergießen. Zwei sind hier zu nennen: der Potamò, nördlich von der Hauptstadt, und der Misonghi, welcher, vom Deca entspringend, sich südöstlich wendet. Außerdem existiren noch allerhand kleine Bäche, welche aber im Sommer meistentheils wasserlos sind.

Die gleichnamige Hauptstadt der Insel hat 25 000 Einwohner und liegt an der Westseite des Canales auf einer vielfach eingebuchteten felsigen Landzunge. Bei den häufigen Kämpfen, welche um ihren Besitz geführt wurden, ist sie von ihren verschiedenen Herren stark befestigt worden. An der Spitze der Landzunge befindet sich auf steil ansteigendem Felsen, der nur durch einen überbrückten Canal von der übrigen Stadt getrennt ist, die alte Festung (fortezza vecchia), ein vortrefflicher Orientirungs- und Aussichtspunkt, auf einer Höhe im Nordwesten der Stadt die als fortezza nuova bezeichnete Citadelle. Sodann existirt noch auf einer Anhöhe westlich im Rücken der Stadt das Fort San Abraham, und endlich haben die Franzosen zu ihrer Zeit die nördlich von der Stadt gelegene Insel Vido, früher ihrer schönen Waldungen wegen ein Lieblingspunkt der Corfioten, vollständig rasirt und zu einem Festungswerke umgeschaffen. Diese Höhen sind jedenfalls schon in ältester Zeit zu Schutz und Trutz benutzt worden. Auf sie bezieht Schliemann die Stelle im Virgil, wo der Dichter von den aëriae Phaeacarum arces, von den luftigen Burgen der Phäaken spricht. Später haben dann diese Bollwerke den Corfioten häufig zur Vertheidigung ihrer bedrängten Stadt gedient; so im Jahre 1537 gegen den berüchtigten Seeräuber Barbarossa und 1716 gegen ein Heer von 30 000 Türken. Der Held, der mit 5000 venetianischer Truppen dieser Uebermacht gegenüber Stand hielt, war ein deutscher Reichsgraf, Johann Mathias von der Schulenburg. Seinem Andenken gilt das Standbild auf der öffentlichen Promenade. Als die Engländer 1815 das Protectorat über die griechischen Inseln übernahmen, ging ihr Bestreben dahin, diese Befestigungen noch möglichst zu verstärken, und sie verwandten im Laufe ihrer neunundvierzigjährigen Herrschaft viel Geld für diese Zwecke. Nun ist zwar nicht zu verkennen, daß die Oberhoheit der Engländer den Corfioten mancherlei Gutes gebracht hat, so den Aquaduct, welcher von Süden her die Stadt mit vortrefflichem Trinkwasser versorgt, ferner ein ganzes Netz von Kunststraßen, welche heute noch einen so wesentlichen Vorzug der Insel bilden. Aber alles was sie Gutes gethan verwischt sich in dem Andenken der Lebenden, wenn man hört, wie sie sich benahmen, als sie, dem entschiedenen Volkswillen weichend (welcher die Einverleibung in Griechenland verlangte), die Insel verließen. Vom 11. Februar bis Ende April 1864 brachten die Briten damit zu, die Befestigungen Corfu's in die Luft zu sprengen; 80 000 Pfund Pulver und eine außerördentliche Menge von Schieß-

Digitized by Google

baumwolle wurden darauf verwendet. Als sie ihr Zerstörungswerk beendet hatten, nahmen sie ihr ganzes Kriegsmaterial und segelten damit nach Malta.

Zwischen der Fortezza vecchia und der Stadt befindet sich die Esplanade, ein großer, schöner Platz, der nach der Festungsseite zu mit Anlagen versehen ist, nach der Stadtseite zu eine freie Fläche darstellt, welche Vormittags als Exercierplatz für die griechischen Truppen dient. In der Häuserreihe, welche ihn westwärts einfaßt, liegen die beiden großen Hôtels und mehrere Cafes. Hier ist die eigentliche Promenade von Corfu, welche sich südlich in der mit Bäumen bepflanzten Strada nuova längs des Meeres nach der Vorstadt Castrades fortsetzt. Hier kann man, und zwar am besten Sonntags Nachmittags, die Trachten der Neugriechen studiren, unter denen die Albanesen am meisten hervorstechen. Auf dem Kopfe tragen sie den rothen Feß mit langer blauer Quaste, über die Schultern den langwolligen Schafpelz oder eine bunte gestickte Jacke mit weiten Aermeln, um die Lenden einen weißen, faltenreichen Rock, die sogenannte Fustanella, an den Unterschenkeln enge mit Riemen umwundene Beinkleider, an den Füßen hellgelbe, spitz zulaufende Schnabelschuhe, im Gürtel aber mehrere Dolche und Pistolen. Nie sieht man einen richtigen Albanesen ohne diese Mordinstrumente, so daß heute noch zu gelten scheint, was einst Thukydides sagte, daß die Bewohner von Epirus in Waffen zu schlafen pflegen. Dazwischen bemerkt man die Marinesoldaten und Matrosen der verschiedenen Nationen in ihren Uniformen und die Touristen und Passanten aus Nord und Süd, welche in den wenigen Stunden, bis das Schiff sie weiter führt, sämmtliche Schönheiten von Stadt und Insel im Fluge genießen möchten. Und diese Mischung von orientalischem und occidentalischem Wesen kommt sogar in einzelnen Individuen zur Erscheinung. Da sieht man zwei Nationalgriechen sich eine Prise anbieten (das Schnupfen ist nämlich unter beiden Geschlechtern sehr gewöhnlich), von denen der eine statt des Feß einen Cylinderhut trägt, während der andere, übrigens ebenfalls im vollen Nationalcostüm, sich statt der Jacke einen Reitfrack angezogen hat, dessen Schöße hinten komisch genug die Fustanella bedecken. Die Dorfbewohner kleiden sich meist mit einer weißen Jacke, kurzen weiten Hosen, die mit einem Ledergürtel gehalten werden und hellfarbigen, bis an das Knie hinaufreichenden Strümpfen. Damen sieht man nur im modernen Costüm; im Winter tragen sie auf der Promenade mit Vorliebe Pelzwerk (Muff und Kragen) selbst bei der angenehmen Temperatur von zwölf bis vierzehn Grad Réaumur.

Die beiden bereits erwähnten Gasthöfe an der Esplanade, das Hôtel Bella Venezia und das Hôtel St. George, sind für alle Fremde von großer Wichtigkeit, und besonders hat das erstere, welches von den Brüdern Gazzi gehalten wird, in allen Hafenstädten des Mittelmeeres einen vorzüglichen Ruf.

Digitized by Google

Die Wirthe verstehen ihr Fach meisterhaft, trotzdem Lesen und Schreiben nicht ihre Sache ist, denn Schliemann scheint Recht zu haben, wenn er behauptet, daß unter fünzig Insulanern kaum einer sich hierauf verstünde. Die im Hôtel Angestellten sprechen wie jeder Gebildete neben dem Neugriechischen das Italienische, wohl auch Französisch und etwas Englisch, auf den Dörfern trifft man stets wenigstens einen Menschen, der Italienisch versteht, das ist der Pope.

Die Stadt selbst, welche sich zwischen Hafen und Esplanade ausdehnt, bietet wenig Originelles; sie gleicht aufs Haar allen alten italienischen Städten. Eine enge, meist mit Menschen und Thieren vollgepfropfte Hauptstraße mit vierstöckigen Häusern, an denen Arkaden hinführen, und ein Labyrinth enger, nicht viel über einen Meter breiter Gassen, welche zum Theil die stolzen Namen Sophokles-, Epaminondas-, Themistoklesstraße führen. Unter den Arkaden reihen sich die Verkaufsgewölbe aneinander. Ihr Inhalt entspricht ihrer gewöhnlichen Ueberschrift: „Pantopolion“, Laden für Alles, denn sie führen Oel und Schnabelschuhe, Käse und Schreibmaterialien, Tabak, Glaswaaren u. s. w. Unter den dreiundvierzig Kirchen ist die des heiligen Spiridion, des Schutzheiligen der Insel, die bedeutendste. Hier befindet sich auch der mumificirte Cadaver dieses Märtyrers, welcher, wie uns Häckel dies so anschaulich geschildert hat, bei der Osterprocession aufrecht, in einer Sänfte stehend, umhergetragen und dem Volke gezeigt wird.

In der nächsten Umgebung der Stadt trifft man Gemüse-, Obst- und Weingärten, welche mit Hecken der Riesenaloe oder des Opuntiacactus eingefaßt sind; entfernt man sich weiter, so befindet man sich in einem Olivenhaine ohne Ende; denn nur die höchsten Berge sind um ihre Spitzen herum kahl, alle Hügel, alle Thäler scheinen einen einzigen, unabsehbaren Wald zu bilden, der sich stundenweit fortsetzt. Wo steilere Abhänge den Baumwuchs hindern, da haben sich immergrüne Sträucher eingenistet: Myrthen, Pistazien, der Lorbeer, die baumartige Erica, der Erdbeerbaum. Wie fast jede Insel im Mittelmeere ihren besondern Reichthum hat, Capri seinen feurigen Wein, Sicilien seine Orangen und Limonen, Malta seine Baumwolle, Zante seine Korinthen, so hat Corfu als unvergleichliches Erbtheil seine Oliven. Und nicht etwa die Zahl dieser Bäume allein ist es, welche hier alles sonstige Vorkommen übertrifft (man rechnet auf Corfu fünf Millionen Olivenbäume), sondern die Entwickelung des Individuums ist derartig, wie sie an keinem Punkte der Erde, ja nach Häckel's Versicherung nicht einmal in Kleinasien, dem Vaterlande der Oliven, wiedergefunden wird. Es giebt Orte, wo der Oelbaum ein weit besseres Product liefert, z. B. an der Küste der Provence und an der Riviera di Ponente, aber seine Frucht ist dort ein Kunstproduct; der Boden in der Umgebung des Baumes wird umgegraben, seine Wurzeln

Digitized by Google

werden mit Abfällen und Lumpen bedeckt und gut gedüngt, seine Aeste aber werden beschnitten. Stamm und Krone dieser so überaus ertragsfähigen Bäume haben keine Aehnlichkeit mit dem Wuchse der Corfu-Olive. Der warme, nur mit einer dünnen Thonschicht bedeckte Kalkboden und die feuchte Seeluft sind, scheint es, dem Wuchse der Olive hier besonders günstig. Während man sonst in einzelnen Fällen Exemplare antrifft, welche dreißig bis vierzig Fuß hoch sind, hier erhebt er sich häufig bis auf fünfzig bis sechzig Fuß. Und dabei dieser mächtige Umfang der gefensterten Stämme, die phantastische Form der vielfach gewundenen Aeste und das üppige mit Tausenden von dunklen Früchten durchsetzte weißgrüne Laubwerk! Nicht ohne Berechtigung ist behauptet worden, der herrliche Bau der Oliven allein sei einen Besuch auf Corfu werth. Worauf beruht nun das eigenthümliche Mißverhältniß zwischen dieser prachtvollen, unübertroffenen Entwickelung des Baumes und der so mäßigen Güte seines Productes? Botta hat sich viel mit dieser Frage beschäftigt. Zunächst hat die Tyrannei der Republik Venedig den Oelhandel auf Corfu zu keiner freien Entwickelung gelangen lassen. Durch ein Staatsgesetz wurden die Corfioten gezwungen, ihr Oel nur nach Venedig abzusetzen, eine fabrikmäßige Gewinnung durfte aber deshalb nicht stattfinden, weil überhaupt jede Art von Fabrikation auf der Insel, um den Handel Venedigs nicht zu schädigen, verboten war. Um aber den Nutzen, welchen Venedig aus dem Corfuöle zog, noch zu vergrößern, erließ die Republik zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein Decret, wonach jeder Corfiot, welcher innerhalb einer bestimmten Zeit hundert Oelbäume pflanzte, zwölf Zecchinen Belohnung erhielt. Nun wurde massenhaft gepflanzt, nicht nur an den sonnigen Gehängen, wo dieser Baum bekanntlich am besten gedeiht, sondern überall, wo nur noch ein freier Fleck Erde vorhanden war. Daher diese übermäßige und unglaubliche Menge von Oelbäumen, von welchen Botta spricht. Und dieses dichte Zusammenstehen von Bäumen, welche ein so weit verbreitetes mächtiges Wurzelwerk bilden, ist der Entwickelung der Frucht keineswegs günstig. Hierzu kommt nun, daß in Folge der angeborenen Nachlässigkeit und Trägheit der Insulaner von einer Cultur der Bäume gar nicht die Rede ist. Nur einzelne Besitzer lassen sich herbei, die Olivenfrucht zu schütteln oder abzuschlagen, das Gewöhnliche ist die Heruntergefallenen aufzusammeln. Botta glaubt, daß dadurch, daß die Früchte bis zur Ueberreife am Baume hängen blieben, dieser gezwungen werde, sie allzulange zu ernähren, und daß er dadurch unnöthigerweise ausgesaugt und zur Knospenbildung untauglich gemacht werde. Hiermit erkläre sich der merkwürdige Umstand, daß, während der Oelbaum auf vielen Inseln des adriatischen und ionischen Meeres und selbst in Dalmatien alljährlich Früchte ansetzt, auf Corfu eine nur alle zwei Jahre eintretende Ernte das Gewöhnliche sei. Liegen die abgefallenen

Digitized by Google

hochreifen Oliven längere Zeit auf dem Boden, wie das auf Corfu häufig genug geschieht, so nehmen sie einen ranzigen Geschmack an, was bei den geschüttelten Früchten niemals der Fall ist. Ueber drei Monate, von Mitte Januar bis Ende April, bringen die Corfioten damit zu die Olivenfrucht einzusammeln, eine späte Zeit im Vergleiche mit anderen Orten (Toscana, Provence), wo man die Oliven pflückt und wo trotz des viel kühleren Klimas die Erntezeit auf das Ende des Herbstes oder den Anfang des Winters fällt. Der gute Ausfall einer solchen Ernte, welcher die einzige Quelle des Wohlstandes der Corfioten bildet, ist von mancherlei Zufällen abhängig. Kälterückschläge im April werden der Knospenbildung, feuchte Südwinde im Mai der Blüthe und das zahlreiche Auftreten von Insekten zur Sommerszeit den jungen Früchten leicht verderblich. Im Herbste passiren die Insel große Züge von Drosseln, welche mit Vorliebe über die Oliven herfallen und dabei nicht einmal durch ihren Braten die Bewohner für den erlittenen Verlust schadlos halten, denn der Wachholder, der ihr Fleisch würzt, kommt selten auf Corfu vor und die Oelfrucht allein giebt ihm einen ranzigen Geschmack.

Von anderen häufiger vorkommenden Bäumen sind die Cypressen zu nennen, welche am Rande der Olivenpflanzungen durch den Contrast ihrer tief dunkelgrünen Farbe einen sehr hübschen Effect hervorrufen. Zwischen Eiche und Olive, wird behauptet, bestände eine tödtliche Feindschaft, so daß der Oelbaum eingehe, sobald man ihn in die Nachbarschaft der Eiche stelle. In der That trifft man die Eiche nur in vereinzelten Exemplaren, am meisten noch im nördlichen Theile der Insel, und zwar gewöhnlich auf Höhen, wohin der Oelbaum nicht dringt. Im Allgemeinen fehlt es sehr an Nutzholz, so daß selbst das Material für die Oelfässer importirt werden muß. Die hauptsächlichste Feldfrucht ist der Mais, sodann die Gerste. Durch Dürre geht die Ernte dieser Früchte öfters verloren. Der Weinbau, der auf anderen ionischen Inseln ziemlich schwunghaft betrieben wird, liegt auf Corfu noch ganz im Argen. Der Corfuwein hat die Farbe des rothen Burgunders, er ist schwer und hart und kann eigentlich nur mit Wasser gemischt genossen werden. Man bezahlt die Flasche im Gasthofe mit einem Franken, auf den Dörfern höchstens mit der Hälfte.

Außerdem besitzt die Insel noch eine Menge subtropischer Gewächse, aber diese sind nicht so gleichmäßig über das ganze Terrain verbreitet wie die Olive und Cypresse. Es giebt vielmehr einzelne Bezirke, wo dieselben mit Vorliebe gedeihen; auf einen derselben aber hat die Natur das Füllhorn ihrer Gaben in der freigebigsten und überraschendsten Weise ausgeschüttet. Wenden wir uns nämlich, auf der Strada nuova fortschreitend, südlich, so führt uns eine jener vortrefflichen englischen Chausseen bis zur Spitze einer Landzunge fort, welche südwestlich von einem tiefen Meereseinschnitte begrenzt wird.

Digitized by Google

Auf der Hälfte des Weges liegt zur Linken auf einer Anhöhe die Villa des Königs Georg, deren Gärten dem Besuche des Publikums geöffnet sind. Wir befinden uns hier inmitten eines Parkes, in welchem Orangen- und Citronenbäume, Mandelbäume, japanische Mispeln, Feigen, Granaten, Mangolien und wie viele andere Bäume und Sträucher theils grünen, theils blühen und Früchte tragen. Denn hier treiben Orangen und Citronen drei mal jährlich Blüthen, vier mal trägt der Feigenbaum; um kurz zu sein, es entspricht dieser blüthen- und obstreiche Park ganz dem Bilde, welches uns Homer (Odyssee VII, 115) von den Gärten des Alkinoos entworfen hat:

„Allda streben die Bäume mit laubigtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln und Feigen dorren auf Feigen.“

Von dem Königspalaste des Alkinoos ist freilich keine Spur mehr vorhanden. Was man an alten Münzen dort gefunden, an Urnen und Marmorblöcken ausgegraben hat, ist der freundliche und intelligente Gärtner der Villa im Begriffe zusammenzustellen und zeigt es bereitwillig dem Fremden. Aber noch in anderer Beziehung ist Homer's Beschreibung zutreffend. Wir befinden uns hier auf einer Halbinsel, welche zu jeder Seite einen Hafen besitzt. Nordöstlich ist es die Bucht von Castrades, südwestlich ein tiefer elliptischer Einschnitt, der durch einen auffallend engen Eingang mit dem Meere verbunden ist. Dieser Hafen (alter Hafen, Porto Catena, Peschiera, auch Lago di Caliopulo genannt) ist heutzutage verschlammt und nur als Schiffsbehälter, zur Austernzucht und zur Salzgewinnung noch benutzbar. Nausikaa aber beschreibt die Lage des Ortes dem Odysseus (Odyssee VI, 263) folgendermaßen:

„An jeglicher Seit' ist ein trefflicher Hafen,
Und die Einfahrt schmal.“

Verfolgt man nun die Straße, welche uns zur Villa des Königs führte, weiter, so kommt man zunächst an einem ebenfalls zur Linken liegenden Hügel vorbei, welcher das Dorf Análipsi trägt. Hier treffen wir Reste eines alten Tempels. Weiter bis zur Spitze der Landzunge fortschreitend, erreichen wir einen kleinen Rundplatz, welcher das Lieblingsziel für die Ausflüge der Bewohner der Hauptstadt bildet und, wahrscheinlich weil in der französischen Zeit hier eine Kanone stand, „Kanoni“ genannt wird. Von hier aus überblickt man den ganzen alten Hafen und sieht hinab auf eine

Digitized by Google

kleine mit einem Kloster besetzte Insel, welche den Namen Ponteconisi, d. h. Mäuseinsel, führt. Etwas weiter meerwärts, nahe der schmalen Einfahrt, ragt ein einsamer Fels, Ponte Carissi genannt, mitten aus der Meeresfläche hervor, auf dessen Spitze sich eine winzige Capelle befindet. Hier landete mit Vorliebe auf ihrer Barke die Kaiserin von Oesterreich, als sie 1861 die Luft von Corfu gebrauchte. Der Fels ist aber in der That einem Schiffe mit ausgespannten Segeln nicht unähnlich, und konnte dem Dichter wohl Veranlassung geben, das Schiff der Phäaken versteinern zu lassen (Odyssee XIII, 162). In den alten Hafen, an welchem einst die Hauptstadt der Phäaken sich aufbaute, ergießt sich von Westen her ein größerer Bach, der Cressida-Bach (griechisch Krissida Brysis) genannt. Ihn bezeichnet eine alte Tradition als den Bach, an welchem die Königstochter Nausikaa mit ihren Mägden zu waschen pflegte. Schliemann will hierüber Gewißheit haben; er geht längs des Baches hinauf bis zu der einen Kilometer von seiner Mündung entfernten Mühle. Hier endigt der Weg. Unser Forscher aber läßt seinen Führer zurück, entkleidet sich, durchwatet mehrere Canäle, bis er nach halbstündigem, beschwerlichen Marsche zwei große, plump behauene Steine entdeckt; es ist die Stelle, wohin schon Botta den Waschplatz der Phäaken verlegte, derselbe Platz, auf welchem Nausikaa dem Odysseus zuerst begegnete.

Es sind verschiedene Umstände, welche dem Fremden das Durchwandern der Insel wesentlich erleichtern. Zunächst die absolute Sicherheit der Person und des Eigenthums, sodann der Charakter der Einwohner: eine durchaus gutmüthige, harmlose Bevölkerung, ferner die vortrefflichen Landstraßen, endlich aber der Umstand, daß nirgends Einzäunungen den Schritt des Wanderers hemmen, so daß man überall entzückende Fußwege mitten durch den Wald einschlagen kann. Die ganze Insel gleicht eben einem großen Garten, dessen Grundcharakter durch den Oelbaum bestimmt wird. Schlanke Cypressen unterbrechen die Eintönigkeit des Olivenwaldes, dessen Boden mit Gramineen und Myrthen bedeckt ist und an dessen Grenze es auch mitten im Winter blüht und duftet. So eröffnen sich nach allen Seiten hin die lohnendsten Tages- und Halbtagespartien, welche theils zu Fuße, theils mit Zuhilfenahme des Wagens oder der Barke ausgeführt werden können. In nördlicher Richtung verläßt man die Stadt durch die Fischervorstadt Manduchio und überschreitet auf steinerner Brücke den Potamò. Schon von dieser Brücke aus hat man eine liebliche Aussicht auf das Thal nach beiden Seiten, abwärts bis auf das Delta, mit welchem der Fluß sich in das Meer ergießt. Weiterhin nähert sich diese Straße dem Meere und wir erblicken die Umrisse einer Bucht, an welcher die beiden Dörfer Condocoli und Govino liegen. Beide tragen heute noch Spuren des Erdbebens von 1715, das sie theilweise in Ruinen verwandelte; Govino hat überdies noch Trümmerreste eines groß-

Digitized by Google

artigen venetianischen Arsenales aufzuweisen. Zur Besteigung des San Salvatore benutzt man eine Barke, welche uns unterhalb Signes ans Ufer trägt. Von hier braucht man noch zwei mühsame Stunden bis zur Spitze. Am 6. August, in heißester Sommerszeit, am Tage der Verklärung Christi, ist die Capelle dort oben das Ziel zahlreicher Pilger. Viel bequemer ist der Besuch der Höhe des Pantaleone, bis zu dessen Sattel die gute Fahrstraße hinläuft. Unterhalb des westlichen Ausläufers des nördlichen Gebirgszuges liegt das Kloster Paleocastrizza, der klimatisch günstigste Punkt der Insel. Auch hierher führt die Chaussee. In westlicher Richtung bietet das Dorf Pelleca einen der dankbarsten Ausflüge. Auf dem sanft ansteigenden Terrain über das fruchtbare Hügelland entwickelt sich ein schrittweise immer weiter reichender Rückblick auf die Stadt und den Canal, bis man am Fuße einer schroffen Höhe steht, die man in einer Viertelstunde ersteigt. Da blickt man plötzlich auf die weite brausende Meeresfläche tief unten, welche sich unabsehbar zwischen Corfu und Sicilien ausdehnt. Die beste Aussicht über das ganze Mittelland und über den südlichen Theil der Insel hat man aber vom Monte Deca, welcher mit dem nahe gelegenen herrlichen Garuna zusammen besucht zu werden pflegt.

Solchen, die am Bergsteigen und an schlechten Ziegenpfaden keine besondere Freude haben, ist nichts mehr anzurathen als der Besuch der beiden Dörfer Gasturi und Benizze, eine Tour, welche man zu Fuße und per Barke bequem in sieben Stunden zurücklegen kann. Da sie wohl geeignet ist, eine Idee von derartigen Ausflügen zu geben und uns in das Volksleben der Insulaner einzuführen, so sei sie schließlich in Kurzem beschrieben. Es war am 29. Januar vorigen Jahres, als wir, drei Deutsche, Morgens aus unserm Hôtel aufbrachen und durch die Vorstadt Castrades bei der Königsvilla vorbei nach Kanoni gingen. Rechts am Wege, bevor höher hinauf die Hügel sich mit Oelbäumen bedecken, sind Gärten voll blühender Mandelbäume und voller Orangen, deren zahllose Früchte überall aus dem Laube hervorschimmern. Kinder kommen beim Anblicke der Fremden aus den Gehöften heraus, die Schürzen voller Apfelsinen, die sie zum Kaufe anbieten. Man giebt ihnen ein Fünfleptastück (4 Pfennige) und sucht sich zwei bis drei der schönsten aus. An dem kleinen Plateau von Kanoni endigt die Chaussee. Von hier führt ein schmaler Pfad hinab zum alten Hafen und vom Ufer aus ein Steindamm hinüber zurRatteninsel mit ihrem einsamen Kloster. Hier regt sich kein Mensch, aber der Fährmann am jenseitigen Ufer hat uns bereits bemerkt und holt uns herüber. Nun sind wir an dem kleinen Orte Crissida, nahe der Mündung des Crissidabaches. Jetzt geht es aufwärts durch den Olivenwald und bald überschreiten wir die städtische Wasserleitung. Schon ist die Luft angenehm von der Sonne durchwärmt, aber die Waldung gewährt

Digitized by Google

andauernd Schatten, sie verbirgt uns auch das Meer zur Linken. Sind wir eine Stunde vom alten Hafen aus gestiegen, so erreichen wir die Höhe des Hügelzuges und überblicken nun das ganze grüne Thal, welches uns von dem Monte Deca scheidet. Das Dorf Gasturi, zu welchem wir jetzt hinabsteigen, ist weit und breit berühmt durch die Schönheit seiner Frauen. Man kann diesen Ruhm ausdehnen auf die ganze Gegend zwischen Garuna und Benizze, wo man überall Frauengestalten begegnet, welche die reinen Formen altgriechischer Schönheit besitzen. Gehoben wird ihre Erscheinung durch die vortheilhafte Tracht. Ueber die schön gewölbte Stirn zieht sich ein dicker, schwarzer Haarzopf, der mit einem breiten rothen Bande durchflochten ist. Oberhalb dieses Haarzopfes beginnt das nach hinten bis auf die Schultern herabhängende Schleiertuch, vor der Sonne schützend und gleichzeitig den Kopf malerisch bekleidend. Den Oberleib bedeckt ein goldgesticktes Mieder und ein weißes Busentuch, darüber eine weite dunkle Jacke. Ein faltiger langer Rock vollendet den Anzug. Ihr Benehmen ist sittsam, alle ihre Bewegungen voll Grazie, und wenn man sie am Brunnen stehen sieht mit ihren Krügen von antiker Form, so erscheinen sie uns in der That wie die lebenden Bilder altgriechischer Schönheit. Als wir in Gasturi einrückten, war Feiertag (ein sehr häufiges Ereigniß auf Corfu) und schon das erste Haus entsendete einige Knaben, welche unsere Schritte mit großem Vergnügen und lautem Beifalle begleiteten. Als aber jedes Haus diesem Beispiele folgte und die Kinderschaar mehr und mehr anschwoll, hatte es den Anschein, als ob der Rattenfänger von Hameln in Gasturi eingetroffen sei. Schon war das ganze Dorf lebendig, da plötzlich erschien hundert Schritte vor uns mitten auf der Straße eine hohe stattliche Gestalt in langem Talar, das schöne Antlitz von weit herabwallendem schwarzen Barte eingerahmt — es ist der Pope. Als er uns näher kam, hieß er uns mit graziöser Handbewegung willkommen und geleitete uns (der ganze Kinderschwarm hinterher) zum Pantopolion, hier nicht nur Laden für Alles, sondern auch einzige Kneipe und einziges Cafe. Während der Pope mit uns Platz nahm, hielten die Kinder Thür und Fenster besetzt und verdunkelten förmlich das Zimmer. Vergebens suchte der Pope sie zu verscheuchen. Unterdessen hatten wir unser Frühstück ausgepackt, Wein bestellt, und luden nun den Popen ein unser Gast zu sein. Er aber lehnte mit Entschiedenheit ab. Es sei heute Fest- und Fasttag und er sei sehr religiös. Dagegen ließ er sich für den kommenden Werktag ein gebratenes Huhn und eine Flasche Wein in seine langen Taschen schieben und wurde dabei so gerührt, daß er uns vortrank, indem er das Glas durch seinen von Schnupftabak strotzenden Bart zum Munde führte und es uns dann reichte. Dicht bei Gasturi und in einer halben Stunde bequem zu erreichen, erhebt sich einer der vorzüglichsten Aussichtspunkte der ganzen Insel, es ist der

Monte Ciriaki. Auch hier hinauf folgte uns unser Kinderschwarm und Vorläufer waren droben auf der Höhe auf das Gerüst gestiegen, welches neben der Capelle die Glocke trägt, und zogen dieselbe zu unserm Empfange. Erst halbwegs Benizze, wohin von Gasturi aus im Zickzack eine vortreffliche Landstraße hinabführt, wurden wir unser Gefolge los. Benizze ist ein echt griechisches Fischerdorf in prachtvoller Lage. Man kann von der Stadt aus auch direct auf angenehmem Strandwege sich dorthin begeben und es ist auch allein eines Besuches werth. Von Benizze zurück trägt uns ein leichter Nachen zum Golf von Castrades.

Wer nach solchen Ausflügen sich nach einem Ruhetage sehnt, der wird denselben ausfüllen mit einem wiederholten Besuche der Königsvilla. Dort mag er an einem jener lauschigen, von dichtem Grün umgebenen Plätzchen sich niederlassen, wo der Blick tief unten den Spiegel des Meeres trifft, dessen Wogen sanft rauschend den Fuß des Hügels berühren. Dort habe auch ich manche schöne Stunde verbracht, auch die letzten noch vor meiner Abreise. Von dort habe ich noch einmal hinüber gesehen auf die Berge von Epirus, hinunter auf den stillen Canal, auf dem die Schiffe von Nord und Süd sich kreuzen, endlich rückwärts tief in das Land hinein, in diese von den Bäumen des Friedens ewig beschatteten Thäler, dann nahm ich schweren Herzens Abschied von der Insel der Phäaken.

Hermann Reimer.

Unser Geschütz im Reiche.

I.

Bei dem Festmahle, welches im vergangenen Jahre zu Ehren der fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit des Prinzen Karl von Preußen als General-Feldzeugmeisters in dessen Palais in Berlin stattfand, äußerte der Kaiser in einer Ansprache Worte, welche für alle Zeit bewahrt bleiben sollen als die erhebendste Auszeichnung, die sowohl dem hohen Jubilar, wie der ihm untergebenen Waffe zu Theil wurde. Seine Majestät äußerte darin:

„Die großartigen Erfolge, welche die Artillerie, besonders in den letzten Kriegen errungen, und die von Mir und Jedem, der die Waffe in ihrer Wirkung gesehen, bewundert worden sind, gereichen ihr zur höchsten Ehre. Wir haben mit Genugthuung gesehen, daß die Einrichtungen unserer Artillerie von anderen Staaten angenommen und als Vorbild benutzt worden sind. Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, der Waffe an dem heutigen Tage meine Anerkennung in vollstem Maße auszusprechen. Ich danke Dir und

Digitized by Google

allen Denen, die zu diesen Erfolgen beigetragen haben. Ich trinke auf das Wohl des General-Feldzeugmeisters und auf das Meiner Artillerie."

Lange schon, bevor die deutschen Heerestheile hinauszogen zum Rheine, um die Wacht zu üben am deutschen Strome und die feindliche Macht kraftvoll zu brechen, war ein vielleicht wenig beachtetes Band sorgsam geflochten, welches sie alle bereits einheitlich zu einander fügte. Sie alle, die da hinzukamen von Süden und Südwesten zu denen, die aus dem fernen Nordosten und vom Norden heranzogen, sie führten sämmtlich dasselbe Geschütz zum Kampfe, das aus langer, sorgfältiger Vorarbeit entstanden und hergerichtet war. Es waren dies unsere gezogenen Kanonen, die bald mit allem Rechte so viel von sich sprechen machten.

Volle dreißig Jahre müssen wir zunächst zurückgreifen. Im Februar 1850 forderte der damalige Generalinspecteur der Artillerie, Prinz Adalbert von Preußen, die Artillerieprüfungscommission zu Berlin zu einer gutachtlichen Aeußerung über die Frage der gezogenen Geschütze auf. Veranlaßt war diese Aufforderung durch die Versuche, welche der im vorigen Jahre unter hochehrender Anerkennung hingegangene italienische General Cavalli in den Jahren 1846 und 1847 im Vereine mit dem Besitzer der Eisenhütte zu Aker in Schweden, Baron von Wahrendorf, an diesem Orte begonnen hatte, um die Gestalt und Umdrehungsbewegung der Geschosse der gezogenen Gewehre auf die Geschütze zu übertragen. Die Langgeschosse waren an dem cylindrischen Theile ihrer Wandung mit Vorständen versehen, welche entsprechende Dimensionen zu den, in die Seelenwand eingeschnittenen Zügen hatten. Diese Züge haben einen gewundenen Gang, einen Drall, welchem jene Vorstände folgen müssen, und auf diese Weise erhält das Geschoß beim Abfeuern eine Umdrehung um seine Längenachse, eine Rotation. Diese Anordnung setzt bei dem Durchgange des Geschosses durch die Seele des Geschützrohres einen Spielraum zwischen der Geschoß- und Seelenwandung voraus, welcher es ermöglicht, das Geschütz sowohl von hinten, wie dies zuerst geschah, als auch von vorn zu laden. Man behielt es also in der Hand, ob man ein Hinterladungsgeschütz wählen wollte, oder ein für Vorderladung construirtes Geschützrohr.

Schon mehrere Jahre hatte die Artillerieprüfungscommission glatte Hinterladungsgeschütze, welche mit dem Wahrendorf'schen Kolbenverschluß versehen waren, in ihren Versuchen mit der großen Aufmerksamkeit behandelt, wie sie einer Einrichtung gebührte, welche von so einleuchtender und intensiver Bedeutung für die artilleristische Ausübung ist. Von der Einsicht geleitet, daß eine gepreßte Geschoßführung ohne Spielraum, nach Art derjenigen unseres Dreyse'schen Zündnadelgewehres, von ungleich größerem Werthe für die Erzielung größerer Schußweiten und erhöhter Treffwahrscheinlichkeit sei, als die

Digitized by Google

Cavalli'sche Art der Geschoßführung, konnte sie es daher in Ansehung der bisher mit der Verschlußvorrichtung gewonnenen, wenn auch noch keineswegs abgeschlossenen Versuchsergebnisse schon bei diesem ersten Schritte in Vorschlag bringen, daß ein mit fletschbarem Metall (Blei) umgebenes, ohne Spielraum zu schießendes Geschoß zur Anwendung gelange, für dessen Gebrauch die Hinterladung allerdings die unerläßliche Vorbedingung ist. Sie wies gleichzeitig auf die Anwendung einer Percussionszündung für die Geschosse hin, um deren Zerspringen zu regeln.

Die von dem Kriegsministerium genehmigten Versuche mit gußeisernen Geschützen wurden schon im darauf folgenden Jahre aufgenommen. Man überzeugte sich bald, daß man auf richtiger Bahn war. So schön angelegt aber auch jene Cardinalsätze waren, so einfach sie als sichere Grundlagen eines Systemes erschienen, es bedurfte doch einer erheblichen Zeit, des Aufwandes ernstester Arbeit und aller Sorgfalt beobachtender Forschung, um alle die zahlreichen Elemente zu harmonischer Verbindung zu bringen, die sowohl in der Construction von Geschütz und Geschoß, wie in den damit nächst verbundenen ballistischen Fragen gegeben sind, welche die Regelung der Flugbahn, die Wirkung der Geschosse betreffen. Einzelne Fehlgänge waren außerdem wohl geeignet, einem Widerspruche Boden zu geben, welcher sich gegen das neue Unternehmen ganz ausdrücklich geltend machte und es war daher ein großes Glück für den Fortgang der Versuche, daß der Generalmajor Encke, ein Bruder des berühmten Astronomen, im Frühjahre 1855 zum Präses der Artillerieprüfungscommission ernannt wurde, welcher mit voller Ueberzeugung und ganzer Energie für die gezogenen Geschütze eintrat, „durch einen eminent praktischen Blick die Frage ungemein förderte und ihren Verlauf in der richtigen Bahn erhielt".

Als Männer von ganz hervorragendem Verdienste bei dieser bedeutsamen Entwickelung, denen ein unvergängliches Andenken gleichfalls gebührt, seien hier erwähnt der damalige Major Hartmann und der damalige Hauptmann Neumann. Der erstere, eine überaus genial angelegte Natur, verband mit einem ungewöhnlich reichen Schatze des Wissens eine seltene Gabe für erkennungsreiche Beobachtung und streng gliedernde Beurtheilung. Er ist als Generalmajor verabschiedet und zählt leider nicht mehr zu den Lebenden, wie denn auch General Encke lange vor ihm, schon im Jahre 1860, von seiner rastlosen Thätigkeit abberufen wurde. Der bekannte Philosoph Eduard von Hartmann ist ein Sohn dieses verdienstvollen Generals. Der andere aber, der jetzt noch in Berlin lebende Generallieutenant z. D. von Neumann, ist es gewesen, dem das eigentliche Durcharbeiten oblag, der in unermüdlicher Gedankenarbeit und scharf sondernder Combinationskraft jene oben berührten Elemente zu bilden wußte, welche nothwendig zu vereinen sind für so wir-

Digitized by Google

kungsvolle Gestaltung. Hochgeehrt von seinem Kriegsherrn, bewundert von den Zeitgenossen, ist ihm auch das Glück beschieden, bewährte Söhne in dem Dienste der Waffe zu sehen, welcher er seine so erfolgreiche Arbeit zum Vermächtniß geben konnte.

Der Anregung des Generals Encke ist es zu verdanken, daß im Jahre 1856 zwei gezogene Gußstahl-Sechspfünder zum Versuche kamen, für welche die Gußstahlblöcke von der Krupp'schen Fabrik geliefert waren. Es wurde damit die bedeutungsvolle Bahn für die Feldartillerie betreten. Die Versuche nahmen nun einen rührigen Fortgang. Im Jahre 1858 konnten die gezogenen gußeisernen Zwölfpfünder und Vierundzwanzigpfünder zur Einführung für den Festungskrieg empfohlen werden und es erhielt dieser Vorschlag, auf Grund der bei den Schweidnitzer Schießversuchen gewonnenen Ergebnisse, die Allerhöchste Sanction. Im Frühjahre 1859 gelang es dem, inzwischen avancirten Major Neumann, die Geschoßzündung im Principe so zu vollenden, wie sie noch heute besteht. Bisher war zu diesem Zwecke auf einem festen Piston an der Spitze des Geschosses ein Zündhütchen aufgesetzt worden, durch welches bei directem Antreffen an einen festen Widerstand, z. B. eine Mauer, das Zerspringen des mit Sprengladung versehenen Geschosses herbeigeführt wurde; unter weniger günstigen Umständen krepirten die Granaten nur unsicher. Major Neuman legte aber in das Geschoß einen beweglichen Schlagkörper, welcher bei ganz geringer Verzögerung in der Bewegung des Geschosses, also bei jedem Aufschlage der Granate auf den Boden oder beim Durchgange durch ein aufgerichtetes Bretterziel von zwei Centimeter Wandstärke, nach seinem Beharrungsvermögen an einem, kurz vor dem Einsetzen des Geschosses in das Rohr eingeschrobenen Zündkörper in Function tritt und so die Entzündung der Sprengladung herbeiführt; die Sprengtheile der Granate setzen dann in der Tendenz konischer Ausbreitung, zu großer Vervielfältigung der Wirkung, ihren Weg noch weit fort. Dies ist unsere Percussionszündung.

In diesem Stande befand sich die Entwickelung, als der Befehl zur Veranstaltung eines Probeschießens mit den beiden gezogenen Gußstahl-Sechspfündern vor unserm Kaiser und König, dem damaligen Prinzregenten, erlassen wurde. Als Tag war der 2. Mai 1859 verordnet, der Gedenktag an die Schlacht von Groß-Görschen (Lützen). An Scheibenzielen sollte die Treffähigkeit dargethan werden, an zwei aufgestellten alten Feldgeschützen die Geschoßwirkung. Die Entfernung war für heutige Anschauung gering, immerhin aber so groß, daß der überdies schwache Effect eines glatten Geschützes nur bei besonders günstigem Spiele des Zufalles hätte zum Ausdrucke kommen können. Ueber die Betheiligung an der Vorstellung war besonders auswählende Bestimmung getroffen.

Der Prinzregent langte in Begleitung des Flügeladjutanten, Prinzen

Digitized by Google

Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, auf dem Schießplatze bei Tegel an. Prinz Hohenlohe, zuletzt Divisionscommandeur in Schlesien, ist vor Kurzem wegen Krankheit in Disposition getreten. Er war sowohl durch Wort und That, wie durch zahlreiche Schriften einer der wirksamsten Förderer des neuen Geschützwesens, und durch die Leitung des artilleristischen Angriffes auf Paris bleibt sein Name dauernd eingezeichnet in das Buch der Geschichte. Mehr noch war er aber der Waffe. Der Chef der Artillerie erschien in Begleitung seines damaligen Adjutanten, Freiherrn von Puttkamer, welcher nachher mit seiner Artillerie bei Gravelotte so markige Züge in den Gang der Schlacht getragen. Auch ihn, der zuletzt Artillerieinspecteur am Rheine war, wird die Waffe bedauern nicht mehr in ihren activen Reihen zu sehen. Von dem Kriegsministerium war der damalige Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements anwesend, General von Roigts-Rhetz, später commandirender General des zehnten Armeecorps.

Die beiden zum Feuern bestimmten Geschütze hatten im Laufe der Versuche eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Schüssen auszuhalten. Das eine war bereits ein nicht mehr zuverlässiger Halbinvalide; beides aber waren tüchtige Veteranen und sie thaten an jenem Tage brav ihre Schuldigkeit. Die Scheiben wurden vorzüglich getroffen; durch lauten Nachhall gaben die krepirenden Granaten die Ausdehnung ihrer Wirkungssphäre zu erkennen. Aber selbst den eigentlich Handelnden war es überraschend, daß nachher, beim Beschießen der aufgestellten Geschütze, eine Granate die außerordentliche Kraft gehabt hatte, das eine Geschützrohr ganz aus dem Lager zu heben und auf den Laffetenschwanz niederzulegen. Der Prinzregent war sichtlich zufrieden. In einer Ordre, welche ihm am 7. Mai vom Kriegsministerium unterbreitet wurde, die ungesäumte Beschaffung von gezogenen Feldgeschützen betreffend, hatte er die Zahl „einhundert" eigenhändig in „dreihundert" umgeändert.

Der seiner bedeutenden literarischen Thätigkeit leider zu früh entrissene Generallieutenant z. D. Freiherr von Troschke sagt in einem kurzen Lebensbilde des Generals Encke: „Die Artillerieprüfungscommission hat unter diesem Präses nicht nur Großartiges auf militärwissenschaftlichem und technischem Gebiete geleistet, sondern ist auch in Folge der großherzigen Auffassung des Monarchen ermächtigt worden, ihre Entdeckungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen. General Encke, weit entfernt, in der Beseitigung der äußersten Heimlichkeit ein Bedenken zu finden, hat vielmehr in dieser Mittheilung der werthvollen Erfindungen an die deutschen Bundesgenossen ein Mittel gesehen, was die Einigung Deutschlands anzubahnen vermöge." Ferner berichtet Major Müller in einem seiner drei vortrefflichen Werke über die Entwickelung der preußischen Artillerie: „Die preußische Regierung überließ, im Interesse des deutschen Vaterlandes, mit großer Liberalität das Ergebniß

Digitized by Google

der zehnjährigen Versuche den einzelnen Staaten" und so sah die Artillerieprüfungscommission denn bald einen Kreis intelligenter Artillerieofficiere der deutschen Bundesstaaten bei sich versammelt, welche sich über unsere gezogenen Geschütze informirten. Weiter heißt es: „Schon im April 1860 theilte das Allgemeine Kriegsdepartement der Artillerieprüfungscommission Folgendes mit: Se. Königliche Hoheit der Prinzregent hat sich im allgemeinen Interesse und zur Erhöhung der Wehrkraft Deutschlands bereit erklärt, die Einführung des preußischen Systemes gezogener Geschütze in die Bundesfestungen zu genehmigen, falls die Bundesversammlung diesen Antrag stellen sollte."

Aus dem Vorstehenden ist zu erkennen, wie früh es schon in dem Willen des Kaisers lag, daß unsere werthvolle Erfindung ein nationales Gemeingut werde. Wenden wir aber unsern Blick noch einmal zurück auf jenen 2. Mai selbst. In besonderer Feier ist von unserm Herrscherhause stets das Andenken des Tages von Groß-Görschen gepflegt worden, geweiht durch den Hinblick auf das Wiedererstehen von Wehr und Kraft, auf das Wiederaufleuchten der Hoffnung im Vaterlande. Wie bedeutungsvoll ist es aber für unsere Artillerie, daß dieser Tag gerade für sie ein neuer Gedenktag von ganz hervorragender Wichtigkeit wurde. Sie war dem Tage schon besonders zum Andenken verbunden durch den herben Verlust unseres großen Scharnhorst, um welchen schmerzliche Klage durch alle Gauen des deutschen Landes tönte; denn sie durfte ihn ja zu den ihrigen zählen, ihn, der ihr in seinem classischen „Handbuche der Artillerie" ein unvergleichliches, dauerndes Muster für die Fachliteratur gegeben hatte; ihn, mit dessen Hilfe der verewigte Prinz August von Preußen, ruhmreichen Andenkens, die Artillerieprüfungscommission gegründet hat, die „ganz getragen war von Scharnhorstschem Geiste". Nun aber gab ihr hoher Kriegsherr diesem Tage eine neue Weihe durch seine persönliche Anerkennung dessen, was neu von der Artillerie geschaffen war. Erst der Zukunft war es freilich beschieden, die ganze folgenreiche Tragweite dieser kaiserlichen Entschließung ans Licht hervortreten zu lassen.

Von der nächsten Folgezeit sagt Major Müller treffend: „Der thatsächliche Mangel an Kenntniß der Einrichtung, sowie der Leistungs- und Verbesserungsfähigkeit der im Versuche befindlichen Geschütze führte alle Urtheile auf das Gebiet der Speculation zurück, wobei das zu Gunsten der glatten Geschütze und durch die eigenen Wünsche bestochene Urtheil nur zu oft die Aufstellung von Trugschlüssen begünstigte." Hätten wohl die reitenden Batterien unter Major Körber, jetzigem Obersten der Gardeartillerie, zur Erwerbung so hohen Kriegsruhmes bei Vionville geführt und die den Cavalleriedivisionen zugetheilten Batterien sich so große Anerkennung erwerben können, wenn sie mit den in jener Entstehungszeit durchaus Befremden erre-

Digitized by Google

genden Kanonen ausgerüstet gewesen wären, die man dieser Schöpfung Friedrichs des Großen eigens zudachte? Ferner heißt es: „Wenn man den meisten dieser Urtheile den Mangel an positiver Kenntniß der verurtheilten neuen Geschütze verzeihen kann, so ist ihnen doch der Mangel an Einsicht vorzuwerfen, den sie bei Beurtheilung der Leistungsfähigkeit eines gezogenen Geschützes überhaupt bekunden."

In anderer Weise durfte eine ablehnende Haltung aufgefaßt werden, welche aus der treuen Anhänglichkeit an die große Zeit der Befreiungskriege entstanden und durch schöne Züge des tapfersten Muthes von Kulm und Laon bis zu den Höhen vor Paris getragen war. Aber noch in einer Richtung zeigten sich wohl dann und wann Behinderungen, die nicht immer leicht zu umgehen waren. Gewiß war das rege Aufstreben der Artillerietechnik in jener Zeit erfreulich; aber es wurde auch aus sehr gabenreicher Hand so schnell nach vielen Seiten hin geboten, daß der Erfolg keineswegs immer der vorauseilenden Erwartung entsprechen und die damit verbundene Ruhelosigkeit der Continuität der Arbeit nicht zur Förderung gereichen konnte. Vielfach war der unterdeß beförderte Oberst Hartmann in der Lage, mit mahnender Betonung das Wort zu geben: „Das Beste ist des Guten größter Feind!"

Dem gezogenen Gußstahl-Sechspfünder, welcher nachher die Benennung 9 cm Kanone erhielt, folgte nach kurzer Zeit die 8 cm Kanone, ebenfalls aus Gußstahl, als leichtes Feldgeschütz. Gleichzeitig wurde in der Sphäre der Festungs- und Belagerungsartillerie rührig weiter gearbeitet, und der Blick richtete sich auf die Bewaffnung der Küsten, wie auf die Armirung der Flotte. Besondere Aufmerksamkeit erforderte die Vervollkommnung des Verschlusses der Geschützrohre. Auch das leichte Feldgeschütz hatte Se. Majestät einer persönlichen Besichtigung am 4. April 1864 im Zeughause zu Berlin gewürdigt und dessen Einstellung genehmigt. Das Kriegsministerium hatte darauf hingedeutet, daß auch die reitende Artillerie wahrscheinlich die 8 cm Kanone erhalten werde, da dies nach der Willensmeinung Sr. Majestät nicht aus den Augen gelassen werden dürfe. Aber „namhafte höhere Offiziere traten mit ihrem ganzen Wissen und Können gegen die 8 cm Kanone und für den glatten kurzen Zwölfpfünder ein. Die große Menge der reitenden Artilleristen jubelte darüber. Sie gedachten, mit den hochgespanntesten Hoffnungen, den alten Nimbus der Offensive der reitenden Artillerie zu erneuen und sollten in beklagenswerther Weise enttäuscht werden". (Müller, Feldartillerie, Seite 254.)

Das gußeiserne Geschütz war das erste Fundament für die Ausbildung des Systemes gewesen, und nach seiner Natur konnte das angewendete Ladungsverhältniß nur ein kleines sein. Das Ladungsverhältniß wird aus-

Digitized by Google

gedrückt durch einen Quotienten aus der Größe des Gewichtes der Ladung zu der Größe des Geschoßgewichtes. Es erreichte für die gezogenen Geschütze aus Gußeisen nur das Maß von einem Vierzehntel und stieg auch bei den Gußstahlfeldgeschützen nur bis ein Elftel und ein Neuntel. Die inzwischen entstehenden Broncegeschütze blieben etwa in der Mitte. Zur Seite des Kolbenverschlusses entstand der Keilverschluß. Die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Fortganges zur Erzielung größerer Wirkungen über diejenige der 15 cm Kanone (24-Pfünder) hinaus führte zunächst zu Versuchen mit Geschützen von größerem Kaliber, d. i. von größerem Bohrungsdurchmesser der Seele, die sowohl aus Bronce wie aus Gußeisen hergestellt waren. Vornehmlich wohl aus ökonomischen Rücksichten waren diese Richtungen eingeschlagen. Die Versuche ergaben aber negative Resultate, und man betrat mit dem Jahre 1865 die Bahn zu den schweren Geschützen aus Gußstahl, welche denn auch bald weiter zu den Röhren künstlicher Metallconstruction führte, zu den Gußstahlringgeschützen. Einmal war ein recht ungebetener Gast gemeldet, ein Vorderlader, aber er warf nur kurz einen vorübergehenden Schatten.

Blicken wir nun zurück auf das, was während dessen in anderen Ländern geschehen. Die Cavalli'sche Methode der Geschoßführung mit Spielraum wurde fast in allen Staaten angenommen, besonders in Frankreich, Italien, Oesterreich und anfangs auch in Rußland, und zwar unter allgemeiner Verwendung des Principes der Vorderladung. Nach kurzer Zeit ging die französische Marine jedoch in richtiger Erkenntniß des fast unumgänglichen Erfordernisses der Hinterladung für Schiffsgeschütze zu dieser über, unter Anwendung eines Schraubenverschlusses, aber noch unter Beibehalt der Geschoßführung mit Spielraum. Die einzige der unsern gleichartige Entwickelung nahm in England, mit anfänglich bestem Erfolge, Sir William Armstrong. Für seine Leistungen wurde ihm, wie wir glauben, der Adel verliehen; er erhielt auch eine amtliche Stellung als Artillerieingenieur und Director der Fabrikation gezogener Rohre in der bekannten Staatsanstalt zu Woolwich. Da trat aber plötzlich in England ein Umschwung ein, der wirklich im höchsten Maße überraschen mußte. Im Juni 1864 erklärte der Marquis of Hartington im Unterhause: „Die Regierung beabsichtige, die 70-Pfünder hinten verschließen, sie dann mit Schiebezügen versehen und so in Vorderlader verwandeln zu lassen. Die Admiralität halte für Schiffe die Vorderlader für besser als die Hinterlader." Man hielt überhaupt den Unwerth der Hinterladung besonders für den Gebrauch auf Schiffen für erwiesen. Dem gegenüber hatte Armstrong vorher bestimmt geäußert: „Seine Ueberzeugung sei unerschüttert die geblieben, daß das Hinterladungsprincip nicht allein in der größten Mehrheit der Fälle und ganz besonders

in der Schiffsartillerie dem Laden von vorn vorzuziehen, sondern auch für Rohre von sehr großem Kaliber mechanisch ausführbar sei."

Aber ohne Rücksicht auf das, was man damit aufgab, wurde der Rückgang durchgeführt. Wir sagten damals, es sind nun fünfzehn Jahre her: „Sir William Armstrong scheint bei seinen unzweifelhaft großartigen Schöpfungen wenig artilleristische Unterstützung gehabt zu haben und durchaus auf sein eigenes Genie angewiesen gewesen zu sein." Gewiß wäre es mehr an der Stelle gewesen, auf dem von ihm vorgezeichneten Wege zu beharren und weiter zu bilden, mit strenger Ausdauer das zu bessern, was noch nicht ganz vollendet war. Heute erkennt die englische Artillerie es wohl, daß ein Vorderlader niemals die Wirkung erreicht, die man mit einem Hinterlader erzielen kann. Heute aber ist die Wiederkehr zum Armstrong-Hinterladegeschütz, die nach allen Nachrichten fest beschlossen ist, eine nicht so einfache Sache mehr, wie es damals das Verbleiben gewesen wäre. Man hat kostbare Jahre unwiederbringlich verloren. Sir William Armstrong legte um jene Zeit seine amtliche Stellung nieder, und übernahm wiederum die Leitung der Elswick-Geschützfabrik, in welcher sein sehr beachtenswerthes Fabrikationsverfahren zur Ausbildung gelangt ist. In Rußland dagegen war man schnell zur Hinterladung übergegangen und hatte dieselbe namentlich bei schweren Geschützen von vornherein grundsätzlich angewendet. Rußland blieb in den nächsten Beziehungen zu der Krupp'schen Fabrik. Auch Oesterreich that dieses in gleicher Tendenz, nachdem es durch den Zwang der Eile zur Beschaffung von englischen Vorderladern für die Marine vorübergehend genöthigt gewesen war. Im nordamerikanischen Bürgerkriege kamen wohl englische Hinterlader, Armstrongs, Whitworths u. s. w., vor, sonst aber herrschten allgemein die Vorderlader, deren Herstellung ja offenbar weniger Kunstfertigkeit beansprucht.

Im Jahre 1868 trat nun bei uns die Frage der artilleristischen Ausrüstung unserer ersten drei in Bestellung gegebenen Panzerschiffe König Wilhelm, Kronprinz und Friedrich Carl hervor. Für diejenigen Geschütze, welche in erster Linie zum Durchschießen von Panzerungen bestimmt sind, hat der Gebrauch die Benennung „Panzergeschütze" entstehen lassen. Unser Panzergeschützsystem hatte im Wesentlichen den Weg eingeschlagen, den die Entwickelung unserer Belagerungsartillerie genommen hatte. Weder unsere Küstenverhältnisse, noch der junge Entwickelungsstand unserer Flotte hatten mit besonderer Dringlichkeit auf diese Richtung hingewiesen, während die Staaten mit großer maritimer Machtentfaltung hier nothwendigerweise schon sehr zeitig nach festen Erfolgen streben mußten. In England hatten die dahin gehenden Versuche bis 1868 den bedeutenden Aufwand von mehr als acht Millionen Thaler, also gegen 25 Millionen Mark erfordert, und man hatte mit Aufbietung dieser ungewöhnlichen Mittel das dortige Vorderladungssystem aller-

Digitized by Google

dings zu einem gewissen Abschluß emporgetrieben. Solche Summen entzogen sich jedenfalls der bescheidenen Begrenzung der heimischen Gewährungen gänzlich. Die englischen Vorderlader, jetzt Woolwichkanonen genannt, ertheilten in der That den Geschossen eine größere Anfangsgeschwindigkeit, als unsere ihnen gaben, und die äußere Gestaltung der Geschosse erleichterte deren Durchschlagsvermögen in höherem Maße, als die der unseren.

Wenn nun in den Kreisen unserer Marine, deren Offiziere vielfach ihre Schule in England durchgemacht hatten, eine gewisse Neigung für alle englischen Einrichtungen vorherrschte, deren die Marine so viele zum Muster genommen, so war es ja erklärlich, daß sich die Blicke auch auf das Woolwichgeschütz richten konnten, welches als ein Vollkommenes und Fertiges gepriesen wurde, und es wurde die Beschaffung eines solchen neunzölligen (23 cm) Woolwichgeschützes angeordnet, zur Theilnahme an den Panzerschießversuchen mit unseren 21 cm und 24 cm Ringkanonen. Das erste Vergleichsschießen zeigte allerdings eine Ueberlegenheit an Wirkung über unsere Geschütze, die aus den vorstehend berührten Umständen zu erklären war. Sir William Armstrong lag natürlich viel daran, sein Geschütz gut zu verkaufen. Aber es war von nach England gesandten Offizieren berichtet worden, daß das englische System keineswegs vollendet sei, daß die Rohre keine genügende Sicherheit gegen das Zerspringen böten, und daß sie eine verhältnißmäßig geringe Dauer hätten. Das Kriegsministerium gab kurze Anweisungen für die Richtungen, denen zur Erhöhung der Wirksamkeit unserer Geschütze zu folgen sei, und es ist ein glänzendes Zeugniß für die wirklich wunderbare Elasticität des Systemes unserer Construction, daß diese Aufgabe in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen über Erwarten und mit Ueberschuß gelöst werden konnte. In der Hauptsache waren es nur Veränderungen der Hartgußgranaten nach Gruson'scher Construction (Form der Spitze und Fortfall des Bodenreifens), Centralzündung, d. h. Führung des Zündloches zur Ladung von hinten durch den Verschlußkörper, statt der früheren Führung desselben von oben her durch das Rohr, und die Verwendung von prismatischem Pulver statt des bisherigen Geschützpulvers.

Die Fabriken von Krupp und Gruson arbeiteten in der wirksamsten Weise mit der Artillerieprüfungscommission Hand in Hand; ihr Ruf wie ihr Interesse eiferten gleichmäßig dazu an. Bald konnten die Versuche aufgenommen werden. Es ergab sich eine unbedingte Ueberlegenheit der 24 cm Kanone und eine recht ansehnliche Mehrleistung der 21 cm Kanone, trotzdem das Woolwichgeschütz beinahe um die Hälfte schwerer ist, als diese letztere. Das Woolwichgeschütz zeigte einen bedenklichen, sich erweiternden Riß. Armstrong gab die Fortführung des Concurrenzversuches auf und das Ministerium entschied kurz die Annahme der preußischen Geschütze zur Armirung der

Flotte; es erklärte bestimmt, daß von weiteren Versuchen mit Vorderladern Abstand zu nehmen sei. Abgesehen von der geeigneteren Geschoßconstruction war es besonders das prismatische Pulver, welches bei der zuverlässigen Festigkeit der Rohrconstruction zu diesem großen Erfolge geführt hat. Es ist eine Erfindung des Capitain Rodman in Nordamerika, die in der russischen Artillerie und in der Krupp'schen Fabrik bereits seit geraumer Zeit versucht war. Das prismatische Pulver war durch die Krupp'sche Fabrik aus der Ritter'schen Pulverfabrik in Altkirchen bei Hamm a. d. Sieg bezogen, da die Herstellung in der Spandauer Pulverfabrik noch nicht abgeschlossen war. Das prismatische Pulver besteht aus ganz regelmäßigen sechsseitigen Säulen von 25 Millimeter (ein Zoll) Höhe bei einem Durchmesser des die Basis umschreibenden Kreises von 40 Millimeter (ein und ein halb Zoll) mit bestimmtem, durch Pressung gewonnenen Grade der Dichtigkeit des Pulversatzes; diese Säulen sind mit sieben Brennkanälen versehen, welche das Korn in der Achsenrichtung durchziehen. Entgegen der heftigen Gasentwickelung des gewöhnlichen Pulvers erfolgt dieselbe hier allmählich aufeinanderfolgend. Dort ist die Anstrengung des Rohres übermäßig groß, hier ist sie die denkbar geringste; auch die Centralzündung (Hinterzündung, Keilzündung) entlastet den Verschluß ganz besonders auf Anstrengung, und so kann man, namentlich mit langen Rohren, durch sehr ansehnliche Erhöhung des Ladungsverhältnisses eine große Steigerung der Anfangsgeschwindigkeit erzielen, ohne Rohr und Verschluß zu überspannen.

Je größer nämlich die absolute Länge des Rohres ist, desto mehr kommen die Vortheile des prismatischen Pulvers als Treibmittel zur Geltung und zum Ausdruck.

Dieser hiermit gewonnene Weg wurde nun der fernerhin leitende für die Schiffs- und Küstenartillerie. Eine weitere Steigerung des Kalibers führte zu 26, 28 und 30 cm Kanonen, welche letztere ein Rohrgewicht von 35 Tonnen, 700 Centnern, erreichen. Sehr sinnreiche constructive Vervollkommnungen, welche die Sicherung der Geschoßführung betrafen, fügten sich an. Die Ladungsquotienten stiegen über ein Sechstel und ein Fünftel hinaus, bis zwischen ein Fünftel und ein Viertel, die Geschoßgeschwindigkeiten wuchsen von früher 300 Meter in der Secunde auf 400, 450, 475 Meter und noch etwas darüber. In Frankreich war die Marineartillerie, welche, wie oben angeführt, schon früher die Hinterladung angenommen hatte, nun auch zur Geschoßführung ohne Spielraum übergegangen und war in eigenartiger Weise zur Anwendung von Kupferbändern als Führungsmittel gelangt, an Stelle des Bleimantels. Man erreichte Wirkungen, welche denen unserer schweren Artillerie nahe kommen. England denkt, wie bereits angegeben, an den Uebergang zur Hinterladung, und zwar, wie es scheint, unter Verwen-

dung des französischen Schraubenverschlusses. Einen gleichen oder ähnlichen Weg werden die anderen Staaten nehmen, welche an der Vorderladung festgehalten haben, wie z. B. Italien. Oesterreich hat, wie ebenfalls schon erwähnt, Krupp'sche Hinterlader, und Rußland steht auch wohl ganz auf dem Boden unsers Systemes, wenn auch in etwas verschiedenen Einzelausführungen. Führen wir noch eine Vergleichsangabe an, welche die Constructionsconsequenzen deutlich vor Augen führt, die sich aus der Vorderladung mit Spielraumsführung gegen die Hinterladung mit Geschoßführung ohne Spielraum ergeben: Unser 35-Tonnengeschütz und das englische 35-Tonnengeschütz haben dasselbe Kaliber, nämlich 30,5 Centimeter. Das unsere ist 6,700 Meter lang, 21,5 Fuß, das englische 4,956 Meter lang, 15,75 Fuß; das giebt eine Differenz an Länge von 5,75 Fuß. Wegen der Beschwerlichkeit des Ladens von vorn sind die englischen Geschütze so kurz gehalten, als es mit Erreichung der erforderlichen Wirkung noch irgend verträglich war. Die daraus resultirende, ganz erheblich bedeutendere Größe der Rohrwandstärke war zudem unerläßlich, um der ungewöhnlich hohen Gasspannung den genügenden Widerstand zu leisten, welche wiederum durchaus nothwendig war, um dem Geschosse mit dem so kurzen Rohre die erforderliche Anfangsgeschwindigkeit zu geben. Das englische Rohr ist dick und stumpf, das unsere dagegen schlank und lang gestreckt. Die Kraftleistung der Geschosse steht dabei im Verhältniß von etwa 4 : 7.

Auch die Festungs- und Belagerungsartillerie hat, in angemessenem Kaliber, die Ringgeschütze mit erhöhtem Ladungsverhältniß erhalten zur Vermehrung der Kraft ihrer Leistung. Eine besondere Bedeutung für ihren Gebrauch ist ferner in der Ausbildung des Shrapnelfeuers zu erkennen. Die ganze vorhergehende Darstellung hat sich nur auf die Ausbildung des neuen Geschützwesens für das directe Feuer bezogen. Das indirecte Feuer und das Wurffeuer der alten Mörser bedurfte ebenfalls einer Ergänzung, und zu diesem Zwecke sind kurze gezogene 21 cm Kanonen und gezogene 21 cm Mörser geschaffen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erforderte aber die Feldartillerie, und sie bedurfte einer gänzlichen Umgestaltung zu höherer Wirkungsfähigkeit, wollte man nicht überflügelt werden. In dem Briefe eines Generals des Mac Mahon'schen Corps, der bald nach den ersten Schlachten des Jahres 1870 geschrieben worden, heißt es: „Was aber das Schlimmste, ist, daß unsere Artillerie in beklagenswerther Weise derjenigen der Preußen, sowohl was das Kaliber, als die Zahl betrifft, nicht gewachsen ist. Unsere vierpfündigen Geschütze, hübsche Spielzeuge in einer Ausstellung, haben nirgends auch nur einen Augenblick vor den Zwölfpfündern der Preußen (nämlich unseren 9 cm Kanonen) Stand halten können; Tragfähigkeit, Sicherheit und

Digitized by Google

Schnelligkeit des Schusses, alles ohne Vergleich, ist bei unseren Feinden überlegen." Die französischen gezogenen Kanonen hatten in dem Feldzuge 1859 in Italien gegen die Oesterreicher, namentlich bei Solferino, den glatten Geschützen derselben gegenüber zu Erfolgen geführt, welche mit Recht Sensation erregten. Sie waren aber unseren, auf anderer Constructionsbasis geschaffenen gezogenen Kanonen nicht gewachsen. In Frankreich namentlich drängte nach dem Kriege Alles zu neuen Schöpfungen hin, und so konnte unser noch auf man möchte sagen „schüchternen" Grundlagen entstandenes System auch nicht mehr genügen und bedurfte erweiternder Entfaltung.

Die deutsche Feldartillerie begann sofort nach dem Kriege die Einleitungen zum Uebergange zu Feldgeschützen für das Ladungsverhältniß, welches bei der schweren Artillerie bereits Anwendung gefunden, und fügte dazu wichtige Neubildungen zur Erhöhung des Geschoßeffectes an sich. Aber nun folgten auch alle anderen großen Feldartillerien mit, oder nach, und heutigen Tages sind die Feldartillerien aller Nationen zu dem Systeme unserer gezogenen Artillerie übergegangen oder im Uebergange begriffen, zu gleichartiger Wirkungssteigerung, natürlich unter constructiven Modificationen. Hinterladung, Geschoßführung ohne Spielraum, Geschoßgeschwindigkeit von 450 Metern, auch noch etwas darüber, das sind die allgemeinen Grundzüge geworden, und darum konnte auch der Kaiser in seiner zu Anfang angeführten Aeußerung sagen, „daß die Einrichtungen unserer Artillerie von anderen Staaten angenommen und als Vorbild benutzt worden sind".

Christian Felix Weiße.*)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwacht aus fast zweihundertjährigem Schlummer die deutsche Literatur zu neuem, regem Leben. Nach den vorbereitenden Kämpfen der Schweizer und Leipziger treten unmittelbar hinter einander Klopstock, Lessing und Wieland hervor, alle drei Anfangs in den literarischen Streit hineingerissen; bald aber machen sie sich von demselben los, erheben sich über die Parteien und führen, von Werk zu Werk unaufhaltsam fortschreitend, unsere Literatur rasch der Vollendung entgegen. Ziemlich gleichzeitig mit diesen bahnbrechenden Genien erscheinen mehrere Autoren von geringerer Begabung auf dem Schauplatz, deren Einfluß auf die Nation im ganzen aber vielleicht um so größer war, weil sie auf dem einmal

*) Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. J. Minor. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1880.

Digitized by Google

eingenommenen Standpunkte ruhig verharrten und mehr dem bestehenden Geschmacke des Publikums ihre Arbeiten anzubequemen als durch ihre Werke die geltenden Kunstanschauungen umzubilden oder gar zu verdrängen suchten. Unter diesen bescheideneren Schriftstellern ragt neben dem älteren Gellert namentlich Christian Felix Weiße (28. Januar 1726 bis 16. December 1804) hervor, an Mannichfaltigkeit und Intensität der dichterischen Anlage jenem weit überlegen, an Popularität ihm am ersten vergleichbar. Auch der menschliche Charakter Weiße's erinnert bisweilen an Gellert. Wohlwollend und liebenswürdig, aber schwächlich und zaghaft, wird er sich der keineswegs geringen poetischen Talente, welche die Natur ihm verliehen, kaum selbst bewußt; unbestimmt bewegt er sich zwischen den Gegensätzen der Zeit hindurch, gestattet hie und da schüchtern neuen Elementen den Eingang in die überkommenen Formen der Kunst, wagt es aber nie, völlig mit der alten Tradition zu brechen. Auf der Universität Leipzig steht er etwa anderthalb Jahre (Anfang 1747 bis Juli 1748) in innigem Verkehre mit dem jugendlichen Lessing; diese Einflüsse reichen hin, um seine dichterische Thätigkeit auf Jahrzehnte hinaus zu bestimmen. Spät erst schreitet er über die Grenzen jener Kunst hinaus, der Lessing's früheste Versuche in der Lyrik und im Drama angehören, und dann begiebt er sich meist wieder auf Pfade, die ihm der Jugendfreund längst vorgezeichnet hat. Wie Lessing fühlt sich auch Weiße vornehmlich zur dramatischen Poesie hingezogen: gleichmäßig erstreckt sich seine Thätigkeit auf das Lustspiel, die Operette und die Tragödie. Daneben wetteifert er in lyrischen Gedichten bald mit dem epigrammatischen Witze der Lessingischen „Kleinigkeiten", bald mit der patriotischen Begeisterung der Grenadierlieder Gleim's. Bereits ein angesehener Autor, wird er mehr durch das Drängen der Freunde, als durch eigene Neigung bewogen, die Redaction eines umfangreichen und einflußvollen ästhetisch-kritischen Journales, der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", zu übernehmen, deren Herausgabe vorher in den bewährten Händen eines Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai und Lessing gelegen war, und fast dreißig Jahre lang steht er als Leiter dieser Zeitschrift im Mittelpunkte der literarischen Interessen Deutschlands, von Anfang zwar bedacht, den Gesichtskreis des ihm anvertrauten Journales nach Kräften zu erweitern, dabei aber immer getreu den ursprünglichen Charakter des Unternehmens bewahrend, so verändert auch die Zeit und die Ansprüche der Zeit sein mochten, stets besorgt, allen Parteien der Literatur gerecht zu werden, meist schüchtern und unbestimmt im Urtheil, selten kühn genug, um unbedingt zu loben, noch seltener, um entschieden zu tadeln, und gerade darum oft von allen Seiten verkannt und angefochten. So zieht er sich denn etwa seit 1772 immer mehr von der eigentlichen poetischen Thätigkeit und zuletzt auch von der literarisch-kritischen Wirksamkeit zurück und widmet die übrigen Jahrzehnte

by Google

seines Lebens der Jugendschriftstellerei, in der er schon vorher durch seine Lieder für Kinder gerechten Beifall erworben hat: sein Einfluß beschränkte sich nunmehr auf einen engeren Kreis, wirkte in diesem aber um so nachdrücklicher und segensvoller; sein Ansehen und seine Popularität wurde durch seine wahrhaften Verdienste um die Erziehung neu gehoben, während andererseits der Ruhm des alternden Dichters die Zeit, da seine Dichtungen lebendig zu wirken vermochten, weit überdauerte.

Eine ausführliche Darstellung Weiße's war für die Erkenntniß des geistigen Lebens Deutschlands im vorigen Jahrhundert längst ein Bedürfniß; Minor's umfangreiches Buch kann darum nur freudig begrüßt werden: es füllt in der That eine Lücke in unserer Literaturgeschichte aus. Schade nur, daß es selbst bisweilen noch recht lückenhaft erscheint! Daß das Buch viel Gutes enthält, dafür bürgt schon eine Angabe des Vorwortes, wonach Wilhelm Scherer die Arbeit vor dem Drucke noch einer Durchsicht unterzogen hat. Manche Rathschläge Scherer's scheint Minor freilich erst für die Nachträge verwendet zu haben. Jedenfalls verdanken wir dieser kritischen Durchmusterung den fast vollkommenen Mangel an Fehlern im einzelnen. Kleinere Irrthümer laufen nur wenige unter, so z. B. Seite 93 das Versehen, als ob die Bremer Beiträge auch schon den vierten Gesang des Messias gebracht hätten, Seite 202 und 276 die Vermuthung, daß die Recension des Wielandschen Trauerspieles „Johanna Gray" im vierten Bande der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" von Weiße herrühren möchte — außer dem S. der Unterschrift, welches Nicolai im Vorberichte zum vierten Bande der Bibliothek erklärt, hätte ein Blick in Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften den wahren Verfasser entdecken können.

Ziemlich zahlreich sind die Druckfehler; ich verzeichne nur einen der störendsten. Seite 268 f. corrigirt Minor mit Recht die Notiz der Selbstbiographie Weiße's, welche (S. 109) Sulzer's Reise von Berlin nach der Schweiz in das Jahr 1764 statt 1762 verlegt, verwirrt aber sogleich darauf durch die Angabe, die Anzeige der Amazonenlieder in den „Züricher freimüthigen Nachrichten", welche jener Reise folgte, befinde sich im 10. Jahrgange vom 8. December 1761 (statt im 19. Jahrgange vom 8. December 1762).

Minor trennt durchweg die Darstellung des Lebens seines Dichters von der der Werke, eine Methode, der sich sonst manche principielle Bedenken entgegenstellen, die bei einer Arbeit über Weiße aber vielleicht die einzig richtige zu heißen verdient. Wegen des losen Zusammenhanges seiner Dichtungen mit den Erfahrungen seines Lebens, wegen des einheitlichen Charakters der meisten seiner Arbeiten, vor allem aber wegen der Menge seiner im einzelnen oft unbedeutenderen Producte war es wohl auch ganz recht gethan, daß Minor die verschiedenen Schriften Weiße's nicht in chronologischer Folge nach ihrer

Digitized by Google

Entstehung bespricht, sondern die einzelnen Werke derselben Dichtungsgattung zusammenfassend, zunächst die lyrischen Versuche seines Autors, dann seine Lustspiele, Operetten und Trauerspiele und schließlich sein Wirken als Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und als Jugendschriftsteller behandelt. Die weitere Anordnung des vorliegenden Stoffes scheint jedoch in mehreren dieser Kapitel verfehlt zu sein. Man kann von einer literarhistorischen Darstellung Weiße's nicht verlangen, daß jedes einzelne Gedicht, jeder dramatische Versuch, jede Kritik im Besondern sorgfältig zergliedert und nach allen Seiten erschöpfend behandelt werde: dazu sind Weiße's Arbeiten zu zahlreich und die einzelnen nicht bedeutend genug. Wir erwarten vielmehr eine gründliche Untersuchung seiner lyrischen Gedichte, seiner Lust-, Sing- und Trauerspiele im Ganzen, aber eine Untersuchung, die nicht nur im Allgemeinen die historischen Grundzüge dieser Dichtungsarten nachweist, sondern philologisch genau uns auch über die Form, über die Eigenart der Sprache und des Verses aufklärt. Einzelne, hervorragend charakteristische Stücke möchten allenfalls noch besonders herausgegriffen und ausführlicher besprochen werden; für die übrigen würden wenige Worte genügen, die hauptsächlich möglichst knapp die äußeren, chronologischen und bibliographischen Notizen zusammenfassen möchten. Statt dessen giebt Minor bei jedem Stücke immer wieder dieselben äußeren Daten, ohne das Einzelne einem größeren Zusammenhange einzureihen und durch denselben tiefer zu begründen.

Vor allem macht sich dieser Mangel in den Abschnitten über Weiße's Lyrik und Komödiendichtung bemerkbar. So ist von der Sprache der Amazonenlieder gar nichts, vom Vers nur das Alleroberflächlichste gesagt; bei den Liedern für Kinder giebt Minor blos die äußerlichen Anlässe in Weiße's Leben an, die ihn zu dieser Art von Poesie trieben; jede tiefer dringende Untersuchung weist er mit der Ausrede ab, diese Lieder, welche Weiße'n die väterliche Liebe im Gewande der Muse eingegeben habe, entzögen sich natürlich einer kritischen Besprechung. Keineswegs; denn wir haben es hier nicht mit gewöhnlichen Ammenliedern zu thun, denen eben nur Kinder allenfalls Geschmack abgewinnen können, sondern mit Kinderliedern, die sich zunächst den Beifall der Erwachsenen erringen sollten und errangen: es ist die poésie légère in einer neuen Gestalt, stets mit moralischer Tendenz, öfters auch epigrammatisch gewendet (vgl. erstes Buch, „der Apfel"). Gerade in Folge des lehrhaften Charakters dieser Lieder bekommen wir in ihnen manchen Aufschluß über Weiße's ethische und ästhetische Anschauungen (vgl. drittes Buch, „auf das Bildniß einer geliebten Mutter"). Von der Sprache und der Versification ließe sich auch mehr sagen, als daß sie zu loben ist: kurze, einfach gegliederte Sätze, denen nur wenige Nebensätze (und dann ziemlich regelmäßig Nebensätze vom ersten Grade) untergeordnet sind, treten uns entgegen mit

Digitized by Google

einfältigen, kindlich-verständlichen, fast prosaischen Worten, alles scheinbar kunstlos und nur auf Klarheit berechnet und doch durch den leichten Fluß der Sprache und des Verses anmuthig, harmlose Gefühle leicht anregend, ohne gerade tief zu gehen. Zu beachten wäre auch der völlige Gegensatz dieser Lyrik zum Volksliede gewesen, welchem das wahre Wiegenlied sich überall annähert, ein Gegensatz, der in einigen Versuchen Jakob Friedrich Schmidt's nicht so stark zu Tage tritt, weil sich dieser Nachahmer Weiße's bisweilen an alte Volksgesänge, die er freilich verballhornte, wenigstens äußerlich anlehnte.

Recht flüchtig sind die Varianten behandelt, die sich in den späteren Ausgaben der lyrischen Gedichte vorfinden: kein Wort wird uns gesagt, nach welchen Principien Weiße geändert hat, sei es der Eleganz der Sprache oder der Correctheit des Verses, dem poetisch echteren und natürlicheren Ton oder dem sittlich strengeren und züchtigeren Ausdruck zu Liebe, nicht einmal, wie weit die neuen Lesarten den ursprünglichen Text glücklich verbessert oder ungeschickt entstellt haben.

Zu oft begnügt sich Minor, blos Lessing zum Vergleiche mit Weiße heranzuziehen, so bei den scherzhaften Liedern, wo er meistens nur das, was Danzel in seinem Buche über Lessing bereits tiefer erkannt und ausgesprochen hatte, mit anderen Worten wiederholt, während auch die Parallele mit der gleichzeitigen Lyrik eines Uz, ja selbst mit den frühesten Gedichten Goethe's aus der Leipziger Periode manchen belehrenden Ausblick eröffnet hätte.

Auch bei der Betrachtung der Lustspiele Weiße's ist Minor nur auf Lessing zurückgegangen. Schon in der Vorrede erklärt er sich ziemlich kategorisch gegen das Ansinnen, daß er in eine Monographie über Weiße, den letzten Ausläufer einer langen Reihe von Komödiendichtern, eine der vergleichenden Literaturgeschichte angehörige Untersuchung über die Entwickelung der Typen des alten Charakterlustspieles hätte aufnehmen sollen. Gewiß mit Recht; etwas mehr jedoch, als er auf Seite 83 f. davon anzudeuten für gut befunden, wäre auch in einer Monographie über Weiße am Platze, jedenfalls aber zweckdienlicher gewesen, als daß jene kurzen Notizen noch einmal Seite 98 wenig ausführlicher wiederholt sind. Der Nachweis der beständig wiederkehrenden gleichen Typen und Motive in den einzelnen Lustspielen und Operetten verdient alles Lob; dagegen kommt die ästhetische und philologische Kritik wieder regelmäßig zu kurz. Von den Singspielen erfahren wir kaum, in welcher Weise Prosa und Verse in ihnen gemischt sind; über den technischen Aufbau und die künstlerische Composition der Stücke, deren Handlung gewöhnlich, breit exponirt, sich schleppend entwickelt und erst bei der Katastrophe rascher dem Ende zudrängt, geht Minor mit allgemeinen, wenig bedeutenden Redensarten hinweg; die Varianten der verschiedenen Ausgaben werden im Einzelnen gar nicht beachtet. Im Besondern ist der Abschnitt

über das früheste Lustspiel Weiße's, „die Matrone von Ephesus", rühmend hervorzuheben. Flüchtiger sind dagegen schon „die Poeten nach der Mode" behandelt: Reimreich und Dunkel, die in ihren Ansichten über Kunst und Poesie wie in ihrem Charakter schnurstracks entgegengesetzten, in ihrer prosaischen Naturanlage und in ihren menschlichen Absichten dagegen völlig harmonirenden Dichter, deren Verspottung der Hauptzweck der Komödie ist, sind allerdings zu Typen herausgearbeitet und sollen für die gesammten Anhänger der Gottschedischen Dichtkunst und der Züricher Patriarchaden als Karikaturen gelten; allein zunächst sind für Reimreich manche Züge von Schönaich, für Dunkel ebenso viele von Naumann verwerthet. Weiße ging dabei so weit, selbst die Sprache und Ausdrucksweise, bei Naumann sogar die Ungeheuerlichkeiten des Verses zu parodiren. Bei Betrachtung der rührenden Lustspiele Weiße's hätte auf die englischen Vorbilder Lessing's mehr Rücksicht genommen werden sollen; mancher Irrthum wäre dadurch vermieden worden. So behauptet Minor, in Weiße's „Großmuth für Großmuth" führe nur die Hauptperson Caroline Seyton einen englischen Namen. Allein Weiße entlehnte ferner den Namen Solms aus der „Miß Sara Sampson", Act III, Auftritt 2, in welche ihn Lessing aus Richardson's „Clarissa" aufgenommen hatte, wie schon Danzel in dem vorzüglichen Abschnitte seines großen Werkes über dieses Trauerspiel (Lessing, Band I, Seite 309) nachweist; auch der Name Treuwerth des Weiße'schen Dramas erinnert in seiner Bildung wenigstens an Trueman des merchant of London von George Lillo.

Entschieden besser, als das Kapitel über Weiße's Lustspiele, ist das über seine Operetten. Die Darstellung der literarischen Fehde, die sich an die Aufführung des „Devil to pay" in Leipzig anschloß, ist trefflich; der Anhang, worin die einzelnen auf diesen Streit bezüglichen Schriften nach den nunmehr fast verschollenen Originaldrucken oder ziemlich gleichzeitigen Abschriften ganz oder im Auszuge mitgetheilt sind, ist höchst schätzenswerth. Die Charakteristik der Operette selbst, sowie der folgenden Singspiele Weiße's läßt freilich noch Verschiedenes zu wünschen übrig; doch hat sich der Verfasser hier beinahe weniger als bei den Komödien auf die äußere Geschichte der Stücke beschränkt, am meisten noch bei dem Ueberblicke über Weiße's Nachahmer in der Operettendichtung, der gleichwohl im Ganzen dankbar zu begrüßen ist.

Am Sorgfältigsten verfährt Minor mit den Trauerspielen seines Dichters. Hier bringt schon die einleitende Vorbemerkung einige Worte über den Gebrauch des Alexandriners, des fünffüßigen Jambus und der Prosa; später werden diese Gedanken bei der Besprechung der einzelnen Tragödien weiter geführt, und namentlich bei den letzten, bürgerlichen Trauerspielen, die überhaupt mit einiger Vorliebe behandelt sind, auch die Diction und der Stil

Digitized by Google

etwas genauer in Betracht gezogen. Die Bemerkung über die „Fehler" Shakespeare's in der Sprache seines „Romeo and Juliet" (Seite 243) ist ungeschickt und erinnert an Gottschedische Terminologie: die Sprache im Romeo ist eben noch die des jungen Shakespeare, reich mit lyrischen Elementen getränkt, durch den Einfluß der romanischen Literaturen vorwiegend bestimmt. Der Spott auf Richard Wagner in der Anmerkung zu Seite 259 ist übel angebracht: Minor scheint nicht zu wissen, daß der Ausdruck „Handlung" statt „Act" bereits im vorigen Jahrhundert nicht ungewöhnlich war, daß ihn z. B. Klopstock in allen seinen biblischen Dramen von dem Tode Adam's an regelmäßig gebrauchte.

Der Abschnitt über Weiße im Mittelpunkt der literarischen Polemik ist bis auf das parteiisch befangene Urtheil über den menschlichen Charakter Wieland's (Seite 289) recht gut; nur im Eingang finden sich einige schiefe Bemerkungen. Als die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und vollends die „Literaturbriefe" hervortraten, waren die Parteien der Schweizer und der Leipziger als solche bereits überwunden. Wenn Bodmer später als Poet und als Parodist der bedeutendsten Dichterwerke wiederholt noch auftritt, steht er nicht mehr an der Spitze einer anerkannten Partei, wie dies bis 1755 der Fall gewesen war, sondern spricht blos seine persönliche Meinung aus, und zwar ohne von den Führern der Bewegung weiter beachtet zu werden: für die lebendig fortschreitende Entwickelung der deutschen Literatur ist er 1760 ebenso gut todt wie Gottsched.

Während Minor uns hier ein anschauliches und vielfach erschöpfendes Bild von Weiße's Verhältniß zu den verschiedensten Strömungen im deutschen Geistesleben des vorigen Jahrhunderts entwirft, giebt er uns im siebenten Kapitel über Weiße's Wirken als Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wieder nur äußerliche Notizen über die Einrichtung der Zeitschrift, über den Umfang und die Anordnung der einzelnen Bände, über die Mitarbeiter und mehrere ihrer Recensionen und sonstigen Beiträge. Der letzte Theil des Kapitels über die Stellung der „Bibliothek" inmitten der literarischen Bewegungen scheint uns tiefer einführen zu wollen; aber leider sind auch hier meist nur vereinzelte Daten gegeben, einzelne Artikel besprochen, nicht aber übersichtlich und künstlerisch zusammengefaßt das Verhältniß der „Bibliothek" zur Gesammtentwickelung der deutschen Literatur dargelegt. Ueberdies ist das Disparateste hier durch einander geworfen. Minor unterscheidet die Aufsätze, welche die vier ersten Bände der „Bibliothek" unter Nicolai's und Mendelssohn's Leitung und meist auch aus ihrer Feder brachten, ebenso wenig wie die Arbeiten, die erst nach Weiße's Rücktritt von der Redaction in der Zeitschrift gedruckt wurden, von den Artikeln, die Weiße als verantwortlicher Herausgeber oder vollends als Verfasser der Aufnahme in das Journal würdigte.

Digitized by Google

Mit dem Verfahren, welches Minor in dem Schlußkapitel eingeschlagen hat, kann man nur einverstanden sein. Ein engeres Zusammenfassen des Stoffes war hier unbedingt geboten; eine erschöpfende Untersuchung der Jugendschriftstellerei Weiße's durfte sich der Verfasser, der seine Aufgabe mit Recht vornehmlich unter literarhistorischen Gesichtspunkten auffaßte, ersparen. Auch das Bestreben, am Schluß noch eine Charakteristik des Menschen der Darstellung des Autors beizufügen, verdient Beifall: das Bild des ganzen Mannes wird dadurch entschieden vervollständigt. Eine andere Frage hingegen wäre es, ob Minor nicht besser gethan hätte, diese Schilderung des Menschen in Verbindung mit einigen allgemein orientirenden Worten über den Charakter des Schriftstellers der kritischen Besprechung der einzelnen Werke vorauszuschicken.

Im Ganzen wird Minor's Buch trotz der gerügten Mängel schon wegen des reichhaltigen Nachweises der einzelnen geschichtlichen Notizen für den Literarhistoriker überhaupt und speciell für den Bearbeiter des deutschen Dramas im vorigen Jahrhundert unentbehrlich sein.

Franz Muncker.

Vom preußischen Landtage.

Gleich mit dem ersten Tage der Nachsession ist das Abgeordnetenhaus in die volle Arbeit eingetreten. Schon seit Monaten lag den Mitgliedern der vorzügliche Commissionsbericht Gneist's über den Entwurf betreffend die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung vor, und die zweite Lesung ist mit einer unerwarteten Schnelligkeit vorangegangen. Bereits am zweiten Tage wurde die wichtigste der streitigen Fragen, über die Vereinigung von Bezirksrath und Verwaltungsgericht, binnen weniger Stunden und zwar zu Gunsten der Regierungsvorlage erledigt. Der Minister des Innern hatte sich entschlossen, den in der Commission angenommenen Vermittelungsvorschlag einer Vereinigung der beiden Instanzen zu einer Behörde mit möglichster Personalunion, wobei jedoch für die Verwaltungsrechtsprechung eine besondere Abtheilung mit allen bisherigen Garantien der richterlichen Unabhängigkeit — anzunehmen, in der Voraussicht, daß er am ehesten eine Mehrheit auf sich vereinigen werde. Aber in letzter Stunde trat die Mehrheit der Conservativen, welche die volle Verschmelzung der Institute anstreben, von der „Halbheit" des Compromisses zurück und brachten ihren principiellen Antrag ein. Andererseits vermochte Herr von Bennigsen bei den Nationalliberalen nur eine geringe Mehrheit für den Commissionsbeschluß zu gewinnen, während von der Minderheit der Antrag auf Wiederherstellung der Regierungsvorlage

eingebracht wurde. Da sich hiernach für die letztere, auf welche auch die Masse der Conservativen nach Verwerfung ihres Antrages überzugehen geneigt schien, die Aussichten am günstigsten stellten, verfehlte Graf Eulenburg nicht mit allem Nachdrucke dafür einzutreten, und er hatte dabei die moralische Unterstützung des Abgeordneten Gneist, der als Referent zwar eine neutrale Haltung beobachten mußte, vorher aber in einer an die Abgeordneten vertheilten Broschüre das ganze Gewicht seines Scharfsinnes und seiner Erfahrung für die Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes — den die Regierung will — in die Wagschale geworfen hatte — zu nicht geringer Ueberraschung vieler, welche in einer Aeußerung der im vorigen Herbste erschienenen zweiten Auflage seines „Rechtsstaates" eine Stütze dieser ersten Fachautorität für die gegentheilige Auffassung zu finden gemeint hatten. Die Abstimmung ergab denn in der That nach Ablehnung des conservativen Antrages die Annahme der Bestimmungen des Regierungsentwurfes. Bei den weiteren Verhandlungen machten den hauptsächlichen Aufenthalt die örtlichen Interessen der Stadt Berlin und der Provinz Hannover, die stark genug waren, dem unbewußten Hindrängen aller Theile auf diejenige Angelegenheit sich entgegenzustemmen, welche, nachdem sie einmal über das ursprüngliche Programm hinaus der Nachsession zugewachsen ist, den Löwenantheil des allgemeinen Interesses erklärlicher Weise in Anspruch nimmt.

Als zuletzt an dieser Stelle die kirchenpolitische Frage berührt wurde (Nr. 15, S. 598), lag nur erst in officiösem Gewande die höchst unverlässig erscheinende Andeutung vor, daß die preußische Regierung als Gegenzug gegen die päpstliche Ankündigung, die Erfüllung der Anzeigepflicht bei Uebertragung geistlicher Aemter „dulden" zu wollen, sich eine der päpstlichen analoge „discretionäre Gewalt", von den Bestimmungen der kirchenpolitischen Gesetze zu dispensiren, vom Landtage übertragen zu lassen denke. Durch den bald nachher bekannt gemachten Wortlaut der Erklärung, welche das Staatsministerium auf Anlaß der Mittheilung des päpstlichen Schreibens an Erzbischof Melchers abgegeben hatte, wurde dieser Gedanke in seiner Allgemeinheit außer Zweifel gestellt; mit Recht aber hat es die gemäßigte Presse für unersprießlich gehalten, denselben ernsthaft zu erörtern, so lange nichts darüber verlautete, wie sich die Regierung im Einzelnen die Umwandlung der festen gesetzlichen Ordnungen, der kirchenpolitischen Maßregeln von 1873—1875 in discretionäre Befugnisse vorstelle, und wie weit sie darin gehen wolle. Man konnte es doch nicht ganz wörtlich nehmen, wenn Fürst Bismarck, der in seinen gesellschaftlichen Aeußerungen einerseits nur von „einigen Vollmachten" sprach, die er sich, obwohl das erwartete weitere Entgegenkommen der Curie ausgeblieben sei, „vielleicht doch auf alle Fälle" vom Landtage werde geben lassen, andererseits jene ganze in der Hauptsache doch von ihren Urhebern als organische

rechtsstaatliche Grenzbestimmung zwischen Staat und Kirche gedachte Gesetzgebung schlechthin nur als „Waffen" zu bezeichnen schien, die man nach Bedürfniß „auf den Fechtboden niederlegen" und dann wieder hervor holen könne.

Die Vorlage indeß, welche am letzten Donnerstage dem Abgeordnetenhause bei dessen Wiedervereinigung zugegangen ist, bestätigt nur zu sehr die bildliche Auffassung des leitenden Staatsmannes. Sie enthält in bunter Mischung zwei völlig verschiedene Bestandtheile: einerseits eine kleine Anzahl positiver Abänderungen der Maigesetze oder solcher Bestimmungen, die man unter den Begriff einer Amnestie bei dem herzustellenden kirchenpolitischen „Frieden" bringen kann; andererseits von Clauseln, welche eigentlich die „Vollmachten" oder discretionären Befugnisse enthalten, welche für den neu eingeschlagenen Ausgleichsweg charakteristisch sind. Da jener erstere Bestandtheil concreter und darum leicht verständlicher Art, der letztere aber in möglichst allgemeine Fassungen gekleidet ist, so erklärt es sich leicht genug, daß die ersten Urtheile über die Vorlage auf liberaler Seite sich fast ausschließlich an den ersteren geheftet haben, während doch, wie hoch man immer die Bedeutung dieser Zugeständnisse anschlagen will, der grundsätzliche Charakter des Entwurfes ganz ausschließlich durch den andern Bestandtheil bestimmt wird. Ohne auf eine genaue Analyse der gesammten kirchenpolitischen Gesetzgebung einzugehen, läßt sich dieser Charakter nicht anders als dahin bestimmen, daß der Entwurf die vollendetste Auflösung einer festen organischen Ordnung in die subjective Anschauung der jeweiligen Regierung darstellt, die man vor gemachter Probe nur irgend für möglich hätte halten sollen. Alle und jede gesetzliche Vorbedingung für den Erwerb geistlicher Aemter, alle und jede Anrufung des kirchlichen Gerichtshofes wegen geistlicher Uebergriffe, alle und jede Strafbestimmung wegen Uebertretung einzelner Vorschriften der Gesetze ist in das Ermessen der Regierung oder eines unmittelbar abhängigen Organes derselben gestellt. Da es nun auf der andern Seite ganz undenkbar ist, daß Fürst Bismarck den gemäßigt liberalen und conservativen Parteien, welche die Stütze der „Maigesetze" waren, diese vollständige Umwandlung ihres Werkes anders als in dem Bewußtsein hat zumuthen können, daß er unfähig sei, von der erlangten discretionären Gewalt einen andern Gebrauch als zur bestmöglichen Wahrung der staatlichen Autorität zu machen und daß er dieses Vertrauen in einem siebenjährigen Kampfe gegen die hierarchischen Ansprüche bei denjenigen verdient habe, welchen jene Autorität am Herzen liegt, so läßt sich an dem ganzen Vorgange nur eben das völlige thatsächliche Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel zugleich bedauern und entschuldigen. Wie das Gesetz lautet, würde es nicht nur der Regierung des Fürsten Bismarck jene gewünschte Möglichkeit, sondern jeder nachfolgenden Regierung je nach ihrer

Digitized by Google

politischen Anschauung die freieste Verfügung darüber geben, ob den klerikalen Anforderungen bis an die äußerste Grenze nachgegeben, oder ob nach einer solchen Periode ausschweifender Nachgiebigkeit abermals im Handumdrehen der „bitterlichste" kirchenpolitische Conflict in Scene gesetzt werden soll. Zwischen diesen Möglichkeiten aber muß erst eine unübersteigliche Schranke errichtet sein, ehe daran gedacht werden kann, daß die Anhänger des „Rechtsstaates", den ein officiöses Organ in so ominöser Weise ein „Phantom" nannte, sich mit der Vorlage befreunden. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die internationale Hundeausstellung. Das Goethedenkmal. — Berlin ist aus dem Zeichen des Fisches noch nicht heraus-, wohl aber schon in das des Hundes eingetreten. Während die Fischereiausstellung noch täglich eines so starken Besuches sich zu rühmen hat, daß trotz der Erweiterung des Terrains durch einen neu angelegten Hof- und Gartenraum die Menge der Beschauer sich selber lästig wird, ist am 21. Mai die zweite internationale Ausstellung am Südende der Stadt eröffnet worden. Es ist dies selbst nach dem Urtheile englischer Fachblätter die größte aller bis jetzt veranstalteten Hundeausstellungen. Das höchst bedeutende Unternehmen geht von dem unter dem Protectorate des Prinzen Karl von Preußen stehenden Verein für Hundezucht „Hector" aus, der schon im Jahre 1878 eine kleinere Hundeschau in Berlin veranstaltet hatte, der es jedoch an Vollständigkeit und Systematik mangelte. Was der Verein nach mancherlei Mühen und durch die freundliche Unterstützung seines hohen Protectors, des landwirthschaftlichen und Handelsministers, sowie zahlreicher Vereine, berühmter Sportmänner und Hundezüchter in diesem Jahre zu Stande gebracht hat, ist in Deutschland so wie anderen europäischen Ländern noch nicht da gewesen, und nur einzelne englische Ausstellungen können mit der Berliner in Vergleich kommen. In den großen Garten- und Hofräumlichkeiten der Brauerei Tivoli, die sich dicht an den Fuß des Kreuzberges mit dem Siegesmonument von 1813—1815 anschmiegt, baut sich die lang gedehnte Hundestadt aus, welche über 1200 Exemplare aller Rassen dieses edlen Thiergeschlechtes in sich birgt. Hier fand am 21. d. M. die Eröffnung der Ausstellung durch den Prinzen Karl statt. In Anwesenheit mehrerer Minister, des Polizeipräsidenten und einer Menge von Sportsmen und Liebhabern wurde der feierliche Act im großen, mit Grün und Fahnen reich decorirten Saale von Tivoli durch eine Rede des Directors unseres zoologischen Gartens, Professor Bodinus, eingeleitet. Nach einem Hoch auf den Kaiser wurde auf

Befehl des Prinzen Karl die Ausstellung für eröffnet erklärt, und ein Rundgang der geladenen hohen Herrschaften — auch der Prinz Friedrich Karl war erschienen — durch die langen Reihen der eleganten Hundewohnungen machte den Beschluß. Leider kann diese so lehrreiche und bedeutende Ausstellung mit der großen Fischereiausstellung in einem Punkte am wenigsten sich vergleichen — in dem der Dauer. Nur eine Woche lang wird es dem Publikum und den Liebhabern gestattet sein, über eine noch nie gesehene Masse der werthvollsten Hunde bequeme Heerschau zu halten und hierbei Auskunft über alle möglichen Bedingungen der Zucht und der Existenz so wie des Nutzens dieser Thiere sich geben zu lassen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Besitzer ihre Lieblinge so bald wie möglich zurück haben wollen, denen zum Theil die unwürdige Lage des Gefangenseins und des Zwanges auf einen kleinen Platz für ihre Bewegungen beschränkt zu sein recht wenig behagt, ja bei längerer Dauer sogar schädlich ist. Unter den Hunden giebt es Exemplare bis zum Preise von 20 000 Mark. So z. B. der berühmte Bulldogg Donald des Sir William Werner in London, der in seinem Leben bereits zwanzig Prämien davon getragen hat. Eine große Anzahl ist überhaupt nicht verkäuflich. Die edelsten Mitglieder der großen Hundefamilie werden geschätzt und behandelt wie die edlen Rennpferde. Sie erscheinen bei den verschiedensten Ausstellungen und erringen ihren Besitzern die werthvollsten Preise neben einem ehrenvollen Namen in der Hundesportswelt. Auch der Stammbaum fehlt bei den Thieren reiner Rasse nicht. So heißt es von dem berühmten Mops Topsey: Großvater Squib, Großmutter Judy, Vater Puck, Mutter Posy; folgen die Preise, die diese errungen &c. Die Wissenschaft theilt die Hunde in zwei große Hauptabtheilungen, nämlich Jagdhunde und solche, welche zu anderen Zwecken dienen. Beide sind auf unserer Ausstellung ungefähr gleich stark vertreten. Sie zerfallen wieder in vielfache Klassen und Unterabtheilungen. Die herrlichsten Exemplare der großen Hundearten finden sich unter den sogenannten Schutz- und Wachhunden. Hier ist das edle Geschlecht der Neufoundländer mit gewelltem Haar (unser zoologischer Garten hat die schönsten gestellt) und der kurzhaarigen wie langhaarigen Alpenhunde, dann der gewaltigen deutschen Doggen in erster Linie zu erwähnen. Die Stuben- und Stallhunde machen den Uebergang zu den zierlichsten und zum Theil possirlichsten feinen Damenhündchen, den Möpsen, Malthesern, Havanesern, Terriers, Seidenspitzen, Affenpintschern &c. Die Windspiele, die schnellsten und graziösesten Mitglieder der Hundefamilie, erblickt man in einem Dutzend ausgesucht seltener Exemplare aus den verschiedensten Ländern. Die lange Reihe der Jagdhunde eröffnen fünfzehn Koppeln des Hofjagdamtes in Potsdam. Ganz Deutschland und demnächst besonders England hat sich speciell bei dieser Hauptabtheilung der Ausstellung

Digitized by Google

in der ausgiebigsten Weise betheiligt. Es gehört freilich Kennerschaft dazu, um den Werth dieser Thiere zu beurtheilen, die sich ja hier, eng eingepferdt, in ihrem eigentlichen Wesen und in ihren Künsten noch viel weniger zeigen können als die Schutz-, Wach- und Luxushunde. Der Besuch dieser Ausstellung ist bei ihrer kurzen Dauer, wie man sich denken kann, ein außerordentlicher. Ob der vielfach geäußerte Wunsch jährlicher Wiederholungen sich bei der Schwierigkeit, manchen Besitzer zum Transport seiner Lieblinge zu bewegen, verwirklichen lassen wird — wenigstens in dem großen Maßstabe der heurigen Ausstellung — scheint allerdings zweifelhaft.

Am 2. Juni — das Datum ist nun endlich sicher festgestellt — wird Berlin ein nationales Fest feiern, das lange genug hinausgeschoben worden ist, und woburch die Hauptstadt Preußens und des Reiches eine alte Dankesschuld, nach so vielen deutschen Städten, welche ihr hierin in löblicher Weise vorangegangen sind, auch ihrerseits abträgt. Im Beisein unseres Kaisers soll an diesem Tage das Goethedenkmal, dessen wir schon einige Male Erwähnung gethan, enthüllt werden. Dies Denkmal wird sich am Saume des Thiergartens an der Königgrätzer Straße, gerade in der Mitte zwischen dem Brandenburger Thore und der Ecke der Thiergartenstraße, also in einer der schönsten und bedeutungsvollsten Gegenden der Stadt erheben. Es steht, da die andere Seite der breiten Straße gerade hier von den herrlichen alten Gärten der Ministerien und Paläste der Wilhelmsstraße gebildet wird, mitten im Grün und trotzdem an einer der belebtesten und großstädtischesten Verkehrsadern Berlins. Unmittelbar im Halbkreise fassen es von der hintern Seite eine Reihe der schönsten alten Laubbäume des Thiergartens ein. Von der Straßenfront ist es durch grünen Rasen mit einigen Ziergebüschen zur Rechten und Linken abgeschlossen. Das Denkmal, dessen große Skizze schon vor Jahren ausgestellt war, ist die bedeutendste Schöpfung des talentvollen Künstlers Schaper, den es mit Recht dicht neben unsere ersten Größen in der Bildhauerkunst, neben Männer wie R. Begas und Siemering stellt. Die Aufstellung des Werkes ist jetzt bis auf die Statue des Dichterfürsten selbst vollendet. Der Kaiser, der neulich den Künstler in seinem Atelier besuchte, erklärte das Denkmal für eine der besten bildnerischen Zierden der Hauptstadt. Der Sockel desselben erhebt sich auf großen Platten von schwedischem Granit, die in einem Sechseck auf einander sich abstufen. Hierauf lagern drei an den Ecken abgestumpfte Dreiecke, welche den Uebergang zu dem eigentlichen cylindrischen Sockel bilden, der die Gestalt des Dichters trägt. Die vierfach aufeinander gelegten Dreiecke bilden treppenartig die Basen für drei Figurengruppen, welche den Schmuck des gesammten Basamentes ausmachen. Sie sind, wie auch ihre Basen, aus carrarischem Marmor gemeißelt und vom höchsten Reize feiner, vorzüglich bis ins Detail ausgeführter, alle Tu-

Digitized by Google

genden des schönen Materiales zur vollen Geltung bringenden Marmorarbeit. Die drei Gruppen zeigen allegorische, aber mit dem wärmsten Leben ausgestattete, außerordentlich anmuthende Figuren. Sie repräsentiren die Wissenschaft, die lyrische Poesie und die tragische Muse. Die Wissenschaft ist in einer ernst blickenden weiblichen Gestalt dargestellt, sitzend und ein aufgeschlagenes Buch in den Händen haltend; zu ihren Füßen liegen Papierrollen, und halb hinter ihr, halb zu ihrer Seite steht ein Genius, der der Forscherin mit der Fackel leuchtet. Die lyrische Poesie zeigt eine der reizendsten, naiv anmuthigsten Mädchenfiguren der modernen Plastik, der zur Rechten Amor, beflügelt mit Rosen und Pfeil in den Händen, steht. Das Mädchen, ebenfalls sitzend wie die Wissenschaft und die tragische Muse, blickt verklärten Antlitzes wie mit halb ungläubigem Staunen auf den als Jüngling dargestellten Liebesgott. In der Linken hält sie die Lyra, auf die sie sich leicht stützt. Die tragische Muse endlich heftet ihre ernst nachsinnenden Blicke auf eine in ihrem Schoße liegende Papierrolle. Sie hält, die Arme übereinander geschlagen, in der rechten Hand einen Griffel. Ihr zur Seite steht ein schöner, aber ebenfalls in ernstes Sinnen versunkener Genius, der mit der umgekehrten Fackel den Boden berührt und den linken Arm auf die Schulter der Muse legt, deren Ausdruck etwas unbeschreiblich Ehrfurchtgebietendes, Hohes an sich hat. Der Sockel, der auf diesem, mit den Gruppen sich harmonisch im schönsten Linienfluß abrundenden Basament cylindrisch emporsteigt, trägt den frei dastehenden Dichterfürsten, in dessen noch ziemlich jugendlicher Erscheinung sich ein unbefangenes Selbstbewußtsein, eine natürliche Hoheit des Ausdruckes mit einer milden freundlichen Schönheit paart.

Die Harmonie dieser schönen menschlichen Natur, wie sie uns in Goethe immer aufs Neue bei dem Lesen seiner Werke wie bei der Betrachtung seines Lebensganges zu bewunderndem Staunen hinreißt, hat der Künstler trefflich zu erfassen und in seinem Werke zur Darstellung zu bringen verstanden. Die kräftige Gestalt des Dichters trägt die Kleidung der damaligen Hoftracht: Frack, Kniehosen und Schnallenstrümpfe, das olympische Haupt ist glücklich ohne Bedeckung gelassen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieser Goethestatue, welche zwischen dem Porträt und der monumentalen Idealauffassung glücklich die Mitte hält, den gleichen Rang anweisen wie der classischen Lessingstatue Meister Rietschels. Der Kopf und das Gesicht sind offenbar unter Zugrundelegung der prachtvollen Büste des Dichters von Trippel (in der Weimarischen Bibliothek) concipirt, welche bekanntlich die alleinige plastische Darstellung Goethe's in seiner glänzendsten Jugendzeit (etwa im Alter von zweiunddreißig Jahren) der Nachwelt überliefert hat. Schaper hat jedoch mit vollem Rechte das noch allzu Jugendliche in Ausdruck und Zügen gemildert — sein Goethe gehört einem etwas vorgeschritteneren Lebens-

Digitized by Google

alter an, der Charakter der Männlichkeit und der vollen Kraft tritt stärker hervor, wie es für eine ernste Monumentaldarstellung sich ziemt, die dem deutschen Volke für lange Jahrhunderte das Bild eines seiner Größten in die Erinnerung zurückrufen und also die ganze Reife des entwickelten Mannes zur Erscheinung bringen soll. Möge über dem herrlichen Denkmale bei der Enthüllung und in aller Folge ein glücklicher Stern walten, möge es dem Künstler nach seinen achtjährigen Mühen die reichlich verdiente Anerkennung bringen. —y.

Literatur.

Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1879—1880. — Dieses Jahrbuch erscheint zum ersten Male, tritt aber schon recht ausgewachsen und in stattlicher Fülle in das Dasein. Aus allen möglichen Gebieten des Culturlebens der Gegenwart findet sich hier das Neueste zusammengetragen, zuverlässig, wohlgeordnet und lesbar. Nach einer politischen Rundschau, der auch Biographien eingestreut sind, folgen Uebersichten über die Staatsfinanzen, das Heerwesen der verschiedenen Staaten, über Erdkunde, Forschungsreisen — auch die Alpenvereine sind nicht vergessen —, über die zeitgenössische Literatur, die bildenden Künste, die Kunstindustrie, archäologische Ausgrabungen, Theater und Musik, über Unterrichtswesen, Rechtspflege, Volkswirthschaftliches, Ausstellungen, Münzwesen, Handel und Verkehr, Landwirthschaft, Heilkunde und Gesundheitspflege, Epidemien und Vivisection, endlich über die Fortschritte in den Naturwissenschaften. Es ist dabei — und dadurch unterscheidet sich dieses Jahrbuch von ähnlichen Unternehmungen — weniger auf eine Chronik abgesehen, die den Rahmen des eben abgelaufenen Jahres einhält, als vielmehr auf Uebersichten, die in den einzelnen Fächern den gegenwärtigen Stand überhaupt zur Darstellung bringen. Unter den zahlreichen Mitarbeitern sind Fachmänner von bestem Namen. Ungleichheiten in der Behandlung werden sich im Fortgange des Unternehmens leicht beseitigen lassen. —g.

Ludwig Steub, Aus Tirol. Stuttgart, A. Bonz. 1880. — Was Ludwig Steub seit Jahrzehnten für das Land Tirol gethan und geschrieben hat, das hat er selbst im Eingange der Beschreibung seines Kufsteiner Abenteuers (Seite 118 ff.) zusammengestellt. Das neue Büchlein reiht sich der Schaar der älteren würdig an und darf des gleichen Beifalls gewärtig sein. Die Freunde der Steub'schen Muse werden dieselbe Zierlichkeit der Sprache finden, denselben anmuthigen Humor, der aber zuweilen auch zur grimmigen Satire werden kann, und endlich dieselbe Belehrung über das unerschöpfliche Land und dessen Leute. Den culturgeschichtlichen Zuständen ist sogar diesmal ein Extrakapitel gewidmet. Gerne möchte man aber wünschen, daß „der kleine Kreis auserlesener Geister", der sich an den Hervorbringungen dieser Muse ergötzt, mehr und mehr wachse und sich ausbreite, schon aus dem Grunde, damit die melancholischen Betrachtungen, die der Verfasser, zwar immer zierlich, doch fast mit lästiger Ausdauer über seine literarischen Schicksale anzustellen pflegt, endlich verschwinden möchten. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 27. Mai 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Das bedrohte Land Gottschee.

I.

Bie wrüë ist auf Màgretitzle!
Si stengait morais går wrüë auf.
Si legait sih schéaneu àn etc.

Was ist das für eine Sprache, was für eine deutsche Mundart? Denn deutsch ist's. Das merkt der geehrte Leser gleich. Es ist Gottschewerisch. Und Stadt und Land Gottschee liegen auf uralt deutschem Reichsboden, liegen innerhalb des Gebietes des weiland deutschen Bundes, im südöstlichsten Winkel von Deutschösterreich. Es ist ein merkwürdig Völkchen das von Gottschee! Rings umfluthet von Slaven blicken sie wie von uraltem Ringwalle mit Verachtung herab auf den, sie Jahr um Jahr mehr einengenden Schwarm der Slavanisker.

Wir beabsichtigen in Folgendem kurz die alte deutsche Landschaft, ihr Wesen, ihre bedrohte Lage, die Fahrt dahin darzulegen und über die Geschichte dieser deutschen Ureinwohner zusammen zu stellen, was wir gefunden. Wenige im deutschen Reiche werden noch von den bisher räthselhaften Blutsgenossen an der Kulpa und der Rinse unten gehört haben. Und gerade jetzt, wo alle Nationen sich strecken und dehnen, wo auch die unreifsten Burschen um uns her ihre tölpelhaften Füße in unser Volksgebiet hineinstrecken, kreischend: „das ist mein, das gehört zu uns" — gerade jetzt ist es an der Zeit, daß der Germane dem unruhigen Wälschen und dem dreisten Slaven beweist: „Als du noch nicht da warst, geboten schon meine Väter über dies Land, und unsere Sprache war die der Eingeborenen." Und gerade jetzt, wo unser Volk dem Bündnisse mit dem „österreichischen Bruder" zujubelte, ist es an der Zeit, nachzuforschen, wie es mit dem Deutschthume in Oesterreich steht. Und gerade jetzt ist es höchste Zeit, dem neuen verbündeten Bruder zu sagen: „Ei, ei, wir dachten, du gehörtest so ganz zu uns. Nun sehen wir aber, daß, jetzt wie früher, Alles in deinem Lande wächst und gedeiht, Tscheche und Wälscher, Rumäne und Slovene, Magyare und Pole; nur die von unserm

Digitized by Google

Volke verkümmern; Jahr für Jahr verliert unser Sprachgebiet an Boden." Und ebenso: „Jetzt ist's noch Zeit, unser eigen Volk aufmerksam zu machen auf den Rest eines unserer allerältesten Stämme, der Vandalen von Gottschee, und herzlichst Hilfe zu heischen."

Um erst ein paar Worte über die Fahrt nach Gottschee zu sprechen, so gelangen wir auf der nicht genug als Ausflug zu empfehlenden Rudolfsbahn bis Laibach, der Hauptstadt des Herzogthums Krain. Von Laibach aus führt nach Gottschee der Postwagen. Dieser geht ab Morgens ½6 Uhr aus dem Gasthofe zur Stadt Wien. Die Post ist Privatunternehmung des Postmeisters Hauf in Gottschee. Man legt die 75 Kilometer in neun bis zehn Stunden zurück. Man sieht's auf der Karte: es ist ein ordentlich Stück Weg bis Gottschee, und man sieht auch: das Gottschewer Ländchen stößt nicht weit jenseits seiner Hauptstadt auf Kroatien. Hat die Landschaft von der Donau bis nach Laibach die Eigenart der erhabenen deutschen Alpen dargestellt: unterhalb Laibach gewinnt das Land ein ganz anderes Gesicht. Wir treten in die niedrigere durchlässige Kalkformation ein. Die himmelhohen Berge liegen hinter uns; Gebirgszüge wie der Taunus begleiten uns. Der Schneeberg bei Göttenitz (dem natürlich unsere Karten schon den slavischen Namen „Göttenitza Vrh" beilegen) zählt 3141 Fuß. Der frische dichte Laubwald läßt den langweiligen Karstanblick minder hervortreten; ja die Fahrt im Postwagen ist ganz unterhaltend und abwechslungsreich. In Gottschee habe ich in dem Gasthofe zur Post gewohnt. Man kann ihn empfehlen. Es sind noch zwei Gasthöfe da, die sauber und besuchenswerth aussehen, „Zum weißen Kreuz" und „Zur Stadt Triest"; doch vermiethen sie, da in das weltabgelegene deutsche Städtchen ja nie ein Fremder kommt, ihre Logirzimmer an sogenannte „Zimmerherren" auf Monat- und auf Jahresdauer. Diese Zimmerherren bestehen aus den Lehrern an der Bürgerschule und am Untergymnasium und aus den fürstlich Auersberg'schen Beamten. An ihnen gewinnen Fremde freundlichen Umgang.

Gottschee, die Hauptstadt des isolirten deutschen Ländchens, ist zugleich Sitz eines kaiserlichen Gerichtes. Die Stadt hat dem Lande dieser Deutschen den Namen gegeben. „Wir sind Gottschewer," sagen sie, wenn sie auch nicht im Gerichtsbezirke Gottschee, sondern in einem der Dörfer an der Peripherie wohnen, welche benachbarten slavischen Gerichten oder Kreisen zugetheilt sind. Das Gesammtgebiet also heißt nach der Stadt Gottschee. Nun ist die Stadt Gottschee aber nicht die älteste Wohnstätte dieser Deutschen. Der Name taucht zum ersten Male in einer Urkunde des damaligen Landesherrn, des Patriarchen von Aglei (Aquileja), im Jahre 1363 auf. Er sagt, „es seien de novo = aufs Neue Kirchen erbaut worden," und nennt fünf Namen; darunter Gottschee. Daß er mit der Bezeichnung „Gottschee" keinen Di-

Digitized by Google

strict, keinen Landstrich, am wenigsten aber das ganze heutige Gottschewer Ländchen meinte, geht daraus hervor, daß neben Gottschee andere Punkte angeführt sind. Daraus geht auch hervor, daß Gottschee, die heutige Stadt, damals nicht den Namen des Gesammtlandes von dem isolirten deutschen Stämmchen, sondern ein nomen sui generis sich beilegte. Wie aber das Gesammtländchen, ehe es sich nach dem aufblühenden Städtchen nannte, hieß, ist unbekannt. Denn wir wissen bestimmt, daß, bevor Gottschee genannt wird, schon deutsche Ansiedelungen dort bestanden und selbst schon Kirchen besaßen. Ebenso hat sich in einzelnen Thalschaften, außer jenen bestimmten urkundlichen Angaben, die mündliche Ueberlieferung erhalten, daß sie die frühere Niederlassung seien: „Wir in Rieg sind älter als die in der Stadt" —. Unter kurzweg „Stadt" ist das Städtchen Gottschee gemeint. Solche locale Traditionen, daß jenes Dorf das Mutterdorf, oder daß dies Dorf mitten in Franken von Thüringen gegründet sei (Dornigdorf, früher „Düring", und Unterbrunn bei Bamberg), stellen sich meist als Wahrheit heraus. Wir müssen also den Erzählungen der Gottschewer, daß sie seit uralter Zeit hier auf dem Boden, daß sie mindestens viel früher, als die Urkunde des Patriarchen Ludwig von Aglei das Vorhandensein von Dorf und Kirche zu Gottschee constatirt, hier auf dem Grenzgebiete siedelten, Glauben schenken.

Wie wir oben sagten: Gottschee ist nicht vereinigt, Gottschee ist zerrissen. Ideal genommen bildet es ein compactes Ganzes. Dadurch, daß diese Deutschen auf einem, rings von Slaven umgebenen, nirgends von Slaven durchsetzten und nirgends aber auch andere deutsche Gemeinden berührenden, Fleckchen Landes wohnen, zeigen sie nicht blos ihre von uralter Zeit herstammende Einheit, sie zeigen und verlangen auch, daß man sie zu einem politischen Verband zusammenlegen sollte. Man that das Gegentheil. Man hat an die umliegenden Kreise oder Gerichtsbezirke Möttling, Rudolfswerth, Seisenberg, Reifnitz und Tschernembel überall einzelne Gottschewer Gemeinden angeschmiedet. Man darf sich durch solch deutsche Namen wie „Seisenberg" nicht verführen lassen und glauben, daß das deutsche Ortschaften seien. Das ist Alles stockslovenisch. Wir kommen darauf zurück. Der slovenische Gerichtsbezirk Rudolfswerth hat zwei Gottschewer Dörfer mit circa 3000 Seelen zugetheilt erhalten. Die deutschen Dörfer Stockendorf, Winkel, Maierle, Tscheplach, Bresovitz und Saderz mit circa 1500 Gottschewer Einwohnern sind dem slovenischen Kreise Tschernembel zugetheilt. Im Ganzen sind 6000 bis 7000 Gottschewer ihrem natürlichen Mittelpunkte und dem Zusammenhange mit den Leuten ihrer Zunge entzogen. Für alle gemeinnützigen Unternehmungen (landwirthschaftliche Vereine, Aufforstungen, höhere Bildungsanstalten u. s. w.), ja nur für die politischen Wahlen wäre die Zusammenlegung der kaisertreuen Deutschen von der höchsten Wichtigkeit. Ich habe viel

Digitized by Google

mit Slovenen verhandelt. Von dem glühenden nationalen Heißhunger derselben macht man sich bei uns keinen Begriff. „Gewiß, unsere Sprache ist noch nicht entwickelt. Nein, slovenisch-griechische Lexika haben wir nicht. Diese Lehrmittel müssen wir noch aus dem Deutschen zu Hilfe ziehen für unsere Gymnasien. O, gewiß haben wir Gymnasien, z. B. in der (uralt deutschen) Stadt Krainburg. Ja, die Regierung hat doch in etwas unsere Wünsche erfüllen und unserm Volke Bildungsmittel verschaffen müssen. Aber ist unsere Sprache noch unentwickelt, so ist dies für uns ja von größtem Vortheil. Wir streben jetzt darnach, unsere Sprache der kroatischen zu nähern. Unsere Presse arbeitet lebhaft darauf hin. Kroatien hat Literatur und hat eine Universität(!). Sind wir in der Schrift vereint, so ist die politische Vereinigung nur eine Frage der Zeit. Dann wird das slavische Reich des Königs Samo zum zweiten Male erstehen." Der Entwickelungstrieb dieser Südslaven ist ein unerwartet gewaltiger. Stellt man in Zwiegesprächen nur etwas die wahren historischen Thatsachen ins rechte Licht: man stößt auf den erbittertsten Widerstand. Daß Samo ein Franke war und daß auch dies slavische Reich seine Entstehung nur der geistigen Kraft eines Germanen verdankte, wurde immer und immer wieder abgeleugnet, bis allemal aus den eigenen slavischen Schriftstellern der Beweis beigebracht war. Diesem Streben, die südslavische Nationalität in den Provinzen um die Adria herum zur herrschenden und allein berechtigten zu machen und sie über kurz oder lang zu politischer Selbständigkeit zu führen, diesem Streben sollte, so meint man, mit aller Kraft entgegen getreten und das eigentlich eingeborene deutsche Element gestärkt und zur Geltung und Selbstachtung gebracht werden. Das deutsche Element hält ja das ganze Gebäude zusammen. Allein auch hier in Gottschee sehen wir gerade das Gegentheil. Das deutsche Element schrumpft zusammen. Man läßt es schnöde erstickt werden. Und, werden wir gleich sehen, wie es jetzt ist, so war es von je. Für uns aber, für die Nation, ist es gerade diese deutsche Bevölkerung, welche unsere Sympathien dem Ostreiche zuführt. Hören wir aber in diesem ganzen Ostreiche das Todesröcheln unseres Blutes, welche Gedanken steigen in unserer Seele auf!

Der ganze südliche Theil der Steyermark ist slovenisirt; Marburg mit seinem so deutsch klingenden Namen ist eine durchaus slovenische Stadt. Im Herzogthume Kärnthen dringt trotz der Ueberlegenheit der Deutschen in der Zahl das Slovenenthum vorwärts. Planlos, ohnmächtig grollt der Deutsche dagegen. Selbst die geringen Leute fühlen, daß das Wasser steigt. Der Fährmann des kleinen Dampfers auf dem Wörther See sprach: „Ja, wann die Slovenen net war'n! Wie die Mäus vermehren sie sich. Bettelarm kommen sie in die Stadt. Mit jedem Loch sind sie zufrieden. Haben sie ein' Unterstand, so ist das Erschte, daß sie ein Weibsbild suchen. Hernach geht

Digitized by Google

das Kinderzeugen an, und so 'n Stadt ist dann um 'n Haufen Slovenen reicher. Was wir Deutsche machen wollen? Was wir gegen die Slovenen thun wollen? Ei, wenn's so fortgeht, kriegen's einmal den Buckel ordentlich voll Schläg." Ohnmächtig grollt das Volk. Und unter den Gebildeten frißt die slovenische Idee noch stärker um sich, als in den niederen Schichten. In eine der Städte setzte die Regierung einen kerndeutschen Schulmonarchen. Mit Eifer erfüllt der treffliche Mann seine Fachaufgabe und seine nationale Aufgabe. Seine Söhne aber sind heute schon hyperslovenisch. Es fehlt den Deutschen dort unten gegenüber den Slovenen das nationale Gegengewicht; das Nationalbewußtsein fehlt. An der Spitze der slovenischen Wühler stehen lauter Leute mit deutschem Namen und mit grunddeutschem Habitus. Wächst in jenen beiden Provinzen das Slovenenthum in besorgnißerregender Weise: in Krain hat es schon bei Weitem das Uebergewicht. Ebenso im Küstenlande. Freilich bis jetzt blos das numerische Uebergewicht. Klar aber ist, daß die Zerzettelung compacter deutscher Bevölkerungen und ihre Zutheilung an größere slavische Bezirke sie absolut entgermanisiren muß. Wir wollen noch gar nicht an die Zurückeroberung deutschen Bodens, wir wollen nur an die Erhaltung dessen, was heute noch deutsch ist, denken. Wenn's so fortgeht, ist der heiße Wunsch der Slaven, daß die deutsche Zunge erlösche vom Hochstraden und vom Eisenhut an bis zur See hinab, bald erfüllt. Wie sich solche nationale Unterlassungssünden rächen, sieht man an Venetien. Nicht genug, daß man das ganze Gebiet abtreten mußte, heute erst merkt man, daß die gewaltige Ausbuchtung, die als italienisches Gebiet zwischen Trient und Görz ins Oesterreichische sich hinaufzieht, ganz Kärnthen und Osttirol lahm legt. Die Pusterbahn ist wehrlos frei und offen für einen Handstreich auf der alten Julischen Römerstraße über die Plecken oder einen der Gebirgssteige am Weißenstein (pietra alba), oder am deutschen Dorfe Timau. Und gerade diesen italienischen Ellenbogen habe ich auf meinen Wanderungen voll von Soldaten getroffen, wie ich's nie erwartet. Hätte aber die österreichische Regierung in den letzten Zeiten noch die uralte deutsche Bevölkerung in den cimbrischen tredecim communi, in den sette communi, in Timau, im Bladner Thale und in den drei Dörfern der Zehre (Sauris) geweckt und gestärkt, sie hätte den ganzen, ihr jetzt so unbequemen Ellenbogen für sich abschneiden können. Ebenso läßt aber die Regierung die alten deutschen Ansiedelungen im Görzer Gebiete und in Krain verfallen und einer andern Nation zuwachsen. Es wird die Zeit der Reue kommen für diesen Selbstverrath. Reue und Grimm wird kommen. Und wir Deutsche im Reiche werden daran Theil nehmen.

Vielleicht erinnert man sich dann unserer Angaben und Anführungen. Und wenn man erst früher, zu der Zeit, als in den österreichischen Erb-

Digitized by Google

provinzen Lothringen und Flamland Dorf um Dorf verwälschte, wenn man früher seine Kräfte, statt sie auf Ketzerausrottung zu verwenden, nur auf die Erhaltung des damals noch viel gewaltigeren deutschen Elementes in eben dem Oberitalien verwandt hätte!

Gerade so, wie man in den letzten Jahrzehnten Langenthonn und Pölland an der Gurk dem alten Gottschewer Deutsch sich entfremden ließ, so geht's auch mit den beiden deutschen Ansiedelungsgruppen zu Deutsch-Ruth bei Tolmein im Görzer Lande und zu Zarz bei Bischof-Laak in Krain. Die Dörfer dieser beiden Gruppen haben nur slovenische Priester und Lehrer, und so ist die erstere Gruppe schon gut zur Hälfte verslovenisirt und die zweite Gruppe beginnt ebenfalls schon die slovenische Sprache als amtliche und Landessprache und ihre deutsche nur als Familiendialect zu betrachten. Die anderen von alter Zeit herrührenden Deutschen, z. B. die zäh ihre Sprache vertheidigende Gruppe von Weißenfels in Krain mit Tarvis*), Ober-Gereuth und Raibl in Kärnthen erregen natürlich nicht so sehr unsere Theilnahme, als die Gruppen, welche die Vermuthung hervorrufen, daß sie von unseren verlorenen edlen Stämmen abstammen. So behaupten die Leute von Neumarktl bei Laibach, daß sie „Cimbern" seien. Auch bei dieser Gemeinde war das Deutschthum im Verschwinden. Da kam die „neue Zeit" über das deutsche Volk. Trotzdem sie nur kommen konnte durch ein Niederwerfen der österreichischen Militärmacht, trotzdem machte sich der nationale Aufschwung bei allen Deutschen im ganzen Reiche mit Ausnahme der „Schwoben" in Ungarn geltend. Der ganze Germanismus sonnte sich und freute sich an dem Wiedererwachen der alten deutschen Herrlichkeit. Und so wachten in dem Neumarktl auch die Erinnerungen, „daß sie als Nachkommen der alten edlen Cimbern etwas thun müßten für die Erhaltung ihres Volksthumes", auf, und sie schrieen und verlangten einen „deutschen Lehrer". Ob's Erfolg hatte, weiß ich freilich nicht. Bei der Gleichgiltigkeit, ja oft Abneigung, die man „von oben" solchem Begehr entgegensetzt, möchte ich es bezweifeln. Da aber auch die deutschen Brüder in Oesterreich sich mit solchen Kleinigkeiten nicht befassen, so sei die nationale Pflicht von unserer Seite erfüllt, zu begehren, daß in all den angeführten Gemeinden Deutsch-Ruth, Zarz und Neumarktl mit all ihren Untergemeinden deutsche Schulen eingeführt werden.

Im Städtchen Gottschee hat auch ein Hauch des nationalen Wieder-

---

*) Tarvis, Station der Bahn, ist sehr zum kürzeren oder längeren Aufenthalte zu empfehlen. Nicht blos der merkwürdigen deutschen Eingeborenen halber, sondern auch wegen der mächtigen Natur des dortigen Alpenlandes. Wer nicht länger Zeit hat, versäume nicht von Wolfsbach aus wenigstens einen kurzen Ausflug in das Seisera (Seisara)-Thal zu machen (Seiser-aha).

Digitized by Google

erwachens geweht. Man wollte sich dem Versinken ins Slaventhum widersetzen. Die Stadt erbaute ein Untergymnasium. Fast waren die Ausgaben zu groß für die circa 1200 Stadtbewohner (Beihilfe einiger Landgemeinden abgerechnet). Wie das helle Tageslicht auf den, in den Gottschewer unterirdischen Gewässern sich aufhaltenden „Höhlenolm proteus anguinus“ einwirkt, daß er unruhig hin und her schießt und zornig seinen Grimm austobt gegen den Störer seiner Kreise, so fuhren auch die Slovenen auf vor Aerger darüber, daß diese paar Deutschen da ihren heißen nationalen Träumen ein Hinderniß in den Weg legen wollten. Wie ein unbeweglicher Fels stellt sich der fußhohe Gottschewer Block dem massigen, Alles überschwemmenden Slovenenstrome entgegen. „Alle anderen deutschen Reste werden uns bald verfallen, nur das verd— Gottschee ist uns gefährlich.“ So fluchten sie und bohrten sie und trachteten, wie sie die neue deutsche Schöpfung des Städtchens, aus welcher eine Wiedererstehung des versinkenden deutschen Elementes im Süden zu keimen drohte, zum Untergang bringen könnten. Slovenen sitzen nun überall; in allen Aemtern, in allen Stellungen. Der Klerus ist gänzlich slovenisch. Aeußerlich sind sie gute kaiserlich königliche Diener, innerlich gehen ihre Strebungen den echtfarbigen slovenischen Zukunftsgang. Solch einer war Vorstand der Gottschewer Bürgerschule. Der bewirkte nun, mit allen Mitteln, daß nie einer der Schulknaben zum Eintritt in das neue Untergymnasium gelangte. So wurde der Zweck, tüchtige national-deutsche Bildungskräfte heranzuziehen, vereitelt und zweitens der Beweis geliefert, daß die neue Schöpfung eigentlich zwecklos sei. Und die anderen Slovenen halfen dazu, die Idee weiter durchzuführen. „Ja, da haben wir uns bös getäuscht,“ sprachen sie den erbeingesessenen Mitbürgern vor, „mit dem Gymnasiumsbau haben wir uns arg in die Klemme gebracht. Von Zuzug fremder Nährkräfte ist nicht die Rede; unsere Kinder besuchen das Gymnasium nicht; eine oder zwei Compagnien Soldaten in dem geräumigen Gebäude würden uns viel mehr Verdienst bringen und für unsere Jugend nützlicher sein.“ Fast wäre der beschränkte Bürgerverstand auf den Leim gegangen. Eifrig agitirte man für den neuen Plan. An den idealen Zweck dachten nur wenige. Doch wenn auch noch im letzten Jahre hin und wieder die Aufhebung des Untergymnasiums zur Sprache kam, ja wenn es auch hieß, daß die verblendete Regierung aus eigenem Antriebe die kaum gegründete Bildungsanstalt beseitigen wolle, so zieht doch jetzt ein neues, regeres Leben in das Ganze. Der verbissene Deutschenfeind ist von seiner Stelle als Leiter der städtischen Schulen entfernt, so daß hoffentlich recht viele Söhne der Bürgerschaft von nun an der höheren Bildungslaufbahn sich widmen und ihrer Heimath Ehre und frisches Aufblühen bringen werden, und in den Kreisen der Gymnasiallehrer selbst ist ein löblicher Wetteifer entstanden, durch öffentliche populäre Vor-

Digitized by Google

träge nicht blos in weitere Schichten der Bevölkerung in deutscher Sprache deutsches Wissen zu tragen, sondern auch direct der Bürgerschaft ad oculos zu demonstriren, wie vortheilhaft das Bestehen einer höheren Lehranstalt auch für die übrigen Bewohner des Städtchens und der nächsten Nachbarschaft sei. Vor allem ist das Streben einiger Professoren, die Erforschung des merkwürdigen deutschen Stämmchens nicht mehr dem zugereisten Besuche zu überlassen, sondern selbst eifrig das Material zu einem Werke über das Land Gottschee zu sammeln, mit Freuden zu begrüßen. Hoffentlich bleibt aber diese Lehranstalt nicht auf der Stufe des Untergymnasiums stehen. Wir erachten es für eine Pflicht Deutschösterreichs, daß es endlich der Verkümmerung unserer, der deutschen, Bevölkerung entgegen trete. Und dazu gehört vor allem die Errettung des deutschen Elementes unter den Slovenen im Süden. In Gottschee muß nicht allein ein Vollgymnasium, sondern wo möglich auch ein wirklich deutsches Schullehrerseminar gegründet werden. In England steht der hohe Adel an der Spitze aller guten und nationalen Arbeiten. Unser deutscher Adel in Oesterreich, all die Fürsten, Herzoge und Grafen kümmern sich den Kukuk darum, ob ihre Landsassen Czechen, Wälsche oder Slovenen werden. Mit geringer Mühe hätte der Herzog von Gottschee, der Fürst von Auersberg, schon lange so ein deutsches Schullehrerseminar errichten können! Es fehlt durchweg an Lehrern deutscher Nationalität und deutscher Gesinnung. Ueberall stellt man, nothgezwungen, Slovenen an, die zwar trefflich deutsch sprechen, aber doch nach und nach Kinder und Eltern in das slavische Heerlager hinüberführen. In dem armen, verdienstlosen Gottschee würde ein Lehrerseminar eine wahre Fundgrube von jungem Material getroffen haben. Statt ihre Söhne zu rastlosem Wanderleben (Hausiren) zu erziehen, würden die Eltern sie allmählich einem edleren und besonderen Berufe zugeführt haben. In Suchen, einem Gottschee'r Dorfe, war seit Jahrzehnten durch slovenische Lehrer slovenischer Unterricht eingeführt. Jetzt im Frühjahre 1880 wurde ein deutscher Lehrer angestellt. Sind einige Jahre vergangen, so wird die Gemeinde den slovenischen Geist überwunden und die Neigung zu dem Zukunftsreiche Samo II. vergessen haben!

Wie aber der glühende Fanatismus der Slovenen in den Lehrerseminaren auch die wenigen deutschen Jünglinge zu Renegaten an ihrer Nationalität macht, so geschieht es erst recht in den Priesterseminarien. „Wenn da auch ein Deutscher mit den besten deutschen Grundsätzen hineinkommt," wurde uns berichtet, „wenn er herauskommt, ist er ein Stockslovene; er ist fanatischer als die gebornen Slovenen selbst geworden. Und führt ihn der Zufall in eine deutsche Gemeinde, so ist sein Eifer, sie zu slovenisiren, größer als bei den geborenen Slovenen." Es ist dasselbe Lied, wie in Prag

Digitized by Google

und wie in Brixen und in Trient! Wäre es nicht möglich, dem Priesterseminare in Laibach einen andern Geist einzuhauchen? Oder gar in Gottschee auch ein specifisch deutsches Priesterseminar zu errichten?

Dr. Mupperg.

Zur Bevölkerungsfrage.

In Nummer 20 dieser Zeitschrift ist ein Aufsatz der „Uebervölkerung" gewidmet, anknüpfend namentlich an die Flugschrift von Dr. Fabri, welche dieselbe Frage behandelt. Der damit berührte Gegenstand ist von fundamentaler Bedeutung für Wohl und Wehe jeden Landes, auf diese Frage führt sich zuletzt das bunte Vielerlei der socialen Fragen in der Gegenwart wie in anderen Epochen zurück; es ist aber immer noch ein solcher Mangel an Uebereinstimmung und Klarheit über diese Grundfrage vorhanden, zumal bei uns in Deutschland, wie es eben wieder aus den neuesten Aeußerungen hervorgeht, daß eine wiederholte, ja fortgesetzte Discussion des Gegenstandes durchaus zu wünschen sein sollte. Es ist nicht unsere Absicht, im Einzelnen uns mit jenem voraufgegangenen Artikel auseinanderzusetzen, zumal wir in demselben viele höchst schätzenswerthe Bemerkungen gefunden haben. Wir glauben aber, daß die principielle Auffassung der Angelegenheit deutlicher und bestimmter ausgesprochen werden kann und demzufolge auch die praktischen Folgerungen deutlicher gezogen.

Ein Statistiker, welcher zu den besonnensten und geachtetsten gehört, welcher übrigens auch in dem genannten Aufsatze erwähnt wird, Gustav Rümelin, der einstige Chef des königlich württembergischen statistischen Bureaus, sagt in einem vorzüglichen Aufsatze „über die Malthus'schen Lehren" (Reden und Aufsätze, Tübingen 1875) das folgende:

„Nur mit Sophismen oder schiefen und halbwahren Argumenten läßt sich bekämpfen, daß die gewaltigsten Naturtriebe auf eine maßlose Vermehrung der Bevölkerungen hindrängen, daß sie einer beständigen Hemmung und Repression durch andere Kräfte bedürfen, daß jener Drang und seine Hemmungen das Haupttriebrad aller geschichtlichen Entwickelung sind. Die verschiedenen Völker spiegeln ihren Werth und Charakter in nichts so deutlich ab, als in der Art, wie sie jenen Conflict zwischen dem Geschlechtstriebe und den übrigen Forderungen der menschlichen Natur zur Lösung bringen, welche Gefühle und Motive sie dabei zum Opfer bringen, wohin der Schwerpunkt ihrer Compromisse deutet. Denn der Conflict selbst ist da und unabweisbar; weder der Einzelne noch die Gesellschaft kann ihn ignoriren und an ihm vorbeigehen. Ob und wenn sich Malthus darin getäuscht hat, daß er die

Digitized by Google

natürliche Verdoppelungsperiode einer Volkszahl zu niedrig annahm, ist ganz gleichgiltig; seine Argumente dafür, daß die Vermehrung der Unterhaltsmittel nicht gleichen Schritt zu halten vermöchte mit der durch menschliches Können und Wollen geforderten Progression der Gesellschaft, gelten für eine Verdoppelungsperiode von hundert und noch mehr Jahren schließlich eben so gut wie für die von einer einzigen Generation. Es führt zu sehr ernsten Betrachtungen, wenn man erwägt, daß einerseits ein stetiges und ansehnliches Uebergewicht der Geburtenzahlen über die Sterbefälle als das Normale, ein Stillstand oder ganz schwacher Zuwachs einer Bevölkerung als eine krankhafte Erscheinung betrachtet werden muß, und daß wir uns andererseits auch schon eine weit unter dem Normalen zurückbleibende Vermehrung in den alten Culturländern gar nicht als einen für eine Reihe von Jahrhunderten andauernden Zustand vorzustellen vermögen."

Diese letztere Erwägung erläutert Rümelin durch folgende zahlenmäßige Berechnungen. Ein Jahreszuwachs von Ein Procent kann als ein mäßiges Verhältniß gelten und ist in den letzten sechzig Jahren in England, Preußen und den skandinavischen Ländern noch neben starker Auswanderung erreicht oder überboten worden. Dennoch führt er zu der Consequenz, daß das Deutsche Reich bis zum Jahre 2000 eine Bevölkerung von etwa hundertsechzig Millionen haben müßte. Auch diejenigen europäischen Völker, deren Zunahme die langsamste gewesen ist, sind doch in der gleichen Periode immer noch um mehr als ein drittel Procent jährlich gewachsen. Dies Dritttheilprocent ergäbe aber für das Deutsche Reich nach weiteren tausend Jahren seiner Geschichte eine Einwohnerzahl von zwölfhundert Millionen, und nach zweitausend Jahren eine Einwohnerzahl von sechsunddreißig Milliarden (sechsunddreißigtausend Millionen). Wenn man rückwärts geht um tausend Jahre bis in die Zeiten Karl's des Großen, so dürften, um im Ganzen ein Drittel Procent Jahreszuwachs zu erhalten, auf dem jetzigen Areal des Deutschen Reiches damals nur etwa hundertunddreißig Menschen auf der Quadratmeile gewohnt haben, was zu den sonstigen Thatsachen aus jener Zeit, namentlich dem starken Heerbanne der germanischen Völker nicht passen will. Die Zunahme hat im Laufe der Jahrhunderte schwerlich mehr als ein Viertel Procent im Gesammtdurchschnitte betragen: und doch, wenn wir auch nur dieses kleine Verhältniß der Rechnung für ein weiteres Jahrtausend in Aussicht nehmen, so gelangen wir gleich wieder auf eine fabelhafte Ziffer von sechshundert Millionen.

Diese Ziffern beleuchten das vorhin Gesagte in der grellsten Weise und sie zeigen, daß ein Bevölkerungszuwachs, welchen wir nach den Erfahrungen unseres Zeitalters als einen sehr geringen zu betrachten gewohnt sind, in welchem wir einen abnormen Zustand, fast ein Stillestehen der Entwickelung erkennen, noch über dasjenige Maß hinausgeht, welches auf Jahrhunderte oder

gar Jahrtausende hin in einem Volke denkbar ist. „Die Völker scheinen," sagt der Statistiker, „wie durch eine Naturnothwendigkeit zum Untergange bestimmt, und man weiß nicht, ob das Bibelwort: seid fruchtbar und mehret euch, mehr ein Fluch oder mehr ein Segen sein sollte."

Wenden wir uns aber den besonderen Verhältnissen unserer Gegenwart zu, so müssen wir vor allem festhalten, daß unser Welttheil noch niemals eine Periode günstigerer und großartigerer Entwickelung aller wirthschaftlichen Verhältnisse erlebt hat, als in den letzten fünfzig Jahren; seine Bevölkerung ist von rund zweihundert auf rund dreihundert Millionen gewachsen — etwas bisher in so großen Dimensionen und jedenfalls in dem Bereiche unserer Cultur unerhörtes! Dennoch bedeutet diese Zunahme der Bevölkerung nur vier Fünftel Procent im jährlichen Durchschnitte, und auch diejenigen Völker Europas, bei welchen die Zunahme am stärksten war, haben das Doppelte dieses Durchschnittes noch nicht erreicht.

Machen wir dem gegenüber uns nun klar, daß nach den vorsichtigsten und bescheidensten Berechnungen die physiologische Möglichkeit der jährlichen Bevölkerungszunahme volle zwei Procent ausmacht (Rümelin): so kommen wir selbst für unser Zeitalter zu dem unverkennbaren Resultate, daß auch inmitten dieser äußerst prosperirenden, ungewöhnlich productiven Periode viele und gewaltige Hemmungen haben wirksam sein müssen, um den Zuwachs in denjenigen Grenzen zu halten, welche wir soeben kennen gelernt haben.

Welche Hemmungen sind das gewesen? Welche unter denselben waren billigungswerthe? welche waren es nicht? was ergiebt sich aus den allgemeinen und den besonderen Erfahrungen auf diesem Gebiete für die Zukunft? wo soll es anders, besser werden? wie ist das Ziel, wie sind die Mittel zu ändern, zu bessern?

Das sind die Fragen und sie lassen sich noch bedeutend vermehren.

Vor allen Dingen müssen wir als principiellen Ausgangspunkt festhalten: die freie Entfaltung der physiologischen Möglichkeit der Fortpflanzung ist für ein ganzes Volk in den Verhältnissen des heutigen Europa niemals wünschenswerth. Jede denkbare sittliche oder religiöse Weihe, durch welche dieser natürliche Trieb in Harmonie nicht blos mit dem Willen der Natur, sondern auch mit dem Ausflusse höherer Ideen gesetzt werden soll, scheitert an der harten Nothwendigkeit der wirklichen Bedingungen der Existenz. Das soll praktisch namentlich heißen: man ändert an dieser Thatsache dadurch nichts, daß man, sittlich ja vollkommen zutreffend, die Ehe und die frühzeitige Ehe den mannichfaltigen unsittlichen Ausartungen entgegensetzt. Sofern es sich um die sittliche Form der Fortpflanzung handelt, sofern es sich um die sittliche Bedeutung des Familienlebens handelt im Gegensatze zu eben denjenigen Verirrungen, welche als die Folge des nichtehelichen Lebens erscheinen, hat

Digitized by Google

man vollkommen Recht. Dieses aber ist nicht der entscheidende Punkt: denn aus dem Voraufgegangenen ergiebt sich, daß — gleichviel in welchen Formen — die Harmonie des Triebes zur Ehe, zur Fortpflanzung, zur Bevölkerungsvermehrung, mit den unveränderlichen natürlichen Bedingungen anderer Art sich nicht herstellen läßt, außer daß Hemmungen, Einschränkungen, Gegenwirkungen in großem Umfange thätig werden.

Diese Einsicht mag ja im Widerspruche stehen mit manchem Glauben, mit mancher unbewiesenen Voraussetzung hinsichtlich einer präftabilirten Harmonie aller von der Natur, von der Vorsehung, in die Menschheit gepflanzten Triebe; manch schönes Dichterwort, mancher Spruch der Bibel, manch Wort des Volksmundes steht mit dieser Einsicht nicht im Einklange. Es ist aber nun einmal die Weise unseres Zeitalters, die erfahrungsmäßigen Wahrheiten zur Richtschnur zu nehmen, auch da, wo sie in Widerspruch treten mit manchem ererbten Glauben früherer Zeiten, und für die Anforderungen des Gemüthes auf diesem neuen Boden der Erkenntniß die schuldige Befriedigung neu zu suchen. Im übrigen ist es eine der Menschheit nicht unwürdige Ueberzeugung, daß für ihr Wohlergehen und dessen grundlegende Thatsachen die Vernunft eine vernünftige Ordnung herzustellen habe, weil die Natur eine natürliche Ordnung herstellt, welche mit den Ansprüchen der Vernunft nicht harmonirt. Auch ist das für eine Menge von Angelegenheiten im menschlichen Leben und Schaffen eine längst anerkannte Wahrheit, nur daß die Einen sie mehr praktisch, die Anderen auch principiell und theoretisch anerkennen. Was die Theologie und deren Ansichten anlangt, so möchte hervorzuheben sein, daß der viel mißverstandene Robert Malthus ein frommer Geistlicher der englischen Staatskirche war.

Gehen wir von dem also gekennzeichneten Standpunkte auf die besonderen Umstände unserer Frage ein, so handelt es sich um eine Auseinandersetzung darüber, durch welche Mittel vernünftigerweise einerseits, natürlicherweise andererseits, die in den natürlichen Trieben nicht vorhandene Harmonie hergestellt wird, hergestellt werden soll?

Zunächst muß hier einem Punkte Beachtung geschenkt werden, welcher so nahe liegt, daß man ihm mit Vorliebe die Aufmerksamkeit zuwendet, wenn man die Meinung zu unterstützen sucht, die Frage der Uebervölkerung sei keineswegs eine so verwickelte, falls man nur dies und das thue. Es ist die Auswanderung. Dieses Mittel erweckt eine in die Weiten der unbewohnten Erde hinausschweifende Vorstellung, vermöge deren man sich die großen Strecken Landes vergegenwärtigt, welche der menschlichen Besiedelung noch harren, und dem Culturfortschritte der Menschheit, wenigstens in extensiver Hinsicht, ein großartiges Feld darbieten. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte und Menschenalter bestätigen auch die Ansicht, daß ein bedeutender Abfluß auf

Digitized by Google

diesem Wege möglich und wünschenswerth ist. Man möge aber doch diese Erscheinung in zweierlei Richtung nicht überschätzen, in qualitativer und in quantitativer Richtung. Die geographische Thatsache weiter Länderstrecken mit mangelnder Bevölkerung ist selbst in günstigen Klimaten, bei günstiger Bodenbeschaffenheit, noch keine ökonomische Unterlage, auf welche sich der Ueberschuß der Bevölkerung alter Länder unmittelbar ausschütten könnte. Vielmehr liegt zwischen den beiden natürlichen Momenten, die hier vereinigt werden sollen, der Fortpflanzung als Naturthatsache und dem Boden als Naturthatsache, eine ansehnliche Kluft ökonomischer Art, welche auszufüllen ist, deren Ausfüllung eben die Schwierigkeit der Auswanderung und Colonisation ausmacht. Nämlich nicht blos der natürliche Boden und der natürliche Sproß der Fortpflanzung, sondern herangewachsene, gesunde, kräftige, tüchtige Menschen und diese wiederum mit äußeren Mitteln der Production, d. h. mit Kapital ausgestattet, sind dasjenige, was für die Auswanderung erforderlich ist, wenn sie — eine vernünftige Leitung nach den richtigen Zielen hin immer vorausgesetzt — gedeihliche Erfolge haben soll. So oft man aber über eine zu große Bevölkerungszunahme zu klagen Ursache hat, sind es nicht also beschaffene und ausgestattete Menschen, wenigstens solche gewiß nicht in erster Reihe, über deren Ueberfluß man klagt; diese sind vielmehr gerade diejenigen, welche regelmäßig auch daheim erwünscht sind und ohne Mühe ihr Brot finden: es ist die physisch und ökonomisch am Rande des Elendes hinsiechende Schicht der Bevölkerung, welche meistens für eine Auswanderung womöglich noch weniger brauchbar ist als für eine Beschäftigung in der alten Heimath. Die Sache steht hier ähnlich wie mit der Reduction der Bevölkerung durch große Kriege: die besten und rüstigsten Männer werden hingemäht, gerade diejenigen, welche auch in der friedlichen Arbeit am ehesten ihren guten Platz zu finden vermochten; die kümmerlichsten Bestandtheile der Bevölkerung dagegen, das eigentlichste Proletariat, ist für den Krieg nicht zu brauchen und für den Frieden auch nicht.

Hierbei braucht man den Werth der Auswanderung als eines socialpolitischen Mittels für gewisse theilweise und zeitweise Mißstände keineswegs zu unterschätzen; namentlich wird man gerade dann, wenn man die Angelegenheit so betrachtet wie wir, einer colonisatorischen Behandlung der Auswanderung durch die Staatsverwaltung des Mutterlandes desto mehr geneigt sein, weil man die tüchtigen Kräfte der Heimath in der neuen Welt als ein Ganzes, als ein Tochtervolk, dem Zusammenhange mit der Heimath erhalten zu sehen wünscht. Indessen als ein radikales, jederzeit brauchbares, allen Ueberschuß wirksam absorbirendes Mittel zur Regulirung der Bevölkerung und gar einer solchen Zunahme, welche die ganze physiologische Fähigkeit der Fortpflanzung ausfüllt, wird die Auswanderung niemals zu brauchen sein. Es

Digitized by Google

hieße das wirthschaftliche Wesen des Verhältnisses im Allgemeinen verkennen, es hieße aber auch alle die gehäuften Erfahrungen, welche man auf dem Gebiete der Auswanderung gemacht hat, gänzlich verkennen, wenn man seine Erwartungen so hoch anspannen wollte.

Wir gehen weiter. Wenn die Fortpflanzung durch einen Abfluß nach Außen nicht die vollkommene Freiheit des Spielraumes erhalten kann, und wenn sie im Innern diese Freiheit nicht entwickeln darf, ohne einen gewaltigen Ueberschuß an Geburten hervorzurufen, was soll dann geschehen und was geschieht bisher thatsächlich?

Es ist nur Eine Alternative: das Zuviel wird dennoch geboren und es tritt in die Welt, um das Elend zu vermehren, oder die Fortpflanzung hält sich in denjenigen Grenzen, welche die Vernunft für die gegebenen Zustände zieht und welche jeder Einzelne je nach seinen Verhältnissen vernünftigerweise zu ziehen sich veranlaßt sieht. Allerhand schöne Redensarten, welche ja recht mundgerecht klingen und nicht selten obenein mit dem Scheine einer ehrwürdigen Frömmigkeit umkleidet sind, helfen über diese Alternative nicht hinweg. Daß ein gesunder Bursche sich nur einen Schatz suchen soll und ihn ehelichen, und daß sie in Gottes Namen fruchtbar sein sollen und sich mehren, daß der Himmel ihnen schon beistehen werde bei so rechtschaffenem Thun, wenn sie nur immer ihre Pflicht thun und Gott vertrauen, und so weiter — das sind tröstliche Ermahnungen, welche im Einzelnen ja vollkommen am Platze sein mögen, welche im Ganzen aber den Kern der Frage nicht treffen. Thatsächlich haben wir die Widerlegung einer solchen Lebensweisheit in den beiden Seiten jener Alternative: thatsächlich sehen wir auf der einen Seite eine Volksvermehrung specifisch proletarischer Art und zwar namentlich in solchen Schichten, welche in der Stufenleiter des wirthschaftlichen Wohlergehens so niedrig stehen, daß sie sammt ihrer Nachkommenschaft nicht mehr tiefer sinken können; auf der andern Seite sehen wir in der mannichfaltigsten Art und in dem ausgedehntesten Maße eine vernunftmäßige Berechnung in Thätigkeit, welche je nach den wirthschaftlichen Umständen des Einzelnen die Grundlagen der Fortpflanzung und diese Fortpflanzung selber unter der mehr oder weniger bewußten Einsicht der hier erörterten Nothwendigkeit angemessen gestaltet. Zum großen Theile wirkt hierbei in unserer civilisirten Gesellschaft, zumal in deren gebildeteren Schichten, die Sitte so mächtig, daß man viel weniger unter dem Einflusse einer individuellen Berechnung als unter dem Eindrucke hergebrachter Normen zu handeln pflegt. Eine charakteristische Erscheinung ist namentlich die: daß zwar die ärmsten und die allerreichsten Klassen der Bevölkerung ziemlich nahe an der Grenze der männlichen Pubertät eine Ehe zu schließen und sich fortzupflanzen gewohnt sind (denn beide haben auf nichts zu warten); daß dagegen alle die verschiedenen, zwischen diesen

beiden Extremen in der Mitte liegenden Klassen eine mehr oder weniger lange Zeit zwischen der männlichen Reife und der Eheschließung des Mannes verstreichen lassen, im Einzelnen je nach Ländern und Sitten und Klassen ja verschieden, im Ganzen aber ein bis zwei Jahrzehnte durchschnittsmäßig ausmachend; in besonderen Fällen sogar noch mehr. Diese Praxis ist so verbreitet, ist so eng verknüpft mit den Sitten gerade der cultivirtesten Bestandtheile der Bevölkerung, steht auch so durchaus im Einklange mit dem allgemeinen Princip, welches wir hier vorangestellt haben, daß in der Hauptsache kaum ein Widerspruch dagegen sich geltend machen lassen dürfte. In einzelnen Fällen mag zugegeben werden, daß die übertriebene Genußsucht, ein zu weit ausgedehnter Kreis von Bedürfnissen des einzelnen Mannes die Ehe hinausschiebt über die nothwendige Grenze; in anderen, und zwar zahlreichen Fällen mag diese Verspätung der Ehe bedauert werden wegen der mannichfachen bedenklichen Folgen für das Leben der Einzelnen, für die socialen Zustände der Gesammtheit: aber das hebt die Vernünftigkeit der Erscheinung im Ganzen nicht auf.

Man wird zugeben müssen, daß es immer die Aufgabe einer besonnenen Erwägung bleibt, wie die zeitliche Grenze der Ehe zu setzen sei, auch unabhängig von der absoluten, d. h. dürftigsten Möglichkeit einer Ernährung der Ehegatten und der Kinder; man wird auch zugeben müssen, daß die Kinderzahl selber, nachdem die Ehe einmal geschlossen ist, unter der einschränkenden Herrschaft vernünftiger Erwägungen bleiben soll. Denn, wie der öfter angeführte Rümelin sagt, „Jedermann wünscht im Leben vorwärts zu kommen, seine Kräfte und Anlagen frei zu entfalten, seine wirthschaftliche Lage zu verbessern, seine Lebensgenüsse zu steigern, zu einem sorgenfreien und bequemen Dasein zu gelangen, und gerade die Edelsten und Begabtesten wollen am wenigsten in Erwerb und häuslichen Dingen aufgehen; ja der Trieb der Kinderliebe selbst gebietet eine Begrenzung: der kleineren Zahl kann man größere Sorgfalt widmen, ein größeres Erbtheil zuwenden, die Erhaltung ihrer gesellschaftlichen Stellung sichern."

Dieses einmal vorausgesetzt, fragt es sich weiter, mit welchen Mitteln diese Begrenzung und diese Einschränkung hinsichtlich Eheschließung und Fortpflanzung stattfindet. Hier ist der Punkt, wo es gilt, nicht die Augen zu verschließen vor der wirklichen Erfahrung, namentlich nicht schön zu thun mit allgemeinen Vorurtheilen, welche der Erfahrung widersprechen. Dasjenige Mittel der vernünftigen Einschränkung, welches als das unbedingt moralische zu betrachten ist und so auch von Malthus angesehen worden ist, nämlich die sittliche Enthaltung und die Bändigung des Naturtriebes vom Zeitpunkte seines Erwachens bis zu einer mehr oder weniger spät hinausgeschobenen Ehe, und abermals diese selbe Zügelung innerhalb der Ehe je nach den ge-

gebenen wirthschaftlichen und Culturverhältnissen der einzelnen Haushaltung, dieses unbedingt moralische Mittel ist ganz unzweifelhaft eines von denjenigen, welches auch in der Wirklichkeit thätig ist. Es ist aber nicht das Einzige, es giebt gegenüber der Gewalt des Naturtriebes einerseits, der Gewalt der sonstigen Umstände andererseits (beide Gewalten sind ja individuell verschieden) eine Reihe von anderen Mitteln, welche eben so unzweifelhaft in Thätigkeit gesetzt werden, in jedem Lande, bei jedem Volke, in jedem Zeitalter — nur in verschiedenem Umfange hier und dort. Es ist ein unerbauliches Gebiet der thatsächlichen Erscheinungen, aber es ist nicht aus dem Auge zu lassen, wenn man den wirklichen Stand der Frage kennen, wenn man einen Maßstab für die Zukunft und für die Besserung gewinnen will.

Am allerwenigsten ist hier geholfen mit dem nicht mehr ungewöhnlichen Aushilfsmittel der politischen Redewendung, welche in der Umkehrung des alten Satzes von Yorick (They manage it better in France) besteht: „Sie machen es gar böse in Frankreich" und „wir sind nicht so entsittlicht wie Jene". Zugegeben, es wäre so, zugegeben, es nützte uns etwas, daß wir den Franzosen ihr Laster vorhalten — die wesentliche Aufgabe bleibt die, daß wir unsere eigenen Zustände rückhaltlos erkennen und von unseren eigenen Lastern reden, wenn wir vorwärts kommen, wenn wir uns bessern wollen. Jeder aber, welcher seine Augen aufmachen will, jeder, welcher im Laufe des Lebens als Arzt, als Richter, als Advokat, als Volksfreund und was es nun sein mag, hineingeblickt hat in mannichfaltige menschliche Verhältnisse, weiß es zur Genüge, daß in den verschiedensten Schichten unseres Volkes, in hohen und niederen, noch andere Mittel gebraucht werden. Es ist namentlich eine Täuschung, wenn man meint, nur in gewissen ausnahmsweisen Kreisen raffinirter Genußsucht und verfeinerter Verdorbenheit käme etwas Derartiges vor, wie man es dem französischen Zweikindersysteme nachzusagen gewohnt ist oder wie es in Frankreich vielleicht öfters mit cynischer Offenheit bekannt wird: es ist das eine Täuschung. Man hat oft dem bäuerlichen Kleinbesitz nachgerühmt, daß er dazu beitrage, ein Bollwerk gegen eine proletarische Volksvermehrung zu sein, daß in diesen relativ niederen Schichten der Bevölkerung das Besitzthum dahin wirke, jenes im besten Sinne aristokratische Gefühl zu erzeugen, welches vor dem Hinabsinken in das Proletariat schützt, und zwar in der Weise, daß die Gründung der Familie und die Fortpflanzung sich in vernünftigen Schranken halten. Man weiß es aber, wenigstens diejenigen welche es wissen wollen, daß in weiten Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung sowohl vor der Ehe als innerhalb der Ehe zur Erreichung dieser Absicht noch andere Mittel gebraucht werden als die schlechthin moralischen Mittel.

Indessen wir haben weder Neigung noch Verpflichtung des Näheren auf die Einzelheiten dieser thatsächlichen Erscheinungen einzugehen. Was wir

Google

wollen, besteht darin: wir wollen warnen vor Selbsttäuschung, warnen vor jener bekannten Politik des Vogel Strauß, welche in der Socialpolitik eine so unheilbringende ist wie in irgend einem andern Gebiete der Politik. Wir wollen daher ans Herz legen, daß man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, deren es auf mannichfaltigen Wegen giebt, ein Bild der Wirklichkeit zu erlangen suche. Die amtliche Statistik versagt hier allerdings gründlich: wir haben es mit Thatsachen zu thun, welche viel zu tief verborgen liegen, als daß sie sich in statistische Aufnahmeformulare einreihen ließen. Sie entziehen sich in einem gewissen Sinne der Oeffentlichkeit ganz und gar. Und dennoch ist es möglich, bedeutend mehr Licht darüber zu gewinnen, als man bis jetzt im Ganzen darüber besessen hat. Es kommt nur darauf an, daß der strenge Sinn für Wahrheit, für welchen alle Thatsachen gleich wissenswerth sind, gleichviel wie erfreulich oder trübe sie sein mögen, sich ihrer bemächtige, daß das Interesse der Wahrheit und nichts anderes diesen Dingen nachgehe, daß keine falsche Prüderie solchen Forschungen in den Weg trete, daß immer festgehalten werde, es handle sich hierbei um ein großes sociales Anliegen, nicht um Blosstellung privater Verhältnisse, nicht um Skandal, der die lüsterne Neugierde befriedigt. Solche Kenntniß der wirklichen Lage der Dinge thut vor allem Noth. Und wenn man dieselbe besitzt, wird man einen ungefähren Maßstab dafür haben, was man angesichts der strengen Moral und ihrer allgemein anerkannten Gebote in dieser Frage für alle absehbare Zukunft zu erwarten hat.

Man wird dafür einen Maßstab gewinnen, wie weit der Abstand der wirklichen Moral der verschiedenen Bevölkerungsklassen von dem Ideale sei, das allgemein anerkannt ist; und an dem thatsächlichen Abstande wird man ermessen, mit welcher Gewalt die Macht des natürlichen Triebes in dem Volke und seinen einzelnen Theilen auf der gegebenen Culturstufe wirksam ist. Die sittlichen Ermahnungen, der Hinweis auf die Erhöhung des ethischen und religiösen Lebens werden unter allen Umständen ihre absolute Wahrheit behalten; sie werden aber angesichts der wirklichen Zustände nicht zu Selbsttäuschungen führen, die den thatsächlichen Stand der Angelegenheit verhüllen, eben dann, wenn es sich darum handelt, ihn aufzudecken, um ihn zu verbessern.

Das Ausland, namentlich die französische und belgische Literatur der Fachwissenschaft beweist uns, was ernsthafte und erfahrene Männer für eine solche Aufgabe zu leisten im Stande sind: den Männern der Medicin fällt in erster Reihe die Gelegenheit und die Befähigung zu, dafür zu wirken; aber auch andere Männer, und zuletzt jedem treuen Freunde des Volkswohles und der socialen Reform. Vieles ist hier zu thun: aber Eines wissen wir nach den mannichfaltigsten Erfahrungen heute schon, und das ist dieses. Man

Digitized by Google

täuscht sich, wenn man meint, ohne Erkenntniß der thatsächlichen Sitten, der wirklichen Gewohnheiten, der wirklichen Triebe der verschiedenen Schichten des Volkes, mit allgemeinen, übrigens achtungswerthen, moralischen und religiösen Mahnungen, allenfalls mit allgemeinen Wehklagen über den sittlichen und religiösen Verfall unseres Zeitalters, irgend etwas Erhebliches für die Besserung zu thun. Man täuscht sich in der Hauptsache, daß man tiefgewurzelte Sitten, wer weiß wie alte Gewohnheiten, verbreitete Zustände, für oberflächliche und neuerdings eingerissene ausnahmsweise Mißbräuche hält, welche sich beseitigen ließen in eben so kurzer Frist als diejenige vermeintlich ist, seit der sie bestehen. Ja, durch die Art und Weise, in welcher man bisher regelmäßig die fragliche Angelegenheit behandelt hat, ist es geradezu dahin gekommen, daß zweierlei Ansichten und zweierlei Erfahrungen geäußert zu werden pflegen: die eine in der Oeffentlichkeit, die andere in engerem Kreise; die eine im Druck, die andere im mündlichen Gedankenaustausch.

Immer soll man daran denken, daß die Bevölkerungsfrage — mit diesem Gedanken begannen wir und wollen wir schließen — die fundamentale Frage alles menschlichen Wohlergehens ist, aus jedem allgemeineren, aus jedem ernsthaften Standpunkte angesehen.

Unser Geschütz im Reiche.

II.

Zufolge jener früher erwähnten Allerhöchsten Bestimmung wurde im Jahre 1859 die Krupp'sche Fabrik mit der Lieferung von 300 Gußstahlblöcken zu gezogenen 9 cm Kanonen beauftragt. Es war dies wohl die erste so ausgedehnte Bestellung an Kriegsmaterial. Sehr bald folgten bedeutende Lieferungen für die russische Regierung, und diese Beschäftigung nahm mit der Zeit einen derartigen Aufschwung, daß in der vorjährigen Session des Reichstages sehr bezeichnend von der „Abtheilung für Kriegsmaterial" in der Krupp'schen Fabrik gesprochen werden konnte. Es hat sich hier allmählich eine Mitarbeiterschaft an dem Entwickelungsgange unseres Geschützwesens gebildet, welche von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Wir deuteten bereits bei dem Vorkommniß im Jahre 1868 darauf hin. Eigene Schießstände und Schießplätze stellen die Fabrik ganz auf den Boden artilleristischer Experimentalentwickelung. Die Mittel der Technik stehen unmittelbar zu Dienst und es ist erklärlich, wenn die Hervorbringungen von wichtigen Erfolgen Zeugniß geben. Die Vertrautheit mit der Leistungsfähigkeit des Gußstahls, gestützt auf seine aus dem Entstehungsprocesse resultirenden Eigenschaften, die

Digitized by Google

hochentwickelte constructive und ausführende Fertigkeit auf wissenschaftlicher und erfahrungsmäßiger Grundlage, sie vereinen sich mit der Richtschnur, welche die ballistische Lehre durch eindringendes Erkennen in bestimmender Klarheit anzugeben vermag. Für diese letztere Richtung war es wesentlich, daß es dem Geheimen Commercienrath gelungen ist, die Mitwirkung des Feuerwerkspremierlieutenant a. D. Prehn zu gewinnen. Dieser war schon in der zu Anfang besprochenen Entwickelungszeit bei der Artillerie-Prüfungscommission, damals noch Oberfeuerwerker von der Gardeartillerie, in Function. Für seine Arbeiten auf ballistischem Gebiete hat er Anleitung und Muster an unseren, als Ballistiker berühmten Generalen Otto, ehemaligem Director der Pulverfabrik zu Spandau, und von Neumann gehabt und bald weitere Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt gefunden. Die besondere Specialität dieses Feldes beschränkt den Kreis der Mitarbeiter auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl. Dieser aber hat er sich ebenbürtig angereiht.

Die Krupp'sche Fabrik hat nun im September vorigen Jahres auf ihrem Schießplatze zu Meppen vor Offizieren vieler Staaten von den betheiligten Dienstzweigen ein Probeschießen veranstaltet, welches sehr beachtenswerthe Erscheinungen darbot.

Das Probeschießen nahm seinen Anfang mit zwei Riesengeschützen. Es sind dies gezogene Hinterladungsgeschütze preußischen Systems. Das Material der Geschützrohre ist der Krupp'sche Gußstahl, welchem für diesen Zweck kein englisches oder französisches Fabrikat gleichzustellen ist. Die Rohre haben die Bezeichnung „Ringrohre", weil das Kernrohr durch mächtige Ringlagen diejenige Verstärkung erhält, welche für die Gesammtwiderstandsfähigkeit des Rohres erforderlich ist. Die geschweißten Ringe der alten Bombarden vor 400 Jahren hatten denselben Zweck. Die aus jener Zeit noch erhaltenen mächtigen Stücke, das eine in Gent, das andere im Schlosse von Edinburgh aufgestellt, legen Zeugniß davon ab. Ihr Kern bestand aus langen Eisenbarren, welche zusammengeschmiedet waren.

Das größere der beiden Riesengeschütze ist eine 40 cm Kanone. Die Rohrlänge beträgt 10 Meter, etwa 32 Fuß, das Rohrgewicht 72 000 Kilogramm, d. i. 1440 Centner. Das Rohr hat in der Seele 90 Züge von 2 Millimeter Tiefe; die Züge sind doppelt so breit, als die dazwischen liegenden Felder. Die Dralllänge der Züge beträgt 45 Kaliber, also 18 Meter; das Geschoß macht somit während des Durchganges durch die Seele $^5/_9$ Umdrehung um seine Achse und auf 18 Meter Bahn eine ganze Umdrehung. Das Rohr liegt in einer Rahmenlaffete von 45 000 Kilogramm = 900 Centner Gewicht, wovon auf die Oberlaffete 248 Centner kommen. Die Geschosse haben eine Länge von 2,8 Kaliber, etwa $3^1/_2$ Fuß, und sind in ihrem cylindrischen Theile mit einem Mantel aus Hartblei umgeben. Die gegen Panzer

Digitized by Google

bestimmte Hartgußgranate wiegt 775 Kilogramm = $15\frac{1}{2}$ Centner, die gewöhnliche gußeiserne Granate gegen 13 Centner. Die Ladung beträgt normal 200 Kilogramm = 4 Centner prismatischen Pulvers und wird in vier einzelnen Kartuschen in das Rohr eingeführt. Der Ladungsquotient beträgt danach mehr als ein Viertel bei den Panzergranaten und bei den gewöhnlichen gußeisernen fast ein Drittel.

Das Schießen auf 2500 Meter Entfernung gegen die freie Ebene ergab sehr günstige Treffresultate, indem die ersten Aufschläge der Geschosse auf dem Boden eng zusammen lagen. Die Geschoßgeschwindigkeit wurde mittelst des, von dem belgischen Artillerieoffizier Le Boulangé angegebenen Chronographen gemessen und ergab als Anfangsgeschwindigkeit, nahe der Mündung, für Panzergranaten 502 Meter und für gewöhnliche Granaten 536 Meter in der Secunde. Es berechnet sich danach die totale lebendige Kraft des Geschosses für Panzergranaten auf das hohe Maß von 9994 Metertonnen. Die Gasspannung im Rohre wurde mit dem, von dem nordamerikanischen Capitain Rodmann angegebenen Stauchapparat gemessen. Des Capitain Rodmann geschah schon Erwähnung bei der Besprechung des prismatischen Pulvers; er hat seinen Namen auch zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges sehr bekannt werden lassen durch die von ihm construirten und mittelst eines besondern Gußverfahrens hergestellten glatten gußeisernen Geschütze sehr mächtigen Kalibers, bis 15 und 20 Zoll. Die Messung ergab allerdings die sehr bedeutende Höhe von 3021 Atmosphären.*) Indeß der Anwendung des prismatischen Pulvers ist es allein zu verdanken, daß die Gasspannung nicht eine ungleich höhere war.

Die Bedienung erfolgte durch nur fünfzehn Mann, ein Beweis für die geschickte Verwerthung der mechanischen Anordnungen und Hilfsmittel, wenn man die kolossalen Gewichtsmassen in Betracht zieht, die hier zu bewältigen sind. Zwei Mann genügen zur Bedienung des recht schweren Verschlusses; zwölf Mann sind bestimmt für das Einsetzen des Geschosses: das Geschoß kommt auf einem kleinen Wagen auf Schienen angefahren, wird durch sieben Mann mittelst eines, mit der Laffete verbundenen Krahnes gehoben und dann in die Seele des Rohres bis zu seinem Lager eingeführt; für das Nehmen der Höhenrichtung sind vier Mann erforderlich, für das der Seitenrichtung acht Mann, die auf einer mit dem Rahmen verbundenen Platform stehen und ein Schwenkwerk handhaben. Diese Einzelarbeiten greifen aber in einander und deshalb reichen fünfzehn Mann im Ganzen aus. Bei den ersten Schüssen ergab sich etwa zehn Minuten Bedienungszeit für einen Schuß, später nur fünf Minuten, ein Ergebniß, welches bei einem ähnlichen

*) Eine Atmosphäre Druck beträgt, auf ein Quadratcentimeter, ein Kilogramm.

Digitized by Google

Vorderlader nicht annähernd erreicht werden könnte. Von der Mahomet-Kanone von Constantinopel, 1453, weiß Gibbon zu berichten: „Unter einem Gebieter, der die Augenblicke zählte, konnte die große Kanone nicht öfter als sieben Mal an einem Tage geladen und abgefeuert werden," aber mehr ist mit so schweren Vorderladern heute doch zu erwarten, wenn auch der Abstand in der Schnelligkeit des Feuers gegen Hinterlader immer recht groß bleiben muß. Die alten Stückmeister hatten dies wohl erkannt und ihre Speculation richtete sich darum so häufig auf die Herstellung von Hinterladern.

Das Geschütz hatte sich beim Schießen in allen seinen Einrichtungen tadellos bewährt. Es wurde noch die leichte Drehbarkeit des Geschützes um den Zapfen (das Pivot) gezeigt, durch welchen der Rahmen mit dem Unterbau am Boden verbunden wird; man vollbrachte eine Schwenkung von 24 Grad in 58 Secunden. Ferner wurde das Ausheben des Rohres aus der Laffete mittelst eines fahrbaren Krahnes leicht bewirkt. Die Eisenbahn befördert heute einen solchen Koloß. Um jene eherne Mahomet-Kanone, die in Adrianopel gegossen war, nach Constantinopel zu schaffen, ein Weg von 30 Meilen, bedurfte man einer Zeit von zwei Monaten, und es waren zahlreiche Zugthiere und Hunderte von Menschen erforderlich. Allerdings vor vier Jahrhunderten.

Das zweite Riesengeschütz war eine 35,5 cm Kanone. Die Rohrlänge beträgt 8800 Millimeter, etwa 28 Fuß, das Rohrgewicht 52 000 Kilogramm = 1040 Centner. Ebenfalls Rahmenlaffete. Hartgußgranate von 525 Kilogramm = 1050 Pfund Gewicht, gewöhnliche Granate 444 Kilogramm, Ladung 115 Kilogramm prismatisches Pulver. Ladungsquotient für Panzergranaten zwischen ein Viertel und ein Fünftel. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 500 Meter, woraus sich für die Panzergranate eine totale lebendige Kraft von 6691 Metertonnen ergiebt. Die Bedienung erforderte, ohne das Nehmen der Richtung, nur zwei Minuten Zeit für einen Schuß.

Diese beiden Riesengeschütze wären nun auch nach dem Rohrgewicht 72- und 52-Tonnengeschütze*) zu nennen, nach dem Geschoßgewichte 1500-Pfünder und 1000-Pfünder, nach dem Bohrungsdurchmesser der Seele (Kaliber) in altem Maße 15¹/₄zöllige und 13¹/₂zöllige Kanone.

Eine Umschau nach anderen Staaten zeigt 81-Tonnengeschütze von 39,4 Centimeter Kaliber in Italien und England (Woolwich-Infant) und ferner Hindeutungen auf 100-Tonnengeschütze von 43,2 Centimeter Kaliber. Während bisher in diesen Staaten die Vorderlader herrschten, scheint jetzt schon

*) Eine Tonne = 1000 Kilogramm = 20 Centner.

Digitized by Google

die italienische Regierung bei Sir William Armstrong einen 100-Tonnen-hinterlader herstellen zu lassen. Des Umschwunges in England zur Hinterladung ist früher gedacht. Jenes Woolwich-Infant läßt noch auf sich warten; von dem italienischen 81-Tonnengeschütz ist aber bekannt, es habe einen Panzer von 550 Millimeter = 21 Zoll so wirksam beschossen, daß man die beiden neu gebauten Panzerschiffe Duilio und Dandolo, welche stellenweise so starke Panzer tragen, nicht mehr für absolut gesichert ansieht. Die totale lebendige Kraft des Geschosses wird auf 6400 Metertonnen angegeben, und damit stellt sich dieses Geschütz unserer um 580 Centner leichteren 52-Tonnenkanone von 3,9 Centimeter kleinerem Kaliber ziemlich zur Seite, wiewohl deren Durchschlagskraft (perforante Wirkung) eine größere sein muß, da das nahe gleiche Kraftmoment bei dem geringeren Geschoßgewichte des kleineren Kalibers durch die überlegene Geschoßgeschwindigkeit erreicht wird, während dort mehr eine Wirkung auf Einbrechen (contondante Kraft) zu erwarten ist. Es steht sonach vorläufig auch nur zu erwarten, daß die 100-Tonnengeschütze die Krupp'sche 72-Tonnenkanone von 3,2 Centimeter geringerem Kaliber und 560 Centner geringerem Gewichte etwa zu erreichen im Stande sein könnten.

Durch die gezogenen Geschütze ist die Wahrscheinlichkeit des Treffens in sehr hohem Grade gesteigert, und es ist daher erklärlich, daß die Frage der eigenen Deckung im Feuerkampfe sehr bald eingehend in Berathung gezogen wurde. Der Panzerthurm des Ericsson'schen Monitors, dessen Auftreten in dem Seegefechte von Hampton Roads an der Ostküste Nordamerikas im März 1862 so großes Aufsehen erregte, fand bald Nachbildungen an Küstenbefestigungen und an besonderen Punkten wichtiger Landfestungen. Aus gleicher Tendenz ist der Vorschlag hervorgegangen, das Geschütz durch einen, fest mit ihm verbundenen Panzer zu schützen. Hier kam nun ein derartiges Geschütz zur Vorstellung, eine 15,5 cm Kanone in einem Panzerstande. Das Rohr hat an der Mündung einen kugelförmigen Kopf, vermittelst dessen es mit dem Panzerstande so verbunden ist, daß in ihm der Drehpunkt für die Höhen- und Seitenrichtung des Rohres liegt. Schon im vorhergegangenen Jahre erregte diese Anordnung unter den Schießversuchen auf dem Krupp'schen Schießplatze bei Bredelar in Westphalen Beachtung. Da der Panzerstand die Sicht nach vorn verhinderte, so mußte die Richtung des außerdem natürlich noch auf einer Laffete aufliegenden Rohres so genommen werden, daß man zunächst durch die, nach Oeffnung des Verschlusses hinten freigelegte Seele des Rohres nach dem Object visirte und dann dem Rohre mittelst des Quadranten die der Entfernung entsprechende Erhöhung gab. Es wurde damals als ein Beweis der erzielten völligen Deckung mitgetheilt, daß einige der Zuschauer sich ungefährdet am Geschützrohre aufgehalten hätten, als der Panzerstand mit Panzergeschützen beschossen wurde. Bei Treffern mag es

Digitized by Google

wohl allerdings etwas kräftig gedröhnt haben, wie das ja diejenigen erfahren haben, die in Panzerthürmen im Feuerkampfe gestanden.

Diesmal war die Nothwendigkeit, durch die Seele zu visiren, vermieden, und es war andere Anordnung zum Nehmen der Richtung getroffen. An Laffete und Panzerstand sind Vorkehrungen zum leichten Ein- und Ausbauen des Rohres vorhanden. Zum Erweise der Verwendbarkeit des so geordneten Geschützes wurden an einem Tage 30 Schüsse im Schnellfeuer auf wechselnde Entfernungen unter befriedigenden Treffergebnissen abgegeben. Darauf wurden Panzerstände verschiedener Form, zum Vergleich ihrer Haltbarkeit, aus einer langen 15 cm Ringkanone mit blind geladenen Hartgußgranaten und geschmiedeten Stahlgranaten beschossen. Beide Panzerstände waren von der Krupp'schen Fabrik selbst geliefert. Der eine bestand aus einer schmiedeeisernen Stirnplatte von 508 Millimeter = 19 Zoll in der größten Stärke, mit einer 605 Millimeter = 23 Zoll starken Blende. Die Stirnplatte hatte eine Breite von 7 Fuß. Der andere Stand war eine Hartgußplatte in der Form eines Theiles eines Kuppelthurmes. Der schmiedeeiserne Panzerstand hat sich gut bewährt; der Hartgußpanzer hatte Risse bekommen und erschien an einer Stelle gespalten, ohne indeß gebrochen zu sein.

Andere Schießversuche betrafen die Entwickelung des Wurffeuers. Zu einleitender Veranschaulichung wurde mit einer gezogenen 21 cm Festungs- und Belagerungshaubitze und mit einem gezogenen 15 cm Mörser gefeuert, als mit Geschützen, die zum eigentlichen Landdienste zu verwenden sind. Beide erscheinen als Zugaben zu den in Dienst gestellten Wurfgeschützen. Dann aber wurde ein mächtiger Neuling zum Feuer bereit gemacht, die gezogene 28 cm Haubitze ($10^3/_4$zöllig). Gewicht des Rohres 10 198 Kilogramm = 204 Centner, Rohrlänge 3,2 Meter = 10 Fuß. Rahmenlaffete von 180 Centner Gewicht, welche für das Geschützrohr eine Erhöhung bis 75 Grad gestattet. Die Geschosse sind 2,8 Kaliber, etwa $2^1/_2$ Fuß lange Granaten von 216 Kilogramm = $4^1/_2$ Centner Gewicht. Die Ladung ist variabel. Zweck des Geschützes ist hauptsächlich die Wirkung gegen das Deck von Schiffen, welchen das Wurffeuer für alle Zeit der gefürchtetste Feind bleiben wird, wie dies schon von jeher der Fall war. Ein Schießen auf 2000 Meter Entfernung ergab ein so eng gehaltenes Treffbild, daß ein jedes, auf solcher Entfernung liegende Schiff sicher auf Deck getroffen werden muß und durch das Einschlagen des explodirenden so schweren Geschosses leicht ganz verloren gehen könnte. Bei einem andern Schießen mit Elevation von 28 Grad erreichte man 6770 Meter Wurfweite. Das Geschütz ist in der That ein um so gefährlicherer Feind für eine Flotte, je weiter sich seine Wirkungssphäre erstreckt. Besonders wichtig würde dasselbe sein bei Armirung der

Digitized by Google

Küstenwerke hervorragender Plätze und Flottenstationen, ebenso für Werke an wichtigen Einfahrten und zur Beherrschung von Rheden.

Weitere Schießversuche betrafen die Darstellung der Fernwirkung. Die unterste Stufe nahm hier eine 9,6 cm Kanone in Feldlaffete ein, welche aber mit 30 Grad Erhöhung schon eine Schußweite von 8240 Metern ergab. Das Granatgewicht ist 12 Kilogramm; die Ladung betrug 2,7 Kilogramm grobkörnigen Pulvers. Das Geschütz ist als schweres Batterie-(Positions-)Geschütz der Feldartillerie anzusehen, wie solches in der russischen und französischen Armee bereits eingeführt ist. Darauf folgte eine 10,5 cm Kanone in Belagerungslaffete. Die Rohrlänge beträgt 2,8 Meter, etwa 9 Fuß, das Rohrgewicht 21 Centner. Die Geschosse sind gewöhnliche Granaten, Ringgranaten, und Shrapnels von 16 Kilogramm Gewicht in der zu 3½ Kaliber gesteigerten Länge von etwa 14 Zoll. Die Ringgranaten geben 300 bis 390 Sprengstücke, die Shrapnels enthalten 370 Füllkugeln. Die normale Ladung beträgt 5 Kilogramm prismatisches Pulver. Gewöhnliche Granaten mit nur 4,2 Kilogramm Ladung ergaben unter 35 Grad Erhöhung mit großer Gleichmäßigkeit eine Schußweite von 9051 Meter im Mittel, also von 1¼ deutscher Meile. Das Geschütz hat den Charakter eines eigentlichen Demontirgeschützes für den Festungskrieg.

Wie ein Concurrent zu diesem erscheint ein drittes Geschütz, eine 8,7 cm Kanone, eine durchaus eigenartige Erscheinung, welche sich durch eine ganz extensive Vergrößerung der Rohrlänge und eine ungewöhnliche Steigerung des Ladungsverhältnisses kennzeichnet. Die Rohrlänge beträgt 4,3 Meter, fast 14 Fuß, das Rohrgewicht 23 Centner. Das Rohr erscheint ähnlich den alten Nothschlangen, Falkonetten des sechzehnten Jahrhunderts. Die Ladung betrug 3,5 Kilogramm grobkörnigen Pulvers; die Geschosse waren gewöhnliche Granaten von 10 Kilogramm und leichte Granaten von 6,8 Kilogramm Gewicht, wonach der Ladungsquotient sich für erstere auf über ein Drittel erhebt, für letztere sogar etwas über ein Halb hinausgeht. Die Messung des Gasdruckes ergab eine Spannung von 1540 Atmosphären. Die Anfangsgeschwindigkeit wurde auf 557 Meter resp. 639 Meter in der Secunde gemessen. Es wurde nur auf 2000 Meter Entfernung geschossen. Die Rechnung wird ergeben, daß die Fernwirkung über 10 000 Meter hinaus, wenn gefordert, leicht zu erreichen ist. Eine Anfangsgeschwindigkeit in der Höhe von 639 Metern dürfte wohl noch nie bei einem gezogenen Geschütze festgestellt sein. Man kann die Herstellung dieses relativ ganz ausnehmend langen Geschützrohres — dasselbe ist 50 Kaliber lang, während das eben vorher erwähnte, auch schon recht lange 10,5 cm Geschützrohr nur 26 Kaliber lang ist — für ein so starkes Ladungsverhältniß nur ein kühnes Unternehmen nennen, welches sich die Fabrik im Zutrauen auf die Gediegenheit des Ma-

Digitized by Google

terials und die Zuverlässigkeit der constructiven Festsetzungen gesteckt und in der gelungensten Weise zur Ausführung gebracht hat.

Den Schluß der Vorführungen, und wohl das hervorragendste, bot der Schießversuch mit einer neuen 24 cm Panzerkanone dar. Die Rohrlänge dieses $9^1/_4$zölligen Geschützes beträgt 6,12 Meter = $19^1/_2$ Fuß, soviel als die unserer 28 cm ($27^1/_2$ Tonnen-) Kanone, das Rohrgewicht incl. Verschluß 18 Tonnen, also 360 Centner. Dralllänge 45 Kaliber, wie bei der 40 cm Kanone, und 54 Züge. Das Rohr zeigt eine Metallvertheilung auf Erzielung großer Länge. Es ist nämlich 25 Kaliber lang, während die eingestellten Panzergeschütze nur Längen von 21 bis 22 Kaliber haben. Aus der Vorzeit ist übrigens davon Ueberlieferung erhalten, daß die 80pfündigen Türkengeschütze vor Malta 1565, deren Kaliber diesem unserm Geschütze ziemlich nahe liegt, eine Rohrlänge von 25 Fuß gehabt haben sollen. Die Rahmenlaffete von 246 Centnern Gewicht gestattet eine Erhöhung der Rohrachse bis 27 Grad und eine Senkung unter die Horizontale bis [illegible] Grad. Die Geschosse sind 2,8 Kaliber lang, etwa 2 Fuß 3 Zoll, und sind am cylindrischen Theile statt des Bleimantels mit zwei Kupferbändern versehen, welche nun die Führung derselben durch den gezogenen Theil der Seele des Rohres zu übernehmen haben. Die geschmiedete Stahlgranate und die Hartgußgranate wiegen 160 Kilogramm incl. 3,75 bez. 2,1 Kilogramm Sprengladung, die gewöhnliche gußeiserne Granate 136 Kilogramm incl. 7,2 Kilogramm Sprengladung. Die Geschützladung beträgt 75 Kilogramm prismatischen Pulvers. Der Ladungsquotient ist hiernach für Panzergranaten fast ein Halb und für gewöhnliche noch etwas über ein Halb. Nicht allein diese exorbitante Steigerung des Ladungsverhältnisses soll die Leistungsfähigkeit des Geschützes erhöhen, sondern auch die erhebliche Vergrößerung der Rohrlänge zum Zweck der völligen Ausbeute der Kraft der Ladung. Gegen das eingeführte Dienstgeschütz gleichen Kalibers sind die Unterschiede durch folgende Angaben auszudrücken: dieses letztere ist etwa 1 Meter kürzer, 50 Centner leichter; die Panzergranate wiegt 140 Kilogramm, die Ladung ist 27 Kilogramm, das Ladungsverhältniß ist nur etwa ein Fünftel.

Zunächst wurde gegen die freie Ebene geschossen, zur Ermittelung der Geschoßgeschwindigkeit. Dieselbe ergab als Anfangsgeschwindigkeit für Panzergranaten 576 Meter und für gewöhnliche Granaten 606 Meter, und auf 1979 Meter Entfernung noch 466,9 bez. 465,8 Meter in der Secunde. Die totale lebendige Kraft der Panzergranate stellt sich danach nahe der Mündung auf 2700 und bei etwa 2000 Meter Entfernung auf 2554 Metertonnen. Die Sphäre für intensive Panzerwirkung ist also sehr weitreichend. Darauf wurde mit geschmiedeten Stahlgranaten gegen ein Panzerziel geschossen, welches der Wand des jetzt am stärksten gepanzerten Schiffes, des englischen In-

Google

flexible, ähnlich war, wie dieser sie an einzelnen, stärksten Stellen trägt. Das Panzerziel war zusammengesetzt aus einer Eisenplatte von 30,5 Centimeter Stärke, einer Holzlage von 5 Centimeter und einer Eisenplatte von wiederum 30,5 Centimeter; es hatte also eine Gesammtstärke von etwas über 23 Zoll gewalztem Eisen und 2 Zoll Holz. Die Einlage von Holz erhöht die Widerstandsfähigkeit des Zieles nicht unerheblich, indem der zerstörende Effect der Vibrationen wesentlich gemildert wird. Die beiden Panzerplatten hatten eine Länge von 15 und 17 Fuß, eine Breite von $3^2/_4$ und $3^1/_4$ Fuß. Das Verdienst der Herstellung so mächtiger Platten von großen Flächendimensionen gebührt der Dillinger Hütte an der Saar.

Beim ersten Schuß auf das in geringer Entfernung aufgestellte Panzerziel ging die Stahlgranate, welche nicht mit scharfer Sprengladung versehen war, glatt durch dasselbe hindurch und setzte ihren Weg noch 2000 Meter fort. Beim zweiten Schuß ging die ebenfalls nicht scharf geladene Granate — eine mit Sprengladung versehene Granate explodirt beim Durchgange durch eine Panzerung durch den erweckten Widerstand von selbst, ohne daß eine Zündvorrichtung dazu nothwendig wäre — ebenso glatt durch das Ziel und ging noch 1200 Meter über dasselbe hinaus. Die Platten zeigten mäßige Risse an den Schußlöchern. Die aufgesuchten Granaten hatten keine Formveränderung erlitten. Das ganz Ungewöhnliche des Resultates erregte in dem sachkundigen Zuschauerkreise großes Erstaunen und völlige Ueberraschung, und wenn man erwägt, daß es noch nie unternommen worden, einem gezogenen Geschützrohre so bedeutenden Kalibers eine derartige Kraftleistung zuzumuthen, wie sie hier durch die Schwere der Vorlage und die Größe der Ladung ausgedrückt wird, so ist man in der That genöthigt, dem Geschütze den Preis zuzuerkennen, daß es ebenso wohl ein Triumph für die Qualität des Materiales, wie für die Bemessenheit der Construction und den hohen Werth des vorausbestimmenden mathematischen Calcüls ist. Was das Geschoß betrifft, so scheint man in dem geschmiedeten Gußstahl das gesuchte Ideal gefunden zu haben. Die Hartgußgranaten, um deren Erzeugung die Gruson'sche Fabrik sich vollberechtigte Anerkennung erworben, haben bei den zunehmenden Geschoßgeschwindigkeiten sich nicht mehr ganz zuverlässig verhalten; es ist indeß nicht ausgeschlossen, daß auch in diesem wichtigen Materiale noch Fortschritte gemacht werden könnten.

Ein Rückblick auf diese Krupp'schen Schießversuche läßt erkennen, daß das System unserer Geschütze nach seiner Ausbildungsfähigkeit keineswegs abgeschlossen ist. Die große Frage der Ausrüstung eines Staates mit der Geschützkraft für alle Einzelzwecke rechtfertigt wohl den Wunsch nach einem Abschlusse des Systemes. Die Ladungsverhältnisse und die Geschoßgeschwindigkeiten sind aber in ganz unerwarteter Weise vorwärts getrieben, und es

Digitized by Google

dürfen solche Erscheinungen nicht unbeachtet gelassen werden, wenn es auch selbst dem wohlhabendsten Staate nie möglich sein wird, sofort an eine radicale Umwandlung seiner Bewaffnungseinrichtungen zu denken. Am geeignetsten sind solche thatsächliche Erweiterungen durch Ergänzung der bestehenden Ausrüstungsorganisationen vorzunehmen, und am leichtesten wohl in der Flotte bei der Einstellung neuer Schiffe.

Alle die vorstehend behandelten Fragen beziehen sich auf den Gußstahl als Geschützmaterial. Es erscheint daher angezeigt, noch einer Entstehung zu gedenken, die in Verbindung mit der früher erwähnten Umwandlung der Ausrüstung aller Feldartillerie steht. Es handelt sich um die vielbesprochene Uchatius-Kanone aus Hartbronce (Stahlbronce). Wie der Krupp'sche Gußstahl für das Geschützwesen ein noch nicht erreichter Höhepunkt des Erzeugnisses der Eisenindustrie ist, so scheint die Erfindung der Hartbronce des österreichischen Generals von Uchatius eine sehr wesentliche neue Bedeutung für das Geschützwesen gewinnen zu können, besonders unter Verwerthung der Verstärkungsweise durch die künstliche Metallconstruction, wie sie in den Gußstahlringgeschützen zum Ausdruck gekommen ist. Die Bronce würde dadurch aus der bescheidenen Verwendungsfähigkeit, in welche die neuen Entwickelungen sie zurückgedrängt haben, wieder zu der Bedeutung für die Waffe annähernd herangeführt werden können, die ihr durch so viele Jahrhunderte inne wohnte.

Es würde nun noch der allgemeine Stand der Frage der Panzergeschütze kurz zusammenzufassen sein. Die Riesengeschütze scheinen wohl bei der Schranke angelangt zu sein, welche für die Ausübung artilleristischer Wirkung überhaupt gegeben ist. Nach ihrer Natur kann nur an eine vereinzelte Verwendung derselben gedacht werden. Bei dieser Massenentwickelung haben die beiden Krupp'schen Riesenkanonen, nach der erreichten Leistung, unbedingt die Spitze genommen. Die Widerstandsfähigkeit einer von Schiffen noch tragbaren Panzerung dürfte einer Probe wohl nicht weiter zu unterziehen sein. Von den sich anschließenden eingeführten Panzergeschützen kleineren Kalibers achtet man die Kanone von etwa 35 Tonnen Gewicht als die größtzulässige für die Schiffsbewaffnung. Unser 35-Tonnengeschütz von 30,5 Centimeter Kaliber hat bei 488 Meter Anfangsgeschwindigkeit eine totale lebendige Kraft des Geschosses von 3949 Metertonnen, das französische 39-Tonnengeschütz von 32 Centimeter Kaliber bei 418 Meter Anfangsgeschwindigkeit 3117 Metertonnen, und das englische 35-Tonnengeschütz von gleichem Kaliber, wie das unsere, bei 396 Meter Anfangsgeschwindigkeit 2168 Metertonnen lebendige Kraft des Geschosses. Die Erfahrungsergebnisse haben zu dem Satze geführt, daß ein bestimmtes Kaliber Platten von der einundeinhalbfachen Stärke durchschlagen könne. Unsere 35-Tonnenkanone, offenbar das stärkste dieser drei Geschütze, würde sonach etwa 18 Zoll Eisenpanzer

Digitized by Google

wohl durchschlagen, nicht mehr aber die Panzerungen des Duilio und des Inflexible. Die neue Panzerkanone geringeren Kalibers und von etwa dem halben Gewichte überspringt nun diese Leistung vollständig, trotzdem deren lebendige Kraft des Geschosses sich der der französischen 39-Tonnenkanone erst nähert; sie läßt die überlegene Bedeutung der Geschoßgeschwindigkeit in vollem Maße erkennen und durchschlägt zweifellos glatt die Inflexible-Scheibe, deren Panzerung zweiundeinhalb Mal so stark ist, als ihr Kaliber. Sie reicht bereits hinüber in die Wirkungssphäre der Riesengeschütze, und so muß man, auch im Hinblick auf die räumliche Ausdehnung ihres Wirkungsbereiches sagen, daß diese neue Panzerkanone prädestinirt zu sein scheint, das eigentliche Kampfgeschütz der Marine zu werden.

Wenn die Riesengeschütze durch ihre mächtige Großartigkeit imponiren, so tritt in der neuen 24 cm Kanone eine artilleristische Kunstbildung auf, welche wirklich durch ihre elegante Großartigkeit Bewunderung erregen muß. Die Krupp'sche Fabrik darf mit gerechtem Stolze auf solche außerordentlichen Leistungen und Erfolge blicken, welche überdies der nationalen Production zu hoher Ehre gereichen.

Veranlaßt ist die vorstehende Abhandlung durch die Annahme, daß eine so wichtige Einzelfrage auch dann eine allgemeinere Beachtung finden könnte, wenn sie dem öffentlichen Leben nicht zu unmittelbarer Einsicht oder Mitwirkung vorliegt. Aber sie richtet sich auch an alle die Jünger des Barthold Schwarz, die berufen sind, mit dem dunklen Kraute des alten Dominicanermönches zu hantieren, an die Schutzbefohlenen der heiligen Barbara, daß sie in jährlicher Wiederkehr jenen Eingangs geschilderten Großgörschen-Tag von 1859 hoch halten, um den Ruhm unsers erhabenen Kaisers zu feiern, in unvergeßlicher Erinnerung an die Weisheit der Voraussicht, nach welcher auch hier seine persönliche Entschließung zur Weckung einer der zahlreichen Kräfte führte, die bestimmt und nothwendig waren zur Aufrichtung des neuen Reiches.

Ein Brief von Hebel.

Mitgetheilt von Wilhelm Stricker.

Mein Lehrer in Kreuznach, Abraham Voß (geboren 1785 in Eutin, gestorben 1847 in Düsseldorf), pflegte in den Unterrichtsstunden über deutsche Literaturgeschichte, welche er 1834 ertheilte, uns auch den Briefwechsel und sonstige Papiere seines Vaters, Johann Heinrich Voß, vorzulegen. Ich habe mir manches daraus abgeschrieben, z. B. den Briefwechsel zwischen Goethe und Gotter, welchen ich später Theodor Creizenach mittheilte. Dieser hat die

Digitized by Google

beiden Briefe zuerst in Goethe's Werken zum Abdruck gebracht (z. B. sechsbändige Cotta'sche Ausgabe von 1860, I, 463, 464), aber mit einer willkürlichen Veränderung. Es heißt nämlich im Originale am Schlusse des zweiten Absatzes von Gotter's Brief nicht: Herrn Jacobi's Liedelein, sondern „des kleinen Jacob's Liedelein". Creizenach änderte so, weil er den Sinn nicht verstand. Ich kann eben so wenig nachweisen, was damit speciell gemeint ist; der Sinn scheint mir zu sein: daß der über Götz so abfällig urtheilenden Dame kindische Lectüre besser behagen würde. — Ich habe mir ferner einen Brief von Hebel an Heinrich Voß, Abraham's Bruder, abgeschrieben, welchen ich hier mittheile, ohne angeben zu können, worauf es sich bezieht, daß der alemannische Dichter den Adressaten mit Angelo und Erzbote anredet.

„Hoffentlich werden Sie, mein lieber Angelo, von allen den Briefen, die ich seit einiger Zeit an Sie habe schreiben wollen, noch keinen erhalten haben, wenn nicht Sir Lucifer sein Spiel mit uns treibt, der sich aber in unsre Correspondenz nichts zu meliren hat, weder in die, die wir wirklich mit einander führen, noch in die, die wir nicht führen. —

Ich habe seit Ihrem letzten Schreiben viel geschlafen und hätte gern die große Sonnenfinsterniß Anno 1804 benutzt, mich wieder ins Bett zu legen, wenns nur etwas dunkler geworden wäre. Was kann man in diesen Wind- und Schneereichen Wintermonaten bessers thun? Etwa das Badische Magazin selig ins Lateinische übersetzen oder die Inquisitionsacten von Schinderhannes & Comp. in Hexameter bringen, z. B.

Aber am vierten Vendemiäre*) morgens um acht Uhr
Ward der Schwarze Peter hineingeführt zum Verhöre.
Gegenwärtige waren die Bürger N. N. und N. N.,
Und das Verhör begann: „Wie, seid Ihr Peter der Schwarze?
Peter, ja das bin ich, so nennt mich zeugend das Taufbuch.
Bin ich schwarz, so hat mich so die Sonne geröstet
Oder der Rauch gemacht; ein Weißer bin ich geboren;
Und in Alzei getauft beim reformirten Herr Parrer."

Oder soll man an die Herausgabe eines trigonometrischen Almanachs denken und ein Dutzend rührende Scenen aus den Logarithmentafeln zu Monatskupfern auswählen? Oder eine Topographie des Sirius nach Maaßgabe des Lüneviller Friedens entwerfen? Oder soll man sich in die Botanik des Aldebaran einstudiren, oder die Correspondenz eines gewissen Herrn Pfarrers in Süd-Süd-Westen auf Noten setzen? Ich befolge daher die Regel des weisen Kohelet, daß es besser sei, in das Klagehaus zu gehen, als in das Freudenhaus, und gehe den ganzen Winter in keine Comödie oder Lustspiel, weil man darin nie sicher vor dem Weinen ist, wohl aber in alle Trauer- und ernsthaften Schauspiele, denn da gibt es doch bisweilen etwas zu lachen.

Karlsruhe den 20 März. Lieber Erzbote! Da bin ich vor ungefähr einem Monat bei dem Wort lachen eingeschlafen und vor kurzem wieder erwacht. —

*) Fünfsilbig.

Digitized by Google

Vom preußischen Landtage.

Die zweitägige Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die kirchenpolitische Vorlage, welcher eine stattliche Reihe von Publicationen diplomatischen Materiales in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vorausging, hat eine solche Fülle von thatsächlichem Materiale zur Beurtheilung des Vorgehens der preußischen Regierung zu Tage gefördert, daß es keine leichte Arbeit ist, sich in der Kürze einen klaren und vollständigen Ueberblick darüber zu verschaffen. Nachdem inzwischen die Vorlage einer Commission überwiesen ist und in derselben mindestens eine Woche lang der Gegenstand gewissenhafter Einzelprüfung sein wird, darf im Augenblicke jedenfalls das Bedürfniß der Kritik des Entwurfes hinter dem Versuche zurückstehen, sich in objectiver Weise über die Genesis desselben, seinen dadurch bedingten Charakter und die Stellung klar zu werden, welche hiernach die Parteien weniger aus freier Wahl als im Zusammenhange ihres geschichtlichen Verhaltens zu demselben einnehmen, zu vergewissern.

Zum ersten Male hat die Rede des Cultusministers von Puttkamer über das Ergebniß der während der letzten Hälfte des vergangenen Jahres in Wien geführten Verhandlungen authentischen Aufschluß gegeben. Wir hören sie charakterisiren als eine durch mehrere Monate fortlaufende Reihe von Besprechungen unter bewährten Sachverständigen beiderseits theils über Principienfragen allgemeiner Natur, theils über einzelne Bestimmungen der Maigesetzgebung. Dabei habe sich zweierlei herausgestellt: „erstens, daß für Staat und Kirche ein gemeinsamer Rechtsboden überhaupt nicht zu finden ist auf ihrem Grenzgebiete, daß die Staatsgesetzgebung, welche diese Materie zu regeln unternimmt, niemals den Anspruch darauf machen kann, wirklich der adäquate Ausdruck eines gemeinsamen Rechtsbewußtseins zu sein“ (es lohnt sich, dieses Zeugniß der eigenen Erfahrung des Herrn Puttkamer wörtlich anzuführen), aber zweitens auch, daß man „absolut“ nicht einmal dazu gelangte, „in dieser friedlichen Erörterung diejenigen Gesichtspunkte zu finden, welche“ auch nur „einen thatsächlichen modus vivendi möglich machen könnten“. Der Minister machte darüber Mittheilungen im Einzelnen, die in der That charakteristisch dafür sind, wie sich hier zwei ihrer ganzen Wurzel nach verschiedene Rechtsanschauungen begegnen, bei denen sich aber zugleich zeigt, wie erstaunlich weit die curialen Ansprüche über die noch vor vierzig Jahren von hervorragenden Vertretern eingehaltene Grenze hinausgewachsen sind.

Diesem negativen Ergebnisse gegenüber, welches spätestens bei der Rückkehr des preußischen „Sachverständigen“ Geheimrath Hübler aus Wien, vor Weihnachten, feststehen mußte, hat sich die Regierung eine geraume Zeit der

Digitized by Google

Ueberlegung genommen, in welche die vom Cultusminister bei der Einleitung der Debatte über den Cultusetat im Abgeordnetenhause abgegebene Erklärung fällt. Wie Herr von Puttkamer versichert, ist „gleich damals der jetzt in dieser Vorlage Fleisch und Blut nehmende Gedanke einer facultativen, einer Vollmachtsgesetzgebung aufgetreten"; die Art, wie der Minister denselben mit der österreichischen Gesetzgebung in Beziehung bringt, läßt wohl vermuthen, daß Herr Hübler als einziges positives Resultat seines Wiener Aufenthaltes diese Neigung mitgebracht hat. Die Regierung war aber noch immer erst im Stadium der „Erwägungen", als „von uns unprovocirt und unerwartet" das päpstliche Breve vom 24. Februar an Erzbischof Melchers erschien. Und wiederum, ehe der Beschluß vom 17. März, mit welchem das Staatsministerium zu diesem Breve Stellung nahm, in Rom officiell mitgetheilt war, ging von dort in einer Depesche vom 23. März eine authentische Interpretation jener Kundgebung ab, welche dem anscheinend darin gegebenen Zugeständnisse praktisch alle Bedeutung nahm. Einerseits sollte sich die Erfüllung der Anzeigepflicht auf die Besetzung der inamoviblen Pfarrer beschränken (in den ehemals französischen Landestheilen ist dies weitaus die Minderheit der geistlichen Amtsstellen); andererseits sollte doch „das letzte Urtheil über die Geeignetheit, die Betreffenden zu ernennen, immer den Bischöfen zustehen", das heißt das Einspruchsrecht der Maigesetzgebung wurde als solches perhorrescirt und allein auf das „Verlangen" verwiesen, welches die „Autorität der Kirche" haben werde, „in den fraglichen Fällen den Staat zufrieden zu stellen".

Die Regierung erhielt von diesem „Rückschlage" der Unterhandlung durch Bericht des Wiener Botschafters vom 29. März Kenntniß — eben damals steckte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ihren ersten Fühler über die discretionären Gewalten in der bekannten tactlosen Weise aus. Anderthalb Monate dauerte hierauf der Depeschenwechsel noch fort, voll anziehender Einzelheiten, aber mit dem nackten Abschlusse, daß zwei gleichzeitig am 14. Mai von Rom und Berlin abgegangene Actenstücke den Abbruch der Verhandlungen feststellen: von deutscher Seite in schonendster Weise, obwohl „bei der königlichen Regierung die Hoffnung, daß das Entgegenkommen ein gegenseitiges sein werde, und das Vertrauen, daß die Verhandlungen in jetziger Sachlage zur Verständigung führen werden, wesentlich abgeschwächt" sei, werde dieselbe „nicht länger zögern, aus ihrer eigenen Initiative heraus diejenigen Maßregeln den gesetzgebenden Factoren vorzuschlagen, welche mit den unveräußerlichen Rechten des Staates verträglich sind und nach ihrer Ueberzeugung und ihren Wahrnehmungen an anderen Ländern die Wiederherstellung einer geordneten Diöcesanverwaltung und die Abhilfe des eingetretenen Priestermangels möglich machen". Von römischer Seite aber lautete die Erklärung knapp und kurz, „wenn die preußische Regierung der katholischen Kirche keinen

andern Vortheil zugestehen wolle als den, der in den discretionären Gewalten liege, so müsse die in dem Breve vom 24. Februar ausgesprochene Ankündigung als non avenue betrachtet werden" — eine Frivolität ohne Gleichen, wenn man sich erinnert, daß es sich um die Erfüllung einer gesetzlichen Pflicht handelt, die dem „katholischen Gewissen" unmöglich sein sollte, und die nun der Papst je nach diplomatischer Convenienz „dulden" oder „nicht dulden" will!

Nach dem Vorstehenden ist die Vorlage vom 20. Mai nicht nur ohne Rücksicht auf ein entsprechendes Verhalten der Curie, sondern in der vollen Kenntniß ihres Widerspruches gegen den hiermit eingeleiteten Versuch zur Beseitigung der aus den geltenden Gesetzen entspringenden Härten gemacht worden. Die Regierung tritt damit offenbar einen Schritt von dem Boden des Staatsministerialbeschlusses vom 17. März zurück, insofern derselbe einen derartigen Vorschlag an die gesetzgebenden Factoren von einem „sichtlichen und in Thatsachen ausgedrückten Beweis" für die friedlichen Gesinnungen der Curie und insbesondere von der Erfüllung der Ankündigung des Breve vom 24. Februar abhängig machte. Der Abgeordnete Falk hat denn auch nicht unterlassen, diesen Mangel der Folgerichtigkeit in schärfster Weise der Regierung vorzurücken, aber man wird doch zugeben müssen, daß dieser Widerspruch mehr in der Form als in der Sache liegt, indem Herr von Puttkamer als selbstverständliche Voraussetzung jedes Gebrauches von den geforderten Vollmachten die vorherige Erfüllung der Anzeigepflicht im Sinne des Staatsministerialbeschlusses bezeichnet. Daß es „ein nicht leichter Schritt" ist, den man der Volksvertretung zumuthet, daß insbesondere der Artikel 9, welcher alle Strafbestimmungen der Maigesetze in ihrer Anwendung von dem Ermessen der Regierung abhängig macht, „eine ungemein starke Zumuthung an einen gewissenhaften Gesetzgeber stellt", gesteht auch Herr von Puttkamer zu. Er glaubt den eingeschlagenen Weg zu rechtfertigen durch die doppelte Erwägung, daß eine organische Revision der Maigesetze in diesem Augenblicke das Ziel nicht erreichen werde, weil sie eine Reihe von Machtpositionen ohne Gegenleistung aufgeben müßte, und daß die Regierung, wenn sie gestützt auf die unangreifbare Defensive des geltenden „völlig unanfechtbaren Systemes kirchenpolitischer Gesetze" mit der Curie um die Wette das Weitere ruhig abwarten wollte, zwar ihrer politisch-constitutionellen Verantwortlichkeit correct, aber nicht der „sehr schweren moralisch-patriotischen" Verantwortlichkeit genügen würde, welche ihr die Nothstände der katholischen Religionsübung auferlegen.

Nicht weniger als in vierfach verschiedener Weise stellen sich nun dem Entwurfe die parlamentarischen Parteien gegenüber. Für die bedingungslose Ablehnung hat Dr. Falk nur die Fortschrittspartei und einen seiner Stärke nach nicht zu berechnenden Theil der Nationalliberalen hinter sich. Auch das

Digitized by Google

Centrum verhält sich allerdings zur Zeit ablehnend, aber es will damit ausdrücklich nicht sein letztes Wort gesprochen haben, und es tritt jedenfalls „in die Berathung der Vorlage ein", das heißt es wird zu den Versuchen der Amendirung in Commission und Plenum, die eventuell dem kirchlichen Interesse zuträglichste Stellung nehmen. Andererseits scheinen die beiden conservativen Fractionen mit der Regierung über gewisse Modificationen des Entwurfes einig zu sein, welche dessen wesentlichen Bestand nicht berühren; die wichtigste darunter wird die Beschränkung der Geltung des Gesetzes auf eine bestimmte und zwar kurze Frist sein; da dieses Zugeständniß einmal den Freiconservativen und Nationalliberalen auf alle Fälle gemacht werden mußte, greift man am liebsten die Frist so, daß noch die gegenwärtige Mehrheit des Abgeordnetenhauses über deren Verlängerung zu entscheiden haben wird. Der Theil der Nationalliberalen endlich, welcher an der Debatte durch den Abgeordneten Gneist vertreten war, ist allerdings aufrichtig bereit, durch geeignete Abänderungen den Entwurf mit den rechtsstaatlichen Anforderungen verträglich zu machen; aber die letzteren gehen augenscheinlich weit über die von den Conservativen gesteckten Grenzen hinaus. Da nun die Letzteren in Verbindung mit dem Centrum es in der Hand haben, alle liberalen Amendements abzuwerfen, die Liberalen aber wiederum mit Hilfe des Centrums den so festgestellten Entwurf ablehnen könnten, so erwartet man auf conservativer Seite, daß wenn nicht noch inzwischen die Curie eine Stellung einnimmt, welche dem Centrum die Annahme gestattet, das letztere sich der Schlußabstimmung enthalten werde, worauf dann die wenigen Stimmen, um welche die conservative Seite die liberale überwiegt, den Ausschlag geben würde.

x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Schwaben. Die nationale Partei in Württemberg. — Der Sieg, den die schwäbische Volkspartei bei der Reichstagswahl im sechsten württembergischen Wahlkreise erfocht, hat mit Recht einiges Aufsehen gemacht. Obwohl persönliche Momente ins Spiel kamen und manches Zufällige mit unterlief, was die Wahl in diesem Sinne entschied, so lenkt sie doch wieder einmal den Blick auf die eigenthümliche Lage, in der sich die Nationalgesinnten Württembergs befinden. Der Wahlbezirk, der die Universitätsstadt Tübingen, die Bischofsstadt Rottenburg, die alte Reichsstadt Reutlingen begreift, ist stets einer der bestrittensten gewesen. Die Parteien halten sich ziemlich die Waage, abwechselnd hat die eine der andern den Platz entrissen, und wenn bei der Wahl am 30. Juli 1878 der nationale Candidat Geß (im württembergischen Landtage gehörte er der deutschen, im Reichstage der

Reichspartei an) einen bedeutenden Vorsprung vor dem Demokraten Payer hatte, so war dies wesentlich auf die Stimmung nach den Kaiserattentaten zu schieben, die ja überall der conservativen Sache zu Gute kam. Nicht daß der Sieg an den Demokraten überging, ist also das eigentlich überraschende — obwohl die siegreiche Partei wirklich im höchsten Grade überrascht war und in den „märchenhaften" Erfolg sich kaum zu finden wußte, den sie nach eigenem Geständniß mit ein bischen Flugblatt und Schoppentrinken errang, — das Auffallende war die Lauheit und Gleichgiltigkeit der Wähler, die denjenigen den Sieg leicht machte, die überhaupt nur ein wenig sich regten. Im Jahre 1878 fielen auf Geß 9190, auf Payer 6310 Stimmen, am 20. Mai dieses Jahres auf Geß 3620, auf Payer 5860 Stimmen. Vor zwei Jahren stimmten 73½ Proc., jetzt 45 Proc. der Wahlberechtigten ab. Die Stimmenabnahme vertheilt sich, wie man sieht, nicht gleich auf beide Parteien; auch Payer hat weniger Stimmen erhalten als vor zwei Jahren, doch ungleich größer war die Lauheit im nationalen Lager. Man unterließ vor der Wahl die sonst gewohnte rührige Thätigkeit, man gab am Wahltag nicht einmal die Stimme ab. Das weist auf eine tiefgehende Verstimmung und Gedrücktheit, woran der Umstand, daß Geß persönlich nicht mehr derselben Sympathien wie früher sich erfreute, doch nur einen kleinen Theil der Schuld tragen kann. Es ist nun auch gar nicht zu leugnen, daß durch den gegenwärtigen Zustand im Reiche die nationale Partei in ihrer Thätigkeit sich eigenthümlich beengt und gehemmt sieht, während die feindlichen Parteien ihren Nutzen daraus ziehen. Zu den alten Beschwerden, die immer wieder empfängliche Ohren finden, zu den Beschwerden über die Militärlast und die Wirkungen der Reichsgesetze auf socialem Gebiete sind neuerdings die Klagen über das Gerichtsverfahren und die Gerichtskosten gekommen, Neuerungen, die in unserm Lande nicht als Verbesserungen betrachtet werden. Die Wirthschaftsreform ist im Allgemeinen in dem schutzzöllnerischen Württemberg günstig aufgenommen worden und man würde am liebsten dem Fürsten Bismarck noch das Tabaksmonopol entgegenbringen, für das nicht blos unser Finanzminister schwärmt. Aber das Suchen nach allen möglichen Steuerobjecten, ohne einen ersichtlichen Plan, ohne Verwirklichung der in Aussicht gestellten Erleichterungen, das Willkürliche, Sprunghafte, das in diesem Theile der Gesetzgebung zu Tage tritt, und nicht blos in diesem, dazu die unglückliche Rolle, die unser Parlamentarismus dem allmächtigen Willen des Kanzlers gegenüber zu spielen verurtheilt ist, das Alles hat auch in gut nationale Kreise Verstimmung getragen, während feindselige Gesinnung daran sich ergötzt und für ihre Propaganda daraus Geschäfte macht. Aehnliche Wirkungen zeigen sich auch anderwärts. In einer ihrer festesten Burgen in Norddeutschland ist den Nationalliberalen fast zur selben Zeit ein Sitz an die Demokratie verloren

Digitized by Google

gegangen. In Tübingen-Rottenburg kam dazu noch die Stellungnahme der Klerikalen. Sie waren sonst mindestens getheilt, diesmal fielen ihre Stimmen alle dem Volksparteiler als dem „kleineren Uebel" zu, und dies trotz der ununterbrochenen Fehde, die zwischen der demokratischen und der ultramontanen Presse im Gange ist. Sie hassen sich, aber größer noch ist ihr gemeinsamer Haß gegen das Reich. Unbefangen beriefen sich die Verbündeten des Wahltages auf das Uhland'sche: „Ich stritt aus Haß der Städte, und nicht um euren Dank". Früher pflegte der Bischof selbst einen mäßigenden Einfluß zu üben; eben in diesem Wahlkreis hat er der württembergischen Regierung zu Gefallen sonst die Stimmen seiner Heerde den liberalconservativen Bewerbern zuzuwenden versucht. Dergleichen ist jetzt nicht geschehen: gleich bezeichnend für die Stellung der Katholiken in Württemberg und im Reich. Ein Zeichen, daß der Bischof Hefele gegenüber dem römischen Fanatismus vollends gänzlich machtlos geworden ist. Ein Zeichen zugleich, wie das Scheitern der preußischen Verhandlungen mit Rom auch auf die Katholiken der Diöcese des „kirchlichen Friedens" zurückgewirkt hat.

Das ist eine Lage, bei welcher der nationalen Partei wohl kein üblerer Rath ertheilt werden könnte, als sich durch Trennung von den ihr anhängenden conservativen Elementen zu discipliniren, sich zu isoliren und kurz gesagt, eine den norddeutschen Nationalliberalen linken Flügels entsprechende Frontveränderung vorzunehmen. Nur eine gänzliche Verkennung unserer Verhältnisse könnte derlei Gedanken eingeben und solche Folgerungen aus jenem Wahlausfalle abziehen. Gesetzt man machte Anstalt, den Rath zu befolgen, so würden die Nationalgesinnten wieder in jene Stellung zurückfallen, die sie vor dem Jahre 1870, zur Zeit der Zollparlamentswahlen, einnahmen, sie wären eine kleine Minderheit, eine einflußlose Protestpartei. Ja sie wären nicht einmal das. Zu jener Schwenkung fehlt es in Wirklichkeit an allen Bedingungen. Nirgends sind die Führer, welche sie unternehmen möchten, und wären sie da, so würden sie vergeblich nach einem Anhange sich umsehen. Innerhalb der Partei selbst ist mehr und mehr die Neigung nach rechts hervorgetreten und wenn ihre Reihen allerdings geschwächt und desorganisirt sind, so ist der Grund dafür vornehmlich der, daß ganze Bataillone sich abgelöst haben und zwar nach rechts, direct ins conservative Lager abgeschwenkt sind. Von den Anfängen der Partei an ist nach links, das heißt gegen die Volkspartei die Grenze immer so scharf wie möglich gezogen gewesen, nach rechts blieb sie flüssig; aus dem einfachen Grunde, weil die nationale Sache dort auf unbedingten Widerstand stieß, hier, wenn auch in verdünnter Gestalt auf mehr oder weniger Empfänglichkeit rechnen durfte. Die Aufgabe der nationalen Partei in Württemberg ist noch immer eine sozusagen pädagogische. Sie hat in hartem Materiale zu arbeiten, und sie kann nur mit

Digitized by Google

großen Grundwahrheiten und Grundthatsachen operiren, sie kann sich nicht mit den kritischen Finessen der norddeutschen Liberalen befassen, deren Werth ja nicht bestritten werden soll, aber Eines schickt sich nicht für Alle. Das wird ja in der That der eigentliche Unterschied in der Taktik der Reichsgesinnten hier und dort sein: jenseits des Mains können sie sich den Luxus einer kritischen Haltung verstatten, im Süden sind sie durchaus auf eine positive Thätigkeit angewiesen. Wollten auch sie in die Positur einer kritischen Partei sich werfen, so würden sie damit nur Waffen in die Hände ihrer Gegner drücken, ja sie würden die eigenen Genossen in das feindliche Lager treiben, wo man ja das Kritisiren noch viel besser versteht und in noch viel drastischerer Manier betreibt. Denn in diesem Metier, das muß man der schwäbischen Volkspartei lassen, ist sie Allen im Reiche über. Für uns ist der Parteigegensatz noch immer überaus einfach; er heißt: Für oder wider das Reich. Daß auf der einen Seite Demokraten und Römische, auf der andern Liberale und Conservative stehen, das läßt sich nicht willkürlich ändern, das ist so geworden, das ist die natürliche und so zu sagen historische Stellung. Es ist langweilig, aber nothwendig und ersprießlich, daß bei jeder einzelnen Wahl der ganze Reichskatechismus von A bis Z wieder durchgenommen werden muß. Gegen den frivolen Nihilismus der Volkspartei drehen sich die Disputationen stets um dieselben Gegenstände, wie seit zehn und fast zwanzig Jahren, um die Zersplitterung und die Einheit des Vaterlandes, um die Lasten und Pflichten und Ehren des Staates, um die Sicherheit des Bürgers nach außen und innen, um den Gewinn an sittlichen Gütern, der hoch über persönlichen Opfern steht, um die Unterscheidung dessen, was in unserer neuesten Geschichte groß und wesentlich, und dessen, was klein, nichtig, verschwindend und vorübergehend ist. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Disputationen ganz ohne Erfolg bleiben. Mit dieser positiven Aufgabe ist die nationale Partei vorläufig noch immer ausreichend beschäftigt, wir sind noch immer an den Fundamenten. Und dieser Charakter des Wahlkampfes ist ganz der gleiche, ob der Volkspartei ein Liberaler oder ein Conservativer gegenübersteht. Auch der Letztere kann, wenn er gegen einen Volksparteiler gewählt sein will, nur vermittelst eines Wahlkampfes zum Ziel gelangen, in dem der Reichsgedanke behauptet wird gegen verächtlichen Spott und Anklage. Wer je einmal einen solchen Wahlkampf sich in der Nähe angesehen hat, wird das anderwärts befremdliche Schauspiel begreifen, daß liberale Comités für die Wahl conservativer Canditaten ins Zeug gehen.

So ungefähr sieht die nationale Partei in Württemberg ihre Pflicht an, hat sie bisher angesehen. Aber — und nun kommt ein schweres Aber — diese Pflicht wird ihr allerdings seit einigen Jahren erheblich erschwert. Sie übt damit eine Selbstverleugnung, die ihre Grenze hat, und die, wie die

Digitized by Google

Tübinger Wahl zeigt, ihre Grenze erreicht hat. Durch die Lage der Dinge sieht sie sich mit Elementen verbunden, die je länger je mehr lediglich ihre Dienste gebrauchen und mißbrauchen. Sie soll mit ihrer Organisation die Geschäfte für die ganze liberal-conservative Coalition besorgen und sie sieht sich gleichzeitig aufs Thörichtste von den Deutschconservativen angefeindet, während auch das Verhältniß zu der Regierung ein zweideutiges ist und bleibt. Seitdem die württembergische Regierung das Reichseisenbahnproject als Vorwand nahm, um im Lande Stimmung gegen die eigentlich Nationalliberalen zu machen und diese fast überall durch Conservative zu verdrängen, hat sich in der deutschen Partei ein begreiflicher Unmuth eingestellt, der seinerseits ihre Thätigkeit lähmt und jetzt zum erstenmale zu einer Wahlenthaltung in größerem Umfange geführt hat. Dies könnte nur anders werden durch eine ganz andere Haltung der Regierung, und dazu ist keine Aussicht vorhanden. Die Volkspartei ist darum im Rechte, wenn sie auf gute Tage hofft und dreistere Manieren annimmt als je. Der Gedanke hat auch etwas Verführerisches, eine Zeit lang die Regierung und die Volkspartei allein einander gegenüberzustellen. Es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn das Reich die Folgen nicht besser ertragen könnte als das Land. *

Litteratur.

Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. Festschrift zur Erinnerung an die zweihundertjährige Vereinigung, herausgegeben im Namen der historischen Commission der Provinz Sachsen von Professor Dr. Julius Opel. Halle an der Saale, Otto Hendel. 1880. — Am 4. Juni sind es zweihundert Jahre, daß der Administrator Herzog August von Sachsen starb und damit das Erzstift Magdeburg unmittelbar mit dem Staate des Großen Kurfürsten vereinigt wurde. Die Festschrift, die sich auch äußerlich als solche zu erkennen giebt, ist eine fleißige Arbeit, welche die Regierung des letzten Administrators und den Uebergang in die neuen Verhältnisse schildert. Die Darstellung ist reich an Einzelzügen, auch für die Kirchen- und Culturgeschichte, und man gewinnt den Eindruck, daß das Herzogthum, trotz manches Mißbehagens in der ersten Zeit, durch die Vereinigung mit Preußen erst in den Kreis moderner Staatsverhältnisse eintrat. g.

Harald und Theano. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Mit wahrhaft rastlosem Fleiße fördert Felix Dahn neben seinen umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten fort und fort auch Dichtungen von größerer oder geringerer Bedeutung zu Tage und bietet in dem vorliegenden Werke einen Operntext, der, nach seinem 1855 erschienenen Epos dieses Namens verfaßt, wohl geeignet scheint, einen Componisten zu reizen und ihm zur erwünschten Grundlage für seine künstlerische Leistung zu dienen. Die Handlung spielt zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christus in Amathus auf Kypros; zu den beiden Elementen der heidnischen und christlichen Bewohner treten als drittes seefahrende Sachsen, welche die letzteren vor den ersteren retten und namentlich Theano, die Nichte des römischen Statthalters Phalanthos, vor einem erzwungenen Ehebunde mit einem vornehmen Kyprer

Krates bewahren. Im ersten Aufzuge wird ein sich zu bachantischer Ausgelassenheit steigerndes Fest der Aphrodite vorgeführt, der zweite spielt in einer Christengrotte, und äußerste Gefahr durch die Heiden und wunderbare Rettung durch die Christen bilden seinen Inhalt, im dritten schließen die Sachsen auf dem Markte der von ihnen erstürmten Stadt ihren Frieden mit der Hauptmasse der Bewohner, und im vierten wird der von Phalanthos und seinen Genossen gemachte Versuch, Theano dem Sachsenführer Harald mit Gewalt vorzuenthalten und Harald durch Verrath und Trug zu überwältigen, sowie die Christen zu vernichten, in furchtbarster Weise durch die Eroberung der Burg und die Tödtung der Verräther bestraft; am Schlusse führt Harald die Christen und Theano in seine nordische Heimath. Man sieht, an allerlei Effecten fehlt es nicht, und nicht blos der Decorationsmaler und der Maschinenmeister erhalten Gelegenheit, ihre Kräfte zu rühren, sondern auch dem Componisten ist ein schönes Material für den Ausdruck der verschiedenartigsten Stimmungen vom tiefsten Schmerze bis zum ausgelassensten Jubel geboten. E—e.

Das Leben des Prinzen Albert, Prinzgemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Uebersetzt von Emil Lehmann. Vierter Band. Gotha, Fr. A. Perthes. 1880. — Fast gleichzeitig mit dem fünften und letzten Bande der Originalausgabe ist von der deutschen Uebersetzung dieses einzigartigen Werkes der vierte Band erschienen. Er begreift eine kurze, aber inhaltvolle Zeit, die Jahre 1857—1859, in welche der italienische Krieg, der Umschwung in Preußen, die Vermählung der Prinzessin Victoria mit dem jetzigen deutschen Kronprinzen fallen. Welcher Reichthum an politischer Belehrung wie an rein menschlichen Motiven der anziehendsten Art in diesem Bande vereinigt ist, darauf ist in diesen Blättern schon beim Erscheinen der englischen Ausgabe (1879 I, 793) nachdrücklich hingewiesen worden. g.

Bewegte Tage. Bilder aus dem sechzehnten Jahrhundert von Luise Cuno. Marburg, Elwert. 1880. — Zur Herausgabe dieses Buches hat sich die Verfasserin, wie sie im Vorworte bemerkt, durch die freundliche Aufnahme ermuthigt gefühlt, welche ihre unter dem Titel „Conrad von Marburg" herausgegebenen Bilder aus dem dreizehnten Jahrhundert gefunden haben. Aber sie protestirt gegen die Bezeichnung jenes Buches mit dem Namen eines historischen Romans und will dieselbe auch auf das vorliegende durchaus nicht angewandt wissen, obgleich sie doch, „um diese Bilder zu einem Ganzen zu vereinigen, das lose Band einer dürftigen Erzählung darumgeschlungen" hat. Diese Aeußerungen sind aus einer Auffassung vom Wesen des historischen Romans und von dem Unterschiede zwischen ihm und der eigentlich historischen Darstellung hervorgegangen, die wir unsererseits für vollständig unhaltbar ansehen. Mit dem Augenblicke, in welchem sich die Verfasserin durch die Schöpfung des „losen Bandes einer dürftigen Erzählung" auf den Boden der Dichtung begeben hat, stellt sie ihr Thun in den Dienst der Poesie und macht es von den Gesetzen dieser abhängig, aber dabei kann sie gerade vermittelst der Beobachtung der für den Roman und speciell den sogenannten historischen Roman vorhandenen Norm bei ihren Lesern auch geschichtliche Anschauung wecken oder fördern; darauf freilich darf sie nicht rechnen, daß Jemand historische Thatsachen aus einer Dichtung lernen solle. In Folge ihrer unklaren Auffassung ist die Verfasserin jetzt auf halbem Wege stehen geblieben und nicht zu einer vollen Ausgestaltung der dichterischen Form gelangt, und das kann man um des Talentes willen, das sich auch bei der jetzigen dürftigen Ausbildung dieser Seite des Buches nicht verkennen läßt, und wegen der Sorgfalt, mit welcher die als Grundlage dienenden historischen Thatsachen, Vorgänge aus

der deutschen Reformationsgeschichte von 1521 bis 1530, gesammelt sind, nur bedauern. E—e.

Spanien, von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, J. B. Metzler. 1880. — De Amicis ist zur Zeit der gelesenste Schriftsteller in Italien. Leicht und gefällig, doch immer mit Geist und Geschmack, weiß er sich beim Leser einzuschmeicheln und ihn zu fesseln. So sind auch diee Reiseskizzen aus Spanien, geschrieben zur Zeit, als der italienische Prinz Amadeus auf dem Throne der castilischen Könige saß, lebhaft, pittoresk, unterhaltend; der Verfasser hat einen glücklichen, leicht schäumenden Humor, und er hat vor allem ein gesundes Auge und einen gesunden Menschenverstand; er will den Leser nicht belehren, aber er stellt ihm ein anschauliches und haftendes Bild um das andere vor Augen, abwechselnd aus der Landschaft, aus der Geschichte und aus dem Volksleben der Gegenwart. Prächtig ist beispielsweise Seite 155 ff. der rhetorische Nationalstolz der heutigen Spanier geschildert. Gelegentlich fällt auch auf das Politische ein Streiflicht. Auf Seite 79 ist höchst amüsant erzählt, wie es in Spanien nicht weniger als dreißig Parteien und streng genommen noch mehr giebt. Aus Anlaß eines Besuches im Congresse erhält der Leser etliche Portraitskizzen der politischen Matadore, darunter auch von Emilio Castelar. Dies erinnert daran, daß, wie wir von dem Italiener Amicis ein Buch über Spanien, so von dem Spanier Castelar ein berühmtes Buch über Italien haben (deutsch von J. Schanz. Leipzig, H. Hartung. 1876). Beide sind sich so unähnlich wie möglich. Unterhält der Italiener durch sein angenehmes Geplauder, so ist der Spanier immer ernst, feierlich, tragisch, kein Lächeln kommt über seine Lippen, keinen Augenblick steigt er vom Kothurn herunter. Der Eine treibt leichtblütig auf Gassen und Märkten sich umher; der Geist des Anderen, in die historischen Erinnerungen verloren, in geschichts-philosophische Visionen versenkt, hat keine Zeit, sich um das Hier und das Heute zu kümmern: „Vor jeder Ruine muß man die erhabenen Schatten anrufen, die sie beleben, und die lebendigen Ideen in sich aufnehmen, die aus ihrem fruchtbaren Schoße strömen. In Italien reist man nicht anders." Der Gegensatz der Volksindividualitäten, wie er sich in diesen beiden Büchern ausdrückt, ist überaus bezeichnend. L.

Gastfahrten. Reiseerfahrungen und Studien von Wilhelm Roßmann. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1880. — Vier größere Abhandlungen sind hier vereinigt: Die Passion im St. Peter zu Rom, die Passion auf der Bühne zu Oberammergau, ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos, eine Fahrt nach Jerusalem. Man erkennt leicht, daß diese weitentlegenen Wanderziele doch durch ein inneres Band zusammengehalten sind: es handelt sich bei allen um religiöse Gebräuche oder Ueberlieferungen, genauer um verschiedene Aeußerungen und Darstellungen des Symbolischen in der römischen und in der griechischen Kirche, und da der gelehrte Verfasser als Protestant, so zu sagen als Gast, diese Culturstätten besuchte, mit wissenschaftlichem Blicke über die äußeren und inneren Erfahrungen sich Rechenschaft zu geben suchte, hat er seine Studien unter dem Titel „Gastfahrten" vereinigt. „Mit Kritik, doch mit innerem Antheil" sind diese Studien angestellt. Der Verfasser erzählt, welch tiefen und erhebenden Eindruck er im Jahre 1869 von der Passionsfeier in Rom empfing, wie dieser Eindruck derselbe war nicht blos bei den anwesenden Katholiken, sondern auch bei den Tausenden, die gleich ihm einem andern Bekenntniß angehörten, und indem er nun auf die Gründe dieser Wirkung sich besann, fand er, daß es bei dieser Feier nirgends um confessionelle Ueberzeugungen oder dogmatische Fragen sich handelte, daß sie sich vielmehr ausschließlich an die unmittelbare Empfindung richtete; sie

ed by Google

zielte darauf ab, das zu feiernde Ereigniß selbst durch die Mittel der Erzählung, der symbolischen Handlung, der dramatisirenden Vorführung, der Poesie und Musik gegenwärtig zu machen und dem durch die Anschauung desselben erregten Gefühle einen künstlerisch verklärten Ausdruck zu geben. Daraus entsprang für den Verfasser das Bedürfniß, eine nähere Kenntniß dieser Gebräuche zu erlangen und namentlich über die Geschichte und Bedeutung der Symbole und symbolischen Handlungen sich zu unterrichten, welche die Passionsfeier in Rom einfassen und durchweben. Das Ergebniß dieser Forschungen ist in dem ersten der Aufsätze niedergelegt. Ausführlich werden die Cultushandlungen von Tag zu Tag beschrieben und dabei die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit des symbolischen Elementes in der Religion nachgewiesen. Die Symbole geben nämlich der Religion jenes körperhafte und substantiell Allgemeine, dessen sie nicht entrathen kann, wenn sie ihrer Aufgabe gemäß Menschen der verschiedensten Geistes- und Bildungsstufen zu einer Einheit zusammenschließen soll. Das Göttliche entzieht sich dem Begriffe, der Definition: um es zu einem Gegenwärtigen zu machen, dient das religiöse Kunstwerk. Zwar erschöpfen die Symbole nicht den Umfang unsers Gefühles der Gottheit, es sind nur Bilder, ringende Versuche, sie lassen ein dunkles Unausgesprochenes in uns zurück, das zu neuer Veranschaulichung drängt; „und nur, indem sich verschiedene Symbole höherer und niederer Art und auf verschiedene Sinne bezogen, in feierlicher Weise zum Gottesdienste verbinden, entsteht so zu sagen eine religiöse Atmosphäre, die unserer Ahnung des Unendlichen annähernd gleichgestimmt ist und unserm Gefühle wohlthuend entspricht.“ Nur kurze Zeit, in der gespannten religiösen Erregung der ersten Gemeinden, konnte das Christenthum einen Apparat von Symbolen entbehren. Sobald jene Spannung nachließ, war das Bedürfniß unabweisbar, und um dieses Bedürfniß zu befriedigen, griff man — und dies bildet den eigentlichen Kern der Abhandlung — auf die Gebräuche des Heidenthums zurück, die man entlehnte, umbildete, weiter entwickelte. Der Nachweis eben dieses Processes ist vom Verfasser mit glänzendem Scharfsinne und mit ungemeiner Belesenheit geführt, er ist noch niemals so bis ins Einzelne der Gebräuche, selbst der Kleidung, durchgeführt worden und bildet, überraschend und überzeugend, ein wirkliches Verdienst. Auch die anderen Abhandlungen sind von mannichfaltigem Interesse. So wird beim Passionsspiele in Oberammergau nicht blos der Hergang beschrieben, auch aus der ältesten Redaction des Textes eine Mittheilung gemacht, sondern ein eingehender Vergleich mit dem religiösen Drama der Griechen angestellt. Die Untersuchung der heiligen Gebräuche in der Grabeskirche zu Jerusalem führt auch hier zur Aufdeckung von Ueberresten heidnischer Cultusformen, und eben hieraus wird in scharfsinniger Weise der Beweis für die Echtheit der Grabeskirche abgeleitet. In dem Besuche bei den Mönchen der Athos-Republik macht die gelehrte Forschung, mehr als in den anderen Stücken der Fall ist, der harmlosen, heiteren Reisebeschreibung Platz; übrigens muß gesagt werden, daß die Darstellung des Verfassers durchweg eine anziehende ist und auch das schwere Material scheinbar absichtslos in die Touristengänge verwebt. Das Buch ist auch anmuthig ausgestattet und trägt die Widmung an den um seiner archäologischen Studien und Reisen willen bekannten Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen an der Spitze. Roßmann war der Erzieher des Prinzen und hat auch die hier beschriebenen Fahrten, mit Ausnahme der nach Jerusalem, in dessen Gesellschaft ausgeführt.

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 3. Juni 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Heinrich von Gagern.

Mit dem am 22. Mai d. J. erfolgten Hingange des Freiherrn Heinrich von Gagern ist eine jener Persönlichkeiten dem Urtheile der Geschichte übergeben worden, die zur Zeit ihrer Erfolge eben so sehr überschätzt, über Gebühr gelobt, ja verherrlicht worden, als sie zur Zeit ihrer Resignation vom politischen Leben verkannt und mit ungerechtem Tadel überschüttet worden, schließlich sogar in Vergessenheit gerathen sind. Aehnlich wie Emmanuel Sièyes, als Mitglied des Rathes der Fünfhundert und dann des Directoriums, als Mitarbeiter am 18. Brumaire, als Verfasser der berühmten Flugschrift: Qu'est-ce que le tiers Etat, der Vater des geflügelten Wortes: „Ihr wollt frei sein und versteht nicht einmal gerecht zu sein", der seine Verfassung für Frankreich, gleich wie die vollständig gerüstete Minerva dem Haupte des Jupiter entsprang, geläufig bis in die geringsten Einzelheiten systematisirt, so zu sagen aus dem Aermel schüttete, ähnlich wie dieser zu seiner Zeit im Munde und Gedanken jedes seiner Landsleute nicht nur, sondern des ganzen gebildeten Europas lebte: so auch Heinrich von Gagern zur Zeit seiner Präsidentschaft der deutschen Nationalversammlung und ihres Reichsministeriums, als er mittelst seines berühmten „kühnen Griffes" die angekündigte Souveränetät der Versammlung zur Wahrheit und den österreichischen Erzherzog „nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst" zum Reichsverweser machte; als er den engern Bund, die Einigung Deutschlands mit dem preußischen Erbkaiserthum zum Losungsworte erhob. Und ähnlich wie Sièyes nach der zweiten Restauration als Königsmörder verbannt und erst durch die Julirevolution zurückgerufen, dann in stiller Resignation, ohne jeden weitern Antheil am öffentlichen Leben, als stummes Mitglied der Akademie, sogar fern von Paris sein Leben auslebte und hochbetagt, 87 Jahre alt, in gänzliche Vergessenheit gerathen dahin schied, so auch Heinrich von Gagern, seit er nach seinem Absagebrief an die nationalliberale Partei am eigentlichen politischen Leben keinen weitern Antheil mehr nahm und des ihm schließlich zur Sühne für schweres Unrecht und schweren

Digitized by Google

Undank zugewendeten Botschafterpostens enthoben, rath- und thatenlos seine Tage in Darmstadt verbrachte.

Beginnen wir vor unserm Urtheilsspruche mit einem Rückblicke auf seine Familie, auf sein Leben. Das freiherrliche Geschlecht derer von Gagern stammt von der Insel Rügen. Einige Glieder desselben dienten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dem schwedischen Könige Karl XII., andere der Republik Venedig; es waren „kriegerische Abentheurer", wie Hans Christoph Ernst von Gagern sie selbst nennt. Einer vermählte sich mit einer reichsritterschaftlichen Erbtochter am Rheine, erwarb mehrere Güter durch sie und ward in die reichsunmittelbare Ritterschaft am Oberrhein aufgenommen. Der Vater des eben genannten, Karl Gottlieb, diente im französischen Rgiment Étranger royal Deux ponts und zwar mit Auszeichnung, er verlor im siebenjährigen Kriege ein Bein, lebte dann am pfalz-zweibrückischen Hofe, und verwaltete seine nicht unbedeutenden Güter mit Geschick und Kenntniß. Zum Bevollmächtigten der oberrheinischen Ritterschaft gewählt, vertrat er diese auf dem Congresse zu Rastadt, mußte dann aber in Folge der französischen Invasion seine Güter und seine Heimath verlassen und eine Zeit lang als Emigrant in Genua verweilen, bis ihm die Rückkehr auf sein Hauptgut Monsheim gestattet wurde, wo er als französischer Bürger starb. Er vererbte sein diplomatisches Talent auf seinen Sohn und seine Enkel. Das Leben und Wirken Hans Christoph Ernst's von Gagern ist bekannt. Dieser begann seine Laufbahn in nassau-weilburgischen Diensten, wurde sehr früh Regierungspräsident in Hachenburg und nach dem Lüneviller Frieden als nassauischer Gesandter und Minister nach Paris geschickt, wo er seinem Fürsten eine reiche Entschädigung bei den Abtretungen und Mediatisirungen auswirkte. Dann legte er seine Aemter nieder und lebte während der napoleonischen Periode als Privatmann zu München, Wien und in England. Erst nach Napoleon's Sturze trat er als nassau-oranischer Minister wieder in Function und war als solcher für die Bildung des Königreiches der Niederlande und dessen Uebertragung an den Prinzen von Oranien-Nassau wesentlich mit thätig; wie die damaligen deutschen Publicisten ihm vorgeworfen haben, nur allzu sehr im Interesse Hollands, auf Kosten Deutschlands. Heinrich von Gagern hat, wie wir hier einschalten, in der von ihm verfaßten Biographie seines Bruders, des am 20. April 1848 vor dem Gefechte mit den badischen Freischaaren bei Kandern durch Meuchelschuß getödteten Generals Friedrich von Gagern, seinen Vater gegen diese oft wiederholten Angriffe in Schutz genommen und auch nicht ohne überzeugende Wirkung. Hans Christoph von Gagern war seinem innersten Gefühle nach ein deutscher Patriot und arbeitete auf dem Wiener Congresse eifrig an der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthumes; er war es auch, der am 14. November 1814 im Namen von

neunundzwanzig deutschen Regierungen dagegen protestirte, daß die in der Proclamation zu Kalisch verheißene, aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes hervorgehen sollende Verfassung lediglich von den fünf Königreichen ohne Zuziehung der übrigen Staaten vereinbart werden solle. Aus Unmuth über den Mißerfolg dieser seiner Bestrebungen zog Gagern sich schon 1818 von seiner diplomatischen Thätigkeit zurück, und trat dann 1820, vom Könige der Niederlande auf sein Ansuchen mit Pension entlassen, gänzlich in den Ruhestand. In seine Heimath zurückgekehrt, widmete er sich neben der Verwaltung seiner Güter schriftstellerischen Arbeiten, ließ sich dann aber in die hessische zweite Kammer wählen und trat 1829 als lebenslängliches, vom Großherzoge ernanntes Mitglied in die erste Kammer. Als solches erlebte er noch die Freude, die Erfolge zu sehen, mit denen seine drei Söhne, Friedrich, Heinrich und Max, an der Bewegung des Jahres 1848, der sie ganz und gar im Geiste ihres Vaters hingegeben waren, sich betheiligten. Und vor allen Heinrich. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die behaupten wollten, daß Hans Christoph Ernst sich dem Vater Mirabeau's nicht unähnlich gezeigt habe, der das größere Talent seines Sohnes mit Eifersucht, selbst Haß betrachtete, und daß er sich nur mit getheiltem Gefühle in dem Ruhme dessen gesonnt habe, dem er das Leben gegeben: wir haben nicht den mindesten Grund, ihnen auch nur einigen Glauben zu schenken. Wenden wir uns nun ausschließlich zu dem Letzteren.

Heinrich Wilhelm August von Gagern wurde am 20. August 1799 zu Weilburg in Nassau geboren. Er erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, die jedoch vorzugsweise auf eine militärische Laufbahn hinsteuerte, wie sie schon sein älterer Bruder Friedrich angetreten hatte. Im dreizehnten Jahre trat er in die Militärschule zu München ein, wo er die beiden Kriegsjahre 1812 und 1813 zubrachte. Dann verließ er diese Anstalt wieder, um sich einem bürgerlichen Berufe zu widmen, da mit dem Abschlusse des Pariser Friedens jede Aussicht auf Krieg vorüber zu sein schien. Als aber 1815 die Rückkehr Napoleon's von Elba die Aussicht auf ein thätiges Soldatenleben wieder eröffnete, war der sechzehnjährige Heinrich keinen Augenblick in Zweifel, wohin ihn seine Pflicht rufe. Er nahm Dienste im nassauischen Corps, das sich in Weilburg sammelte; das Ansehen seines Vaters sowie seine eigenen Kenntnisse bewirkten, daß er sogleich Officier wurde. Als solcher machte er den kurzen Feldzug in den Niederlanden mit, insbesondere die Schlacht von Waterloo, worin er auch eine leichte Verwundung erhielt. Nach hergestelltem Frieden studirte Heinrich von Gagern von 1816—1820 auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Jena und Genf die Rechte, ward Mitbegründer und eifriger Theilnehmer der Burschenschaft und gehörte zu denen, welche in Jena die Statuten zu dieser großen Studentenverbindung, deren Zweck die Herstellung

Digitized by Google

eines sittlich-kräftigen Lebens auf den deutschen Hochschulen war, entwarfen. Während seine Brüder theils in holländischem, theils in baierischem und nassauischem Civildienste Anstellung suchten, wandte Heinrich sich nach beendigten Studien in das Großherzogthum Hessen, zu welchem Staate er vermöge der Besitzungen seines Vaters in Rheinhessen im Unterthanenverbande stand. Nachdem er 1820 auf der Universität Gießen die Staatsprüfung bestanden, durchlief er ziemlich rasch die Stufenleiter der hessischen Beamtenhierarchie. Er arbeitete erst als Accessist im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde 1821 Landgerichtsassessor in Lorsch, 1824 Regierungsassessor in Darmstadt und 1829 wirklicher Regierungsrath daselbst.

Zwei Jahre vorher hatte er sich mit Louise von Pretlack, der Tochter eines Oberforstmeisters zu Darmstadt, einer Dame von ausnehmender Schönheit und seltenen geistigen Eigenschaften vermählt. „In dem ganzen Wesen jener anmuthigen Frau war so viel Schönheit und Poesie entwickelt, daß ihr Umgang ganz geeignet war, den Glauben eines Dichters zu stärken und ihn über die Region banger Zweifel empor zu tragen.“ So sagt der Dichter Kekule von ihr. Leider bestand die so äußerst glückliche Ehe nur vier Jahre; 1831 trennte sie der Tod. Gagern's Schmerz war unnennbar; doch er bezwang den verzehrenden Gram; er fühlte, daß er seine Kraft dem Leben und dem Vaterlande schuldig sei. Mit regstem Eifer betheiligte er sich nun an den Bestrebungen der Zeit, welche durch die französische Julirevolution erhöhten Schwung und verstärkten Nachdruck erhalten hatten. Wie überall, so gab es damals auch in Hessen zwei Parteien, die sich schroff gegenüber standen. Die eine, angefeuert durch die Ereignisse in Frankreich, hielt den Zeitpunkt für günstig, die Verfassung in liberalem Sinne auszubauen; die andere, „Nichts gelernt und nichts vergessen“, wie Napoleon I. von den Bourbonen sagte, suchte das politische Leben immer mehr einzuengen und selbst die wenigen freisinnigen Institutionen, welche die Zeit gebracht hatte, noch mehr zu schmälern. Gagern, den Traditionen seiner Familie, dem Gelübde seiner Studentenjahre getreu, war keinen Augenblick schwankend, welcher Fahne er zu folgen habe. Schon im Jahre 1827 war er mit einer Schrift aufgetreten „über die Verlängerung der Finanzperioden und der Gesetzgebungslandtage“, die gegen den Abgeordneten von Kuber gerichtet war, welcher statt der verfassungsmäßigen dreijährigen Finanzperiode eine sechzehnjährige in Antrag brachte. In dieser Schrift legte er zugleich sein politisches Glaubensbekenntniß und zwar dahin ab: „Es liegt in der Natur der Kräfte, daß sie geübt werden, und in der Natur der Gewalt, daß sie sich auszudehnen sucht. Diese Kräfte und Gewalten im Staate — das monarchische, aristokratische Element — zu begrenzen, so daß sie sich neben einander gedulden müssen, hat der menschliche Scharfsinn das System der repräsentativen Verfassung erdacht und

Digitized by Google

die Geschichte es ausgebildet.“ Solche Sprache war bis dahin von einem hochgestellten Regierungsbeamten noch nicht geführt worden, sie verfehlte ihres Aufsehens und nachhaltigen Eindruckes nicht; bei den 1832 ausgeschriebenen Neuwahlen zur zweiten Kammer erkor der Wahlkreis Lorsch Heinrich von Gagern zu seinem Vertreter. Er spielte bei seinem Eintritte in die Kammer sofort eine bedeutende Rolle. Bei den Wahlen der Ausschüsse kam er in den Finanzausschuß, der ihn zu seinem Präsidenten machte. Auch in die Adreßdeputation ward er gewählt. Aus seiner Feder ging der Entwurf der Adresse auf die Thronrede hervor. Derselbe, im Geiste männlichen Ernstes und rückhaltsloser Freimüthigkeit gehalten und namentlich auf „neuere, das hessische Staatsrecht bedrohende Bekanntmachungen“ hindeutend, „welche unter der großen Mehrzahl der Hessen unselige Zweifel erzeugt hätten“, brachte auf die Minister eine Wirkung hervor, wie „bittere Arznei auf einen Kranken“. Gagern wurde ihnen lästig; bekümmerte sich indessen gar nicht darum und unterstützte in wirksamster Weise den Antrag des Abgeordneten Hoffmann auf Protestation der Ständeversammlung gegen die freiheitsmörderischen Bundesbeschlüsse vom 18. Juni 1832; ging dann noch weiter und forderte Beschwerdeführung gegen das Ministerium wegen Mißbrauches der Amtsgewalt und Verfassungsverletzung in dem schmachvollen Verfahren gegen den unglücklichen Pfarrer Weidig. Mit dem letzteren Antrage drang er auch durch; wegen des ersteren aber gerieth die Kammer in harte Conflicte mit den Ministern, so daß der Großherzog sich gemüßigt sah, am 3. November 1833 die Ständeversammlung aufzulösen. Die Beamten in derselben hatten nun die volle Rache der beleidigten Hofpartei zu empfinden. Sie wurden mit karger Pension in den Ruhestand versetzt: Jaup, von Buseck, von Brandis, Schenk, Höpfner, selbstredend auch Gagern. Ihn glaubte man noch besonders kränken zu müssen und zu können durch Entziehung — des Kammerherrnschlüssels, den er kurz zuvor erhalten! Gagern schickte mit dem Schlüssel zugleich das Pensionsdecret zurück und nahm den Abschied; das Anerbieten seiner Wähler, ihm im Wege der Subscription Ersatz zu bieten für das aufgegebene Gehalt, lehnte er dankbarlichst ab: er wollte gleich unabhängig bleiben von der Regierung wie vom Volke. Um sich diese unabhängige Lebensstellung zu wahren, pachtete er das väterliche Gut Monsheim und widmete sich lediglich der Landwirthschaft; erwarb auch so viel ländlichen Grundbesitz, daß er sich die Wählbarkeit sichern konnte und vereitelte so die Hoffnung der Hofpartei, welche ihn nach dem Verluste seiner Besoldung wegen Ermangelung des erforderlichen Steuerquantums für immer aus der Kammer los zu sein glaubte. So unterlag seine Wiederwahl in die Ständeversammlung von 1834 auch weiter keinen Zweifeln und Beanstandungen. Die liberale Majorität wählte ihn sofort zu ihrem Präsidenten; die Regierung versagte aber, wie vorauszusehen war, dieser

Digitized by Google

Wahl die ihr zustehende Bestätigung; seine Wiederwahl zum Vorsitzenden des Finanzausschusses aber vermochte sie nicht zu hindern. Gagern's größte und bedeutendste Arbeit auf diesem Landtage war ein siebzehn Druckbogen starker Bericht über die Organisation der Verwaltungsbehörden; seine erfolgreichste Rede aber diejenige, welche er zur Unterstützung seines Antrages auf völlige Unabhängigkeit des Richterstandes hielt und worin er die herrschende Partei als eine solche bezeichnete, „welche das constitutionelle Princip nicht verstehe und in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergessen zu haben scheine, was Recht sei." So weit hatte Gagern gesprochen, als ihn der Staatsrath Knapp mit der Frage unterbrach, was er unter dem Ausdrucke „Partei" verstehe? „Ich verstehe," so lautete die Antwort, „darunter diejenige Partei, welche vorzugsweise von dem Herrn Knapp repräsentirt wird." Aufgefordert vom Präsidenten, darüber eine weitere nähere Erklärung zu geben (!), fügte Gagern hinzu: „ich glaube, der Ausdruck Partei bedeutet nichts anderes als das Bekennen einer Meinung, und die Kammer wird es mir nicht leugnen wollen, daß der Herr Geheime Staatsrath Knapp eine andere Meinung hat als ich, und folglich auch zu einer andern Partei gehört." Da nach dieser Erklärung der Präsident sich weigerte, den ihm angesinnten Ordnungsruf zu erlassen, die Regierungscommissare aber und die Hofpartei darauf bestanden, schritt die Kammer zur Abstimmung und entschied mit zwanzig gegen vierzehn Stimmen, daß Gagern nicht zur Ordnung gerufen werden solle. Tags darauf, am 25. October, ward sie aufgelöst. So wehleidig waren damals noch die deutschen Minister!

Bei den Landtagswahlen im Jahre 1835 machte die Regierung gewaltige Anstrengungen, ihre Candidaten durchzusetzen, was ihr auch zum Theil gelang. So unterlag Gagern seinem conservativen Gegner Camesaska; erhielt aber die Genugthuung, daß er gleichzeitig in Worms und vom Wahlbezirke Hungen gewählt wurde. Das hessische Wahlgesetz enthielt für den Fall einer Doppelwahl allerlei subtile Bestimmungen, es genügt zu bemerken, daß sie in Anwendung gesetzt wurden, um Gagern's Eintritt in die Kammer möglichst zu — verzögern, bis die Adreßdebatten und Ausschußwahlen vorüber, was denn auch glücklich gelang. Dennoch behauptete er als einfaches Mitglied immer noch eine hervorragende Stellung. Die Opposition war, Dank den Wahlumtrieben der Regierung, zur Minorität herabgesunken und vermochte absolut nichts durchzusetzen. Sie hatte nicht einmal den Trost, ihre Bemühungen vom Lande erkannt zu sehen; denn die Censur, unter welcher auch die Landtagsreden standen, ließ ihre Reden nur verstümmelt, verblaßt, und stets der schönsten und kräftigsten Stellen beraubt, ins Publikum kommen! Gagern, des fruchtlosen Ringens müde, hielt es für unwürdig, in einer Kammer zu sitzen, welche die Volksvertretung zum leeren Schattenspiele herabwürdigte,

Digitized by Google

und resignirte auf sein bis 1840 lautendes Mandat, veräußerte auch so viel von seinem ländlichen Grundbesitze, daß er das passive Wahlrecht verlor, pachtete dann von seinem Vater das Gut Monsheim und widmete sich nun ausschließlich der Landwirthschaft.

Dieser Rückzug erfuhr von Seiten seiner Anhänger und aller Freiheitsfreunde in Deutschland den entschiedensten Tadel. Mit vollem Rechte. Durch Aufgeben der öffentlichen Thätigkeit wird dem Staate und dem Volke kein Nutzen geschaffen. Durch Passivität ist nie ein Mann, nie ein Volk groß geworden. „Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst," singt Uhland und Gagern hätte das beherzigen sollen, um so mehr, als sein Beispiel in Deutschland nur zu viel Nachahmung fand. Trat doch wenige Jahre später, 1838, die ganze württembergische Opposition vom Schauplatze ab und überließ der Reaction freies Feld, was sie denn auch gehörig ausnutzte, gleich wie 1849 in Folge der Wahlenthaltung der liberalen Parteien in Preußen auch. Auch sie mußten diese Resignation später als einen schweren Fehler erkennen. In Monsheim führte Heinrich von Gagern dann ein behagliches Stillleben, das die politische Todtenruhe begünstigte. Hielt doch die ganze Nation, um einen Ausdruck Wolfgang Menzels zu gebrauchen, einen gedeihlichen Pflanzenschlaf und machte den Versuch, ob die Reaction ihrem materiellen Wohlsein Vorschub leisten würde. Gagern's Erfahrungen und Bemühungen in der Landwirthschaft fanden volle Anerkennung: der landwirthschaftliche Verein von Rheinhessen erwählte ihn zu seinem Präsidenten. Das Bedürfniß, seinem ausgedehnten Wirthschaftswesen eine weibliche Oberleitung zu geben, bestimmte ihn zu einem zweiten Ehebündniß mit einem Fräulein von Tillmann. Es verflossen zehn Jahre, und es schien nicht, als ob der gewiegte Politiker seine frühere Laufbahn wieder aufnehmen würde. Da machte, im Jahre 1846, wo in ganz Deutschland „die Giftpflanze der Reaction in voller Blüthe stand", die Regierung den Versuch, durch eine neue Civilgesetzgebung die rheinhessischen Institutionen, vor allen das Schwurgericht zu beseitigen. Die Rheinhessen erhoben sich wie ein Mann gegen die drohende Gefahr. Und so trat auch Gagern mit Mund und Feder für dieselben ein. Ende October präsidirte er in Alzei einer Versammlung, wo jene Angelegenheit Gegenstand eines offenen Protestes wurde; dann veröffentlichte er zu Anfang des Jahres 1847 eine Schrift, worin er nachwies, daß die Zusicherung, welche der Provinz Rheinhessen im Besitzergreifungspatente vom 8. Juli 1846, so wie in der Verfassungsurkunde und in der Thronrede von 1820 bei Eröffnung der ersten Ständeversammlung ertheilt worden, niemals in Erfüllung gegangen, im Gegentheil beständige Versuche unternommen worden wären, die rheinischen Rechtsinstitutionen zu untergraben. In Preußen herrschte damals bekanntlich ganz dieselbe Tendenz. Diese Schrift regte den

Digitized by Google

ganzen Unwillen der Hofpartei auf, in demselben Grade, als sie im Lande zündete. In nicht weniger als drei Wahlbezirken ward Gagern gewählt für die im Februar 1847 wieder zusammentretende Kammer. Er nahm für die Stadt Worms an und betrat so die Dornenbahn parlamentarischer Wirksamkeit wieder, die er vor elf Jahren zu voreilig verlassen hatte. Sein Eintritt in die Kammer erfolgte gewissermaßen unter Donner und Blitz. Siebenundzwanzig Abgeordnete erklärten sich durch jene Schrift für „persönlich verletzt“ und stellten eine Anklage gegen den Verfasser. Dieser aber vertheidigte sich mit so siegreicher Beredtsamkeit, daß er die Majorität der Kammer für sich gewann und die Absichten seiner Gegner zu Schanden machte. Damit aber war die Sache noch lange nicht aus. Unter den Angegriffenen befand sich auch der Hofgerichtsrath Georgi, der Untersuchungsrichter gegen den unglücklichen, wegen Hochverraths (Theilnahme am Hambacher Feste u. s. w.) in Anklagestand versetzten Pfarrer Dr. F. L. Weidig, der sich durch Oeffnen der Ader im Kerker entleibt hatte, von welchem es hieß: „Wenn ein Georgi sich zur unauslöschlichen Schmach des Landes berufen wähnen darf, bei der Frage von künftiger Rechtsverfassung auf eine durch ihn vertretene öffentliche Meinung Bezug zu nehmen“ u. s. w. u. s. w. Das war die Stelle, worauf dieser sich stützte, um nun von Gagern Genugthuung mit den Waffen zu fordern. Gagern nahm die Forderung an und überließ dem Gegner die näheren Bestimmungen. Diese lauteten: Entfernung auf neun Schritt, gezogene Pistolen mit Stechschloß, deren jeder Kämpfer zwei nimmt, und Kampf bis zum Tode oder gänzlicher Kampfunfähigkeit eines von Beiden. Gagern's Secundanten indessen, Wernher von Nierstein und Steinherr, erklärten sich auf solche Bedingungen, die nicht auf einen ehrlichen Kampf, sondern auf eine „Metzelei“ hinaus liefen, nicht einlassen zu können; sie erklärten indessen zur Annahme eines selbst scharfen Pistolenduells sich bereit und stellten eine Frist, binnen welcher dasselbe acceptirt, oder die Sache als beseitigt betrachtet werden müsse. Georgi ließ diese Frist, obschon sie dreimal verlängert wurde, verstreichen, brachte statt dessen in der hessischen (officiösen) Zeitung eine „öffentliche Erwiderung“, worin er seinem Gegner „Mißachtung der Gesetze und feige Flucht“ vorwarf. Gagern's Secundanten veröffentlichten dagegen den Thatbestand; das ganze Land trat auf Gagern's Seite, er erhielt eine Menge Zustimmungsadressen; Georgi (der bald darauf im Säuferwahnsinn endete) nicht eine einzige. So war denn auch diese Bombe ohne Schaden zerplatzt.

Im Landtage selbst entspannen sich die persönlichen Kämpfe und Reibungen, bis die französische Februarrevolution mit einem Schlage die ganze Sachlage änderte. Gagern, der Mißliebige, der so hart und consequent Angefeindete, wurde plötzlich der Retter in der Noth. Großherzog Ludwig II.

Digitized by Google

resignirte gleich wie Ludwig I. von Bayern, der Schwiegervater des Erbgroßherzogs, weil er sich mit dem Regierungssysteme der neuen Aera nicht befreunden wollte und konnte, und Ludwig III. berief, es war am 6. März, an Stelle des Herrn du Thil, der zum Rücktritt genöthigt ward, Heinrich von Gagern an die Spitze der Geschäfte, der sich denn sofort auch mit freisinnigen Männern, wie Eigenbrodt, Emmerling, Kilian, Zimmermann, Maurer, von Kaden, von Lindelof und anderen umgab. Was Goethe seinen Götz von Berlichingen sagen läßt: „Es wird eine theure Zeit werden; Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen und verfolgen" — es war an Heinrich von Gagern wahr geworden.

Es war am 19. Mai 1848, als der Alterspräsident der zusammengetretenen deutschen Nationalversammlung Dr. Friedrich Lang aus Verden (Hannover) Heinrich von Gagern als mit 305 Stimmen gegen 92, von denen 85 auf Heinrich Simon gefallen waren, zum Präsidenten der Versammlung proclamirte. Der Glanz seines Namens, die Autorität als Ministerpräsident, die Erfahrungen einer längeren parlamentarischen Thätigkeit hatten diese Wahl nicht einen Augenblick zweifelhaft gelassen: sie fand Beifall in ganz Deutschland und verstärkte in hohem Grade die Hoffnungen, welche dieses auf sein erstes Parlament setzte. Gagern's Antrittsrede war auch im höchsten Grade danach angethan. „Wir haben" sagte er, „die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränetät der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderm Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen; diese Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Berufe dieser Versammlung. Wenn über Manches Zweifel besteht und die Ansichten aus einander gehen, über die Forderung der Einheit ist kein Zweifel, es ist die Forderung der ganzen Nation. Die Einheit will sie, die Einheit wird sie haben, sie befestigen; sie allein wird schützen vor allen Schwierigkeiten, die von außen kommen mögen, die im Innern drohen."

Mit Ausnahme desjenigen Bruchtheiles, der sich von Radowitz, Vinke, Graf Arnim, den Bischöfen von Ketteler und Diepenbrock beeinflußt, später als „äußerste Rechte" (im Cafe Milani) constituirte, fand diese Rede den ungetheilten nachhaltigsten Beifall in der Versammlung und gab dieser ihre

Digitized by Google

bleibende Signatur. So war es denn auch nur die folgerichtige Consequenz derselben, als Gagern bei den Verhandlungen über die provisorische Centralgewalt den verwickelten Knoten des Wie? und durch Wen? entschlossen durchhieb: die Versammlung selbst solle den Träger dieser Gewalt ernennen; bei welcher Wahl er, ein Beweis seiner Popularität, selbst 52 Stimmen erhielt.

Wir haben es indeß hier nicht mit der Geschichte der Nationalversammlung selbst zu thun, sondern mit der Darstellung und Würdigung derjenigen staatsmännischen Ideen, welche ihren Präsidenten vor, während und nach derselben leiteten. Schon gleich nach den bekannten Ereignissen in Paris hatte Gagern in der hessischen Kammer einen Antrag auf eine Umgestaltung der deutschen Verfassungsverhältnisse eingebracht. Er sprach sich darin für die Nothwendigkeit aus, daß Deutschland sich um den größten rein deutschen Staat, Preußen, gruppire; zugleich wiederholte er die schon vorher von seinem Freunde Bassermann in der badischen Kammer entwickelte Idee eines deutschen Parlamentes. Die Kammer nahm beide Anträge an. In der Nationalversammlung selbst konnte Gagern diesem seinem Gedanken erst näheren Ausdruck geben, als die österreichische Frage endlich auf die Tagesordnung gebracht werden mußte. Das veranlaßte ihn, sein förmlich ständig gewordenes Präsidium — er war siebenmal allvierwöchentlich gewählt worden — nieder zu legen und dasselbe mit dem durch Schmerling's erzwungenen Austritt vacant gewordenen Präsidium des Reichsministeriums zu vertauschen: am 18. December 1848. In den vorhergehenden Berathungen des Verfassungsausschusses hatte er sein Programm, wie folgt, formulirt: „Oesterreich," sagte er, „als ein aus deutschen und nichtdeutschen Ländern zusammengefügtes Reich kann sich den Bedingungen, welche der zu gründende und für das übrige Deutschland nothwendige Bundesstaat an jedes seiner Glieder stellen muß, nicht unterwerfen. Oesterreichs Fortbestand in ungetheilter Einheit ist gleichwohl, selbst im deutschen Interesse zu wünschen, folglich bleibt nur übrig, daß man Oesterreich von dem Eintritte in den Bundesstaat und von Uebernahme der davon unzertrennlichen Pflichten (natürlich aber auch von der Ausübung der correlaten Rechte) entbindet und mit ihm lediglich das in dem bisherigen Bunde gegebene oder ein ähnliches, auf gegenseitiger Unabhängigkeit (unbeschadet einer möglichst ausgedehnten Gemeinsamkeit der Interessen) beruhendes Verhältniß fortführt." Dieses Programm gewann vorerst nur wenige Anhänger. Ein großer Theil der Versammlung konnte sich nicht entschließen, Deutsch-Oesterreich von dem zu gründenden neuen Bundesstaate auszuschließen, es für Deutschland verloren zu geben, zumal viele einen Zerfall Oesterreichs durch den inneren, sich verstärkenden Nationalitätenkampf in naher Zeit erwarteten, die immerhin stark vertretene

Digitized by Google

Linke diesen Zerfall sogar wünschte. Andere, welche zwar wohl die Unvermeidlichkeit eines derartigen Abkommens mit Oesterreich ansahen, hielten es doch nicht für politisch klug, daß von Deutschland aus der erste Schritt dazu geschehe. Die Oesterreicher in der Paulskirche selbst endlich mit nur wenigen Ausnahmen wollten ihrerseits die Ansprüche Oesterreichs auf Theilnahme am Bundesstaate und den damit verbundenen Einfluß in Deutschland daraus nicht aufgeben. Das sogenannte Programm von Kremsier, welches Ende November erschien, änderte die Constellation zu Gunsten des Gagern'schen Programmes. Darin war ausgesprochen: Oesterreichs Fortbestand als eines in sich ungetheilten Staatskörpers sei nothwendig, nicht für Oesterreich allein, sondern auch für ganz Deutschland, für Europa. Oesterreich könne sich daher keiner Bedingung unterwerfen, welche mit den nothwendigen Rücksichten auf diese seine innere Einheit im Widerspruche stehe; es müsse jetzt vor allen Dingen sich in sich selbst reconstruiren, ebenso wie auch Deutschland seinerseits solches thue; erst wenn diese beiden Organisationswerke vollendet sein würden, werde sich das Verhältniß des „verjüngten Oesterreich" zu dem „verjüngten Deutschland" ordnen und festsetzen lassen. Nun erschien Gagern's Gedanke als vollständig gerechtfertigt. Seine Partei siegte am 18. December, wenn auch nur mit wenigen, 32, Stimmen über die Coalition ihrer Gegner. Letztere erzielten nur, daß die Oberhauptsfrage bei der demnächstigen ersten Lesung gänzlich unentschieden blieb, indem sie gegen das Erbkaiserthum, die Gagern'sche Partei dagegen gegen alle anderen Anträge stimmte. Erst als am 4. März die österreichische einheitliche Reichsverfassung publicirt wurde, welche durch ihre enge Verbindung aller Theile des Kaiserstaates unter einander thatsächlich jede Möglichkeit einer Einordnung Deutsch-Oesterreichs in einen deutschen Bundesstaat aufhob, stellte am 21. März Welker den dringlichen Antrag, den Reichsverfassungsentwurf mit dem preußischen Erbkaiserthum und der Sonderstellung Oesterreichs in Bausch und Bogen anzunehmen. Auch jetzt noch gelang es jener Coalition, die Verwerfung dieses Antrags herbei zu führen. In Folge dessen trat Heinrich von Gagern und mit ihm sein ganzes Ministerium zurück. Doch ließ er sich bewegen, die Geschäfte wieder zu übernehmen, als bei den Einzelberathungen der Verfassung am 28. März der entscheidende Punkt wegen der Oberhauptsfrage in seinem und seiner Partei Sinne, freilich nur mit der äußerst schwachen Majorität von vier Stimmen, erledigt worden war.

Er trat nun die Reise nach Berlin an, um in den dort maßgebenden Kreisen für die Annahme der Verfassung und der Kaiserkrone zu wirken. Mit welchem Erfolge ist bekannt. Man hat ihm, als die ablehnende Antwort Friedrich Wilhelm's IV. ihrem Wortlaute nach bekannt wurde, den Vorwurf nicht erspart, daß er solche nicht vorausgesehen und die Nationalversammlung

Digitized by Google

nicht verhindert habe, sich einer solchen Abweisung auszusetzen. Er hatte aber von seinen Unterredungen in Berlin mit den Ministern und dem Könige, gleichwie auch Dahlmann und Bassermann solches begegnet war, den Eindruck mitgenommen, daß ein solches Anerbieten, wenn es wirklich von der Versammlung gemacht werden würde, auf Annahme in einer entsprechenden Form rechnen dürfe. Noch am Abende vor dem Empfange der Deputation, so versicherte er, wie auch Einsender dieses, Mitglied der Versammlung, von ihm vernommen hat, sei ihm „von zuverlässigster Seite" die sehr bestimmte Aussicht auf eine günstige Antwort eröffnet worden. Durch die Ablehnung nun wurde er in die schwierige Alternative versetzt, entweder auf die Durchführung des Einheitsgedankens unter den gegebenen Umständen überhaupt verzichten oder dafür Mittel und Wege wählen zu müssen, welche mit den bisher jederzeit von ihm festgehaltenen Ansichten im Widerspruche standen. Die gesammte Linke und selbst ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner eigenen Partei verlangten geradezu, daß er sich an die Spitze der Bewegung zur Durchführung der Reichsverfassung stelle. Neunundzwanzig Regierungen hatten die Verfassung anerkannt, man hielt es für möglich auch den Widerstand der preußischen und der anderen an diese letztere sich anklammernden zu überwinden. In diesem Sinne wurde viel und lange verhandelt. Indeß Gagern war hierzu nicht zu bewegen; sein Widerwillen gegen die damals „vereinigte Linke", mit der er absolut nicht compromittiren wollte — sie hatte ihn freilich nur zu sehr danach behandelt —, war allzugroß. Das einzige, wozu er sich bestimmen ließ, war dem Reichsverweser ein Programm vorzulegen, welches als die Hauptaufgabe der Centralgewalt bezeichnete: „die Abwehr jedes einseitigen Einschreitens der Regierung eines Staates in die Verhältnisse eines andern zur Unterdrückung etwaiger Bewegungen zum Zweck der Anerkennung der Reichsverfassung." Es zielte näher darauf ab, dieses Programm, die renitenten Regierungen durch ihre eigenen Bevölkerungen und Ständeversammlungen zwingen zu lassen, sie thunlichst in die Unmöglichkeit zu versetzen, diesem Drucke wirksam zu widerstehen. Der Erzherzog verwarf dieses Programm und in Folge dessen trat Gagern zum zweitenmale, jetzt definitiv zurück. Sein Ministerium ward bekanntlich durch das österreichisch-particularistische des preußischen Geheimen Justizraths Dr. Grävell ersetzt, was die ganze Gagern'sche Partei — die Auswahl der einzelnen Persönlichkeiten berechtigte auch dazu — als eine Beleidigung der Versammlung, wie es Welker offen aussprach, auffaßte, und sie bestimmte am 20. Mai in ihrer Majorität die Versammlung zu verlassen. Die weiteren Schicksale der letzteren sind bekannt.

Die preußische Regierung nahm nun ihrerseits das Verfassungswerk selbst in die Hand und stellte im Verein mit Sachsen und Hannover einen

Entwurf auf, den sie im Wege freier Vereinigung mit den deutschen Regierungen durchführen zu wollen erklärte. Für Gagern und seine Partei entstand die Frage, ob sie an dem, der Möglichkeit seiner Realisirung für lange Zeit entrückten frankfurter Entwurfe festhalten, oder auf dem der Nation gebotenen neuen Wege der Vereinbarung einen jenem Ziele doch immerhin nahekommenden Verfassungszustand erreichen wollten. Vorzugsweise war es wiederum Gagern's Einfluß, der auf der Gothaer Versammlung diese Frage im bejahenden Sinne entschied, und so trat er denn auch im folgenden Jahre (1850) auf dem zu Erfurt versammelten Unionsparlamente wiederum als Führer derjenigen Partei auf, welche es mit der Zustandebringung des constitutionellen Bundesstaates zwar aufrichtig und redlich meinte, in ihrer Vertrauensseligkeit aber übersah, daß es den Urhebern der „Dreikönigsverfassung" selbst mit dieser eben nicht aufrichtig und redlich gemeint war, daß sie nur benutzt werden sollte, die „deutsche revolutionäre Bewegung" allmählich abzuschwächen. Als Gagern dieses endlich selbst nicht mehr verkennen konnte — die famose Unterredung, die er mit Herrn von Bismarck, damaligem preußischen Bundesgesandten in Frankfurt, bei dieser Gelegenheit hatte und worüber Moritz Busch eben so pikante wie indiscrete Mittheilungen macht, hätte ihn schon vorher davon überzeugen müssen —, bestimmten ihn jetzt gänzlich vom politischen Schauplatze zurück zu treten. Aber um seine Kräfte doch, so viel an ihm war, einer vaterländischen Sache zu widmen, nahm er Dienste in der schleswig-holsteinischen Armee, wo er als Major im Generalstabe den Rest jenes Feldzuges nach der Schlacht bei Idstedt mitmachte. Nachdem auch diese letzte Regung, die allein von der nationalen Bewegung des Jahres 1848 annoch übrig geblieben war, unterging, begrub er sich wiederum, zum drittenmale, in die Einsamkeit des Landlebens und kehrte zur Selbstbewirthschaftung seines Gutes Monsheim zurück. Im Jahre 1852 veräußerte er erbtheilungshalber dieses und übersiedelte hauptsächlich der Erziehung seiner Kinder wegen nach Heidelberg, wo er seine Muße mit wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten zubrachte, von denen die Biographie über seinen Bruder Friedrich, als ein wichtiger Beitrag zugleich zu der allgemeinen Zeitgeschichte, das bedeutendste Product ist. So lebte er volle zehn Jahre in größter Zurückgezogenheit und anscheinend ohne jedweden Antheil an den politischen Vorgängen in Deutschland, bis er im Jahre 1862 eben so unerwartet als unerwünscht für seine Freunde und Parteigenossen gegen das Eisenacher Programm des Nationalvereins vom 17. Juli 1859 auftrat. In einem Privatbriefe an einen politischen Freund, der allerdings nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, dieser aber durch Zuthun eines Parteigängers der entgegengesetzten Seite dennoch verfiel, sprach er sich mit einer an ihm sonst nicht gekannten

Digitized by Google

Bitterkeit gegen die Bestrebungen des Vereines aus. Das Programm ignorire tendenziös Oesterreich und stelle an Preußen ein Vertrauensvotum aus, welches dieses nach seinen früheren, wie neuesten Handlungen und Unterlassungen nicht verdiene. „Ich will," so sagte er wörtlich: „die künftigen Thaten Preußens abwarten; ein Vertrauen zu ihm will ich aber in dem Augenblicke nicht aussprechen, wo es nach meiner Ansicht, die mit meiner innersten Entrüstung gepaart ist, Interesse, Macht und Ehre der Nation aufs schmählichste verletzt hat." Weiter erklärt er: die innere Einigung Deutschlands sei ein Zugeständniß Oesterreichs, welches durch wesentliche, Oesterreich zu leistende Dienste von Preußen zu erkaufen sei, Dienste, welche Preußen damit sich selbst und Deutschland leiste.

Das war denn allerdings nichts mehr und nichts weniger als ein Absagebrief an seine Partei, ein Rücktritt von seinem eigenen Programme, welches zu einer Zeit aufgestellt worden war, wo ein System in Preußen herrschte, das vollends kein Vertrauen verdiente und welches gerade auf dem Grundgedanken fußte, daß es in der Neugestaltung politischer Verhältnisse nicht auf die wechselnden Persönlichkeiten, sondern auf die bleibenden Interessen und Principien ankomme. Ueber die Motive, welche diesen totalen Umschwung in den Anschauungen Gagern's zu Wege gebracht haben, ist viel geschrieben und gestritten worden. Er ist den Verdächtigungen, daß sie rein äußerlicher, materieller Natur gewesen, nicht entgangen, und seine zwei Jahre später erfolgte Berufung zum großherzoglich hessischen Botschafter in Wien, unter dem reactionären Ministerium Dalwigk, konnten sie nur verstärken. Diese Behauptungen aber werden von allen denjenigen früheren Parteigenossen, die mit Heinrich von Gagern Beziehungen unterhalten haben, so auch von uns, in das Gebiet der Verleumdungen gewiesen. Die vielfachen persönlichen Täuschungen und Kränkungen, die er preußischerseits und selbst unter dem Ministerium der „Neuen Aera" noch in der Kreuzzeitungspresse erfahren mußte, haben den wesentlichsten Antheil an seiner Sinnesänderung. Er hat diese schwer, mit dem Verluste seines Rufes als wirklicher Staatsmann gebüßt. Daß seine ursprünglichen Ideen die richtigen, daß sie keine utopischen waren, das hat der Erfolg bewiesen. Freilich ist der deutsche Erbkaiser nicht auf dem Papiere mit Feder und Tinte, sondern mit Blut und Eisen auf dem Schlachtfelde geschaffen worden und das durch einen Staatsmann, der, umgekehrt wie Heinrich von Gagern, von dem Augenblicke an, wo er ans Staatsruder berufen wurde, die großdeutsche Idee eben so sehr bekämpfte als er ihr früher das Wort geredet hatte, und das Gagern'sche Programm selbst bis auf das Bündniß mit Oesterreich mit demselben Eifer ins Werk gesetzt hat, mit welchem er es früher verwarf. Wäre Heinrich von Gagern sich consequent geblieben, so wäre es auch ihm vergönnt gewesen, sich in der Aureole jenes

Digitized by Google

glänzenden Erfolges mit zu sonnen, und an der Neugestaltung seines Vaterlandes einen größeren, wirksameren Antheil zurück zu nehmen, als den eines von getheilten Gefühlen bewegten bloßen Zuschauers. Mit Einziehung jenes Gesandtschaftspostens 1872 verlor Gagern vollends jede Anregung zu fernerem praktischen und publicistischen Wirken. Unbeachtet und ungenannt lebte er als Privatmann in Darmstadt, sich absichtlich in Schweigen hüllend, auch früheren Freunden und Parteigenossen nicht mehr, wie sonst so gern, zugänglich. Es ist wahr, er hat selbsteigen das Glück höchster Popularität zu Grabe getragen. Das darf uns schließlich nicht hindern, einen Lorbeerkranz auf letzteres zu legen. Während der bei weitem größeren Hälfte seines Lebens hat er muthig und unerschrocken mit seltener Opferfreudigkeit Herz, Kopf und Arm dem Vaterlande gewidmet: das genügt, um ihm einen bleibenden Platz zu sichern unter den Edelsten und Besten unseres Volkes.

W. de Porta.

Goetheana.

Zuvor die Bemerkung, daß ich in diesem Artikel, dem vielleicht noch einige folgen werden, stets nach der Hempel'schen Goetheausgabe citire.

Wie wenig man sich auf den Klatsch, zu dessen Mittelpunkt sich Fr. Heinrich Jacobi hergab, verlassen kann, habe ich schon an einer andern Stelle bei Gelegenheit des „Satyros" gezeigt. Hier ein anderes eclatantes Beispiel.

Am 24. October 1780 schreibt Jacobi an Heinse: „Gegenwärtig hat Goethe eine Aristophanische Comödie, die Vögel betitelt, unter der Mache, worin Klopstock als Uhu, der junge Cramer als Ente die vornehmsten Rollen spielen. Was mir Knebel davon mitgetheilt hat, ist meisterhaft."

„An der Zuverlässigkeit dieser Nachricht," schreibt der Herausgeber, Strehlke VIII, S. 368, „läßt sich kaum zweifeln, obgleich der genannte Brief in einer gegen Goethe feindseligen Stimmung geschrieben ist."

Der Brief steht bei Zöppritz Seite 38 ff., und enthält unter anderm folgende Stellen.

„Wir hatten Besuch von Knebel. Er fing gleich in der ersten Stunde an, mich mit Goethe aussöhnen zu wollen. Ich sagte ihm grad heraus alles was ich dachte, und daß ich in der Welt keinen Grund absähe, warum ich mit dem Gecken geplagt sein sollte. Für seine Geistesgaben hätte ich allen gebührenden Respect, übrigens aber hielt ich ihn für einen ausgemachten schlechten Kerl und für einen wahren Hasenfuß. So hätte ich mich, wo die Rede von ihm gefallen wäre, unverholt gegen Jedermann erklärt. . . Knebel hat uns Goethe's Iphigenie vorgelesen . . Die Schreibart ist weder Prosa noch Verse, so daß Goethe gefunden hat, was der bourgeois gentilhomme

vergebens suchte. Nach unserm einhelligen Urtheil ist das Ganze ziemlich weit unter Goethe's frühern Arbeiten."

Wie vollständig sein Urtheil sich änderte, als 1782 die Freundschaft mit Goethe wieder angeknüpft war, ist bekannt.

Ferner erzählt er, Lessing habe gesagt, Goethe's Ideen über Euripides (in „Götter, Helden und Wieland") seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug.

Da Jacobi sich eben wieder sehr intim mit Klopstock gestellt hatte, wird er nicht verfehlt haben, diesem die angebliche Persifflage in den „Vögeln" mitzutheilen und so den Groll desselben gegen Goethe zu verstärken.

Und diese Nachricht soll „zuverlässig" sein! Hätte Strehlke das Stück selbst ordentlich angesehen, so würde er anders geurtheilt haben.

Der Schuhu hat auch nicht die leiseste Beziehung zu Klopstock. Der Schuhu ist professioneller Recensent, theils über die literarischen, theils über die politischen Dinge. Was die erste Function betrifft, dachte Goethe wohl an Nicolai oder irgend einen der ständigen Kritiker, die er auch im „Neuesten von Plundersweilen" verspottet; die Auswahl war reich.

Die zweite Function aber verdient eine nähere Betrachtung.

„Ich habe", sagt der Schuhu, „Correspondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit . . . Ich habe meine rechte Freude, allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von Weitem wittert." —

„Wir haben uns also," sagt Treufreund, „an die rechte Schmiede gewendet; wir suchen einen Staat, wo wir uns besser befinden als da, wo wir herkommen."

„Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem, wo's schlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Sein Sie versichert, kein Volk in der Welt weiß sich aufzuführen, und kein König zu regieren." U. s. w.

Bei dieser Function hatte Goethe eine bestimmte Persönlichkeit im Auge: keinen andern als Schlözer, dessen Staatsanzeigen alle Minister und Stadtobrigkeiten unaufhörlich in Athem hielt und in Schreck setzte.

Die „Vögel" wurden Juli 1780 aufgeführt; 18. März war in Zürich der Pastor Waser wegen einer Correspondenz in Schlözer's „Briefwechsel" verhaftet, am 27. Mai hingerichtet.

Goethe schreibt darüber an Lavater, 13. October 1780: „Schlözer spielt eine scheußliche Figur im Roman, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch sein ganzer Briefwechsel die Unternehmung eines schlechten Menschen ist." — — —

Digitized by Google

Eine zweite Bemerkung über das Gedicht vom „ewigen Juden", bei welchem dem Dichter ein merkwürdiger Irrthum begegnet ist. — Hier die Geschichte, wie sie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, XXII, S. 179—180.

„In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu diesem hatte mir mein Dresdner Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachs' Geist und Humor bestens ausgestattet . . . Weil er nun bei offner Werkstatt sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und auf Sokratische Weise Jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn gern bei ihm . . und begleitet von seinen Jüngern mochte der Heiland selbst wol auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn blos auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserm Herrn eine besondre Neigung, die sich hauptsächlich darin äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit weg an sich . . zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes dabei herauskommen."

„Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höhern Ansichten sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Mann nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person wurde, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Parteiführer zu erklären, was doch unmöglich seine Absicht sei. — Da nun Christus gefangen ist, wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas verzweifelnd in die Werkstatt tritt und jammernd seine mißlungene That erzählt: er sei fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deswegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlich wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. — Ahasverus, nach hartnäckiger Menschen Art, die wenn sie Jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen" u. s. w. — —

Nach dieser Darstellung kommt die Physiognomie Ahasver's sehr kenntlich und interessant heraus, man kann sich über die Absicht des Dichters nicht täuschen: der weltliche, im Alltagsleben befangene gesunde Menschenverstand,

Digitized by Google

der allen Neuerungen abhold, in jeder Exaltation, in jeder Schwärmerei Quell des Unheils sieht. Aber nicht blos wegen ihrer Folgen verabscheut er die Schwärmerei, sondern an sich, als nüchterner Mensch.

Nun tritt aber in den Stellen, die uns vom „ewigen Juden" aufbewahrt sind, nicht blos ein anderes, sondern das ganz entgegengesetzte Bild entgegen.

„In Judäa, dem heiligen Land, war einst ein Schuster, wohlbekannt wegen seiner Herz-Frömmigkeit zur gar verdorbnen Kirchenzeit. War halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist; denn er hielt viel auf Kreuz und Quaal. Genug, er war Original, und aus Originalität er andern Narren gleichen thät."

„Die Priester vor so vielen Jahren waren als wie sie immer waren, und wie ein jeder wird zuletzt, wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt . . . Ich schwöre bei meinem Leben! Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben, Poltrer wär worden ein fauler Bauch wie caeteri confratres auch."

„Der Schuster aber und seines Gleichen verlangten täglich Wunder und Zeichen . . Nickten die Köpfe sehr bedenklich über die Tochter Zion kränklich, daß ach auf Kanzel und Altar kein Moses und kein Aaron war, daß es dem Gottesdienste ging als wär's ein Ding wie ein ander Ding . . ."

„O weh der großen Babylon! Herr, tilge sie von Deiner Erden!" . . . So sang das Häuflein, kroch zusammen, theilten so Geist's als Liebesflammen, gafften und langweilten nun, hätten das auch können im Tempel thun. Aber das Schöne war dabei: es kam an Jeden auch die Reih, und wie sein Bruder welscht' und sprach, durft' er auch welschen eins hernach. Denn in der Kirche spricht erst und letzt der, den man hat hinaufgesetzt, und gläubigt euch und thut so groß, und schließt euch an und macht euch los, und ist ein Sünder wie andre Leut, ach und nicht einmal so gescheut!" („Der junge Goethe", III, S. 437—438.)

— Wie gesagt, der Ahasver des wirklichen Gedichtes ist gerade das Gegentheil des Ahasver, den „Wahrheit und Dichtung" verspricht. — Wie geht das zu? Hat Goethe seine alten Papiere nicht zu Rathe gezogen? Schob sich seinen Vorstellungen ein späterer Entwurf ein? — Ich weiß es nicht, ich wollte nur auf den offenbaren Widerspruch aufmerksam machen, der, so weit ich es übersehen kann, den bisherigen Auslegern entgangen ist.

Auch G. von Löper (XXII, S. 436—437; vgl. S. 408) hat nicht darauf geachtet. Wenn er das Gedicht „des Dichters Selbstbefreiung von pietistischen Einflüssen" nennt, so ist das wohl ungenau; gerade in jenen Jahren zeigt Goethe in seinen Beziehungen zum Christenthume, und speciell zu dem Christenthume der Klettenberg, der Jung u. s. w., ein gewisses Schillern.

Digitized by Google

Etwas in ihm ist, was sich gegen diese Richtung sträubt, und im Uebermuth kommt er wohl zu recht harten spöttischen Ausdrücken; so im Jahrmarkt u. s. w. Dann aber empfindet er die größte Verachtung gegen die seichten Menschen, die das Heilige verwässern und in Gemeinplätzen begraben. Beides folgt nicht auf einander, es geht neben einander her. „Der ich unsrer heilgen Bücher herrlich Bild an mich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildniß drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hindrung, Raubens, mit dem heitern Bild des Glaubens." Achtet man nicht auf diese Doppelstimmung, so wird man den Dichter oft mißverstehen.

Was die Zeit der Abfassung des Gedichtes betrifft, so glaube ich, den Argumenten G. von Löper's beitreten zu dürfen: es wurde Lavater vorgelesen, als dieser nach Frankfurt kam, war also, so weit es überhaupt geschrieben wurde, im Frühling 1774 fertig. Julian Schmidt.

Das bedrohte Land Gottschee.

II.

Um unser Wort „die Vandalen von Gottschee" zu begründen, müssen wir etwas weit ausholen. Die Ansicht, daß die Gottschewer „Vandalennachkommen" seien, ist zuerst von Zeuß aufgestellt worden und hat für den, seiner Volksgeschichte bewußten, Deutschen etwas ungemein Anregendes. An dem bösen Sinne, den die Romanen dem Worte „Wandalisch" beigelegt haben, brauchen wir uns nicht zu stoßen. Nicht die Wandalen, sondern gerade die Romanen sind die schlimmsten Verheerer Roms gewesen, die Wandalen werden im Gegentheil von den Zeitgenossen als ein ungemein keusches und muthiges Volk gepriesen. Zeuß haben in seinen Beweisen noch die einzelnen historischen Glieder gefehlt. Ungemein reich sind die Annalen vom dritten bis ins sechste Jahrhundert an Notizen über das Volk der Vandiler oder Vandalen. Eine der gefährlichsten Lücken, den Beweis: daß in jenen Gegenden auch noch im achten Jahrhundert Deutsche gelebt haben, diesen Beweis beizubringen, ist uns durch die Einreihung einer Urkunde Karls des Großen gelungen. Man soll nicht glauben, daß es unmöglich sei, solches Haften vereinzelter Stammesreste am uralten Boden nachzuweisen. Unter günstigeren wissenschaftlichen Verhältnissen in Spanien ließen sich wohl die Beweise führen, daß einzelne Gaue an der Südseite der Pyrenäen directe Nachkommen der Visigothen seien. Schlagender ist der Fall mit den Gepiden. Nach Jordan (de Got. orig. 22) wohnte dieser deutsche Stamm juxta flumina Marisia (Maros; Sächsisch: Mierisch), Miliare (der weiße Körösch)

Digitized by Google

et Gilpil (schwarze Körösch) et 'Grisia (schnelle Körösch), also im westlichen Siebenbürgen, auf den fruchtbaren Abhängen der Gebirge gen Westen. Schwer sündigten die Nachbarn der Gepiden, die Longobarden, als sie, im alleinigen Kampfe Mißerfolg fürchtend, die wüsten Avaren herbeiriefen. Dem Angriffe der Avaren und der deutschen Longobarden erlagen die Gepiden. Später, wie die Avaren verheerend in das longobardische Königreich in Italien einfielen, höhnten sie die Besiegten und Gefangenen: „Seid stille! Wir führen Euch nicht ins Elend, sondern an die Grenzen Pannoniens, wo Ihr einst hergekommen seid.“ Nach Germanensitte hatten sich die Longobarden beim Eingehen des Bündnisses mit dem Avarenvolke den freien Rück- und Einzug in das zu verlassende Ungernland ausbedungen, „einem jeden Langobarten sollte freistehen, den innegehabten Hof wieder zu besetzen, wenn ihr Angriff auf Italien fehlschlagen sollte“. Sonst ließen die Germanen, wenn sie freiwillig ein besser Land suchen gingen, eine Besatzungstruppe zurück. Hier sichern sie sich den bisherigen Wohnsitz durch Vertrag mit dem Waffengefährten. Wir lesen, daß die Avaren nach einiger Zeit selbst nach Westen in das, von den erfolgreichen Longobarden nicht mehr beanspruchte, Donauland siedelten, wir hören, daß die Avaren auf einem ihrer Kriegszüge gegen Byzanz im siebenten Jahrhundert unterworfene Gepiden als Lastarbeiter und Sklaven dabei hatten. Und als die Magyaren oder Ungarn ihre Eroberung aus dem Flachlande nach Osten zu, auf das Gebirge des westlichen Siebenbürgens zu, ausdehnten, da nahmen sie auch die Dörfer der Gepiden ein. Schließlich, als sich der Zug der deutschen Colonisten vom Rheine und von der Maas, die heutigen Sachsen, in das Land trans sylvam hineinbewegte, fanden sie nur mehr wenige Deutsche drin vor, deren Herkunft unbekannt.

So klar wie bei diesen unglücklichen Resten des Gepidenstammes, der durch Brudermord zerfiel, so klar liegt bei den Vandalen Gottschee's der Zusammenhang noch nicht vor Augen. Allein zweifeln läßt sich nicht, daß bei fortgesetzter Forschung die Sicherheit des Schlusses und der Nachweis der Identität sich eben so gut führen lassen wird. Einstweilen mag es schon nützlich sein, nur dem Geschreie der Slovenen, „daß die Deutschen die Eindringlinge und sie die Urbewohner seien“ entgegen zu treten und die Unwahrheit ihrer Aussage klar zu legen. Es ist dies um so nöthiger, als in den Stürmen, die in der Zukunft drohen, die germanische Welt von allen Seiten mit Gewalt und mit Trug an ihrem Erbtheile geschädigt werden wird. Sie strecken alle die Tatzen aus und zerren am Gebiete der deutschen Zunge und muntern sich einander auf. „Revindication, Magyar orszag, irredenta“ und wie die räuberische Habsucht ihre Lügen sonst noch benennt.

Etwa ums Jahr 166 nach Christus theilten sich die Vandalen, eines der Oberkönigreiche, und verließen ihre Heimath Schlesien. Silinger und

Digitized by Google

Astinger hießen die beiden Zweige, die damals, wohl im Grolle, von einander schieden. Vielfach werden uns von nun an die Vandalen in den Kämpfen mit und wider Rom genannt. Die Silinger erscheinen später nach der Theilung des Stammes vereint mit ihren Obernachbarn, den Burgunden, am Main, kämpfend gegen den Kaiser Probus. Wohl werden die bald hernach in Gallien einbrechenden Vandalen aus beiden Stammestheilen bestanden haben. Man hat wenigstens Grund, eine Vereinigung aus beiden Theilen auf diesem Kriegszuge anzunehmen. Die eigentlichen astingischen Vandalen waren aber damals, nach der Theilung in Schlesien, über die Gebirge nach dem Süden gezogen und hatten sofort an dem Markomannenkriege wider die Römer als einer der tapfersten Heerhaufen theilgenommen. Freilich die gewünschten guten Sitze hatten sie nicht erlangt. Ueberall waren sie zuviel. Markomannen und Quaden bedrängten sie rastlos, so daß noch Kaiser Commodus ihren Feinden Ruhe gebieten mußte. Doch die Einigkeit unter den deutschen Stämmen wollte sich nicht herstellen. Die Vandalen zogen wieder von dannen. Ihre Heerkönige Rhaus und Rheptus führten sie nach der römischen Provinz Dacien. Dort baten sie, im Jahre 172 etwa, den Statthalter Clemens um „Sold und Land zum Bebauen, dafür wollten sie kämpfen für die Römer". Clemens nahm sie nicht auf, hetzte sie jedoch auf ein ihm unbequemes und ziemlich unabhängig gebliebenes Völkchen aus den um 105 unterjochten Daciern, die Kistoboken. Während aber die Astinger sich keines Angriffes von anderer Seite versahen, wurde sie von einem in der Nähe angesiedelten deutschen Stamme, den Lakringern, überfallen und, wohl nicht ohne Zustimmung des falschen Römers, bös zugerichtet. Nun sie klein und schwach geworden waren, fanden sie Gnade vor den Augen des Statthalters. Er räumte ihnen Sitze ein, welche später als Wohnplätze der Gepiden genannt wurden; bei Alburnum major = Verespatak, bei Ulpianum = Großwardein ꝛc. Dort finden wir heute noch ihre Grabhügel. Man trifft in ihnen (Jos. Arneth) die massigen Schildbuckel und Spaten und Skrammasaxe (Schrammenschneider), und selbst unsere fränkische Frankiska u. dgl., oft von ganz überraschender Kunstfertigkeit zeugend. Mit Trauer sieht man die verrosteten Waffen der tapferen Krieger aus unserm Volke. Hätten sie nicht Frieden mit einander halten und den ganz von ihren Volksgenossen besetzten Karpathenkessel für unsere Zunge behaupten können? Jetzt sammeln die Todfeinde der deutschen Sprache, die Ungarn, die Leichengaben der deutschen Buren und Surven und Quaden ꝛc., sammeln die Funde aus den zerwühlten germanischen Heldengräbern in ihren, der eigenen Heldenstücke entbehrenden Museen.

Lange Jahre saßen die Astinger im westlichen Eibinbürgen und schoren ihre Schaafe*) und thaten den Römern ehrliche Kriegsdienste in weiter Ferne

*) Neben herrlichen Zierstücken mit eingelegter Schmelzarbeit werden häufig als Todtenbeigaben, bei Mannsgräbern, Schaafscheeren angetroffen.

und ihre Zahl mehrte sich. Im Jahre 258 etwa gaben die Römer den Besitz Daciens auf und nun bleiben die Vandalen frei und unabhängig auf den Biharer Hügeln zurück, bis ein Unstern die Westgothen in die siebenbürgische Felsenfestung hineinführte auf ihrem Rückzuge vor den Hunnen. Bald befehdeten sich die Außenposten beider Stämme. Auf dem Blachfeld am Mierisch (Maros) stellten sich beide kampflustige Heere. Nach heißem Ringen neigte sich am Ende des Tages der Sieg auf die Seite der Gothen. Der König der Vandalen, Wisumar, fiel als Held. Vernichtet hätte Geberich, der Westgothen König, den Rest des Volkes der Astinger, wenn sie nicht im Jahre 333 Aufnahme gefunden hätten, wieder als Kriegsdienste thuendes Schutzvolk, im Westen Pannoniens. Ein römischer Kaiser, Constantin, siedelte nach einer großen Schlacht das kriegerarm gewordene Vandalenvolk auf den, durch den Abzug ihrer bisherigen Inhaber leer gewordenen, Bergen zum Schutze der Pforten Italias an.

Lange Jahre wiederum saßen die Vandalen ruhig in den neuen Sitzen. Wie die Jugend herangewachsen war, erfüllten sie die eingegangene Pflicht und stellten den Nachfolgern des Kaisers, der sie in dies Land geschickt hatte, die ausbedungenen Hilfstruppen. Unter anderen war die achte Reiterschwadron in Aegypten stets von den Vandalen gestellt. Vandalen und Franken (in Theben letztere) im alten Mumienlande! Die deutschen Namen, die der Forschungsreisende Schweinfurt vor einigen Jahren auf den Leichensteinen bei den noch theilweise erhaltenen Kasernen in den ägyptischen Oasen Chargeh und Dachel fand, sind wohl den deutschen Soldkriegern von ihren Eltern an der Gurk und am grünen Rheine gegeben worden. Aber auch Geiseln ließen sich die Römer von dem Schutzvolke übergeben, wie sie sie einst bei den Cheruskern verlangt und erhalten. Als Geisel kam Stilicho der Vandale, einer der größten Männer, die an der Spitze des sinkenden römischen Reiches gestanden, nach Rom. Ohne ihn wäre das römische Reich von den Westgothen schon lange zertrümmert worden. Wohl mag in der Seele des Vandalen ein ererbter Stammeshaß gegen die alten Feinde seines Volkes gelebt haben. Während die Vandalen auf den westlichen Hügeln Pannoniens angesiedelt wurden, waren auch schon ihre späteren getreuen Freunde, die Alanen (oder Theile der Alanen) in ihrer Nähe angesiedelt worden. Kaiser Valens bestieg bei Günzburg die Schiffe und fuhr die Donau hinab. Er muß aber unterwegs Schiff und Donau verlassen haben; denn wir erfahren, daß er hernach die Sau (Savus, römischer Name und nicht von den erst viel später hier sich eindrängenden Slaven herstammend) hinabfahrend von den am Ufer wohnenden Alanen angegriffen worden sei. Also wohnten sie schon neben den Vandalen.

Lange Jahre also saßen die Vandalen in ihren neuen Sitzen. Da ver-

Digitized by Google

lassen sie (excitati per Stiliconem sagt Orosius) unter ihrem Könige die Heimath und ziehen wieder in die weite Welt. Ein unruhiges Volk! Unwiderstehlicher Wandertrieb. Wie ruhig blieben ihre alten Nachbarn von Schlesien her, die Hermunduren, in ihren auch nicht besonders gesegneten Gauen. Alles verließ den Boden, in dem die Väter ruhen, nur Friesen, Sachsen und Thüringer blieben der heimathlichen Scholle treu. Manches ist schon gedeutet worden, ob Stilicho wirklich seinen Stamm weggelockt und warum er es wohl gethan. Hat er ihnen Gallien, auf dem er die Augen der gehaßten Westgothen mit Sehnsucht haften sah, verschaffen wollen? Nicht wohlthätig war der Zug der vereinigten Vandalen und Alanen den Main hinab. Das goldene Mainz wußte davon zu sagen. Der heilige Hieronymus beseitigt in einem Briefe die Annahme, daß Mainz noch römische Einwohner gehabt und dadurch die Zerstörung herbeigerufen habe. Er lobt die Stadt eben wegen ihrer deutschen Sitte und Treue „fide sic Germana, ut non alia Germanior". Und diese volkreiche deutsche Stadt eroberten und verwüsteten Alanen und Vandalen am 31. December 406 vollständig. Viele Tausend Menschen wurden nur allein in einer Kirche, wie Hieronymus erzählt, getödtet. Uebertreibt auch der heilige Mann aus Trier: groß muß die Kirche doch gewesen sein. Die ganze Stadtzerstörung und besonders der letzte Act lassen sich nicht gut anders erklären, als daß die aus dem Westen hervorbrechenden Germanen Arianer und die Mainzer Römisch-Papistisch waren. Wir wissen, daß die Vandalen zu Karthago die römischen Christen bitter verfolgten, aus den römischen Kirchen Ställe machten 2c. Von einem Wechsel des Bekenntnisses zwischen 400 und 520 hören wir nichts. Fast alle Oststämme waren Arianer. Also müssen wir in der Zerstörung der Stadt Mainz ein gut Theil religiösen Hasses als Motiv suchen.

Leicht war der Zug bis dahin für die verbündeten Stämme gewesen; jetzt am Rheine stießen sie auf gleich tapfere, wohlgeordnete und zahlreiche deutsche Königreiche. Die Franken, unsere Väter, stellten sich zum Kampfe. Die Vandalen rückten allein in die Schlacht; vielleicht mögen kleinere Heergenossenschaaren wie Bastarnerreste oder Gepidengefolgschaften an der Seite der Vandalen gestanden haben: die Alanen hatten sich Morgens beim Beginne des Ringens nicht auf dem Wahlplatze eingestellt. Die Schlacht neigte sich endlich zu Gunsten der Herren des Landes, die Franken würden die Vandalen gänzlich vernichtet haben, wenn nicht die Waffenbrüder derselben, die Alanen, endlich sie erlöst hätten. Eilig verlassen jetzt beide das Rheingebiet und brechen in Gallien ein. Dann beginnt der Zug nach Spanien und Afrika. In jener Schlacht wider die Franken war der Heerkönig, der die Vandalen von den Kalkbergen des Ostens fortgeführt, Godikisl, gefallen. Wie aus Gregor von Tours hervorgeht, „post haec Vandali a loco suo

Digitized by Google

digressi“ etc. war es der neue König Gunderich, Gotengisel's Sohn, der sie nach Gallien hineinführte.

Das ist im Großen und Ganzen der beglaubigte und wohlgegliederte Zug der ritterlichen Vandalen. Neben diesen Theilen der Vandalen treten aber auch noch andere auf; manchmal gleichzeitig an verschiedenen Orten. Wir wissen z. B., daß auch Kaiser Probus, der „Vandalen und Burgunder“ in ihrem eigenen Lande im Westen Deutschlands aufgesucht hatte, allerlei deutsche Stämmchen, unter andern Juthunger, Bastarner und Vandalen in Pannonien ansiedelte. Es wird dadurch aber die fortlaufende Reihe der früher angeführten Geschichte nicht beeinträchtigt. Von Interesse ist, daß um die letzte Zeit (Godikisl) noch einmal das Volk der verschollenen Bastarner auftritt. Die Bastarner, die leider in unserer Volkspoesie und überhaupt in unserer Volkserinnerung ganz unbekannt sind, sind der älteste und zugleich einer der gewaltigsten deutschen Stämme. Schon 182 vor Christus sucht Philipp von Makedonien ihr Schwert für seine Rache an den Römern zu gewinnen. Dann kennen wir ihren kühnen Zug über die Donau und nach Dardanien (179 vor Christus) bis ans Gebirge Donuca (Rhodope oder Despoto) und manche andere Einzelheiten. Unter Stilicho singt Claudian: „Sieh, wie der grimme Bastarne erscheint, des Hercynischen Waldes Brukterer“ ꝛc. Freilich müssen wir eine gewisse poetische Licenz bei Claudian annehmen. Allein so unglaublich ist doch das Erscheinen von Bastarnen am Rheine nicht. Erstens wie sollte dem rheinischen Dichter gerade der Name der, angeblich schon lange verschollenen und angeblich nie über Dacien vorgekommenen Bastarnen auf die Zunge treten? Und zweitens, wissen wir nicht, daß die Bastarnen nicht verschollen, sondern ums Jahr 280 nach Christus noch ihrer über 100 000 Mann neben Vandalen in Pannonien von Probus angesiedelt worden waren? Hatten sich die Vandalen, so oft decimirt, wieder vermehrt, sollten die Bastarnen, die grimmen Recken, nicht auch ihre Existenz fortgesetzt haben? Als Volk gehen sie ums Jahr 400 unter. Von den Vandalen dagegen haben wir noch länger Nachricht. Procop (de bello Vandalico) erzählt uns ein sehr wichtiges Factum. Nachdem die Vandalen ihr herrliches Königreich in Afrika begründet, kam eines Tages zu ihnen über See eine Gesandtschaft aus dem alten Lande. Die Helden hatten heiligen Auftrag und sprachen im gebotenen Ding (zusammenberufenen Rath): „Wir kommen aus dem Lande, das Eure Väter verlassen. Unsere Väter sollten den Davonziehenden das Land offen halten. Lang ist's her und schwer die Zeit. Fragen sollen wir, ob Ihr das Recht ans Land noch bewahrt wissen wollt?“ Da lachten die Herren von Afrika: „Dorthin zurück? Nimmermehr.“ Lächerlich mochte ihnen die Frage erscheinen. Keiner der Recken trug Sehnsucht, den Reichthum und das edle Herrenleben in dem weiten, blühenden Küsten-

Digitized by Google

lande Afrikas zu verlassen. Nur ein alter Häuptling warnte: „Werft das Anrecht nicht fort. Wißt Ihr, was Gott schicken wird? Wohl werden wir vielleicht bald nach sicherer Stätte suchen." Die fremden Vandalen erhielten Entbindung von der Pflicht der Treue. „Nimmermehr kehren wir heim zu Euch oder Euren Söhnen; gelübbdeledig zieht von dannen." So fuhren die Gesandten, wohl reich beschenkt, heim in ihr Land. Damit schließen die römischen Angaben über die Vandalen, mit dem sechsten Jahrhundert.

Die nächste Urkunde, die wir über „Germanen in Pannonien" haben, ist, abgesehen von den Notizen über die Gepidenreste im östlichen Ungarn, aus dem achten Jahrhundert und zwar von Karl dem Großen stammend. Auf dem Zuge wider die Avaren war bekanntlich das fränkisch-deutsche Reich bedeutend erweitert worden. Man fand und verstärkte durch Zuzug aber auch Deutsche in dem, rechts von der Donau gelegenen („Pannonien" von den Römern genannten) Lande. Einige Zeit nach der Einnahme des Landes sandten die neuen Unterthanen Botschaft an den kaiserlichen Hof und flehten um Hilfe beim Kaiser gegen den Herzog, den er ihnen früher gesetzt. Karl schickte in das ferne Land drei Sendgrafen. Diese sammelten aus den Städten und Burgflecken 172 angesehene Männer als Abgesandte des Volkes und protokollirten deren Aussagen und ließen sie schwören: „daß sie furchtlos alle Beschwerden, die das Volk gegen die Geistlichkeit und die Beamten hätten, ihnen mittheilen sollten." So klagten die Mannen furchtlos, „der uns vom Kaiser gesandte Herzog Johannes hat uns die Fischzüge genommen, er hat unseren Gemeinden die Wälder, in denen ihre Vorfahren Weide und Eichelmast gehabt, genommen; er hat die Grenzsteine versetzt und Slaven gestattet, sich dann auf den Ländereien, die unsere Voreltern seit uralter Zeit besessen, einzudrängen und niederzulassen. Der Herzog hat die alte Ordnung, wie sie noch von der Zeit der griechischen Kaiser her bei uns bestand, aufgehoben, hat Centgrafen gesetzt und unser Volk unter seine Söhne und Schwiegersöhne vertheilt. Wir waren sonst immer frei gewesen und hatten uns nie zum Graben, zu Knechtsarbeit &c. hergegeben. Herzog Johannes zwingt uns, für ihn und seine Kinder auf unseren Flüssen und zur See nach Venedig, Ravenna und Dalmatien Schifffahrtsdienst zu leisten. Dreißig Meilen weit läßt er Spanndienst leisten, dann schickt er die Mannen zu Fuß zurück, die Pferde aber nimmt er mit ins Frankenland. Dereinst zur Griechenzeit sammelten wir einmal im Jahre Geschenke für den Kaiser zu Byzanz, jetzt aber &c. Drei Jahre hindurch mußten wir sogar den Zehnten, den wir der Kirche zu zahlen haben, den heidnischen Slaven geben, welche er auf unserm und unserer Untergebenen Lande angesiedelt. Solche Lasten, von denen unsere Ahnen nichts gewußt, mußten wir die Zeit her gezwungen tragen. Wenn Kaiser Karl nicht hilft, ist es besser zu sterben, als so zu leben."

Digitized by Google

Das ist die Klage der alten eingesessenen deutschen Bevölkerung wider den Herzog von Istrien im Jahre 804. Selbstverständlich ist, daß das Herzogthum Istrien mehr Land umfaßte als die heutige Provinz Istrien; sonst könnte nicht von der Schifffahrt auf ihren Flüssen die Rede sein.

Dr. Mupperg.

Zur neueren kirchenrechtlichen Literatur.

Es liegt in der Natur des lebendigen Rechtes, daß sein Aufschwung nicht ausbleiben kann, wenn im Leben der Nation sich größere Veränderungen zutragen, die einer rechtlichen Ordnung bedürfen. Zunächst wird die Lücke im Rechte durch Hin- und Herreden deutlich, dann arbeitet die Gesetzgebung, um dem praktischen Bedürfnisse, das in der parlamentarischen Debatte genauer ermittelt ist, Genüge zu leisten. Und bald sieht sich denn auch die Wissenschaft veranlaßt, zu überschlagen, ob der gemachte Fortschritt sich in das System fügen läßt, ob nicht die Gruppe von neuen Rechtssätzen, die gewonnen wurde, einen Zusammenhang zeigt, der ihre Auffassung erleichtert und sichert und der vielleicht auch die Punkte offenbart, wo noch weitere Arbeit Noth thut.

Das deutsche Kirchenrecht mußte seit 1872 in eine ungemeine Gährung gerathen. Man hatte einmal sich an den Gedanken gewöhnt, dem Reiche, das anfänglich in der Gesetzgebung den Einzelstaaten fast alles überlassen wollte, die wichtigsten Gebiete des Lebens behufs rechtlicher Ordnung zu überweisen. Der schwierigste Theil dieser Aufgabe liegt in den großen Justizgesetzen erledigt vor. Es konnte nicht fehlen, daß das Reich selbst auch in eine directe Beziehung zur kirchlichen Gesetzgebung gebracht wurde.

Mehr noch erfrischten sich die Vorstellungen von Kirchenrecht durch die Vorgänge im vaticanischen Concile von 1870, sowie ihre Rückwirkung auf Preußen und einige andere Staaten. Eine ganze Reihe von Gesetzen, die man a potiori mit dem heitern Namen „Maigesetze" bezeichnet hat, entsprang diesen Ursachen und der Virchow'sche Ausdruck Culturkampf ist wenigstens insofern treffend, als es sich in diesem Kampfe um ein hohes Gut handelt, insbesondere um das Recht.

So viele Umwälzungen in den alten Beziehungen zwischen jenen uralten Gegnern, der weltlichen und geistlichen Macht, ließen es denn bald sehr wünschenswerth erscheinen, das ganze Gebiet des Staatsrechtes, wie es sich der Kirche gegenüber jetzt zusammenhängend ausgestaltet hat, in wissenschaftlichem Geiste behandelt und so revidirt zu sehen. So ist das Buch Thudichum's vor andert-

Digitized by Google

halb Jahren entstanden.*) Der Verfasser sagt selbst in der Vorrede: „Diese weit über die Grenzen Preußens und Deutschlands fühlbar gewordenen Reformen sind bereits zu einem solchen Abschlusse gediehen, daß sich eine Darstellung des neuen Rechtes unternehmen ließ, ja daß es endlich möglich ist, das geltende Kirchenrecht in ein wissenschaftliches System zu bringen, in welchem auf der festen Grundlage unseres staatlichen Verfassungsrechtes die Gebiete klar gestellt werden, in welchen der Staat oder die Religionsvereine allein oder worin zu beiderseitigem Frommen beide in Gemeinschaft zu bestimmen haben." Man sieht, daß die neue Gesetzgebung auf staatskirchlichem Gebiete nicht für sich betrachtet, sondern als Abschluß einer älteren angesehen wird, in der dem Staate die Fridericianischen Grundsätze noch nicht abhanden gekommen waren. Die Maigesetzgebung wäre ja auch eine viel zu schmale Grundlage für ein wissenschaftliches Werk und zudem hoffen ja eine Menge lebhaft interessirter Menschen, daß von dieser Maigesetzgebung nächstens kein Stein auf dem andern bleiben wird. Wenn man es nicht schon aus der Natur des preußischen Staates sich ableiten kann, daß diese ultramontane Hoffnung unerfüllbar ist, so kann man es hier bei Thudichum lernen, daß nicht im Entferntesten Aussicht darauf ist, wieder in die Periode romantischer Kirchenschwärmerei zurückzufallen, deren Inconsequenz, mit so consequentem Uebermuthe ausgebeutet, uns so heruntergebracht hat.

Die Disciplin des Kirchenrechtes hat bei dem nicht gelehrten Publikum lange Zeit darunter sehr gelitten, daß sie zu viel Rechtsgeschichte mit sich schleppte. Das lag in den Verhältnissen; selbst auf die Rechtsverhältnisse der protestantischen Kirche pflegten die Juristen kanonische Begriffe anzuwenden. Die neuere Zeit macht sich von blos geschichtlichen Elementen los und verlangt nur das jetzt geltende Recht zu wissen. Sie muß das um so mehr thun, als sie nicht die Kirchen und ihr Rechtsbewußtsein in den Vordergrund rückt, sondern den Staat und dessen Grenzfestsetzungen zwischen sich und den Kirchen. So macht denn das Werk Thudichum's einen Eindruck von praktischer Sicherheit und Klarheit, wie ihn frühere Bücher nicht häufig anzustreben wagten. Und wenn er sich eben auf den Standpunkt des Staates stellt, so ist eine Folge davon, daß er gewisse tiefsinnige Definitionen der Kirche und ihrer gottmenschlichen Mission, die zuweilen in den Handbüchern zu Anfang zu lesen waren, nicht recht verwenden konnte. Man wird diese Mystik, wenn man Theologe ist, leicht aus theologischen Werken ergänzen können; andere Leser werden es nicht nöthig haben, die einfachen Begriffe der Gesellschaftswissenschaft mit transcendenten Elementen zu versetzen, die nur

*) Deutsches Kirchenrecht des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1878.

Digitized by Google

für den Gläubigen von Werth sind. Man braucht aber darum, weil man aus wissenschaftlichen oder anderen Gründen von den Kirchen mystische Definitionen verschmäht, nicht die hohe Mission der Kirche gering zu schätzen. Und Thudichum thut das auch nicht, wie man aus dem Buche selbst und aus anderweitigen Aeußerungen feststellen kann. Dem Kirchenbewußtsein der katholischen Scholastiker kann er freilich nie Genüge leisten; aber wer brächte es in wissenschaftlicher Literatur heutzutage überhaupt so weit? Daß es der Protestant jedenfalls nicht kann, hat kein Geringerer als der Papst Pius IX. schon im Jahre 1860 gesagt. Denn als die badische Convention, die schon sicher gestellt zu sein schien, durch den Widerspruch der Volksvertretung gefallen war, klagte er: „Dieser Stand der Dinge ist die Folge der falschen (?) Lehre der Protestanten, welche meinen, die Kirche sei eine Art von Genossenschaft (collegium), welche in der bürgerlichen Gesellschaft existire, und keine anderen Rechte habe als diejenigen, welche die bürgerliche Gewalt ihr beilegte. Wer sieht nicht ein, wie sehr eine solche Vorstellung der Wahrheit widerspricht. In der That ist die Kirche von ihrem göttlichen Stifter als eine wahre und vollkommene Gesellschaft gegründet worden, welche von den Grenzen keines Staates beschränkt, keiner bürgerlichen Gewalt unterworfen ist und ihre Gewalt und ihre Rechte in allen Theilen der Welt frei und zum Heile der Menschen ausübt.“ Man kann die ganze kirchenpolitische Schwierigkeit kaum besser ausdrücken, als es hier vom Papste geschieht, nur daß die bürgerliche Gesellschaft der Kirche ihre uralten Rechte nicht erst beilegt, sondern sie „anerkennt“, so weit es erforderlich scheint. Das Eine nur müßte dem Papste außerdem klar gewesen sein, daß nicht blos in vorherrschend protestantischen Staaten diese Ungeneigtheit besteht, der katholischen Kirche eine über den Staat hinaus greifende Stellung einzuräumen, sondern daß auch vorherrschend katholische Länder durchaus nicht in der Lage sind, diesem Ideal der Ultramontanen zu entsprechen. Dies muß eben in der Natur des Staates liegen, und es zeigt uns dabei auch schon, was wir für die Zukunft etwa erwarten dürfen.

Der ausgedehnte Stoff des Werkes ordnet sich bei Thudichum nicht nach den Fingerzeigen, die das Kirchenwesen bietet. Ein kurzer erster Abschnitt giebt die allgemeinen Grundsätze des deutschen Staatsverfassungsrechtes in Bezug auf Religionsangelegenheiten; dann ist von dem Schutze der Gewissens- und Religionsfreiheit und der Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte vom Religionsbekenntniß die Rede. Der vierte Abschnitt ist viel reicher ausgestattet. Auch er beginnt mit allgemeinen Sätzen über die Zulassung von Religionsvereinen, ihrer Verfassung und Selbständigkeit und man sieht Seite 149 ff. mit Befriedigung, wie doch schon Manches auf diesem Gebiete durch das Reich selbst geordnet ist. Dann werden die einzelnen deut-

Digitized by Google

schen Staaten von Seite 180 an in ihren kirchenrechtlichen Befugnissen und Ordnungen behandelt, indem, nach einer statistischen Einleitung, die leider nicht die neuesten Jahre umfaßt, Preußen, dann Baiern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen mit Angabe der Quellenschriften in ihrer Gesetzgebung gegenüber den verschiedenen Religionsgesellschaften genauer vorgeführt werden. Natürlich erhalten auch die Altkatholiken ihre gebührende Stelle.

Der zweite Band verfolgt nun die Bestimmungen über Feiertage, Aufrechthaltung des Friedens, Verbreitung von religiösen Lehren, staatsgesetzliche Bestrafung von staatsfeindlichen Umtrieben von Geistlichen. In einem sechsten Abschnitte kommen wir zu den brennenden Fragen von der staatsrechtlichen Voraussetzung für die Bekleidung geistlicher Aemter (Vorbildung, unbefugte Amtsübung, Temporaliensperre 2c.). Hierauf werden die Centralbehörden und die Vertretungen der Landes- und Provinzialkirchen, sowie die Geistlichen, Patrone und der Eintritt in die Kirchen, ferner die Ortskirchen- und Kreisgemeinden und die Kirchendisciplin erörtert. Ein letzter Abschnitt behandelt in knappen Zügen das kirchliche Vermögensrecht.

Wer die Inhaltsangaben etwas verfolgt hat, wird den Eindruck einer schwer behältlichen Disposition haben. Ein Register, das für die nächsten Bedürfnisse ausreicht, erleichtert zwar das Auffinden der Einzelheiten, aber der Mangel an Uebersichtlichkeit bleibt doch bestehen. Wie es scheint, hätte sich die Sache leichter und plastischer gestaltet, wenn der Verfasser doch die objectiven Elemente der Kirche zu Grunde gelegt hätte, um dabei an jedem einzelnen Punkte die Betheiligung der staatlichen Gesetzgebung zu zeigen. Es würde z. B. wohl behaltbar so disponirt werden können:

A. Der kirchliche Organismus
   1. in seiner hierarchischen Gliederung,
   2. in seiner beständigen Wiedererzeugung (Anstellung der Geistlichen).

B. Die Functionen des kirchlichen Organismus
   1. als Mission und Lehre (Schule, Proselytenwesen),
   2. als Verwaltung und Gesetzgebung,
   3. als Gericht (gegen Geistliche und Laien),
   4. als Heiligung der äußeren Geschicke (Ehe, Tod, Ordenswesen).

C. Die äußeren Mittel dazu (Vermögen, Stiftungen, Besteuerung).

Diese Disposition liegt überdies so in der Sache, daß sie verschiedene Male schon so ziemlich befolgt ist. Auch in Richter-Dove's Kirchenrecht (siebente Auflage) liegt sie einigermaßen dem Ganzen zu Grunde und es zeigt sich dort auch, daß sich sehr wohl alles, was das Forum des Staates interessirt, in diesem Schema unterbringen läßt. Ich hege sogar die Hoffnung, daß über kurz oder lang eine Codification des geltenden Kirchenrechtes nach

Digitized by Google

dieser Disposition uns geboten wird, wobei man sehr wohl darin, aber nur darin den Wunsch Geffken's erfüllen könnte, nach einigen allgemeinen Rechtsaufstellungen eine besondere Behandlung der evangelischen und der katholischen Kirche eintreten zu lassen. Denn wenn es einem großen und mächtigen Staate überhaupt wohl ansteht, da er doch die Kirchen weder entbehren noch sie ersetzen und regieren kann, statt der „Fechterstellung" den Kirchen gegenüber einiges Vertrauen zu zeigen, so wird er doch zu dieser nicht ganz leichten Entschließung ganz anders von dem Geiste der evangelischen Kirche ermuthigt, als von dem leider so übermüthigen Geiste der römischen Hierarchie, die noch jetzt und jetzt viel mehr noch als 1862 nach dem Worte Napoleons „alles gegen sich hat, was in Europa liberal heißt", wiewohl sie nach den Umständen viele liberale Phrasen entwickelt, auch wohl „die Demokratie taufen" und selbst die Revolution für ihre Pläne benutzen will. Sie rechnet eben darauf, nach den Orgien der Revolution werde ein desto größeres Autoritätsbedürfniß im Volke entstehen, dem dann die katholische Kirche am besten entgegenkomme. Darin wird sie sich auch wohl nicht täuschen, wiewohl es nicht ganz ohne Kurzsichtigkeit dabei abgeht.

Einen Punkt in Thudichum's Auffassung des Rechtes der Kirche hat kürzlich E. Friedberg*) angegriffen. Thudichum sagt I, Seite 6: „Die Beliebungen der Kirchen- und Religionsvereine, neuerdings oft „Kirchengesetze" und „Kirchenordnungen" genannt, kommen für deren Mitglieder sowie für die Staats- und Gemeindebehörden erst in Betracht, insoweit staatliche Vorschriften nicht vorhanden sind und die kirchliche Beliebung sich innerhalb der staatsgesetzlichen Zuständigkeit der Kirchen hält." Der sonderbare Ausdruck Beliebung soll offenbar die Zweideutigkeit unschädlich machen, die in dem allgemeinen Ausdrucke Gesetz liegt. Daß jedes Institut sein Recht haben werde, ist damit nicht in Abrede gestellt. Und doch ist es gut, einen wichtigen Unterschied festzuhalten, der in der Souveränetät liegt. Denn es muß doch eine Macht bestehen, die die vielen Lebensgesetze der Institute unter einander ausgleicht, ihre Collisionen beseitigt. Dieser gesetzgebenden Thätigkeit wird jede andere ordnende und gesetzgebende Thätigkeit specifisch geringer gegenüber stehen, wenn sie inhaltlich noch so erhaben ist. Ob man darum auch ein neues Wort wie Beliebungen versuchen soll, ist zweifelhaft. Jedenfalls müßte ein passenderes Wort für jene anderweitigen Velleitäten sich ermitteln lassen, das jenen kirchlichen Ordnungen nicht gleich von vorn herein einen Makel anhängt und doch ihren unvollkommenen Charakter genügend andeutet.

Das so eben genannte große Kirchenrecht von Professor Friedberg ist

---

*) Emil Friedberg, Handbuch des evangelischen und katholischen Kirchenrechtes. Leipzig, B. Tauchnitz. 1879.

Digitized by Google

ein ganz anderes, aber sehr willkommenes Unternehmen. Der Verfasser sagt: „Das sonst treffliche Lehrbuch des verewigten Richter hat in den neueren Ausgaben einen Umfang gewonnen, der es für den akademischen Gebrauch fast ausschließt, das von Schulte giebt ausschließlich katholisches Kirchenrecht und das im Jahre 1869 erschienene von Mejer hat naturgemäß die wichtige staatskirchenrechtliche Bewegung der Neuzeit noch nicht berücksichtigen können." Aber noch ein anderer Vorzug kommt dem Kirchenrechte Friedberg's zu Gute. Jeder, der sich nicht großer Bibliotheken bedienen kann, hat die Erfahrung gemacht, daß ein Quellenstudium im Kirchenrechte sehr erschwert ist. Die Materialien sind außerordentlich zerstreut und selbst die neuere kirchliche Entwickelung verliert sich in zahllosen Publicationen. Da hat der Verfasser einen äußerst nützlichen Gedanken verwirklicht. Er sagt: „Ich habe versucht, das Quellenmaterial, so weit das mit der compressen Form des Buches nur irgend verträglich war, diesem selbst einzuverleiben. Dadurch hoffe ich zu einem eingehenderen Studium hinzuführen und genieße noch außerdem den Vortheil, manches Detail der Rechtsvorschriften im Texte übergehen zu können, weil die angeführten Quellen selbst darüber genügende Auskunft geben." Er hat somit in der That ein corpus juris ecclesiastici gegeben, wofür man ihm gern nachsieht, daß er verschiedene mehr theologische Materien ausgeschieden hat. Das Princip, nach welchem er den staatskirchenrechtlichen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird dem Verfasser unstreitig den Dank der Leser eintragen. Immerhin hat er, wie wir sehen, mehr den studirenden Gelehrten im Auge, als den allgemein Gebildeten, dem Thudichum vorzüglich angemessen ist. Aber es ist für Jeden eine Freude, auf verhältnißmäßig kleinem Raume alles zusammen zu haben, was ihm in kirchenrechtlicher Beziehung ein eigenes Urtheil ermöglicht. Wie schön überblickt man an Actenstücken z. B. Seite 22 die Entwickelung des Episkopalsystemes in den gallicanischen Bestrebungen &c., die Concordatsversuche, die Triumphe des Curialismus im Syllabus Seite 26, die Regungen staatlichen Gefühles in Oesterreich, Baiern, Preußen Seite 28 ff. Hier sind auch aus den archivalischen Forschungen neuester Zeit kräftige Stellen aus der Zeit des großen Kurfürsten &c. beigefügt, die uns unvergleichlich in die Materie einführen. Natürlich fehlen auch nicht die päpstlichen Actenstücke.

An einer Stelle hätte vielleicht doch mehr für theologische Bedürfnisse gesorgt werden sollen. Seite 63 sagt der Verfasser, die katholische Kirche erkenne zwar das Recht, das in dem alten und neuen Testamente enthalten ist, als göttliches an, die evangelische aber sehe in der Schrift keine Rechtsnorm. Von den Stellen, die er dafür citirt, ist die interessanteste, wiewohl nicht die maßgebendste, die von Friedrich dem Großen von 1751: „Es ist also mein ernstlicher Wille, daß in Zukunft bei solchen Fällen nach meiner Ordre und

Vorschrift schlechterdings verfahren, keineswegs aber dabei Moses und die Propheten zu Rathe gezogen werden sollen, als welche hier im Lande nichts zu thun haben." Es wäre eben theologisch interessant und würde zu tieferen Unterscheidungen zwischen kirchlichen und staatlichen Satzungen geführt haben, wenn die bekannte reformatorische absolute Bibelverehrung mit jenen liberalen Aeußerungen verglichen worden wäre. Indeß es ist nicht ganz billig, ein Werk nach dem was es nicht enthält zu beurtheilen, zumal wenn es offenbar eine so große Fülle von trefflichem Stoffe wirklich enthält. Wo so viele Actenstücke in verschiedenen Sprachen abgedruckt werden, geht es natürlich nicht ohne Druckfehler in Buchstaben, in Interpunction, Stellung der Ziffern in Jahreszahlen zu, aber es ziemt sich nicht, davon zu reden.

Wir greifen nur noch einen Punkt heraus, um die beiden Sachkenner über ihn zu vernehmen. Es ist die Frage nach dem Wesen der Concordate. Thudichum sagt (I Seite 9), alle jene Vereinbarungen sind weder von den Regierungen noch von den Päpsten als wahre Verträge, das heißt als einseitig nicht abzuändernde, angesehen worden. Hätte der Staat aber auch die Hoheitsrechte preisgegeben, so würde der Vertrag ihn nicht für immer binden, schon weil derselbe nicht mit dem Oberhaupte eines Staates, sondern dem eines Religionsvereins geschlossen worden. Wäre aber das Concordat in der That ein Staatsvertrag oder etwas dem Analoges, so würde eine Kündigung immer noch dem Staate freistehen, wie denn derartiges immer aus Gründen der Wohlfahrt geschehen ist. Unbedingt ist das Kündigungsrecht dann vorhanden, wenn der Papst in den Kriegszustand übergeht, wie gegen Oesterreich.

Friedberg dagegen sagt (Seite 79): „der rechtliche Charakter der Concordate ist streitig, die Einen, auch der Papst betrachten sie als von der Kirche ertheilte Privilegien. Die andere Meinung erblickt in ihnen einseitige Staatsgesetze; zu sagen, der Staat könne nicht mit seinen Unterthanen paciscīren, paßt nicht, weil die Kirche nicht in einem Staate begrifflich abgeschlossen, der Papst nicht Unterthan des contrahirenden Staates ist und der Staat, indem er mit dem Papst paciscirt, auch anerkennt, daß er in der Kirche nicht blos eine Corporation im Staate erblickt. Aber freilich völkerrechtliche Verträge im eigentlichen Sinne sind die Concordate nicht, weil sie nicht mit dem Papste als Souverän des Kirchenstaates abgeschlossen werden, sondern als Kirchenhaupt. Die katholische Kirche ist allerdings eine staatenartige Organisation, eine civitas und so muß auch ein Concordat nach Analogie der völkerrechtlichen Verträge beurtheilt und allen Consequenzen derselben unterworfen werden. Freilich liegt darin auch gleich das politische Motiv enthalten, weswegen Staaten keine Concordate schließen sollen. Für sie soll eben die Kirche nicht als civitas, sondern als Corporation im Staate in Frage kommen."

Digitized

Mit dem Schlusse wird man leichter übereinstimmen als mit den etwas gewundenen Erklärungen des Anfanges. Am besten ist, daß für Deutschland die ganze Frage nicht mehr praktisch ist. Mag die Curie unablässig sich selbst als eine vollkommene civitas wie „Venedig“ darstellen und als von Gott in dieser Herrlichkeit und Macht gestiftete auf andere civitates herabsehen, der Staat kann das ertragen. Er wird von dem Bewußtsein der Nation jetzt hinreichend unterstützt, um seine Mission mit Ruhe gegen alle Ansprüche zu verfolgen, auch gegen solche, die, so segensreich sie als Ideale wirken, als Ungebühr zurückgewiesen werden müssen, wenn sie das Himmelreich schon hier anticipiren wollen durch Einrichtungen und Personen, die nur zu sehr den Charakter der Gebrechlichkeit an sich tragen.

Vom preußischen Landtage.

Die Verhandlungen der mit dem kirchenpolitischen Entwurfe betrauten Commission des Abgeordnetenhauses haben wieder einmal gezeigt, wie es verlorene Arbeit ist, eine Vorlage, welche von allen Theilen wesentlich nach politischen Gesichtspunkten aufgefaßt wird, commissarisch vorberathen zu lassen. Die erste Lesung in der Commission hat nichts zu Wege gebracht als psychologisches Material, um das Verhältniß der verschiedenen Parteien zu dem Gegenstande zu beurtheilen; und dies Material ist wieder darum von zweifelhaftem Werthe, weil die meisten Parteien wie die Regierung selbst ihr letztes Wort zurückgehalten haben. Es ist das ein Versteckenspiel, bei welchem jeder Theil hofft, hinter das Geheimniß des andern zu kommen, ohne sein eigenes zu verrathen, und zuletzt alle sich genau auf demselben Flecke finden wie vorher. Die einzige der bei der Entscheidung in Betracht kommenden Parteien, welche offen und ehrlich ihre Stellung bezeichnet hat, ist die nationalliberale, nachdem ihr noch eben zuvor das freiconservative Organ nachgeredet, daß niemand wisse was sie wolle. Allerdings hat sich für die Partei die Taktik nur bewährt, daß sie nicht voreilig vor aller Welt in zwei getrennten Flügeln aufmarschirt ist, denn der Gang der Dinge in der Commission ist so gewesen, daß schon am dritten Tage gerade der Abgeordnete Gneist in authentischer Interpretation seiner im Plenum gehaltenen Rede der Regierung sagen konnte und mußte, sie werde für die von ihr aufrecht erhaltenen Forderungen keine einzige liberale Stimme gewinnen. Die Freiconservativen, welche mit ihren Amendements der gemäßigt liberalen Auffassung am nächsten kamen, und für dieselben regelmäßig die Unterstützung der nationalliberalen Mitglieder fanden, haben sich bis jetzt in vorsichtiges Schweigen darüber gehüllt, welchen Einfluß die — bis jetzt ausnahmslose — Ablehnung ihrer Anträge auf ihre schließ-

Digitized by Google

liche Haltung üben werde. Die Conservativen haben eine doppelte Rolle gespielt: auf der einen Seite dem Winke des Cultusministers gewärtig, die freiconservativen Amendements mit Hilfe des Centrums niederzustimmen, gelegentlich aber auch diesem Bundesgenossen zu Liebe Herrn von Puttkamer selbst eine kleine Gewalt anzuthun. Das Centrum endlich hat den dürren Boden des Principes ohne Zögern verlassen, wo sich ihm die grüne Weide reeller Vortheile bot, und ist mit Anstand zurückgegangen, wenn die Vorlage mehr Opfer in Anspruch zu nehmen schien als der Gewinn aufwog.

Dieses Schema der formalen Parteistellung mit den sachlichen Gegensätzen auszufüllen ist in der Kürze nicht leicht, und viel Zeit darauf zu verwenden lohnt nicht, da das einstweilige Product der Arbeit nur ein ephemeres Dasein zu fristen bestimmt ist. Es genügt daher, diejenigen Punkte hervorzuheben, welche bei der letzten Entscheidung voraussichtlich bestimmend sein werden. Die nationalliberalen Mitglieder haben sich positiv bereit erklärt, zu einem Gesetze mitzuwirken, welches die Wiederbesetzung der erledigten Pfarrstellen und die Herstellung einer geordneten Verwaltung in den kraft des Staatsgesetzes oder durch Tod erledigten Diöcesen thunlichst erleichtern würde. Zu diesem Zwecke scheinen ihnen indeß zwei Bestimmungen ausreichend, welche je einen Theil der Artikel 1 und 5 der Vorlage bilden: die Gestattung einer Dispensation von dem formellen und materiellen Bildungsnachweise für diejenigen Candidaten des geistlichen Amtes, deren Vorbereitung in die Zeit des Conflictes gefallen ist; und die Befreiung der zu bestellenden Bisthumsverweser von der Leistung der Eidesformel, in welche das Versprechen des Gehorsams gegen die Staatsgesetze ausdrücklich aufgenommen, und welche bis jetzt noch bei keinem Bischofe zur Anwendung gekommen ist. Die Bestimmungen, welche eine materielle Revision der kirchenpolitischen Gesetze in einzelnen Punkten betreffen, lehnt die Mehrzahl der nationalliberalen Mitglieder aus dem Grunde ab, weil zu einer solchen Revision erst Veranlassung sein werde, wenn die Curie und Hierarchie das Entgegenkommen des Staates zur Erleichterung des Friedensschlusses damit beantworten, daß sie mindestens diejenigen Vorschriften der Gesetze erfüllen, welche eingestandenermaßen keine Härte und keinen Gewissenszwang enthalten, und ein praktisches Bedürfniß, die vorgeschlagenen Aenderungen vorwegzunehmen, nicht nachgewiesen sei. Principiell erklären sich die nationalliberalen Mitglieder einstimmig gegen alle von der Regierung geforderten discretionären Befugnisse, welche über den Zweck hinausgehen, für die aus dem Conflicte erwachsene Desorganisation der katholischen Kircheneinrichtungen Abhilfe in den Grenzen des Nothwendigen zu schaffen. Es gehören dahin die in Artikel 1 der Vorlage über diesen Zweck hinaus vorgesehenen Dispositionen von den Vorbedingungen zum Erwerbe geistlicher Aemter, der Artikel 2, welcher die Berufung gegen

Digitized by

geistliche Disciplinarurtheile an den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten den Betroffenen nimmt und zu einer lediglich politischen Maßregel in der Hand der Regierungsorgane macht, der Artikel 8, welcher die seit dem Gesetze von 1875 gesperrten Leistungen aus Staatsmitteln für die katholische Kirche in das Ermessen des Cultusministers giebt, endlich der Artikel 9, welcher die Anwendung aller und jeder Strafbestimmungen der kirchenpolitischen Gesetze von dem Antrage der Regierungsorgane abhängig macht. Die Frage, ob es nicht möglich wäre, in diesen Punkten einen Ausgleich der entgegenstehenden Anschauungen zu finden, ist müßig geworden, nachdem alle in diesem Sinne von den Freiconservativen gestellten Anträge von dem Cultusminister bekämpft und von der conservativ-klerikalen Mehrheit abgeworfen worden sind.

Auf einen Punkt aber concentrirt sich die Aufmerksamkeit vor Allem, weil Fürst Bismarck vom ersten Augenblicke an erklärt hat, daß mit demselben die Vorlage stehe und falle und daran unentwegt festhält, während die nationalliberale Partei sich mit gleicher Entschiedenheit dagegen erklärt, nicht aus principiellen, sondern aus politischen Gründen. Die wegen Widerstandes gegen Staatsgesetze und Störung der öffentlichen Ordnung vom Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten verurtheilten Bischöfe sind nach der Formel des geltenden Gesetzes „aus dem Amte entlassen", bedürfen also auch nach eingetretener Begnadigung einer positiven Wiedereinsetzung in ihr Amt, wozu die Curie sich nach ihrer principiellen Anschauung nicht herbeilassen kann. In Artikel 3 der Vorlage ist nun die Aenderung jenes Gesetzes dahin beantragt, daß hinfort nur auf „Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes" erkannt werden soll, was wenigstens der Abgeordnete Gneist als eine Verbesserung bezeichnete, die er bereits 1873 vergeblich beantragt habe, weil damals das Centrum „principiell" dagegen stimmte. Stände die letztere Formel im Gesetz, so würde jeder begnadigte Bischof ohne Weiteres in seine Diöcese zurückkehren können; und der Artikel 4 holt dies bezüglich der bereits ergangenen Verurtheilungen dadurch nach, daß dem „aus dem Amte Entlassenen" vom Könige die staatliche Anerkennung als Bischof seiner früheren Diöcese wieder ertheilt werden kann. Ohne sich nun principiell gegen den Artikel 3 zu erklären, verwerfen die Nationalliberalen durchaus jede Anwendung in diesem Sinne auf die bereits aus ihren Aemtern entfernten Bischöfe, vornehmlich aus der Rücksicht, daß es bei der ultramontanen wie bei der staatstreuen Bevölkerung den Eindruck einer Besiegelung der Niederlage des Staates machen werde, wenn die Anführer des grundsätzlichen Widerstandes gegen die Staatsgesetze triumphirend in ihre Diöcesen wieder einziehen sollten. Der Cultusminister hat nun auch hier Sorge dafür getragen, „nicht eine einzige liberale Stimme für den Artikel 4 zu gewinnen" (wie sich der Abgeordnete Gneist in der Commission ausdrückte), indem er sich gegen das freiconservative Amendement erklärte,

die Wiederanerkennung von einer Unterwerfung des Bischofs unter die Gesetze abhängig zu machen, „weil die Staatsregierung nicht acceptiren könne, daß durch Einfügung einer solchen Clausel die Möglichkeit dem Staatsoberhaupte imputirt werde, als ob die Zurückberufung erfolgen könne, ohne daß der Bischof seine Verpflichtung zur Beobachtung der Staatsgesetze anerkenne." Die Conservativen aber sind noch über den Cultusminister hinweggegangen und haben die Rechtswirkung, welche Artikel 3 des Entwurfes für die Folge beabsichtigt, ohne Weiteres auf die bereits erfolgten Verurtheilungen zurückübertragen.

Die Möglichkeiten, welche für die mit dem Artikel 4 stehende und fallende Vorlage noch bleiben, faßt ein freiconservatives Blatt dahin zusammen: entweder für den Commissionsbeschluß oder die unveränderte Regierungsvorlage eine Mehrheit, deren Hauptbestandtheil das Centrum bildet — oder für den im freiconservativen Sinne amendirten Artikel unter Stimmenthaltung des Centrums eine conservative Mehrheit gegen die Liberalen. Damit ist die Lage erschöpfend bezeichnet. Daß Fürst Bismarck auf den Wunsch der Liberalen sich jetzt noch mit den beschränkten Artikeln 1 und 5 genügen lassen sollte, wie ein liberales Blatt meint, ist eine naive Hoffnung. x.

Literatur.

Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm. Herausgegeben von der Familie von Humboldt in Ottmachau. Stuttgart, J. G. Cotta. 1880. — Drei Gruppen von Briefen Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm sind hier zusammengestellt, einmal die längst veröffentlichten Briefe von der amerikanischen Reise 1799 bis 1802, ferner 37 Briefe aus der Zeit des Pariser Aufenthaltes 1819 bis 1827, endlich 19 Briefe von der russischen Reise 1829; beide letzte Gruppen bisher noch unveröffentlicht und erst neuerdings aufgefunden. Das ist Alles, was von den Briefen Alexanders an seinen Bruder hat zusammengebracht werden können; diejenigen Wilhelms sind spurlos verschwunden, wahrscheinlich von Alexander vernichtet worden. Man hat hier also, wie der Herausgeber schreibt, nur „spärliche Trümmer vom Tempel der brüderlichen Eintracht". Die meisten dieser Briefe sind französisch geschrieben, was vor Allem deswegen zu bedauern ist, weil Alexander sie ohne Zweifel besser deutsch geschrieben hätte. Auch der Inhalt ist nicht eigentlich bedeutend zu nennen. Man nimmt eine Zurückhaltung wahr, die, wie es scheint, zum Theil auf die Besorgniß einer Verletzung des Briefgeheimnisses zurückzuführen ist. Dazu war Alexander weit entfernt, seine Briefe, wie dies Wilhelm that, zu literarischen Productionen auszuarbeiten; er selber klagt einmal gegen den Bruder über die „Sterilität" seiner Briefe. Das Alles macht, daß man durch die Veröffentlichung einigermaßen enttäuscht ist. Gleichwohl darf man der Familie den Dank für die Herausgabe nicht vorenthalten. Auch so geben sie ein schönes Bild von der brüderlichen Freundschaft, man freut sich an der lebendigen, klaren und anmuthigen Darstellung Alexanders und es fehlt nicht an interessanten Einzelzügen. Alexander ist von Paris aus fortwährend für die wissenschaftlichen Zwecke Wilhelms thätig, zuweilen finden sich sogar politische Streif-

Digitized by Google

lichter, oder es sind charakteristische Porträts, kleine Landschaftsbilder eingeflochten. All das vergegenwärtigt die Weltbezüge der Brüder und ihre inmitten der allgemeinen Culturbewegung stehenden Persönlichkeiten. Vorausgeschickt ist von dem unbekannten Herausgeber eine Darstellung des Lebensganges und vortreffliche Charakteristik beider Brüder, angehängt eine Stammtafel der Humboldt'schen Familie und das Büchlein selbst ist aufs beste ausgestattet. L.

Die Publicistik der Gegenwart. IV. Heft. Die Preßverhältnisse im Königreiche Baiern. Würzburg, L. Woerl. 1880. — Da der Verfasser in Baiern lebt, wird man annehmen dürfen, daß seine Angaben in diesem Hefte besonders vollständig und zuverlässig sind. Bekanntlich hat er es übrigens nicht blos auf die Sammlung des statistischen Materiales abgesehen. Vielmehr belebt und schmückt er die trockenen Notizen durch kritische Bemerkungen, in denen der ultramontane Parteigänger sich nicht im Geringsten verleugnet oder genirt; eine Offenheit, die übrigens angenehmer ist, als eine erheuchelte Objectivität. Bei der baierischen Presse bekümmert ihn sehr der Zwiespalt im eigenen Lager. Nach seinen Angaben erscheinen in Baiern 87 katholische Zeitungen (darunter 31 drei bis sieben Mal in der Woche), akatholische und Amtsblätter zählt er 319, davon 162, die drei bis sieben Mal in der Woche erscheinen. Außerdem werden 148 Vereins-, illustrirte und Fachzeitschriften herausgegeben. Die katholischen Blätter stehen aber an Abonnentenzahl weit voran. So hat das in Augsburg erscheinende „Wochenblatt für das christliche Volk" eine Auflage von 40,000, die in Regensburg herausgegebene unterhaltende Zeitschrift „Deutscher Hausschatz in Wort und Bild" eine Auflage von 50,000, und ebenso zählen die Jugendschriften „Monika" und „Schutzengel" 45,000 bezw. 55,000 Abonnenten. Mit solcher Verbreitung kann sich die „akatholische" Presse nicht messen. Demnächst sollen die Darstellungen der österreichischen, der preußischen und sächsischen Presse folgen. —g.

Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, L. Voß. 1880. — Diese Ausgabe beruht auf denselben Grundsätzen, wie die von demselben Verfasser veranstalteten Ausgaben der Prolegomena und der Kritik der reinen Vernunft. Der Text ist nach der zweiten Auflage (1793) abgedruckt; die Abweichungen von der ersten Auflage (1790) sind nur, wo sie sachlich von Belang waren, in Anmerkungen mitgetheilt, die Veränderungen der dritten Auflage (1799) in den „Anhang zur Textrevision" verwiesen. Die Gründe für dieses Verfahren sind in der Einleitung ausführlich entwickelt, wie man hier auch interessante Mittheilungen über das Verhältniß Kant's zur Drucklegung und Correctur seiner Werke findet. Außerdem enthält diese Einleitung die Genesis von Kant's Ideen über das Geschmacksvermögen, die ihre letzte Gestalt eben in der Kritik der Urtheilskraft fanden, welche ihrerseits wieder der Ausgangspunkt für Schiller's ästhetische Speculation und die Grundlage der heutigen Aesthetik geworden ist. Angehängt ist der bekannte Auszug J. S. Beck's aus Kant's ursprünglichem Entwurfe der Einleitung in die Kritik der Urtheilskraft. L.

Baudissin's Shakespeareübersetzung.

I.

Der Vorstand der am 16. und 17. Mai d. J. in Weimar tagenden deutschen Shakespearegesellschaft hat von einem, in der Wochenschrift „Im neuen Reich" 1880, Heft 8 befindlichen Aufsatze Gustav Freytag's, betitelt: „Wolf Graf Baudissin" Kenntniß ge-

ed by Google

nommen. In demselben befinden sich, Seite 89 Zeile 26 von oben bis Seite 90 Zeile 16 von oben, Auslassungen über die von der deutschen Shakespearegesellschaft veranstaltete revidirte Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, welche entschiedener Richtigstellung bedürfen.

Gustav Freytag schreibt: „ . . . bei Dramen der Baudissin'schen Uebersetzung hatten jüngere Revisoren die Unbefangenheit, sich den Stücken als Uebersetzer vorzuschreiben . . .“

Eine, wenn auch nur flüchtige Durchsicht der genannten Ausgabe würde den Verfasser dahin belehrt haben, daß weder seine thatsächliche Behauptung noch auch der Ton derselben am Platze sei. Alexander Schmidt und Karl Elze, welche sich der „Bearbeitung“ unterzogen, haben stets auf den Titel gesetzt:

„Bearbeitet, eingeleitet und erläutert“, oder
„Durchgesehen, eingeleitet und erläutert“,

während nur vor den in der That ganz neu übersetzten Stücken die Namen der Uebersetzer als solche genannt sind, nämlich Herwegh für den „Coriolan“, Leo für „Macbeth“ und Wilhelm Hertzberg für „Heinrich VIII.“, „Liebes Leid und Lust“, „Comödie der Irrungen“, „Die beiden Veroneser“, „Titus Andronicus“, „Troilus und Cressida“, „Ende gut, Alles gut“ und „Cymbeline“.

Die Revisoren nennen sich also nicht Uebersetzer, und die Uebersetzer sind keine Revisoren!

Der Vorstand der deutschen Shakespearegesellschaft würde die Berichtigung als Schutz für seine Mitarbeiter nicht für nöthig erachten, wenn nicht die leicht hingeworfene und unmotivirte Anklage aus der Feder eines Gustav Freytag stammte, und wenn nicht das Andenken an den dahingeschiedenen Wilhelm Hertzberg reinzuhalten wäre, der zu den ersten der deutschen Uebersetzer zählte und sich gegen diesen Angriff nicht vertheidigen kann, ein Angriff übrigens, der schon vor dem Klange seines Namens dahinschwindet.

Weimar, den 16. Mai 1880.

Der Vorstand der deutschen Shakespearegesellschaft.

N. Delius.

II.

Die deutsche Shakespearegesellschaft hat Recht, wenn sie das Andenken ihres verstorbenen Mitgliedes W. Hertzberg, dessen Tod auch wir beklagen, gegen die Annahme vertheidigt, als habe derselbe bei seiner Uebersetzung Shakespeare'scher Stücke die Arbeit seines Vorgängers in unzulässiger Weise benützt. Gern wird hier bezeugt, daß der gewissenhafte Mann die betreffenden Dramen so selbständig aus dem englischen Texte übertragen hat, wie nur irgend Jemand dreißig Jahre nach Baudissin's Uebersetzung dieselben zu übertragen vermochte. Ein Plagiat begangen zu haben, war gar nicht der Vorwurf, welcher den Herren von der Shakespearegesellschaft gemacht werden sollte. Da aber die Unbill, welche in der Shakespeareausgabe der Gesellschaft, sowohl bei neuen Uebersetzungen einzelner Stücke, als bei Bearbeitung vorhandener Uebersetzungen, dem damals noch lebenden Baudissin zugefügt worden ist, in dem angezogenen Aufsatze des Unterzeichneten nicht mit der zu fordernden Deutlichkeit dargestellt wird, so sei es erlaubt, hier noch einmal darauf zurückzukommen.

In Kürze wird zunächst an das Sachverhältniß erinnert. Baudissin übersetzte dreizehn Dramen von Shakespeare, um das Werk Schlegel's zu vollenden. Er allein, in ihm eigener Arbeit, denn Tieck's Antheil daran beschränkte sich auf ein Begutachten der fertigen Stücke, auf gelegentliches Debattiren über Einzelheiten und auf die Anmerkungen zu einzelnen Stellen am Ende des Werkes. Der Uebersetzer überließ dem befreundeten Tieck die buchhändlerischen Resultate der Arbeit und war es zufrieden, daß Tieck auf das Titelblatt den eigenen Namen neben den von Schlegel setzte. Baudissin übte solche Entsagung aus Freundschaft und Theilnahme für den Dichter und wir werden der Hingabe unsere Anerkennung nicht versagen, auch wenn sie uns fast zu groß erscheinen sollte. Aber wie opferfroh und selbstlos der bescheidene Mann dies Verhältniß zu seinem Werke, so lange Tieck lebte, ertrug, er war sich doch bewußt, daß die gute und große Arbeit nur ihm angehörte; wurde an ihr gemäkelt, so hatte er die Sorge, und daß sie gefiel und in weiten Kreisen wirkte, empfand er als eine Ehre seines Lebens. Und er hatte wohl Grund zu stiller Freude. Denn erst, nachdem durch seine energische Thätigkeit der ganze Shakespeare in deutscher Sprache vorlag, wurden die Ausgaben dieser Uebersetzung ein Gemeingut der Nation, nächst Goethe's und Schiller's Werken das angesehenste und einflußreichste Buch für die ästhetische Bildung des ganzen jüngeren Geschlechtes. Auch die meisten Mitglieder der Shakespearegesellschaft verdanken es wahrscheinlich diesem Werke, und also auch dem Antheile, welchen Baudissin daran hat, daß ihnen Shakespeare lieb wurde.

Die Autorschaft Baudissin's hatte Tieck selbst am Ende des Werkes den Lesern mitgetheilt, wenn er auch aus naheliegenden Gründen bemüht war, seine eigene Betheiligung so viel als möglich herauszuheben. In literarischen Kreisen war die Selbständigkeit der Baudissin'schen Arbeit niemals Geheimniß; schon vor fast vierzig Jahren hatte Delius, gegenwärtig Präsident der Shakespearegesellschaft, in seiner verurtheilenden Kritik der Tieck'schen Anmerkungen wiederholt als einen Beweis für die Flüchtigkeit Tieck's hervorgehoben, daß der Uebersetzer im Texte den Shakespeare richtiger verstanden habe, als Tieck in seinen Anmerkungen. Allmählich verbreitete sich die Kunde von Baudissin's Urheberschaft in weiteren Kreisen, auch bei Ankündigungen der Theater wurde häufig er als der Uebersetzer genannt. Vor allen Anderen aber mußten die Mitglieder der Shakespearegesellschaft mit dem Sachverhältniß genau bekannt sein.

Deshalb, als Tieck gestorben war, und die Shakespearegesellschaft eine neue kritische Ausgabe übernahm, durften wir annehmen, daß die Gesellschaft dem Manne, welchem wir Alle neben Schlegel zum Danke verpflichtet sind, gerecht werden würde, nicht nur durch Eintragung seines Namens, sondern was mehr gilt, durch eine achtungsvolle Behandlung seines Werkes, wie sie ein ehrenhafter, lebender Autor beanspruchen darf, der durch einen ganz ungewöhnlichen Umstand verhindert ist, das Eigenthumsrecht an seiner Arbeit geltend zu machen.

Aber das Gegentheil geschah. Schon im Vorworte erklärte das „Präsidium" der Gesellschaft, nachdem es sich über die Behandlung der Schlegel'schen Uebersetzungen ausgesprochen: „daß die sogenannte Tieck'sche Uebersetzung, die indeß bekanntlich zum geringsten Theile von Tieck selbst herrühre, zwar ihre Vorzüge habe und in wohlbegründetem Ansehen beim deutschen Publikum stehe, doch leide sie zum Theil auch an großen Mängeln." Deshalb werde bei ihr ein anderes Verfahren einzuhalten sein, eine Anzahl Stücke neu zu übersetzen, die übrigen stellenweise umzugestalten. Dies kurze, und — so weit die Sache Baudissin angeht — herbe Urtheil war Alles, was die Gesellschaft zur Erklärung eines auffallenden Verfahrens den Lesern mittheilte. Der damalige Präsident der Gesellschaft, Ulrici, setzte dem Werke eine ausführliche literarhistorische Einleitung vor, auch darin wird Baudissin's Name gar nicht genannt, und nur gesagt, daß Tieck das Werk Schlegel's „im Verein mit jüngeren Freunden" vollendet habe. Und eine Kränkung für Baudissin und keine gute Vergeltung seiner Verdienste um Shakespeare war die Art und Weise, wie man seine Uebersetzungen aufnahm und wie man sie ausstieß.

Sieben seiner Uebertragungen: „Viel Lärm um Nichts", „Antonius und Cleopatra", „Maß für Maß", „Die lustigen Weiber", „Othello", „Lear" und „Der Widerspänstigen Zähmung" sind in die Ausgabe aufgenommen worden; bei jedem dieser Stücke sind die Revisoren als „Bearbeiter" auf dem Titel aufgeführt, bei keinem ist Baudissin als Uebersetzer genannt. Statt seiner L. Tieck. Wie war dies möglich? So naiv wäre Tieck selbst nicht gewesen, den einzelnen Stücken Baudissin's seinen Namen vorzusetzen. An dem Texte haben die Herren Bearbeiter ihre Kunst nach dem Maße ihrer Kraft geübt, wohl und zuweilen übel, wie an herrenlosem Gute eines namenlosen Todten. Daß sie der Arbeit jede Besserung und Aenderung angedeihen ließen, deren dieselbe vor moderner Textkritik bedurfte, war nöthig und dankenswerth, aber es hätte Manchen gefreut, wenn sie ihr ehrenvolles und schwieriges Amt mit dem Zartgefühle und der Rücksicht verwaltet hätten, welche der ihnen vorliegende Text wohl beanspruchen durfte, vor Allem dadurch, daß sie in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken mit höflicher Weise Auskunft gaben über Motive und Umfang ihrer Aenderungen an solchen Stellen, welche eine Umarbeitung nöthig machten, und welche ihnen das Recht gaben, sich die Bearbeiter einer fremden Arbeit und zwar der Arbeit eines angesehenen lebenden Schriftstellers zu nennen.

Ferner aber wurden von den dreizehn Dramen der Baudissin'schen Uebersetzung sechs ganz ausgemerzt: „Heinrich VIII.", „Titus Andronicus", „Die Comödie der Irrungen", „Ende gut alles gut", „Troilus und Cressida" und „Liebes Leid und Lust", statt ihrer Uebersetzungen von W. Hertzberg eingestellt.

Hertzberg ist der Einzige, welcher wiederholt in den literarischen Einleitungen und Excursen zu den von ihm übersetzten Stücken, da wo er die Selbständigkeit seiner Arbeit betonte, seines Vorgängers Baudissin gedacht hat, einmal vor „Heinrich VIII." mit dem höchsten Lobe der Baudissin'schen Uebertragung dieses Stückes. Aber „Liebes Leid und Lust" nennt auch er mit Unrecht eine Uebersetzung Tieck's. Wenn Tieck in seinem Nachworte erwähnte, „daß von seinem Jugendversuche, einige Acte dieses Stückes zu übersetzen, manches für die spätere Uebertragung habe gebraucht werden können," so blieb doch unverborgen, daß es mit diesem seinem Antheile nicht weit her ist. Gerade dies Stück war eine Lieblingsarbeit Baudissin's, an welcher er besonders sorgfältig und liebevoll gefeilt hat, und welche die Eigenart seines Talentes am deutlichsten zeigt.

Ueber die Gesichtspunkte, nach denen Hertzberg bei seiner Uebersetzung verfuhr und die seine Arbeit von der seines Vorgängers unterscheiden: größere Worttreue, engerer Anschluß an Shakespeare's Rythmik, hat der neue Uebersetzer sich deutlich und loyal ausgesprochen. Dennoch blieb die Frage unbeantwortet, weshalb es nöthig wurde, die betreffenden sechs Dramen Baudissin's hinauszuwerfen. Sie waren vielleicht die schwächsten seiner Arbeit? Gerade im Gegentheil, sie zählen unter seine besten, außer den beiden genannten namentlich „Troilus".

Die Güte der Hertzberg'schen Uebersetzungen soll hier keineswegs unterschätzt werden. Er war seinem Vorgänger an philologischer Schulung und an Sprachgelehrsamkeit überlegen. Bei Baudissin laufen einzelne Flüchtigkeiten und hier und da Gewaltsames im Ausdrucke unter; die Correctheit Hertzberg's ist sicherer. Im Ganzen aber ist ihm Baudissin wieder in Anmuth des Ausdruckes, in stilvoller Haltung und dramatischem Vortrage überlegen. Und wenn Beide als vortreffliche Uebersetzer nach dem Maß und Geschmack ihrer Zeit gerühmt werden dürfen, so hatte Baudissin doch das Vorrecht, als der ältere und als Mitbegründer unseres deutschen Shakespeare bereits im Besitze zu sein.

Dies aber mußte für das Bewahren des Baudissin'schen Textes entscheiden. Denn die poetische Wiedergabe des englischen Shakespeare durch Schlegel und Baudissin, Stil und poetische Sprache Beider haben etwas Gemeinsames und ihnen Eigenartiges, was nicht mehr ganz modern ist und bereits der Vergangenheit angehört. Beide zusammen haben für Shakespeare einen deutschen dramatischen Stil geschaffen, welcher auch noch in Momenten großer Bewegung den Zusammenhang gefügter Perioden zu erhalten strebt, und welcher in Wörtern, Bildern und Redensarten das, was unserer Empfindung als gemein, roh und plump erscheint, ohne daß es wahrscheinlich zu Shakespeare's Zeit so aufgefaßt wurde, vorsichtig abdämpft und mildert, um größere Einheit in der Tonfarbe zu erreichen. Man hat deshalb wohl von ihrer Uebertragung — nicht ganz richtig — gesagt, daß sie dem Shakespeare ein vornehmeres Gewand verleihe, als er im Englischen trage. Dieser Behandlung der Shakespeare'schen Diction steht jetzt bereits eine moderne gegenüber — auch die Hertzberg's —, welche sich bemüht, überall so scharf wie möglich zu charakterisiren, Grelles, Hartes, und selbst was als unschön verletzt, nicht zu vermeiden; auch moderne Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, mit geringerer Rücksicht darauf, ob sie auf der Bühne zu der Tracht der dargestellten Helden und zu dem historischen Costüme, welches uns der ganze Shakespeare erhalten hat, passen wollen. Bei solchem Streben nach wortgetreuem, energischem Ausdrucke wird zuweilen im Einzelnen gewonnen, im Ganzen aber bei der Lectüre und auf der Bühne die Schönheit der Gesammtwirkung nicht gefördert. Und die Ausgabe der Shakespearegesellschaft läßt sich vergleichen mit einem Cyclus von Fresken, welche Cornelius und seine Zeitgenossen vollendet hatten und von denen in neuester Zeit einzelne mit Bildern von Piloty u. A. vertauscht worden sind.

Der Gegensatz zwischen der Schlegel-Baudissin'schen Behandlung und der modernen wird natürlich am auffallendsten in den Scenen witziger Conversation und derber Komik, denn der Witz und die Lustigkeit, die Zierlichkeit eleganter Rede und die Wortspiele, welche den Zeitgenossen des Dichters ein farbenreicher und duftender Blumenstrauß waren, werden für spätere Geschlechter zum großen Theile gewelkte Blüthen und Potpourri. Deshalb hat Baudissin, wie schon Schlegel vor ihm gethan, in Stücken wie „Liebes Leid und Lust" und „Ende gut, Alles gut", an einzelnen Stellen die neckenden Reden, witzigen Vergleiche und Wortscherze Shakespeare's, deren wortgetreue Wiedergabe ihm unmöglich erschien, mit anderen vertauscht. Natürlich ist es schwierig und vielleicht eine undankbare Arbeit, gerade solche Stellen, in denen die Originalität des Uebersetzers sich mit größerer Selbständigkeit äußert, nach modernem Zeitgeschmacke zu genauerer Worttreue umzuformen. Gerade vor der besten Arbeit wird es am schwersten sein. Hielt deshalb die Shakespearegesellschaft für nöthig, eine oder die andere Uebersetzung Baudissin's mit einer neueren zu vertauschen, so war es nicht höflich, sondern nur schicklich, daß der Vorstand der Gesellschaft sich gleich auf den ersten Seiten des Werkes ausführlich, offen und loyal mit Baudissin auseinandersetzte, und daß nicht dem Zufalle überlassen blieb, wie weit die Uebersetzer und Revisoren vor den einzelnen Stücken dem Manne, auf dessen Stuhl sie als seine Verbesserer gesetzt wurden, Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Dies wird hier gesagt, nicht um Jemandem wehe zu thun, sondern um für künftige Auflagen eine Abstellung, so weit solche noch möglich ist, anzuregen.

Gustav Freytag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 10. Juni 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Briefe von der Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf.

I.

Auf jeder größeren Ausstellung wendet sich das Interesse der meisten Besucher denjenigen Gruppen zu, welche der eigentlich modernen Industrie ferner stehen. In Düsseldorf ist es eben so: das sogenannte Kunstgewerbe und die hohe Kunst ziehen die schaulustige Menge vorzugsweise an. Wenn wir aber fragen, wo in dieser Ansammlung alles dessen, was wir schaffen können, der eigentliche Ruhm unserer Zeit liegt, so müssen wir in die Gruppen für Bergbau und Salinenwesen, für chemische Industrie, für Hüttenwesen und vor allem in die für Maschinen- und Transportwesen gehen. Hier bekunden die inductiven Wissenschaften auch praktisch ihre civilisatorische Thätigkeit, hier erkennen wir die wirklichen Errungenschaften unserer Tage, den Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Was den Alten als Ausgeburten einer überspannten Phantasie erschien, hat sich hier verwirklicht. Ironisch belächelt Aristoteles in seiner Politik (I. Cap. 2, 5) die Schwärmer, welche gegen die Sklaverei eifern. „Freilich," sagt er, „wenn jedes Werkzeug aufs Geheiß oder gar dasselbe im Vorraus errathend, sein Werk verrichten könnte, wie das die Statuen des Dädalos, sagt man, thaten, oder die Dreifüße des Hephästos, von denen der Dichter singt, daß sie ganz von selbst in die Versammlung der Götter rollten — wenn so auch die Weberschiffe selbst webten, und die Citherschlägel die Cither schlügen, dann freilich brauchten die Baumeister weder Handlanger, noch die Herren Sklaven."

Solchem gegenüber muß eine Zeit hochbedeutend erscheinen, in welcher das fast erreicht ist, was der Weiseste der Weisen ehemals für völlig unmöglich und märchenhaft hielt. Mag des Südens ewige Schönheit die erhabene Kunst der classischen Cultur erzeugt haben, mag unter seiner heißen Sonnengluth die leidenschaftliche Askese und brennende Schwärmerei entstanden sein, die für den Glauben freudig in den Tod ging, mag sich in dem Garten Italiens in den Zeiten des Quattro- und Cinquecento Alles vereinigt haben,

Digitized by Google

um die erhabensten Genüsse und edelsten Lehren zu bieten — unserer Periode gebührt das größere Verdienst: jenes Problem der Entlastung der Menschheit von den Hindernissen der Körperlichkeit aufgestellt und der Lösung nahe gebracht, Raum und Zeit und der Materie lastende Schwere fast überwunden zu haben. Und die Führung in dieser civilisatorischen Arbeit hat der germanische Geist mit seinem kühlen Denken übernommen. Classische Schönheit, romantische Liebe, Lebensglanz und der Zauber aller Bereiche gelten ihm nicht so viel, als das stille Genügen, den begonnenen Kampf mit den elementaren Gewalten zum Wohle der öffentlichen Nützlichkeit erfolgreich durchzuführen. Dieser Charakterzug tritt in unserer Ausstellung um so schärfer hervor, als Theile des preußischen Staates ihre Leistungen auf gewerblichem Gebiete vorführen, die, unterstützt von dem Reichthume ihres Bodens an werthvollen Mineralien, die hervorragendsten Stätten der Technik geworden sind. In welcher Weise aber diese Provinzen an dem Fortschreiten der großen geistigen Arbeit unseres Jahrhunderts Theil genommen haben, vermögen nur die Fachmänner recht zu würdigen. Wir Laien besitzen nicht die erforderlichen Kenntnisse von den chemischen Processen und dynamischen Gesetzen, um das Alles seinem Werthe nach beurtheilen zu können, wir genießen das Dargebotene als Früchte der Wissenschaft, wie wir des Feldes Körner vom Landmanne entgegennehmen. So streifen wir auf den Ausstellungen flüchtigen Blickes die Maschinenhallen, lassen sie als dienende Mägde hinter uns, und beschäftigen uns lieber mit den Erzeugnissen des feineren Lebensgenusses und der Kunst. Gleichwohl will ich versuchen von dem, worin der Schwerpunkt der Düsseldorfer Ausstellung liegt, eine flüchtige Skizze zu zeichnen.

Kohle und Eisen — das sind die Hebel der modernen Cultur; um diese beiden wichtigen Mineralien dreht sich die rheinisch-westfälische Industrie! In der Ausstellung macht sich dies sofort bemerkbar: die Producte des Bergbaues und des Hüttenwesens, die Maschinen und die Erzeugnisse der Metallindustrie dominiren so, daß alle anderen Zweige der Gütererzeugung entschieden in den Hintergrund treten. Einzig die Textilindustrie, welche in Rheinland, Westfalen und im Regierungsbezirke Wiesbaden 1 208 476 Spindeln — also circa Vierfünftel der sämmtlichen Spindeln Preußens — in Betrieb hat, hätte ein gleich großartiges Bild bieten können, wenn ihre hervorragendsten Vertreter in Aachen, Burtscheid, Crefeld, Düren, Hückeswagen, Elberfeld und Langenberg sich nicht fern gehalten hätten. Die gesammte übrige, in vierzehn Gruppen eingeordnete Industrie ist im Großen und Ganzen ihrer Bedeutung nach vertreten, allerdings lassen einzelne Zweige, wie die Gummifabrikation, die Tabaksindustrie, die Gold- und Silberarbeiten und die Tapisserie, einen den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Umfang vermissen. Das Interesse an den Ausstellungen hat eben in der letzten Zeit abgenommen, die

Stimmung ist merklich abgekühlt, denn in den wenigsten Fällen hat sich für den Betheiligten das Erträgniß als dem Anlagecapitale entsprechend dargestellt, und das Bewußtsein, an einer „glänzenden Manifestation des fortschreitenden Menschengeistes" mitgearbeitet zu haben, ist nicht stark genug, um die pecuniären Verluste zu verschmerzen. Nichtsdestoweniger beträgt die Gesammtzahl der gewerblichen Aussteller 2580 und die von dem Hauptgebäude und den 56 Annexbauten bedeckte Grundfläche eben so viel wie in Sidney — 43 000 Quadratmeter.

Werfen wir einen Blick auf die Localitäten. Die Gebäude der Ausstellung sind auf dem erweiterten Terrain des Düsseldorfer zoologischen Gartens errichtet. Das Hauptgebäude, entworfen von den Architekten Boldt und Frings, mißt in der nordwestlich gelegenen Längsfront 360 Meter, in der nach Südwesten gehenden Breitfront 102 Meter und bedeckt eine Fläche von 32 000 Quadratmeter. Aus Rücksicht auf das Terrain mußte die kürzere Front als Hauptfront ausgebildet werden. Die Mitte derselben hebt ein imposanter, von vier Thürmen flankirter Kuppelbau hervor, in dem sich das Portal I befindet. Aus wesentlich denselben Elementen setzt sich auch die dem Garten zugekehrte Längsfront zusammen. Die Idee des Grundrisses ist eine einfache: drei Langhallenbauten, die durch vier Querhallen verbunden werden, so daß sechs innere Höfe entstehen. Das Hauptmaterial ist Holz, die Bedachung Pappe. Die Beleuchtung erfolgt im Wesentlichen durch hohes Seitenlicht, in der Abtheilung der Kunstausstellung durch Oberlicht. In der Westecke des Hauptgebäudes befindet sich die Abtheilung der Kunstausstellung mit einem Raume von 3000 Quadratmetern. Die Vertheilung der anderen Gruppen ist mit Ausnahme der für Landwirthschaft und Forstfach und der für kunstgewerbliche Alterthümer in dem übrigen Raume erfolgt. Für einzelne Abtheilungen der Ausstellung sind Annexbauten errichtet worden, so für die schon genannten beiden Gruppen. In dem großen Hofe hinter dem östlichen Ende des Hauptgebäudes haben die Kesselhäuser und ein großer Eisenbahnhof Platz gefunden. Ferner sind halbbedeckte Hallen zur Aufnahme von Producten an mehreren Stellen des Gartens errichtet worden. Eine Anzahl von Restaurationen bemüht sich in hingebendster Weise, dem Publikum für viel Geld wenig Gutes zu liefern.

Beginnen wir nunmehr unsere Wanderung durch die Gruppen für Bergbau und Eisenindustrie.

In der mittleren Langhalle erhebt sich hinter der Gruppe für das sogenannte Kunstgewerbe ein aus den bekannten Tropfsteinbildungen der Salinen errichteter zackiger Felsenbau. Sein zur Grotte ausgebildetes Innere birgt die Collectivausstellung der rheinisch-westfälischen Salzwerke. Die westfälischen Salinen Werl, Westernkotten, Salzkotten, Königsborn, und die groß-

Digitized by Google

herzoglich hessische Saline Neusalzwerk bei Rehme führen ihre Producte: Kochsalz, Viehsalz, Badesalze und verschiedene Chemikalien, vor. Einige von diesen Werken, so Neuwerk bei Soest und Königsborn bei Unna, datiren ihre Entstehung bis auf die Zeiten Karl's des Großen zurück. In der Nähe hat das erst im Jahre 1859 errichtete Steinsalzwerk Stetten bei Haigerloch in Hohenzollern seine Fabrikate: Koch-, Stein-, Viehsalz und Hallerde in einem pyramidalen Aufbaue zusammengestellt. Welche Bedeutung dieses fiscalische Werk schon erlangt hat, geht aus seiner letzten Jahresproduction hervor, die sich auf 3 099 800 kg Steinsalz und 270 950 kg Hallerde belief.

Die von der Gewerkschaft Rodengrube in Brühl am Rhein ausgestellten Braunkohlen und Briquettes bilden den Uebergang zum Steinkohlenbergbau.

Die zwei großen und drei kleinen Steinkohlenbecken von Rheinland und Westfalen sind durch drei Collectivausstellungen vertreten: die erste umfaßt das Becken an der Ruhr, dessen Gruben in Privatbesitz sind, die zweite das Becken an der Saar, dessen Gruben vorwiegend fiscalisch sind, und die dritte die drei kleineren Betriebsstätten des Inde- und Wurmreviers im Regierungsbezirke Aachen, des Beckens bei Ibbenbüren und bei Minden.

An Umfang und Inhalt ist die Ausstellung des Ruhrbeckens die bedeutendste. Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirke Dortmund zu Essen, dem circa 95 Bergwerke angehören, und die westfälische Bergwerkskasse zu Bochum, eine Corporation zur Wahrung und Hebung gemeinnütziger, wissenschaftlicher Bestrebungen, insbesondere der Ausbildung von Grubenbeamten und der Herstellung von auf das westfälische Steinkohlenbecken bezüglichen Kartenwerken, haben ihre Absicht, dem Publikum eine übersichtliche, leicht verständliche Darstellung von dem Umfange und der Art des gesammten Betriebes zu geben, in glänzender Weise verwirklicht.

Große Kartenwerke und graphische Darstellungen veranschaulichen die geognostischen, die Betriebs- und Absatzverhältnisse des westfälischen Bassins bezw. seines Hauptproductes.

Vier große Profile durch das Steinkohlenbecken erschließen den eigenartigen Bau des größten continentalen Steinkohlenbassins, die Faltung seiner Flötze nach muldenartigen Einbiegungen und sattelförmigen Aufbiegungen, die Zahl und Stärke ihrer Kohlenablagerungen, von welchen nur die über 50 cm mächtigen berücksichtigt wurden, die Art und Mächtigkeit der sie trennenden Gesteinsbänke; sie zeigen die Flötze in vier Hauptmulden, und zwar, von Süden nach Norden aufgezählt, der Wittener, Bochumer, Essener und Duisburger Hauptmulde eingelagert, welche Hauptmulden in derselben Folge sich mehr und mehr verbreitern und vertiefen; die Zahl der Flötze, welche bauwürdig sind, beträgt zur Zeit — denn weitere Aufschlüsse nach Norden und Osten stehen noch zu erwarten — 90, ihre Gesammtmächtigkeit 87 m, nahe

drei Procent des in einer Stärke von 2750 m erschlossenen productiven Steinkohlengebirges. Ein Vergleich der zum Theil schon fertig gestellten neuen Flötzkarte mit der alten aus dem Jahre 1868 lehrt, daß sich auch das Aufschlußgebiet während der letzten zehn Jahre besonders nach Norden hin ausgedehnt hat; das überspannte Terrain ist von 30½ Quadratmeilen auf 36 gewachsen. Zahlreiche Profile der Einzelwerke vervollständigen den Einblick in die zahlreichen Specialfalten des westfälischen Steinkohlengebirges.

Andere Zeichnungen geben ein Bild der Bewirthschaftung und des niedergelegten Naturalvermögens. Auf einer Karte sind sämmtliche in Betrieb befindliche Bergwerke farbig, sämmtliche nicht in Betrieb befindlichen in Weiß dargestellt, wobei die Production jener angegeben ist. Im Jahre 1879 wurden danach 18 558 398 Metertonnen Steinkohlen und 767 824 Metertonnen Coaks gefördert und producirt. Das Absatzgebiet dieses Quantums ist auf einer andern Karte veranschaulicht. Man sieht, daß die Benutzung der westfälischen Kohle und Coaks hauptsächlich im nordwestlichen Deutschland, in Berlin, Thüringen, Hessen-Nassau, Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg und Baiern stattfindet. Ins Ausland geht der Vertrieb vornehmlich nach Holland, Belgien, Luxemburg, dem nördlichen Frankreich mit Paris, der Schweiz, in kleineren Posten nach Oesterreich, Italien, Spanien und sogar nach England (150 Metertonnen), nach Jütland, den dänischen Inseln, Schweden und Rußland, sowie über das Weltmeer.

Mehrere statistische Tableaus verdeutlichen das rasche Anwachsen der westfälischen Bergbauindustrie. Im Jahre 1855 wurden im Ruhrbecken auf 234 Werken 23 235 Arbeiter beschäftigt, 1860 auf 279 Werken 28 463 Arbeiter, 1864 bereits 37 899 und gegenwärtig circa 76 000 Arbeiter. In demselben Verhältnisse ist auch bis 1875 die Production der Kohle gestiegen, während von diesem Zeitpunkte ab in Folge der ungünstigen geschäftlichen Verhältnisse Production und Absatz abnahmen, um in der allerjüngsten Zeit sich wieder zu heben.

Die Betriebsweisen und Anlagen werden durch Photographien, Pläne, graphische Skizzen und trefflich ausgeführte Modelle klar gemacht. Wir ersehen hieraus, daß statt der Holzzimmerung und der Mauerung immer mehr das Eisen angewendet wird. Ueberall begegnen wir eisernen Streckbogen zum Stollenausbau, Schachtringen zur Abdichtung der Schächte und eisernen Pfosten. Daneben liegen eiserne Schwellen und Schienen für Grubenbahnen, Räder für Grubenwagen, Drahtseile für Fördermaschinen, verschiedene Fangapparate, welche den Förderkorb bei einem Bruche des Förderseiles aufhalten sollen, und Collectionen von Sicherheitslampen, die in ihrer Construction auf der alten Davy'schen basiren.

Die Steinkohle selbst ist in zahlreichen Proben vertreten. Fast überall

sind die Procente von Asche und die Heizkraft, ausgedrückt durch die Atome Wasser, die durch Verbrennung von einem Atom des Minerales von 0 Grad auf 100 Grad Celsius erwärmt werden können, angegeben, eben so die Mächtigkeit des Flötzes, dem die Probe entstammt. Zwei gewaltige Blöcke der Gruben Pluto und Königszeche zeigen, daß das Profil des Flötzes 1,90 bis 2 m hoch ist. Zahlreiche kleinere Kohlenstücke, welche unter Glasglocken aufgestellt sind, zeigen die verschiedenen gangbaren Sorten in natürlichem und veredeltem Zustande. Auf diese Veredelung des Productes legen die Ruhrzechen großen Werth. Dieselbe besteht in der Separirung der Kohlen nach der Korngröße und in der Befreiung derselben von steinigen Beimengungen. Die erstere geschieht mittelst der Separationstrommel, die letztere durch Wäsche, das heißt durch Sonderung der Kohlen nach dem specifischen Gewichte im Wasser, zuweilen auch nach einem neueren Systeme durch Luftstrom. In kaum übersehbarer Menge liegen da die vielen Abstufungen von der großen Stück- und Brockenkohle bis zu der zierlichen, für Schmiede besonders geeigneten Nuß- und Perlkohle und der feinen Staubkohle, die Sorten mit und ohne Gruß, die mageren, halbfetten und fetten Kohlen, die Coaksproben u. s. w. Mehrere ausgestellte Dampftrockentrommeln und eine concentrische Separationstrommel veranschaulichen den gesammten Proceß des Waschens und Separirens. Eine von der Gelsenkirchener Bergwerksactiengesellschaft arrangirte Specialausstellung bringt schließlich wohlerhaltene Proben fossiler Farren, deren genauere Bestimmung ich nicht zu unternehmen wage.

In gleich großartiger Weise haben die fiscalischen Gruben des Saarbeckens ausgestellt. Hier erregen besonders die Modelle der neuen und großartigen Maschinen und die vortrefflichen graphischen Darstellungen von dem gesammten Haushalte, beginnend von 1816 und schließend mit dem Jahre 1879, allgemeine Bewunderung. So ist die auf Grube Heinitz zu Saarbrücken aufgestellte Ventilatoranlage (System Guibal), welche gegen die häufig ausströmende Kohlensäure, die sogenannten Schwaden, eine gute Ventilation erzeugen soll, incl. Dampfmaschine nnd Kesselanlage in kleinen, äußerst exacten Copien vorgeführt worden. Das Flügelrad dieses von der Maschinenbauanstalt Union zu Essen construirten Ventilators hat 10 m Durchmesser, 3 m Breite und 8 Flügel; es macht, bei einer indicirten Arbeit der Maschine von 78 Pferdekräften, 60 Umdrehungen pro Minute und preßt in derselben Zeit ein Luftquantum von 1995 cbm in den runden, ausgemauerten, 4,60 m im Durchmesser weiten Wetterschacht hinein. Diese Leistungsfähigkeit würde noch übertroffen werden, wenn der von Petry und Hecking nach dem Patent Pelzer angefertigte Ventilator in Wirklichkeit 3000 cbm frischer Luft pro Minute zuzuführen vermag. Ein Blick auf die ausgestellten Karten zeigt, daß sich die regelmäßige und flötzreiche Ausbildung des productiven Stein-

ed by Google

kohlengebirges im Saargebiete in dem südwestlichen Theile jener länglichen, drei bis vier Meilen breiten Mulde befindet, die sich von Kreuznach über Saarbrücken hinaus nach St. Avold erstreckt. Die Profile weisen mehr als 200 einzelne Kohlenflötze nach, von denen etwa 90 eine bauwürdige Mächtigkeit vom 55 cm bis 3,90 m besitzen. In letzterer Höhe zeigen sich zwei gewaltige Profilblöcke des Blücherflötzes der Grube Dudweiler. Ihrer Lagerung nach gruppiren sich die Flötze in vier Etagen, von denen die liegende ausschließlich die Fettkohlen, die beiden mittleren dagegen eine halbfette beziehungsweise sinternde Flammkohle und die hangende Etage magere oder Hauskohle liefert. Proben dieser verschiedenen Kohlensorten sind unter Angabe der Mächtigkeit des Flötzes, dem sie entnommen sind, und des Procentsatzes an Asche, den sie nach dem Verbrennungsprocesse ergeben, in großer Menge aufgestellt.

Aus den graphischen Darstellungen ersehen wir, daß im Jahre 1816 auf den fiscalischen Saarbrückener Steinkohlengruben bei einer Belegschaft von 750 Mann 2 000 000 Centner Kohle im Werthe von circa 100 000 Mark gefördert wurden, daß der Centner Kohle zur damaligen Zeit an Selbstkosten auf 14½ Pfennig zu stehen kam und mit 27 Pfennig verkauft wurde, daß im Jahre 1820 der Lohn der Häuer 91 Pfennig pro Schicht und der Durchschnittslohn pro Mann 89 Pfennig betrug. Ein allmähliches Anwachsen der Production findet nun bis zum Jahre 1869 statt, in welchem man bei einer Belegschaft von 18 800 Mann 69 000 000 Centner förderte. Unter den Einwirkungen des deutsch-französischen Krieges fiel 1870 die Production bei einer Belegschaft von 15 600 Mann auf 54 600 000 Centner, stieg aber 1871 wieder bei einer Belegschaft von 17 000 Mann auf 64 000 000 Centner. Bei der rapiden Entwickelung der deutschen Industrie nach dem Kriege erreichte auch die Production der Kohle eine noch nie dagewesene Höhe — nämlich 89 500 000 Centner; bald aber trat ein Rückschlag ein, die Production sank und fiel im Jahre 1878—1879 auf das Quantum von 87 772 880 Centner bei einer Belegschaft von 21 500 Mann. An Lohn wurde pro Mann und Schicht 2,95 Mark vertheilt, so daß der durchschnittliche Jahresverdienst pro Werksarbeiter sich zur Zeit auf 811 Mark beläuft, also ungefähr 200 Procent mehr beträgt wie der vom Jahre 1816.

Ueber das Absatzgebiet der Saarbrückener Kohle während des Jahres 1878—1879 giebt eine Karte Aufklärung, auf der der Absatz zu Wasser, per Eisenbahn und auf dem Landwege markirt ist. Als hervorragendes Absatzgebiet finden wir natürlich das preußische Inland bezeichnet, wiewohl in der Rheinprovinz die westfälische Kohle eine vernichtende Concurrenz übt, dann Süddeutschland, Elsaß-Lothringen, Frankreich und die Schweiz; geringere

Digitized by Google

Quantitäten gingen nach Luxemburg und Oesterreich. Das abgesetzte Gesammtquantum betrug 69 197 713 Centner Kohlen und 8 193 412 Centner Coaks.

Eine zwar kleinere aber ebenfalls gute Ausstellung ähnlicher Art bietet die Vereinigungsgesellschaft für Steinkohlen im Wurmreviere. Dieselbe zeigt, daß auch dort der Veredelung der Steinkohle derselbe Werth wie im Ruhrreviere beigemessen wird. Die Förderung ist aber in den letzten 30 Jahren hinter der enormen Steigerung im Ruhr- und Saargebiete zurückgeblieben. Noch geringer ist die Steinkohlenförderung von Ibbenbüren und diejenige bei Minden. Letztere ist der Concurrenz der Ruhrkohle völlig erlegen. Aus den graphischen Darstellungen des Schaumburg-Lippischen Gesammtbergamtes zu Oberkirchen bei Bückeburg ist ersichtlich, daß bei einer Betriebskraft von 613 Pferden und 1590 Arbeitern die letzte Jahresproduction 209 534 200 kg Steinkohlen, sogenannte Wealden Kohle, und 25 000 000 kg Coaks betrug, welches Quantum vorzugsweise in Nordwest- und Norddeutschland abgesetzt wurde.

Werfen wir nach dieser kurzen Wanderung einen Rückblick auf die gesammte Mineralkohlenproduction von Rheinland und Westfalen und legen die für das Jahr 1878 gefundenen Zahlen zu Grunde, so ergiebt sich, daß bei einer Belegschaft von 102 911 Mann 498 484 686 Centner Mineralkohlen im Werthe von 128 147 645 Mark gefördert wurden. Aengstlichen Gemüthern dürfte die Frage aufstoßen, wie lange denn bei diesem enormen Consum der Vorrath im Innern der Erde reichen wird. Legen wir die allerdings etwas veraltete Schätzung des Herrn Oberbergrath Küper zu Grunde, wonach in den bauwürdigen Flötzen des Ruhrbeckens 39 000 Millionen Tonnen Kohlen vorhanden sind, nehmen wir ferner an, daß die Kohlenmenge der Saarbrücker Gegend 43 200 Millionen Tonnen beträgt, so würde bei der jetzigen Förderung das Vorrathsquantum noch auf 18 000 bis 20 000 Jahre reichen. Für uns ist diese Besorgniß wegen baldiger Erschöpfung der Kohlenlager also hinfällig, anders liegt die Sache in England. In einer Rede von William Armstrong, welche derselbe — irre ich nicht — 1863 in der Versammlung der British Association for the advancement of Science in New-Castle upon Tyne hielt, wurde dargethan, daß in 212 Jahren die Kohlen in Großbritannien erschöpft seien, wenn die Kohlenproduction in der bisherigen rapiden Weise zunehme. Die „Kohlenfrage" ist seitdem in England viel erörtert worden, besonders als Stuart Mill im Parlamente die Staatsschuld damit in Verbindung brachte durch den Satz: „Wenn wir das Stammcapital unserer Nachkommen aufzehren, dürfen wir ihnen nicht unsere Schuld vermachen." In Folge dessen hat die Royal Commission of inquiry ihre Arbeiten begonnen, deren Resultate aber jene Besorgniß ungemein abgeschwächt haben.

Digitized by Google

Unterbrechen wir einen Augenblick unsere Wanderung in dieser Gruppe und eilen nach Gruppe VI (Chemische Industrie), um die Dinge kennen zu lernen, welche aus den Kohlen gewonnen werden. Als man angefangen hatte die Kohle zu brennen, wußte man lange Zeit nichts anderes mit ihr anzufangen, als sie eben zu verbrennen. Der erste Schritt zu einer anderweitigen Benutzung war die Gewinnung des Leuchtgases, bei der Coaks übrig blieben, Theer entwickelt wurde und „schmutziges Wasser" ablief. Allmählich hat man gelernt, aus diesem Schmutzwasser und dem Theer eine Menge wundervoller Dinge zu gewinnen. Da finden wir Ammonium in seinen verschiedenen Verbindungen, Naphta, Naphtalin, Ruß, Creosote, Benzole, Riechsalz, Paraffine, Chromalinfarben und mit Theeröl angerührte Erdfarben. Diese Kohlenfarben, zuerst in den fünfziger Jahren in England hergestellt und in Lyon ausgebeutet, haben bekanntlich auf dem Gebiete der Farbenchemie eine vollständige Umwälzung hervorgerufen. Außer diesen Kohlentheerderivaten sind noch Preßkohlen, einige sogar unter Anwendung von gefaultem Seetang hergestellt, zur Beheizung von Eisenbahnwaggons und für Bügeleisen ꝛc. in verschiedenen Sorten ausgestellt.

Kehren wir wieder zur ersten Gruppe zurück, so gelangen wir zu den Karten und Producten der Lintorfer Erzbergwerke. Die sieben Felder der Gesellschaft, welche sich über eine Quadratfläche von 10 300 000 Quadratmeter ausdehnen, sind beliehen auf Bleierz, Blende, Kupfererz und Schwefelkies. Sie gehören zum Oberbergamtsbezirke Dortmund und bilden in der Richtung des Streichens eine Länge von 4000 m, auf deren ganzer Ausdehnung die Fortsetzung der Erzgänge nachgewiesen ist. Die Hauptanlage, welche den Betrieb dieser Ablagerungen bezweckt, liegt im Felde Friedrichsglück, dessen Querprofil mit den Schächten durch eine Karte veranschaulicht wird. Auf einem Pyramidengestell ruhen Stücke der verschiedenen Gebirgsarten: Kalkstein, Alaunschiefer, Kieselschiefer, Sandstein, Grünsand und diverse Stücke der als Oleocenformation auftretenden Lette (Thon), in den oberen Teufen als Hangendes des Ganges, Rohproducte der Erzgänge: diverse Stufen Schwefelkiese mit Gebirg, mit Bleiglanz, mit Blende u. s. w. verwachsen, diverse reine Stücke Bleiglanz, Blende und Schwefelkies, Kammkies von besonderer Schönheit, diverse Gruppirungen von Bergkrystallen, Rauchtopasen und Brauntopasen, Producte der Aufbereitung und der Wäsche: reine Schwefelkiese in Stücken von den Halden und von den Lesetischen nach der Läuterung, Schmelzerz in groben Stücken vom sogenannten Klaubetische, vom Lesetische nach der Läuterung und in Graupen von 10—2 mm, diverse verwachsene Stücke der Lesetische, welche noch vor Scheidung durch Walzen gehen, endlich Hüttenproducte: diverse Zungen Blei, welche aus den lintorfer Erzen in einer Hütte zu Call in der Eifel gewonnen sind und ein in der-

selben Hütte gewonnenes Stück Silberabtrieb. Der Mineraloge wird hier vieles Interessante finden, wie denn auch der Charakter und das Verhalten der Erzgänge äußerst merkwürdig ist. Die allgemeine Streichungsrichtung geht mit geringer Abweichung westlich, von Süden nach Norden. Das Einfallen der Gänge wechselt zwischen 70 Grad und 80 Grad östlich, die Mächtigkeit zwischen 1 und 6 m und nur selten unter 1 m. Auffallend ist nun, daß in Fall- und Streichungsrichtung, da wo die Gänge das Kalkgebirge durchsetzend in den Schiefer übergehen, keine Aenderungen vorkommen. In genetischer Beziehung dürfte man hieraus schließen, daß die Spaltenbildung und Ausfüllung mit den Erzen der Zeit der Kohlenformation angehören; dagegen die Verschiebungen des Gebirges, die Hebungen oder Abrutschungen später stattgefunden haben, wahrscheinlich während der Absetzung der Lettenschichten, welche, wie schon angeführt, zur Oleocenformation gehören; sonst ist es unerklärlich, wie Lette bis zu 20 m Mächtigkeit als regelmäßig Hangendes des Erzganges auftreten kann, da man doch nicht annehmen darf, die Verwerfung habe den Gang auf diese Höhe entblößt gelassen, ohne daß die Ausfüllung verwittert und fortgespült sei. Leider muß ich mir versagen, auf diesen interessanten Fall weiter einzugehen.

Wie das Ruhrbecken durch seinen Steinkohlenbergbau hervorragt, so das Siegerland und die benachbarten Bezirke durch den Bau auf Eisenerz, nur daß hier der Veredelung und Verarbeitung des Naturproductes ein bei weitem großartigeres Feld geboten wird. Für die Bedeutung dieses Lahn- und Dillthal umfassenden Gebietes für den Nationalreichthum zeugt die Thatsache, daß die Production der dortigen Gruben der Menge nach den dritten Theil, dem Werthe nach über die Hälfte der gesammten Eisenförderung des preußischen Staates ausmacht. Der Bezirk umfaßt circa 581 Gruben mit einer Production von 18 680 000 Centner Eisenstein per Jahr, und einem Geldwerthe von circa 16 Millionen Mark. In Betrieb sind: 34 Hochöfen mit einer Production von 3 400 000 Centnern Roheisen und einem Geldwerthe von circa 15 Millionen Mark, 12 Hochöfen, welche auf Gußwaaren arbeiten, mit einer Durchschnittsproduction von 480 000 Centnern Gußwaaren und Roheisen und einem Geldwerthe von circa 4 Millionen Mark, ferner 38 Puddel-, Walz- und Hammerwerke mit einer Production von circa 340 000 Centnern und einem Geldwerthe von circa 22 Millionen Mark. Neben diesen Anlagen, welche nur die Gewinnung der Rohproducte und die Anfertigung der Halbfabrikate betreiben, existiren eine Menge Industriezweige, die sich mit der feineren Verarbeitung des Eisens befassen.

Die Ausstellung dieses Bezirkes ist, ebenso wie die des Ruhrbeckens, veranstaltet durch eine freie Vereinigung, den „Verein für die bergbaulichen und Hütteninteressen der rechtsrheinischen Reviere des Oberbergamtsbezirkes

Digitized by Google

Bonn zu Siegen". Ein geschmackvoll decorirter Aufbau umfaßt die Producte der Gruben und Eisenhütten, ein zweiter die Producte der Puddel- und Walzwerke. 26 Gewerkschaften haben Proben der werthvollen Erze des Bezirks, in erster Linie Spatheisenstein, ferner Braun- und Rotheisenstein, Eisenglanz, Blei-, Kupfer- und Zink-, Nickel- und Antimonerze, Schwefelkies und prachtvolle Proben von Spiegeleisen ausgestellt. Alle diese Erze liegen in devonischem Gesteine; sie ziehen sich von der Mosel durch Westfalen bis an das westliche Gehänge des Harzes hin. In Verbindung mit Kohle kommen die Eisenerze hier nicht vor, höchstens an der Ruhr, aber so arm an derselben, daß man sie nicht, wie in England geschieht, in ihrem eigenen Fette, das heißt der beigemischten Kohle, schmelzen kann.

Ueber die Verwendung des Eisens und die Maschinenindustrie im nächsten Briefe! Georg Buß.

Herder und Goethe in Straßburg.*)

Der erste Band von Haym's Herderbiographie, dessen zweite Hälfte unlängst erschienen ist, geht bis zur Uebersiedelung nach Weimar im Herbste 1776. In seiner preußischen Heimath hatte Herder eine gedrückte Jugend verlebt, er war in Königsberg Kant's Schüler gewesen und ein begeisterter Verehrer Hamann's geworden. In Riga fand er seine erste Anstellung und begründete seinen schriftstellerischen Ruf durch die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" und die „Kritischen Wälder". Er war dann auf Reisen gegangen, erfüllt von weitgreifenden Idealen ästhetischer, pädagogischer und politischer Art, hatte sich in Paris aufgehalten, dann den Antrag des Fürstbischofs von Lübeck, dessen Sohn auf Reisen zu begleiten, angenommen, und war nach einem Besuche am Eutiner Hofe mit dem Prinzen nach Darmstadt gekommen, wo er den Bund mit Caroline Flachsland schloß. Im Herbste 1770 kamen die Reisenden nach Straßburg; hier löst Herder das Verhältniß mit dem Prinzen und nimmt einen Antrag nach Bückeburg an als Hofprediger beim Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe; es folgt das „Bückeburger Exil", aus dem ihn der Ruf nach Weimar befreit.

Dies in der Kürze der äußere Rahmen des Lebens, so weit es in Haym's Buche vorliegt. Ein Buch, das einen hervorragenden Platz in unserer Literatur einnimmt durch die hingebende, gründliche Vertiefung in den bedeutenden Gegenstand, und durch die feinsinnige Kunst, mit der das äußere und innere

*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. Erster Band. Berlin, R. Gaertner. 1880.

Digitized by Google

Leben des seltenen Mannes dargestellt ist. Zum erstenmal erhalten wir ein vollständiges Lebensbild Herder's, von dem weniger, als von den anderen Heroen unserer classischen Zeit, eine bestimmte fertige Vorstellung auf die Nachwelt übergegangen ist. In strenger Wahrheitsliebe ist dieses Bild, mit seinen großartigen und liebenswerthen Zügen wie mit seinen Schwächen und Disharmonien bis ins Einzelne ausgeführt. Was Haym von einem einzelnen Abschnitte, dem Verhältnisse zu Caroline, ausdrücklich bemerkt: „es ist in der folgenden Darstellung nichts aufgenommen, was sich nicht belegen ließe", diese urkundliche Treue, sie gilt von dem ganzen Buche. Aus der Verknüpfung und Verarbeitung des urkundlichen Materiales aber weiß der Biograph die ganze lebensvolle Gestalt des Menschen und Schriftstellers vor die Gegenwart zu stellen: was Herder gewollt, erträumt und gefunden hat, wie er unter dem Einflusse seines Lebensganges gereift ist, wie er mit dem Reichthume seines Geistes und Herzens auf seine Umgebung und seine Zeit gewirkt hat, was er für unsere Literatur und unser geistiges Leben geworden ist, das ist hier, in einer tadel- und lückenlosen Darstellung, in seiner ganzen Fülle vor uns ausgebreitet.

Der Abschnitt über den Straßburger Aufenthalt hat ein ganz besonderes Interesse, das zur Hälfte einem andern Genius gehört. In Straßburg haben Herder und Goethe sich kennen gelernt. Und diese Begegnung ist ein epochemachendes Datum in der Geschichte unserer Literatur. Was für Goethe der Eintritt in den Kreis des um fünf Jahre älteren, reiferen, überlegenen Herder gewesen ist, hat er selbst in Dichtung und Wahrheit treu verzeichnet. Jedes Wort, das er aus seiner Erinnerung an die längst entschwundene Zeit niederschrieb, wird durch die anderweitigen Zeugnisse, die insbesondere aus den Briefen reichlich fließen, erhärtet. Insoferne ließ sich kaum eigentlich Neues erheben. Aber doch sind noch niemals diese Zeugnisse so vollständig zusammengestellt, das Verhältniß der beiden Persönlichkeiten so gründlich untersucht, der Einfluß des Einen auf den Andern so erschöpfend nachgewiesen, wie jetzt bei Haym, und das stellt denn doch den Verkehr der beiden Geister in ein helleres Licht und vertieft unsere Kenntniß der denkwürdigen Begegnung. Da neuerdings die Kritik dem Herder'schen Einflusse auf Goethe'sche Dichtungen schärfer als bisher nachzuspüren sich befleißigt, ist es von doppeltem Werthe, das wirkliche, persönliche Verhältniß der Beiden in möglichster Vollständigkeit und in historischer Objectivität kennen zu lernen.

In unbehaglicher, düsterer Stimmung traf Herder im September 1770 in Straßburg ein. Schon nach sechs Wochen schien ihm das Zusammensein mit dem Prinzen und dessen Gefolge unleidlich, er fühlte sich in drückender Abhängigkeit von dem adeligen Reisemarschall, den ganzen Zweck seiner Reise sah er vereitelt. Heimlich, hinter dem Rücken der Eutiner Herrschaft hatte

Digitized by Google

er sich bereits auf den Bückeburger Antrag eingelassen. Nun befand er sich in unruhigster Lage, bis er seine Entlassung von Eutin erhielt, und mitten in diesen Aufregungen quälte ihn das unklare Verhältniß zu Caroline, in dem es nicht an Mißverständnissen fehlte. Dazu kam noch der peinliche Zustand, in den ihn sein Augenleiden versetzte. Bevor er die Geliebte wieder sah und sein Amt in Bückeburg antrat, wollte er in Straßburg die günstige Gelegenheit benutzen, sein krankes Auge operiren zu lassen. Es handelte sich darum, die Thränenfistel zu beseitigen, der Feuchtigkeit des Thränensäckchens ihren natürlichen Abfluß durch die Nase zu verschaffen, wozu es eines Einschnittes in das Thränensäckchen und einer Durchbohrung des Nasenknochens bedurfte. Allein die Hoffnungen, die er auf den berühmten Operateur Lobstein gesetzt, erwiesen sich als Täuschung. Auch als ein anderer Arzt hinzugezogen wurde, stellte sich kein Erfolg ein. Er hatte die quälendsten Schmerzen auszustehen, und als im Frühjahre die Kur endlich aufgegeben wurde, war alles vergeblich gewesen. Begreiflich, daß er unter solchen Umständen nur den ungünstigsten Eindruck von Straßburg hatte. Verstimmt und mißgelaunt, theilte er seine Verstimmung, wie immer, den Dingen mit und sah die Stadt, wo ihm das Alles widerfuhr, im schlimmsten Lichte. Ein „Lumpenloch“ nennt er sie, den „elendesten, wüstesten, unangenehmsten Ort, den ich, behutsam und bedächtig gesprochen, in meinem Leben gefunden.“ Seine Krankheit machte ihn menschenscheu, in seinen Briefen versichert er, daß er fast nicht aus seiner Kammer herauskomme und diese so viel möglich vor Jedermann verschließe.

Ein paar junge Leute gab es gleichwohl, die ungehinderten Zutritt bei ihm hatten, die er fast täglich sah und die wieder kamen, mochte er sie mit guter oder übler Laune behandelt haben. Unter ihnen der einundzwanzigjährige Johann Wolfgang Goethe, der seit April sich in Straßburg befand, der eben zum vollen Gefühle seiner Kräfte, zum bewußten Genuß seiner wieder hergestellten Gesundheit gelangt war, in dessen Brust es brauste und gährte, und der des Weges noch unsicher nach einem Meister suchte. Diesen Meister fand er in Herder, zu dem er mit staunender Verehrung emporsah, dem er sich mit Enthusiasmus entgegenwarf. Sobald die Ankunft des berühmten Mannes in Straßburg ruchbar geworden war, wurde in dem Kreise, dem der junge Frankfurter angehörte, das Verlangen rege, sich ihm zu nähern. Unvermuthet glückte es Goethe mit der gewünschten Annäherung. Das Wie ist in Dichtung und Wahrheit ausführlich und aufs anmuthigste erzählt. Wie er bei einem zufälligen Besuche im Gasthofe den Gesuchten unten an der Treppe fand, wie derselbe gekleidet war, wie er das Haar trug, wie er aussah und sich benahm, und wie die Begegnung gleich zum Ziele führte, das war nach vielen Jahrzehnten Goethe so gegenwärtig, als wäre es gestern erlebt. Das Zusammentreffen mit Herder war für ihn das „bedeutendste

Ereigniß" des Straßburger Aufenthaltes. Mit allen Umständen und Folgen hatte es sich ihm tief ins Gedächtniß eingeprägt. Herder war die erste überlegene Natur, die der junge Goethe auf seinem Lebensgange fand. Und der Aeltere befestigte um so sicherer seine Herrschaft, als er, an solche Unterwerfungen gewöhnt, den äußerlich noch so flatterhaften Jüngling mit Gleichgiltigkeit oder doch mit vornehmem Wohlwollen behandelte. In allen seinen Straßburger Briefen erwähnt er des lernbegierigen jungen Mannes, der tagtäglich bei ihm sich einstellte, mit keiner Silbe. Erst später, als Caroline im März 1772 Goethe in Darmstadt kennen gelernt hatte und seines Lobes voll war, spricht sich auch Herder zum erstenmal über Goethe und das Zusammensein in Straßburg mit ihm aus: „Goethe," schreibt er nun, „ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können."

Goethe war im Verhältnisse zu Herder durchweg der Empfangende, der Lernende. Und in vollem Maße mag er die Herder'sche Doppelnatur erfahren haben, heute seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und wieder sein abstoßendes, ausfahrendes, reizbares Wesen. Alle Bekannten Herder's erfuhren diese Launen, Goethe sicher mehr als ein anderer, denn der junge, bisher noch von Jedermann verzogene Heißsporn gab ohne Zweifel in Aeußerungen und Betragen dem älteren, reiferen Manne gar mancherlei Blößen. Der Vergleich mit einem Spatzen war nicht fein, aber man versteht das Wort, wenn man sich den kindlich übermüthigen Menschen vorstellt, wie die Zeitgenossen ihn schildern, immer aufgelegt, „närrisch Zeug zu machen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfalle sehr laut zu krähen." Um so strenger mochte Herder gegen Goethe sein, als ihm in dem jungen Flattergeist ein Stück seiner eigenen Gestalt entgegentrat, das er eben abzustreifen entschlossen war. Seit der Abreise von Riga befand sich Herder in einem Umbildungsprocesse, der jetzt in Straßburg gefördert durch Krankheit und Einsamkeit in ein neues Stadium trat. Es war sein Entschluß, die gräuliche Unordnung seiner Natur zu bekämpfen, die Oberflächlichkeit seines Lesens und Studirens abzulegen, seinen Charakter zu bilden und er glaubte seit der Rückkehr aus Paris Fortschritte in diesem Streben gemacht zu haben. Er fühlte lebhaft seine eigenen Fehler und er schonte sie eben so wenig bei Anderen. Besaß er überhaupt den Dämon des „Widerspruchsgeistes", so hat ihn die lebhafte, vorschnelle Keckheit Goethe's in besonderem Maße herausfordern müssen. Goethe's eigenes Zeugniß ist unverwerflich, sowohl wenn er das Einnehmende und Geistreiche in Herder's Gesprächen rühmt, als wenn er über dessen Launen

Digitized by Google

und Verdrießlichkeit klagt und zuletzt von einem „Uebergewichte seines widersprechenden, bitteren, bissigen Humores“ redet, den er übrigens größtentheils auf Rechnung der körperlichen Leiden des Geplagten schreibt. Die Sarkasmen und Hofmeistereien des Aelteren waren nun freilich nicht der Weg, den „guten Jungen“ ganz kennen zu lernen. Es ist eine treffende Bemerkung von Haym, daß der glänzende goldene Schatz in der Tiefe vor dem Auge des nur die bunte Oberfläche erblickenden Freundes sich verbarg. Sicher hat Goethe weder von seinen alchymistischen Studien, die er in Straßburg fortsetzte, noch von der Liebe zu Friederike, noch von den sachte heraufrückenden Gestalten des Götz und Faust dem streng urtheilenden Manne etwas anvertraut.*) Er selbst deutet an, daß er, anfangs offen entgegenkommend, später verschüchtert und zurückhaltender wurde: „Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte.“

Unmittelbar nach der Straßburger Zeit hat Goethe dem verehrten Manne brieflich gestanden, daß es ein wenig „Hundereminiscenz“ sei, womit er sich an das Straßburger Zusammensein erinnere, und daß gewisse Striemen ihn noch immer juckten „wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters“. Doch daß Herder den Einundzwanzigjährigen als einen Schulknaben behandelte, das hat diesen zum Manne gemacht. Daß er ihn öfter und grausamer tadelte als billig war, das hat diesen, wie er es voll anerkennt, zu heilsamer Selbsterkenntniß und zur Anstrengung seiner besten Kräfte geführt. „Ich war,“ sagt Goethe, nachdem er von der kritiklosen Ueberschätzung des Unbedeutenden und der Selbstberauschung gesprochen, wie sie in dem Gleim'schen Kreise herrschte, „in unserem Kreise so ziemlich auf dem Wege, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen .... Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch die Bekanntschaft Herder's Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespieglungsluft, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt war, die, in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war.“ Zugleich gedemüthigt und gespornt, zugleich geduckt und gehoben wurde der angehende Dichter. Das Schelten und Tadeln mußte ertragen werden, denn Herder's schöne und große Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten wirkten wie ein Bann, dem man sich nicht entziehen konnte. Er krümmt sich unter der Geißel des Herder'schen Spottes, aber er verehrt

*) Vergleiche übrigens die Ausführung von Düntzer im Goethejahrbuch S. 144 ff., wonach es zweifelhaft ist, ob Goethe überhaupt schon in Straßburg mit Götz und Faust sich beschäftigt hat.

darum doch in dem scharfen Kritiker sein Orakel, seinen Meister, ja die Sonne, um die er sich gerne als treuer Planet herumbewegen will. Und durchdrungen vom Werthe des Mannes fährt er fort, sich ihm demüthig und doch selbstbewußt in die Arme zu werfen. „Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm darüber werden!"

„Einen der fruchtbarsten Momente der aufsteigenden Literatur, ja die eigentliche Geburtsstunde der neuen über Klopstock und Wieland hinausweisenden deutschen Poesie" nennt Haym das Zusammentreffen Goethe's mit Herder. Er begründet dies durch eine sorgfältige Untersuchung von Herder's Thätigkeits- und Gedankenkreis während der Straßburger Zeit und den Nachweis der Einwirkung desselben auf Goethe, wobei die Schilderung, die der letztere selbst davon gegeben hat, eine bemerkenswerthe Vervollständigung erhält. Zunächst ist von Herder's Beschäftigung mit der hebräischen Archäologie die Rede und dann von der Ende 1770 entstandenen Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Wahrscheinlich war es die erste Herder'sche Schrift, die Goethe las, aber in dieser Abhandlung war der ganze Herder. Es war darin Front gemacht gegen die oberflächlichen, gangbaren Theorien, welche die Sprache entweder aus göttlicher Offenbarung oder aus menschlicher Erfindung herleiteten. Herder zeigte, daß dieselbe vielmehr ein nothwendiges Product der Menschennatur ist, nicht etwas ausgeklügeltes, sondern ein Werk des lebendigen, unreflectirten Naturdranges, eine Menschen- und Völkergabe; ihr Ursprung zugleich der Ursprung der Mythologie und der Poesie. Gedanken, welche bereits das große Thema vom Werthe der Volkspoesie und vom „Nationalgefühl fremder Zeiten" berührten; große Gesichtspunkte, die in der mündlichen Unterhaltung noch ganz anders als im gedruckten Worte dem empfänglichen Hörer sich einprägen mußten, und die ihm um so leichter eingingen, als sie ganz seiner individuellen Sinnesart gemäß waren, ihm nur das Streben seines eigenen schöpferischen Genius zu deuten und aufzuschließen schienen. Täglich, ja stündlich, das sind seine eigenen Worte, fand sich der Jünger zu neuen Ansichten befördert; „es war kein Tag, der nicht aufs Fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre".

Hand in Hand mit der Eröffnung dieser weiten Perspective ging eine strengere und vornehmere Schätzung der zeitgenössischen Poesie, ging zugleich der Hinweis auf die fremdländische Literatur. Herder ohne Zweifel hat den jungen Enthusiasten ermuntert, wenn dieser jetzt zuerst ernstlicher den Homer las. Auf Herder ist es zurückzuführen, wenn wir Goethe, dem das Griechenthum früher in Wieland's Musarion erschienen war, an der Quelle schöpfen, wenn wir ihn, in der nächsten Zeit nach Straßburg, Xenophon und Platon lesen, dann zu Theokrit und Anakreon übergehen und endlich ganz hinge-

igitized by Google

nommen von der Herrlichkeit Pindar's finden. Mit Nachdruck ist er sodann von Herder auf die Engländer, auf Swift und Goldsmith hingewiesen worden. Herder hatte sich damals ganz von der französischen Literatur ab, ganz der englischen Literatur zugewandt. Sein Aufenthalt in Frankreich hatte ihm das französische Wesen, die französische Sprache, Literatur und Philosophie geradezu verhaßt gemacht. Er war dort seiner deutschen Natur inne geworden, hatte eine ausgesprochene antifranzösische Denkweise mitgebracht, die sich jetzt in Straßburg noch verstärkte und befestigte. Dieselbe Wendung, dieselbe und noch viel durchgreifendere Umkehr von der Hingabe an französischen Geist und französische Formen zu dem national Deutschen hat sich nun bekanntlich in Goethe während der Straßburger Zeit vollzogen. Ohne Zweifel, der Umschwung kam unter dem Einflusse der ganzen Localität und durch das Zusammenwirken zahlreicher Antriebe. Die Darstellung, die sich darüber in Dichtung und Wahrheit findet, ist so überzeugend wie möglich. Sie hat gleichwohl eine große Lücke. Goethe verschweigt, daß ihm die neue Einsicht nicht von ihm selbst, daß sie ihm von Niemand sonst als von Herder gekommen ist. Daß die französische Literatur „bejahrt und vornehm", daß sie von dem Geiste gesellschaftlichen Anstandes und gesellschaftlicher Auszeichnung beherrscht sei, daß die Ernte längst schon eingebracht, und daß daher den größten Talenten des achtzehnten Jahrhunderts nur eine Nachlese übrig geblieben, daß die Dichtung der Franzosen kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich sei — das alles ist deutlich der Nachhall der Ansichten, welche Herder sich gebildet hatte, und welche er ohne Zweifel gegen seinen jungen Freund jetzt noch beredter und leidenschaftlicher entwickelte, als er für sich selbst auf den Blättern seines Reisetagebuches gethan hatte.

Es stand Herder fest, daß die dermalige Kunstpoesie zur Volkspoesie zurückkehren, mit ihrem Geiste sich durchdringen müsse, um wirklich Poesie zu sein. Dieses Bekenntniß läßt sich auch aus der bunten Sammlung von Gedichten herauslesen, die er aus Straßburg der Geliebten nach Darmstadt sandte; eigene Gedichte, denen Verwandtes und in freier Nachbildung Angeeignetes angeschlossen war, Stücke aus Ossian, Lyrisches aus Shakespeare, Romanzen aus den Percy'schen Reliques. Diese Leidenschaft für die Volkslieder, für Ossian, für Shakespeare hat er auch auf seinen täglichen Gesellschafter übertragen. Auf Herder's Aufforderung suchte Goethe im Elsaß nach den Ueberlieferungen der Volkspoesie. Herder zog ihn in die Begeisterung für Ossian und in den Dienst der darauf bezüglichen Studien hinein. Den Cultus Shakespeare's hatte Goethe schon mitgebracht, er begegnete sich darin mit dem Meister, und es müssen Momente gehobener Stimmung gewesen sein, wenn Herder, — das sind seine eigenen Worte — seinen jungen Freund „mehr als einmal vor Shakespeare's heiligem Bilde umarmte". Doch zur

Begeisterung trat jetzt die Einsicht. Den ganzen und den unverfälschten Shakespeare hat ohne Zweifel erst Herder den jungen Enthusiasten kennen gelehrt; erst Herder hat ihm gezeigt, wie Shakespeare wirklich übersetzt werden müsse; erst Herder hat ihn über das eigenthümliche Wesen, über den eigensten Werth der Shakespeare'schen Stücke, über den literaturgeschichtlichen Zusammenhang aufgeklärt, aus dem heraus dieselben allein zu verstehen und zu würdigen seien. Wir haben noch ein authentisches Denkmal jener Lehrstunden auf Herder's Stube. Die Summe dessen, was Goethe aus seinem Munde über Shakespeare zu hören bekam, enthält der Herder'sche Shakespeareaufsatz in den Heften „Von deutscher Art und Kunst". Und der andere Aufsatz Herder's in diesen „Fliegenden Blättern", „über Ossian und die Lieder alter Völker", enthält Summe und Quintessenz dessen, was damals über das Thema Volkspoesie und Kunstpoesie über Herder's Lippen ging. Niedergeschrieben sind diese beiden Aufsätze erst in Bückeburg, und das Heft ist erst im Frühjahr 1773 im Drucke erschienen. Aber die Gedanken sind in Straßburg gereift und noch fühlen wir in ihrer Mittheilung die freie, bewegte Rede nachzittern. Ja geradezu zu einem Denkmale seines Straßburger Verkehres mit Goethe, der sich mitlerweile durch seinen Götz so glänzend ausgewiesen hatte, hat Herder das kleine Heft gestempelt. Dem „Jungen im Kürasse, der zu früh mitwollte", ertheilt er nun gleichsam den Ritterschlag. Neben den beiden eigenen gönnt er dem durch den Straßburger Münster veranlaßten Goethe'schen Schriftchen „Von deutscher Baukunst" einen Platz in den Fliegenden Blättern, und im Angesichte des Publikums, wie früher in der einsamen Clause zu Straßburg, umarmt er am Schlusse des Shakespeareaufsatzes den Freund, der den kühnen Traum habe, „Shakespeare's Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache unserem so weit abgearteten Vaterlande herzustellen."

Im Aufsatze über Ossian aber ist wieder nachdrücklich auf das Volkslied hingewiesen. Auch bei uns giebt es genug solcher Lieder, „auf Straßen und Gassen und Fischmärkten, im ungelehrten Rundgesange des Landvolkes". Herder führt Proben an, darunter ein „Kinderlied" — es ist kein anderes als das Lied vom Röslein auf der Haiden. Diese Lieder gilt es ans Licht zu ziehen und zu sammeln, damit durch sie unsere kunstmäßige Dichtung aufgefrischt werde. Sie vor Allem könnten dazu dienen, unsere Lyrik „etwas zu einfältigen", sie „an einfachere Gegenstände und edlere Behandlung derselben zu gewöhnen, kurz, uns von so manchem drückenden Schmucke zu befreien, der uns jetzt fast Gesetz geworden." „Irre ich nicht," so schließt die Abhandlung, „oder ists wahr daß die schönsten lyrischen Stücke, die wir schon jetzt haben und längst gehabt haben, schon mit diesem männlichen, starken, festen deutschen Tone übereinkommen und sich ihm nähern? was wäre nicht

ed by Google

also von der Aufweckung mehrerer solcher zu hoffen!" Man sieht, nicht aus Liebe zum Alterthümlichen, nicht mit dem Interesse des Gelehrten, sondern getrieben von dem natürlichen Verlangen, ja von einem instinctiven Bedürfnisse, deckte Herder den Schacht auf, in dem die Schätze echter ursprünglicher Poesie verschüttet lagen. Daß er dabei im Einzelnen irrte, daß sein Urtheil über den Werth manches alten und manches neuen Stückes fehlgriff, darf nicht in Verwunderung setzen. Sowohl Ossian als die dichterische Unmittelbarkeit Klopstock's sind in dem Aufsatze um Vieles zu hoch veranschlagt. Mit unbedingt sicherem Blicke das echte Gold der Poesie von den Schlacken der Künstelei, das wahrhaft Naive von dem erlogenen oder eingebildeten Scheine des Naiven zu scheiden, dazu war er, der bisher nur erst die Anfänge eines sich höher erhebenden dichterischen Strebens erlebt hatte, keineswegs in allen Fällen im Stande. Die wirkliche Befreiung von der „Letternpoesie" konnte nur ein mächtiges poetisches Genie, wie es der Nation in Goethe geschenkt ward, vollbringen. Den Weg dahin konnte der Kunstrichter gerade nur dadurch zeigen, daß er das Alte und Neue vermittelnd an das vorhandene Beste anknüpfte und mit liebevoller Begeisterung schon die hoffnungsreichen Keime einer neuen Poesie für die Erfüllung nahm. In der Goethe'schen Lyrik — mit diesen Worten schließt das schöne Kapitel über den Straßburger Aufenthalt — war mehr als Ossian und Klopstock, und hier erst strömte unter dem wunderthätigen Hufschlage des Flügelrosses von Genie der siebenfache Quell. Ja schon damals, als der Jüngling auf seinen Streifereien in Elsaß Volkslieder für seinen verehrten Meister sammelte, entflossen ihm selber Lieder, so volksthümlich, so natürlich, so einfach innig, so frei vom Herzen weggehoben, von so ungesuchtem Wohllaute, wie Herder sie allerwärts suchte, wie er sie ahnte oder hoffte und wie er sie in verzeihlicher Täuschung bei Klopstock gefunden zu haben meinte. Herder war nur vergönnt, die ergiebige Ader des Volksgesanges aufzudecken, die rinnenden Quellen zu zeigen, sie bloßzulegen und hier und da aus ihnen einen erquickenden Trank zu schöpfen: tiefer beugte sich der Andere zu diesen Quellen nieder, in vollen Zügen trank er aus ihnen Gesundheit, Kraft und Schönheit und wurde so, ein geborener Dichter, nicht blos zum Dolmetscher, sondern zum schöpferischen Erneuerer des echten Liedergeistes.

Anfangs April 1771 verließ Herder Straßburg. Goethe hatte noch zuletzt eine Summe Geldes für ihn borgen müssen. Ueber Darmstadt und Frankfurt, wo er in Goethe's Elternhause war und aus dem Munde der Schwester begeistertes Lob seines jungen Freundes vernahm, ging er nach Bückeburg, um seine neue Stellung anzutreten. Mit dem in Straßburg Zurückgebliebenen entspinnt sich ein Briefwechsel, der zunächst wieder um Volkslieder, um Ossian und Shakespeare sich dreht. Im folgenden Jahre ist

Digitized by Google

Herder ein eifriger Mitarbeiter der Frankfurter Anzeigen. Er kritisirt mit gewohnter Schärfe Götz von Berlichingen, dessen erste Bearbeitung der Dichter ihm mitgetheilt hatte. Inzwischen vollzieht sich in ihm ein religiöser Umschwung, der sich seit der Straßburger Zeit vorbereitet hatte und bis zum Uebertritte nach Weimar das Denken, Thun und Schreiben Herder's beherrscht. Seine Bemühungen um Erneuerung der echten Poesie sind nicht aufgegeben, aber in die zweite Linie getreten. Unmöglich kann er sich in dieser Zeit ganz harmonisch gestimmt mit Goethe fühlen: der Briefwechsel wird ein neckisches Spiel, ein „Schneeballengefecht". Satirische Knittelverse fliegen hin und her. Auch was ihm Caroline im Frühjahre 1772 von den Besuchen des alle Welt bezaubernden Goethe in Darmstadt erzählt, ist nicht so ganz nach dem Sinne des Einsiedlers in Bückeburg. Im Sommer wurde aber endlich das Verhältniß zu Caroline, in das bis zuletzt die Intriguen, Einflüsterungen und „Herzensvisitationen" des schönseligen Leuchsenring (Pater Brey) Mißverständnisse hineintragen, endgiltig festgemacht. Als Goethe, der „gutherzige Wanderer", Ende dieses Jahres wieder in Darmstadt erscheint, findet ihn Caroline, nach der Wetzlarer Episode, stiller und geläuterter als sonst. Mündlich gegen Caroline, schriftlich gegen Herder spricht er seine Freude über beider Glück, über die auch für ihn sich eröffnende Aussicht des Wiedersehens mit dem Straßburger Freunde aus. Am 2. Mai 1773 wohnt Goethe der Trauung in Darmstadt bei. Von einer Erkältung des Verhältnisses, ist die Meinung Haym's, darf überhaupt nicht geredet werden.*) Wenn der Briefwechsel jetzt aufhöre, so erkläre sich dies daraus, daß Caroline seit ihrer Entrückung aus Darmstadt nicht mehr zu fortdauernder wechselseitiger Beziehung die Anregung gab und Herder jetzt ganz von seinen schriftstellerischen Arbeiten

*) W. Scherer sieht bekanntlich in jenen Neckereien und Stichelversen das Anzeichen einer stärkeren Entfremdung und will auch einer Spur begegnet sein, daß bei oder nach Herder's Hochzeit die Verstimmung sich erneuert habe. (Aus Goethe's Frühzeit S. 64, 65. Und neuestens im Goethejahrbuch S. 114.) Eben in diese Zeit setzt Scherer die Entstehung des Satyros, dessen Deutung auf Herder er festhält. Uebrigens geht auch aus Haym's Darstellung hervor, wie viel zu einer ungetrübten und völligen Harmonie zwischen Goethe und Herder fehlte, ganz abgesehen von dem unglücklichen Temperament des letzteren. Andererseits braucht man nicht eine eigentliche Entfremdung anzunehmen, um die Entstehung des Zerrbildes Satyros nach dem Modelle Herder's begreiflich zu finden. Der beste Commentar zu Scherer's Herderhypothese ist der von ihm angeführte Brief Knebel's an Bertuch vom 23. December 1774: „Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs Heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes, der Muthwillen, der gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Ueppigkeit seines Genies. Es ist ein Bedürfniß seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann, und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besonders empfundener Hochachtung gesprochen."

Digitized by Google

in Anspruch genommen war. Seiner günstigen Meinung über Goethe giebt er im Januar 1774 in einem Briefe an Lavater Ausdruck, von den Producten des jungen Poeten nahm er in der antheilvollsten und anerkennendsten Weise Kenntniß, wie seinerseits Goethe in der „Aeltesten Urkunde" enthusiastisch das Genie des Verfassers wiedererkannte. Und nicht blos nach außen dauern die Zeugnisse gegenseitiger Anerkennung fort. Als Herder Anfang 1775 den Briefwechsel wieder aufnimmt, zeigt die (allein noch erhaltene) Antwort Goethe's in der That keine Spur von Entfremdung, die Begegnung ist die wärmste, und so kommt die Correspondenz aufs Neue in Gang. Freilich den damaligen theologischen Arbeiten Herder's kann Goethe wenig Geschmack abgewinnen, — da, wie er einmal schreibt, die ganze Lehre von Christo so ein „Scheinding" sei, das ihn „als Mensch, als eingeschränktes bedürftiges Ding rasend mache", doch weiß er sich die Methode, wie Herder den „Kehrichthaufen" belebt, in seiner Weise zurechtzulegen, und bei aller Differenz bleibt er für Herder „ein Kerl von Geist und Leben. Er will nichts sein, was er nicht von Herzen und mit der Faust sein kann." Und zuletzt bietet Goethe dem Freunde die Hand, ihm aus seinen unbefriedigenden Bückeburger Verhältnissen herauszuhelfen. Seit November 1775 befindet sich der Allmächtige in Weimar. Die dortige Generalsuperintendentur ist schon seit Jahren unbesetzt. Wieland zuerst fällt es ein, daß das eine Stelle für Herder sei. Leidenschaftlich aber faßt Goethe den Gedanken auf, erst in seiner Hand bekommt er feste Gestalt. Zwar macht die orthodoxe Partei Schwierigkeiten, wie aus demselben Grunde die mit Göttingen eingeleiteten Verhandlungen nicht zum Ziele führen. Doch der Herzog, durch Goethe bestimmt, schlägt durch sein Machtwort alle Einwendungen nieder. „Mit Hetzpeitschen," schreibt Goethe, „habe ich die Kerls zusammengetrieben", und voll übermüthiger Fastnachtslaune vollends ist seine poetische Gratulationsepistel an den Ernannten, in der die Geistlichen des Landes als Esel figuriren, auf denen Messias Herder einreiten werde.

Bis zur Uebersiedlung nach Weimar führt Haym im ersten Bande das Leben Herder's. Jetzt ändert sich das Bild. In Straßburg war Herder der Ueberlegene, Reifere, am jungen Goethe Erziehende gewesen. Der folgende Band wird darzustellen haben, wie in Weimar, in der ganz neuen Umgebung, an der Seite des wunderbaren Freundes das Ueberschwängliche, krankhaft Gesteigerte von Herder's Anschauungen sich mäßigt, das Große und Wahre desselben sich reiner und glücklicher ausgestaltet. Möge der zweite Band bald nachfolgen. Wir erhalten damit über einen unserer größten, einflußreichsten Schriftsteller ein darstellendes Werk, wie wir es bis dahin so eindringend weder von Klopstock noch von Lessing besitzen noch auch von Goethe.

Wilhelm Lang.

Das bedrohte Land Gottschee.

III.

Fragt man die Leute von Gottschee „für was haltet Ihr Euch denn? Seid Ihr Oesterreicher d. h. Bajuwaren wie die Anderen“, so erhält man den Bescheid: „Nein, wir sind von anderm Stamme. Deutsche sind wir auch. Und wir sind auch seit je in dem Lande, wir sind uralt. Von dem Stamme wie die Oesterreicher sind wir nicht. Wir sind halt Gottschewer. Cimbern sind wir auch nicht.“ So sieht sich der Mann von Gottschee seit je als etwas ganz Besonderes an. Und nach unserer Ueberzeugung mit Recht. Mit besonderm Stolze sieht er auf die Slaven herab. Sie hält er für absolut geringer. Und doch sieht er in ihnen die Fremdenmasse, die allmählich seine Sprache und seine Art ersticken. Das sind althergebrachte Gefühle und Ueberzeugungen im Volke von Gottschee. Ebenso sind sich die Gottschee'r Deutschen ihrer Mundart als einer uralt ererbten und zwar vor allen benachbarten deutschen Mundarten weit abweichenden bewußt. Sie halten an ihrer Mundart fest wie die, auf den magyarischen Ausrottungsetat gesetzten, Sachsen in Siebenbürgen. „Gerade unsere besondere Mundart hält uns von Gottschee zusammen. Geben wir die auf, so gehen wir bald ebenso spurlos wie die anderen Deutschen in Kärnthen und Krain und überhaupt da herunten in Oesterreich unter den Slaven auf.“

Ueber diese Mundart ist der Gottschee'r sich wohl bewußt, daß sie etwas Besonderes und zwar mehr aus dem Norden Stammendes sei. Man hört dort die Behauptung: „unsere Sprache soll der Fränkischen oder der Thüringischen gleich sein.“ Ob das nun nicht eine von oben, von einigen Gelehrten, in das Gottscheevölkchen hineingewucherte Ansicht sei, ist unbestimmt. Mit der fränkischen Sprache, wie sie am Main und Rhein geredet wird, hat der Gottscheedialekt wenig oder keine Aehnlichkeit. Eine Eigenthümlichkeit fiel mir auf, die erwähnt zu werden verdient, um der historischen Beziehung willen. Durch Mitteldeutschland zieht sich, mehr auf der nördlichen Abdachung der Mittelgebirge, ein breiter Mundartsteifen, der die Absonderlichkeit besitzt, in der Sprache das „e“ in „a“ umzusetzen: „Gald“ statt „Geld“. So setzt der Schlesier, der Bewohner des heutigen Königreichs Sachsen, der Thüringer, der Hesse, der Siegländer, selbst der Holländer „warth“ statt „werth“. Der Franke, der Bajuware kennt dies Umsetzen des e in a nicht. Der Franke spricht richtig „das Pferd“, der Bajuware „das Pfertt“, der Thüringer, der Fulder jedoch „das Pfahr“. Diese Eigenheit läuft also, von Schlesien aus, als breites Band mitten durch Deutschland bis in die Niederlande. Der Vandale sprach und schrieb: „Harimagada“ für die

„Herrmagd" und der Longobarde setzte „Heerberge" (die schnellaufgeworfene Ringburg eines länder- oder beutesuchenden Volksheeres) in „Ariperga" um; und da ihm das r lästig war, so schob er, wie es häufig geschieht, dafür ein l ein und sprach: Aliperga. Aber das gedehnte e setzte auch er in a um. Der Gottscheemann spricht richtig wie ein echter Deutscher A-Mann nicht „das Feld" sondern „das Fald" und da er das F vielfach in W umlauten läßt, so wird naturgemäß „Wald" daraus. Ein Herr, der einmal in der Nähe von Gottschee in dem prächtigen Veldes war und dann, wie mir die Gottschewer erzählten, vom Erkundigen her im Dresdner geographischen Verein einen hübschen Vortrag über Gottschee hielt, kannte diesen Sprachvorgang nicht und meinte „der Gottschee'r lege alten Deutschen Worten einen ganz falschen Sinn bei, spräche z. B. „Wald" und meine „Feld".

Merkwürdig ist aber, daß in Gottschee sich eine Sage erhalten hat über das Land ihres Auszuges. Man hört als Bescheid: „Man sagt, wir stammten so aus der Gegend von Thüringen" oder „Wir seien so eine Art von Thüringern." Ein österreichischer Gelehrter, der ein gutes Wörterbuch *) über die Gottschee'sche Mundart geschrieben hat, meint: „Der Gottscheedialect sei viel Fränkisch". Von Specifisch-Fränkischem konnte ich, der Franke, nichts darin entdecken. Nun hatte sich aber auch die Erzählung erhalten in Gottschee, „daß ein Kaiser sie nach einer großen Schlacht nach Gottschee geschickt habe". An dieser Sage ist natürlich viel nachgebessert worden. Die Gelehrten da unten, die unsere Verhältnisse und unsere Geschichte in Mittel- und Norddeutschland nicht kennen und nicht kannten, halfen nach. Natürlich konnte das kein so gar alter Kaiser sein, das mußte doch ein österreichischer Kaiser sein. Und so suchte man seit Jahrhunderten und schrieb einem Habsburger nach dem andern das Verdienst zu, Deutsche, die „ersten Deutschen" da hinab, dort an die schiffbaren Flüsse, an die See des griechischen Kaisers geführt zu haben, Karl IV., Karl V., rc. Und da eben doch eine Sage von „dem Lande da oben bei Thüringen" da war, so machte man daraus (diese Erfindung ist schon einige Jahrhunderte alt), daß „Karl IV. die Thüringer und Franken besiegte und dem Grafen von Ortenburg, der die Burg Wiedrichstain (Friedrichstein) bei dem heutigen Städchen Gottschee und einen Theil des Gottschee'r Landes besaß, so und so viel hundert Familien als Sklaven zugeschickt habe". Daß die deutsche Kirche von Morschwald — abgesehen von anderen Beweisen — viel älter sei, als dieser angebliche Krieg „des Kaisers" wider die Thüringer, kam da nicht in Betracht. Ein neuerer Beobachter findet nun, daß der Graf von Ortenburg allerdings diese Leute mit den Fränkischen und Alamannischen Anklängen in dies dürre Land herabgerufen habe; allein

*) Ein Ausflug nach Gottschee, von Schröer. Wien, Staatsdruckerei. 1869.

er stützt sich darauf, daß die Besitzungen dieser Grafen von Ortenburg ins Schwäbische und Fränkische Gebiet hineinreichen! O du unschuldiges Tambach! Das Land als Lehen erhielten aber die Ortenburger im Jahre 1247 und zwar als „das Land der Gotho-Svevorum". Um jene Zeit, 1245, machte auch unser Kaiser Friedrich II. die Landschaft Krain zu eine Herzogthum. Damals bei dieser Belehnung kommt der Name Gottschee noch nicht vor, er tauchte erst hundert Jahre später auf. Trotzdem ist ein Irrthum mit der Fixirung des verliehenen Gottscheelandes nicht möglich; denn die Ortenburger sitzen vorher und nachher auf ihrem Herrensitze Friedrichstein *) bei dem heutigen Städtchen Gottschee. Die Gegend aber wird, wie gesagt „die Landschaft der Gothen und Sueven" genannt. Die Sprache der Vandalen, Burgunder, Heruler rc. kennen wir nur wenig; daß man aber nach 1500 Jahren noch „specifisch Vandalische, oder „Gothische" oder doch „Nordgermanische Reliquientrümmer" erwartet, ist zu viel verlangt! Ist es denn so bestimmt ausgemacht, daß die Oberstämme nordgermanische Mundarten sprachen? Gewiß nicht! Die Bewohner der tredecim communi sagen einem mit Entschiedenheit: „die Leute von Malo und Monte di Malo und Arzignano (Arzingen) sind Gothennachkommen; wir aber sind Cimbern." Diese Leute von Malo unterscheiden sich aber in Nichts, rein in Nichts von den Anderen. Unsere Gelehrten und Protokollanten aber gehen mit den Stammesnamen um, in der Zeit des Jahres 1000, wie die alten römischen Schriftsteller mit der Bezeichnung „Hunnen". Gothische Trümmer mögen immerhin sich genug nach den Norden gerettet haben; daß sie gerade in die Gegend flüchteten, aus der der griechische Feldherr herabmarschirt kam, ist doch unwahrscheinlich. Dagegen war der Gothennamen in der damaligen Zeit und gar da unten an der Adria doch noch besser im Gedächtnisse als der der Vandalen. Kein Wunder, daß der Schreiber jener wichtiger ortenburger Urkunde die Deutschen und ihr Land, mit dem der Ortenburger belehnt wurde, mit dem bekannteren Worte bezeichnete. Die Rechte des Germanismus da unten sind zu allen Zeiten den Bajuwaren und Franken und Sachsen unbegreiflich erschienen. Hartnäckig nennt der Eisack- und Oberinbajuware in Tirol die deutschen Langobarden Südtirols (Palau, Folgareut rc.) und die in Italien „Wälsche". Er kann nicht begreifen, wo die Deutschen herkommen „was das für eini" sein sollen.

Im Ganzen aber ist die Deutung der Gottscheesage „daß ein Kaiser nach einer verlorenen Schlacht sie in ihr Land geführt habe" so einfach, daß nur der deutsche Gelehrtentrieb, klare Dinge recht zu verdrehen, dazu gehört, um nicht die natürliche Lösung des Räthsels zu finden. Der Kaiser ist

*) Graf Friedrich erbaute die Burg „aufs Neue".

Digitized by Google

Konstantin, die Schlacht wurde am Maros geschlagen. Unterlegen sind die Vandalen. Sie baten fliehend den Kaiser um Land. Er wies ihnen das eben leer gewordene Grenzland auf den westlichen Hügeln Pannoniens an.

Warum soll eine solche Sage nicht so lange haften können? Unsere Bauern in Franken erzählen als, von den Vorfahren überlieferte, Sage, daß auf dem Blutfelde oberhalb Aschaffenburg eine große Schlacht zwischen dem römischen Kaiser (hier Caracalla) und den Deutschen geschlagen worden sei. Solcher Gegenstücke zu dem langen Haften der Sage lassen sich unendliche bringen. Denken wir nur an die Sage der hessischen Bauern, die die große aliperga (Heerburg) westlich von dem Flüßchen Erbe die „Landsberge" nennen und hinzusetzen „da hat einst ein großes Volk gelegen, die Leparden; sie sind dann gen Süden gezogen". Das ist jetzt 1400 Jahre her. Und hier betrifft die Erzählung nicht das eigene Loos, sondern ein fremdes, blos durchziehendes Volk. Nein, volles Vertrauen verdient die den Gottscheeleuten von ihren Vorfahren überlieferte Sage. Nur muß man diese uralte Sage von der später hinzuerklärten Verdrehung befreien. Auf dem Donnersberge (Donar) ist ein großer Ringwall und an seinem Ende der Thingplatz und die Opferstätte. Mein Führer, den man rühmte als Kundigen, erklärte ganz richtig: „hier sind die Gefangenen und die Opferthiere geschlachtet worden." Und über die benachbarte wundervolle Schlucht mit dem herrlichen Buchenwalde sprach er: „das ist die Mordkammerschlucht; da drin lagerten die Bauern, die im dreißigjährigen Kriege erschlagen wurden." Aber nur schon die Einsicht in die Acten des benachbarten Kloster Marienthal belehrte, daß der Name „Mordkammer" uralt und sicherlich eben mit der darüber liegenden Opferstätte zusammenhängend sei. Das Gedächtniß, die Sage hat die Leute von Gottschee nicht getäuscht; sie bleibt länger haften als man vermuthet. Im Jahre 530 mußten die Thüringer den siegreichen Franken ihr Land am Main abtreten; der Rennstieg war von nun an ihre südliche Grenze. Die Bauern von Unterbrunn bei Bamberg wußten aber noch im dreißigjährigen Kriege, daß sie aus Thüringen gekommen und flüchteten sich in der Kriegsnoth in „die heimathlichen Berge". Reinigen wir die Sage von Gottschee von der Verunstaltung! Die Vandalen waren ja sicherlich „der Thüringer Nachbarn". Hat die Sprache der Vandalen Aehnlichkeit mit der der Thüringer, so ist nicht minder erklärlich, daß sie ihr ursprünglichstes Heimathland in die „Gegend um Thüringen herum" verlegen. Beides trifft der historischen Thatsache nach zu.

Oft hat man Prokop's Erzählung von dem Eintreffen einer Gesandtschaft aus dem, im alten Lande hinterlassenen, Vandalentheil bezweifelt. Aber ist der Vorgang nicht in der Natur der Dinge bedingt? Sollte ein Volk, das sich ein besser Land suchen will, sich das bisher besessene nicht für alle

Google

Fälle zu wahren suchen? Senden nicht heutzutage auswanderungslustige Boers nicht auch erst nur einen Theil der Ihren aus und geben das alte Land nicht ganz auf? Die Longobarden stellten in dem Vertrage mit den Avaren ihr Rückzugsrecht nach Ungarn vertragsmäßig fest! Die Heruler, die Sachsen, die sich den Longobarden angeschlossen hatten, sehen wir heimziehen und ihre alten Sitze einnehmen. Ums Jahr 400 sind die Chatten, dieser einst von den Römern so gefürchtete Stamm, verschwunden. Man weiß, daß sie sich kleineren Theils den Sachsen, größeren Theils den Franken angeschlossen hatten. Auf dem heiligen Boden des Stammes aber, im Mittelpunkte des Landes, in dem sagenumwobenen Gebiete des Odinberges („Burg Gudenberg" später, Sitz der Hessengrafen unter den Karolingern) bleibt ein Theil der Chatten zurück und ein uralter Spottvers der vom Norden her ins Land siedelnden Sachsen singt: „Deute, Dissen, Haldorf, Ritte, Bune, Besse — das sind der Hessen alte Dörfer sesse." Es hat also die Thatsache, daß die Vandalen in dem verlassenen Lande eine Besatzungsmannschaft zurückließen, gar nichts Befremdendes; sie hat im Gegentheile im Leben unserer alten Stämme viele Analogien. Sollten aber die Abgesandten aus Siebenbürgen gekommen sein? Dort saßen allerdings die Astingen bei 158 Jahre lang. Möglich wäre dies, wenn sie dies Land freiwillig verlassen hätten! Da sie jedoch dies Land nicht freiwillig verließen, sondern nach hartem Kampfe vor den eindringenden Westgothen fliehen mußten, so ist nicht daran zu denken, daß von dort die Zurückgebliebenen eine Gesandtschaft schicken konnten. Für die Urheimath, für Schlesien, kann man bei der dazwischen liegenden langen Zeit keine Vermuthung auf Reservationsrechte aufstellen. Es bleibt also, wenn die Gesandtschaft als wirklich abgesandt betrachtet werden muß, kein Land übrig als das 73 Jahre lang innegehabte Westpannonien.

Bei den römischen Schriftstellern heißt es immer: „Sie passirten die Berge, die Pannonien von Venetien trennen." Oder „die Straße, die von Pannonien nach Venetien führt" oder „die Pässe in den Gebirgen, die zwischen Pannonien und Venetien liegen." Dem damaligen Sprachengebrauch gemäß wird also Pannonien als an Italien stoßend behandelt. Und deshalb paßt der Sitz der Astingischen Vandalen, wie ihn auch Spruner, nur etwas zu nördlich angiebt, trefflich auf unser Gebiet; es paßt auch das volkreiche Deutschthum der Karolingischen Provinz Istrien dahin; es paßt auch das Deutschthum der Ortenburg'schen Gotho-Sueven. Es paßt aber auch die einstige weite Verbreitung des deutschen Elementes in jenen Gegenden. Eine Urkunde aus dem frühen Mittelalter (Valvasor) spricht von den „Edelingen im Sagorfeld" als einer zahlreichen Volksklasse. Bei der Huldigung eines neuen Herzogs von Kärnthen mußte die merkwürdige, ganz auf den Stand der „deutschen Freien" hinweisende Ceremonie von einem der „Edelinge"

(im Jahre 1335 z. B.) vorgenommen werden. Der ganze Adel in Krain, Küstenland und selbst im heutigen Kroatien und Istrien, war so gut wie der in Venetianisch-Friaul deutsch. In Koschtel, einem jetzt ganz slavischen Orte, liegt eine schöne, erst von den Franzosen gesprengte Ruine. Sie gehört dem Grafen Dunjan. Keinen Gedanken hatte mein gelehrter Gottschee'r Begleiter, daß auch sie deutschen Ursprung habe. Da belehrte uns ein Herr in Kroatisch-Brod, daß sie eigentlich „Grafenwart" heiße; daß aber dies Geschlecht längst ausgestorben sei." — Was heißt der in Kroatien so weit verbreitete Adelsname Frangipan anders als „fränkischer Herr"? Wie traurig klingt das Nemska vas? es heißt eigentlich „Deutschdorf" und liegt bei Reifnitz halbwegs von Laibach nach Gottschee. Oder Gotna vas eigentlich „Gothendorf" im Bezirke Rudolfswerth.

Waren die alten Vandalen nicht ein Reitervolk? Als „Säumer" (Saumthierreisende) waren die Gottscheeleute in alter Zeit bekannt. Heute noch durchziehen sie, ein rastloses Wandervolk, die weite Welt. Reichte nicht das Deutschthum bis an den benachbarten Quarnerobusen? Wohl wahrscheinlich dünkt es einem! Denn in der Urkunde Karl des Großen sprechen die 172 Deputirten der deutschen Städte und Burgflecken von ihren Meerfahrten! Wissen wir doch, daß die deutschen Herrensitze („die Freien" heißen sie, z. B. „Friedrich der Freie von Suneck") sich bis ans Meer erstreckten, z. B. die edlen Herren von Tybein oder Duino. Noch viel hat da unten die Geschichtsforschung zu arbeiten. Aber dem historischen Nachweise unserer Volksrechte ist das jetzt dort immer mehr zu Herrschaft kommende Volk, die Südslaven, nicht gewogen. Es löscht die germanische Vergangenheit aus, gerade so wie es die Franzosen in Burgund, in der Freigrafschaft und überall im Norden und Osten thaten und noch thun.

Unter den vielen alten Liedern, die die Gottscheeleute jetzt noch singen, lautet eins:

> Bi wruë bar auf deu Scheane, deu junge mörarin!
> Si richtet un sneabaiszeu basche,
> Si geat baschen zum proiten mör,
> Zum proiten mör zum tiefen séab.
> Won baiten dort sahot si a Schifflain sbim.
> Zbean junge herrn atinne drin.
> „Guët möarn, guët möarn Scheaneu mörarin." etc.

Sollten die Gottschee'r diese, im Laufe der Zeit verderbte Seesage wirklich aus dem Franken- oder Alamannenlande mitgebracht haben? Ist nicht das uralte Nordlied der Kudrun deutlich daraus hervorleuchtend? Und wie die Gottscheeleute dem Texte nach uralte Lieder und Balladen haben, so haben sie auch noch die uralten Melodien dazu.

Digitized by Google

Ihrer Väter, der Vandalen, haben sich die Deutschen von Gottschee nicht zu schämen. Wer hat Rom stärker zerstört und seine Kunstschätze zertrümmert als die Römer selbst? Von den Vandalen aber schreibt Salvian zwischen 440 und 450: „Müssen wir nicht die Vandalen bewundern, die in das reiche Karthago und in Mitte seiner verdorbenen Bewohner eingezogen, nur das Gute sich angeeignet, die verdorbenen Sitten aber fern gehalten haben? Es ist verdienstlich, vom Unrathe sich selbst nicht beschmutzen zu lassen; aber ebenso ehrenvoll ist es, zu sorgen, daß auch Andere nicht davon beschmutzt werden. Das haben die Vandalen in Afrika bewirkt." An einer andern Stelle schreibt Salvian: „die Wittwen und Waisen und Armen fliehen zu den Barbaren (Vandalen) quaerentes apud barbaros Romanam humanitatem."

Je mehr sich die Avaren, von den Longobarden unglückseliger Weise herbeigerufen, in Ungarn ausbreiteten, desto mehr entwichen die Slaven nach Westen und Süden. Trupp um Trupp schoben sie sich an den Flüssen hinauf. Der Drau entlang ziehend hatten sie im siebenten Jahrhunderte schon Ostirol erreicht. Unbekümmert um die dünnen germanischen Ansiedelungen ließen sie sich, wie die Rumänen neben den Sachsen in Siebenbürgen, jenseits der Thüringer in Hessen, ließen sie sich in Franken jenseits Unterbrunn bei Bamberg, ließen sich in ganz Kärnthen und Krain nieder. Hier oben die Wenden an der Fulda und Haune schlug schon unser Frankenkönig Dagobert II. zusammen. Bei uns vernichtete der Germane das Slaventhum. Dort unten kümmerte sich kein Mensch darum. Was halfen die Klagerufe der istrischen Deutschen bei Karl dem Großen! Wo sind sie hin die reichen massigen Deutschen Siedelungen, die aus ihren Städten und Burgen 172 Deputirte und Hauptleute senden konnten? Wo sind sie hin, die da klagten: „sie seien bis zu dem Herzoge Johannes immer frei gewesen und Niemand habe ihnen die Seefahrt und Flußschifffahrt gewehrt?" Die da klagten: „der Herzog riefe Sloven ins Land und verkaufe ihnen gewaltsam das Erbe ihrer Väter"?

Soll jetzt auch wirkungslos verhallen, was Professor Schröer, der das treffliche Wörterbuch über die Gottscheesprache geschrieben hat, klagt: „daß die deutsche Nation sich nicht um solche edle Reste ihres Volkes kümmere und daß man sich mehr für die Indianerstämme Amerikas interessire als um solche Deutsche in Oesterreich?"

Dr. Mupperg.

Digitized by Google

Vom preußischen Landtage.

Das Ende der Commissionsarbeit an der kirchenpolitischen Vorlage ist nicht glücklicher gewesen als der Anfang. Am Schlusse der ersten Lesung, welche eine volle Woche in Anspruch nahm, war von den elf Artikeln der Vorlage nur ein Trümmerhaufe von fünf unversehrten — bis auf eine mit Hilfe des Centrums angenommene Bestimmung den unbedeutendsten — und zwar im Sinne des Centrums wesentlich veränderten Artikeln übrig; drei der wichtigsten waren ganz gestrichen. Bei diesem Ergebnisse des in unserem letzten Berichte gekennzeichneten Verhaltens der Parteien, insbesondere der beiden conservativen Gruppen, konnten es diese letzteren nicht bewenden lassen. Sie haben zunächst die Verständigung unter einander in der Hauptsache erreicht; mit den Nationalliberalen aber vergebens versucht. Mit Ausnahme aber des die Wiederanstellung der „aus dem Amte entlassenen" Bischöfe betreffenden Artikels 4, welchen ein die Bedingung vorheriger Anerkennung der Anzeigepflicht einfügendes Amendement den Liberalen nicht annehmbar, dem Centrum unannehmbar gemacht hatte, gelang es indeß den vereinigten conservativen Gruppen, den Einzelbeschlüssen der zweiten Lesung eine Gestalt zu geben, welche der Regierung zu genügen scheint und auf die Bedenken der gemäßigt Liberalen eine sehr weitgehende Rücksicht nahm. Dieser Erfolg wurde indeß formell wieder zu nichte gemacht, indem sich bei der Schlußabstimmung Liberale und Centrum wieder vereinigten, den Entwurf im Ganzen zu Falle zu bringen. Vollkommener konnte die Verwirrung nicht werden und schon dieser eine Umstand bestätigt vollauf die Zweifel, welche selbst Männer wie Heinrich von Treitschke von der ersten bis zur letzten Stunde gegen die Opportunität einer so schlecht vorbereiteten Vorlage gehegt haben.

Wer es indeß mit der ungeschwächten Erhaltung der politischen Autorität des leitenden Staatsmannes ehrlich meint, kann von dem Wunsche und Bestreben nicht ablassen, daß die verfahrene Sache zu einem leidlichen Abschlusse gebracht werde; und hierzu bilden die Commissionsbeschlüsse zweiter Lesung, obwohl sie den Plenarberathungen formell nicht mehr zu Grunde gelegt werden können, immer noch einen beachtenswerthen Wegweiser. Nachdem der Artikel 2 (Berufung gegen kirchliche Disciplinarurtheile) gestrichen und die Artikel 8 (Sperrgesetz) und 9 (Handhabung der Strafbestimmungen) gänzlich ihren Charakter verloren haben, sind die discretionären Befugnisse des Entwurfes ganz nahe bis an die Grenzen beschränkt, welche denselben die Nationalliberalen gezogen wissen wollten, nämlich daß sie nur dem augenblicklich praktischen Bedürfnisse genügen, eine Herstellung der gestörten Seelsorge und eine ordnungsmäßige Verwesung der streitigen Bisthümer zu ermöglichen. Die

Meinungsverschiedenheit, welche bei Artikel 1 noch besteht, hat schon jetzt die Herren v. Bennigsen und Gneist nicht abgehalten, bei der zweiten Commissionslesung für den Artikel zu stimmen, und es darf wohl keinenfalls besorgt werden, daß derselbe ein Hinderniß für die Annahme des ganzen Gesetzes, wenigstens nicht für die Mehrheit der nationalliberalen Fraction bilden würde. Eben so wenig dürfte die letzte Fassung des Artikel 8, nach welcher die Wiederaufnahme der Staatsleistungen nur für ganze Diöcesen und nicht widerruflich der Regierung anheimgestellt ist, noch eine ernstliche Schwierigkeit bieten. Da ferner die Conservativen aus Rücksicht für die Liberalen den Artikel 11 haben fallen lassen, welcher den Vorsitz im Kirchenrathe nach den klerikalen Wünschen ordnen sollte, so bleiben — immer vorausgesetzt, daß die Regierung sich im Eingange der Plenarberathungen ohne Rückhalt auf den von den Conservativen zuletzt eingenommenen Boden stellt — nur zwei ernstliche Punkte des Anstoßes übrig: der Artikel 4, bei welchem das oben angeführte Amendement die äußerste Grenze des Entgegenkommens der Regierung bilden dürfte, und die an Stelle des Artikel 9 von den Conservativen selbst im Widerspruche mit den Freiconservativen gesetzte Bestimmung. Es soll hiernach, während sonst die Strafvorschriften der sämmtlichen kirchenpolitischen Gesetze in ungeschwächter Geltung und Uebung bleiben, das Spenden der Sacramente und das Lesen der Messe von Seiten gesetzlich angestellter Geistlichen straflos sein; es handelt sich also dabei lediglich um die Stellvertretung in verwaisten Gemeinden. Freiconservative und Nationalliberale wollten die Straflosigkeit nur für das Spenden der Sterbesacramente gelten lassen; und letztere hielten die weitergehende Bestimmung für so bedenklich, daß sie darum allein — der Artikel 4 war ja abgelehnt — bei der Schlußabstimmung in der Commission gegen den Entwurf votirten. In der Presse vollends gehen die Meinungen, wenn die obige Auffassung des conservativen Vorschlages richtig ist, so sehr ins Uebertriebene, daß man dringend versucht ist, ein Mißverständniß über den Sinn des Streitpunktes anzunehmen, welches Commissionsbericht und Plenarverhandlung zum Besten aufklären mögen. Jedenfalls werden sich, nachdem der ursprüngliche Artikel 9 einmal in diese ganz veränderte Richtung gebracht ist, die Liberalen der Aufgabe nicht entziehen können, etwas zur Milderung der Härten beizutragen, welche die formalistische Anwendung der betreffenden Strafbestimmungen ganz unleugbar im Gesetze gehabt hat.

Nur an dem Bischofsartikel wird immer noch jeder Vermittelungsgedanke zu Schanden. Da für die Herstellung einer geordneten Diöcesanverwaltung durch Bisthumsverweser auf andere Weise im Entwurfe vorgesorgt ist, so läßt sich die Festigkeit, mit welcher Fürst Bismarck an jener Bestimmung hängt, nur durch den Ehrenpunkt einer Verpflichtung erklären, welche er gegen eine ihm durch Pietät geheiligte Stelle übernommen hat.

Digitized by Google

Handelt es sich doch nur darum, die Ausübung des königlichen Gnadenrechtes in dem Umfange für das Vergangene zu ermöglichen, in welchem sie für die Folge selbstverständlich sein wird, wenn die allgemein als unglücklich anerkannte Fassung der „Entlassung aus dem Amte“ durch eine angemessenere ersetzt ist. Auf der andern Seite halten selbst die gemäßigtsten Liberalen mit unerschütterlicher Zähigkeit an ihrem Widerspruche fest, indem sie betonen, daß in keinem künftigen Falle die volle Wiederherstellung der widersetzlichen Kirchenfürsten von annähernd gleicher politischer Wichtigkeit sein könnte als gegenwärtig die Rückkehr derjenigen Bischöfe, welche den systematischen Widerstand gegen die Staatsgesetze eingeleitet und zu einer unerhörten Ausdehnung geführt haben. In diesem Conflicte den Tadel je nach eigener Neigung auf die eine oder die andere Seite zu werfen ist leicht genug, wenn man vergißt, daß politische Entscheidungen zuletzt nicht nach Gründen, sondern nach Temperament und Gefühl gefaßt werden.

Uebrigens scheint Fürst Bismarck dem Scheitern der Vorlage mit leidlicher Resignation entgegenzusehen, und er überläßt dieselbe schon jetzt ihrem parlamentarischen Schicksale ohne eigenes Eingreifen, um nicht den Conflict mit der liberalen Partei persönlich zuzuspitzen.

Das Herrenhaus hat in zweitägigen Berathungen die vom Abgeordnetenhause festgestellten Verwaltungsreformvorlagen bis auf ganz wenige Abweichungen übereinstimmend angenommen. Die Nachsession wird also nicht unfruchtbar abschließen. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Nachconferenz. Griechen und Albanesen. — Der Wechsel in Downing-Street hat rasch die befürchtete oder gehoffte Folge gehabt: er hat dafür gesorgt, daß der Berliner Vertrag nicht zu einem bequemen Ruhekissen für die europäische Diplomatie und für die Staatsmänner am goldenen Horn würde. Bedenklich genug sieht es aus, daß schon zwei Jahre nach Abschluß dieses Vertrages, wenn auch nur unter dem Titel der völligen Ausführung desselben, das mühsam geschlossene Thor der orientalischen Frage aufs Neue geöffnet wird. Das hätte freilich die Pforte sammt ihren befreundeten Rathgebern verhindern können, wenn sie besseren Willen gezeigt hätten, die Bestimmungen des Vertrages wirklich zur Ausführung zu bringen. Auf sie selber fällt die Schuld, daß jetzt abermals die Würfel über das Osmanenreich geworfen werden. Indessen wird keine unter den Mächten danach Verlangen tragen, daß in diesem Augenblicke die türkische Frage in großem Stile wieder aufgeworfen werde, keine wird die Gefahr tieferer Conflicte heraufbeschwören wollen. Wir sehen zu dieser Stunde

Digitized by Google

zwar in dreifacher Gestalt die europäische Action sich auf die Pforte richten: im Auftrage des britischen Cabinets ist ein Specialbotschafter in Stambul erschienen, die Pforte soll ferner durch eine gleichlautende Note der Mächte an ihre noch rückständigen Verpflichtungen erinnert werden, endlich ist speciell wegen der griechischen Grenzfrage die Nachconferenz nach Berlin einberufen: praktisch, ernsthaft für den Augenblick ist doch nur der letztere Schritt, er allein hat ein bestimmtes greifbares Ziel im Auge, und wenn die Conferenz so rasch arbeitet als die Versammlung, deren Werk sie ergänzen soll, so wird sie bald zu Stande gebracht haben, worüber die beiden betheiligten Staaten nicht einig zu werden vermochten. Wir erleben als bedeutungsvolles Nachspiel des Berliner Congresses, daß die Grenze des Königreichs Griechenland nach Norden, nach Epirus und Thessalien ausgedehnt wird; wir erleben, daß nachgeholt wird, was im Jahre 1832 versäumt wurde, daß gut gemacht wird, was nicht blos nach dem Urtheile der hellenischen Patrioten, sondern nach dem Urtheile aller Geschichtskundigen bei der Bildung des Königreichs ein Fehler und eine Unbill war, wie dies schon der scharfsichtige Prinz Leopold von Sachsen-Coburg erkannte, der sich weigerte, einen Thron zu besteigen, der auf so ungenügender territorialer Grundlage errichtet war. Die Schöpfung der drei Schutzmächte von 1832 wird jetzt nach Ablauf eines halben Jahrhunderts von dem vollzähligen europäischen Areopag in die Hand genommen und zu einer wirklich lebensfähigen Schöpfung erhoben werden. Das ist ein bedeutungsvoller Augenblick nicht blos für die Griechen, denen damit ihr Dichten und Trachten in Erfüllung geht, sondern für die künftige Gestalt des Welttheils: Griechenland wird damit, nach dem Rechte der Nationalität, als einer der Haupterben der osmanischen Masse anerkannt.

Seinen Tadlern hat Griechenland es nie recht machen können. Machte es Miene, von den Umständen zu profitiren und gleich den anderen Völkerschaften mit den Waffen sich sein Recht zu suchen, so schrie man über den unerträglichen Störenfried und wies ihn zur Ruhe zurück. Hielt es sich geduldig, im Vertrauen auf die Zusagen der Mächte, so spottete man über den Gerngroß, der zu Hause geblieben und mit Recht leer ausgegangen sei, oder man stellte sich sehr entrüstet, daß es zum Lohne für seine Waffenscheu auch noch einen Gewinn zu machen begehre. — Jedenfalls sind noch niemals die Umstände für das seit 50 Jahren auf frischen Fahrwind harrende Griechenvolk so günstig gewesen als eben jetzt, da das britische Cabinet mit Philhellenen besetzt ist, und die Staatsmänner der französischen Republik vor Begierde brennen, durch eine populäre Action die auswärtige Politik ihres Landes zu rehabilitiren. Man glaubt es gerne, daß der neue Ehrenbürger der City mit seinen Anliegen in Paris und in London ein williges Ohr gefunden hat. Die Hoffnungen der Hellenen, geschwellt durch solche Gönner-

Digitized by Google

schaft, fliegen hoch. Sie träumen von einer noch weiter nördlich gerückten Grenzlinie, als selbst Waddington in seinem zweiten Vorschlage zu ziehen wagte. Die ponderirende Rolle wird ohne Zweifel wieder der deutschen Macht zufallen, für welche übrigens kein Interesse ersichtlich ist, das gegen die Erstarkung des hellenischen Königreichs spräche. Die Vergrößerung dieses Staates, innerhalb der Sphäre der hellenischen Nationalität, ist ohne Zweifel einer der sichersten Schritte zum Ziele der Herstellung definitiver Zustände im Südosten, also zur allmählichen Verminderung und Entfernung der Gefahren, welche von dort aus dem Conflicte der Rassen und zuletzt der Mächte drohen. War das Königreich die meiste Zeit seiner Dauer ein Spielball in den Händen der Mächte, so lag der Grund vornehmlich eben darin, daß ihm die genügende räumliche Basis für eine selbständige Existenz versagt war.

Die Hellenen sind kühn genug, ihr Auge auf die Stadt Janina, an dem herrlichen See gleichen Namens gelegen, zu werfen. Die Stadt ist immer überwiegend griechisch gewesen; gegenwärtig zählt sie 15000 Griechen gegen 8500 Türken und 2500 Juden. Es ist die einzige bedeutende Stadt in diesem Theile von Epirus, dazu durch alte Erinnerungen an die hellenische Sache geknüpft. Joánnina erscheint in der mittelalterlichen Geschichte zuerst als eine den Byzantinern, zeitweise dem großen Bulgarenreiche zugehörige Stadt. Zur fränkischen Zeit war es die Hauptstadt des Despotats Epirus, dessen letzte Inhaber italienische Fürsten waren; um das Jahr 1430 fiel sie mit ganz Epirus an die Türken. Auch unter der Herrschaft des Halbmondes verblieb ihr eine gewisse städtische Selbständigkeit, erst nach einem nutzlosen Aufstande im Jahre 1611 wurde sie unter das Regiment des Pascha gestellt, das immerhin auch jetzt beschränkt blieb. Die Stadt kam bei dem rührigen Charakter der Griechen in Blüthe, sie wurde ein ansehnlicher Handelsplatz und durch ihre Schulen einer der geistigen Mittelpunkte des hellenischen Volksthumes. Schon unter dem Despoten aus dem Hause Angelos war hier eine Hochschule, zunächst für die Bildung von Geistlichen, errichtet worden, im 17. Jahrhundert wurde sie erneuert und im 18. Jahrhundert in modernem Sinne umgebildet. Jetzt wurde gleichzeitig noch eine zweite Lehranstalt begründet, eine Pflanzschule der neuen Richtung, die von abendländischem Geiste berührt, sich mehr der Philosophie, den philologischen und exacten Wissenschaften zuwandte und mächtig zur Aufweckung des nationalen Bewußtseins beitrug. Vorstand dieser Schulen war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Corfiote Eugenios Bulgaris, der mit deutscher und englischer Philosophie vertraut, durch Lehre und Schrift großen Einfluß auf die griechische Bildung gewann. Ihre glänzendsten Zeiten hatte die Stadt unter Ali Pascha, der im Jahre 1788 sich ihrer bemächtigt und darauf seine Ernennung zum Pascha von Janina durchgesetzt hatte. Ein zweiter Cäsar Borgia

Digitized by Google

brachte Ali, nachdem er mit tigerartiger Grausamkeit Beys, Capitanis, Städte und Corporationen vernichtet, ein Reich zusammen, das auf diesem von feudalem und mittelalterlichem Wesen zersetzten Boden zum erstenmale etwas wie ein moderner Staat war, in dessen Schutz geordnete Zustände einkehrten und der Handel gedieh. An Ali's Hofe herrschte die griechische Sprache, die Griechen erwiesen sich als das gebildetere Element den Albanesen überlegen, und sie befanden sich unter dem Regimente des thatkräftigen Herrschers besser als unter den türkischen Paschas. Janina war damals eine der glänzendsten Städte der griechischen Welt, geschmückt mit stattlichen Bauten, hervorragend durch ihren Handelsverkehr wie durch das wissenschaftliche Leben an den beiden griechischen Schulen; die Zahl ihrer Einwohner stieg auf 40 000. Ali war es aber auch, der, als er in Krieg mit der Pforte gerathen war, rücksichtslos die Stadt opferte und in Trümmer legte. Als im Sommer 1820 Ismael Pascha, der General der Pforte, auf Janina rückte, zwang Ali die Einwohner zur Räumung der Stadt, ließ dieselbe durch seine schkypetarische Garde ausplündern und dann durch Bombenfeuer aus den beiden Citadellen zerstören. Er selber hielt sich in seinen Castellen noch bis zum Januar 1822, bis in eine Zeit, da der Krieg der Pforte gegen Ali längst nur eine Episode in dem allgemeinen Aufstande wider die Türkenherrschaft war. Seit jener Zerstörung hat Janina durch die Betriebsamkeit der Griechen wieder zu einer Stadt von 26 000 Einwohnern sich erhoben, blühend durch Handel und Gewerbe.

Immerhin wäre die Frage, ob nicht der Besitz Kretas und der Inseln an der anatolischen Küste noch werthvoller für das Königreich wäre. Allein für Epirus und Thessalien liegt jetzt eine Art Rechtstitel vor. Auch die Erschließung des Hinterlandes von Corfu und der Gewinn des fruchtbaren Peneiosthales muß den Griechen willkommen sein. Und jede Ausdehnung der Grenzen ist schon darum erwünscht, um dem Ueberflusse an geistigen, regsamen Kräften im Königreiche eine Ableitung zu verschaffen. Ein interessantes Problem wird aber sein, wie das albanesische Element in Epirus sich mit der griechischen Herrschaft vertragen wird. Die Vermuthung, daß die Albanesen eben so schroff das griechische Regiment ablehnen werden, wie sie dies soeben gegen Montenegro gethan, ist nicht ohne Weiteres zutreffend. Den Slaven gegenüber wahren die Albanesen, die dem thrako-illyrischen Völkerstamm angehören, eifersüchtig, mit den Waffen in der Hand, ihre Selbstständigkeit. Nicht ebenso feindlich stehen sie den Hellenen gegenüber. Daß albanesische und griechische Volksart unschwer verschmilzt, ist eine Wahrnehmung, die man schon seit dem vorigen Jahrhunderte machen konnte, wie denn ein Theil der Gelehrten auch eine ethnographische Verwandtschaft der Albanesen und der Griechen behauptet. Ein ganz erheblicher Theil der Be-

Digitized by Google

völkerung des heutigen Königreichs gehört ursprünglich den eingewanderten albanesischen Stämmen an; sie bildeten namentlich in Attika, in Böotien, Achaia, auf Hydrä und Spetzä die große Masse der Bevölkerung. Am nationalen Aufstande haben die Albanesen in hervorragender Weise Theil genommen. Seitdem ist ihre Verschmelzung mit den Griechen — deren Sprache übrigens starke Einwirkungen vom Albanesischen erfahren hat — unaufhaltsam fortgeschritten, sie ist innerhalb des Königreichs so gut wie vollendet, schon die nächste Generation wird keinen Unterschied mehr kennen, kaum daß man heute noch in einigen Dörfern Attikas das Schkypetarische reden hört. Die Hoffnung ist wohlbegründet, daß auch die Albanesen, welche jetzt dem Königreiche einverleibt werden sollen, der Assimilirung mit den Griechen nicht widerstehen werden. Der Proceß wird schwerlich ohne Sträuben vor sich gehen, nachdem jetzt das albanesische Volksthum so wild aufgeregt, kriegerisch erhitzt, seiner Besonderheit sich bewußt ist: mit der Zeit wird sich die griechische Sprache das ganze Gebiet erobern, und die urwüchsige Wildheit der epirotischen Bergstämme wird schwerlich anders in die Wege der Gesittung geleitet werden, als eben durch die Vereinigung mit Hellas. g.

Aus Berlin. Städtische Parkanlagen. — Die am 16. d. M. hier zusammentretende „Nachconferenz" wird unsere Hauptstadt, wenn das Wetter so anhält, wie es uns nach den langen Wochen kalter Nässe jetzt endlich wieder lächelt, in ihrer eigentlichen Blüthezeit antreffen, und da das internationale Fremdenpublikum, welches in diesem Jahre der Ausstellungen halber weit reicher über Berlin dahinfluthet als jemals sonst, immerhin durch jenes kleine Nachspiel des großen Friedenscongresses von 1878 um einen nicht gering anzuschlagenden Theil von vornehmen Gästen fast aller Länder Europas vermehrt wird, so wollen wir hoffen, daß die erfolgreichen Anstrengungen, welche unsere Stadt seit zehn Jahren macht, um sich würdig den großen europäischen Weltstädten anzureihen, die Anerkennung auch im Auslande finden, die sie in der That verdienen, und die ihnen übrigens auch vor zwei Jahren nach dem Congresse fast nirgends vorenthalten worden ist. Die öffentlichen Parks und mit gärtnerischem Schmucke versehenen Plätze Berlins stehen jetzt nach dem langen Regenwetter in schönster Blüthe und Pracht. Die Pflege, Erweiterung und Vermehrung dieser Anlagen bilden meines Erachtens mit den höchsten Ruhmestitel unserer städtischen Behörden und Gartenkünstler. Kein Jahr vergeht, wo hier nicht Neues geschaffen wird, und sind die großartigen Projecte, die bis ins Einzelne ausgearbeitet vorliegen, erst wirklich ausgeführt, so dürfte es kaum eine Stadt der Welt geben, die sich in dieser Beziehung mit der deutschen Hauptstadt messen könnte. Ich habe schon einmal auf die Anlagen vor dem alten Schlesischen Thore, die Spree entlang bis über das

Digitized by Google

Fischerdorf Treptow hinaus verwiesen, Anlagen, die nach ihrer Vollendung den Thiergarten an Großartigkeit und Schönheit bedeutend überragen werden. Zu ihrer besondern Zierde gereicht der hier in die Stadt eben erst eintretende und darum durch keine Uferwände beengte, breite, weiterhin seeartige Erweiterungen, Inseln, Landzungen und Buchten bildende, vor allem aber völlig reine und klare Fluß. Einige alte Waldungen sind in diese neuen Anlagen mit hineingezogen und rechts von Treptow giebt ein etwas niedrig gelegenes sumpfiges Terrain die Möglichkeit, einen großen wald- und wiesenumgebenen Landsee auszustechen, an dessen Herstellung rüstig gearbeitet wird. Außer diesen „Spreeanlagen", deren bequeme Verbindung mit dem Centrum der Stadt durch eine Pferdebahn bereits vollendet ist, deren Reize sich aber freilich erst nach zwanzig bis dreißig Jahren, wenn der Wuchs der Gebüsche und Baumstämme vorgeschritten ist, voll entfalten können, beschäftigt die Umwandlung des bisher an der einen Seite noch völlig im Stande des Flugsandes verharrenden Kreuzberges mit Schinkel's gothischem Siegesmonument (von 1813—1815) in eine terrassenförmige Parkanlage die künstlerischen Kreise unserer Stadt auf das Lebhafteste. Der Kreuzberg, der sich etwa 150 Fuß über das Niveau Berlins, und zwar sehr rasch und jäh ansteigend erhebt, hat bis jetzt nur von der Südseite eine von Gärten und Villen begleitete Anfahrtsstraße. In den letzten Jahren wurde das große, mit Figuren reich geschmückte Denkmal, das die Form eines großen gothischen Spitzbaues mit Nischen rc. zeigt, in die Höhe gehoben und auf einen etwa dreißig Fuß hohen, mächtigen, achteckigen Unterbau von Sandsteinquadern gesetzt. Auf diesem Plateau von einem Durchmesser, der circa 150 Fuß beträgt, und zu welchem breite, bequeme Freitreppen führen, ragt das Monument wieder hoch über die umgebenden Häuser empor. Es erübrigt nun, den Hügel auch von den anderen Seiten her, wo er im Naturzustande des Sandes freiliegt und steil abfällt, zugänglich zu machen und durch Gartenanlagen zu schmücken. Von der Stadt her führt gerade auf das Monument zu die breite und von stattlichen neuen Bauten gebildete Großbeerenstraße. Im Zuge dieser Straße soll denn auch, wie natürlich, der neue Aufgang zum Denkmale, und zwar terrassenartig, angelegt werden. Der städtische Gartendirector Mächtig hat hierfür das folgende, wahrhaft großartige Project ausgearbeitet. Am Ausgange der Großbeerenstraße, dicht vor der Erhebung des Kreuzberges, wird ein halbkreisförmiger Platz angelegt, in dessen Mitte sich ein großes Bassin befinden soll, das mit plastischen Gruppen verziert werden soll. Von da an erheben sich dann den Hügel hinauf in verschiedenen Terrainabsätzen Doppeltreppen, zwischen welchen von oben herab in reichen Cascaden Wasser nach dem untern Bassin zu fällt. Der Urheber dieses Planes läßt sich in der trefflichen neuen Berliner Zeitschrift „Der Bär" etwa folgendermaßen darüber

Digitized by Google

aus: die Treppen- und Cascadenabsätze begleiten Pflanzungen von pyramidal wachsenden Bäumen (Pyramiden-Ulmen, -Eichen, Lebensbäume), so angeordnet, daß die hinter einander zurückweichenden, immer mehr aufsteigenden Terrainabsätze sich für das Auge zu einem großen, pyramidalen Aufbau vereinigen, dessen Spitze das Monument ist. Bei sorgfältiger Abwägung der Höhenverhältnisse lassen sich diese Absätze so herstellen und unter einander verbinden, daß die kostspieligen Futtermauern bis auf eine grottenartig zu haltende Stelle etwa in zwei Drittelhöhe des Berges gänzlich zu vermeiden sind. Die Cascaden mit Stufen aus Cement würden billig herzustellen sein und sicher dem großartigsten Terrassenbaue an Wirkung nicht nachstehen, wenn der Abhang in der Bepflanzung so gehalten ist, daß er für das Auge an seiner Schroffheit nichts einbüßt, was durch gehörige Trennung der kräftigen höheren Laubmassen durch Flächen mit ganz niedrigen, kriechenden oder rankenden Gewächsen leicht zu erreichen ist. Ferner soll der schöne Figurenschmuck der jetzigen Herculesbrücke und der Königsbrücke (Sandsteingruppen, zum Theil von Schadow), welche beide dem Baue der „Stadtbahn" zum Opfer fallen, zur Verzierung der Freitreppenabsätze verwendet werden. An der Basis des Bergabhanges, also um das oben erwähnte Bassin herum, sollen in Form von Hermen oder ganzen Statuen die Regenten aus dem Hause Hohenzollern aufgestellt werden. In dem großen Bassin, dem Schlusse der Cascadenkette, würde sich bei ruhiger Wasserfläche dem Herannahenden das Spiegelbild des eigentlichen Denkmales darbieten. Die anderen nach Norden und Nordosten zu gelegenen Abhänge des Kreuzberges, welche weniger steil sind, würden mit Gebüschanlagen, zwischen denen sich schlängelnde Fußgängerwege nach dem Plateau des Monumentes zu führten, vielleicht auch durch eine zweite Wagenauffahrt zu reguliren sein. Dies das neueste Project, dessen Ausführung dem Süden der Hauptstadt eine Verschönerung ersten Ranges bieten würde. Möge ein günstiger Stern über diesen Plänen des städtischen Gartendirectors walten.

Was unsere übrigen Parks anlangt, so steht der jüngste derselben, der Humboldtshain, in der üppigsten Blüthe seiner vielen seltenen Ziergewächse und Blumenbeete. Die ganze erst neun Jahre alte Schmuckanlage ist trefflich gediehen und giebt dem großen Nordostviertel der Stadt bis „Gesundbrunnen" (dem einstigen Badeorte der Königin Luise, da es noch weit vor dem Rosenthaler Thore, der damaligen Grenze der Stadt, lag), einer früher sehr vernachlässigten, fast nur von ärmeren Familien bewohnten Gegend, einen veränderten freundlicheren Charakter. Dasselbe läßt sich vom „Friedrichshain", am Ostende Berlins, sagen, dessen alter Bestand durch gärtnerische Zierden mancher Art verschönert worden ist, während die seit drei Jahren hinzugekommene neue Hälfte des Parkes, dicht hinter dem im stillen Gebüsch ver-

borgenen Friedhofe der Märzgefallenen von 1848 im raschen Aufwuchse begriffen ist. Der älteste und schönste, der eigentliche Stadtpark der Hauptstadt, der „Thiergarten“ ist bekannt genug, als daß man viel über ihn zu sagen nöthig hätte. Sein zur Zeit uralter Baumbestand von Ulmen, Linden, Buchen und Eichen ist durch besonders feine Nadelholzpartien im Laufe der letzten Jahre vermehrt worden und die Rasenflächen des Parkes wie seine Wege und mannichfaltigen kleinen Seen und Kanäle werden ebenfalls, auf besonderes Betreiben der Kronprinzessin, die sich für unsere Parks warm interessirt, im besten Stande erhalten. Ueber zwei monumentale Zierden ersten Ranges, welche zu dem früheren Statuenschmucke des Thiergartens in den letzten Monaten hinzugekommen sind, nämlich Enke's Königin Luise und Schaper's Goethedenkmal ist in diesen Blättern ausführlich berichtet worden. Was den Thiergarten aber für die Stadt Berlin von Jahr zu Jahr werthvoller und zu einem in seiner Art einzigen großstädtischen Parke macht, wie ihn in solcher Ausdehnung und von so altem Baumwuchse meines Wissens keine Großstadt der Welt besitzt, das ist der Umstand, daß dieser mächtige Park, in dessen Waldesschatten man dem Lärme und der Atmosphäre der Millionenstadt völlig entrückt ist, von Jahr zu Jahr mehr in das Centrum der Hauptstadt zu liegen kommt, indem sich letztere, nach Westen zu stätig anwachsend, immer mehr nach Charlottenburg hin ausdehnt, das, früher eine völlig von Berlin abgesonderte zweite Residenz an dem andern Ende des Thiergartens dorfartig begann, während dieser vom Brandenburger Thore seinen Anfang nehmend an der langen Nord- und Südseite an unbebautes Terrain stieß. Jetzt ist der Park durchaus von Plätzen und Straßen, und zwar den schönsten der Stadt, eingeschlossen, und Charlottenburg aus einem Dorfe mit Residenzschloß ein eleganter Stadttheil Berlins geworden, hinter dem sich erst das eigentliche Westend, eine kleine aber zukunftsreiche Villencolonie nach Spandau zu ausdehnt. Nördlich und nordwestlich vom Thiergarten liegt der großartige neue Stadttheil, welcher vom Königsplatze mit dem Siegesmonumente an bis nach Moabit hin sich ausstreckt, das aus einer rußigen Maschinenfabrikcolonie zu einer bedeutenden und theilweise sogar schönen Vorstadt emporgewachsen ist, die ihrerseits wieder in unmittelbarer Verbindung mit Charlottenburg steht. An der Südseite des Thiergartens ziehen sich die schönsten Villenstraßen von durchaus künstlerischem Charakter und weiter das ganze „Potsdamer Viertel“ hin, das sein vorstädtisches Aussehen bereits seit einem Menschenalter gänzlich abgestreift hat und auch seinerseits mit dem andern Ende Charlottenburgs zusammenhängt. Das vormals außerhalb der Stadt gelegene ländliche Waldrevier, in dem die Hohenzollernschen Kurfürsten ihren Wildbestand hegten und Jagden veranstalteten, ist also jetzt als Stadtpark durchaus von geschlossenen Häusermassen umgeben, und

Digitized by Google

liegt, da man die Gegend vom Schlosse bis zum Brandenburger Thore als Mittelpunkt Berlins zu betrachten hat, diesem Centrum unmittelbar nahe. Da aber die Stadt, wie alle Großstädte, sich unaufhaltsam immer weiter nach Westen zu ausdehnt, so ist nicht zu zweifeln, daß nach wenigen Jahrzehnten schon der Thiergarten (für dessen unangetastete Erhaltung in seinem jetzigen Umfange hinlänglich gesorgt ist) mathematisch fast im Mittelpunkte der Weltstadt liegt — eine mächtige unvergleichliche Lunge für diesen Riesenkörper — wenn wir hier diesen alten aber passenden Vergleich wiederholen dürfen — und eine von allen Seiten her so leicht zu erreichende Waldpartie, wie sie in dieser Lage und Größe keine andere Hauptstadt besitzt.

Das oben erwähnte Moabit — berühmt durch Borsig's Maschinenfabriken nicht minder als durch desselben Industriefürsten prachtvolle Villa nebst Garten und Palmenhäusern — hat in seiner langen Hauptstraße ebenfalls einen Park, den die Moabiter ehemals in ihrer Bescheidenheit — oder soll man sagen in ihrer patriotischen Ueberhebung — den „kleinen Thiergarten" nannten. Es klingt wunderbar, wenn man hört, daß der Park in der Hauptstraße gelegen sei. Man muß indeß wissen, daß diese Straße mehr als zweimal so breit wie die „Linden" und etwa ebenso lang wie diese ist, also mehr einem lang sich dehnenden Platze gleichkommt. Die Häuser dieser colossalen Straße lassen freilich denen der Linden gegenüber zum Theil noch viel zu wünschen übrig. Dagegen sind die spärlichen Grasplätze und Baumanlagen, welche schon früher dort unter dem obigen Namen bestanden, in den letzten Jahren völlig umgewandelt und zu den zierlichsten und geschmackvollsten Anlagen geworden. In ihrer Mitte erhebt sich die kleine, aber in künstlerischem Backsteinbau mit Säulenhallen ausgeführte Kirche des Ortes und mit ihr verbunden Schule und Pfarrhaus von Grün umgeben und in dem Stile der Kirche gebaut. Auf diesem in der That großartigen Terrain ziemlich in der Mitte wird am 16. dieses Monats eine Denkmalsenthüllung stattfinden, welche den schönen Anlagen Moabits eine erhöhte Weihe und neuen Schmuck verleiht. Es ist das Monument für die in dem Kriege von 1870—71 Gefallenen des Norddistrictes der Hauptstadt. Der Kaiser wird dem Feste zwar nicht beiwohnen können, da er seine jährliche Sommerbadereise bereits angetreten haben dürfte, wohl aber haben sämmtliche königlichen Prinzen und fast alle hohen Würdenträger ihre Theilnahme zugesagt. Es ist das beiläufig die dritte Denkmalsfeierlichkeit, die wir in vier Monaten hier erleben. Möge das Monument seinen beiden Vorgängern im Thiergarten an Schönheit gleichen, die ihrerseits zu den edelsten Zierden der Hauptstadt gerechnet werden müssen. —y.

Digitized by Google

Literatur.

Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1795 bis 1800. Fünfter Band. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1879. — Mit dem fünften Bande liegt dieses ausgezeichnete Geschichtswerk — epochemachend nennt es Th. von Bernhardi in seinen vermischten Schriften — nunmehr vollendet vor. Bekanntlich hat Sybel ursprünglich beabsichtigt nur „die leitenden Ereignisse der europäischen Geschichte in den Jahren 1789 bis 1795" zu erzählen. Das reiche Actenmaterial, das inzwischen zu Tage kam, und das er selbst aus den Archiven entnehmen konnte, aus dem von Wien insbesondere und dem von Paris, veranlaßte ihn, nicht blos an den späteren Auflagen der ersten Bände fortwährend zu bessern, sondern bestimmte ihn auch den ursprünglichen Rahmen des Werkes zu erweitern und die Geschichtserzählung bis zum Schlusse des Jahrhunderts fortzuführen. Unbestreitbar bleibt diesem Geschichtschreiber der Ruhm, über eine der allerwichtigsten Epochen das Urtheil reformirt, ja umgestaltet zu haben. In den früheren Bänden ist mit den hergebrachten Legenden über die französische Revolution zum erstenmale gründlich aufgeräumt worden, sind die inneren Zustände Frankreichs wie die auswärtigen Actionen in ein neues Licht gestellt und zum erstenmale der Zusammenhang der europäischen Ereignisse, insbesondere der Einfluß der polnischen Frage auf das Schicksal der Coalition, endlich die Motive und Gänge der Thugut'schen Politik actenmäßig erhoben worden. Die Grundauffassung durfte unverändert bleiben, sie ist durch die späteren Forschungen und durch die Polemik, die Sybel mit seinen Gegnern zu führen hatte, nur bestätigt worden. Der jüngste Band schildert im wesentlichen den Krieg der zweiten Coalition, den Fortgang der französischen Eroberungen bis zum Frieden von Lüneville und London, aber zugleich den Todeskampf der Republik und die schließliche Unterwerfung der Demagogen unter die militärische Dictatur. Der Schauplatz wechselt beständig von einem Ende Europas zum andern. Doch die überlegene Kunst des Geschichtschreibers weiß Alles lichtvoll zu ordnen, sie bringt an den Höhepunkten geradezu eine dramatische Wirkung hervor. Meisterhaft ist insbesondere geschildert, in welchen Zustand Frankreich nach zehnjährigen Convulsionen durch die Männer der Freiheit gebracht war, ein Zustand, der zuletzt mit Nothwendigkeit den Staatsstreich herbeiführte. Am Schlusse steht effectvoll abschließend die Siegergestalt Napoleons, sein Stern ist noch im Steigen, aber der Geschichtschreiber darf schon im voraus auf die tieferen Gründe des einstigen Sturzes deuten: die schrankenlose Ueberhebung, die Verachtung aller idealen und sittlichen Kräfte und insbesondere die Mißhandlung Deutschlands. „Vor Allem verhängnißvoll für ihn selbst und für Frankreich war der Entschluß, nach welchem er zu Lüneville die Entscheidung auch über Deutschlands Zukunft an sich riß. Damit steigerte er den Umfang seiner Aufgabe ins Grenzenlose, verließ ganz und gar den Boden der französischen Interessen, und während er die Kräfte Frankreichs den heißen Träumen einer napoleonischen Weltherrschaft aufopferte, drängte er alle übrigen Völker Europas in unversöhnliche Feindschaft hinein." Dem Schlußbande ist ein Register über alle fünf Bände beigegeben. Daß dieses Geschichtswerk in ungewöhnlichem Grade populär geworden ist (von den früheren Bänden liegt die vierte Auflage vor), ist ein sehr erfreuliches Zeichen. Auch von des Verfassers „Kleinen historischen Schriften", Stuttgart, J. G. Cotta, ist kürzlich der erste Band, der u. A. die bedeutenden Aufsätze: Prinz Eugen von Savoyen, Katharina II. von Rußland, Graf Joseph de Maistre, die Erhebung Europas gegen Napoleon I. enthält, in dritter Auflage erschienen. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 17. Juni 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Insel Wolin.

Es besteht eine gewisse geographische Familienähnlichkeit zwischen den Inseln Usedom und Wolin und jenen preußischen Halbinseln, die man Nehrungen nennt: dort wie hier ist die Ostsee von den Haffen durch zwischengelagerte Landmassen geschieden. Und wenn man sich erinnert, daß die Nehrungen, die jetzt meistens kahl und öde sind, vor noch gar nicht so entlegener Zeit den reichsten Waldbestand hatten, so dürfte die Aehnlichkeit viel augenfälliger erscheinen. Während nun aber die preußischen Nehrungen nie aus dem Nebel historischer Uninteressantheit herausgetreten sind, werden die pommerschen Eilande schon in den frühesten Jahrhunderten von dem vollen Lichte culturgeschichtlicher Bedeutsamkeit erhellt, und namentlich ist es der Wolin'sche Werder, auf dem sich ein reiches historisches Leben abspielt. Es hat daher auch von je die Geschichtsforscher gereizt, ihre Studien der denkwürdigen Insel zuzuwenden; nur ist das frühe Alterthum der Inselgeschichte mit Vorliebe zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden, und doch lassen sich auch aus den späteren Jahrhunderten manche interessante Culturbeziehungen auffinden. Die folgende Skizze will es versuchen, an den bekannteren Geschichtsstoff des durch die Winetasagen bezeichneten Zeitalters Culturgeschichtliches aus späteren Jahrhunderten anzuschließen und so in knappem Rahmen ein Culturbild der Insel Wolin zu geben.*)

Die fünf Quadratmeilen große Insel ist nicht immer so groß gewesen. Vielmehr fluthete einst ein mächtiger Meeresarm zwischen Usedom und Wolin, der vom Golm auf Usedom ostwärts bis zu dem von Lebbin hin nach Norden sich erstreckenden Höhenzuge reichte. Deutlich ist auf Wolin der Charakter zweier verschiedener Landflächen wahrnehmbar. Gerade da, wo das heutige Misdroy liegt, stoßen die beiden Landbildungen an- und aufeinander. Der östliche Theil der Insel, der eben bei dem Lebbiner Höhenzuge sein westliches

*) Neben der hübschen Monographie von G. W. von Raumer (1851, die Insel Wolin 2c.) ist namentlich Hainhofer's Tagebuch in Balt. Studien II, 2 benutzt.

Digitized by Google

Ende erreicht, ist ein kalkhaltiges Hügelland mit bedeutenden Erhebungen und jäh zum Meere abstürzenden Abhängen. Das Swinhoofd z. B., der von den Misdroyer Badegästen so oft aufgesuchte Gosan, ist über zweihundert Fuß hoch und giebt also an Höhe wenig dem Swinemünder Leuchtthurme nach. In dem zwischen den beiden Inseln Usedom und Wolin in ihrer einstigen verkleinerten Gestalt liegenden Raume hat sich nun eine Schlickmasse der Oder, gestaut durch Meeresströmungen, allmählich angeschwemmt: die Pritter'sche Halbinsel ist demnach bedeutend jüngeres Land und noch in heutiger Zeit werden die vor der Pritter'schen Halbinsel haffwärts zu gelegenen Wiesenflächen durch Anschwemmung erweitert. So ist ein reiches landschaftliches Durcheinander von Wald, Hügelkuppen und Wiesenterrain entstanden, bespült theils von der See, theils vom Haffe und, wenigstens was die Wiesenlandschaften betrifft, durchschnitten und durchzogen von zahlreichen Wasseradern. Der Blick gerade von jenen den einstigen Mündungsarm des Haffes flankirenden Berghöhen, dem Usedomer Golme und der Lebbiner Kuppe auf Wolin ist von überraschender Schönheit: hat man doch die Aussicht vom Golm eine neapolitanische nennen wollen*), und sehr bezeichnend für die Anmuth der Lebbiner Höhen ist das Lob, das der Caminer Domprobst Graf Eberstein schon 1578, also aus einer gewiß der sentimentalen Naturschwärmerei abgeneigten Zeit über seinen Lebbiner Wohnort aussprach, „wie dieser Ort an sich gar lustig gelegen, daselbst auch noch allerlei zuzurichten, bedarf keiner Beschreibung und werden der Oerter gleich wenige dieser Landart gefunden werden." Der reiche Waldbestand der Woliner Insel, der noch heute das Entzücken des Badebesuchers ist, soll verschiedenen Oertlichkeiten den Namen verschafft haben. So heißt nach der Linde, die jetzt allerdings nur vereinzelt vorkommt, das Morastterrain, durch das die Chaussee nach Swinemünde geführt ist, lipasee (d. i. die Lindensee), was der Volksmund in „liebe Seele" verzerrt hat, und Lebbin hat seinen Namen von dem slavischen lup, das den Bast von Ulmen, Rüstern bedeutet. Heutzutage schmilzt allerdings dieser reiche Bestand an schönen, alten Bäumen mehr und mehr zusammen, und die eintönige Kiefer verdrängt die schöneren Waldgeschwister.

Was nun die Ausflüsse des Haffes in die Ostsee betrifft, so werden in historischer Zeit nur die drei noch heute benützten erwähnt, die Peene, Swine und Diewenow**). Daß im einzelnen diese Mündungsarme und vor allem die Swine bedeutende Aenderungen des Laufes und der Richtung genommen haben, ist aus der ganzen vorherigen Erklärung der Alluvialbildung erklärlich. Ob freilich da, wo in der Richtung des Vietziger Sees die kürzeste Verbin-

*) Barthold in der Einleitung zu seiner pommerschen Geschichte.

**) So. z. B. Saxo. Die Swine nach dem Meerschweine, Delphin, benannt.

Digitized by Google

dung zwischen Haff und Meer erscheinen würde, wirklich ein Mündungsarm und vielleicht der ursprüngliche Lauf der Swine gewesen sei, bleibt stark zweifelhaft. Geschichtlich wird dieses Ausflusses nicht Erwähnung gethan; andererseits wird aber für die Hypothese geltend gemacht, daß der heutige Morast „die liebe Seele" erst durch vorgelagerte Dünenbildung ein Sumpf geworden sei und daß ein am Vietziger See aufgefundener Schiffsanker wohl die Annahme früherer Schifffahrt in dieser geraden Richtung durch Vietziger See und liebe Seele glaublich erscheinen lasse. Das Project, diese kürzeste Verbindung zwischen Haff und See nutzbar zu machen, hat übrigens noch bis in die neueste Zeit etwas Bestechendes gehabt und Misdroy ist nahe daran gewesen, die Rolle des heutigen Swinemünde zu spielen. Von den in der geschichtlichen Zeit bekannten drei Mündungsarmen des Haffes ist die Diewenow wohl seit je der unbedeutendste und am wenigsten praktikable gewesen, wie dies recht schlagend aus der verunglückten Fahrt König Waldemar's 1170 hervorgeht, der aus dem Haffe in die Diewenow einlief, um schnell vor seinen Verfolgern das Meer zu gewinnen und sich dann wegen der seichten Mündung des Flusses wie in einer Sackgasse gefangen hatte. Dennoch liegt gerade an der Diewenow unweit des Haffes der Ort Wolin, der wie selten ein anderer eine reiche historische Vergangenheit aufzuweisen hat und für den pommerschen Geschichtsforscher vielleicht die interessanteste Lokalität ist.

Um das Mündungsgebiet des Haffes hat sich seit alten Zeiten ein dichter Sagenschleier gewoben, so daß aus dem Dunkel der Mythen Sagen von märchenhaftem Glanze auftauchen und die Phantasie immer von Neuem beschäftigen. Wir hören von Wineta, Julin, der Jornsburg, und es will scheinen, als ob schon im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung hier an den Odermündungen Städte und Burgen existirt haben, die Constantinopel und den italienischen Städterepubliken nichts nachgegeben haben.

Die neuere Forschung hat diese üppig wuchernden Phantastereien erbarmungslos zerstört und mit klarer, dürrer Kürze die Thatsache erwiesen, daß Wineta, Jumneta, Jornsburg, Julin nur verschiedene Namen für unser Wolin sind.*) Wolin ist das slavische Wort, Julin die dänische Bezeichnung und Wineta = Wendenstadt die deutsche. Höchstens sei noch ein Streit möglich, wo die Jornsburg mit ihrem geräumigen Hafen gelegen hätte; wahrscheinlich sei aber auch dieser Name auf dieselbe Lokalität zu beziehen. Die berühmte Winetasage erzählt, daß die Bewohner einer reichen, prächtigen Stadt, die an diesem Mündungsgebiete gelegen war, wegen ihres sträflichen Uebermuthes plötzlich mit sammt ihrer Stadt vom Meere verschlungen

*) So namentlich seit Klempin's Untersuchung.

Digitized by Google

seien.*) Dieser Sage liegt nun allerdings insofern etwas Thatsächliches zu Grunde, als die Ostsee vom Küstenrande Usedom's und Wolin's weithin Stücke abgerissen und in die Tiefe begraben hat. Denn wunderbarerweise, während die Meeresströmung durch Aufstauung der Schlickmasse zur Vergrößerung der Inseln beitrug, hat die See auf der Nordfläche auch wiederum die Inseln verkleinert und zurückgedrängt. Man braucht nicht nur die Oderbank bei Wolin und das Steinriff bei Usedom als physikalische Zeugen des Landverlustes anzuführen, es ist uns auch historisch beglaubigt, daß die alte Landstraße von Misdroy nach Swinemünde auf der Nordseite der Wolin'schen Insel früher da gegangen sei, wo jetzt die offenbare See ist und noch auf der Lubin'schen Karte vom Jahre 1618 ist ziemlich weit in der Ostsee ein Ort angegeben, wo ein Baumstamm steht. Das Gedächtniß dieser unheimlichen Naturerscheinung im Zusammenhange mit der augenfälligen Armseligkeit, in der die Stadt Wolin schon vom dreizehnten Jahrhundert ab erscheint, leistete der sagenhaften Tradition Vorschub, daß außer Wolin eine reiche, mächtige Handelsstadt an den Odermündungen einst gelegen habe.

Die unbedeutende Rolle als Stadt und Handelshafen, wie heute und in den Jahrhunderten aufwärts bis in die Zeit des dreizehnten Jahrhunderts, hat Wolin aber nicht immer gespielt; vielmehr ersehen wir aus frühen historischen Berichten, daß Wolin im zehnten und elften Jahrhundert ein Handelsplatz von Weltruf gewesen ist und vielleicht das mercantile Verkehrscentrum für die ganze östliche Hälfte Europas. So erscheint Wolin namentlich nach dem Berichte Adam's von Bremen aus dem elften Jahrhundert. „Sie ist gewiß die größte Stadt, welche Europa umschließt," heißt es an der betreffenden Stelle, „und ein Sammelplatz der Waaren aller nordischen Völker." Aus den weiteren Notizen kann man den Umfang der Handelsbeziehungen ermessen: von dem preußischen Samland, dem die Elbemündung beherrschenden Hamburg, von Demonin mit seinem reichen Hinterlande und von dem fern im Osten gelegenen russischen Nowgorod oder Kiew laufen die Radien nach diesem Handelscentrum. Interessant ist die zuletzt erwähnte Handelsstraße; sie bezeichnet also einen uralten Verkehrsweg von Wolin durch Pommern, Preußen und über die russischen Marktplätze bis etwa an das caspische Meer, um so den Anschluß an die Völker des Orientes zu gewinnen. Wie lebhaft dieser Handelsweg benutzt ist, beweisen die in der Nähe von Wolin gefundenen arabischen Münzen der Dynastien von Bagdad und Samarkand.

---

*) Die bei diesen Katastrophen vielfach erwähnte Verachtung des Brodes (vergleiche z. B. Stavoren) hat hier den echt pommerschen Lokalton angenommen, wie man dies bei Barthold I, 419 nachlesen kann.

Digitized by Google

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß Wolin hauptsächlich als Emporium und Markt für den Tauschverkehr Beachtung fand; die einheimischen Erzeugnisse spielten wohl eine untergeordnete Rolle. Doch war die Fischerei nicht unbedeutend. Noch heutzutage nähren sich die Woliner zumeist von der Hafffischerei, die sie mit ihren großen Tucker- und Zeesekähnen betreiben, und sollen doch früher bei Pritter die Aale so zahlreich gewesen sein, daß ihr plötzliches Auftauchen in Masse einen ziemlich großen Kahn umzuwerfen drohte. Jetzt hat allerdings die lebhafte Dampfschifffahrt eine Minderung des Ertrages herbeigeführt. Als weitere Handelsproducte werden noch erwähnt Pelzwerk, Honig und Butter.

Ueber die Pracht und Größe der baulichen Anlagen des damaligen Wolin muß man sich trotz Adam von Bremen keine übertriebene Vorstellung machen; sonst könnte man leicht in die Phantasien des Präsidenten von Keffenbrink hineingerathen, der in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine „wissenschaftliche Untersuchung“ über Wineta geliefert hat und es „als die ansehnlichste Festung des ganzen Nordens mit der kunstreichsten Citadelle, mit einem Zeughause für das grobe Geschütz, mit Kasernen für die gemeinen Soldaten, mit einem Admiralitätscollegium“ u. s. w. schilderte. Adam's Ausdruck von der Größe Wolin's bezieht sich wohl auf die weit ausgedehnte Bauart der slavischen Holzstadt im Gegensatze zu den knappen Steinstädten des westlichen Deutschland. In Wolin war ein Haupttempel des Landes mit einer heiligen Säule und Lanze; auch sonst berichtet Adam von wunderbaren Götzenbildern, aber hierbei unterläuft viel Irrthum und Verwirrung. Das aber entspricht gewiß der Wahrheit, was Adam über die Bewohner sagt: er rühmt ihre Gastfreiheit und ihre edlen Sitten, ihre Rechtlichkeit und die Annehmlichkeiten ihrer Lebensweise. Demnach hatte der umfassende Handel nicht nur Reichthümer aufhäufen lassen, sondern auch in der Slavenstadt humanere Sitte und feineren Lebensgenuß erzeugt.

Im dreizehnten Jahrhundert vollziehen sich wichtige Wandlungen. Die Blüthe Wolin's, die es in der heidnischen Slavenzeit gehabt hatte, wurde in der darauf folgenden Periode der Christianisirung und Germanisirung Pommerns für immer geknickt. Zuerst verlor die Stadt mit der sinkenden Handelsbedeutung ihre Freiheit und Selbständigkeit an die pommerschen Knäse oder, wie sie sich bald nach deutschem Brauche nannten, Herzoge. Immerhin erschien diesen der Besitz Wolin's noch als ein äußerst werthvoller, und als Otto von Bamberg die Pommern zum Christenthume bekehrte, gründete er gerade in Wolin den Sitz und die Kathedrale des pommerschen Bisthums. Aber der Verfall griff immer weiter um sich und zum deutlichen Zeugniß desselben wird 1175 der Bischofssitz von Wolin nach Camin verlegt. Kriege, Verwüstung und Zerstörung hatten die reiche Wineta, die Wendenstadt Wolin,

Digitized by Google

ganz in ihrer weltgebietenden Handelsstellung vernichtet, und nur ein armseliges Städtchen erscheint von jetzt ab im gleichen Range mit den übrigen pommerschen Städten. Die Erbschaft der alten Seekönigin übernahm Wisby auf der Insel Gothland und später die deutschen Hansestädte; die alte Holzstadt verschwand auch in den letzten Spuren, da sich ein kleines steinernes Wolin daneben aufbaute, und so begannen allmählich die Sagen von dem meerverschlungenen Wineta zu erklingen und fanden gläubige Hörer.

Interessant, wenn auch natürlich nur in bescheidenerer Weise, wird Wolin's Geschichte wieder im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Wenn früher der Fischfang den Bewohnern der Stadt und Insel Wolin zu wachsendem Ansehen verholfen hatte, so sollten in diesen Jahrhunderten der Neuzeit die Jagd und der reiche Wildstand noch einmal die Aufmerksamkeit auf dieselbe lenken. Die Insel muß früher sehr reich an Wild gewesen sein, und das nimmt heute einigermaßen Wunder; denn so wie der schöne Bestand an Eichen und Buchen dort mehr und mehr zusammenschmelzen soll, so scheint noch in rascherem Tempo die Thierwelt von den Woliner Wäldern Abschied genommen zu haben. Wird doch sogar behauptet, daß Wald und Flur ganz der Singvögel entbehren! Früher aber muß jagdbares Wild in Hülle und Fülle gewesen sein und sich neben den fünfzehnhundert bis sechzehnhundert Schweinen, die nach dem Woliner Amtsbuche von 1594 in die Eichenwälder zur Mast eingetrieben werden durften, lustig getummelt haben. Die Waldungen der Insel waren sämmtlich Eigenthum der Herzöge und zerfielen in die Reviere Pritter, die Swinhoofder (heutige Gosan) und Lebbiner Berge. Bei Durchmusterung des damaligen Wildstandes ist eines merkwürdig: nämlich in dem Rohr und Schilf des Strandes sollen zahlreiche Wölfe gehaust haben und noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren die mehrmals im Jahre abgehaltenen Wolfsjagden eine große Last der Amtsunterthanen. Sonst war namentlich in den Lebbiner Bergen die Jagd auf Rehe, Füchse und Wildschweine ansehnlich. Das auf der Ostseite Wolin's gelegene Eiland Gristow — gegenüber der Bischofsstadt Camin — galt als der eigentliche „Hasengarten" der pommerschen Herzöge. „Man setzte im Frühjahre dort Hasen auf", die sich dann bis zum Herbste der Art vermehrt hatten, daß auf der Treibjagd über hundert erlegt werden konnten. Man kann sich überhaupt kaum eine Vorstellung machen, in wie ausschließlichem Grade die Jagd das Hauptvergnügen der fürstlichen Personen des sechzehnten Jahrhunderts und vorzugsweise der pommerschen Greifenherzoge gewesen ist. Die letzten zahlreichen Sprossen des uralt wendischen Herzogshauses, die bei ihrer stattlichen Anzahl genöthigt waren, wieder und wieder Theilungen vorzunehmen und überall sich kleinere Residenzen zu erbauen, waren bis auf vereinzelte Ausnahmen nicht Fürsten von hervorragenden Geistes- oder Regentenanlagen;

vielmehr lebten sie im Sinne und Stile damaliger lebenslustiger Landjunker dem Vergnügen und den Belustigungen — und diese waren leider nicht immer ausgewähltester Art. So war denn die Jagd ihre leidenschaftlichste Passion; eifrig besuchten sie sich in ihren verschiedenen Revieren zu fröhlichem Jagen und wußten erfinderisch dem Vergnügen immer neuen Reiz abzugewinnen. Um die Oder herum hatten sie zahlreiche Jagdschlösser und mit Vorliebe aufgesuchte Reviere, so das schon erwähnte Eiland Gristow bei Camin als „ihren Hasengarten", Pribbernow, das den herzoglichen Bischöfen von Camin, die in dem fernen Cöslin ihre Residenz hatten, gehörte, Stepenitz, Friedrichswalde; auf der linken Oderseite Pasewalk, von wo sich die ungeheuren Waldungen des heutigen Uckermündischen Kreises nordwärts ausdehnen. Hier in Pasewalk hatte übrigens noch König Friedrich Wilhelm I. (später sogar auch Friedrich II.) ein oft und gern aufgesuchtes Jagdrevier. Die Könige nannten ihre kleine, zum Jagdhause gehörige Besitzung „den Rosengarten", und so sagt in dem Gutzkow'schen Stück „Zopf und Schwert" Friedrich Wilhelm I. zu Grumbkow verächtlich, „wir wollen den Markgrafen (von Baireuth) in meinen Rosengarten nach Pasewalk schicken". Auch die Insel Wolin wurde gar häufig von den Herzogen aufgesucht, die außer dem Hauptschlosse in Wolin noch mehrere kleine Schlösser und Jagdhäuser sich erbaut hatten, so in Swine, auf dem Pritter, in Werder und in Warnow, dessen letzter trauriger Rest im Jahre 1764 für 20 Thaler an den dortigen Schulmeister veräußert wurde.*) Kam nun der Fürst zum Behufe der Jagd nach dem Wolin'schen Werder, so sah die Insel lustige Tage und ein frohbelebtes Bild. Zahlreich war das Gefolge des Herzogs an Cavalieren, Jägern, die verschieden klassificirt waren, und Bedienten; selbst der Hofnarr fehlte nicht, der, wenn er es zu arg trieb, „in die Kuchin gefuert und gesteupt würdt". Die Jagd selbst bot meist ein sehr ruhiges und man könnte sagen friedliches Bild. In einem „Schirm" (Pavillon, mit bunten Tüchern behangen) hielt sich der Fürst mit seiner Umgebung auf. Zunächst, ehe das Wild herangetrieben war, beschäftigte man sich mit sehr fremdartigen Dingen. Die Herzogin und ihre „Jungfrawen" saßen im Grase und strickten oder nähten, und die wissenseifrigen Fürsten lasen. Auf einem großen Umkreise hatte man um die Schirme „Tücher gestellt", und in diesem abgegrenzten Raume wurde nun das Wild zusammengetrieben. Auf der Insel Gristow, „dem Hasengarten", mußten sich alle Einwohner, „Jungs und Altes alla sfilata, wie an ainer Schnur" anfassen, mit Klopfen und Klappern das Wild in die gewünschte Richtung hintreiben. Kam das Wild in Sicht, so gab der „Trommeter" das Zeichen, die fürstlichen Herren stellten sich hinter ihre „Bürstbüchsen, die sie

*) Uebrigens mußten alle Hunde auf der Insel an einem Fuße gelähmt sein.

Google

auf Gablen vor sich hatten", und da die Schirme hintereinander postirt waren, so entging auch bei einzelnen Fehlschüssen das Wild kaum dem Tode. Des Abends wurde vor dem Jagdhause das Wild „sortiment weiß hergelegt", worauf dann das „Jagdrecht ausgeübet wurde". Und es existirten sehr umständliche Vorschriften über die Vertheilung der Jagdbeute unter die Bediensteten. Unterdeß wurde „von den Jägern, Knechten u. s. w. mit ihren Jägerhörnlein aufgeblasen".

Bekanntlich hielt der Tod unter der zahlreichen Nachkommenschaft Bogislav's des Großen ein unerbittliches Schnitterfest. Die meisten sind in der Blüthe ihrer Jahre durch jähen Tod hinweggerafft, bis endlich mit Bogislav XIV. 1637 auch der letzte Sproß des alten Greifengeschlechtes ins Grab sank. Der rasche Tod dieser lebenskräftigen Fürsten schuf eine Menge trauernder Wittwen, und man war beinahe verlegen, den vereinsamten Frauen einen würdigen Wittwensitz als Leibgedinge anzuweisen. Da kam auch über Wolin eine Zeit neuen Glanzes; denn nach einander wurde mehreren fürstlichen Wittwen das Schloß und Amt Wolin zur Residenz und zum Besitzthume angewiesen. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte in Pritter eine fürstliche Frau ihren Wittwenstand geführt; aber erst mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts ist Wolin selbst eine lange Reihe von Jahren hindurch dauernd Wittwensitz gewesen. Anna Marie, die Wittwe Herzog Barnim IX., eine brandenburgische Kurfürstentochter, lebte nach dem Tode ihres herzoglichen Gemahles 1603—1618 auf dem Schlosse. Ein recht farbenfrisches Bild der Woliner Zustände aus jener Zeit giebt uns das bekannte Tagebuch Hainhofer's, des Augsburger Patriziers, der sich am Hofe Philipp II. in Stettin vorübergehend aufhielt und den Fürsten auch auf seinen Ausflügen begleitete. In langer Kutschenreihe fuhr man am rechten Oderufer entlang zum Besuche der fürstlichen Tante. Der Wittwensitz machte einen etwas verfallenen Eindruck. Die lange Brücke von Hagen nach Wolin war sehr wacklig, und es mußte, als die lange Wagenreihe hinüberfuhr, eine Menge kleiner Fischerkähne in die Nähe beordert werden, damit „wan Jemand hinunterfiele, sie Ihnen gleich zu Hilf khommen kündten". Auch das fürstliche Haus, in dem die herzogliche Wittwe residirte, nennt Hainhofer „ein altes Gebew und ausser einem new aufgefuerten Stockh und dem Saal hat es nit viel hübscher Zümmer". Immerhin war die Einnahme aus den Amtseinkünften Wolin's — die Waldnutzungen gar nicht einmal gerechnet — über 3000 Gulden und diese Summe scheint, wenn man die Abschätzung um einige Jahre später vergleicht, sehr niedrig gegriffen zu sein. Die Fürstin, die in Wolin ihre Residenz hatte, konnte aber auch stattliche Einnahmen brauchen, namentlich, wenn sie öfter Besuch aus Stettin erhielt; denn damals bei der von Hainhofer erwähnten Besuchsreise mußte für 112 Personen und 71 Kutschpferde Raum

Digitized by Google

und Unterhalt geschafft werden; natürlich wurden bei der Abreise noch besonders Bauernwagen requirirt.

Nach dem Tode Anna Marie's wurde Wolin als Leibgedinge der Herzogin Sophie, der Gemahlin des Herzogs Franz, einer kursächsischen Prinzessin, bestimmt. Der kursächsische Hof war sehr anspruchsvoll und ließ genau die Einkünfte taxiren, damit der Prinzessin eine stattliche Einnahme bewilligt würde; auch verlangte man den Neubau des Schlosses. Erst im Jahre 1626 wurde derselbe fertig und Sophie, die nach dem Tode ihres Gemahles in Stettin und Dresden gelebt hatte, bezog das Woliner Schloß. Freilich sollte sie sich nicht lange des wohleingerichteten Wittwensitzes erfreuen: im Jahre 1627 erfolgte der Einmarsch der kaiserlichen Truppen, und das Elend des dreißigjährigen Krieges lastete auch auf Wolin schwer. In Kummer und Sorgen starb 1636 Sophie. Bei der damaligen Uebermacht der Schweden wußten sie, als 1637 der letzte einheimische pommersche Landesherr starb, sich den Besitz der Insel zu sichern und bis 1720 blieb Wolin schwedisch. Da die Diewenow zwischen Schweden und Preußen die Grenze bildete, so war es wunderlich und unbequem genug, daß in Hagen, gegenüber Wolin, der Schlagbaum lag und Militärposten die Brücke und deren Passanten eifrig controlirten. Diesem unnatürlichen Zustande wurde durch die Abtretung der Insel an Preußen ein Ende gemacht.

In neuester Zeit ist die Insel Wolin wieder ein Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit geworden, seitdem das Bad Misdroy einen so ungeahnten Aufschwung genommen hat. Entzückt durchstreifen die Sommergäste die herrlichen Waldungen und werden es nicht müde, von dem Holzthurme des Brandberges aus die wundervolle Rundsicht über die anmuthige Insel zu genießen. Die Wenigsten aber sind sich wohl bewußt, daß sie hier auf althistorischem Boden wandeln, und daß der kleine Inselbezirk die wechselvollsten Schicksale erlebt hat. R. Hanncke.

Göben und Faidherbe.*)

Die Darstellung des Krieges gegen Frankreich war bereits bei dem Erscheinen des sechzehnten Heftes soweit fortgeschritten, daß allein noch die

*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 17. Die Ereignisse bei der ersten Armee vom Beginne des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit einem Plane und Skizzen im Texte. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1880.

Digitized by Google

endgiltige Ueberwindung der im Laufe des Januar 1871 zur Befreiung von Paris vorgeführten Streitkräfte zu schildern übrig blieb. Das vor wenig Monaten ausgegebene Heft des amtlichen Geschichtswerkes brachte die siegreiche Beendigung des Feldzuges gegen die französische Loirearmee durch die Schlacht bei Le Mans. Dem Umstande, daß die Beschreibung der Vorgänge bei den einzelnen deutschen Armeen während des genannten Zeitraumes eine gesonderte Darstellung ohne Uebergreifen zu den Verhältnissen auf den übrigen Kriegsschauplätzen gestattet, verdanken wir das ungewohnt rasche Folgen des siebzehnten Heftes. Gleichwie jenes in abgeschlossener Form dem Zuge der zweiten deutschen Armee gewidmet war, begleiten wir gegenwärtig diejenigen Heerestheile, welche in die Normandie und Pikardie zum Schutze der Einschließung von Paris vorgeschoben waren, auf ihren denkwürdigen Querzügen, welche zur Entscheidung in diesem Wirkungsbereiche führten.

Es tritt noch ein Zweites hinzu, welches die Durchführung der letzten Kämpfe auf dieser Front als ein Ganzes in Anlage und Ausführung erscheinen läßt. Am 7. Januar war dem General von Göben bei dem Abgange des General von Manteuffel zur neugebildeten Südarmee der Befehl über die an der Somme und an der unteren Seine getheilt stehende erste Armee übertragen worden. Bei Beginn des neuen Jahres stand im Gebiete beider genannten Flußläufe das Vorgehen überlegener feindlicher Kräfte zu gewärtigen. Auf beiden Seineufern war der in unbequeme Nähe von Rouen herangerückte Feind zurück zu werfen. Am 4. Januar brach daher die erste — ostpreußische — Division zum Angriff auf dem linken Seineufer vor und warf in einer Reihe von lebhaften Gefechten in der Gegend des alten Schlosses „Robert le Diable“ den Feind unter großen Verlusten und theilweise in wilder Flucht auf Pont Audemar zurück. Die Folge dieser glücklichen Unternehmung war, daß der Feind auf beiden Ufern der Seine sich näher an le Hâvre und Honfleur zusammenzog, fortan stets sehr vorsichtig auftrat und bis zum Eintritt des Waffenstillstandes die Truppen bei Rouen nicht mehr ernstlich beunruhigte. Auf dem rechten Flügel der ersten Armee hatte am 27. December die Beschießung der durch Theile einer rheinischen (sechzehnten) Division und Reservetruppen eingeschlossenen Festung Péronne ihren Anfang genommen, wozu außer den vorhandenen Feldgeschützen auch ein kleiner, aus der Citadelle von Amiens herbeigeführter Belagerungspark von französischen Beutegeschützen verwandt wurde. Noch aber war ein Erfolg nicht erzielt, als die zur Deckung der Belagerung bis in die Gegend von Bapaume vorgeschobenen Truppen am 2. Januar von überlegenen Kräften angegriffen wurden. Die Vertheilung der deutschen Truppen gewährt — nach der eingedruckten Skizze — folgendes Bild. Zu beiden Seiten der Einschließung von Péronne war rechts St. Quentin von der sächsischen Cavallerie-

division, links Amiens nur schwach besetzt. Vor der Mitte dieser ungefähr durch den Lauf der Somme bezeichneten Linie standen an den nach Arras und Cambrai führenden Straßen in Höhe von Bapaume drei Infanteriebrigaden des achten (rheinischen) Armeecorps nebst Cavallerie. Die Patrouillen waren bereits in den vorhergehenden Tagen diesseits der französischen Festungslinie mehrfach auf feindliche Truppen gestoßen. Außer den bei Arras befindlichen Kräften sollten angeblich 15 000 Mann bei Cambrai versammelt sein, wodurch der rechte Flügel der deutschen Aufstellung um so mehr bedroht erschien, als die sächsische Cavalleriedivision in Folge eines Befehles aus dem großen Hauptquartiere angewiesen worden war, in östlicher Richtung Streifzüge zu unternehmen, um feindliche Abtheilungen zu verscheuchen, welche mehrfach Truppen des General-Gouvernements Rheims belästigt hatten. Unter diesen Verhältnissen hatte General von Göben für den 2. Januar eine Verstärkung des rechten Flügels angeordnet. Am Morgen desselben Tages gingen die Franzosen gegen die Mitte und den linken Flügel der preußischen Stellung vor.

General Faidherbe hatte nämlich beim Jahreswechsel die Armee aus den Ruhequartieren hinter der Scarge nahe südlich Arras zusammengezogen und rückte jetzt mit seinen beiden Corps auf zwei Straßen zum Entsatz des belagerten Péronne vor. Die Truppen des linken deutschen Flügels, an der Straße Arras—Amiens, zogen sich hinter einen Bachabschnitt zurück. Bei Sapignies dagegen, an der Chaussee von Arras nach Bapaume, entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, in welchem die hier postirte Infanteriebrigade alle Angriffe zurückwies, den Feind zum Rückzuge zwang und zahlreiche Gefangene machte. Abends wurde die ganze Division bei Bapaume concentrirt. Die nach allen Richtungen entsendeten Patrouillen meldeten den Anmarsch weiterer feindlicher Colonnen von Douai her, und es bestand nun kein Zweifel mehr darüber, daß die ganze Nordarmee unter General Faidherbe sich in Bewegung gesetzt hatte. Unter diesen Umständen traf General von Göben für den 3. Januar dahin Anordnung, daß die Stellung bei Bapaume vertheidigt werden sollte, während eine gesonderte Abtheilung dazu bestimmt war, im Falle eines Angriffes auf Bapaume, gegen die rechte Flanke und Rücken des Feindes vorzugehen.

In dieser Vertheilung wurde am Morgen des 3. Januar bei strenger Kälte und trüber Witterung der Angriff abgewartet. Gegen neun Uhr ging der Feind kräftig gegen die Stellung bei Bapaume vor. Der Kampf wogte mit großer Heftigkeit um die vor dem genannten Orte liegenden Dörfer. Gegen Mittag mußten diese von den Preußen aufgegeben werden und die Truppen sammelten sich bei Bapaume. In der Stadt rüstete sich eine Brigade, unter Benutzung des noch vorhandenen Theiles der früheren

Stadtumwallung, zur hartnäckigen Vertheidigung ein. Schon machte sich indeß das Eingreifen der Flügelabtheilung geltend. Gegen Mittag wurde die rechte französische Flanke angegriffen. Konnte auch ein durchschlagender Erfolg hier bei der Ungunst des Terrains nicht erzielt werden, so wurde doch der Angriff des Feindes gegen das Centrum gerade in dem Augenblicke zum Stutzen gebracht, wo die Truppen auf Bapaume zurückgingen.

Am Nachmittage setzte der Feind seine Angriffe gegen Bapaume fort und suchte die Stellung zugleich links zu umfassen. Doch wurde dieselbe nunmehr in ihrer ganzen Ausdehnung von den Preußen gehalten. Das Gefecht dehnte sich bis in die volle Dunkelheit aus. Um sieben Uhr Abends brach der Feind den Kampf ab. Es war ihm nicht geglückt, die Rheinländer zu vertreiben. Doch hatte er unmittelbar vor den besetzten Oertlichkeiten festen Fuß gefaßt und bis zu Ende des Kampfes eine gute Haltung gezeigt. Für eine Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage war die Lage der preußischen Truppen Angesichts der großen Uebermacht des Gegners nicht günstig, die Munition zum größten Theile verbraucht und ein Ersatz derselben bis zum nächsten Morgen ebensowenig zu bewirken, wie die Heranziehung von Verstärkungen. Es wurde daher für den folgenden Tag der Rückzug in der Richtung auf Péronne angeordnet, nur die Cavallerie sollte am Feinde bleiben.

General Faidherbe mochte erwarten, daß sein Vorgehen am 3. Januar den Gegner gezwungen habe, die Beschießung von Péronne einzustellen und die Einschließungstruppen zur Verstärkung nach Bapaume heranzuziehen. In diesem Falle mußte er aber auch darauf gefaßt sein, daß am 4. Januar die Deutschen ihrerseits zum Angriffe schritten. Die Kämpfe des Tages sowie die strenge Kälte der darauf folgenden Nacht hatten die zum Theil noch wenig kriegsgewohnten französischen Truppen in so hohem Grade erschöpft, daß ihr Oberbefehlshaber es vorzog, den Rückzug anzutreten. Der Abzug der deutschen Truppen hinter die Somme war am Morgen des 4. Januar bereits in Ausführung begriffen, als die Vorposten meldeten, daß der Feind die Dörfer nördlich Bapaume geräumt habe. Die Cavallerie beobachtete seinen Abmarsch, der in guter Ordnung vor sich ging.

Dieser beiderseitige Abzug nach einem nicht bis zu völliger Entscheidung durchgefochtenen Gefechte ist eine seltene Erscheinung in der Kriegsgeschichte. Gewöhnlich hat die Unkenntniß über den Grad der Erschütterung des Gegners nur den Stillstand des einen Theiles zur Folge, welcher seinen Vortheil nicht ausnutzt und Errungenschaften aus der Hand giebt, die ihm anscheinend ohne weiteren Schwertstreich zugefallen wären.

Immerhin war der Entsatzversuch zurückgewiesen und die Beschießung von Péronne wurde lebhaft fortgesetzt. Ein Theil des vor dem kürzlich

igitized by Google

übergegangenen Mézières in Thätigkeit gewesenen Belagerungsparkes sollte ebenfalls herangezogen werden, der Transport verzögerte sich jedoch in Folge der starken Belastung der Eisenbahn der Art, daß er nicht mehr zur Thätigkeit kam.

Für den Fall, daß General Faidherbe aufs Neue zum Entsatze von Péronne vorgehen sollte, wurde die Maßregel ins Auge gefaßt, ihn nicht wieder in einer vorgeschobenen Stellung zu erwarten, welche bei der ihm zur Verfügung stehenden Uebermacht stets umfaßt werden konnte, sondern vielmehr seinem Vormarsche die Straße Bapaume—Péronne frei zu lassen und den Franzosen beim Vorgehen auf derselben von einer Seitenstellung aus in die Flanke zu fallen.

Die Entscheidung des Feldzuges im Norden lag offenbar auf dem rechten Flügel der ersten Armee und die bei Paris augenscheinlich herannahende Krisis ließ vermuthen, daß Faidherbe, welchem, wie gerüchtweise verlautete, beträchtliche Verstärkungen auf dem Seewege über Boulogne zugeführt wurden, binnen Kurzem unter Zusammenraffung aller Kräfte wieder vorbrechen würde. Hierdurch war der Entschluß gerechtfertigt, die Truppen bei Rouen wieder zu vermindern und die in Folge davon verfügbaren Streitmittel nach der Somme heranzuziehen, selbst auf die Gefahr hin, aus der Gegend von Rouen zeitweise weichen zu müssen. Der auf den nach und nach in Betrieb gesetzten französischen Bahnen herrschende Mangel an Beförderungsmitteln machte sich in empfindlicher Weise fühlbar, denn nur drei Truppenzüge konnten täglich zwischen Rouen und Amiens bewegt werden und überdies mußte während der Dauer dieser Transporte auf eine gegenseitige Unterstützung der ersten Armee und der Maasarmee vor Paris verzichtet werden.

Gegen alle Erwartungen verhielt sich aber der Feind nach der Schlacht bei Bapaume während der nächsten Tage in seinen Ortschaften südlich Arras ruhig. Unsere Patrouillen streiften weit und ungehindert im Norden bis Cambrai und darüber hinaus. In der Nacht vom 9. zum 10. Januar capitulirte Péronne. Die feindliche Nordarmee, welche am 9. Januar, augenscheinlich mit der Absicht eines erneuten Ersatzversuches, einen starken Marsch vorwärts gemacht hatte, ging am 10. Januar wieder in ihre früheren Ortschaften zurück. Die Lage der ersten Armee hatte sich durch die Wegnahme der kleinen Festung wesentlich gebessert. Außerdem war Sorge für die Verstärkung des rechten Flügels getragen worden. Die an der unteren Seine eingetretene Ruhe gestattete vollends Truppen von dort nach Amiens heranzuziehen. Demnächst theilte das große Hauptquartier mit, daß die Maasarmee angewiesen sei, in Gonesse eine Brigade zur Einschiffung bereit zu

Digitized by Google

halten. Doch unterblieb die Absendung vorerst, da die Franzosen sich wieder ruhig verhielten.

Da nunmehr alle Uebergänge der Sommeniederung in Deutscher Hand waren, beschloß General von Göben, die ferneren Angriffe hinter diesem Flusse abzuwarten; derselbe ist zwar nicht breit und leicht zu überbrücken, doch die Sohle des Thales ist mit ausgedehnten, stellenweis sumpfigen Wiesengründen bedeckt. Jenseits sollten stärkere Abtheilungen beobachten, ernsten Gefechten aber ausweichen.

Das Gros konnte jetzt auf dem linken Sommeufer die wünschenswerthe Ruhe genießen und geschützt durch den vorliegenden starken Abschnitt im erforderlichen Falle nach jedem Punkte seine Versammlung bewirken. Wollte der Feind versuchen direct auf Paris zu marschiren, so traf er bei Péronne auf die Mitte der Stellung und mußte angesichts der Armee das Thal überschreiten.

Der zweite Weg, den der Feind einschlagen konnte, war der auf Amiens oder weiter nordwestlich zur Umgehung der deutschen Stellung in ihrer linken Flanke. Amiens selbst bot ihm keinen Uebergang; die dortige Citadelle war vollständig armirt, bestrich das sehr übersichtliche und fast ebene Vorland bis auf die Tragweite seiner schweren Geschütze und nahm sämmtliche Brücken in der Gegend unter Feuer. Dagegen stand der ersten Armee bei Amiens und Péronne, sowie an mehreren durch Feldwerke geschützten Zwischenpunkten eine ausreichende Zahl sicherer Uebergänge zur Verfügung, um im Falle des feindlichen Rechtsabmarsches in breiter Front vorzubrechen. Wenn es nöthig war, konnte die erste Armee auch ungehindert abmarschiren, um sich dem Feinde vorzulegen, vor welchem sie stets einen bis zwei Tagemärsche in der Richtung auf Paris voraus hatte. Sollte endlich der Feind über St. Quentin und Laon in der Richtung auf Rheims gegen unsere rückwärtigen Verbindungen vorgehen, so konnte die erste Armee denselben auf mehreren gleichlaufenden Straßen rechts abmarschirend begleiten, um im geeigneten Zeitpunkte loszuschlagen.

Die Deutschen hielten sich hinter der Somme vertheilt in einzelnen Gruppen: in und vor St. Quentin war die sächsische Cavallerie wieder eingetroffen. Das achte Corps stand zu beiden Seiten von Péronne. Amiens und der Abschnitt der Hallue war durch die vom Armeecorps an der Seine abgezweigten Regimenter besetzt. Weiter hinaus an der Straße nach Cambrai war Cavallerie vorgeschoben. Eine Reservedivision stand hinter der Mitte bereit. Um für die bevorstehenden Ereignisse alle Kräfte zusammenzufassen, wurden die dienstfähigen Mannschaften aus den Lazarethen herangezogen.

General Faidherbe hatte am 14. Januar seine vier Divisionen in ver-

Digitized by Google

schiebenen Staffeln auf der Straße nach Amiens vorrücken lassen. Die am folgenden Tage ausgeführten Recognoscirungen zeigten ihm aber die ganze Schwierigkeit eines Angriffes gegen die Sommelinie. Außerdem verkündete ein Telegramm des Ministers, daß die Pariser Armee in den nächsten Tagen eine letzte und äußerste Anstrengung machen werde, um die Fesseln der Einschließung zu sprengen. Die Nordarmee sollte daher möglichst viele Kräfte des Feindes von der Hauptstadt ab und auf sich ziehen.

Der französische Oberbefehlshaber glaubte, dies am besten durch eine Bedrohung der deutschen Verbindungen zu erreichen und beschloß daher, unverzüglich auf St. Quentin vorzugehen. Einer ihm selbst drohenden Umfassung hoffte er durch rechtzeitigen Rückzug auf die schützenden Festungen entgehen zu können.

Bereits am 15. Januar war eine Brigade von Cambrai her auf St. Quentin vorgegangen. Die Nachricht hiervon erhielt General von Göben am Morgen des 16. Januar. Um alle Streitkräfte rechtzeitig am entscheidenden Punkte versammeln zu können, war es für denselben von größter Wichtigkeit, zu wissen, ob die feindliche Hauptmacht im Marsche auf Amiens verbleiben oder sich gegen St. Quentin wenden werde. Beide Möglichkeiten standen dem Feinde noch immer offen.

Am 16. Januar brach nun die französische Armee aus ihren Standquartieren um Bapaume in der Richtung nach St. Quentin auf. Die sächsische Cavallerie räumte, wie vorgeschrieben, unter leichtem Gefechte diesen Ort und ging, während der Gegner die Stadt besetzte, auf Ham zurück. Im übrigen fanden auf deutscher Seite zunächst nur geringe Truppenverschiebungen statt.

Um zu voller Klarheit über die Absichten des Gegners zu gelangen, hatte General von Göben für den 17. Januar Vorgehen beider Flügel seines Heeres angeordnet. Eine Division sollte von Péronne her in Verbindung mit der sächsischen Reiterei gegen St. Quentin vorbrechen und die vereinzelte feindliche Abtheilung dort aufzureiben suchen. Von der Hallue her — linker deutscher Flügel — sollte ein umfassender Angriff auf Albert (Straße Amiens—Bapaume) erfolgen. Allein bevor noch diese Bewegungen zur Ausführung kamen, liefen Meldungen ein über den Marsch feindlicher Colonnen in östlicher Richtung. Vor Allem entscheidend war aber die in der Frühe des 17. Januar dem Obercommando zugehende Meldung, daß eine Patrouille Albert am Mittage des 16. Januar vom Feinde verlassen gefunden hatte. General von Göben trat nun auch seinerseits sofort den Abmarsch in östlicher Richtung an.

Es konnte verlockend erscheinen, die Gelegenheit zu nutzen, um den Gegner durch ein Vorgehen in seinem Rücken gänzlich von seinen Festungen abzu-

Digitized by Google

drängen. Doch kam es vor Allem darauf an, die Einschließung von Paris vor Störungen zu bewahren und die Eisenbahnverbindungen zu schützen. Um daher dem Feinde sowohl in der Front begegnen als ihn auch in der Flanke angreifen zu können, sollte die Bewegung auf beiden Seiten der Somme ausgeführt werden.

Dem Texte sind dies Mal eine Reihe sehr anschaulicher Skizzen eingefügt, welche die Verschiebungen der Heerestheile beider Gegner für die Tage vom 15. bis 18. Januar verfolgen helfen. Am 18. Januar sehen wir die Deutschen in langer Linie von Amiens bis St. Quentin auseinandergezogen auf eine Entfernung der äußersten Flügel von nahezu zehn Meilen. Die Massen des Feindes stehen längs der Straße Amiens — Cambrai von Albert bis Bapaume, ihre Frontrichtung auf Amiens gekehrt. Rechts, auf der Straße Cambrai — St. Quentin ist nur eine französische Brigade im Marsche eingezeichnet. Das folgende Blatt, der 16. Januar, zeigt die deutschen Truppen noch in der gleichen Vertheilung, nur der rechte Flügel ist aus St. Quentin auf Ham zurückgegangen. Die beiden französischen Corps haben linksum gemacht und marschiren an der Front des Gegners vorüber auf St. Quentin.

Wen erinnert diese Kriegslage nicht an die Vorgänge, welche die Entscheidung von Sedan herbeiführten. Hier wie dort ein Flankenmarsch der Franzosen, um die feindlichen Flügel zu überholen und wie wir sehen werden die gleiche Gegenmaßregel, die wenn auch nicht zur vollen Einschließung, so doch zur vollen Niederlage Faidherbe's führte.

Die Punkte Amiens, Péronne und St. Quentin liegen fast auf einer geraden Linie: Die Somme macht zwischen Péronne und St. Quentin einen weit nach Süden ausspringenden Bogen und nähert sich hier der oberen Oise, mit welcher dieselbe durch den Crozatcanal verbunden ist. An beiden Enden des letzteren liegen das feste Schloß Ham und die kleine Festung La Fère, beide mit schwacher preußischer Besatzung versehen. Wollte man sich den Franzosen in den Weg legen, so mußten diese beiden Punkte von den Truppen schnell erreicht werden. Zunächst stand hier nur die sächsische Cavallerie und einige Landwehrcompagnien. Unmittelbar nachdem die Meldung über den Abmarsch des Feindes eingegangen war, also am 17. Januar früh, ging der Befehl an die einzelnen Theile des Heeres ab. Die beiden Divisionen, welche um Péronne gestanden hatten, gingen nach Ham und Nesle, beide an der Eisenbahn Amiens — La Fère gelegen. Das Obercommando fuhr auf der letzteren nach Nesle. Der rechte Flügel hatte somit eine solche Richtung, daß er sich dem Feinde in den Weg stellen konnte. Der linke Flügel folgte dieser Bewegung der Art, daß die Cavallerie von der Jallue her auf dem nördlichen Sommeufer bis in die Höhe von Péronne marschirte, während

Digitized by Google

die noch übrige Division sich südlich der Somme gegen Péronne schob. Somit war die Armee am Abende des 17. Januar bereits ein gutes Stück rechts geschoben. Es bleibt nun noch zu erwähnen, was dieser Tag an weiteren Nachrichten über die Franzosen gebracht hatte.

Der Vorstoß des rechten deutschen Flügels auf St. Quentin war nach eigenem Ermessen des betreffenden Führers unterblieben, aus dem guten Grunde, weil nach den Meldungen, die hier naturgemäß eher eintrafen als beim Obercommando, die ganze Nordarmee im Marsche war und ein Gefecht gegen dieselbe mit schwachen Kräften keinesfalls den Absichten des General von Göben entsprach. Im Gegentheil es war gelungen, ein kleines Scharmützel, in welches sich eine Recognoscirungsabtheilung verwickelt sah, rechtzeitig abzubrechen, sobald der Befehl für den Rechtsabmarsch auf Ham eintraf. Die feindliche Colonne, mit welcher der Zusammenstoß stattgefunden hatte, war nach dem Abzuge der Preußen auf St. Quentin weiter marschirt.

Auf dem linken preußischen Flügel war eine Berührung der Gegner an diesem Tage nicht eingetreten. Die Franzosen hatten bereits einen Vorsprung und wurden von den Cavalleriepatrouillen nicht mehr angetroffen. Das Ausbleiben von Meldungen über den Feind von dieser Seite des Heeres, sowie andererseits die Meldung, daß südlich von St. Quentin die Franzosen bereits gefühlt worden waren, bestärkten den General von Göben in der Annahme, daß die größere Masse der Nordarmee schon bei St. Quentin stehe und möglicherweise am folgenden Tage — dem 18. Januar — den Weitermarsch antreten werde. Thatsächlich bot die gegenseitige Aufstellung am Abende des 17. Januar nach der eingefügten Skizze folgendes Bild: Die Franzosen stehen dicht zusammen in und nordwestlich St. Quentin, einige Theile noch weiter entfernt. Die Deutschen zeigen noch eine mehr lockere Vertheilung, aber sie ziehen sich bereits im Bogen von Süden und Westen um das feindliche Heer.

Der Befehl für den 18. Januar bestimmte: Der rechte deutsche Flügel rückt am Crozatcanal entlang weiter vor, der linke bleibt in seiner Bewegung von Westen auf St. Quentin, soll aber am 18. Januar noch nicht angreifen. Die sächsische Cavallerie, welche wie erwähnt auf dem äußersten rechten Flügel stand, sollte um St. Quentin herumgreifen, um festzustellen, ob der Feind nach dieser Seite — auf Rheims — in Bewegung sei. Diese Maßnahme trennte die deutsche Armee thatsächlich in zwei Gruppen mit einem Zwischenraume von über zwei Meilen. Die beiden Flügel standen im rechten Winkel zu einander und waren durch die Somme getrennt. Unleugbar lag in dieser Theilung eine gewisse Gefahr, um so bedenklicher, als der Feind über eine bedeutende Uebermacht gebot und in seinen Reihen ein starker Bruchtheil alter Truppen — die aus den Besatzungen der Nord-

festungen — sich befand. Aber es ist in der Kriegsgeschichte eine stets wiederkehrende Erscheinung, daß viele Dinge, welche die graue Theorie tadeln möchte, durchaus gerechtfertigt waren, nicht allein weil sie zum Erfolge führten, sondern weil die Feldherren die Leistungsfähigkeit und die Gewohnheiten ihrer Gegner richtig beurtheilten, sowie im Vertrauen auf ihre Truppen viel wagen durften. In der That fand am 18. Januar bereits ein Zusammenstoß des linken Flügels mit den Franzosen statt.

Der General von Göben war am Vormittage von Nesle nach Ham geritten, wohin zu melden befohlen war. Man erfuhr dort, daß die preußischen Husaren, bei ihrem Vordringen vom Crozatcanale gegen St. Quentin einige Dörfer stark besetzt gefunden, sowie lange Colonnen im Marsche nach Osten gesehen hätten. Dies schien abermals dafür zu sprechen, daß der Feind schon mit seiner Hauptkraft südlich der vielgenannten Stadt eingetroffen sei. Jetzt mußte schnell gehandelt werden. Der rechte Flügel erhielt die Weisung, an dem Crozatcanale stehen zu bleiben, und den Feind dort nicht durchzulassen, der linke Flügel dagegen sollte geradeswegs nach St. Quentin hineinmarschiren. Dieser Befehl war schon unterwegs, als Nachricht von einem Gefechte westlich von St. Quentin einlief. Die preußische Colonne hatte an dem Abschnitte eines kleinen Seitenflusses der Somme den Feind im Marsche getroffen und sofort in ein Gefecht verwickelt. Die Franzosen waren nämlich wegen des Glatteises und des darauf folgenden Thauwetters nur langsam marschirt, sodaß am 18. Januar die letzten Truppen sich noch in dieser Gegend befanden und nunmehr von rückwärts sich angehalten sahen. Das Gefecht — unter dem Namen von Tertry-Poeuilly bekannt — dauerte von Mittag in die Dunkelheit und endigte mit dem Zurückweichen der Franzosen auf St. Quentin, die preußischen Truppen blieben während der Nacht an dem Thalrande stehen.

Als die Meldung über diesen Ausgang des Tages in Ham einlief, lag auch bereits vom andern Flügel der Armee eine Nachricht von der sächsischen Reiterei vor. Die Franzosen waren östlich St. Quentin nicht angetroffen worden, dagegen waren starke Massen südlich der Stadt gesehen, sodaß die ursprüngliche Ansicht des General von Göben über den Standpunkt der Hauptmacht des Feindes immer mehr bestärkt wurde. Diejenigen Theile des Feindes, welche das Gefecht bei Tertry geführt hatten, mochten nur eine Seitendeckung gebildet haben.

Die Heere befanden sich in enger Berührung. Die Skizze zeigt den Halbkreis um die Franzosen fest zusammengezogen; der nächste Morgen mußte die Entscheidung durch die Waffen bringen. Schon am 17. Januar Abends hatte General von Göben nach Versailles an General Moltke telegraphirt, daß er am 18. Januar seine Kräfte vereinigen und am 19. Januar angreifen

wolle. Er konnte nunmehr am Abende des 18. Januar diese Absicht mit größter Bestimmtheit dorthin melden. Die erste Armee umklammerte St. Quentin von Westen und Süden in einem Abstande von zwei Meilen. Zwischen den beiden getrennten Gruppen traf nun auch am Abende des 18. Januar ein neues Glied in den Kreis; es war dies ein Regiment vom ersten Armeecorps, welches mit der Eisenbahn von Rouen nach Amiens befördert worden und von dort in Eilmärschen herangezogen war. In Folge dieses Transportes konnten indeß die ersten Bataillone der Brigade, welche von der Einschließungsarmee von Paris entsendet war, erst frühestens am 19. Januar bei La Fère eintreffen.

Die Ereignisse des 18. Januar mußten dem französischen Oberbefehlshaber die Ueberzeugung gewährt haben, daß jetzt starke Abtheilungen des Gegners in bedenklicher Nähe an seine Rückzugslinie herangerückt waren. Nur durch ein entschlossenes Vorgehen konnte die Freiheit der Bewegung wieder gewonnen werden, wenn es gelang, mit vereinigten Kräften den ihm zunächst stehenden Theil der feindlichen Armee zu überwältigen, bevor der andere einzugreifen vermochte.

Dennoch entschied sich General Faidherbe dafür, den feindlichen Angriff bei St. Quentin in einer Stellung, Front nach zwei Seiten, abzuwarten. Mit dem Rückzuge wäre allerdings der eigentliche Zweck des Vorgehens in der gewählten Richtung gefallen, die Unterstützung eines Ausfalles der Pariser Armee. Blieb die Nordarmee dagegen stehen, so bot das Gelände zunächst der Stadt einige taktische Vortheile. Die vorliegenden Höhen gewährten ein freies Schußfeld, sicherten der Artillerie wie der Infanterie volle Wirksamkeit und gestatteten die verdeckte Aufstellung der Reserven. Außerdem waren die deutschen Heerestheile durch die Somme getrennt, während die Brücken in St. Quentin den französischen Corps die gegenseitige nahe Unterstützung ermöglichten. Aber freilich mußten bei zuwartender Haltung nun auch alle Kräfte des Gegners zu gleichzeitiger und umfassender Wirkung gelangen. Die Franzosen zählten nach eigener Angabe 40 000, die Deutschen 32 580 Mann.

Auf die erprobte Tüchtigkeit und die Ueberlegenheit an Geschützen vertrauend, schwankte General von Göben keinen Augenblick, den Angriff ins Werk zu setzen; getreu der Vorschrift des großen Friedrich: „die Preußen sollen allemal den Feind attakiren". Die Umfassung des Feindes von zwei Seiten hier bei St. Quentin ist somit das treue Ebenbild der Lage der beiden Armeen am Vorabende von Sedan. Es handelte sich darum, Fürsorge zu treffen, daß der Feind, völlig umfaßt, seine Rückzugslinie nach den Festungen durchschnitten sah. Der Vormarsch sollte am 19. Januar von allen Seiten gleichmäßig beginnen. Charakteristisch sind die an alle Theile des Heeres gerichteten Worte des Befehles: „Bei den jetzt hier vereinigten

Streitkräften und unserer überlegenen Artillerie handelt es sich nur darum, energisch vorzugehen, um Alles, was der Feind uns entgegenstellen kann, über den Haufen zu werfen. Sollte aber der Feind unsern Angriff nicht abwarten, so ist er mit Aufbietung der letzten Kräfte energisch zu verfolgen, da die Erfahrung lehrt, daß bei so schwach organisirten Streitkräften nicht sowohl der Kampf selbst als die durchgreifende Ausbeutung die größten Erfolge giebt."

Noch bevor die französischen Truppen die ihnen bezeichneten Stellungen im Süden und Westen der Stadt überall eingenommen hatten, gingen die Deutschen zum Angriffe gegen dieselben vor.

Nach dem vorangegangenen anhaltenden Froste mit starkem Schneefalle war seit zwei Tagen Thauwetter eingetreten. Die nicht chaussirten Wege waren in Folge dessen grundlos, der Acker mehrere Zoll tief aufgeweicht und an vielen Stellen mit Wasser bedeckt, so daß für die Truppen die Bewegung äußerst schwierig und ermüdend war.

Wir begleiten zunächst den General von Göben, der mit seiner Reserve in der Mitte zwischen den getrennten Gruppen seiner Armee Morgens von Ham aufbrach. Seine erste Anordnung ging dahin, daß er von der linken Seite noch einige Bataillone heranzog, welche unmittelbar unter seinen Befehl zu treten hatten. Als nun in der zehnten Stunde von rechts her das Feuer herübertönte, während links noch alles still war, glaubte der General um so mehr dorthin frühzeitig Verstärkung senden zu müssen, als, wie mehrfach erwähnt, er dort die Hauptkraft des Feindes annahm und auf die von Paris her gesendete Brigade noch nicht zu rechnen war. Die sogenannte Armeereserve rückte nach dem rechten Flügel ab, die neu eintreffenden Bataillone traten an ihre Stelle.

Der Oberführer blieb nun während der ganzen Schlacht auf der Straße von Ham und empfing dort alle Meldungen über den Gang des Gefechtes von Officieren, die er zu diesem Zwecke auf die Flügel gesendet hatte. Dieses stetige Verbleiben auf einer Stelle verdient besonders hervorgehoben zu werden, denn wie stark tritt nicht im Laufe der Schlacht die Versuchung an den Oberbefehlshaber heran, in erklärlicher Aufregung über den Ausgang durch eigenes Eingreifen an einer Stelle einzuwirken. Dadurch kann leicht der Gesammtüberblick leiden, der Führer wird möglicherweise von Meldungen nicht rechtzeitig getroffen und es entsteht Verzögerung, die dem Ganzen schädlich ist.

Die natürliche Gefahr für einen umfassenden Angriff liegt in der vom Vertheidiger erstrebten Durchbrechung mittelst eines Gegenstoßes. Und in der That schien ein solcher zu drohen. Die beiden Flügel der Armee waren durch das breite Wiesenthal der Somme getrennt und hatten zu ihrer Verbindung nur einen Uebergang. Die Franzosen standen auf dem Höhenkranze, welcher die Stadt im Umkreise einer halben Meile von Westen und Süden umgiebt,

Digitized by Google

auch sie waren durch den Fluß getrennt und besaßen nur eine Brücke in der Stadt. In Wirklichkeit zerfielen sie in zwei gleiche Hälften. Die Hauptkraft stand nicht, wie General von Göben annahm, südlich des Ortes. Hier kämpfte vielmehr das zweiundzwanzigste, westlich das dreiundzwanzigste neugebildete französische Corps. Der Kampf der beiden Flügel verlief im Ganzen unabhängig von einander und so mögen zunächst einige kurze Worte über das Gefecht südlich der Stadt auf dem linken Sommeufer folgen. Hier fochten die sechzehnte preußische Infanterie- und die sächsische Cavalleriedivision; letztere ging auf der Chaussee von La Fère, die erstere auf der vom Crozatcanal heranführenden Straße vor. Die Franzosen fuhren starke Batterien in ihrer Stellung auf. Außerdem besetzten dieselben einen vorliegenden niedrigen Rücken, auf welchem die ausgedehnten Baulichkeiten einer Zuckerfabrik liegen. Hier stand beim Beginne des Gefechtes eigentlich ihr linker Flügel, auf der Höhe dahinter die Reserven. Die Zuckerfabrik stieß nämlich an einen tiefen Eisenbahneinschnitt, der wie ein Wallgraben die Stellung abschloß. Die Bahn läuft parallel der Straße, auf der die sechzehnte Division anmarschirte, sie war außerhalb der wenigen Wegüberführungen nicht anders als durch steiles Klettern zu überschreiten. Somit theilte sich das Gefechtsfeld hier abermals in zwei getrennte Gebiete und die Division sah sich gezwungen, das Gefecht unter einer Linksschwenkung von ihrer Anmarschrichtung zu eröffnen. Trotz wiederholter Angriffe vermochte sie nicht über die Bahn dauernd vorzudringen. Gegen Mittag sah sie sich sogar darauf beschränkt, heftige Gegenstöße der feindlichen Infanterie zurückweisen zu müssen. Eine Zeit lang drohte hier wirklich ein Durchbrechen des Feindes, umsomehr als der letzte verfügbare Rückhalt zu dem Gefechte der Sachsen weiter nach rechts entsendet war. Ein sächsisches Jägerbataillon, das die Cavallerie begleitete, und das erste der von Paris angelangten Bataillone waren auf überlegene Kräfte gestoßen und es schien ein Zurückwerfen des rechten deutschen Flügels zu drohen. Schon einmal war aus dieser Richtung dreihundert Jahre früher — am 10. August 1557 — ein vernichtender Stoß geführt worden. Graf Egmont, der St. Quentin belagerte, ritt mit seinen schweren spanisch-niederländischen Geschwadern, nachdem er oberhalb der Stadt die Somme überschritten, gegen den Flügel der von La Fère heranrückenden französischen Ersatzarmee unter Montmorency an und warf Alles über den Haufen. Doch der Anprall wurde — am 19. Januar 1871 — glücklich zurückgeworfen und die Reserve konnte wieder zur Unterstützung der sechzehnten Division herangezogen werden. Einige bis dahin zurückgehaltene Batterien griffen später auf dem Gefechtsfelde zwischen der Eisenbahn und der Somme ein.

Hier kämpften einige Bataillone der sechzehnten Division und die obengenannte Armeereserve, welche General von Göben entsendet hatte. Am

Nachmittage wurde endlich der Feind von der Zuckerfabrik und der Eisenbahn vertrieben und auf der ganzen Linie ging es dann gegen die Höhen und weiter gegen den Bahnhof und die Stadt St. Quentin vor. Mit Einbruch der Dunkelheit wichen die Franzosen, welche nur noch ihren Abmarsch zu decken trachteten, und bei voller Finsterniß drangen die Colonnen in die Stadt ein. Die Straßen mußten von den Einwohnern erleuchtet werden; Versprengte und ganze Abtheilungen, welche aus dem Gefechte westlich der Stadt zurückkehrten, wurden gefangen. Der Verlauf desselben war folgender gewesen. Die Preußen waren unter heftigem Gefechte auf der ganzen Linie in fortgesetztem Vordringen geblieben, besonders nachdem die Abtheilung, welche an Stelle der Armeereserve getreten war, auf der Straße von Ham erfolgreich eingriff. Am Nachmittage war der Feind gegen die Stadt zurückgeworfen und begann abzuziehen. Nur auf dem äußersten linken Flügel gegen das Dorf Fayet konnten keine dauernden Fortschritte gemacht werden. Dieser Ort deckte die Straße auf Cambrai — die Rückzugslinie der Franzosen. Deshalb sorgte General Faidherbe mit allen Mitteln dafür, daß hier seine Truppen festhielten. Verstärkungen, welche aus der Richtung von Cambrai herankamen, traten hier ein und die Stellung wurde behauptet, bis die Dunkelheit den weiteren Abzug verschleierte. Gegen Abend trafen somit beide preußischen Flügel in der Stadt zusammen.

General Faidherbe, der Vormittags dem Gefechte auf dem Südufer der Somme beigewohnt, hatte noch bis zum Mittag den Eindruck gehabt, daß das zweiundzwanzigste Corps seine Stellungen behaupten werde. Er begab sich sodann zum dreiundzwanzigsten Corps, wo er zwischen 3 und 4 Uhr die Ueberzeugung gewann, daß sein rechter Flügel wahrscheinlich verdrängt werden würde. Ein nächtlicher Rückzug mit den erschöpften Truppen erschien in hohem Grade bedenklich, aber bei längerer Zögerung lief die Armee Gefahr, in St. Quentin eingeschlossen zu werden. Ohne einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, kehrte der Oberbefehlshaber dann in die Stadt zurück, woselbst er den Commandirenden der Südfront traf. Dieser hatte die Vertheidigung aufgegeben und vermochte, bei dem Standhalten der Truppen in der westlichen Vorstadt, seine Truppen in guter Ordnung nach Osten auf Le Cateau abmarschiren zu lassen. General Faidherbe ordnete daher an, daß das zweiundzwanzigste Corps seinen Rückzug dorthin fortsetzen, das dreiundzwanzigste nach Cambrai abziehen solle.

Dieser Befehl und die Nachricht, daß die Stadt inzwischen vom Nebencorps geräumt sei, gingen dem Commandirenden des rechten französischen Flügels erst um 6 Uhr Abends zu. Je ausdauernder nun aber der in der Vorstadt geleistete Widerstand war, um so verhängnißvoller mußte derselbe für den hier verbliebenen Theil der Franzosen werden. Durch die Truppen

des deutschen rechten Flügels im Rücken angegriffen, gerieth denn auch der größte Theil der dort standhaltenden Abtheilungen in Gefangenschaft. Der commandirende General selbst entkam nur mit Hilfe der Einwohner. Die Truppen verblieben in St. Quentin und den eroberten Dörfern. Der mühsam erkämpfte Sieg hatte den Deutschen 96 Officiere und 2304 Mann gekostet. General Faidherbe beziffert seinen Verlust auf rund 3000 Mann und 7000—8000 Gefangene. Indeß wurden in St. Quentin und den umliegenden Ortschaften allein an Verwundeten 3000 Mann aufgefunden, und die Zahl der unverwundeten Gefangenen überstieg 9000. Sechs Geschütze waren in die Hände des Siegers gefallen.

Das kühn angestrebte Resultat der doppelten Umklammerung des Gegners war nicht vollkommen zu erreichen gewesen. Das Ausfallen der von Paris entsendeten Brigade, von der nur noch ein weiteres Bataillon im Laufe des Abends auf dem Schlachtfelde, nachdem Alles vorüber, eintraf, hatte die Verschiebung der Reserve nach dem rechten Flügel veranlaßt. Auf dem äußersten linken Flügel blieben in Folge dessen nicht genug Truppen, um den Stoß bis auf die Straße von Cambrai durchzuführen. Ueberdies schlugen sich auch die neugebildeten französischen Bataillone sehr tapfer, die Artillerie der Nordarmee war bekanntlich besonders gut und focht hier in vorzüglichen Positionen. Auch die Leitung des Gefechtes zeugt von Tüchtigkeit, nur Schritt vor Schritt wichen die Franzosen, stets mit neuen Vorstößen sich Luft machend.

Zu einer unmittelbaren Verfolgung nach dem Gefechte in der Nacht durch die preußischen Truppen kam es nicht. Der hitzige Kampf in den durchweichten Rübenfeldern hatte vielen die Stiefel gekostet und alle auf das Aeußerste erschöpft. General von Göben stellte in dem Nachts 12 Uhr erlassenen Befehle den Truppen die Aufgabe, am 20. Januar durchweg fünf Meilen zu marschiren, um den Feind womöglich noch einzuholen, bevor derselbe die Festungslinie erreiche. Demgemäß brachen die einzelnen Theile der Armee in aller Frühe auf. Die Erschöpfung der Truppen, der vielfach hervortretende Mangel an Verpflegung, welche bei der Dauer des Kampfes bis in die Nacht hinein nicht überall hatte herangeschafft werden können, sowie endlich die Eile, mit welcher der Feind seinen Rückzug ausgeführt hatte, verhinderten, daß die Verfolgung am 20. Januar die gehofften Ergebnisse gewährte. Nur der linke Flügel warf kleinere feindliche Abtheilungen nach Cambrai hinein und beschränkte den Feind auf den Bereich seiner Kanonen. Aus eintreffenden Meldungen ging hervor, daß der Gegner einen erheblichen Theil seiner Streitkräfte nach der nördlichen Festungsgruppe — Lille, Douai — zurückbefördert hatte. Es war daher anzunehmen, daß die Nordarmee fürs Erste nicht Ernstliches unternehmen werde. Gegen die Festungen vermochte man bei dem Mangel an Belagerungswaffen nichts auszurichten, auch war

Digitized by Google

der Besitz einer oder der andern ohne Werth, da ein dauerndes Festhalten dieses Landstriches außerhalb der Aufgabe der ersten Armee lag. In Aufstellungen hinter der Somme, welche den Hauptkräften zugleich die Möglichkeit der Erholung gewährten, gedachte General von Göben abzuwarten, ob der Gegner wieder aus der schützenden Festungslinie hervortreten werde. Der nach Verlauf einer Woche abgeschlossene Waffenstillstand ließ die Frage offen, ob die Nordarmee bald noch einmal im freien Felde hätte auftreten können. Die beste Antwort giebt Faidherbe selbst, wenn er den 15. Februar erst als den Tag angiebt, wo eines seiner Corps wieder marschbereit war. Es war dies dasselbe, welches später der Regierung von Versailles zur Verfügung gestellt wurde und bei der Bekämpfung des Communeaufstandes tapfer mitgewirkt hat. Bekannt ist, daß bald nach Beendigung des Feldzuges ein kurzer Federkrieg zwischen den beiden Führern sich abspielte. Faidherbe spricht wiederholt von den immer neuen Verstärkungen, welche die Preußen „selbst von Paris her" ins Gefecht führten. Wir haben gesehen, worauf dieselben sich beschränkten. — Chef des Stabes bei der Nordarmee war der jetzige Kriegsminister Farre.

Während so der Versuch der französischen Streitkräfte, der Hauptstadt Hilfe zu bringen, im Norden gescheitert war, hatte die Schlacht von Le Mans auch die Landschaften der unteren Seine den Deutschen offen gelegt; der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin durchzog diese Gegenden so weit, daß er, als der Waffenstillstand eintrat, bereits mit der ersten Armee im Norden Verbindung gewonnen hatte.

Am 19. Januar 1871, dem ersten Tage, welcher der Errichtung des Reiches folgte, fand noch ein zweiter großer Kampf in unmittelbarer Nähe von Versailles statt, der Ausfall vom Mont Valérien, dessen Niederwerfung die Capitulation von Paris entschied. Voraussichtlich wird diese den Inhalt des nächsten Heftes bilden, während der Krieg im Süden, welcher sich bis in den Februar hineinzog, als Abschluß der Geschichte des Feldzuges selbst gebracht werden dürfte.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Die Gunst der öffentlichen Meinung, deren sich dieses seltsame Schauspiel schon seit lange zu erfreuen hat, scheint noch immer im Zunehmen begriffen. Dafür spricht am deutlichsten der Andrang zu den ersten Aufführungen desselben in diesem Jahre. Es sollten deren bis zum ersten Sonntage im Juni drei stattfinden, und es sind sechs daraus geworden, weil das Theater, obschon es für 5—6000 Zuschauer Raum bietet, an keinem der officiellen

Digitized by Google

Spieltage alle zu fassen vermochte. Nicht weniger als 15 000 Schaulustige sollen dasselbe am Tage der ersten Vorstellung umdrängt haben. Dazu war den bisherigen Aufführungen das Wetter — ein für dieselben, weil sub divo gespielt wird, höchst wichtiger Factor — durchweg ungünstig. Noch an jedem Sonnabend, an dem die meisten Fremden sich einzustellen pflegen, hat es geregnet; und doch hatte weder auf eine Eintrittskarte (von 8 Mark bis auf 1 Mark abwärts), noch auf ein erträgliches Unterkommen zu rechnen, wer nicht spätestens um 4 Uhr Nachmittags in Oberammergau eintraf. Da sind Fragen wie die: was die Menschen so fascinirend anziehe? ob der Reiz des Neuen und Außergewöhnlichen? oder, wenn dies nicht, ob mehr der Inhalt des Gebotenen, oder die meisterhafte Form der Darstellung? ob das „Bauernspiel" auch Gebildete befriedigen könne, und ob insbesondere auch Protestanten? und dergleichen, ebenso nahe liegend wie berechtigt. Aber es ist schwer, diese Fragen mittelst eines kurzen Referates über das Passionsspiel zu beantworten. Man müßte ein Buch darüber schreiben; und das ist wieder nicht nöthig, nachdem es Ed. Devrient, dessen sachkundige Besprechung in allem Wesentlichen noch immer zutreffend ist, schon vor jetzt dreißig Jahren gethan hat. Indem wir deshalb diejenigen Leser, welche sich über Wesen und Bedeutung des Oberammergauer Passionsspieles genauer orientiren möchten, auf dessen eben neu aufgelegte Schrift über dasselbe*) verweisen, wollen wir hier nur die culturgeschichtlich interessante Hauptfrage: was vorzugsweise dieses Schauspiel zu einem der besuchtesten macht, die es giebt, zu beantworten versuchen. Wir betonen: was vorzugsweise; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß zu diesem Resultate sehr verschiedene Factoren zusammenwirken. Und ganz zu unterschätzen ist unter ihnen auch nicht der oben zuerst angedeutete: der Reiz des Neuen und Außergewöhnlichen. Theater — giebt's wie viele und überall! Aber eine Schaubühne wie die Oberammergauer, so imponirend schon durch ihre räumliche Ausdehnung, giebt's nur einmal, und nur alle zehn Jahre wird auf ihr gespielt. Gewiß, was Heinrich IV. von der Seltenheit seiner persönlichen Erscheinung vor dem Volke rühmt:

„das Ungewohnte gab ihm Fei'rlichkeit" —,

das läßt sich auch einigermaßen auf das Ammergauer Passionsspiel anwenden; und da einem über Shakespeare leicht seine Landsleute einfallen, so ist die Frage wohl discutirbar, ob die vielen Söhne Albion's, welche dasselbe pflichtmäßig angähnen (es giebt eine englische Zeitschrift, welche sich lediglich mit der Frage der Verwendbarkeit der Saison beschäftigt), nicht eben so zahlreich zur Stelle sein würden, wenn ihnen anstatt des Passionsspieles in gleichen

---

*) Das Oberammergauer Passionsschauspiel. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.

Intervallen und in derselben schönen Gebirgslandschaft ein Stiergefecht geboten würde . . . Indessen die Zahl der Schaulustigen, welche einen solchen Verdacht rechtfertigen, ist doch eine verhältnißmäßig geringe, und das je „ausverkaufte Haus" kann so nicht erklärt werden. Den überwiegend stärksten Procentsatz der Zuschauer stellt das Land selbst, und was diese und die Zuzügler aus Deutschland und Oesterreich, Leute von sehr verschiedener Lebensstellung, aber durchweg mehr dem gebildeten Mittelstande, als der Aristokratie angehörig, heranzieht und so fesselt, daß während der siebenstündigen Aufführung die lautloseste Kirchenstille herrscht — außer wenn etwa einer der vorgenannten Fremdlinge zu einem geziemenden Verhalten: „Niedersitzen! Hutabnehmen!" aufgefordert wird —, was ist es? Vielleicht das meisterhafte Spiel der „geborenen Schauspieler", wovon so viel Rühmens gemacht wird? Wir können auch dem nicht zustimmen. Dem größeren Theile der Zuschauer fehlt es in dieser Hinsicht an jedem Maßstabe der Vergleichung; und die anderen, wenn sie behaupten, eine so „vollendete Darstellung" noch nie gesehen zu haben, auch nicht von den „Meiningern", die haben entweder noch nicht viel, und die letzteren wohl gar nicht gesehen, oder sie machen sich, gleichviel aus welchem Grunde, einer argen Uebertreibung schuldig. Es ist wahr, die Hauptrollen: Christus, Kaiphas, Judas und Pilatus liegen in verhältnißmäßig guten Händen; aber jede derselben ist noch sehr der künstlerisch tieferen Auffassung sowohl fähig, als auch bedürftig, um ganz befriedigen zu können, und was die Frauenrollen betrifft, Maria und Magdalena, so ist's gut, daß sie nicht viel zu bedeuten haben. Allein der stattliche, aus neunzehn Personen bestehende Chor entspricht in seinem sichern Auftreten und in seiner ausnahmslos würdigen Haltung und Action allen Anforderungen der mimischen Kunst.

So bleibt nur die Annahme übrig, daß die Hauptanziehungskraft des Passionsspieles auf dem Inhalte desselben beruhe; und sie ist unseres Erachtens allein berechtigt. Daß dieser Inhalt allbekannt ist, daß man gleich zu Anfang den Verlauf des ganzen Dramas übersieht und durch nichts überrascht wird, mindert die Theilnahme der Zuschauer nicht nur nicht ab, sondern erhöht sie. Selbst ein so kritischer Zuschauer wie Devrient bestätigt diese Annahme. „Den wunderbarsten Eindruck macht es, den Heiland, diesen vertrautesten Gegenstand unserer Einbildungskraft von Kindheit an, diese Gestalt, die schon in unzähligen Bildwerken vor uns gestanden, leibhaftig vor uns wandeln, sich bewegen zu sehen; zu hören, wie er das Volk belehrt, dieses ihn dafür segnet und preist, und wie er den Anfechtungen der Schriftgelehrten begegnet" . . . Und eben damit ist schon auf dasjenige hingewiesen, was am stärksten in die Wagschaale des Erfolges drückt. Während andere, auch die besten Tragödien unser Interesse für ihren Helden erst künstlich hervorrufen

ed by Google

müssen, behandelt diese einen Gegenstand, dem bewußt oder unbewußt die größte Theilnahme, und von den meisten wohl noch etwas mehr, entgegengebracht wird. Wer sich ganz davon frei wüßte, würde das Oberammergauer Passionsspiel kaum sehen mögen; und wir könnten ihm auch nicht dazu rathen. Denn wie dasselbe aus religiösen Motiven entstanden ist, so beruht auch seine beste Wirkung auf einer dem entsprechenden Voraussetzung auf Seiten der Zuschauer. Man könnte dagegen geltend machen wollen, daß der Kunsthistoriker auch an Heiligenbildern Gefallen finden könne, deren Gegenstand ihm gleichgiltig sei, aus rein ästhetischem Interesse . . . Aber die damit angedeutete Vergleichung ist unzutreffend. Denn das rein ästhetische Interesse findet im Passionsspiele keine Befriedigung, und dies nicht blos aus dem bereits angegebenen Grunde, sondern auch weil sein Inhalt: Mißhandlung und grausame Hinrichtung eines völlig Schuldlosen, einer darauf zielenden Behandlungsweise widerspricht. Der tragische Dichter hat es nie mit schuldlosen Helden zu thun, und doch erwartet man von ihm mit Recht, daß er uns den Anblick ihres Unterganges, wenn derselbe ein allzu qualvoller ist, erspart. Hier hingegen muß man achtzehn Minuten lang den Anblick eines Gekreuzigten ertragen, der nicht einmal den Eindruck eines Helden macht, insofern er nach dem Seelenkampfe in Gethsemane alles Furchtbarste, ohne dagegen zu reagiren, über sich ergehen läßt. Daß diese Scene nach unseren ästhetischen Forderungen an die Bühne nicht zu rechtfertigen sei, ist ebenso unbestreitbar, wie daß sie den tragischen Höhepunkt des Schauspiels darstellt und aus demselben nicht hinwegzudenken ist; woraus sich ergiebt, daß es unzulässig ist, dasselbe nach gewöhnlichem Maßstabe zu messen, und von seiner specifisch religiösen Bedeutung und Tendenz absehen zu wollen. Gesteht man aber dies zu, und kann man dem Gegenstande des Passionsspieles die religiöse Theilnahme entgegenbringen, die es beansprucht, dann wird man nicht nur über manche Unvollkommenheiten der Darstellung gern hinweg sehen, sondern auch einräumen, daß letztere im Großen und Ganzen dem Gegenstande angemessen sei. Denn was schon öfter als ein Vorzug der evangelischen Berichterstattung über Jesu Passion anerkannt worden ist: die rein objective Darstellung des Geschehenen ohne alle und jede subjective Zuthat und Reflexion der Geschichtschreiber, das muß man auch dessen Darstellung auf der Oberammergauer Schaubühne nachrühmen; sie ist ohne alle Uebertreibung, sie ist streng realistisch, sodaß sie dem Zuschauer den Eindruck aufnöthigt: so ungefähr muß sich das zugetragen haben. Hieraus endlich ergiebt sich die Beantwortung der oben zuletzt aufgeworfenen Frage. Das Passionsspiel hat kein confessionelles Gepräge. Es kann, wie es denn auch thatsächlich geschieht, von freisinnigen Protestanten mit derselben Befriedigung wie von Katholiken gesehen werden, und ist auch insofern eine zugleich beachtens-

y Google

werthe und erfreuliche Erscheinung, als es den Beweis liefert, wie wenig das religiöse Bedürfniß des Volkes, das in dieser Darstellung Befriedigung sucht und findet, von den Zänkereien der officiellen Theologie auf beiden Seiten abhängig ist. D.

Vom preußischen Landtage.

Noch immer liegt, in dem Augenblicke da diese Zeilen geschrieben und vermuthlich noch wenn sie gelesen werden, das ungewisse Schicksal der kirchenpolitischen Vorlage als dunkler Schatten über der parlamentarischen Landschaft. Die zweite Lesung im Plenum des Abgeordnetenhauses hat das Schauspiel der Commissionsberathung nur in optischer Vergrößerung noch einmal vorgeführt. Gleich bei dem ersten Artikel traten in der Versammlung nicht weniger als fünf Tendenzen aus- und gegen einander, und die Regierung oder wenigstens ihre officielle Vertretung treibt zwischen ihnen einher, ohne nur eine einzige sicher in der Hand zu haben. Der Entwurf hat — ungeschickt genug — in diesem Artikel drei Bestimmungen zusammengefaßt, die nur lose zusammenhängen, aber den verschiedensten Angriffen von verschiedener Seite ausgesetzt sind, so daß es die größten Schwierigkeiten hat, für das Ganze, aber auch wieder nur für einen Bruchtheil ohne den andern, eine Mehrheit zu vereinigen. Den ersten Theil, welcher durch Dispensationen von den Vorbedingungen des geistlichen Seelsorge- und Lehramtes die Beseitigung des durch den Conflict herbeigeführten kirchlichen Nothstandes erleichtern will, ist das Centrum bereit unverändert anzunehmen; die Freiconservativen und diejenigen Nationalliberalen, die nicht schon grundsätzlich gegen die ganze Vorlage sind, verlangen Einschränkungen, über deren Maß man sich in der zweiten Commissionslesung zur Noth vereinigt hat. Den zweiten Theil, welcher dem Staatsministerium die anderweite Regelung des Bildungsnachweises an Stelle des sogen. Culturexamen anheimgiebt, will das Centrum so wenig wie die Liberalen. Den dritten Theil endlich, der gegen den Besuch ausländischer Lehranstalten (Jesuitenschulen), noch über die Maigesetze hinaus, Einschränkungen gestattet, wollen wegen des letzteren Umstandes außer dem Centrum auch die Conservativen nicht. Nachdem nun in der ersten Commissionslesung der ganze Artikel an den verschiedenen Combinationen des Widerspruches gefallen war, hatte sich in zweiter Lesung für die freiconservative Modification des ersten Theiles unter Streichung der beiden anderen eine kleine Mehrheit gefunden. Die Conservativen brachten nunmehr diesen durch die Gesammtabstimmung über den Entwurf wieder hinfällig gewordenen Beschluß im Plenum als Abänderungsantrag wieder ein und zwar an Stelle des ganzen

Digitized by Google

Artikels. Man wollte auf diese Weise die Liberalen zwingen, durch Annahme des Amendements auf den dritten Theil der Regierungsfassung zu verzichten, da es sonst in den Händen der Conservativen und des Centrums gewesen wäre, die letztere nach ihrem Sinne stückweise durchzusetzen oder abzulehnen. Die Freiconservativen brachten dagegen dieselbe Fassung in Verbindung mit dem dritten Theile der Regierungsvorlage als eventuelles Amendement ein, und der fortschrittlich-nationalliberalen Linken gelang es nun, mit Ueberrumpelung des Centrums ein Reihenfolge der Abstimmung herbeizuführen, daß über den dritten Theil der Regierungsvorlage eher als über die den ersten ersetzende Fassung endgiltig entschieden wurde. Dadurch erreichte man es, daß nach Verwerfung des dritten Theiles eine Anzahl Nationalliberaler, die nur darin eine genügende Compensation für das Zugeständniß des ersten Theiles gefunden hätten, zuletzt gegen diesen auch in der amendirten Fassung stimmte und ihn so zu Falle brachte. Abermals ist also, wie in der ersten Lesung der Commission, an dieser grundlegenden Stelle eine Lücke entstanden, und zwar diesmal wesentlich durch die Schuld der Conservativen, welche trotz des nachdrücklichen Eintretens von Seiten der Regierung ihrer Rücksicht für das Centrum die Nummer 3 der Regierungsvorlage zum Opfer brachten. Wenn Herr von Puttkamer sich dergleichen von der eigens zu seiner Unterstützung gewählten Partei bieten läßt, so hat er freilich keinen Grund mehr, sich über die Liberalen zu beklagen.

Im Uebrigen dürfte sich der Gang der Berathung mit den Einzelbeschlüssen der zweiten Commissionslesung decken, insbesondere ist für die Bestimmung, welche an Stelle der discretionären Handhabung der Strafvorschriften, wie der Entwurf wollte, eine directe Erleichterung der Seelsorge in den verwaisten Pfarrgemeinden treten läßt, eine Fassung gelungen, mit welcher die Nationalliberalen sich einverstanden erklärt haben. Bezüglich des Artikel 4 — Wiederanerkennung der zur Amtsentlassung verurtheilten Bischöfe —, welcher mit dem von der Commission beschlossenen, die Erfüllung der Anzeigepflicht zur Bedingung stellenden Amendement dem Centrum unannehmbar war, mußte man nach einer Revanchedrohung des Abgeordneten Windthorst für das Abstimmungsmanöver bei Artikel 1 darauf gefaßt sein, daß die Partei durch ihre Stimmenthaltung die Entscheidung in die Hand der beiden conservativen Gruppen geben werde. Damit wäre indeß für das Verhalten bei der Schlußabstimmung um so weniger ein Präjudiz gegeben, als der Grund des Fechterstreiches so offenherzig eingestanden worden.

So wird man denn im Ganzen beim Ende der zweiten Lesung im Plenum nicht weiter sein als beim Abschluß der Commissionsberathung. Warum Fürst Bismarck es für angezeigt hält, eine entschiedene Stellungnahme um volle vierzehn Tage steigender Sommerschwüle hinauszuschieben,

ist ebenso schwer zu erklären als sein Verhalten bei der Vorbereitung und Einbringung der Vorlage. Der ostensibel angegebene Grund, daß die Beschlüsse einer Commission für die Regierung kein Motiv abgeben könnten, von ihren Vorschlägen abzugehen, sondern erst die Abstimmungen des Plenums, würde sich mit leichter Veränderung ebensogut von den Beschlüssen zweiter Lesung sagen lassen, da niemand dieselben, wie sie jetzt gefallen sind, für das letzte Wort der Parteien hält. Aber wie viel anders hätten sie ausfallen mögen, wenn durch eine unzweideutige Erklärung des leitenden Staatsmannes die nationalliberale Partei vor die Wahl wäre gestellt worden, entweder herzhaft die dargebotene Hand zum Ausgleiche anzunehmen, oder rundweg sich darauf einzurichten, daß man den letzten Forderungen des Reichskanzlers verneinend werde gegenüberstehen müssen! Was soll man aber dazu sagen, wenn über eine Bestimmung, deren Ablehnung durch Centrum und Liberale nicht nur, sondern auch durch die Freiconservativen sicher war, vom Regierungstische noch ein mehrstündiger Kampf unterhalten wird? Und dies für eine Bestimmung — daß die Berufung gegen kirchliche Disciplinarurtheile nicht mehr in der Hand der Betroffenen liegen solle —, die bei der Masse der Bevölkerung nur einen höchst ungünstigen Eindruck machen kann, wenn erst von anderen mehr in die Augen fallenden Stücken des Entwurfes in dieser Art die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird. Wenn Fürst Bismarck sich über die Unarten des deutschen Parlamentarismus beklagt, sollte er sich doch nicht verhehlen, daß diese Institution auf härtere Proben ihrer gedeihlichen Leistungsfähigkeit, als er ihr zumuthet, nicht wohl gestellt werden könnte. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Das Rennen von Longchamps. — Mit den drei großen Rennen von Chantilly, Auteuil und Longchamps geht die Pariser Frühjahrssaison zu Ende. Verstummt sind die Concerte im Cirque, sowie bei Erard und Pleyel und spärlich nur noch werden die Theater besucht, dagegen sind die Rennvergnügen, die Tours aux lacs im Boulogner Gehölze, dagegen sind Versailles, St. Cloud, Vincennes und andere Orte, der Salon und die Blumenausstellung in Blüthe.

Die Natur hat trotz der schlechten Laune des Frühlings längst ihr Sommerkleid angelegt und daß der Pariser, besonders aber die Pariserin mit ihrer Toilette nicht zurückgeblieben, dies ist begreiflich.

Letzten Sonntag nun war der Hippodrom von Longchamps der Platz, wo la fleur du monde und demi monde, überhaupt der Herr Tout Paris daselbst sich einfand, denn es war großer Schlachttag. Vergessen waren

Digitized by Google

Politik und Geschäft, sowie der radicale Klopffechter und Chevalier de la réclame und sein Duell. Wer wird der Sieger sein? „Robert the Devil“ oder „Beauminet“? — Dies war die Frage, um welche sich Alles drehte, nebenbei aber auch galt's dem großen Preis von 100 000 Franken, der mit den Einsätzen und den Zuschüssen der Generalbahnen auf mindestens 170 000 Franken zu rechnen ist.

Vor Zeiten fanden die Rennen auf dem staubigen, sonnigen Marsfelde statt; der Herzog von Orleans und Lord Seymour waren die hohen Protectoren dieser von England importirten Vergnügenskunst. Heutigen Tages ist es der Jockey-Club, und Longchamps am Fuße des Mont Valerien vermag oft kaum die Menge der Zuschauer zu fassen. In England sind die Rennen bekanntlich mehr volksthümlich, in Frankreich dagegen mehr elegant und das Pferd nur noch ein Vorwand. C'est un véritable steeple chase de l'élégance und die Damen besonders sind gleichzeitig actrices und spectatrices, so daß, was die Tribünen anbetrifft, oft selbst die reichste Phantasie durch den dort entfalteten Luxus der Toilette weit überboten wird. Früher war das Fest des Grand prix ausnahmslos vom schönsten Wetter begünstigt, während dasselbe im letzten Jahre durch einen himmlischen Thau mit obligatem Donnerwetter schließlich von einem course aux chevaux in course aux grandes eaux verwandelt wurde. Diesmal nun war der Himmel noch üblerer Laune und vermochte es nicht über sich zu gewinnen, ausnahmsweise von seinem wunderlichen Programme abzusehen. Ein feiner Regen fiel des Morgens, während der Mittagsstunden schien es besser werden zu wollen, am Nachmittage jedoch tröpfelte es ruhig weiter, so daß der lästige Regenschirm die einzige Deckung war. Glücklicherweise läßt sich der Franzose durch solches Vorkommen keineswegs den Humor verderben, selbst die Damenwelt macht gute Miene zum Spiel und bringt den Umständen, sowie dem Jupiter pluvius lächelnd ein Opfer. Daß nicht wenig Pompadoure-Roben und Costümes directoires, sowie zahllose italienische Strohhüte à la visière darauf gegangen, ist begreiflich, erhöhte jedoch, der oft komischen Situationen wegen, nur die allgemeine Heiterkeit. Die Temperatur war überaus kühl, so daß man in St. Cloud und Suresnes sich wahrlich an den Themsestrand versetzt wähnen konnte.

Die Frage Frankreich oder England? hat hier in den letzten Jahren mehr und mehr an Bedeutung verloren und kann nur noch patriotische Hitzköpfe interessiren, da man seit Einführung des Grand prix, also seit dem Jahre 1863, sich meist wiederholen sah, daß nach einer Niederlage den Franzosen der nächste Sieg immer wieder zufiel, wo er nicht gar sich mehrmals für sie entschied. Nachdem im vorigen Jahre Herrn Blanc's „Nubienne“ als Sieger bejubelt worden, war Frankreich schon elf Mal als Sieger aus

Digitized by Google

dem Kampfe hervorgegangen und es wäre ganz gegen Artigkeit und Verabredung gewesen, wenn diesmal nicht England daran gekommen wäre, was auch die Engländer keineswegs bezweifelten, die sich im letzten Augenblicke auf dem Sattelplatze nur noch über die Gewichtlosigkeit der Jockey's stritten und mit Kennern eifrig über den Reichthum ihrer Ställe discutirten, wobei einige von ihnen eine staunenswerthe genealogische Pferdekenntniß entwickelten. In Paris und im Publikum selbst hatte man sich nach manchen grundgelehrten Dissertationen während der letzten Tage soweit aufgeklärt, daß der Kampf eigentlich nur zwischen Robert the Devil und Beauminet stattfinde. Robert! . . . . . Beauminet! . . . . . Destrier! . . . . . sowie umgekehrt und nochmals in anderer Reihenfolge. Um dieses Problem drehte sich seit zwei Tagen alle Conversation.

Anfangs waren 340 Pferde engagirt, von denen bis zum 1. Mai schon 271 mit Reugeld zurückgezogen wurden. Am Sonntag Morgen waren nur noch zwanzig auf der Liste, zwölf Franzosen und acht Engländer, von ihnen wurden „Robert" 4/6, „Beauminet" 3/1, „Arbitre", „Poulet" und „Destrier" aber 10/1 cotirt. Nachmittags waren der Kämpfer noch zwölf, von denen schließlich zehn gingen. Mr. Brewer's „Robert the Devil", geritten vom Jockey Rossiter, wurde als Sieger bejubelt, während „Beauminet" sich nicht einmal placirte, da Mr. Staub's „Le Destrier" als zweites und des Grafen Delagrange „Milan" als drittes Pferd dem Engländer folgten, der schon in Goodwood und Newmarket einen Sieg davongetragen. „Muß man wenig Glück gehabt haben, um als Mensch geboren zu werden," meinte ein philosophischer Rosselenker, mißmuthig seinen Bock erkletternd, als „Robert" unter lautem Hurrah und Jubel zum Sieger erklärt wurde. Faut il avoir eu peu de chance d'être né homme, tandis que j'aurais pu être cheval de course!" Man sieht, Zola macht Schule.

Nachdem die Rennen nun vorüber, kommt die ungeheure Menschenmenge und die Wagenreihen in Bewegung; die Tribünen leeren sich und die Rückfahrt beginnt, die sich diesmal ungewöhnlich schnell vollzog, da die Ungunst der Witterung den Aufenthalt auf der Rennkoppel, nachdem die Neugier befriedigt und das Interesse vorüber, wahrhaft verleidete. Jedermann eilte so schnell als möglich heim, wodurch es kam, daß der Andrang bei den Eisenbahn- und Dampfbootstationen enorm war; dennoch läßt sich im Ganzen über den Tact und die Ordnung der Menge bei solchen Festlichkeiten hier nicht klagen, wodurch sich Longchamps von Epsom aufs Vortheilhafteste unterscheidet. Man bedenke nur, daß hier mitunter eine halbe Million Menschen und 50,000 Fuhrwerke (diesmal allerdings wohl nur die Hälfte) zusammenströmen. Es ist nicht genug zu bewundern, wie bei Aufbietung einer nur mäßigen Polizeimannschaft Alles so überaus ruhig und ordentlich verläuft, sowie daß Un-

Digitized by Google

glücksfälle selten und außer in der bekannten Species englischer Taschendiebe hier keinerlei-Verhaftungen vorkommen. Zu bemerken noch ist, wie die Herren bookmakers diesmal vortreffliche Geschäfte machten und daß die Engländer kolossal gewannen, wofür sie sich während der nächsten Tage am Champagner auf Frankreichs Wohl zu entschädigen suchten.

Im Uebrigen geht's hier so ruhig und ordentlich zu, wie man es unter republikanischem Regime nur wünschen und erwarten kann. Der ehrenwerthe Präsident Grévy befindet sich sammt seinen Ministern ganz wohl, was man ja von den klerikalen, bonapartistischen und radikalen Gernegroßen, sowie von den verschiedenen reclame- und duellsüchtigen Zeitungsschreibern nicht sagen kann. Die Amnestiefrage sowie die Schulgesetze werden hoffentlich eine bei weitem ruhigere Erledigung finden, als dies im Auslande vormals angenommen worden, und so sieht man denn, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, abermals einem recht ruhigen Sommer entgegen.

Aus Rom. Das Museo Tiberino. In der via della Longara, am rechten Ufer des Tiber und unfern des Palazzo Corsini wird zur Zeit in aller Stille unter Fiorelli's Leitung ein neues Museum vorbereitet, welches die reichen Schätze der römischen Kunstsammlungen erheblich zu vermehren bestimmt ist. Es soll unter dem Namen Museo Tiberino zur Bergung der Schätze dienen, welche die in immer größerem Umfange betriebene Regulirung des Tiber gelegentlich ans Licht bringt. Seine Hauptzierde werden die umfangreichen Reste eines jüngst oberhalb des Ponte Sisto bei der Anlage der neuen Parallelwerke entdeckten und mit großer Sorgfalt abgetragenen römischen Prachtbaues bilden.

Die römischen Herren Archäologen hüten diese Schätze, bevor sie gänzlich gereinigt und aufgestellt sein werden, sehr sorgfältig vor den Augen Unberufener — und vielleicht noch mehr vor denen Berufener. Es darf daher ohne Indiscretion in Folgendem nur eine kurze Nachricht über die Bedeutung der neuen Funde gegeben werden.

Der aufgefundene Prachtbau stammt, seinem Stile nach zu urtheilen, aus dem ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit. Die wohlerhaltene Langwand des Hauptsaales wurde durch korbtragende Karyatiden in Felder gegliedert, welche große decorative landschaftliche Darstellungen enthalten. Man sieht reiche, mit einer Fülle von Bildsäulen geschmückte Parkanlagen, die anscheinend nicht auf freier Erfindung des Malers beruhen, sondern als Veduten vorläufig noch nicht gedeuteter Localitäten eine für Cultur- und Kunstgeschichte erhöhte Bedeutung beanspruchen.

Der Saal wurde durch ein Tonnengewölbe überdeckt, welches ebenfalls durch ornamentirte Streifen in Fächer getheilt ist. In letzteren befinden sich

Digitized by Google

Darstellungen von Eroten reizvollster Erfindung in freihändiger Stuckarbeit vorzüglichster Technik.

Zwischen Langwand und Tonnengewölbe zieht sich ein den Kanephoren entsprechend gegliederter Fries hin, mit farbigen Darstellungen auf schwarzem Grunde, welche Scenen des forensischen Lebens wiedergeben. Wir sehen überall je zwei Bilder zu einer Gruppe vereinigt. Auf dem einen wird irgend eine Unthat, Straßenraub, Mord oder sonstige gewaltsame Störung der öffentlichen Ordnung dargestellt; das entsprechende Bild bringt die Aburtheilung des Verbrechers. Der Praefectus Urbi erscheint auf dem Richterstuhle, vor ihm der Angeklagte, lediglich mit einem Schurze bekleidet. Die Darstellungen sind in hohem Grade anziehend und lehrreich.

In abweichender Weise sind die Decorationen anderer, demselben Bau angehöriger Gemächer ausgeführt. Hier findet man in ebenfalls farbiger Technik, doch auf weißem Grunde, eine Anzahl vortrefflich componirter Liebesscenen. Was diese Malereien ganz besonders auszeichnet, ist bei außerordentlicher Feinheit der Silhouetten eine Sicherheit und Schärfe der Conturen, die den besten Erzeugnissen hellenischer Kunst nahekommt. Die Darstellungen erinnern häufig an bekannte Motive pompejanischer Gemälde, dergestalt, daß ein Zusammenhang zwischen beiden unzweifelhaft erscheint. Sicherlich begegnen wir hier einer trefflichen Frucht der italischem Boden entsprossenen Nachblüthe hellenischer Kunstübung. —r.

Aus Berlin. Otzen's Project zur Heiligenkreuz-Kirche auf dem „Johannestisch". Andere Kirchenbauten. Strack †. — Wenn man über den statuenreichen Belleallianceplatz hinweg und zwischen den beiden großen, von dem eben verstorbenen Meister Strack erbauten Thorhäusern hindurch geschritten ist und die neue Halle'sche Brücke, die ebenfalls vor Kurzem mit allegorischen Marmorfiguren geschmückt worden ist, hinter sich gelassen hat, so läuft von dem freien Platze, auf dem man sich alsdann befindet, die breite Bellealliancestraße rechts nach dem Kreuzberge zu, während links an der Pionierstraße, die zur Hasenhaide, dem Eldorado der Berliner Garnison und Köchinnen führt, ein zweiter länglicher Platz sich ausdehnt, der — ich weiß nicht aus welchem Grunde — den Namen „Johannestisch" trägt. Auf diesem erst seit etwa zwanzig Jahren bebauten Platze, den übrigens sehr stattliche Wohnhäuser einschließen und alte Lindenbäume ringsum zieren, erhebt sich nicht in der Mitte, sondern einigermaßen schüchtern in der Ecke ein länglicher scheunenartiger Bau in Fachwerk, dessen Bedeutung vollkommen fraglich erscheinen müßte, wenn nicht auf dem Dache ein elender Balkenaufsatz, der einem Thurme nachzuahmen versucht, eine kleine Glocke von außen deutlich erkennen ließe, etwa wie sie in größeren Fabriken die Arbeiter

Digitized by Google

zum Werke ruft. Man würde auch am ersten noch auf eine Werkstatt rathen, um sich die Bedeutung des Schuppens zu erklären, wenn nicht bei näherem Betrachten auf jenem thurmartigen Aufsatze ein Kreuz sichtbar würde, das uns schließlich auf den Gedanken bringen muß, irgend eine kaum geduldete Secte, der in der Diaspora der Bau eines würdigen Gotteshauses versagt wäre, habe sich hier eine Art Nothcapelle errichtet. In Wirklichkeit ist das besagte Gebäude jedoch die einzige Kirche einer Gemeinde von circa 50 000 Mitgliedern, die der evangelischen Landeskirche angehört. Es gehört eben Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse in Berlin dazu, um so etwas überhaupt für möglich zu halten. Die Stadt, die sich hier riesig und in kürzester Frist ausgedehnt hat, besitzt in der ganzen Gegend kein Gotteshaus. Die alte Jerusalemerkirche, zu deren Parochie die vor dem Halle'schen Thore Wohnenden gehören, reichte nicht entfernt für die Masse der Pfarrkinder aus, und so gelang es zunächst der Initiative derjenigen unter ihnen, die sich innerlich noch mit der Kirche verbunden fühlten, mit großer Mühe, jenes Nothgebäude zu errichten, in dem sie seit einer Reihe von Jahren ihren Gottesdienst halten. Diesem traurigen und beschämenden Zustande soll jetzt ein Ende gemacht werden. Die kleine Nothkirche reicht, von ihrer unwürdigen Gestalt ganz abgesehen, schon dem Raume nach für die mehr und mehr wachsende Zahl der Gemeindemitglieder nicht aus, und durch die besondere Theilnahme, welche der Kronprinz und seine Gemahlin an der Angelegenheit nehmen, ist die Aussicht herbeigeführt, daß demnächst mit dem Baue einer wirklichen Kirche begonnen werden kann. Dieselbe soll der rühmlichst bekannte Kirchenbaumeister Professor Otzen errichten, und das Modell des Gebäudes steht seit einigen Tagen in einem an den Platz angrenzenden Stiftsgebäude zur Ansicht aus. Otzen, von unseren heutigen Gothikern ohne Zweifel einer der tüchtigsten und genialsten, hat, wie es dem Platze entsprach, einen Bau von centraler Anlage im Grundrisse entworfen, der, wenn in gutem Materiale ausgeführt, eine hohe Zierde nicht blos jener Gegend, sondern für Berlin überhaupt zu werden verspricht. Das Modell zeigt uns einen Kuppelbau, dessen Spitze bis zu 250 Fuß Höhe emporragen soll. Die Kuppel erhebt sich über der Vierung, wo sich die beiden Schiffe der Kirche schneiden. Das Querschiff hat fast dieselbe Länge wie das Langschiff. Rechts und links vom Hauptportale erheben sich rundlich spitze Thürmchen, die sich an der Kuppel, wo die Querschiffflügel ansetzen, in derselben Höhe und Gestalt rechts und links wiederholen, so daß die schön geformte, mächtig den ganzen Bau dominirende Kuppel von vier Thürmen flankirt wird. An der hinteren Seite der Kuppel setzt sich als Abschluß des Langschiffes der Chor mit der Apsis an. Der Bau ist, nach dem Modelle zu urtheilen, so glücklich in seinen Gliedern und Massen abgewogen, zeigt so harmonisch schöne Verhältnisse, so edle, durch-

gebildete gothische Details aus der besten Zeit der norddeutschen Backsteingothik, daß man nur wünschen kann, der großen Gemeinde möge es recht bald gelingen, die nöthigen Mittel zur soliden Ausführung dieses Kirchenbaues aufzubringen. Der „Johannestisch“ wird jedenfalls, wenn das Otzen'sche Project vollendet ist, und der jämmerliche Holzschuppen in Folge dessen verschwinden kann, einer der ansprechendsten Plätze Berlins werden, gerade wie durch Orth's Zionskirche im Norden der Stadt der nach ihr benannte vormals völlig öde und nüchterne Platz ein höchst reizvolles Ansehen erhalten hat.

Nachdem die uralte Nikolaikirche im Centrum der alten Fischerstadt dicht beim Rathhause durch Blankenstein in ebenso pietätvoller als feiner kunstsinniger Weise restaurirt und die alte in den nüchternen Zopfformen der Epoche Friedrich Wilhelm I. ursprünglich erbaute Jerusalemer Kirche in einen ansprechenden romanischen Backsteinbau umgewandelt worden ist, hat Berlin auch in Bezug auf seine Kirchenarchitectur, mit der es am schlimmsten stand, erheblich gewonnen, und — wie das solche Restaurationsarbeiten alter ehrwürdiger Gebäude mit sich zu bringen pflegen, der Sinn für Kirchenbaukunst ist in weiteren Kreisen geweckt worden, was die in einseitiger Richtung gehaltenen Basilicabauten unter Friedrich Wilhelm IV., so gut die Absicht des gelehrten Königs war, nicht zu Stande gebracht haben. Vielleicht daß diese Stimmung schließlich auch einmal dem Baue des großen Domes am Lustgarten zu Gute kommt, mit dem es bis jetzt trotz aller Ansätze immer nicht von Statten gegangen ist, da außer dem Gelde auch die zu solchem großartigen Unternehmen — soll es wahrhaft volksthümlich gelingen — nothwendige Stimmung in der Bevölkerung, der künstlerische Sinn in den Massen nicht minder wie der kirchliche bisher immer nicht im rechten Maße vorhanden war. Was den kirchlichen Sinn anlangt, so wird er freilich augenblicklich durch die herrschende hyperorthodoxe Richtung gerade der tonangebenden Geistlichen in Berlin, der Hofpredigerclique und ihres Anhanges, der jetzt seine Zeit gekommen glaubt, sehr wenig in den breiten Schichten der Bevölkerung gefördert. Doch dürfte gerade auf diesem Gebiete die natürliche Reaction gegen das jetzige Treiben nicht mehr sehr lange auf sich warten lassen.

Der Tod Strack's hat nicht überrascht, da der 75jährige Greis seit längerer Zeit litt. Die berliner Künstlerschaft nicht minder wie die gelehrte Welt und die officiellen Kreise haben dem Dahingeschiedenen alle gebührenden Ehren am Grabe zu Theil werden lassen. Mit ihm ist der directe Nachwuchs Schinkel'scher Kunst zu Grabe getragen. Stüler und Strack waren die beiden Lieblingsschüler des großen Künstlers, der dem Berlin fast der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sein architektonisches Gepräge gab. Strack stand nach dem Tode Stüler's ziemlich vereinsamt. Trotz aller Be-

Digitized by Google

deutung und Selbständigkeit mangelte ihm bei feinster Abwägung der Details des classischen Baustiles die geniale Vollkraft, im Ganzen zu entwerfen und aus der ersten großen Conception heraus die Einzelheiten organisch zu bilden. Das beweisen, wie mir scheint, alle seine Bauten, die Nationalgalerie wie das Siegesmonument auf dem Königsplatze (für welches in dem Eingreifen von anderer Seite her, dem der Künstler keinen Widerstand entgegensetzen konnte, übrigens mildernde Um'tände sprechen), die beiden Thorhäuser am Belleallianceplatz, die Petrikirche, der Umbau des jetzt vom Kronprinzen bewohnten Palais, das Raczynski'sche Haus und andere. Es wäre zu wünschen, daß uns die Nationalgalerie die Skizzen aller Werke des Verstorbenen, so wie seine Entwürfe und Zeichnungen in einer Ausstellung zur Ansicht brächte, wie dies Institut unter Director Jordan's gediegener Leitung die Gesammtwirksamkeit verstorbener zeitgenössischer Maler in ähnlicher Weise uns durch Ausstellungen zur Betrachtung darzubieten pflegt. Wir dürfen wohl hoffen, daß der Feuerbachausstellung, die ihre stille Gemeinde noch jetzt täglich um sich sammelt, eine Ausstellung der Werke des Erbauers der Nationalgalerie und des jüngst dahingeschiedenen K. Fr. Lessing, dessen berühmteste Hussitenbilder ohnedies im Besitze der Galerie schon sind, in nicht allzuferner Zeit wird folgen können. —y.

Literatur.

Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild von Alfred von Reumont. Gotha, Fr. A. Perthes. 1880. — Der am 3. Februar 1876 im Alter von 84 Jahren verstorbene Florentiner Edelmann mit dem althistorischen Namen hat hier ein biographisches Denkmal erhalten, wie es schwerlich einer seiner Landsleute ihm hätte errichten können. Reumont ist in der neueren Geschichte Italiens und vor allem in den literarischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu Hause, wie nicht leicht ein Anderer; dazu verband ihn mit Gino Capponi eine schon vor vierzig Jahren geknüpfte, bis ans Ende dauernde, persönliche Freundschaft, Gemeinsamkeit der Interessen und der geschichtlichen Studien, bis auf einen gewissen Grad auch verwandte Denkart im Politischen und im Religiösen. Das Buch ist darum mit pietätvoller Wärme geschrieben, obwohl keineswegs panegyrisch, vielmehr sind auch die Schwächen des Freundes deutlich bezeichnet, der von der Natur und durch ausgebreitetes Studium das Zeug zu einem hervorragenden Gelehrten und zu einem hervorragenden Staatsmann hatte, aber durch Mangel an Energie und Concentration, durch eine gewisse Weichheit und Unentschlossenheit des Charakters nicht das wurde, was er werden konnte, und es nie zu einer wahren Befriedigung brachte, so daß er zuletzt ausrief, er habe nutzlos gelebt und unglücklich. Freilich trug daran

Digitized by Google

der unselige Zustand der öffentlichen Dinge sowie das schwere persönliche Mißgeschick, das Capponi im besten Mannesalter mit seiner völligen Erblindung traf, einen Theil der Schuld. Er selbst schreibt in seinen biographischen Aufzeichnungen: „Seit dem Jahre 1814 — ich war damals zweiundzwanzig alt — schien mir in Toscana nichts zu thun zu sein, was mir Befriedigung hätte gewähren können und etwas anderes als Halbwerk gewesen wäre. Zum Theil war das allerdings wahr, aber die damalige unverständige Zeitrichtung ließ mich in Uebertreibung verfallen, was auf mein Leben nachtheiligst eingewirkt hat. So kam es, daß ich zu dem geringen Antheil, den ich an bürgerlichen Dingen nahm, immer genöthigt werden mußte; ich sah darin nur eine mir auferlegte Verpflichtung, wozu ich weder Neigung noch Vertrauen mitbrachte. Ein einzigesmal handelte ich mit der Ueberzeugung, etwas Gutes und Wirksames zu fördern. Ich glaube derjenige gewesen zu sein, der den ersten Anlaß zur Gründung einer weiblichen Bildungsanstalt gab (er meint das noch bestehende Institut der Annunziata) . . . . Dann lebte ich lange Jahre anfangs in quälerischer Unthätigkeit, später in Studien vertieft. Als endlich der Name Pius' IX. die Sache Italiens zu einer populären machte, als eine wunderbare Uebereinstimmung Gedanken und Willensmeinungen aller Klassen und Charaktere vereinigt auf ein verständiges Ziel hinzulenken schien, als unter diesem Einflusse die Secten schwiegen und eine moralische Wiedererhebung die politische Befreiung zu verkünden schien, als lebendigster Glaube mich erfüllte und ich die Zeit zum Handeln endlich und zum erstenmale erschienen erachtete, da war es für mich zu spät, und Gottes Hand hatte mir das Verbot auf die Stirne gedrückt." Trotz dieses im Ganzen mehr passiven als activen Lebens bleibt Capponi einer der charaktervollsten und auch einflußreichsten Männer des neuen Italiens, durch seine persönlichen Verbindungen und Hilfleistungen, durch seinen Antheil an allen gemeinnützigen und vaterländischen Dingen, seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten, und mehr noch seine literarischen Anregungen, durch die politische Autorität, die der hochgebildete Mann trotz seiner Zurückhaltung während der ganzen Dauer der nationalen Vorbereitung genoß. So im Mittelpunkte eines bewegten, wechselvollen wissenschaftlichen und politischen Lebens, nach allen Seiten wo nicht thätig, so doch anregend und angeregt, so schildert ihn der Biograph. Das Buch ist wegen der vielen Details über Zustände und Personen des Zeitalters unschätzbar, abgesehen von dem schöngezeichneten Bilde des Helden selbst, der vielfach in Aufzeichnungen, Briefen, Gesprächen selbstredend eingeführt wird. Freilich kann es Reumont dem florentinischen Freunde nicht verzeihen, daß er schließlich für die Entthronung der Lothringer, für das einige Italien unter Victor Emanuel, für die Annexion Roms gestimmt hat. Man sollte meinen, daß es doch zu denken giebt, wenn auch ein Mann von so maßvoller, vornehmer Gesinnung, religiös, abhold dem vulgären Liberalismus, der Revolution, allen gewaltsamen Schritten, als italienischer Patriot zuletzt keine andere Lösung wußte, als den Einheitsstaat. Warum hat er sich doch von seinem Freunde Reumont nicht eines Besseren belehren lassen? der eine andere Lösung wußte und noch heute schreibt: „Die Schwierigkeiten einer Conföderation lagen allerdings auf der Hand, Schwierigkeiten, unter denen der Dualismus der beiden großen Staaten und die Stellung des Papstes, selbst im Falle des Aufhörens aller Freundschaft nicht die geringeren waren. Aber ich hielt sie für geringer als die aus der Ueberstürzung der einheitlichen Constituirung entsprungenen Unverträglichkeiten und Uebelstände, wie ich denn nicht glaube, daß ein Volk seine Geschichte ungestraft auf den Kopf stellt." Die Billigkeit

erfordert hinzuzufügen, daß der Verfasser, der durch sein Buch alle Freunde Italiens aufs Neue verpflichtet hat, selbst am Ende seiner schwarzsichtigen Betrachtung, die sich ja freilich unschwer aus den heutigen Zuständen Nahrung holen kann, versöhnlich hinzusetzt: „Findet Italien in der politischen Form, die es sich gegeben hat, Frieden und Glück, Festigkeit und Größe, ich will mich dessen freuen aus tiefer Seele. Hoc erat in votis.“ W. L.

Europäische Staatenkunde. Mit einem Anhange: Die vereinigten Staaten von Amerika. Mit Benutzung der hinterlassenen Manuscripte O. Peschel's nach den Originalquellen bearbeitet von Otto Krümmel. Erster Band. Erste Abtheilung. Leipzig, Duncker und Humblot. 1880. — So kurz die Leipziger Thätigkeit Oscar Peschel's gewesen, so tief und nachhaltig erweist sich die Wirksamkeit dieses ersten akademischen Lehrers der Erdkunde; nachhaltig durch die Schrift sowohl wie durch sein Lehrtalent. Unerschöpflich scheint sein literarischer Nachlaß, der in der Bearbeitung trefflicher Schüler, die er heranzog, zur Veröffentlichung gelangt. Ueber die Art, wie der Bearbeiter der europäischen Staatenkunde seiner Aufgabe sich entledigt hat, spricht er sich im Vorworte ausführlich aus. Peschel, der zweimal über den Gegenstand las, hat dabei vornehmlich im Auge gehabt, in das Verständniß der Zeitgeschichte einzuführen. Er wollte zu einer richtigen Schätzung der Größe und Macht der einzelnen Staaten anleiten und legte zu diesem Zwecke, ausgehend von den physikalischen Bedingungen, den Causalzusammenhang dar, dem die Staaten nach Form und Kraft unterliegen. Die Ausführung ist in den von Peschel hinterlassenen Heften vielfach eine aphoristische. Krümmel hat, den Unterschied von Vortrag und Lehrbuch mit Recht betonend, nach einer gewissen Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit in der Behandlung der einzelnen Theile des Stoffes gestrebt und ist dabei überall auf die Originalquellen zurückgegangen. Die eingestreuten politischen Reflexionen sind meist mit Peschel's eigenen Worten gegeben. Der erste Halbband enthält den allgemeinen Theil, plastische Gliederung, Klima, Vegetation und Thierwelt, vorhistorische Bevölkerung und Ethnographie Europas, dann folgt die specielle Staatenkunde des russischen Reiches, Skandinaviens, Dänemarks, des britischen Reiches. Die andere Hälfte des Bandes ist dem übrigen Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika, der ganze zweite Band dem deutschen Reiche vorbehalten. —g.

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling. Herausgegeben von Kuno Fischer. München, Bassermann. 1880. — Das Buch ist keine besonders wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Die 57 Briefe von Goethe, die es enthält, sind fast durchweg geschäftlichen Inhalts: Goethe wünschte die kritische Durchsicht der Ausgabe letzter Hand seiner Werke einem „geistreichen und im kritischen Fache geübten Manne“ zu übertragen, mit dem er zudem in genauere und fortwährende persönliche Berührung kommen könnte. In dieser Absicht wendete er sich an den trefflichen Göttling, der bereits im September 1824 durch die Widmung seiner Ausgabe der aristotelischen Politik an Goethe die Verehrung öffentlich bezeugt hatte, die ihn für den deutschen Dichter erfüllte. Die Verhandlungen über Redaction, Druck ꝛc. der Ausgabe von Goethe's Werken bilden daher den Hauptinhalt der Briefe des Dichters, der indessen auch an den persönlichen Verhältnissen Göttling's denselben lebhaften und herzlichen Antheil nahm, dessen sich

jede tüchtige Persönlichkeit, die Goethe als solche erkannt hatte, zu erfreuen gehabt hat. Als Göttling im Jahre 1828 nach Italien reiste, begleitete ihn die wärmste Theilnahme Goethe's: „Wenn ich einen Freund auf eine solche Fahrt sich bereiten sehe, ist es mir, als wenn ich selbst einpacken müßte, ihn zu begleiten, und so genieße ich denn auch zum voraus die Früchte, die Sie reichlicher als jeder Andere für sich und uns einernten werden.“ An Cigognara in Venedig und Manzoni in Mailand u. A. gab Goethe Göttling Empfehlungen mit, Göttling aber sendete dem Dichter von den Eindrücken seiner Reise in mehreren längeren Briefen Bericht, welche letztere den wesentlichsten Theil des vorliegenden Buches ausmachen. Besonders bedeutend sind indessen auch diese italienischen Reisebriefe Göttling's nicht. Das philologische und archäologische Interesse des Schreibenden tritt in den Vordergrund. Aber die Briefe sind lebendige Zeugnisse jener geistigen Frische und Liebenswürdigkeit, die Göttling bis in sein hohes Alter eigen geblieben sind. — Die Arbeit des Herausgebers beschränkt sich auf eine kurze Einleitung. L. H.

Das Bündniß von Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Constanzer Concils von J. Caro. Gotha, F. A. Perthes. 1880. — Das gegen Frankreich gerichtete Bündniß, das der römische König Sigismund am 15. August 1416 zu Canterbury mit dem Könige Heinrich V. von England abschloß, bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Constanzer Concils. Ueber die Motive aber und die Vorgeschichte dieses Bündnisses besteht eine Controverse in der geschichtlichen Literatur: die Handlungsweise Sigismund's hat sehr verschiedene und vorwiegend, nicht blos in Frankreich, ungünstige Beurtheilung gefunden. Der Verfasser hat nun eine Reihe von Actenstücken aufgefunden, auf deren Grund er — namentlich gegenüber der Schrift von Max Lenz: „König Sigismund und Heinrich V. von England“ — den Nachweis zu führen im Stande ist, daß nur die Treulosigkeit Frankreichs den Luxemburger zum Aufgeben der tradionellen Freundschaft seines Hauses mit den Bourbons vermochte. Sigismund hatte, wie dies auch Pauli's Ansicht ist, aufrichtig im Streite zwischen Frankreich und England vermitteln wollen, von den französischen Unterhändlern aber sah er sich hintergangen und die Allianz mit England war die einzige zutreffende Vergeltung für diese Perfidie, sie war zugleich eine unumgängliche Nothwendigkeit, um bei der Wiederaufnahme der Concilgeschäfte gegenüber den entfremdeten Franzosen eine zuverlässige Stütze für die großen ungelösten Aufgaben zu gewinnen. Auf eine „Rettung“ des Charakters Sigismund's ist es dabei keineswegs abgesehen. Es bleibt dabei, daß dieser König mit seiner Vielgeschäftigkeit, seiner phantastischen Planmacherei, der Plötzlichkeit und Wandelbarkeit seiner Entschlüsse eine vorwiegend unsympathische Persönlichkeit ist. Aber treulos zeigte er sich nicht gegen Frankreich, sondern gegen England: sein zweideutiges, unwahres Wesen kehrte sich erst heraus, als es sich darum handelte, die im Gefühle der Kränkung, im Drange des Augenblickes und in der Berechnung der Vortheile gegen England eingegangenen Verpflichtungen durch die That zu erfüllen. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 24. Juni 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 29676

Digitized by Google

Digitized by Google